DER SALON FÜR LITERATUR, KUNST UND GESELLSCHAFT





<36601337640010

BD. VI. HEFT VII. PREIS 10 SGR.

Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben von

E. DOHM & J. RODENBERG.



Haupt-Agenten für Amerika: L. W. Schmidt, 24 Barclay Street in New-York; und E. Steiger, 22 und 24 Frankfort Street in New-York. — London, James Hagger, 67 Paternoster Row. Asher & Co., Bedford Street, Covent Garden — Paris, A. Franck. — B. M. Wolff, St. Petersburg. — Dresden, A. H. Payne.

VERZEICHNISS DER MITARBEITER.

Schriftsteller: **Friedrich Althaus, Adelheid v. Auer, Dr. Ludw. Bamberger, Otto Banck, E. Bauernfeld, Ad. Böttger, Friedr. Bodenstedt, Udo Brachvogel, Dr. G. Büchmann, Dr. H. Cohn, Em. Deutsch** in London, **E. Duboc (R. Waldmüller), Adolf Ebeling, L. Ernesti (M. von Humbracht), A. v. Etzel, J. G. Fischer, Karl Frenzel, Em. Geibel, Fr. Gerstäcker, Claire von Glümer, Rud. Gottschall, Herm. Grieben, Julius Grosse, Anastasius Grün** (Anton Alexander Graf v. Auersperg), **Karl Gutzkow, Prof. Ed. Hanslick, George Hesekiel, Ferd. Hey'l, Paul Heyse, Ferd. Hiller, George Hiltl, Karl von Holtei, Hans Hopfen, Dora d'Istria** (Fürstin Koltzoff-Massalsky), **Gottfried Kinkel, H. Kletke, J. G. Kohl, E. Kossak, Dr. Fr. Kreyssig, Dr. A. Lammers, Eugen Laur, Dir. Jos. Lehmann, Dr. Julius Lessing, Arthur Levysohn, Paul Lindau, Hermann Lingg, Prof. H. Masius, Alfr. Meissner, Prof. Karl Mendelssohn-Bartholdy, Dr. Julius Meyer, Melchior Meyr, Adolf** und **Karl Müller, Wolfgang Müller (von Königswinter), A. Mützelburg, Prof. L. Nohl, Dr. H. B. Oppenheim, Dr. Oscar Paul, G. zu Putlitz, Otto Roquette, Dr. Sacher-Masoch, Dr. K. Ritter v. Scherzer, Sigmund Schlesinger, Julian Schmidt, Levin Schücking, August Silberstein, Friedr. Spielhagen, Prof. Anton Springer, Dr. A. Stern, Prof. Julius Stern,** K. Musikdirector, **Theodor Storm, Adolf Strodtmann, Karl von Thaler, Iwan Turgénew, Dr. Otto Ule, Dr. A. Vollert, Baron Warburg, M. M. v. Weber, F. Wehl, Adolf Wilbrandt, Ottilie Wildermuth, Dr. Alfr. Woltmann.** — Künstler: **W. Amberg, C. F. Deicker, W. Douzette, W. Gentz, Hiddemann, Otto Knille, Franz Meyerheim, Paul Meyerheim, Oscar Pletsch, Prof. Gustav Richter, J. Scholz, W. Scholz, Prof. J. Schrader, Prof. Steffeck, B. Vautier, A. v. Wille, O. Wisniewsky.**

Notiz!

Da bei der Zusammenstellung der einzelnen Hefte des „SALON“ nach einem bestimmten Plane verfahren wird, zu dessen Ausführung sich die Herausgeber mit einer Anzahl befreundeter Kräfte von vornherein verbunden haben, so bitten wir diejenigen Herren Autoren, welche von uns nicht direct aufgefordert worden sind, nur nach vorgängiger schriftlicher Anfrage Manuscripte senden zu wollen. Eine Verpflichtung, unverlangte Manuscripte, namentlich Gedichte, zurückzusenden, können wir nicht übernehmen.

Für die Redaction:

Dr. Julius Rodenberg.

Berlin, 23 Schöneberger Ufer.

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

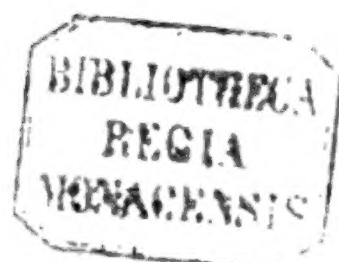
von

Ernst Dohm und **Julius Rodenberg.**

Band VI.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.



Inhalt des sechsten Bandes.

Kunstblätter.

Der Salon.

Der Stein vom Herzen.

Novelle von **G. zu Putlitz.**

I.

„Es giebt keinen lustigern Wirth als Peter Hallmer von den „Drei Eichen!“ so hieß es in der ganzen Gegend. Sein Gasthaus, eigentlich nur eine Kaffee- und Bierwirthschaft in einem Dörfchen, etwa eine Viertelmeile entfernt von einer kleinen Provinzialstadt in Norddeutschland, war zwar einfach, was er den Gästen bieten konnte beschränkte sich auf das Gewöhnlichste und Hergebrachte, aber die Wirthin hielt Alles sauber und der Wirth war immer vergnügt. Nachmittags kamen die Honoratioren des Städtchens, die Herren vom Gericht oder vom Magistrat, und plauderten bei der Pfeife und der Tasse Kaffee; Sonntags war Tanz, und im Sommer vergnügte sich die junge Welt aus der Stadt mit geselligen Spielen unter den hohen Eichbäumen, die das Häuschen beschatteten. Die Kegelbahn wurde selten leer. Wenn aber auch einmal ein einsamer Spaziergänger kam, Gesellschaft fand er doch, denn der Wirth war immer da und wußte sich mit Jedem etwas zu erzählen. Hallmer war eben der Mann, der mit richtigem Tact bei Jedermann den passenden Ton anzuschlagen wußte, und ohne aufdringlich zu sein in jeder Gesellschaft heimisch wurde. Dagegen war die Frau still und wortkarg; kam nie ohne Noth aus ihrer Küche heraus; hielt sich nicht auf unter den Gästen, und selbst die Anerkennung ihrer Kochkünste nahm sie ohne Erwiederung, zwar nicht unfreundlich, aber als selbstverständlich hin. Für den Mann war Alles ein Vergnügen; jedem Dinge wußte er die erfreuliche Seite abzugewinnen; die Frau sah immer nur die Pflicht; ein fehlendes Lob war für sie ein Tadel, und jede kleine Unannehmlichkeit schien ihr ein Unglück. Trotz dieser Charakterverschiedenheit aber, und vielleicht gerade deshalb, konnte man die Ehe eine vortreffliche nennen. Zwanzig Jahre waren die Leute verheirathet, und kein unfreundliches Wort war zwischen ihnen gewechselt. Wenn sie ihre häuslichen Angelegenheiten, oder die Erziehung und Zukunft der Kinder besprachen, war dem Mann Alles heiter und hoffnungsreich, der Frau trüb und voll banger Ahnungen, aber zum Schluß sagte Frau Hallmer immer: „Du hast das Thun und das Lassen“, und was der Mann dann beschloß, das nahm sie auf sich wie eine Pflicht, und wenn sie sich auch nicht freute an dem Gelingen, so hatte sie doch auch kein Wort und keine Miene des Vorwurfes, wenn etwas fehlschlug. Uebrigens ging ihr Leben auch weiter, eigentlich ohne Glück und ohne Unglück. Sie hatten

ihr Auskommen, konnten die kleine Pacht des Gehöftes pünktlich zahlen, lebten einfach, aber ohne Sorge und erzogen ihre Kinder, einen fast erwachsenen Sohn und drei kleinere Mädchen, zu fleißigen Menschen wie sie selbst waren; aber erübrigen konnten sie nichts.

Wenn wir auf die Vergangenheit der Eheleute zurücksehen wollen, so können wir kurz erzählen: Vor etwa zwanzig Jahren wanderte der schmucke, lustige Peter Hallmer als Handwerksbursche mit schmalem Säckel und leerem Ränzel in das Städtchen ein, fand aber gleich bei einem wohlhabenden Sattlermeister und Ackerbürger Arbeit. Der hübsche, Alle belustigende Geselle war bald wie ein Mitglied der Familie, und der Meister hatte nichts dagegen, daß er die eben erwachsene älteste Tochter heimführte. Mit der gemeinsamen Wirthschaft im schwiegerväterlichen Hause wollte es dann aber doch nicht recht gehen, und so gab Hallmer das Handwerk auf und pachtete den Gasthof, der ihn selbstständig ernährte, ohne daß er dem Schwiegervater irgendwie zur Last zu fallen brauchte, der ohnehin noch für eine ganze Reihe von Kindern zu sorgen hatte. Er selbst hatte kein Vermögen, keine Verwandten und war aus dem Sächsischen, seiner Heimat, fortgewandert, ohne einen Angehörigen zurückzulassen, dem er zum Abschied die Hand hätte drücken oder später von seinen Erlebnissen hätte Nachricht geben können. Um so eher gewöhnte er sich an die neue Heimat, in der er schnell einen großen Kreis von Bekannten, fast von Freunden fand und jedenfalls keinen Feind oder Widersacher hatte.

Ganz unerwartet kam eine Aenderung in die Verhältnisse des Hallmer'schen Hauses.

Ein entfernter Namensvetter in des lustigen Wirths Heimat war ohne Testament und ohne nähere Erben gestorben und die Verwandten wurden durch die öffentlichen Blätter aufgefordert ihre Ansprüche geltend zu machen. Unser Freund hätte kaum etwas von der Sache erfahren, hätten nicht die Herren vom Gericht, die täglich bei ihm verkehrten und großes Wohlwollen für ihn hegten, ihn darauf aufmerksam gemacht und für ihn Nachfragen angestellt. Die Verhandlungen dauerten über Jahr und Tag, da aber andere Verwandte sich überhaupt nicht meldeten, wurde Hallmer als Erbe anerkannt und schien auf einmal ein wohlhabender Mann geworden zu sein, denn die Erbschaft bestand aus einem kleinen Bauerngut, mit einem schmucken Gehöft, das, herausgebaut aus dem Nachbardorfe, auf einer kleinen steilen Anhöhe gelegen war. Hallmer war wie berauscht von dem unerwarteten Wohlstand und empfing jubelnd alle Glückwünsche, die auf ihn einstürmten. Er nahm den neuen Besitz in Augenschein und kam dann zurück, ganz erfüllt von den Wunderdingen, die er gefunden hatte. Frau Hallmer konnte sich nicht freuen. Die Wirthschaft war ihr zwar niemals angenehm gewesen, aber das Neue erschreckte sie; die Trennung von den alten Eltern schien ihr unüberwindlich. Mit trüben Vorahnungen löste sie ihre Häuslichkeit auf und doch, als die Stunde des Aufbruches, des Uebersiedelns herankam, schien ihr das leichter zu werden als dem von Hoffnungen

erfüllten Mann. Er nahm immer wieder gerührt Abschied von den zahlreichen Freunden, tröstete sich mit der Aussicht eines häufigen Wiedersehens und lud alle Welt ein, ihn in seinem neuen Glanze zu besuchen. Die Frau dagegen hatte den Wechsel des Geschickes nun einmal wie eine Pflicht übernommen, der Mann hatte so entschieden und sie vermochte es nicht einmal, sich das Unvermeidliche freudiger oder schmerzlicher darzustellen.

So finden wir die Familie in dem unerwartet zugefallenen Besitz wieder. Das Gehöft lag abseits vom Wege, still und einsam. Das Wohnhaus war alt, vernachlässigt und schadhaft, aber gut eingerichtet, bot immerhin ausreichende Räume für die Familie, umsomehr, als der älteste Sohn, der das Maurerhandwerk lernte, nicht mehr im Hause und jetzt gerade beim Militair eingetreten war. Die Frau fand vollauf zu thun, und da sie in ihrer stillen Weise weiterschaffte, wie man es immer an ihr gewohnt gewesen war, konnte man kaum einen Unterschied, eine Veränderung an ihr wahrnehmen. Hallmer war überaus geschäftig, griff, wenn auch etwas planlos, überall selbst mit ein in die Wirthschaft und freute sich des Wohlstandes und der immer gefüllten Kasse. Aber die Einsamkeit drückte ihn und durch rastloses Hin- und Herschaffen suchte er die ungewohnte Langeweile zu überwinden. Heiter war er zwar noch immer, aber er vermißte die Gäste, unter denen er seine Heiterkeit zeigen konnte. So gewöhnte er sich daran viel außer dem Hause zu sein, und die kleinen Handel für seine Wirthschaft gaben ihm dazu Gelegenheit, ja zuweilen sogar den Vorwand. Er läugnete das auch gar nicht. „Wer so viel unter Menschen gelebt hat“, sagte er, „der kommt sich vor wie eine Mühle, die still steht, in der Einsamkeit. Die Steine, das Räderwerk, die Flügel sind da, aber der Wind fehlt, der sie treibt.“ Die Frau sah das ein, und weit entfernt sich zu verstimmen, daß sie ihn missen müsse, ermunterte sie ihn sich Gesellschaft und Verkehr zu suchen, am besten außerhalb, da sie selbst kein Bedürfniß noch Verlangen danach empfand. So war Hallmer oft Tagelang fort, aber Alles ging in guter Ordnung weiter; denn in seiner Abwesenheit vertrat ihn die Frau, und da sie eigentlich niemals verschiedener Meinung waren, war er mit allen ihren Anordnungen zufrieden und hatte auch alle Ursache, das zu sein. Das Hallmer'sche Haus war das Muster einer friedlichen Familie in behaglichem Wohlstand und sorgenfreier Genügsamkeit.

Einmal war Hallmer mehrere Tage verreist gewesen und kam in einer fast verlegenen Aufregung zurück. Er erzählte, daß er halb zufällig eine entfernte Verwandte gefunden hätte, eine arme Waise, fast noch ein Kind, das unter fremden Menschen hart behandelt würde Die gutherzige Frau schlug gleich vor, dem armen Geschöpf eine Unterstützung zukommen zu lassen; als aber Hallmer den Gedanken hastig ergriff und das Mädchen ohne Weiteres in's Haus und in die Familie nehmen wollte, konnte sich die Frau darein nicht gleich finden. Alles Neue, Fremde war ihrer Natur entgegen, die Scheu, das unbekannte Element könnte die

Ruhe des Hauses stören, ängstete sie, und in ihrer Art, alles Kommende wie ein heranrückendes Unglück aufzufassen, malten sich die Folgen dieses Entschlusses in schwärzesten Farben aus. Hallmer suchte ihr Bedenken mit fast erzwungener Heiterkeit zu widerlegen, und schließlich sagte sie wie gewöhnlich: „Du hast das Thun und das Lassen! Ich werde auch das übernehmen und mit Gottes Hülfe mit bestem Willen nach Kräften durchführen.“ Nicht lange darauf reiste Hallmer ab, um die Waise zu holen; die Ehegatten hatten beschlossen, sie wie ein eigenes Kind zu halten und ihr unter den Kindern demgemäß den Platz einzuräumen.

An einem trüben, feuchten Herbstabend kam Hallmer mit Katharine auf seinem Gehöft an. Es war ihm leicht geworden, die Leute, bei denen das Mädchen in Dienst stand, zu bewegen, dasselbe sofort zu entlassen und mitzugeben, denn die Frau bezeichnete sie als nachlässig und ungeschickt, der Mann nannte sie unbesinnlich und zerstreut, aber nicht böswillig. Weniger leicht war ihm das Mitnehmen bei Katharine selbst geworden. Man hatte dem Mädchen erst davon gesagt, als Alles bereits abgemacht war und der Wagen schon vor der Thür stand, auf den man ihre kleinen Habseligkeiten aufpacken wollte, und in dem sie mit dem Vetter gleich mitfahren sollte. Katharine weigerte sich. Man hätte kein Recht sie so außer der Zeit fortzuschicken und sie sei keine Waare, die man, ohne sie zu fragen, von einer Hand in die andere gäbe; sie wolle ihre Pflicht thun, müsse sich gefallen lassen, wie bisher gescholten und gestoßen zu werden, dafür sei sie die Magd, aber so fortjagen ließe sie sich nicht. Hallmer, auf diese Einwände nicht gefaßt, bedeutete das störrische Mädchen, daß es sich nicht um einen neuen Dienst handle, daß sie zu Verwandten käme und als Mitglied der Familie aufgenommen werden solle. Katharine erwiederte, sie hätte keine Verwandte, wenigstens hätten sich dieselben niemals um sie bekümmert und sie wolle auch nicht um Gottes Lohn aufgenommen werden. So schwach sie aussähe, hätte sie doch Kräfte genug zur Arbeit und wolle lieber trocknes Brod verdienen, als mit dem Gefühl Almosen zu empfangen ein behagliches Leben führen. Ihr bisheriger Brodherr polterte gegen diese Thorheit, die Frau schalt und versicherte, nicht eine Stunde länger würde sie solch' unvernünftiges Geschöpf im Hause behalten; Hallmer sprach begütigende Worte dazwischen, aber Alles das war vergebens. Zuletzt ließ sich Katharine auf keine Gründe mehr ein und wollte an ihre gewohnte Arbeit gehen, so daß man den Vormund holen mußte, um sie zur Raison zu bringen. Der Vormund war ein Bürger des Städtchens, dem das Gericht diese Pflicht wider seinen Willen aufgelegt hatte und der auch nicht die geringste Theilnahme für das Mündel hegte. Er kam, und kaum hatte man ihm den Sachverhalt auseinandergesetzt, als er mit einer Amtsmiene Namens des Gerichts und Kraft seiner Befugniß dem Kinde befahl, mit dem Vetter mitzugehen Katharine sah ihn ruhig an, fuhr dann mit der Hand über die Stirn und sagte: „Ihr seid mein vereideter Vormund, wenn Ihr befehlt muß ich gehorchen, denn ich meine, das ist so Rechtens!“ Dabei nahm sie ihr Bündelchen, reichte

der Brodherrschaft, ohne weiter etwas hinzuzufügen, zum Abschied die Hand und stieg auf den Wagen, setzte sich aber nicht neben Hallmer auf den Sitz, sondern richtete sich zwischen ihren Sachen hinten im Wägelchen ein und war auch nicht durch Schelten noch durch freundliche Worte zu bewegen, darin etwas zu ändern. So offenbarte sich gleich ein starres Rechtsgefühl als Hauptzug des störrischen Charakters. Die ihr vom Gesetz gestellte Autorität mußte sie zwingen eine Wohlthat zu empfangen, und auch von der nahm sie nur das Recht einer Magd an.

Hallmer fuhr schweigend mit ihr hin. Wenn er sich umwandte und versuchte mit Scherz oder Fürsorge ein Wort an das Mädchen zu richten, bekam er nur knappe und karge Antwort und gab bald das Gespräch auf. Es war Abend geworden und feuchter Wind strich durch die halb entlaubten Bäume, über die leeren Felder. Am Horizont schimmerte noch durch die Nebel der rothgelbe Schein der untergehenden Sonne. Eine unfreundliche Stimmung lag über der Natur. Hallmer war nicht gut zu Muth und seine sonst immer bereite Heiterkeit drohte zu Schanden zu werden. Er peitschte das müde Pferd, das durch die ausgefahrenen, nassen Wege hinschlich. So gelangte er endlich an's Ziel und hielt vor der Thür seines Hauses. Der Knecht kam mit der Laterne, um das Pferd abzunehmen, Frau Hallmer trat mit Licht aus der Hausthür, indeß die kleinen Mädchen sich neugierig in der Thür des hellen Wohnzimmers drängten.

„Da bringe ich Euch die Katharine", rief Hallmer „und sie wollte nicht einmal mitkommen."

„Willkommen!" sagte Frau Hallmer, reichte dem Mädchen die Hand und zog es freundlich in das warme Zimmer. „Seht Kinder", fügte sie hinzu, „das ist Eure Base und Ihr müßt sie lieb haben, und gelt, Katharine, Du wirst die kleinen, wilden Mädchen auch lieb gewinnen?"

Katharine sah sie aus tiefen Augen groß an und erwiederte: „Das weiß ich noch nicht, Frau, und verspreche nicht, was ich nicht sicher bin halten zu können."

„Sie ist ein wunderliches, verwahrlostes Ding", flüsterte Hallmer seiner Frau zu, während diese ihm half den durchnäßten Mantel auszuziehen.

„Die wird uns Unglück bringen in's Haus", erwiederte sie, „aber ich will thun, was ich kann." Dabei nahm sie Katharine unter den Arm und führte sie in das Zimmer, in dem sie mit der ältesten elfjährigen Tochter schlafen sollte, damit sie sich trockne Kleider anzöge. Katharine wies jede Hülfe von der Hand, so daß Frau Hallmer sie allein ließ und mit banger Vorempfindung den Tisch zum Abendbrod deckte. Katharine ließ nicht lange auf sich warten und trat in's Zimmer, blieb aber an der Thür stehen. Jetzt erst konnte Frau Hallmer sie prüfend betrachten. Das Mädchen war schmächtig, die Gestalt unentwickelt, das Gesicht schmal und bleich. Ein leises Zittern ging durch die ganze Erscheinung, man hätte sie für ein Kind halten können, wären nicht die Züge fest

und charakteristisch gewesen. Wie ein gescheuchtes Wild, das nicht wagt zu entfliehen, stand sie da.

„Komm!“ rief Frau Hallmer, „setze Dich an den Tisch und iß. Du mußt hungrig und durchfroren sein.“

Katharine blieb stehen und fragte: „Was ist meine Arbeit, Frau? Sagt mir gleich Alles, ich verstehe es schwer, aber ich will arbeiten.“

Es war mit Mühe, daß man sie überredete an dem Mahle Theil zu nehmen; sie setzte sich auch nur an die äußerste Kante des Tisches und nahm den Teller, von dem sie aß, auf den Schoos. Die Kinder rückten scheu von ihr ab, Hallmer versuchte vergebens einen Scherz über die Lippen zu bringen und nur die Frau blieb in ihrem ernsten Gleichmuth. Sie hatte die neue Pflicht von Anfang an schwer genommen, aber sie wollte sie als solche auch tragen.

Katharine blieb ein fremdes und kaltes Element in der Familie. Hallmer versuchte mehrmals vergebens sie zu überreden, zu ihm und zu der Frau: „Vetter“ und „Tante“ zu sagen, sie blieb dabei ihn „Herr“ und Frau Hallmer „Frau“ zu nennen, wie eine Dienstmagd, und so war er der Erste, der es aufgab ein Verhältniß zu ihr zu gewinnen. Die Frau schien die fremd klingende Anrede zu überhören, blieb ernst freundlich, aber ein Herz konnte sie auch nicht zu dem Mädchen fassen. Die Kinder gewöhnten sich am leichtesten an ihre Weise und zu ihnen wurde sie auch freundlich, wenn sie auch wortkarg blieb und immer mehr dienend als gleichstellend. Sie war zerstreut und träumerisch, sonst aber fleißig, scheute keine Arbeit, auch die schwerste nicht, die über ihre Kräfte zu gehen schien, aber heimisch wollte sie nicht werden im Hause, vielleicht weil ihr diese Empfindung fremd war, denn sie hatte nie eine Heimat gekannt. Ihr Vater, erst ein wohlhabender Mann, hatte sich dem Trunk ergeben, wie die Leute sagten, weil die Frau ihm das Haus unordentlich hielt und verleidete. Katharine hatte aus dem Elternhause nur die Erinnerung an Zank und Streit, an heftige Worte, die nicht selten in Thätlichkeiten ausgingen. Dann, als sie etwa zwölf Jahre alt war, waren die Eltern kurz hintereinander gestorben und sie war unter fremde Menschen gekommen. Liebe hatte sie nirgend gefunden, Nachsicht und Mitleid wollte sie nicht. Hatte sie etwas verfehlt in ihrem Dienst, und das kam oft vor, denn sie war nicht an Ordnung gewöhnt und leicht zerstreut, so ertrotzte sie eine strafende Zurechtweisung und niemals war sie zu bewegen Besserung zu versprechen, weil sie dabei blieb, sie wisse nicht, ob sie das halten könne. Sie schwieg dann lieber, aber ein unwahres Wort brachte sie nicht über die Lippen.

Frau Hallmer schalt sie niemals, zog sie zu bei ihrer Arbeit und wollte sie ihr einmal einen Verweis zukommen lassen, so richtete sie ihn halb an ihre eigenen Kinder und gab diesen die Lehren, die eigentlich für Katharine bestimmt waren. Aber sie fühlte doch die Last des beständigen Verkehrs mit diesem abgeschlossenen, unzugänglichen Wesen. Sie sprach das ihrem Mann aus, schon weil sie bemerkte, daß, seit Katharine im Hause war, dieser leicht verstimmt und nicht mehr so

heiter schien als früher und schlug vor, dem Mädchen einen andern Dienst bei freundlichen Leuten zu suchen und sie lieber mit Geld zu unterstützen, als sich die Plage des täglichen Zusammenseins länger zu machen und so jede Behaglichkeit des Hauses zu stören. Hallmer wurde aber fast heftig bei diesem Vorschlag und wies ihn entschieden von der Hand, ohne sich auf Gründe einzulassen. Die Frau, mit schnellem weiblichen Tact und obgleich sie keinerlei Mißtrauen in ihren Mann setzte, fühlte doch, daß hier etwas vorläge, das er nicht ausgesprochen haben wolle, und schwieg. Aber die Eheleute vermieden es nun von Katharine zu reden, und so lebte sie im Hause weiter, scheinbar ruhig, aber doch mehr ertragen als gern gesehen. Sie selbst schien das nicht zu empfinden.

So waren mehrere Monate vergangen und das Weihnachtsfest rückte heran. Frau Hallmer hatte längst davon gesprochen ihre Heimat und ihre alten Eltern zu besuchen, Hallmer war freudig einverstanden und die Kinder jubelten in der Reiseaussicht. Selbstverständlich hatte man angenommen, Katharine würde die Familie begleiten und danach alle Vorbereitungen getroffen. Am Frühmorgen des heiligen Abends wollte man aufbrechen, die nahe Eisenbahn war schnell mit dem Wagen zu erreichen und am Nachmittag konnte man in dem Elternhause sein. Die Kinder schliefen kaum vor Aufregung und schon vor der Zeit waren Alle bereit und reisefertig. Der Wagen rollte über den gefrorenen Boden, durch den knisternden Schnee; aber wie war die Familie erstaunt, als Jeder so gut verwahrt für die Reise als möglich zum Vorschein kam, daß Katharine keinerlei Anstalten für sich machte, sich sogar anschickte ihr Spinnrad in Ordnung zu bringen und sich wie täglich in der Frühstunde an die Arbeit zu setzen. Alle Bitten der Kinder, alle Vorstellungen der Mutter, alle Heftigkeit des Vaters blieben vergebens, Katharine erklärte, um keinen Preis würde sie mitreisen, denn sie gehöre nicht in die fremde Familie. Was war zu thun? Die Zeit drängte; Frau Hallmer traf schnell ihre Vorkehrungen, unterwies die alte Taglöhnerfrau, die sie angenommen hatte, während ihrer Abwesenheit das Haus zu hüten, ließ Katharine'n die Schlüssel, und so reiste die Familie fort, mißgestimmt und gekränkt, und Frau Hallmer hatte gleich allerlei trübe Vorahnungen für eine Reise, die mit solcher Widerwärtigkeit begonnen hatte.

Die Familie war fort und das Haus war leer. Die alte Taglöhnerfrau brummte und meinte, nun sei sie ja ganz unnütz, und da sie zum Fest im eigenen Hause noch vollauf zu schaffen hätte, wolle sie gehen, Katharine könne sie ja abrufen wenn sie ihrer bedürfe. So war Katharine allein. Erst kam ein längst entwöhntes Gefühl von Behagen über sie in der Einsamkeit. Stundenlang träumte sie vor sich hin und wußte selbst nicht, woran sie dächte. Es war ihr, als sei sie frei geworden von einer schweren Fessel; denn das Wohlwollen, die Nachsicht drückten sie, und die Freude an der Reise, die sie nicht zu theilen vermochte, machte sie traurig. So muß einer Knospe zu Muthe sein, die, im Druck des Schattens verkümmernd, ihre Blätter nicht zu entfalten vermag, während rings Alles aufblüht im Sonnenschein und glänzt und

duftet in der Freude und dem Vollgefühl des Lebens. Dann ist der Nachtsturm ein Trost, der alles Blühen zudeckt und verhüllt und Jedes einsam und still macht. Als das Mädchen aber eine Zeitlang so hingeträumt hatte, schritt es durch das einsame Haus und es wurde ihm doch unheimlich in den verlassenen Räumen. Es dachte nicht daran sich selbst die Mahlzeit zu bereiten und spät erst fiel ihm ein, daß die alte Frau fort sei und daß für den Knecht gesorgt werden müsse, wenn er heimkäme. Die arme Katharine war nicht daran gewöhnt, selbstständig zu überlegen, und nun eilte sie in die Küche und zündete ein großes Feuer auf dem Herde an, ohne sich klar zu machen, was sie zuerst angreifen solle. Dann erinnerte sie sich, daß der Knecht Erlaubniß erhalten hätte, im Städtchen bei seinen Eltern zu bleiben und nicht vor dem andern Tage zurückkäme. Sie ging wieder in's Wohnzimmer und träumte weiter. Was vom Frühstück übrig geblieben war, stand noch da, sie hatte es nicht fortgeräumt und es genügte ihr. Aber sie setzte sich nicht an den Tisch, sie aß ab und zu und vergaß Zeit und Stunde. Draußen wirbelte der Schnee nieder, es wurde finster und dann brach die Nacht ein. Kalt und schaurig überfiel es sie, denn sie hatte auch versäumt Holz nachzulegen im Ofen und das Feuer war ausgegangen. Die Lampe hatte sie nicht angezündet und sie bemerkte kaum, daß es Nacht um sie wurde. Dann, als der Frost ihr die Glieder schüttelte, tappte sie sich in die Schlafkammer, warf die Kleider ab und schlüpfte in's Bett. Aber es war noch zu früh und sie konnte nicht schlafen. Da erst dachte sie daran, daß heiliger Abend sei, das Fest der Freude für alle Welt. Sie selbst hatte nur karge, unfreundliche Erinnerungen aus ihrer Kindheit an diesen Abend, aber ein Bäumchen hatte ihr doch auch gebrannt und Friede war auch über ihre Eltern gekommen an diesem Abend, mehr als sonst im ganzen Jahr. Und dann hatten die Kinder ihr erzählt von ihren Weihnachtserinnerungen und gejubelt in ihrer Vorfreude. Sie kam sich so verlassen vor und fror in dem Bettchen. Da fiel ihr ein, daß das Feuer noch brennen müsse auf dem Herd. Wie sie war, im leichten Hemdchen, warf sie einen Rock über und schlüpfte barfuß in die Pantoffeln Sie tastete sich an der Wand entlang bis zur Küchenthür. Das Feuer war fast niedergebrannt, aber die glimmenden Kohlen rollten über den Heerd und warfen einen rothdämmernden Schein durch den ganzen Raum. Da war es auch warm und Katharine kauerte sich nieder auf den Schemel in der Ecke am Herd. Jetzt fühlte sie sich nicht nur einsam, sie fühlte sich verlassen, ausgestoßen aus der allgemeinen Freude und dem Segen dieser Weihnachtsstunde. Sie weinte, weinte heiße Thränen, nicht des Kummers, nein, des Grolls. Der Groll galt nicht der Familie, die sie aufgenommen hatte, wenigstens machte sie sich das nicht klar, und was hätte sie ihr auch vorzuwerfen? er galt der ganzen Menschheit, der Welt, die so kalt war, daß ihr die Zähne klapperten. Sie hätte diese ganze Welt können zu Grunde gehen sehen und es wäre ihr wie eine Erlösung erschienen. Aus den thränenumflorten Augen starrte sie in die leuchtenden Kohlen, träumend, gedankenlos. Da war

eine Kohle herabgerollt vom Herd und in den Holzkorb gefallen, der zur Seite stand und den sie selbst, achtlos, nicht an seine Stelle gebracht hatte. Die Kohle glimmte weiter, Rauch, immer dichter, immer mehr zog durch die Küche. Katharine starrte hinein und rührte sich nicht. Wie ein Alp hielt bleischwere Betäubung sie gebannt. Und dazwischen glimmten die Kohlen und ab und zu züngelte eine Flamme auf. Noch hätte sie mit einem schnellen Entschluß dem Unheil wehren können, aber sie bewegte sich nicht, als hätte das Element einen Zauberkreis um sie gezogen. Ihr war es, als käme nun, was sie gewünscht hätte — der Untergang der Welt. Sie wollte aufschreien, aber wie ein höhnisches Lachen der Luft klang der Angstschrei ihres Herzens. Ihre Gedanken waren fort und sie freute sich der immer höher schlagenden Flammen. Plötzlich war Alles Gluth um sie her, und aufgerüttelt vom Instinct zum Leben, sprang sie auf, stürzte durch den Rauch hülferufend zum Hause hinaus und nicht achtend Schnee und Eis, über die sie in bloßen Füßen hineilte, unbekümmert um die leichte Kleidung, die sie bedeckte, lief sie den Fußpfad hinunter und pochte an die Thür des Taglöhners. Die Thür war von innen verschlossen und erschöpft brach sie auf der Schwelle zusammen. Da warf sie den Blick zurück und hinter ihr, in hellen Flammen, grell und furchtbar abgehoben von dem dunklen, schneeschweren Nachthimmel, stand das Haus. So fand sie der Taglöhner, als er, vom Feuerschein erschreckt, die Thür aufriß.

II.

Die Reise der Hallmer'schen Familie ging ganz ohne Zwischenfälle von Statten, aber die Verstimmung, mit der sie angefangen hatte, war doch nicht zu verwischen. Frau Hallmer spann sich eine Besorgniß nach der andern aus, und wenngleich Hallmer lustig scheinen wollte, wenn er auch in gewohnter Weise seine Scherze mit den Eisenbahnschaffnern und den Mitreisenden machte und diese über ihn lachten, so wurde er selbst doch nicht heiter dabei. Der Druck, der seit einiger Zeit auf seiner Stimmung, auf seinem ganzen Wesen lag, trat deutlich hervor. Am Nachmittage kamen sie in Frau Hallmer's Elternhause an und die liebe alte Umgebung verwischte schnell die Verstimmung des Tages. Dann kam der Christabend mit Elternfreude und Kinderjubel und Alles schien vergessen. Am andern Morgen, nach der Kirche, suchte Hallmer alle seine alten Freunde auf, die er nun seit fast zwei Jahren nicht gesehen hatte. Der erste Gruß war ein lauter und herzlicher, dann aber lahmte das Gespräch. Die Interessen, die zwischen Abschied und Wiedersehen lagen, hatten die Erinnerung des Zusammenseins zurückgedrängt. Hallmer fühlte sich fremd geworden und den Freunden erschien er selbst verändert. Am Nachmittage ließ er sich nicht zurückhalten, einen Spaziergang nach dem Orte seiner frühern Thätigkeit hinaus zu machen. Er fand sein liebes Wirthshaus ganz umgestaltet. Schon daß die Möbels fremd und anders gestellt waren als ehedem, berührte ihn unangenehm. Von der frühern Gesellschaft fand er Niemand. Die

Honoratioren des Städtchens hatten sich fortgewöhnt und dafür erzählte der neue Wirth prahlend, daß er die Sache ganz anders anfasse. Von einem halben Dutzend Tassen Kaffee täglich könne er nicht leben, aber Tanz und Kartenspiel bis tief in die Nacht fülle seine Kasse. Hallmer ließ verstimmt sein Glas Bier halb stehen und ging. Anstatt eines fröhlichen Nachmittags unter alten Freunden hatte er nur die Erfahrung gefunden, daß sein Mühen und Schaffen vollkommen vergessen war. Auf dem Heimwege traf er mit dem alten Gerichtsrath zusammen, der jahrelang sein pünktlichster Gast gewesen war. Die Begrüßung war eine sehr herzliche. „Ich mache den Weg noch immer aus alter Gewohnheit", sagte der alte würdige Mann, „aber meinen Kaffee finde ich nun zu Haus." Der Gerichtsrath erkundigte sich nach Hallmer's neuen Verhältnissen, aber die Antworten waren ausweichend und verlegen und doch hatte Hallmer besonderes Vertrauen zu dem alten Mann. Das Gespräch wurde knapper und knapper, als sie aber eine Weile stumm neben einander hergegangen waren, schien es, als fasse Hallmer einen Entschluß. Er stand still und sagte: „Herr Gerichtsrath, ich habe etwas auf dem Herzen, was mich drückt. Ich möchte es mir von der Seele sprechen. Haben Sie in diesen Tagen ein halbes Stündchen, das sie mir schenken können, in dem wir allein sind, so würden Sie mir eine Wohlthat erweisen."

„Gern", sagte der Gerichtsrath. „Kommen Sie morgen um diese Stunde. Heute finde ich Freunde zu Haus und kann nicht versprechen, daß wir ungestört bleiben. Sie müssen mir dann auch von Ihrer Gegend erzählen, in der ich, wie Sie vielleicht nicht einmal wissen, einen Theil meiner Jugend zubrachte. Uebrigens, wer weiß, ob wir nicht wieder Nachbarn werden. Man hat mir die Directorstelle des Kreisgerichts in Ihrer Nachbarstadt angetragen. Ich schlug sie erst aus. In meinen Jahren ist es nicht rathsam es mit einer neuen Heimat zu wagen."

„Da haben Sie Recht", warf Hallmer ein.

„Aber", fuhr der Gerichtsrath fort, „meine Frau hat alle ihre Verwandten in der Gegend und da haben wir denn noch einmal überlegt. Und wenn man erst überlegt, lieber Hallmer, das ist eine alte Erfahrung, so schlägt der Entschluß gewöhnlich für das Unsichere aus. Auf morgen also!"

Er stand vor seinem Hause und verabschiedete sich mit einem herzlichen Händedruck.

Hallmer ging aber am andern Tage nicht zum alten Freunde. Schon am Vormittage kam ein Brief, der das Unglück auf seinem Gehöfte meldete. Das Wohnhaus war bis auf den Grund niedergebrannt, da es aber auf der Anhöhe allein stand, waren Ställe, Scheuer und Taglöhnerhaus, die am Fuß der Anhöhe lagen, unversehrt geblieben. Gerettet sei nichts, da die Hülfe aus den Nachbardörfern erst eintraf, als die Flammen bereits jeden Eintritt in das Haus wehrten. Die Katharine sei, wie sie aus dem Bette gesprungen, halb nackt, noch gerade zu rechter Zeit aus dem Hause gelaufen. Das Feuer müsse aber, nach der

gerichtlichen Untersuchung, in der Küche ausgekommen sein, wie es scheine an dem längst schadhaften Schornstein. Das Mädchen läge im heftigen Fieber und hätte nicht verhört werden können, wovon man übrigens auch Abstand nehme, da nach dem Thatbefund nicht einmal der Verdacht einer Fahrlässigkeit auf ihr ruhe. So schrieb der Actuarius der Gerichtscommission auf Ersuchen des Taglöhners, der sich selbst wol keine großen Schreibkünste zutraute.

Die Nachricht erregte natürlich die allergrößte Bestürzung in der Familie. Hallmer verlor ganz und gar den Kopf, er schwankte von einem Entschluß zum andern, freute sich aber bei aller Trauer auf das neue Haus, das er sich prächtig ausmalte, als wenn es schon dastände, und sprach dann wieder vom Verkauf der Besitzung; kurz, er tappte nach allen Seiten und eine Ueberlegung hob immer wieder die andere auf. Die Frau dagegen war ganz ruhig. Das Unglück war nun einmal geschehen und der Verlust durch Sparsamkeit zu überwinden. Hallmer solle sofort abreisen, sie selbst käme in den nächsten Tagen nach, die Kinder aber ließe sie über Winter bei den Großeltern, da sie selbst sich nur nothdürftig im Taglöhnerhause würden einrichten können. So fand sie, durch ihren ganzen Charakter mehr auf Widerwärtigkeiten gefaßt, sich auch leichter in denselben zurecht und blieb ruhig und besonnen. Hallmer fügte sich ihren Entscheidungen und so finden wir wenig Tage später die Eheleute in dem Taglöhnerhause etablirt, während die früheren Bewohner im nahen Dorfe untergebracht sind. Frau Hallmer's Hauptsorge ist Katharine's Pflege, denn sie fand das Mädchen noch in starkem Fieber und noch nicht mit klarem Bewußtsein über Das, was geschehen. Langsam wich das Siechthum und erst als der Frühling nahte, konnte man die Kranke als genesen ansehen. Nun aber erholte sie sich schnell und eine eigenthümliche Veränderung sprach sich in der ganzen Erscheinung, in dem Wesen des Mädchens aus. Wie eine Blüthe, die lange zurückgehalten, oder ein Bäumchen, das unter dem Drucke stand, sich auf einmal entwickelt, so erholte sich das verspätete Kind als zarte, aber doch frische Jungfrau. Von dem Augenblicke an, als ihr das Bewußtsein zurückgekehrt war, als sie Frau Hallmer's ruhige Pflege empfand, hatte sie sich, als sei die frühere Starrheit geschmolzen, fast anschmiegend dieselbe gefallen lassen. Ein Wort des Dankes kam zwar nicht über ihre Lippen, aber ihr ganzes Wesen und Verhalten war ein Dank der That gegen Frau Hallmer. Sie nannte sie „Tante", wenn sie sich überhaupt einer Anrede bediente, was sie meist vermied, und sobald es ihre Kräfte gestatteten, half sie leise, unbemerkt, war zur Hand und lauschte die Dienste ab noch ehe man sie auf dieselben hinwies. Wortkarg und unmittheilsam war sie geblieben, aber jetzt machte das den Eindruck bescheidener Unterordnung, was früher wie eigenwillige Verschlossenheit erschien. Damit ging die äußere Erscheinung Hand in Hand. War sie bis dahin ein unscheinbares, fast abstoßendes, unschönes Kind gewesen, so entwickelte sie sich jetzt zu einem anmuthigen hübschen Mädchen.

Dagegen hatte Hallmer sich in anderer Weise verändert. Der sonst

so heitere, hoffnungsreiche Mann war still, in sich gekehrt geworden, oft mürrisch, immer unruhig: „Es ist kein Segen bei dem ganzen Besitz!" wiederholte er immer wieder, „und ich wollte, er wäre niemals an uns gekommen!" Nun war es die Frau, die ihn beruhigen mußte. An dem Häuschen, das ohnehin nicht mehr lange gestanden hätte, meinte sie, sei ja eben nicht viel verloren, die Einkünfte des Gütchens hätten in kurzer Zeit den Schaden überwunden. Er schüttelte den Kopf und blieb dabei, das sei erst der Anfang des Unglücks und dabei würde es nicht still stehen.

Die Ankunft des ältesten Sohnes Anton kam der Mutter zu Hülfe. Seine Militairzeit war ihm verkürzt worden, damit er den Eltern beistehen könne, und frisch und mit Verständniß griff er ein. Die alte schaurige Brandstätte ließ er forträumen und war schon fertig mit dem Riß des neuen Hauses, das er sofort in Angriff nahm. Als der Frost kaum aus der Erde gewichen war wurde das Fundament gelegt. Katharine hatte sich noch nicht in's Freie gewagt und zum ersten Male versuchte sie ihre Kräfte, als Frau Hallmer, der Aufforderung des Sohnes folgend, den Platz zum neuen Hause in Augenschein nehmen wollte. Es waren erste Frühlingstage. Noch hatte das neue Grün den Boden nicht gedeckt und nur der Keim der Blätter quoll üppig hier und da hervor. Von der kleinen Anhöhe, auf der das Wohnhaus wieder erbaut werden sollte, glitzerte und rieselte es in unzähligen Quellchen herab; das war ein Schäkern und Haschen von schimmernden Tropfen, ein Entgegenkommen und Entschlüpfen um die locker gewordenen Wurzeln und neu aufsprießenden Keime. Der steile Fußpfad war naß und schlüpfrig. Katharine, unter dem Einfluß der aufregenden Frühlingsluft, konnte nach den ersten Schritten nicht weiter; wie betäubt von dem Duft, der ihr entgegenquoll und entgegenknospte, griff sie nach einer Stütze, die ihr fehlte. Sie wäre niedergesunken, hätte nicht Anton's Arm sie gefaßt.

„Katharine!" sagte Frau Hallmer, die vorangeschritten war, „geh' heim, Deine Kräfte reichen noch nicht, die Anhöhe hinaufzusteigen."

Katharine hing in Anton's Arm und wollte sich losmachen, um zu gehorchen. Der aber hielt sie fest, hob die leichte Bürde mit kräftigen Armen, eilte lachend mit ihr die wenigen Schritte hinauf und setzte sie leise nieder. Ueber Katharine's bleiche Züge, durchsichtig zart in Folge der eben überwundenen Krankheit, flog ein tiefes Roth; sie versuchte zu lächeln, aber die Wimpern füllten sich mit Thränen, und so schlüpfte sie fort an Frau Hallmer's Seite, selbst das Bild eines jungen Lenzes. Von nun an hielt aber Katharine's Genesung und Kräftigung gleichen Schritt mit dem werdenden Frühling. Als die weißen Glocken der Anemonen um den Fußweg schwankten, konnte sie diesen schon leichten Schrittes hinaufeilen, und als die Kirschbäume in Blüthe standen, fing sie an bei dem Bau zur Hand zu gehen. Schon hoben sich die Wände des Hauses in Manneshöhe vom Boden und unter Anton's fleißiger und umsichtiger Leitung, bei der er selbst kräftig selbstarbeitend eingriff, förderte sich Alles schnell und sicher. Es war ein lustiges Treiben auf

dem Bauplatz. Hier stiegen munter die Handlanger hinauf, herab auf den Leitern des Gerüstes, auf dem der rothe Stein klang unter dem Hammer des Maurers. Weiter ab tönte der Axtschlag des Zimmermanns und unter ihm schälten sich sauber und gefügt zu einander die kräftig duftenden Balken. Darunter mischten sich heiteres Wort, eine lustig gepfiffene Weise, ein munteres Lied. Aufbauen ist ein fröhliches Werk.

Hallmer kam selten auf die Baustelle. Er schien es vorzuziehen, die Arbeit auf dem Felde zu überwachen, und fast machte es den Eindruck, als sei ihm das Schaffen froher Menschen unangenehm. Eine scheue Unruhe lag in seinem ganzen Wesen. War er dann einmal oben, hielt er sich nicht auf, und verwies alle Anfragen an Anton, an dem er freilich den besten Stellvertreter hatte. Besonders schien es ihn aber verlegen zu machen, wenn er Katharine bei der Arbeit fand, wie sie Kalk, Lehm oder Steine zutrug. Er versuchte es dann sie fortzuschicken, da er aber nie einen bestimmten Befehl aussprach, hielt sie die Ermahnung nur für die Absicht, sie zu schonen, und ließ sich nicht stören. Ja, sie lächelte und arbeitete nur um so emsiger weiter.

Zwischen Anton und Katharine hatte sich ein eigenthümliches Verhältniß gestaltet. Bis auf den gewöhnlichen Tagesgruß wechselten sie eigentlich nie ein Wort, aber ganz natürlich und ohne Absicht noch Verlegenheit. Anton konnte nicht bei den Eltern im Taglöhnerhause wohnen, dazu war der Raum zu beschränkt, und er hatte unten im Dorf sich Unterkommen gesucht. Zu den Mahlzeiten kam er nicht, da er, wie die anderen Handwerker, sich das Essen auf die Baustelle bringen ließ. So sah er das Mädchen eigentlich nur bei der Arbeit, in die es sich still einreihte. Katharine war träumerisch. Zwischen jenem Abend, an dem das Feuer ausbrach, und jetzt lag der Schleier der Krankheit über ihren Gedanken, und sie hatte nie versucht, ihn zu lüften oder zu durchdringen. Man hatte sie wol gefragt, wie sie damals auf die Gefahr aufmerksam geworden sei und ihr enteilt wäre, aber sie wußte es nicht. Der ganze einsame Christtag war ihr wie ein Traum und die Zeit darauf ein vollkommenes Dunkel.

Es war an einem Sonnabend und früher als sonst Feierabend gemacht worden auf der Baustelle. Anton war noch allein zurückgeblieben, um den Bogen über der Hausthür fertig zu machen, es kam ihm das vor wie ein Abschluß der Woche und es schien ihm unrecht, das Halbfertige in die neue hinüber zu nehmen. Katharine war bei ihm geblieben und trug zu wie aus stummer Uebereinkunft, denn sie sprachen nicht mit einander. Die Sonne ging unter, Alles ringsum lag in rosigem Schein und mit kühlem Frühlingshauch brach der Abend an.

Anton hatte den letzten Stein eingefügt, seine Schürze abgebunden, das Geräth fortgelegt, den Rock angezogen und kam vom Gerüst herab. Da lehnte Katharine an einem aufgeschichteten Haufen rother Steine. Sie wischte den Schweiß von der Stirn und die Brust hob sich schneller athmend von der Anstrengung.

„Katharine", sagte Anton, und blieb vor dem Mädchen stehen. „Ihr thut Euch zu viel. Die Anstrengung geht über Eure Kräfte. Wie Euch die Wangen glühen und der Athem fliegt!"

„Laßt", erwiederte sie, „ich habe Kräfte, so schwächlich ich ausschaue, und die Arbeit ermüdet mich nicht, sie stärkt und kräftigt mich."

„Aber Ihr seid an so hartes Schaffen nicht gewöhnt. Ihr seid fast noch ein Kind und waret krank."

„Jetzt bin ich kein Kind mehr und auch nicht mehr krank", sagte sie. „Und dann, Anton, Ihr glaubt nicht, wie es mir wohlthut, hier mitarbeiten zu können. Mit jedem Stein, den ich zutrage, ist mir, als fiele mir einer vom Herzen."

„Weshalb das?" fragte unbefangen der junge Mann.

„Ja, das weiß ich nicht", erwiederte das Mädchen schnell, „und ich will es auch nicht wissen. Es ist aber so."

„Geh' jetzt heim, Katharine!" sagte er, „die Abendluft ist kühl, es ist feucht hier, und Du bist erhitzt."

„Noch nicht!" erwiederte sie. „Seht, ich bin ein wunderliches Geschöpf. Ich träume so hin und denke nicht nach über Das, was hinter mir liegt, noch über Das, was werden soll. Wenn mir aber einmal ein Gedanke kommt, wie eben jetzt, dann ist's mir, als wache ich auf, und dann muß erst heller Tag um mich werden."

„Was denkst Du jetzt?" fragte Anton.

„Was Ihr mich selber fragtet. Weshalb ist mir das Mitschaffen an diesem Bau solche Wohlthat?"

„Weil Du nicht müßig sein willst und dankbar sein magst für die Gutheit meiner Eltern an Dir!" sagte er freundlich.

„Nein, das ist's nicht", rief sie schnell. „Das nicht, es ist noch etwas Anderes, ich kann es nur nicht recht fassen."

Sie legte die Hand fest an die Stirn, die Finger in die Schläfen pressend, und flüsterte dann wie vor sich hin: „Manchmal dachte ich, es wäre, um mit Euch zu sein. Ich sehe es so gern, wie Ihr jedes Ding angreift und in Schick bringt. Es sieht fast aus, als ginge Alles von selbst und könne nicht anders sein, und Jeder könnte das machen. Aber das ist nicht, und ich sehe den Anderen oft nur zu, um mich zu überzeugen, daß Ihr geschickter seid, als Alle."

„Das kommt Dir so vor!" sagte er lachend.

„Nein, nein", rief sie. „Freilich sehe ich jetzt immer nur auf Euch allein, und wenn Ihr einen Stein einfügt, den ich herauf geschleppt habe, oder die Kelle füllt mit dem Lehm auf meiner Mulde, dann fühle ich die Last gar nicht und eile auch, daß Ihr nur ja nicht einen Stein nehmt, den Euch andere Hand brachte. Das ist wieder solche Wunderlichkeit. Gelt, ich bin ein Kind?" Sie sah ihn offen an und lachte hell auf.

„Katharine", rief Anton, dann stockte er, und als sie ihn fragend ansah, fügte er nach einer Weile hinzu: „Du bist mir gut, nicht wahr?"

„Gewiß!" sagte sie und senkte den Blick.

„Katharine!“ fuhr er fort, „so hübsch bist Du mir nie erschienen, als jetzt.“

„Ihr habt mich eben nicht angesehen“, sagte sie lächelnd.

Der junge Mann wurde dunkelroth und kämpfte mit dem Wort, das ihm auf der Lippe schwebte.

„Jetzt laßt uns heimgehen!“ sagte sie ruhig.

Anton ergriff ihre Hand. „Ich weiß jetzt“, sagte er, „weshalb Dir die Arbeit hier eine Freude ist.“

„Nein, nein, Ihr wißt's nicht!“ rief sie mit ängstlicher Hast.

Sie wollte gehen, aber er hielt sie zurück.

„Katharine“, sagte er, „weshalb wollen wir schweigen? Mir wallt es auf im Herzen, und was ich lange nicht wußte, wird mir auf einmal klar. Gott hat uns zusammengeführt, weil er uns für einander bestimmte. „Ich liebe Dich, Katharine, und Du — Du —“

Er konnte nicht weiter reden, krampfhaft riß sie die Hand aus der seinigen, leichenblaß stand sie vor ihm. „Was ist Dir, Katharine?“ rief er entsetzt.

Sie wehrte ihn ab, mit beiden Händen. Ihr Auge starrte in die Luft mit dem Ausdruck tödtlichster Angst. So stand sie da, eine lange Zeit. Da rang sich ein Schrei aus tiefster Brust, sie wandte sich und eilte einige Schritte fort, dann stand sie still wie gebannt.

Mit einem wunderbaren Gefühl von Grauen folgte der junge Mann, da wandte sie sich zu ihm und sagte tonlos, aber ganz fest: „Jetzt weiß ich Alles! Kommt her und hört mich an, der Stein muß vom Herzen. Hier stand das Haus Eurer Eltern, das mich, die Waise, die Verlassene auf der Welt, gastlich aufnahm. Diese Hand hat das Feuer angezündet, das das Unglück brachte. Ich hätte es hindern können, aber ich freute mich der aufflackernden Flamme. Weiß Gott, ich wollte mit verbrennen, aber dann auf einmal fehlte mir der Muth.“

„Katharine!“ rief er, „wie konntest Du das thun?“

„Fragt mich nicht!“ schrie sie wild, „ein Fluch war über mir, die Geister des Feuers umstrickten mich. Nun wißt Ihr es und ich weiß es auch. Sonst Keiner auf der Welt. Ihr habt gesagt, daß Ihr mich liebtet, also werdet Ihr mich nicht verrathen. Aber Ihr könnt mich nicht mehr lieben, das sehe ich Euch an und fühle es, wie ein Messer durch's Herz. Geht da hinab, Anton, ich werde hier gehen, und wenn wir unten zusammen kommen, habt Ihr mir nichts gesagt und ich habe Euch nichts eingestanden, und wir wollen sehen, wie wir es tragen.“

Sie ging, ohne sich umzusehen, den Fußpfad hinunter.

Anton stand lange und sah ihr nach. Es war ganz Nacht, als er seine Geräthschaften zusammennahm und auf der andern Seite in's Dorf hinabging. Seine Eltern erwarteten ihn vergebens zum Abendbrod.

III.

Scheinbar hatte sich nichts verändert in dem kleinen Kreise, nur daß Katharine nicht mehr auf den Bauplatz ging, und das schien ganz

natürlich. Das Haus war fertig bis zum Dach; die Zimmerleute richteten dasselbe, und da war ihre Hülfe überflüssig. Sie ging Frau Hallmer im Hause zur Hand. Anton ließ sich wenig sehen und Hallmer war meist auf dem Felde. Wie gesagt, Jeder schaffte fleißig in seiner Weise, aber still in sich abgeschlossen, nicht viel anders als früher. Und doch fühlte man, daß ein Druck lag auf Allen, wie ein unausgesprochenes und unaussprechbares Geheimniß. Keiner merkte das von dem Andern, Jeder war mit sich selbst beschäftigt, und nur Frau Hallmer, mit dem der weiblichen Natur eigenen Tact, sah, unbefangen wie sie war, die kleinen Veränderungen, die sie nicht zu deuten wußte. Und leise und allmälig wurden diese entschiedener und in's Auge fallender. So verstrich der Frühling, der Sommer neigte sich zu Ende, die Scheunen waren gefüllt, das Feld leer und das Haus stand fast vollendet da. Das Laub bräunte sich und die Tage wurden kürzer. Da, als der längere Abend Eltern, Sohn und Pflegekind im Stübchen vereinigte, konnte man es nicht mehr übersehen, wie Jeder dem Andern mit dem Worte aus dem Wege ging und besorgt war, das Gespräch so zu halten, knapp und scheinbar unbefangen, daß keine Frage oder Erwähnung über das Gleichgiltige hinausführen konnte. Das geht wol eine Weile, aber zuletzt wird es unerträglich. Die Haft der Empfindung und die Fessel des Wortes, bei sonst freier Bewegung, erträgt sich nicht auf die Länge.

Ein überaus warmer und regenfreier Sommer war dem Bau sehr förderlich gewesen. Das Haus stand fertig und Anton erklärte, es könne bezogen werden. Frau Hallmer drängte dazu. Die Nothwendigkeit, die Kinder wieder zu sich zu nehmen, machte den Wunsch natürlich, wenn auch davon die Trennung von dem ältesten Sohn abhing, der zu seiner Weiterbildung in die Fremde wollte, sobald seine Kräfte den Eltern nicht mehr nöthig waren. Hallmer und Katharine dagegen zeigten eine entschiedene Scheu, das neue Haus zu beziehen, und lenkten ab, sobald das Gespräch auf die Einrichtung kam, und zwar geschah das so deutlich, daß es Frau Hallmer nicht entgehen konnte, so wenig sie sich auch den Grund zu deuten vermochte.

Katharine war völlig verändert. Sie war kräftig erblüht und jeder Schein früherer Unentwickeltheit, jede Spur der überwundenen Krankheit war vollkommen verwischt. Man konnte sie ein schönes, fügsames Mädchen nennen, und über ihre sonst freundlich ernsten Züge flog nur von Zeit zu Zeit der Ausdruck einer tiefen Seelenangst. Frau Hallmer hatte schon längst dafür gesorgt, das verbrannte Hausgeräth zu ersetzen, hatte neues bereits in die neuen Räume schaffen lassen, und das um so unbemerkter, als ihr Mann und Katharine immer Vorwände fanden, ihr in das fertige Haus zu folgen. Eines Tages aber wußte sie jede Einwände abzuschneiden und führte die Beiden hinauf. Anton erwartete sie an der Schwelle. Es war Sonntag, kein Arbeiter sonst auf der Baustelle. Die Morgenglocken von den Kirchen der Nachbardörfer klangen feierlich durch die trübe, nebelschwere Herbstluft. Der erste Schritt auf eine Stätte, die fortan unser Leben aufnehmen soll, hat immer etwas

Bedeutungsvolles, Ergreifendes. Das fühlten Alle und schweigend schritten sie dahin. Hallmer schien verstimmt, als zwänge man ihn zu einem unnöthig verdrießlichen Gange, Katharine sah vor sich nieder, als folge sie einem schwer zu gehorchenden Befehl. Als sie den Blick erhob und Anton in der Thür gewahrte, flog eine dunkle Röthe über ihre Züge, sie machte eine kurze Bewegung, als wolle sie wieder umkehren, Anton aber trat zu ihr und ergriff ihre Hand. „Katharine", sagte er, „das neue Haus ist mit ein Werk Deines Fleißes, Deiner Arbeit. Du schleppteſt die Steine herauf. Freue Dich mit uns, daß es so schön dasteht."

„Und danke Gott, daß Er Dich so gnädig schützte, als das alte Haus zu Grunde ging", fügte Frau Hallmer hinzu. „Freudig und dankbar aber müssen wir Alle sein, und Du auch, Alter, und so mache einmal ein frohes Sonntagsgesicht und komm hinein in unser Haus." Sie nahm ihn unter den Arm und führte ihn über die Schwelle.

Anton hielt noch immer Katharine's Hand. Es war das erste Mal seit ihrem Geständniß. „Katharine", sagte er, „fasse wieder Muth zum Leben, es muß ja werden. Du bist jung, und Jugend hat Kraft. Vergiß, was auf Deiner Seele liegt, und fange frisch ein neues Leben an."

Katharine erwiederte erst nichts, aber sie sah mit großem Auge fragend zu ihm auf. Endlich fing sie an: „Ihr sagt das wol, und ich habe es mir oft selbst gesagt. Aber es geht doch nicht. Was geschehen, wird nie wieder ungeschehen, und der Baum, den der Blitz zusammenschlägt, steht nicht wieder auf."

„Ihr übertreibt das Alles in Euren Gedanken", erwiederte Anton. „Was Ihr unbedachtsam, halb im Traume, geschehen ließet, grübelt Ihr Euch zur Schuld aus, und so wird sie das mehr in der Erinnerung, als sie es in der That war."

„Wer sagt Euch das?", rief sie schnell und mit fast wildem Ausdruck. „Man kann nichts dazu und nichts davon denken, man kann nur besser verstehen, was hinter Einem liegt. Ich kann Euch das nicht Alles auseinandersetzen, aber ich weiß es: ein Fluch liegt über mir. Er zog sich längst, wie ein grollendes, heranbrausendes Gewitter, schwül und bang über mein Leben, da kam der Blitzstrahl und Alles flammte auf in Gluth. Seitdem bin ich gebrandmarkt, und wenn auch Keiner das Zeichen sieht, ich fühle es immer auf meiner Seele brennen. Ich will es Euch beweisen, Euch und Keinem sonst. Hier an dieser Stelle habt Ihr mir gesagt, daß Ihr mich liebtet, ich habe es nicht vergessen, denn das Wort klang mir durch alle meine Gedanken. Ich wollte es festhalten wie einen Trost in meiner Angst und wie einen Balsam auf meinen Schmerz. Aber das Wort gehört mir nicht mehr, und statt zu lindern, riß es mir immer wieder die Wunden auf. Warum ist das Wort nicht mehr Euer und nicht meins? Weil ich gebrandmarkt bin, weil ein Stein auf meinem Herzen liegt, den ich nicht herabwälzen kann."

Anton schwieg. Das Mädchen sah ihn lange an. „Seht Ihr wol", sagte sie, „das Gebrochene steht nicht wieder auf. Ich mache Euch auch keinen Vorwurf, daß Ihr mich nicht mehr lieben könnt, aber daran sehe

ich, was ich noch vom Leben zu erwarten habe. Nie in meinem armen Dasein habe ich einen Strahl von Liebe empfangen, als das eine Mal hier von Euch, und der Strahl leuchtete auch nur auf, um sofort zu erlöschen. Jetzt weiß ich, wenn auch nur von einem Augenblick, was es heißt, sich geliebt zu fühlen, und ich danke Euch dafür, Anton, denn Eure Schuld ist es nicht, daß ich jetzt doppelt elend bin"

„Katharine!" rief Anton, „weshalb sollte ich Dich nicht mehr lieben können?"

„Nein, nein", unterbrach sie ihn, „kein Mitleid, nicht das Almosen eines freundlichen Wortes, das mir doppelt wehe thun würde, weil es klingt wie jenes, und doch nur der Schatten ist, den der Lichtstrahl hinter sich warf. Ich glaube nicht mehr an Eure Liebe, nicht mehr an Glück, ich bin mir selbst gram, und ich wüßte nicht, was mir begegnen könnte, das ich nicht gern trüge, wenn ich nur den Stein vom Herzen los wäre. Geht zu Euren Eltern, Anton, und wenn sie nach mir fragen, sagt, ich sei gegangen, das Mittagbrod zu bereiten. Was soll ich in dem Hause, in das ich nicht gehöre und in das ich nicht mit hineinziehen will."

Mit plötzlicher Bewegung hatte sie sich gewandt und schnell eilte sie den Abhang hinunter, ohne sich umzusehen.

Frau Hallmer hatte indessen den Mann durch alle Räume geführt, ruhig überlegt, zuversichtlich auf die Zukunft, die hier gelebt werden sollte Seit sie seine trüben, muthlosen Stimmungen zu bekämpfen hatte, schien es, als wären diese von ihr selbst genommen. Früher hatte sie seinen hochfliegenden, heiteren Hoffnungsplänen ernste Unsicherheit entgegengestellt, jetzt schienen die Rollen vertauscht; aber sie wußte aus Erfahrung, daß ein Ankämpfen mit Worten oder Vernunftgründen gegen Verstimmungen diese nur steigert, und so that sie, als bemerke sie dieselben nicht, und zog den Mann gleich mit Rath und That in ihre Anordnungen hinein. Es zeigte sich schnell, daß sie den rechten Weg eingeschlagen hatte, Hallmer wurde freier und freier, bemerkte, wo Dieses und Jenes noch fehlte, und erbot sich, das gleich morgen, wo ihn Geschäfte ohnehin in die Stadt riefen, selbst zu beschaffen

Frau Hallmer, die ihren Mann auf einmal wieder in einer unbefangenen, fast heitern Stimmung sah, die sie seit Monaten an ihm vermißt hatte, faßte Muth zu einem halb fragenden, halb ermunternden Wort. Sie hatte ihn einen neuen Lehnstuhl probiren lassen, den sie an's Fenster schob, legte ihm die Hand auf die Schulter und zeigte hinaus: „Dies soll Dein Platz werden, Alter", sagte sie, „von hier aus kannst Du im behaglichen Ausruhen die Scheunen unten, einen Theil des Ackers übersehen und Dich des Wohlstandes freuen, der so unverhofft über uns gekommen ist und den wir mit Gottes Hülfe zum Besten unserer Kinder mehren wollen."

Ueber Hallmer's Gesicht zog wieder der Zug der Verstimmung, der nur für Augenblicke entschwunden war. Er wollte aufstehen, aber die leise Hand der Frau auf seiner Schulter bannte ihn am Platz. „Hall-

mer", sagte sie, „kannst Du denn das eine Unglück, das uns das Haus in Asche legte, nicht vergessen? Ach, es war gar kein Unglück und es wäre fast sündlich, es so zu nennen. Für das alte, unbequeme und baufällige Haus, das doch nur noch für wenige Jahre hätte genügen können, das wir oft beschlossen einzureißen, haben wir ein neues, ganz nach unserm Wunsch, haben es durch die Tüchtigkeit unsers Sohnes, ohne daß unser Wohlstand erschüttert ist. Sieh', ich habe mich sonst, Du weißt es ja, immer nur schwer in neue Verhältnisse hineinfinden können, und mir war es hier auch noch nicht heimisch. In dem Hause, für Andere gebaut, eingerichtet, zurecht gelebt, hatte ich niemals die Empfindung des Eigenthums und traute mich kaum etwas anzufassen oder gar zu ändern. Jetzt erst bekomme ich die Zuversicht, daß Das mein ist, und ich freue mich ordentlich, hier eine Thätigkeit zu beginnen."

Hallmer ließ sie kaum ausreden, er sprang auf, ergriff den Hut und mit der hastigen Mittheilung, er habe noch im Dorfe eine Verrichtung, hatte er das Haus verlassen und schritt nach der Seite des Dorfes die Anhöhe hinab. Frau Hallmer sah ihm lange kopfschüttelnd nach. Sie konnte den Mann nicht mehr verstehen, dessen ganzes Wesen früher so durchsichtig, so ohne alles Hehl gewesen war. Und doch wurde ihr Vertrauen zu ihm nicht einen Augenblick erschüttert. Das dankte sie ihrem eigenen, zuverlässigen Charakter. Nur reine Naturen können den Räthseln, die unausgesprochene Stimmungen Anderer ihnen zeigen, Vertrauen entgegenstellen, während die Mehrzahl der Menschen in dem Unklaren nur das Unrechte finden und, schnell mißtrauisch, lieber die zuversichtliche Neigung von Jahren aufgeben, als daß sie ruhig die Lösung des Räthsels erwarten.

Frau Hallmer nahm Tuch und Kappe, um auch das Haus zu verlassen. Sie hatte vom Fenster aus Katharine den Fußpfad wieder hinabschreiten sehen, aber das war ihr nicht aufgefallen, da es einmal in der Art des Mädchens lag, sich niemals in die Familie zu drängen und immer leise zurückzutreten. Nach Anton hatte sich die Mutter freilich umgesehen, aber es war ihr lieb, daß er sie in dieser Stunde mit dem Gatten allein ließ, und sie meinte auch, er hätte längst den Ort verlassen, vielleicht, um sich einer Anerkennung für sein Werk zu entziehen. Wie erstaunte sie, als sie ihn, in tiefe Gedanken versunken, auf einem Stück Bauholz vor der Thür sitzend fand. Er bemerkte sogar die Mutter nicht, die ihn lange befremdet betrachtete, und erst als sie ihm die Hand auf den Kopf legte, schreckte er auf. Frau Hallmer setzte sich zu ihm. „Anton", fing sie an, „ich muß Dir meine Sorgen und Freuden aussprechen. Mir ist so feierlich zu Sinn und die Sonntagsglocken aus der Ferne treffen ganz die Stimmung meines Herzens. Halte das dem Stolz des Muttergefühls zugute, der sich doppelt zurechnet, was das Kind schaffte. Dein Fleiß, Deine Geschicklichkeit haben uns die Stätte bereitet und Du hast Alles gut gemacht."

Anton wollte dem Dank ausweichen, aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Sage mir nichts dagegen", fuhr sie fort, „ich lasse mir

davon nichts fortdisputiren. Ich fühle mich so beglückt in diesem Augenblick und nur das ist Wermuth in dem Becher meiner Mutterfreude, daß Ihr Anderen mein Glück nicht ungetrübt theilt. Der Vater ist mir jetzt ein Räthsel und Du bist es auch. Frisch und freudig gingst Du hier an's Werk. Es war eine Lust, Dich schaffen zu sehen. Alle Abende dankte ich Gott, nicht allein für mich, auch in Deinem Namen, denn das Höchste, was es auf dieser Welt giebt, Gesundheit, Arbeitskraft und Arbeitslust, dazu ein frohes, reines Herz, hatte Er Dir gegeben und meinem Mutterherzen blieb für Dich wenig mehr übrig zu wünschen, zu sorgen nichts. Da mußte ich sehen, daß auch Dir etwas durch's Herz ging, das nicht auf Deine Lippen trat. Ich wollte Dich nicht fragen, und ich thue es auch jetzt nicht. Ich weiß, daß ein Gedanke oft, wenn er zum Wort wird, Leben bekommt anders als wir dachten, daß der Gedanke uns gehört, das Wort nicht mehr; aber ich weiß auch, daß das einsam getragene Geheimniß, hinter dem Riegel verschlossener Lippen, gefährlicher ist, als das offene Wort. Vor dem wahren Licht der Sonne verwehen manche Spukgestalten der Nacht, und Licht und Wahrheit ist's doch zuletzt allein, was Verworrenes löst und Krankendes heilt. Ihr Alle, Du, der Vater, und ich nenne jetzt auch das Mädchen, das so unerwartet in unsern Kreis gedrängt wurde, werdet erst wieder frei und gesund, wenn Ihr den Stein abwälzet, der Euch auf dem Herzen liegt. Ich weiß nicht, woher mir, der schlichten Frau, die Worte kommen, Dir das Alles so auszusprechen, aber die Mutterliebe löst mir die Zunge und die Sonntagsandacht, die durch diese Stunde zieht. Ich will auch keine Antwort, mein Sohn, ich will nur, daß Du Dir mein Wort zu Herzen nimmst."

„So hast Du gemerkt, Mutter?" sagte Anton, und dunkles Roth zog über seine Stirn.

Die Mutter lächelte. „Thor", rief sie; „Thor, der Du bist, ein Mutterauge sollte das nicht sehen? Aber so sind die Menschen. Jeder hält sein Denken und Empfinden für ein Buch mit sieben Siegeln, und meist steht die Schrift seines Geheimnisses deutlich auf seiner Stirn geschrieben, und was er verbergen will, ging ihm schon voraus oder folgt ihm nach. Ja, sein Geheimniß gehört ihm nicht einmal allein und er hat gar nicht das Recht, es für sich ausschließlich in Anspruch zu nehmen, denn jedes Menschengeschick greift mit so und so vielen Fäden in die Geschicke Anderer, daß er das eigene nicht verwirren kann, ohne Jene in die Verwirrung mit zu verstricken. Aber", fügte sie lächelnd hinzu und stand auf, „ich glaube wirklich, ich halte Dir die Predigt, die wir heute versäumten, und lasse Dich die Erfahrung machen, daß eine alte Frau, wenn sie einmal in's Schwatzen kommt, nicht wieder in ihrem Redestrom zu hemmen ist."

„Mutter", rief Anton, und legte seinen Arm um sie, „das verspreche ich Dir, Du sollst Deinen gesunden, frohen Sohn wieder haben. Was ich auf dem Herzen habe, und Du hast es ja doch gesehen, daß ich bedrückt bin, will ich mir selbst erst an's Licht kehren, und werde dann schon

finden, wie ich es anfasse, um es zurecht zu bringen. Du sagst ja, ich sei ein guter Maurer geworden. Nun, der läßt den Stein tanzen in seiner Hand, bis er die Stelle gefunden hat, wo der Hammer einschlagen muß, um die Kanten fortzuschaffen. Aber Du hast recht, dazu muß der Stein in's Licht gebracht werden."

„Recht so, mein Sohn", sagte die Mutter, „mache Du den Anfang; Dein Stein ist auch der kleinste und Deine Hand die kräftigste."

„Laß nur, Mutter", erwiederte er, „wenn wir Maurer eine Wand einreißen, fangen wir auch mit dem kleinsten Stein an, aber wenn der erst herausgepoltert, müssen die großen nachfolgen, und den Schwindel, daß die Mauer mir über dem Kopf zusammenfallen könnte, habe ich bei dem Handwerk verlernt."

Dabei sah er so frisch in die Welt, daß auch der Mutter wieder froh um's Herz wurde.

„O, die Jugend", sagte sie, „wenn der auch Blüthen knicken, dann ist's wie im Frühling, wenn ein Reif die Blumen bricht. Am andern Morgen sind neue aufgesprossen und es blüht üppiger als vorher. Mit dem Vater wird es schwerer sein, denn im Herbst bricht der Sturm die Aeste, und die schlagen nicht wieder aus." Sie gingen eine Weile schweigend neben einander her, dann sagte die Mutter, als hätten ihre fortspinnenden Gedanken unwillkürlich Worte gefunden: „Liebst Du denn die Katharine?"

Anton stand still und sah die Mutter an.

„Denkst Du mir denn meine Gedanken nach?" fragte er. „Die Frage warf ich mir eben auch auf. Aber Du bist kein guter Maurer, Mutter, Du willst schon durch die Wand in's Innere sehen, ehe der Stein ausgebrochen ist, der uns den Einblick öffnet." Dabei lüftete er die Mütze, daß ihm der frische Herbsthauch durch's Haar und um die Stirn strich, pfiff ein lustiges Gesellenlied, und da auch die Mutter schwieg, wechselten sie kein Wort, bis sie vor dem kleinen Häuschen angekommen waren.

„Kommst Du mit hinein?" fragte die Mutter, als Anton zaudernd an der Thür still stand.

„Heute nicht!" sagte er, „Du hast mir so viel zu denken gegeben, daß ich damit erst fertig werden muß, und dazu bin ich besser allein oder mit Menschen, die mir mein Denken nicht ablenken. Aber Eins mußt Du mir nun auch noch sagen. Du hast mich gefragt, ob ich — sie liebe. Was würdest Du sagen, wenn ich es thäte?"

„Nichts!" erwiederte die Mutter.

„Was hältst Du von dem Mädchen?" fragte er weiter.

„Das weiß ich nicht mehr", antwortete Frau Hallmer. „Als sie zu uns in's Haus kam, war sie mir unbehaglich, ich wollte mich zwingen, ein Herz zu ihr zu fassen, sie aber war abweisend, und die Liebe, die keinen Rückschlag findet, wird matt und verkümmert. Seit sie von ihrer Krankheit aufgekommen, ist ein anderes Wesen mit ihr geworden,

ich war viel allein mit ihr und hoffte schon, sie würde mir langsam entgegenblühen, aber auf einmal war es aus. Und nun jetzt —"

„Jetzt?" fragte Anton, und sah die Mutter forschend an.

„Jetzt", fuhr sie fort, „ist sie mir eine ganz Andere geworden. Das Mädchen, das der Sohn liebt, ist plötzlich ausgetauscht für die Mutter. Liebe und Sorge wachsen auf einmal auf und heiligen das Mädchen, das aufhört eine Fremde in unserm Herzen zu sein. Jetzt ist sie mir nicht mehr die Katharine von früher und ich muß wieder von Neuem anfangen, mir den Weg zu ihr zu suchen. Ach, und wenn sie dann auch einer Liebe fähig wäre und der helle Strahl dieser Empfindung in ihrem Herzen aufginge, wie würde er Groll, Scheu, Mißtrauen verscheuchen, und wie ganz anders würde sie dann erst werden. Prüfe Dich, mein Sohn, und dazu segne Dich Gott!" Sie drückte Anton an's Herz und ging dann allein in das kleine Häuschen. Anton kam an diesem Tage nicht zu den Eltern. Hallmer war wieder ganz in seinen alten Trübsinn versunken, und Katharine in eigenthümlicher Aufregung, die sie durch Geschäftigkeit zu verbergen suchte. Sie erwartete Anton. Ach, sie hatte längst nicht mehr die Hoffnung, daß er sie noch lieben könnte; daß er aber fortblieb, deutete sie auf ihre Schuld, die ihr immer größer, immer vernichtender auf die Seele fiel. So oft der Wind an der Thür rüttelte oder ein Fenster klirrte, schrak sie zusammen.

Er kam nicht und damit glaubte sie sich gerichtet.

Frau Hallmer beobachtete das Mädchen schweigend. Eine unnennbare Angst überfiel sie, ein Schwanken zwischen Furcht und Wunsch, zwischen Hoffen und Verzagen.

Am andern Morgen wollte Hallmer schon früh zur Stadt fahren. Als Frau Hallmer in die Küche trat, den Kaffee zu bereiten, fand sie Katharine noch nicht. Die Eheleute nahmen das Frühstück allein, eilig, unruhig, denn Hallmer konnte die Zeit des Aufbruchs nicht erwarten. Der Knecht war noch nicht da mit dem Wagen, Hallmer ging, ihn mit Schelten zur Eile zu treiben, aber das kleine Gefährt war noch weit im Rückstand. Hallmer befahl dem Knecht verdießlich, ihm auf dem Wege nachzukommen, er wolle vorausgehen. Die Frau schüttelte den Kopf zu dieser aufgeregten und nutzlosen Hast, aber sie sagte nichts und erbot sich nur, den Mann zu begleiten, bis ihn der Wagen träfe. Hallmer ließ es sich gefallen. Der Tag fing eben an zu grauen und das erste Licht kämpfte noch mit der nebligen Dämmerung. Die Beiden sprachen kaum zusammen, nur ab und zu ein gleichgültiges Wort über die Geschäfte des Tages. So schritten sie neben einander hin. Aber es war dem Mann doch eine Beruhigung und ihm wuchs der Muth im Zusammensein. In dem langen Leben hinter sich waren sie oft in Sonnenschein und Sturm neben einander gewandelt, jetzt gingen sie in das Dunkel hinaus, aber es wurde doch nach und nach heller. Der Frau war es wie eine Vorahnung, es müsse heute eine Entscheidung über sie kommen, und als der Wagen kam, Hallmer einstieg, nahm sie Abschied, als gälte es eine lange Trennung. Immer wieder hüllte sie den Mann sorgsam

in Mantel und Decke, immer auf's Neue wiederholte sie die kleinen Aufträge für die Stadt, bis er ungeduldig die Peitsche schwang über den Gaul und der Wagen dahinrollte.

Als Frau Hallmer wieder vor ihrem Häuschen ankam war es längst heller Tag geworden, aber sie fand Katharine weder im Stübchen, noch in der Küche. Sie schwankte, ob sie in ihre Kammer treten solle, sie zu rufen, denn sie fühlte eine Scheu, dem Mädchen entgegen zu kommen, sie zu stören, oder einzugreifen in ihr stilles Zurücktreten. Sie hielt es für das Beste, sie gewähren zu lassen. Aber der halbe Morgen verging und das Mädchen ließ sich nicht sehen. Endlich überfiel die Frau eine Angst, sie pochte an Katharine's Kammer und als sie weder auf ihr Pochen noch Rufen eine Antwort erhielt, öffnete sie die Thür. Das Kämmerchen war leer, Alles sauber geordnet und zurechtgelegt, aber das Mädchen war nicht da. Auf dem Tischchen lag ein Blatt Papier. Frau Hallmer nahm es, erkannte Katharine's Hand und las: „Ich bin nicht undankbar, nicht verstockt, und habe mir Alles bedacht so gut ich konnte, das dürft Ihr mir glauben. Aber in das neue Haus kann ich nicht mit Euch ziehen — ich kann's nicht. Ich kann auch nicht Abschied nehmen, und deshalb gehe ich still fort. Laßt mich gewähren, das bitte ich Euch, was ich kann. Gott segne Euch für Alles, was Ihr an mir gethan habt, Katharine."

Frau Hallmer las den Zettel wieder und wieder, als könnte sie noch mehr herauslesen, als da stand. Sie sann und sann nach Gründen, aber wenn ihr hier etwas klar schien, so paßte es nicht auf der andern Seite. Das ganze Wesen des Mädchens, seit dem ersten Eintreten in ihr Haus, ließ sie mit allen Wandlungen vor ihren Gedanken vorübergehen, selbst die Möglichkeit, Katharine hätte die Schuld der Brandstiftung auf ihrem Gewissen, tauchte ihr auf, aber sie mußte diese Annahme, wie viele andere, wieder verwerfen. In diesen angstvollen Ueberlegungen fand sie Anton. Frau Hallmer reichte dem Sohn den geheimnißvollen Zettel entgegen, und ohne ein Wort dazu zu sagen, beobachtete sie die Wirkung, die ihm diese Worte hervorbringen würden. Anton erbleichte. „Ist das ihre Handschrift?" fragte er; die Mutter nickte mit dem Kopfe.

„Sie hat sich ein Leid angethan!" schrie er auf, entsetzt und fast verzweifelnd. Er wollte hinausstürmen, das Mädchen zu suchen, aber die Mutter hielt ihn zurück.

„Jetzt sage mir Alles, mein Sohn", sagte sie, und mit hastigen Worten, aber klar und bestimmt erzählte er das Begegnen auf dem Bauplatz, das Geständniß seiner Liebe, die unheimliche Art, in der sie es zurückwies durch ein halbes Schuldbewußtsein. Er habe nicht gewagt, sich ihr wieder zu nähern.

Die Mutter sah lange sorgenvoll vor sich nieder.

„Mutter", rief Anton angstvoll, „sprich ein Wort, bin ich Schuld daran, daß sie in Verzweiflung fort ging? Glaubst Du, daß sie sich ein Leid that?"

„Ich glaube es nicht“, antwortete Frau Hallmer. „Katharine liebt Dich, das ist mir klar, und ihre Liebe fesselt sie an das Leben. Fasse Muth, mein Sohn, aber Dein Unrecht kann ich Dir nicht verschweigen. Katharine's Schuld ist nicht so groß, als sie sich selbst glauben machen will, das mußtest Du fühlen, als sie Dir ihr Geständniß machte. Liebtest Du sie nicht und war jenes erste Wort zu ihr unüberlegt, übereilt, so trifft Dich schwere Verantwortung. Liebst Du sie, so bist Du nicht minder zu tadeln. Die Liebe schreckt nicht zurück, wenn der erste Weg nicht gleich klar und dornenlos vor ihr liegt. Du hättest sie mit Deiner Liebe herausringen müssen aus Zweifeln und Seelenkampf. Du hättest es vermocht, und Du hast es nicht einmal versucht. Dein Schweigen und Zurückziehen war keine Schonung, es war fast eine Verurtheilung.“

„Hilf mir, Mutter“, rief Anton, „hilf mir, wenn Du kannst.“

„Ich will es“, erwiederte sie, „aber Eins antworte mir klar und bestimmt — liebst Du das Mädchen?“

Anton rang zwischen Scheu und Neigung; aber die Angst um das Mädchen, das Bewußtsein seines Unrechts, die Klarheit der Mutter ließen die Liebe siegen, und fest und bestimmt sagte er: „Ja, ich liebe sie und will sie mir erringen.“

Die Mutter fiel ihm um den Hals und heiße Thränen rollten über ihre Wangen.

„Gut“, sagte sie, „so komm. Gott wird uns auf den rechten Weg führen.“

Arm in Arm verließen Mutter und Sohn das Haus und schritten hin auf der Straße, die nach der Stadt führte. Weshalb schlugen sie gerade diesen Weg ein? Frau Hallmer folgte einem heimlichen Zuge ihrer Empfindung, und das wußte sie ja sicher, ihren Mann würde sie finden, und ohne ihn wollte sie nichts beschließen noch beginnen.

IV.

Katharine war in dieser Nacht nicht in's Bett gekommen. Sie hatte ihr Kämmerchen geordnet, ihre armseligen Sachen in ein Bündel zusammengeschnürt, ihre besten Kleider angelegt und den Zettel geschrieben. Dann war sie leise hinausgetreten in die Nacht. Was sie thun wollte, hatte sie sich ganz klar gemacht. Die Ueberzeugung ihrer Schuld war ihr immer unzweifelhafter geworden, Anton's Schweigen und Fernhalten erschien ihr wie die Bestätigung ihres Gewissens. Sie konnte es nicht länger ertragen, diese Last auf dem Herzen weiter zu schleppen. „Wenn ich ein Verbrechen beging, will ich es sühnen“, dachte sie; „welche Strafe auch darauf steht, ich will sie tragen. Dies vorwurfsvolle, liebeleere Leben schleppe ich nicht mehr weiter, und Wohlthat und Güte hinnehmen von Denen, gegen die ich mich verging, diese ewige Lüge bricht mich zusammen.“ Sie wollte sich selbst anzeigen bei der Behörde und was davon käme, ruhig über sich ergehen lassen.

Als sie dastand unter freiem Himmel, der feuchte, kalte Herbstwind ihr entgegenbrauste und der Mond matt durch das Gewölk niedersah

auf ihren Weg, ward ihr unbeschreiblich weh um's Herz. Der Abschied war schwerer, als sie dachte, denn ohne daß sie es wollte, hing sie doch an Frau Hallmer — war sie doch Anton's Mutter — hing an dem Mann, der ihr nur freundlich begegnet war, an den fernen Kindern. In den Frieden des Hauses hatte sie sich hineingelebt, es war die einzige Friedenszeit ihres Lebens gewesen, die Zeit, die sie unter dem Hallmer'schen Dach zugebracht hatte. Sie streckte die Hände noch einmal nach dem Hause aus und weinte bitterlich. Der Mond trat gerade heller aus dem Gewölk, sie sah hinauf nach der Anhöhe, von der ihr das neue Haus entgegenschimmerte. Die Stelle mußte sie noch einmal sehen, wo Anton ihr gesagt hatte, daß er sie liebe. Schnell eilte sie den Fußweg hinauf. Hier war es, als er den Bogen dort über der Thür vollendet hatte. Jetzt war das Haus fertig, aber das Laub der alten Linde, die damals in voller Blüthe gestanden hatte, lag gelb und verdorrt am Boden. Sie kniete nieder an der Schwelle des Hauses, sie faltete die Hände über dem Pfeiler der Thür, den sie unter Anton's Hand hatte entstehen und aufsteigen sehen. „Gott segne das Haus und Die es bewohnen werden", flüsterte sie leise und lehnte die heiße Stirn an die kalten Steine. Dann raffte sie sich auf und suchte sich den Weg nach der andern Seite hinab, eiligen Schrittes, bis sie an die breite Landstraße kam. Nun lag Alles hinter ihr, was ihrem Herzen lieb war, hinter ihr in der Nacht, und auch alle Hoffnung auf Glück für das ganze Leben. Einsam wieder wanderte sie hinaus, und was sie erwartete, war Strafe und Schande. Aber sie wankte nicht in ihrem Entschluß, wenn auch ihr Schritt langsamer wurde. Sie hatte zwei Meilen zwar zu wandern, aber sie mußte immer noch zu früh kommen. Der Mond war untergegangen und der Fuß wurde unsicher auf dem finstern Wege, den ihr nur die dunklen Bäume an der Seite noch mühsam bezeichneten. Sonst war Alles um sie her, in ihr Nacht. Zwei Stunden vielleicht war sie hingeschritten, als der erste Streif der aufgehenden Sonne sich am Horizont abzeichnete. Es wurde bitter kalt und sie schauerte zusammen bis in's Herz. Aber sie schritt weiter. Im ersten Tagesschein sah sie das Städtchen vor sich liegen. Hier und da schimmerte ein Licht und sagte ihr, daß das Werk des Tages leise begann. Aber noch war es zu früh für Das, was sie vorhatte. Halb durchnäßt, zum Tode matt und müde, überlegte sie, wie sie noch ein paar Stunden hinbringen könnte. Da stand ein kleines Wirthshaus am Wege, in dem die Frachtfahrer auszuspannen pflegten. Es schimmerte Licht durch die geschlossenen Laden und sie überlegte, ob sie eintreten solle. Sie mußte Ruhe haben, denn sie brauchte Kraft zu Dem, was vor ihr lag. Leise trat sie in's Haus und ging gleich in die Küche, wo eine schläfrige Magd am Herd das Frühstück bereitete. Gewöhnt an die Stille und Reinlichkeit des Hallmer'schen Hauses, schreckte sie zurück vor dem wüsten Lärm, der aus der Wirthsstube heraustönte, vor der Unsauberkeit, die ihr überall entgegentrat; aber sie hatte keine Wahl mehr. Sie wechselte wenig Worte mit der Magd, hing dann Tuch und Mantel zum Trocknen an den Herd, forderte Frühstück und suchte sich

ein finsteres Eckchen im Wirthszimmer, nahe am warmen Ofen, wo sie sich hinkauerte. Da saß sie, halb wachend, halb träumend, unbekümmert um den rauchenden, schreienden, schwatzenden Kreis von Fuhrleuten, die sich weiter ab um den Tisch versammelt hatten. Die Ereignisse der Umgegend wurden besprochen und einer der Männer erzählte von einer Frau, die drei Meilen weiter, am Gebirge, ein Gehöft in Brand gesteckt hatte, berichtete die Unglücksfälle, die dabei vorgekommen waren, und daß die Brandstifterin jetzt vor den Geschworenen gestanden hätte. „Wozu die Umstände?“ rief ein Anderer. „Gleich auf frischer That das Weib in die Flammen geworfen, dann hätte sie ihr Recht gehabt.“ Der ganze Kreis lachte laut auf und malte mit platten Scherzen das Bild dieser Strafe aus. „Nun“, fuhr der erste Erzähler fort, „unschädlich haben sie sie auch gemacht, sie sitzt, und für Lebenszeit, im Zuchthause. Mit den Mordbrennern fackeln die Gerichte nicht.“

Katharine schauerte zusammen. Es war ihr, als höre sie ihr eigenes Urtheil sprechen. Ihr Kopf sank nieder auf die beiden Arme, die sie auf dem Tisch ausgestreckt hatte, und im wachen Traum vergaß sie, wo sie war. Als sie, nach einiger Zeit aufschreckte, war das Zimmer leer, die Lampe ausgelöscht und der helle Tag schien herein durch die geöffneten Laden. Sie stand auf und sammelte ihre Gedanken. Was sie beabsichtigte trat zuerst wieder klar vor ihre Ueberlegung, was hinter ihr lag war verworren und durchkreuzt von unklaren Eindrücken. Sie ordnete Haar und Kleider, zahlte ihre kleine Zeche und setzte ihren Weg fort. Zum Städtchen hatte sie nur noch eine Viertelstunde zu gehen, und schon fing die Straße an sich zu beleben. Sie hatte sich ihre Absicht so klar gemacht, daß sie geraden Weges, ohne zu fragen, auf's Rathhaus ging. Ein Gerichtsdiener war auf dem Gange und fragte, verwundert über die immerhin noch frühe Stunde ihres Erscheinens, nach ihrem Begehr. „Ich muß den Obersten sprechen vom Gericht“, sagte Katharine.

„Den Herrn Director?“ fragte der Mann.

„Wenn man ihn so heißt, ja!“ erwiederte Katharine.

„Ja, der kommt heute nicht hierher, wir haben keine Sitzung, liebes Kind. Kommt morgen wieder und dann drei Stunden später.“

„Ich muß ihn heute sprechen und auf der Stelle“, sagte das Mädchen.

Der Gerichtsdiener wollte es ihr ausreden, wurde ungeduldig, schalt, begütigte sich wieder. Alles vergebens. Katharine blieb bei ihrem Ausspruch ohne eine Miene zu verändern. Sie hielt fest an dem Einen, weil sie fühlte, daß in allem Andern ihre Gedanken sich verwirrten. So gab der Gerichtsdiener endlich seinen Widerstand auf, halb unsicher, ob das schöne, traurige Mädchen ihre fünf Sinne beisammen hätte, aber doch weich gemacht, durch ihre ganze Erscheinung.

„Nun so kommt mit mir“, sagte er, „ich habe dem Herrn Director Acten und eingegangene Briefe in's Haus zu bringen, er ist ein guter Herr, ganz anders als der vorige, der niemals zu sprechen war. Mag er denn sehen, wie er mit Euch zurecht kommt.“

Sie gingen und traten in's Haus des Directors. Katharine blieb

auf dem Flur stehen, während der Gerichtsbote hineinging. Nach einer Weile kam er wieder aus dem Zimmer, öffnete die Thür und ließ Katharine ein.

Hinter einem Tische, der mit Acten und Papieren ganz vollgepackt war, saß ein ältlicher Mann, klein, mit durchdringendem Auge, mit scharfen aber wohlwollenden Zügen. Katharine blieb halb zögernd, halb bescheiden an der Thür stehen, der Director sah sie verwundert an, als erwarte er eine Anrede; da diese jedoch ausblieb, legte er die Feder fort und fragte mit kurzem, aber freundlichem Ton: „Sie verlangen mich zu sprechen, liebes Kind?"

Katharine trat ruhigen Schrittes an den Tisch heran und erwiederte: „Ja, wenn der Herr der Oberste ist des Gerichts."

„Der bin ich", lächelte der alte Mann, „und was bringen Sie?"

Katharine antwortete, fest aber tonlos, als sage sie eine eingelernte Lection her:

„Ich will die Anklage erheben wegen einer schweren Schuld!"

Der Director wollte wieder lächeln, aber ein Blick in das tief traurige Gesicht des Mädchens ließ es nicht zu. „Gegen wen die Anklage, mein Kind?" fragte er.

„Gegen mich selbst!" war die Antwort.

Der Director sah sie prüfend an. Fest begegnete sie seinem Blick, keine Miene zuckte in dem unbeweglichen Gesicht. „Wie heißen Sie, Kind?" fragte er.

„Katharine Hallmer!" flüsterte sie, als würde ihr die Nennung des Namens schwerer als das Aussprechen des Schuldgeständnisses.

„Hallmer? Hallmer?" wiederholte der alte Mann, eine Verwandte des Peter Hallmer, der vor etwa zwei Jahren ein Bauerngütchen hier in der Nähe durch Erbschaft acquirirte?"

„Eine Namensverwandte!" antwortete Katharine.

„Und dessen Haus im vergangenen Winter abbrannte?" fuhr der Director fort.

Katharine zuckte zusammen. Sie erhob beide Hände, um das Gesicht zu verdecken, ließ sie aber langsam wieder sinken und antwortete hastig, als müßte nun Alles vom Herzen: „So wissen Sie das, Herr? Nun — i ch legte das Feuer an, i ch habe das Haus in Brand gesteckt. Dieser Schuld will ich mich anklagen und die Strafe dafür, wie sie fällt, nach Recht und Gesetz, will ich tragen." Sie schöpfte tief Athem, als wäre ihre Brust auf einmal frei geworden, und sah den alten Mann sicher an.

„Aber, liebes Kind", sagte dieser „wissen Sie auch, welcher Schuld Sie sich anklagen, welche Strafe Sie treffen kann?"

Katharine hob beide Arme wie verzweifelnd und drückte die Hände fest an den Kopf, als müsse sie ihn halten, daß er nicht zerspränge. „Ich weiß es, Zuchthaus, Gefangenschaft, Schande für's ganze Leben."

„Ruhig, Kind", sagte der alte Mann und trat ihr einen Schritt näher, „so weit sind wir noch nicht. Erst müßt Ihr mir einfach und klar erzählen, wie Alles kam."

Katharine sah ihn mit dem Ausdruck unbeschreiblichster Angst an und preßte die Finger an die Schläfen. „Ich kann es nicht erzählen, meine Gedanken geben es nicht her. Glaubt mir, ich lüge nicht. Ich habe es gethan. Was soll ich noch mehr sagen?“

„Gut“, sagte der Director. „Ihr bleibt dabei, aber habt Ihr es gethan aus Vorsatz, aus Fahrlässigkeit, im Groll, im Zorn, aus Eigennutz?“

„Fragt mich nicht“, erwiederte Katharine. „Ich weiß nur, daß ich's that“

„Hielten Euch die Leute hart. Ich kann's nicht annehmen, denn ich kenne den Mann und auch die Frau.“

„Nein, nein“, rief das Mädchen hastig. „Sie waren meine Wohlthäter, sie thaten mir unverdient Gutes und hätten noch mehr gethan, hätte ich nicht in meiner Verstocktheit Alles von mir gewiesen. Nein, nein, Keiner ist Schuld als ich allein, Keiner sonst, Herr, so wahr mir Gott helfe. Ich hatte keinen Groll in dem Augenblick, ich dachte nicht an die Leute, an Keinen auf der Welt, ich war nur so namenlos elend.“

„Ja, aber Kind“, rief der alte Mann, zog ihr beide Hände herunter und sah ihr fest in's Auge. „Dann erkläre mir —“

„Quält mich nicht“, unterbrach sie ihn, „jetzt nicht, denn ich wollte Euch ja Alles sagen, aber ich weiß es nicht.“

„Mädchen!“ sagte der freundliche Mann, „sieh mich an, und sprich zu mir als wäre ich dein Vater.“

Katharine schauderte zusammen. „Mein Vater!“ rief sie schmerzlich, „ja, hätte ich solchen Vater gehabt!“ Ein Strom von Thränen stürzte ihr aus den Augen.

„Gott sei Dank!“ sagte der Director, „Du weinst“, und dabei führte er sie zu einem Sessel, in den er sie leise niedersetzte.

„Vergebt“, sagte sie kaum hörbar, „ich bin schwach, schwächer als ich dachte. Ich bin die ganze Nacht durch gewandert und dazu die Gedanken, und die Angst, und die Schuld und dann die Last auf dem Herzen. Nicht wahr, Herr, Ihr wißt nun Alles, ich brauche nichts mehr zu sagen? Ihr sagt, noch sei es nicht so weit. Macht's schnell, ich bitte Euch, damit ich meine Strafe erfahre, und wenn Ihr könnt, macht sie nicht zu hart, ich will sie auch tragen in Geduld und nicht murren, ich habe sie ja verdient.“ Laut schluchzend verbarg sie das Gesicht in die Hände. Da öffnete sich leise eine Thür gegenüber und ein freundliches Frauengesicht schaute herein.

„Laß mich jetzt, Lottchen“, sagte halb leise der Director, „ich habe keine Zeit.“

„Gut“, flüsterte die Frau, und zog den Kopf zurück, dann aber besann sie sich und trat ganz in das Zimmer. „So lasse ich mich nicht abweisen. Ein alter, lieber Bekannter ist da und will Dich sprechen, Heinrich. Er scheint es dringend zu haben.“

„Später, laß ihn später wiederkommen“, sagte der Director und winkte der Frau leise zu sein, indem er auf Katharine zeigte.

„Wer ist das Mädchen?“ flüsterte die Frau.

„Eine Unglückliche!“ erwiederte er leise.

„Ah, das ist etwas Anderes“, war ihre Antwort. „Das Unglück geht immer vor. Soll ich Hallmer vielleicht zu Tisch einladen?“

„Hallmer?“ sagte der Director. „Hallmer? Er ist da, und gerade in diesem Augenblick? Nein, nein, laß ihn nicht fortgehen, ich will ihn sprechen und gleich.“

„Auf einmal?“ sagte die Frau und lächelte. Der alte Mann achtete nicht darauf.

„Wohlbedacht“, fuhr er fort, „Du bist hier auch nützlicher als ich, Lottchen. Das arme Kind ist die ganze Nacht durch gegangen, dazu scheint sie mir krank und erschöpft. Versuche es, ihr Ruhe zu geben, vielleicht auch ein Glas Wein, oder sonst etwas Stärkendes. Frage aber nichts und lasse Dich auf keine Erörterungen ein. Besser, sie spricht gar nicht.“

Die freundliche Frau trippelte näher und legte die Hand leise auf Katharines Schulter, die bei der Berührung aufschreckte wie aus einem Traum und befremdet aufsah.

„Katharine“, sagte der Director, „das ist meine Frau. Ich werde abgerufen, aber ich bin bald wieder bei Dir, wir wollen dann noch einmal vernünftig mit einander reden.“

„Laß uns jetzt, Alter“, rief die Frau. „Wir werden schon mit einander fertig werden, nicht wahr, Katharine? Vor mir fürchtest Du Dich nicht?“

„Sind denn alle Menschen gut,“ flüsterte Katharine vor sich hin, „nur nicht ich?“

„Aber daß Ihr nicht miteinander in's Schwatzen kommt!“ sagte der Director und kehrte noch einmal um.

„Ach, so geh doch!“ rief die Frau in komischem Zorn, und schob ihn aus der Thür. „Ich werde ja selbst wissen, was ich zu thun habe. Wenn den Männern das Latein zu Ende geht, müssen wir Frauen heran; aber Ihr könnt's nicht lassen, uns immer noch Euern Rath zu geben, der sich schon längst als nutzlos bewährte.“

„Du bist engelsgut, Lottchen“, sagte der Director und wollte die Frau umarmen, aber sie litt es nicht. „Auch noch Narrenspossen!“ rief sie und machte die Thür hinter ihm zu, „dazu wäre jetzt gerade Zeit.“

V.

Als der Director in's Nebenzimmer trat, fand er Hallmer; aber, wenn er, wie ehedem eine joviale Begrüßung erwartete, so sah er sich getäuscht. Der sonst so heitere und herzliche Mann war verlegen und ein trüber, schwerer Zug lag in dem Ausdruck seines Gesichtes. Der Director war Menschenkenner genug, das sofort zu bemerken; aber er that als sähe er es nicht und rief dem alten Bekannten mit unbefangener Freude entgegen: „Willkommen, Hallmer! Endlich wißt Ihr den alten Freund und den neuen Nachbar zu finden und ich bin doch schon fast seit vier Monaten hier.“

„Ich wollte nicht stören“, erwiederte Hallmer nicht ohne Verlegenheit, „Wenn man wie Sie, Herr Director, in eine neue Stellung tritt, giebt's in der ersten Zeit so viel einzurichten, nachzuholen.“

„Da habt Ihr Recht“, sagte der alte Herr. „Mein Vorgänger war zwar ein tüchtiger und fleißiger Jurist und Actenreste habe ich nicht vorgefunden. In anderer Beziehung fand ich aber viel nachzuarbeiten. Sehen Sie, der alte Mann war unzugänglich und hatte nicht das Talent mit Menschen verschiedener Classen zu verkehren. Schriftlich mußte Alles gehen; aber aus einer, meist nicht einmal selbst verfaßten, Eingabe lernt man den Menschen nicht kennen und dann glauben Sie nicht, wie viel Papier und Dinte ein einziges gesprochenes Wort, wenn es den richtigen Fleck trifft, ersparen kann. Ich muß den Leuten erst wieder das Vertrauen zur Justizpflege zu geben versuchen, und das ist nicht leicht. Aber nichts davon heute. Wissen Sie wol, Hallmer, daß Sie mir noch ein Vertrauen schuldig sind? Sie haben mich am vergangenen Weihnachtstage um eine Stunde Gehör ersucht. Die Stunde habe ich Ihnen immer aufgehalten, aber sie haben sie niemals einkassirt und doch werden wir bald wieder an den Weihnachtsbaum denken.“

„Das haben Sie nicht vergessen, Herr Director?“ sagte Hallmer.

„Ich vergesse meine Schulden nicht, am wenigsten die, die im Herzensconto stehen; sie werden immer wieder von einem Jahre zum andern gebucht“, erwiederte lachend der alte Mann. „Uebrigens denke ich, wird jetzt längst ad acta gelegt sein, was Sie damals Ihren Stein auf dem Herzen nannten.“

„Da könnten Sie irren“, fiel Hallmer schnell ein, „denn heute gerade komme ich, mir die Stunde Gehör zu erbitten, die Sie mir damals zusagten. Wollen Sie sie mir schenken?“

„Ich stehe zu Diensten“, sagte der Director und rückte seinen Stuhl zurecht, als sei er auf eine lange Auseinandersetzung gefaßt. „Vorher aber beantworten Sie mir ein Paar Fragen: Sie haben ein junges Mädchen, eine Verwandte, glaube ich, seit einiger Zeit in Ihrem Hause?“

„Wie kommen Sie auf die?“ rief Hallmer und sprang von seinem Stuhle auf.

„Das ist vorerst noch mein Geheimniß“, sagte der Director. „Aber sagen Sie mir Etwas von dem Charakter, der Erziehung und Entwickelung des Mädchens, für das ich das lebhafteste Interesse habe.“

Hallmer ging mit erregten Schritten auf und ab. „Sie wissen Etwas“, sagte er, ohne auf die Erwiederung der an ihn gerichteten Fragen einzugehen. „Vielleicht brauche ich Ihnen gar nichts mehr zu sagen.“ Er sah den Freund prüfend an, der aber erwiederte ganz unbefangen:

„Ich versichere Sie, Hallmer, daß ich keine Ahnung davon habe, wo Sie hinauswollen.“

„Nun“, sagte dieser „seit etwa zwei Jahren drückt mich Etwas, wie eine Schuld, und vielleicht ist's auch eine, verantwortlich dafür ist aber ein Anderer, den klage ich an, und der sind Sie, Herr Director.“

„Ei“, lachte der alte Mann, „das ist ja heute der Tag eigenthüm-

licher Anklagen. Aber heraus mit der Sprache. Ich sitze hier als geduldiger Inculpat."

„Und Richter in einer Person", fiel Hallmer ein. „Entsinnen Sie sich, daß Sie eines guten Tages zu mir kamen mit einem Zeitungsblatt in der Hand, und mich darauf aufmerksam machten, daß die unbekannten Erben eines Bauerngütchens aufgerufen würden?"

„Ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen", sagte der Director.

„Nun", fuhr Hallmer fort, „ich wollte damals nicht daran glauben, wer aber nicht nachließ, waren Sie. Ich übergab Ihnen die ganze Angelegenheit. Sie haben Monate lang drum geschrieben und correspondirt, und wäre es Ihre eigene Angelegenheit gewesen, Sie hätten nicht eifriger sein können, bis mir endlich die ganze Geschichte gerichtlich zugesprochen und zugeschrieben wurde. Als Sie mit der Nachricht herauskamen, freuten Sie sich, als sei Ihnen selbst wer weiß welch' Glück geschehen und Sie hatten doch nichts von Ihrer Mühe."

„Ich will nicht hoffen", fiel der Director ein, „daß Sie Das drückt, lieber Hallmer, und wenn es so wäre, so hätten wir kein Wort weiter darüber zu verlieren. Keinenfalls könnten Sie aber daraus eine Anklage wider mich erheben."

„Vielleicht doch", sagte Hallmer, „denn ich weiß nicht, ob Sie nicht ein Unrecht veranlaßten, wenigstens mich dazu verleiteten."

„Auf die Deduction wäre ich begierig", rief der Director.

„Ich war also im Besitz", fuhr Hallmer fort.

„Den Ihnen Niemand anfechten kann!" setzte der Director hinzu. „Allen Formen des Gesetzes war genügt."

„Da hörte ich", erzählte Hallmer weiter, „von einer Namensverwandten, einer armen Waise, die kümmerlich gehalten werde. Ich erkundigte mich nach dem Mädchen, forschte nach dem Grade der Verwandtschaft, bekam zwar nichts Ordentliches heraus, aber ich konnte doch den Gedanken nicht los werden, sie könne mehr Recht auf den unerwarteten Besitz haben, als ich. Ich wußte es ja nicht, aber ich nahm das Kind in mein Haus und glaubte damit mein Gewissen zu beruhigen."

„Das macht Ihnen Ehre, Hallmer", sagte der alte Herr.

„Loben Sie mich nicht vor der Zeit, lieber Freund" fuhr dieser fort „Ich hätte gleich, als mir der erste Gedanke kam, nicht nachlassen müssen mit Forschen. Aber ich schwieg, selbst gegen meine Frau. Es war das erste Geheimniß unserer Ehe, aber Sie kennen sie ja. Die Frau nahm die ganze Erbschaft damals wie ein Unglück, hatte wenigstens allerlei trübe Vorahnungen, die ich bekämpfte. Ich scheute mich, ihnen Recht zu geben, und dann sah ich, wie meine Alte in der Freude an dem Besitz immer glücklicher wurde. Später schämte ich mich einzugestehen, daß ich ihr so lange eine Sorge vorenthalten hätte und schwieg weiter. Vor den Verwandten meiner Frau und allen Bekannten genirte ich mich auch. Sie hatten es mir nie geradezu vorgerückt, daß ich ein armer Teufel sei, aber ich hätte den Vorwurf doch aus manchem unbedachten

Wort heraushören können, namentlich in den ersten Jahren meiner Ehe. Und nun sollte ich, nach allem dem Prahlen, wieder ankommen, nackter als vorher und mich ausspotten lassen. Sehen Sie, Herr Director, das sind Alles keine Entschuldigungen, aber erklären können Sie sich daraus wie mir zu Muthe war, und weshalb ich das unterließ, was meine Pflicht als redlicher Mann gewesen wäre. Sie waren der einzige Mensch, dem ich glaubte mich anvertrauen zu können, deshalb wollte ich auch damals mit Ihnen sprechen, aber das Brandunglück rief mich unvermuthet fort."

„Ja wie war es eigentlich damit?" fragte der Director.

„Ach", erwiederte Hallmer, „das alte Haus war baufällig von oben bis unten. Keine Thür paßte mehr und kein Fenster schloß. Der Schornstein war geradezu polizeiwidrig schadhaft und da mußte es über kurz oder lang so kommen. Die Katharine war allein im Hause und hat wahrscheinlich in ihrer träumerischen Weise nicht Acht gegeben auf das Feuer. Es ist Gottes Wunder, daß das arme Ding nur mit dem Leben davon kam, es war hernach auch schwer krank am nervösen Fieber, und ob ihm davon nicht Etwas im Kopf stecken geblieben ist, das mag der Himmel wissen."

„Also haltet Ihr sie nicht für ganz klar?" fragte mit sichtlicher Spannung der Director.

„Klar schon", antwortete Hallmer, „aber etwas sonderbar, verschlossen und in sich gekehrt. „Ich habe wenig auf sie geachtet, denn ich hatte genug mit mir selbst zu thun. Weiter geforscht habe ich nun freilich und allerlei Papiere zusammengebracht über das Mädchen, über ihre Verwandtschaft mit dem letzten Besitzer des Gütchens; ich finde mich aber nicht durch und da wollte ich Sie bitten."

„Lieber Freund", unterbrach ihn der Director, „das sind Alles überwundene Dinge. Auf den gerichtlichen Aufruf ist Niemand für das Mädchen aufgetreten, Euch ist vollen Rechtens der Besitz zugesprochen, und alle anderen möglichen Ansprüche, auch die Katharine's, sind ausgeschlossen. Sie haben sich gar keine Skrupel zu machen, sind bona fide Besitzer. Beati possidentes, heißt es, und also lassen Sie die Grübeleien fahren."

„Sagen Sie Das als Rechtsgelehrter oder als Freund?" warf Hallmer ein.

„Wie meinen Sie das?" fragte schnell der alte Herr.

„Ich meine, wenn ich den Rechtsgelehrten gefragt hätte: Kann mir Jemand meinen Besitz streitig machen und werde ich der wohlhabende Mann bleiben, zu dem mich ein glücklicher Zufall gemacht hat? so würden mich Ihre Worte vollkommen beruhigen. Wenn ich aber den Freund frage: Was muß ich thun, um ein redlicher Mann zu bleiben und nicht mit schwerem Gewissen in der Welt herumzulaufen — was würden Sie, der Freund, mir antworten?"

„Daß das mich nichts angeht", erwiederte nach einigem Zaudern der Alte. „In derlei Ueberlegungen muß der Mann keinen Rath nöthig haben."

„Nun, damit haben Sie mir mein Urtheil schon gesprochen“, rief Hallmer, „und es ist sonderbar, seit ich die Geschichte vom Herzen habe ist mir Alles klarer und ich fürchte mich auch nicht mehr halb so sehr vor meiner Frau und ihrer Sippe.“

„Ja“, sagte der Director, „das ausgesprochene Wort ist ein anderes als das im Herzen verschlossene. Es thut nicht gut, wenn ein Mensch sich einbildet mit seiner eigenen Klugheit allein fertig werden zu können, und dann ist ein wohlwollendes Ohr oft mehr werth als ein kluger Mund. Ich habe in meinem guten Stück Leben oft mehr genützt durch Anhören als durch Rathgeben.“

„Um das kommen Sie nun aber doch nicht herum!“ rief Hallmer und sein Gesicht hatte wieder den alten, freien Ausdruck. „Hier sind alle Papiere. Unterthänigster Diener, mein hochverehrter Herr Kreis-Gerichts-Director. Ich brauche einen Juristen, der sich da durchfindet, mir ist's zu hoch. Hat die Katharine keine Rechte, nun gut, so bleibt's beim Alten, hat sie bessere als ich, so weiß ich jetzt was ich zu thun habe. Sie sollen aber mein Freund bleiben und sich meiner nicht zu schämen haben. Da, nun ist's Ihre Sache!“

„Hoho“, nicht so eilig“, rief lachend der alte Herr. „Ihr setzt Einem gleich die Pistole an die Brust und vergeßt, daß man nicht ungestraft bald fünfzig Jahre das Haar gespalten hat ehe man zum Spruch kam und doch, in drei Fällen wenigstens einmal, mit unsicherer Stimme sein Votum aussprach. Was Ihr mir da bringt ist Nichts, und ehe ich mir eine Meinung bilde, muß ich erst die Acten zu Rath ziehen. Kommt in ein paar Tagen wieder, Hallmer, und dann könnt Ihr fragen.“

„Thäten es nicht ein paar Stunden auch, Herr Director? Ich möchte nun wissen, wie ich daran bin.“

„So?“ sagte der alte freundliche Mann. „Anderthalb Jahre tragt Ihr es mit Euch herum und könnt mit Euch allein nicht zum Spruch kommen, und mir gönnt Ihr nur zwei Stunden? Jetzt werde ich Euch zappeln lassen. Das ist die gerechte Strafe.“

„O, nun sehe ich es Euch an“, lachte Hallmer, „daß ich in zwei Stunden wiederkommen kann, und was die Strafe betrifft, die habe ich redlich verbüßt. Nicht um die Welt nähme ich wieder über Jahr und Tag die Pein auf mein Gewissen.“

„Nun so laßt mich ungestört. Aber noch Eins. Meiner Frau könnt Ihr jetzt nicht Adieu sagen, aber sie rechnet darauf, daß Ihr heute Mittag mit uns eßt. Das hätte ich beinahe vergessen über Eure Geschichten und dann wäre ich in eine schöne Gardinenpredigt gefallen.“

„Herr Director, Sie sind zu freundlich!“ stotterte Hallmer.

„Ach, macht noch Redensarten!“ rief jener ärgerlich. „Ich habe keine Zeit dazu, denn nach den Acten muß ich erst auf's Rathhaus schicken und nebenbei habe ich noch eine andere Angelegenheit, die viel wichtiger ist als die Eurige.“

„Herr Director, alte Freundschaft geht vor“, sagte Hallmer und war schon in der Thür.

„Nein, der Freund, der am meisten in Noth, ist der nächste!" rief ihm der Director nach, aber er hörte es nicht mehr, denn er war schon die Treppe hinunter.

Der alte Herr ging erst einige Male im Zimmer auf und ab und überlegte. Seine Absicht, Hallmer genauer über Katharine und ihren Seelenzustand zu befragen, hatte er aufgegeben, als er erfuhr, daß möglicherweise in dem Geschick des Mädchens eine Veränderung eintreten könnte, und wenn es ihm auch nicht klar war, wie diese mit dem Geständniß desselben in Verbindung zu bringen sei, so wollte er doch erst die Sachlage so weit als möglich klären, ehe er näher einginge. Mit dem Tact eines menschenfreundlichen Herzens hatte er auf den ersten Blick gesehen, daß er mehr ein eigenthümlich entwickeltes als ein schuldiges Gemüth vor sich hätte, daß mehr ein selbsttäuschendes unklares Schuldbewußtsein als ein wirkliches Verbrechen vorläge. Er hatte in seiner langen Praxis oft die Erfahrung gemacht, daß die Grenze zwischen Geisteskrankheit und krankhaft verkehrter Auffassung, zwischen dieser und nüchternem Verständniß meist schwer zu ziehen ist. Das geängstete, aus dem Gleichgewicht gebrachte Gemüth ergreift oft einen Gedanken, der verkehrt und halb unwahr ist und baut auf demselben in streng logischer Folge ein Gebäude auf mit vollkommen klarem Verstande, das nichts destoweniger je höher aufgerichtet desto schiefer und unhaltbarer wird. Den richtigen Schlüssen aus einer mit hartnäckigem Eigensinn festgehaltenen falschen Prämisse ist besonders schwer beizukommen. Die halbe Wahrheit ist meist schwerer zu widerlegen als die ganze Lüge. Unser Freund war weder ein geschickter Inquirent, noch ein scharfer Richter, seine Räthe nannten ihn, nicht mit Unrecht, „die personificirten Milderungsgründe"; aber er war ein guter, reiner Mensch und weil nichts aus absolut böser, noch aus absolut guter Quelle entspringt in dieser unvollkommenen menschlichen Gesellschaft, so traf sein unentschiedenes, ausgleichendes Votum öfter das Richtige als man ihm einräumen wollte. Wir mußten Das vorausschicken, um zu zeigen, wie er, seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach, den beiden vorliegenden, scheinbar so gesonderten, vielleicht verwandten Fällen allein entgegenzutreten vermochte.

Der alte Mann war schon im Voraus davon überzeugt, daß bei Katharine kaum eine halbe Schuld, bei Hallmer höchstens ein halbes Unrecht vorläge, und nach dieser Ueberzeugung wollte er die Dinge angreifen.

Er öffnete leise die Thür zum Nebenzimmer. Ein Blick zeigte ihm, wie die Dinge dort standen. Katharine lag in einer Ecke des Sophas, mit dem Kopf auf die Seitenlehne gebeugt und schlief. Die Frau Directorin hatte sich seitab im Fenster etablirt und strickte, behielt aber das Mädchen immer im Auge. Als die Thür sich öffnete, machte die gute Frau gewaltige Zeichen, um Ruhe zu gebieten und auf den Schlaf des Mädchens aufmerksam zu machen, der wirklich so tief und fest sein mußte, um von diesen Anstrengungen nicht erst recht gestört zu werden. Der Director lächelte und zog den Kopf ebenso leise zurück als er ihn

hineingesteckt hatte. Er wußte nun, daß er ruhig seine Forschungen in den Acten vornehmen könne, und daß, selbst wenn das Mädchen vor seiner Rückkehr erwachen sollte, sie nicht besser aufgehoben sein könnte als in der mütterlichen Pflege seines Lottchens.

Es mochte wol eine Stunde vergangen sein, als Katharine jäh auffschreckte. Sie schlug die Augen auf und sah sich verwundert um in dem fremden Raum. Die Bewegungen der vergangenen Nacht, der letzten Stunden lagen verworren in ihrem Gedächtniß. Sie brauchte eine ganze Weile, ehe sie sich zurecht finden und klar machen konnte, wo sie sich befände. Die alte Dame ließ sie erst ruhig sich besinnen, ehe sie aufstand und ihr freundlich näher trat. Katharine sprang plötzlich auf. Sie fühlte sich wieder ganz kräftig und Alles stand deutlich vor ihr. Aber das Herz war ihr leichter als vorher, ohne daß sie sich dafür einen Grund wußte. Sie wollte der freundlichen Dame einen Dank stammeln, die aber ließ sie nicht zu Wort kommen und sagte:

„Still, still, Kind, mein Mann hat verboten, daß wir mit einander plaudern. Ich weiß zwar nicht weshalb, aber die Männer sind curios und lassen sich nun einmal nicht ausreden, daß wir Frauen zu viel sprechen. Gehorchen müssen wir nun schon, denn manchmal haben die Männer Recht, besonders mein alter Herr, denn der ist, glaube ich, der beste Mensch auf der Welt. Wenn Sie ein Anliegen haben und er es erfüllen kann, thut er es gewiß, darauf können Sie sich verlassen. Aber geschlafen haben Sie schön, eine ganze Weile, wenn Sie auch erschrecklich unbequem gelegen haben müssen. Das war indessen Ihre eigene Schuld, Sie wollten sich ja nicht hinlegen wie ich es vorschlug. Nun warten Sie nur ruhig bis mein Mann wieder da ist. Lange kann er nicht ausbleiben. Er ist nach dem Rathhaus hinüber und er lief ja wie besessen über die Straße, also hat er Eile. Ruhen Sie noch ein wenig, ich will nur einen Blick in die Küche werfen, denn mein Mann ist im Stande nicht einmal zu bestellen, ob wir unsern Mittagsgast haben oder nicht."

Damit strich sie dem Mädchen freundlich das Haar aus der Stirn, streichelte ihm die Wangen und trippelte aus der Thür.

Katharine glaubte sich in eine andere Welt versetzt. Ein Gefühl von Behagen kam über sie, das eigenthümlich abstach gegen die Erlebnisse der letzten Stunden. Schuldbeladen war sie gekommen, um einen strengen Richter zu suchen, und ein strenges Gericht. Statt dessen fand sie Wohlwollen und zarte Fürsorge. Und doch — war denn Etwas anders geworden, war sie weniger schuldig als vorher? Sie zerbrach sich den Kopf und konnte es nicht finden. Mitten in diese Ueberlegung trat der Director herein, ein dickes Actenheft unter dem Arm. Ueber seinem Gesicht lag ein freundliches Lächeln der Befriedigung.

„Ausgeschlafen, mein liebes Kind?" rief er schon in der Thür; dann legte er den Hut fort, breitete die Acten auf dem Tisch aus, schob ein Paar Stühle heran, rieb sich selbstzufrieden die Hände und fügte hinzu: „Jetzt kommen Sie, liebes Kind, jetzt wollen wir einmal vernünftig

mit einander reden. Setzen Sie sich gegen das Licht, daß ich Ihre guten Augen sehen kann, so, ganz nah, Ihre Hand muß ich fassen können."

Katharine gehorchte fast willenlos, dann sah sie den alten Mann mit großen Augen an und sagte:

„Ja, Herr Director, träume ich denn? Habe ich nicht hier an dieser selben Stelle Ihnen Alles gesagt, daß ich eine große Sünde begangen habe, daß ich meine Strafe erwarte?"

„Das Alles haben Sie mir gesagt!" erwiederte er, „ich habe es nur nicht ordentlich verstanden. Ja, ich bin ein strenger, gründlicher und gewissenhafter Richter und mit so hingeworfenen Worten gebe ich mich nicht zufrieden."

„Ich habe das Haus meiner Wohlthäter in Brand gesteckt!" rief Katharine.

„Ja Kind, das kann schon sein", erwiederte der Director, „aber den ganzen Hergang muß ich wissen, wie es kam, weshalb Sie es thaten. Nur immer heraus mit der Sprache."

Katharine sah ihn an und verstand das freundlich lächelnde Gesicht nicht. Sie versuchte zu erzählen, bemühte sich die Ereignisse so erschwerend als möglich darzustellen, es gelang ihr nicht. Der wohlwollende Blick, der auf ihr ruhte, die kurzen Zwischenfragen, die sie halb verwirrten, halb beruhigten, wandelten Alles zur Milde. Mit Gewalt suchte sie die eigene Schuld herauszukehren, aber sie ließ sich nicht fassen, und von einer Absicht blieb nichts übrig. Wenn ein Verbrecher, der seine Schuld leugnen will, von den Zwischenfragen des Inquirenten in die Enge getrieben, sich in Widersprüche verwickelt, sich endlich gefangen sieht, bricht er in seiner Angst meist plötzlich ab und kehrt, Alles leugnend, wieder auf die einfache Betheuerung, daß er unschuldig sei, zurück. Mit Katharine ging es im entgegengesetzten Fall ebenso. Als ihr zuletzt der alte Herr, indem er ihre beiden Hände ergriff, lachend sagte: „Ja, liebes Kind, wo ist denn nun Ihre Schuld?" sprang sie auf und rief: „Es war doch das Dach, das mich armen, verlassenen Wurm aufgenommen hatte, das Eigenthum der Menschen, die mir Gutes gethan hatten, ich hätte es retten können, ja wahrhaftig, ich hätte es gekonnt. Aber ich that es nicht, ich freute mich, als die Flamme aufschlug, jubelte, als ich die Verheerung sah, ich stand unter dem Bann des Feuers, und darum bin ich schuldig, deshalb will ich meine Strafe."

„Unvernünftiges Kind!" rief der alte Herr, „hat man nicht seine Noth mit Dir. Aber wir sind noch nicht fertig. Ob Du Strafe verdienst oder nicht, das ist die Sache Deines Richters, und ob Du sie willst, darauf kommt es nicht an. Weil Du fremdes Eigenthum untergehen ließest, welches Du retten konntest, sagst Du? Nun, ich sage Dir, es war nicht fremdes Eigenthum, nicht das Deiner Wohlthäter, und wenn Du Jemand Schaden zufügtest, so war es Dir selbst."

Katharine sah ihn verwundert an.

„Kannst Du lesen?" fuhr der Director fort. Das Mädchen nickte mit dem Kopf. „Nun so komm her und lies."

Er schob ihr ein Actenheft hin, schlug es ihr auf, zeigte die Stelle, wo sie anfangen sollte. Sie las, wie in willenlosem Gehorsam. Die Lippen bewegten sich, das Auge starrte in die Blätter, der Finger streifte auf den Zeilen hin, sie blätterte um und las gewissenhaft weiter, jedes Wort, das da stand.

„Nun?“ rief der Director triumphirend dazwischen. „Wird es Dir nun klar? Ja, die Acten, die Acten muß man studiren, das ist die Hauptsache.“

Katharine schlug das letzte Blatt um und las bis zum letzten Wort.

„Ist's noch fremdes Eigenthum?“ rief der Director.

„Herr!“ sagte das Mädchen „sagen Sie mir, was darin steht. Ich habe nichts verstanden, gar nichts. Hat das Etwas zu thun mit mir und meiner Schuld?“

„Das fragt sie und hat es durchgelesen von Anfang bis zu Ende!“ rief der alte Mann und rang die Hände.

„Ich will mir ja Mühe geben“, sagte Katharine und griff noch einmal nach den Acten, aber der Director riß sie ihr fort, hob sie mit beiden Händen in die Höhe, hielt sie ihr dicht vor das Gesicht und rief mit erhobener Stimme: „Da steht's. Dem Peter Hallmer wurde das Gut, das Haus, das Zugehör gerichtlich zugesprochen, weil kein anderer Verwandter sich meldete, aber Du stehst dem Erblasser näher, um zwei Grade näher. Weshalb hast Du Dich nicht gemeldet, es stand doch oft genug in den Zeitungen? Nun bist Du drum, da ist nichts mehr zu machen; aber Deins war es doch eigentlich, und wenn Du die alte Barracke abbrennen ließest, so ging den Leuten nur zu Grunde, was nicht ihnen, nein, was Dir hätte gehören müssen.“

Katharine stand wie versteinert. „Das weiß aber der Hallmer nicht, noch die Frau, noch —?“ sie hielt inne.

„Kein Mensch weiß es!“ rief der Director, „als Du und ich vorläufig.“

„Und es ist wahr, wirklich wahr?“ fragte sie weiter.

„Denkst Du, daß ich Dir Etwas vorlüge? Wahr und wahrhaftig, Du hättest Alles haben müssen und sie Nichts“, erwiederte eifrig der alte Herr.

Katharine drückte beide Hände auf die Augen, als müsse sie nachdenken; dann faltete sie dieselben und streckte die Arme zum Himmel, indem sie laut schluchzend in's Knie sank. „Gott, mein Gott!“ rief sie, „Keinem that ich Etwas zu Schaden, ich vergalt nicht Gutes mit Bösem, ich könnte frei sein von Schuld? Es kann nicht sein, ich verstehe es nicht und doch ist mir das Herz so frei, so frei. Gott, ich danke Dir!“ Ihr thränengefülltes Auge strahlte wie von unbeschreiblichem Glück. Der alte Mann hatte auch mit der Hand an den Augen zu thun, er wollte reden und konnte es nicht. Unruhig lief er im Zimmer auf und ab, bis er sich endlich gefaßt hatte. „Kind“, sagte er, „Du jagst mir immer eine halbe Meile voraus. Heute Morgen hattest Du kaum

Deine confuse Anklage vorgebracht, da wolltest Du schon direct in's Zuchthaus abspazieren. Jetzt zeigt man Dir, daß Du eigentlich ein Recht hast an dem Gütchen, nun jubelst Du gleich, daß Du ein reiches Mädchen bist und soweit sind wir noch lange nicht. Noch hat es der Hallmer und das von Rechtswegen. Aber er ist ein grundehrlicher Mann und will gar kein fremdes Eigenthum. Wir brauchen ihm nur ein Wort zu sagen und die Sache kommt in Ordnung."

Katharine sprang auf. „Herr Director", sagte sie, „Sie sind gut gegen mich gewesen, so seelensgut, wie nur ein Mensch sein kann, versprechen Sie mir Eins, erfüllen Sie mir eine Bitte!"

„Nun, was soll noch werden?" fragte er.

„Sagen Sie Hallmer nichts, kein Wort", erwiederte Katharine. „Sie sagen, kein Mensch weiß es als Sie allein und ich. Stecken Sie auch die Acten fort, daß sie keinem Andern zu Gesicht kommen. Ich bin schon glücklich genug, daß ich mich frei fühle von der Schuld der Undankbarkeit gegen meine Wohlthäter und auch sonst. Ich will ja das Gut nicht. Was sollte ich damit anfangen? Nicht wahr, Herr, Sie versprechen mir zu schweigen?" Sie preßte seine beiden Hände in die ihrigen und sah ihn mit flehendem Blick an.

Der Director lächelte ihr zu, es sah aus wie eine Zustimmung, dann aber riß er sich los, wandte sich ab und rief, fast mit dem Tone der Entrüstung: „Ach, Ihr wißt Alle nicht, was Ihr wollt und macht mich selbst ganz confus. Da lobe ich mir ordentliche Verbrecher und Processirer, da weiß man doch wie man dran ist."

„Sie wollen es mir nicht versprechen und mir mein kurzes Glück gleich wieder zerstören?" rief Katharine, „und ich dachte schon, solche Gutheit als bei Ihnen hätte ich noch nirgend gefunden. Und nun glaube ich Ihnen auch nichts mehr, nun weiß ich, daß Alles einerlei ist, daß ich noch schuldig bin, denn er hat mich verurtheilt, er, und hat sich von mir gewandt und kann kein Herz wieder zu mir fassen und deshalb kann ich doch nie glücklich werden." Sie warf trotzig den Kopf zurück und drückte die gekreuzten Arme über die Brust.

„Fängst Du von vorn wieder an?" schalt der Director, „und was bringst Du nun noch dazwischen. Wer hat Dich verurtheilt?"

Das Mädchen wurde hochroth, aber es antwortete nicht. Glühend vor Scham über das unfreiwillige Geständniß wandte es sich ab und weder auf begütigende noch auf scheltende Worte des alten Mannes gab sie Antwort.

Darüber hatten die Beiden nicht bemerkt, daß sie schon längst nicht mehr allein waren; leise war die Frau Directorin eingetreten und hatte sich still an den Ofen gestellt, erst nur zuhörend und beobachtend bei der ihr vollkommen unverständlichen Situation. Nun aber trommelte sie ungeduldig mit der Hand, die sie auf dem Rücken hielt, an den Ofen, trippelte von einem Fuß auf den andern und endlich hielt sie sich nicht länger und trat vor: „Mein Gott, Heinrich", sagte sie, „was für einen Lärm erhebst Du hier? Mir wird eingeschärft, ich müsse das arme

Kind wie ein rohes Ei behandeln, nicht einmal reden lassen, ja selbst den Mund halten, und Du tobst und schiltst hier auf sie los wie ein Wachtmeister vor der Front."

„Lottchen", erwiederte der Mann, „Du verstehst nichts von der ganzen Geschichte und daraus mache ich Dir auch keinen Vorwurf, denn sie ist so verkehrt, daß kein Mensch daraus klug werden kann. Das Mädchen ist ein verstocktes, eigenwilliges Geschöpf, bei dem es hier nicht richtig ist (er zeigte auf die Stirn) und das sich partout das Gewissen auch noch schwer machen will. Gieb Dich mit Der nicht weiter ab."

Die Frau lächelte: „Komm einmal her, Alter", sagte sie und zog den Mann am Arm zu sich heran. Dann flüsterte sie ihm in's Ohr: „Nicht im Kopf und nicht im Gewissen sitzt es ihr. Hier, im Herzen ist die Ursache. Sie liebt. Aber ihr Männer tappt immer vorbei. Geh jetzt und laß mich mein Heil versuchen."

Der alte Herr sah sie starr an. „Lottchen", flüsterte er auch, „das bildet Ihr Weiber Euch immer ein."

„Aber so geh' doch und laß mich gewähren", rief die Frau. „Du siehst doch, daß Du sie so eingeschüchtert hast, daß sie kein Wort mehr spricht."

Da hatte sie nun freilich Recht, aber es war ihm doch unangenehm so das Feld räumen zu müssen. Er ging noch einmal auf Katharine zu, versuchte noch einmal auf sie einzureden, aber die Frau hielt ihm den Mund zu und halb freundlich, halb scheltend complimentirte sie ihn zur Thür hinaus. Dann ging sie auf Katharine zu, schlang den Arm um ihren Nacken, streichelte ihre Wangen und schmeichelte sie auf's Sopha, wo sie sich zu ihr setzte und immer mit der Ermahnung, ja nicht zu viel zu reden, sich von ihrer Kindheit erzählen ließ, von ihren Eltern, und das Mädchen schließlich in das vertrauliche Plaudern brachte, daß es ihr Alles durcheinander erzählte und nur Anton's mit keiner Silbe erwähnte.

Der Director kam zwar ganz ärgerlich in's Nebenzimmer und murmelte Etwas zwischen den Zähnen von unvernünftigen Frauen, aber er war doch eigentlich mit sich zufrieden und auf sein Lottchen war er nur halb böse, aber ganz stolz. „Sie ist doch eine prächtige, kluge Frau", meinte er, „aber für die nächsten vierzehn Tage hat sie Oberwasser und mich soll's wundern, wenn sie das nicht benutzt und die Pachtung des Gemüsegartens durchsetzt. Am Ende hat sie aber auch da nicht Unrecht und ich hätte es ihr gleich zugeben sollen." Nach einer kleinen Weile pochte es an die Thür und herein trat Hallmer mit seiner Frau, er sichtlich erregt und verstört, sie ruhig und gleichmäßig wie immer.

„Ah, Frau Hallmer", rief der Director und streckte ihr die Hand entgegen, „Sie auch hier? Das wußte ich nicht. Willkommen in der neuen Heimat."

„Ich bin meinem Alten nachgelaufen, obgleich er mich nicht haben wollte", erwiederte Frau Hallmer; „aber ihn drückte Etwas, das wußte

ich, und bei wem er sich Rath zu holen pflegt, das ist mir von Alters her bekannt. So habe ich ihn denn auch gleich gefunden."

„Ja, die Weiber mischen sich in Alles", sagte Hallmer halb verlegen.

„Das weiß Gott", fuhr der Director auf, „aber mitunter ist's zu unserm Besten. Nun haben wir Euch aber Beide zu Tisch und da können wir plaudern von alten Zeiten."

„Heute müssen wir uns schon entschuldigen", erwiederte Hallmer, „denn wir sind in großer Unruhe und müssen gleich fort."

„Freilich, wegen des Gütchens", warf der Director hin und sah Hallmer fragend an, ob er vor der Frau reden dürfe.

„Nicht deshalb", rief Hallmer. „Aber die Pflegetochter, die wir in's Haus nahmen, die Katharine, von der ich Ihnen erzählte, ist heimlich fort und wir wissen nicht wohin."

„O, um die macht Euch keine Sorge", rief der Director freudig, „die ist hier in meinem Hause, bei meiner Frau."

„Hier? Ich habe es gedacht", unterbrach ihn Frau Hallmer, „und meine erste Empfindung hat mich nicht getrogen. Nun bin ich aber auch ganz ruhig. Sie, Herr Director, mit Ihrer menschenfreundlichen, wohlwollenden Weise werden sich schon einen Vers machen aus ihren Reden und wenn die Frau Directorin die Sache in die Hand genommen hat, dann ist sie schon auf dem rechten Wege."

„Zu meiner Angelegenheit haben Sie dann wol keine Zeit gefunden?" fragte Hallmer halb zögernd, halb verlegen.

„Doch, lieber Freund, doch", sagte der Director, „aber da steht es freilich —"

Er hielt inne und sah Frau Hallmer an. Hallmer fiel ihm aber in's Wort. „Reden Sie nur, Herr Director, reden Sie nur", sagte er. „Sie weiß zwar noch nichts, aber ich will ihr auch nichts mehr verschweigen."

„Zeit wird es", lachte die Frau.

Der Director legte das Gesicht in ernste, bedenkliche Falten und fing mit dem Tone der bedauernden Theilnahme an: „Ja, lieber Hallmer, was Sie fürchteten ist allerdings nicht ganz ohne Grund, ich meine sogar, die Acten machen es ganz klar. Freilich sind Sie im Besitz —"

„Machen Sie keine lange Vorrede", rief Hallmer, „holen Sie nicht weit aus, schlagen Sie schnell zu. Mit einem Worte, behalten wir unser Gütchen? Ja oder nein?"

„Unser Gütchen?" fragte halb verwundert halb erschreckt die Frau; „will man uns denn das nehmen?"

„Wenn man für die Katharine damals die Ansprüche geltend gemacht hätte", antwortete der alte Herr, „hättet Ihr es gar nicht bekommen. Ihr Recht ist unbestreitbar das nähere."

Er hatte zögernd seinen Ausspruch gethan, mit aufrichtiger Theilnahme für die Freunde, die ja diese Entscheidung in die größte Betrübniß stürzen mußte. Aber der Eindruck seiner Worte war ein ganz anderer als er erwartet hatte. Hallmer machte im ersten Augenblicke zwar ein

verblüfftes Gesicht, kratzte sich hinterm Ohr und warf einen scheuen Seitenblick auf die Frau. Diese verzog keine Miene, keine Spur von Erstaunen verrieth sich auf ihrem Gesicht, aber sie machte ein paar Schritte im Zimmer auf und ab, als ob sie nachdenke. Dann aber, als ob sie ein freudiger Gedanke ergriffen, strahlten ihre Züge auf und sie rief: „Das also lag Dir auf dem Herzen, Alter?"

Hallmer verstand zwar ihren freudigen Ausdruck nicht, aber er sah nun auch ganz fröhlich drein und erwiederte: „Ja, das war es und nun, Gott sei Dank, nun ist der Stein vom Herzen und nun weiß ich, wie ich dran bin und darüber wollen wir schon fortkommen"; dann aber setzte er nach einer Weile halb beschämt hinzu: „Alte, was werden nun Deine Eltern sagen?"

„Das laß meine Sorge sein!" erwiederte sie ganz heiter. „Es konnte sich gar nicht besser fügen als so, und nun bin ich ganz glücklich. Weshalb ich das aber bin, das sage ich Dir nicht, zur Strafe, daß Du Geheimnisse vor mir hattest. Schämst Du Dich nicht? Eins sollst Du aber gleich wissen, daß ich meinen guten alten Peter Hallmer wieder habe, ganz wie er war, und daß ich sicher bin, er wird sich nach dieser Lection schon in Acht nehmen mir wieder etwas zu verschweigen."

Hallmer fiel ihr, statt aller Antwort, statt aller Betheuerung, um den Hals und sie hatte alle Mühe seine Zärtlichkeit vor dem Herrn Director zurückzuhalten. Der konnte sich nun durchaus nicht in der Stimmung der Eheleute zurecht finden. Er begriff es nicht, wie man so leicht, so freudig einen Wohlstand aufgeben könnte. Von dem leichtsinnigen Manne konnte er es schon eher verstehen, aber die seit langer Zeit als verständig gekannte Frau machte ihn ganz irre. Noch einmal setzte er dem Ehepaar Hallmer die ganze Sachlage weitläufig auseinander, in der Besorgniß, man hätte ihn falsch verstanden; er bedeutete sie, für den Augenblick könne Niemand ihnen ihren Besitz streitig machen, aber Beide versicherten, darauf käme es gar nicht an und leichten Herzens würden sie der rechtmäßigen Besitzerin zurückstellen, was sie, in gutem Glauben zwar, aber doch nicht mit vollem Recht ihr eigen genannt hätten.

„Nun, und das verdrehte Mädchen will das Gütchen auch nicht", rief ganz erzürnt der Director, „und hat mich himmelhoch beschworen Euch nichts von ihrem Rechte zu erzählen. Aber Strafe verlangt sie für ein Verbrechen, das sie nur in ihrem confusen Kopf begangen hat. Da möchte man ja gleich Landrecht und Strafgesetzbuch in's Feuer werfen und die ganze Rechtspflege an den Nagel hängen, bei Rechtsbegriffen wie Ihr zu Tage fördert und Anklagen wie das Mädchen vorbringt. Ihr seid im Stande und processirt, daß man Euch Euer Hab und Gut abnehmen soll, und sie setzt das ganze Richtercollegium in Anklage, weil man ihr ihre Strafe vorenthält."

„Und Sie schelten, weil wir thun, was Sie im Grunde Ihres Herzens doch nur für Recht und Pflicht redlicher Leute halten können?" sagte lachend Hallmer. Dann fuhr er auf einmal ernster werdend fort:

„Ja, was wird aber aus der Katharine. Auf der Stelle muß sie wieder mit uns und wir sagen ihr —“

„Halt!“ rief Frau Hallmer, „nichts sagen wir ihr, und mitnehmen können wir sie heute auch nicht. Um die bekümmere Dich nicht mehr, die Angelegenheit werde ich in Ordnung bringen.“

„Da haben wir es“, sagte der Director. „Gerade wie mein Lottchen. Die Weiber wachsen uns über den Kopf. Kommen Sie, Hallmer, essen wollen Sie mit uns nicht, aber drüben im Rathskeller lassen Sie uns eine Flasche Wein zusammen trinken, weiter scheinen wir doch zu nichts mehr brauchbar zu sein.“

Hallmer sah seine Frau fragend an, aber die nickte beistimmend und bestellte den Mann in einer Stunde in den Gasthof, wo er ausgespannt hatte.

Die Männer saßen bei der Flasche Wein, Frau Hallmer suchte Anton auf. Sie sagte ihm, wo er Katharine finden könne, aber sie sagte ihm nichts von ihren Rechten an dem Gütchen. Er solle in der Stadt bleiben, solle ihr heute Ruhe lassen, aber am andern Tage erwarte sie ihn.

„Mit Katharine?“ fragte Anton.

„Das ist Deine Sache!“ antwortete die Mutter, lächelte aber still vor sich hin. „Du findest uns im neuen Hause.“

Eine Stunde später rollte der kleine Wagen mit dem Ehepaar zum Thore hinaus; der Director fand seine Frau im besten Einverständniß mit Katharine, wenn diese auch still, in sich gekehrt und wortkarg blieb. Es wurde als selbstverständlich angenommen, daß das Mädchen einstweilen bei den alten Leuten bliebe und der Director warf nur hin, daß Hallmer's Das wüßten und damit einverstanden wären.

Anton war der Einzige, der schweren Herzens, aber doch zuversichtlich durch die ganze Art und Weise der Mutter, den andern Tag erwartete.

VI.

„Lottchen“, sagte am andern Morgen der Director zu seiner Frau, „was hast Du denn nun eigentlich ausgerichtet bei Deinem Pflegling?“

„Ausgerichtet! Nichts!“ erwiederte sie. „Das war auch gar nicht nöthig. Du willst die Menschen immer mit Gewalt zur Raison bringen und damit macht man sie nur noch verrannter in ihrer Verkehrtheit. Da ist denn immer schon Etwas erreicht, wenn man sie still stehen macht auf ihrem schiefen Wege. Endlich nimmt die eigene Vernunft sie wieder bei der Hand und führt sie leise, ehe sie sich's versehen in die natürliche Bahn. Das Mädchen hat mir von seiner Vergangenheit erzählt und was es nicht aussprach, vielleicht selbst nicht wußte, habe ich dazu errathen. Wenn man ein Bäumchen im Druck hält und dann verpflanzt von einem falschen Boden in den andern, wundert sich Niemand, daß es verkümmert und keine Blüthe treibt. Das Menschengemüth aber, dem auch nie sein Recht wurde, soll nur immer weich sein, wenn es auch

stets hart angegriffen wurde, liebevoll, wenn es auch niemals die Liebe kennen lernte, natürlich, wenngleich seine Verhältnisse stets verkehrt waren. Und wenn es das nicht ist, dann soll es das mit Gewalt werden."

„Das Resultat ist", spottete der alte Herr, „daß Du gerade so weit gekommen bist als ich und mir nun demonstriren willst, daß Du gar nicht weiter kommen wolltest. Das Mädchen gestern hier zu behalten war Menschenpflicht; daß wir aber die Erziehung noch weiter fortsetzen, dazu sehe ich keinen Grund. Das Mädchen ist ihren braven Pflegeeltern davongelaufen und muß wieder zu ihnen gehen, so ist es in der Ordnung, und daran dürfen wir es nicht hindern."

„Verlange ich denn das?" sagte die Frau. „Katharine wollte schon gestern fort, und wenn ich das nicht gelitten habe, in die Nacht hinein, so dächte ich doch das könnte ich verantworten."

Der alte Herr beugte sich lächelnd zu ihr und küßte sie auf die Wange. „Ich heiße ja Alles recht, was Du thust", sagte er.

Katharine trat ein. Sie war reisefertig. Einfach und ernst sagte sie: „Ich möchte Ihnen gern danken für alle Wohlthat, die Sie mir erwiesen haben, aber ich kann es nicht, denn dafür, wofür ich Ihnen am Meisten danken möchte, das ist als wollte ich der Sonne danken, weil sie wärmt. Sie kann ja nicht anders, wie Sie nicht anders können als gut thun, weil Sie so unbeschreiblich gut sind."

Die alte Dame reichte ihr gerührt die Hand. Sie bezog das Lob auf ihren Mann. An sich selbst dachte sie nicht. „Du gehst nun zu Deinen Pflegeeltern?" fragte sie.

„Ja!" erwiederte Katharine. „Es war unrecht und undankbar, daß ich so von ihnen ging, ohne Abschied, aber die Verzweiflung war hinter mir. Bleiben kann ich aber nicht in dem Hause, das werde ich ihnen auseinandersetzen und das müssen sie auch einsehen. Ich werde mir einen Dienst suchen und wenn Sie mir dazu behülflich sein könnten —"

„Das hast Du aber gar nicht nöthig", polterte der Director heraus. „Du bist ein wohlhabendes Mädchen, bekommst das Gütchen."

„Herr Director!" unterbrach ihn Katharine, „davon soll nicht wieder die Rede sein. Es ist auch nicht richtig. Der Mann, dem das Gut zuletzt gehörte, hat sich nie um mich gekümmert und ich nicht um ihn. Er wußte nicht einmal, daß ich auf der Welt wäre. Und nun soll ich ein Recht haben an Dem, was er hinterließ, mehr Recht als ein Anderer? Unmöglich!"

„Das sind mir Juristen!" rief der Director. „Alle Theorien stellen sie auf den Kopf, alle Rechtsgrundsätze werfen sie um."

„Gestern", fuhr Katharine fort, „hat mich der Gedanke einen Augenblick beglückt. Er wälzte scheinbar meine Schuld von mir. Du hast nur vernichtet, was Dein eigen war, dachte ich. Wenn das aber wahr ist, was Sie sagen, ist's ja nicht mein eigen, denn wenn ich sterbe, gehörte es wieder einem Andern von Rechtswegen, und dem Andern ließ ich sein Haus untergehen."

„Sie ist spitzfindig in ihrer Verkehrtheit!“ schalt der alte Herr. „Nur den richtigen Nagel kann sie nie auf den Kopf treffen.“

„Nun werden Sie wieder böse“, sagte Katharine, „aber Sie treffen es auch niemals mit Ihrem Schelten. Damit, daß ich thue, was Recht ist, sind Sie nicht zufrieden und meine Schuld haben Sie mir fort demonstriren wollen.“

„Fängst du wieder von Deiner Schuld an?“ rief der Director und stürmte mit großen Schritten durch's Zimmer.

„Sie sagen“, erwiederte Katharine ganz gelassen, „nach dem Gesetz sei ich nicht schuldig und könne auch keine Strafe verlangen. Ich will es Ihnen glauben, denn Sie müssen es verstehen, und wollen mich gewiß nicht belügen. Aber ich weiß es doch, was ich gethan habe, und weiß doch, daß es nicht Recht war. Und daß ich gestraft bin weiß ich auch, denn mein ganzes Glück ging darüber zu Grunde.“

Die Frau Directorin hatte dabei gesessen und kein Wort gesagt. Sie verstand aber, was Katharine meinte, sie ahnte daß das Urtheil eines Einzigen Katharine's Glück oder Unglück wäre.

Da klopfte es an die Thür, und auf den etwas gereizten Ruf des Directors trat Anton herein. Katharine schreckte zusammen, leichenblaß wurden ihre Züge, und mit einem Blick sah die Frau Directorin, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Ein zweiter auf Anton beruhigte sie vollkommen. Nach einer herzlichen Begrüßung mit dem Director, der ihn nicht gleich im ersten Augenblick erkannt hatte, schritt er auf Katharine zu und sagte fast schüchtern. „Meine Mutter erwartet uns, Katharine. Kommt Ihr mit mir heim?“

„Mit Euch, Anton?“ erwiederte das Mädchen. „Ich bin allein gegangen, ich wäre auch allein zurückgekehrt.“

Anton trat nahe zu ihr heran und flüsterte: „Ich habe Dir Vieles zu sagen unterwegs, Katharine.“

Ueber Katharine's Gesicht flog ein Schimmer von Freude, dann stand sie lange im Kampf, abgewandt von den Anderen. Ihre Hände waren krampfhaft gefaltet. Endlich trat die alte Dame zu ihr heran, legte ihr den Arm um den Nacken und flüsterte ihr zu: „Geh' mit ihm, Kind, und höre, was er Dir zu sagen hat.“

Katharine wandte sich und sah ihr fragend in's Gesicht. Ein so liebevoller Ausdruck des Verständnisses blickte ihr entgegen, daß sie der kleinen Frau weinend um den Hals fiel. Nach einer Weile sagte sie halb leise: „Ich gehe mit Dir, Anton.“ Der Abschied war kurz, die Frau Directorin drängte zur Eile und nahm den Himmel zur Hülfe, indem sie den Kopf zum Fenster hinausstreckte. „Schnell, schnell, wenn Ihr doch fort wollt. Der Regen könnte Euch überraschen.“ Die Herbstsonne schien aber klar vom fahlen, unbewölkten Himmel herab.

Lange gingen die Beiden schweigend neben einander her. Das Treiben des Städtchens mußten sie erst hinter sich haben. Als sie einen Richtweg eingeschlagen hatten, der von der Landstraße ablenkte, stand

Anton, der voranschritt, plötzlich still. „Katharine", sagte er. „Kannst Du mir vergeben?"

„Dir, Anton?" sagte das Mädchen und sah ihn verwundert an. „Dir? Was hätte ich Dir zu vergeben?"

„Ich will's kurz sagen", erwiederte der junge Mann, „vielleicht verstehst Du mich. Als ich Dir damals zuerst sagte, daß ich Dich liebe, war es wol ein unbedachtes Wort. Du standest so schön, so rührend vor mir, das Herz quoll mir über. Aber ich hätte es nicht sagen sollen, denn es war noch nicht die rechte Liebe."

„Ich weiß es ja, daß Du mich nicht liebst!" antwortete gesenkten Blickes das Mädchen und schritt weiter.

Anton ging an ihrer Seite. „Siehst Du, daß Du mich nicht verstehst", sagte er. „Hätte ich Dich damals geliebt mit der festen unwiderstehlichen Mannesliebe, die das Wahre ist, die allein zum Wort werden darf, ich wäre nicht links gegangen, während Du rechts gingst; ich hätte Dich in die Arme geschlossen und hätte gesagt: „Wenn Du eine Schuld trägst auf dem Herzen, so gehört sie mir mit, denn Deine Schuld, Deine Sorgen sind meine Schuld, meine Sorgen, wir sind Eins." Weil ich das damals nicht sagen konnte, durfte ich Dir auch nicht von meiner Liebe reden, denn ich hatte die Liebe nicht, die Alles trägt."

„Du hattest sie nicht, weil ich ein unglückliches, schuldbeladenes Geschöpf bin, das man nicht lieben kann!" rief Katharine.

„Was ist Schuld?" sagte Anton. „Wäre wirklich geschehen, was Du Dir zur Last legtest, könnte es nicht ungeschehen gemacht werden durch die Liebe? Wie wir zusammen das Haus wieder aufbauten, das das Feuer zerstört hatte, und besser und schöner, hätten wir nicht das Vertrauen zu Dir selbst, das in jener Nacht zu Grunde ging, wieder aufrichten können, kräftiger und schöner als vorher? Was der Kraft des Armes glückte, sollte der Kraft der Liebe und des Willens nicht gelingen?"

„Anton", sagte das Mädchen, „das Bewußtsein der Schuld kam mir erst in dem Augenblick, als Du mir sagtest, daß Du mich liebest, als mir selbst klar wurde, was ich empfand. Da fühlte ich, ich sei Deiner und Deiner Liebe unwerth, und ich konnte es nur darauf schieben. Vorher hatte ich geglaubt, eine böse Gewalt hätte mich getrieben, willenlos. Mir graute vor der Gewalt und sie hatte mich geängstigt durch alle Fieber meiner Krankheit. In dem Augenblick als ich wußte, daß ich Dich liebe, war die Gewalt gebrochen; aber nun wurde es meine Schuld, was bis dahin nur ihr Werk gewesen war."

„Welche Gewalt?" fragte Anton.

„Die Gewalt des Feuers!" erwiederte sie. „Komm, setze Dich hierher zu mir auf diesen Stein, ich will Dir's erzählen. Meine Eltern waren sehr unglücklich mit einander. Keinem Andern würde ich Das aussprechen, aber in diesem Augenblick ist mir, als müsse ich jede Falte meines Bewußtseins aufschlagen. Wie konnten ein paar Menschen den Bund für das Leben schließen, die so wenig zu einander paßten oder

gewillt waren, sich zu dulden und ineinander zu fügen? Mein Vater war gewaltthätig und trieb sich umher außer dem Hause, dann weinte und schalt die Mutter auch mit mir. „Es war ein Fluch“, sagte sie, „der uns zusammenführte. Er hatte lange um mich geworben, aber sein wüstes Wesen schreckte mich zurück. Meine Eltern verboten ihm das Haus. Da brach eine Feuersbrunst aus in unserm Oertchen. Alles rettete sich in Unordnung und ich selbst mit einem Theil unserer armen Habe wurde von den Meinigen durch das Gedränge getrennt. Da fand er sich zu mir, führte mich weit ab, und während die Flammen vor unseren Augen aufleuchteten, und der blutroth gefärbte Nachthimmel über uns glühte, während ich dachte die Welt ginge mit uns zu Grunde, schloß sich ein Bund, dem Du das Leben verdankst. Meine Eltern mußten ihren Widerstand aufgeben und so ging mein Elend an.“ So erzählte mir die Mutter und setzte hinzu: „Der Fluch des Feuers liegt über Dir!“ Seitdem hatte ich ein Grauen und zugleich einen unwiderstehlichen Zug zum Feuer. Als Kind konnte ich oft stundenlang hineinstarren in die lodernde Flamme des Herdes oder des Ofens und spielen mit dem verglimmenden Feuer, indem ich es erlöschen ließ und im Erlöschen wieder anfachte. Durch alle meine Träume zog Feuersbrunst und oft erwachte ich wimmernd im Schlaf, weil es mir schien, als stehe ich in Flammen und jedes Glied verkohle an mir, oder zerstiebe in Funken. Die Gewalt kam über mich in jener Nacht und ich konnte ihr nicht widerstehen. Ich war mir selbst unheimlich, aber ich fühlte mich frei von Schuld, denn was ich gethan hatte, war willenlos geschehen. Dein Liebeswort nahm den Fluch von mir, aber es gab mir dafür das Bewußtsein der Schuld.“

Katharine hatte das Geständniß mit flammendem Auge, wie in der Gluth des Fiebers herausgestoßen. Als sie fertig war entfärbten sich die gerötheten Wangen und Leichenbläße trat auf ihre Züge. Anton hatte das Auge nicht von ihr gewandt; festen Blickes sah er sie an.

„In diesem Augenblicke“, rief er, „fühle ich es, wie meine Liebe erstarkt ist. Wovor sie damals zurückschreckte, das drängt sie heute nur noch mehr zu Dir. Wenn Dir mein Liebeswort den Fluch brach, so wird meine Liebe Dein Schuldbewußtsein aus Deiner Seele losringen und verwischen.“

„Anton, liebst Du mich denn noch?“ rief das Mädchen mit dem vollen Ton des Glückes.

„Ich liebe Dich jetzt erst, aber echt, fest und für ewig“, antwortete er.

Und wieder schritten sie schweigend neben einander hin, aber mit seligstem Ausdruck auf einander blickend, und so leicht, als hätte der Schritt Flügel und als berühre der Fuß den Boden nicht. Anton brach zuerst das Schweigen. Er sprach von den Plänen für die Zukunft, malte aus, wie seine Arbeit den bescheidenen Haushalt erhalten solle, wie er Muth und Zuversicht hätte auf die eigene Kraft. Katharine hörte ihm still lächelnd zu.

Die Herbstsonne begann sich zu senken und der Pfad durch die kahlen Felder, über das braune rauschende Laub fort, wurde lichtlos. Aber Licht, Glück, Fülle strahlte aus den Blicken der beiden Wanderer.

Da lag schon halb dämmernd die Anhöhe vor ihnen, auf der das neue Haus sich gegen den grauen Horizont abzeichnete. Anton schlug den Fußweg ein, der hinaufführte. Katharine hemmte den Schritt, „Dahinauf?“ fragte sie.

„Dort finden wir die Eltern“, erwiederte er ruhig.

Katharine stand still. Ihr Athem stockte. „Anton“, rang sie mühsam hervor, „wie werden Deine Eltern uns empfangen? Wirst Du ihnen nicht Kummer machen um meinetwegen? Hast Du Das bedacht?“

„Fasse Muth, liebes Herz“, erwiederte er, „wenn wir Eins sind, was haben wir zu scheuen?“ Er schlang stützend den Arm um das Mädchen und so schritten sie die Anhöhe hinauf.

Aus den Fenstern des Hauses glänzte ihnen Licht entgegen und als ihr Schritt auf dem Vorplatz ertönte in der Stille des Abends öffnete sich die Hausthür. Die Eltern standen auf der Schwelle.

„Kommt Ihr endlich?“ rief Frau Hallmer entgegen, „endlich?“ Hallmer sah ihr seelenvergnügt über die Schulter. Solch frohes Gesicht hatte er seit Jahren nicht gemacht. Katharine sah sie erstaunt an und versuchte vergebens einen Gruß herauszubringen; die Thränen erstickten ihr die Stimme.

„Kommt herein!“ rief Frau Hallmer, „und seht, was wir geschafft haben. Das Haus sieht fast wohnlich aus, man braucht nur hereinzuziehen.“

Es war wirklich schon Alles an seinem Platz geordnet. Katharine und Anton standen stumm und verwundert.

„Und nun wollen wir auch den Abend hier bleiben und das erste Mahl hier theilen“, setzte Frau Hallmer hinzu.

„Ja, das wird schlecht aussehen!“ lachte der Mann. „Du hast noch nicht einmal Feuer angemacht auf dem Herd.“

„Ich habe auf Katharine gewartet“, war die Antwort.

Katharine, froh in der Geschäftigkeit ihre Bewegung zu verbergen, warf das Kopftuch ab und trat an den Herd. Es war Alles bereit und das Holz schon geschichtet. Sie hatte nur den Kienspahn anzuzünden, unterzuschieben und die Flamme prasselte fröhlich empor, als sende das segensreiche Element ihr den Willkommensgruß entgegen.

„So ist's Recht!“ rief Frau Hallmer, „nun das Feuer zum ersten Mal brennt auf dem Herd, nun ist das Haus geweiht, und Gott segne es für alle Zeiten!“

Unwillkürlich falteten Alle die Hände.

„Das war aber das Recht der Hausfrau“, fuhr Frau Hallmer fort, „und dem durfte ich nicht vorgreifen.“

„Was sagst Du, Mutter?“ fragte Anton befremdet.

„Daß das Haus und Gut Katharine gehört, nicht uns. Nicht wahr, Alter? Daß wir es ihr übergeben in dieser Stunde, und daß wir ihre Gäste sind in diesem Augenblick.“

Hallmer brach in einen Strom von Worten aus, der das Alles bestätigte. Katharine stand erst starr, wortlos; als aber Anton sie fragend ansah, nickte sie mit dem Kopf, reichte ihm die Hand und warf sich an die Brust der Mutter.

„Ich weiß Alles“, rief diese, und drückte das Mädchen an's Herz. „Ich dachte wol, daß es so kommen würde, seit gestern; zwischendurch überfiel mich aber doch die Besorgniß. Nun ich aber meine Kinder im Arm halte, in ihrem Hause, das sie, festbegründet, sich selbst bauten, nun ist mir erst ein Stein vom Herzen.“

Kaiser Heinrich VII.*)

Ballade

1.

Herr Erzbischof, bringt die Krone herbei,
Die alte Krone der Lombardei!

Die alte Krone — wir wissen nicht, wie?
O Herr — doch verschwunden, verloren ist sie.

So ist sie verschwunden, weil Ihr es befahlt!
So ist sie verloren, weil Ihr sie stahlt!

So will eine neue ich, nicht von Gold,
Eine Krone von Stahl, Ihr habt es gewollt.

D'ran soll nicht blinken Gold noch Stein,
Wie des blanken Schwertes Griff soll sie sein.

Dann sollt Ihr mich krönen mit eisernem Rand,
Und ich will Euch beherrschen mit eiserner Hand!

2.

Zu Buonconvento am Altarrand
Der Kaiser Heinrich der Siebente stand.

Der Priester reicht ihm das Abendmahl —
Er bietet es ihm auf der Schale von Stahl.

---

*) Seit Friedrich Barbarossa hat Deutschland keinen Kaiser gehabt, der größer, ernster, erhabener von seiner kaiserlichen Pflicht gedacht, als Heinrich VII., der Lützelburger. Heftiges Verlangen zog ihn nach Italien, um hier die alten Kaiserrechte wieder geltend zu machen, und er rüstete sich zum Kampfe gegen das mit dem Papstthum und Frankreich eng verbündete Neapel, unbekümmert um die Bulle Clemens' V., welche dem Kaiser befahl, sich Neapels zu enthalten, das ein Lehn der Kirche sei und das der Papst, wie er sich ausdrückte, mit besonderer Vorliebe in der Mitte seines apostolischen Herzens trage. Schon war der Kaiser bis über Siena gekommen, als er plötzlich zu Buonconvento unweit des Arno in der Blüthe seiner Jahre starb. Da er unmittelbar zuvor, aus den Händen des Bernardo, eines Dominikaners „aus der getreuen Miliz des Papstes“ das heil. Abendmahl empfangen hatte, so entstand der Verdacht, der Mönch habe ihm eine vergiftete Hostie gereicht und ihm in der Speise des himmlischen Lebens den Tod gegeben. — S. Weber, Lehrbuch der Weltgeschichte I, 766 und Becker, Weltgeschichte VII, 132—138. Anm. d. Red. d. „Salon.“

Er reicht ihm mit blutrothem Wein den Pocal,
Doch, gleich der Schale, von grauem Stahl.

Der Kaiser stutzt, in's Auge faßt
Er scharf das Gefäß; der Mönch erblaßt.

Der Kaiser spricht: Die Kirche ist reich!
Was, achtest Du mich einem Bettler gleich?

Was, hast Du mich weniger achten gewollt!
Dem ärmsten Bettler bietet Ihr Gold.

Der Pfaffe stammelte todtenbleich:
Seitdem Ihr herrscht sind wir nicht mehr reich.

Die Kirche ward arm, sie hat kein Gold —
Ich dachte, o Herr, Ihr hättet's gewollt.

Wie die irdische Krone Ihr nahmt von Stahl,
So die Krone des Himmels — das Abendmahl.

Eine Stimme hinter dem Kaiser spricht:
O hütet Euch, Herr, und nehmt es nicht!

Denn Eisen ist falsch, doch Gold verräth,
Wenn heimliche Tücke der Kelch begeht.

Da lacht der Kaiser laut: Nun recht!
Erkennt die Kirche sich endlich als Knecht?

Hat sie gefühlt meine eiserne Hand,
Daß sie sich auch zur Demuth bekannt?

Du irrst Dich, Du treuer Warner, denn sieh'!
Das Eisen allein betrog mich noch nie.

Gift sog ich aus manchem goldnen Pokal —
Heil trinkt man allein aus dem Becher von Stahl!

Und Kaiser Heinrich führt ihn zum Mund
Und leert den Becher bis auf den Grund.

Da taumelt er seitwärts, der Becher fällt leer
Zur Erd' und die Wimper des Auges fällt schwer.

3.

Im Stahlhemd auf der Todtenbahr'
Liegt Kaiser Heinrich vor dem Altar.

Er ist nicht mehr von dem Trunk erwacht;
Die Wächter schlafen, 's ist Mitternacht.

Da schleicht es unhörbar heran durch den Chor,
Wie unter den Gruftsteinen taucht es empor;

Und über des Kaisers weißes Gesicht,
Da neigt sich ein weißeres noch und spricht:

Was liegst Du so stumm? So sprich doch! Nun recht!
Erkennst Du endlich jetzt Dich als Knecht?

Hast Du Dich auch zur Demuth bekannt?
Hast Du gefühlt der Kirche Hand?

Was liegst Du so stumm? So sprich doch! Ei sieh!
Betrog das Eisen Dich noch nie?

Du irrtest Dich, Freund, die Kirche ist reich
An manchem Metall, dem keines gleich;

Davon ein Tropfen so weiß Dein Gesicht
Verfärbt und Dein Eisen so hurtig zerbricht.

Du Thor, wir beherrschen die Welt mit dem Erz
Und Du glaubtest, ihm trotze Dein sterbliches Herz?

Und riesig unter der Kutte drauf
Aufwuchs die Gestalt und reckte sich auf.

Sie riß aus der Brust pergamentenen Brief
Und entrollte mit flammendem Blick ihn und rief:

Erwacht ihr Blinden! Auf's Knie! Auf's Gesicht!
Der Statthalter Gottes auf Erden spricht:

Der Himmel hat erhöht seinen Knecht,
An des Schuldigen Haupt seine Kirche gerächt!

Die Seele hat strafend in seinem Mahl
Entrafft der HErr zu endloser Qual!

Hinweg! die den Leib zu hüten ihr sucht,
Hinweg vom Altar! denn der Leib ist verflucht!

Verflucht ist die Lippe, die nach ihm fragt!
Verflucht die Hand, die zu rühren ihn wagt!

Verflucht ist, das ihn hegt, das Haus!
Die heilige Erde speit ihn aus!

Ein Aas für Geier, in Dornen und Stein
Verfaulen im Regen soll sein Gebein!

So erhöret der HErr der Seinen Gebet —
Sein Segen mit Euch! Steht auf und geht! — —

Im Stahlhemd auf der Todtenbahr'
Liegt einsam der Kaiser vor dem Altar.

Wilhelm Jensen.

Der Colportage-Roman,

oder

„Gift und Dolch, Verrath und Rache."

Von **Otto Glagau.**

Robert Prutz hat in einem schon vor zwanzig Jahren geschriebenen, aber noch immer sehr lesenswerthen Artikel „Ueber die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen" auseinandergesetzt, daß bei allen modernen Völkern neben der eigentlichen Literatur noch eine andere sogenannte Unterhaltungsliteratur, gewissermaßen eine „Literatur zweiten Ranges" einherlaufe, und daß und weshalb vorzugsweise Deutschland eine so ungeheure Masse von „Lectürbüchern" verzehrt. Seit zwanzig Jahren hat sich aber nun der Consum an solchen „Lectürbüchern", wiewol er dem genannten Literarhistoriker schon damals ungeheuerlich erschien, noch allermindestens — verzehnfacht; und seitdem hat sich auch für die Sache der rechte Name gefunden. Wir sprechen heute nicht mehr von einer „Literatur zweiten Ranges", sondern von der Colportage-Literatur; wir sagen nicht „Lectürbuch", sondern Colportage-Roman.

Die Colportage-Literatur läßt den Sortiments-Buchhändler ganz links liegen. Der Verleger, als der Fabrikant, wendet sich über die Köpfe der Sortimenter, als der Commissionaire und Wiederverkäufer, hinweg direct an das Publicum; und zwar an ein Publicum, das bis dahin für den Buchhandel eigentlich noch gar nicht existirte, an die große Masse, an die untern Schichten des Volks, die früher Bücher kaum dem Namen nach kannten, geschweige denn, daß sie solche kauften. Mit einem Worte: die Colportage-Literatur mußte sich ihr Publicum erst schaffen.

„Die Menge thut's, die Menge muß es bringen!" lautet der Wahlspruch der Colportage-Literatur; sie hat stets die große ungeschiedene Masse im Auge: Mann und Weib, Alt und Jung, und sie speculirt auch auf den Aermsten; daher producirt sie massenhaft und anscheinend — spottbillig. Was sie bringt, muß von vorn herein auf die allgemeinste Theilnahme rechnen können, den bequemsten compaktesten Genuß versprechen; und deshalb ist der stehende, der hauptsächlichste Artikel der Colportageliteratur der — Roman geworden. Sie cultivirt, wie gesagt, auch mancherlei andere Formen der Unterhaltung, der Bildung und Halbbildung, aber doch nur nebenbei: immer ist und bleibt der Colportage-Roman das Hauptfabrikat, weil er die gangbarste Waare bildet.

Es existiren gegenwärtig allein in Berlin wol über zwanzig Firmen, die sich fast ausschließlich mit dem Verlag von Colportage-Romanen beschäftigen, und alljährlich gegen hundert solcher Romane drucken lassen. Dazu die gleichartigen Verleger in Sachsen, Süddeutschland und namentlich in Oesterreich, wo die Colportage neuerdings einen besonders reichen Flor treibt, und man darf wol ohne Uebertreibung behaupten, daß in Deutschland Jahr für Jahr etwa fünfhundert Colportage-Romane das Licht der Welt erblicken.

Ja, die Concurrenz ist bereits eine große, ganz enorme, und deshalb

sind von Seiten jedes einzelnen Verlegers die gewaltigsten Anstrengungen nothwendig. Schon der Prospect des neuen Romans, welchen er von Haus zu Haus tragen, in jede Wohnung, vom Keller- bis zum Dachgeschoß. werfen läßt, nicht selten in einer halben Million von Exemplaren über Stadt und Land ausstreut: schon dieser Prospect ist eine Art von Preisaufgabe, muß ein Meisterwerk sein. Er muß die hinreißendste Beredsamkeit, den pompösesten Stil, die blumigste, bilderreichste und farbenglühendste Sprache entfalten; er muß Nochniedagewesenes versprechen und Allesbisherdagewesene in Schatten zu stellen wissen. Er wird allerdings auch in ziemlich stereotyper Form, nach einem durch die Erfahrung bewährten Recepte angefertigt; als Hauptingredienz dürfen gewisse Kraftworte und erschütternde Wendungen wie: Giftbecher, Todsünden, Kirchenschändung, Folter und Scheiterhaufen, Nacht des Wahnsinns, grauenvolles Grab, blutiges Gespenst, entsetzliches Gerippe, Teufel in Menschengestalt, Höhlen der Verbrecher, Qualen der Unschuld, königlicher Tiger, mordlustige Katze ꝛc. ꝛc. nie fehlen; und andererseits wieder auch idyllische, zartpoetische und glühendsinnliche Wortbilder wie: Waldstille, Meeresbrausen, duftende Citronenhaine, blühende Pomeranzenwälder, Engel des Friedens, Triumph der Liebe, üppige Schönheit, verlockende Reize, siedendes Blut, berauschender Genuß ꝛc. ꝛc. keineswegs vergessen werden: — wie gesagt, die Ingredienzien stehen fest; doch die Kunst der Mischung läßt der Intelligenz des Verlegers einen weiten Spielraum, giebt ihm Gelegenheit zu zeigen, ob er Talent und Genie besitzt. Das aber hat vor allen anderen Collegen ein berliner Buchhändler bewiesen, der im Colportage-Roman gegenwärtig auch das Hauptgeschäft macht. Seine Prospecte stehen bis jetzt unerreicht da, sie lesen sich wie eine Art von Gedicht und sie sind mit unverkennbarer Begeisterung, voll Stolz und Freude ob der von ihm angekündigten Werke geschrieben. Man höre z. B. folgenden Eingang:

„**Die Geheimnisse einer Weltstadt oder Sünderin und Büßerin.**

Roman von George Born.

„**Leserin,** tratest Du je **aus süßer Stille der Waldeinsamkeit** hinaus an den Strand des brausenden Meeres, **schlug je an Dein Ohr das gewaltige Rauschen der vom Sturm erregten wildempörten Wogen,** sieh so, kommst Du zumal aus einem kleinen Orte, so erscheint Dir auf den ersten Anblick, bei Deinem ersten Eintritt **das Leben und Treiben der lärmenden Straßen einer Weltstadt.** Bitte, **tritt jetzt an meiner sichern erfahrenen Hand in sie hinein** und öffne die Blätter der ersten Hefte des gewaltigen, in allen Landen, so weit die deutsche Zunge klingt, mit höchster Spannung erwarteten Werkes: „**Die Geheimnisse einer Weltstadt oder Sünderin und Büßerin.**“ — Sie enthüllen Dir Alles, was Deine Neugier und Wißbegier reizen mag: **Die sieben Todsünden von Teufeln in Menschengestalt, die Heldennaturen, die Leidenschaften in den Hütten der Armen, in den Höhlen der Verbrecher, in den Palästen der Mächtigen;** ja, alle Geheimnisse dieser Erde mit ihren wunderbaren Schätzen schaust Du hier, in sie alle wirst Du in dem einzig dastehenden Werke: „**Die Geheimnisse einer Weltstadt oder Sünderin und Büßerin**“ völlig neu eingeweiht!“ — — —

Wie man bemerken wird, sind die Kraftstellen, um ihr Gewicht dem Leser an's Herz zu legen, stets mit fetter Schrift gedruckt.

Noch lockender und ergreifender dünkt uns ein anderer Prospect desselben Verlegers, in welchem er alle möglichen Instrumente: Flöten und Geigen, Drometen und Pauken erklingen läßt, und der also beginnt:

„Die schöne Creolin oder Herrin und Sklavin."

Historisch-romantische Erzählung von Ernst Pitawall.

„**In drei Welttheilen spielend** entrollt uns dieser neueste Roman Ernst Pitawall's in farbenreichen Bildern **ein großartiges Gemälde der schwarzen und der weißen Sklaverei. — Auf weichem Pfühle ruht hier die schöne Creolin,** die Gluth der Trope umhaucht ihr Antlitz; **denn farbenprangend ist der Süden und heiß das Blut und verzehrend die Leidenschaft;** doch sie, deren Winke unzählige Schwarze gehorchen, ist trotz der Pracht ihres Reichthums nicht glücklich — ein Wurm nagt an ihrem Herzen, während sie der Sklaven, der Gefolterten Elend schaut; **ach, und es graut ihr vor der Rache der Schwarzen, die da kommt unerwartet, plötzlich, grausam — und unerbittlich, unaufhaltsam an sie herantritt.** — Dort aber, **geraubt von der heißen Küste Senegambiens,** sehen wir den Neger als Sklaven arbeiten in den Zuckerrohr-Plantagen des Amerikaners; mit roher Hand entreißt der Pflanzer dem armen Nigger das schwarze Weib, die Sklavin gehört ihm, ihr Leib ist sein, aber nicht ihre Seele, **und sie flieht, von Bluthunden gehetzt, dahin in die Wildniß, wo der Jaguar brüllt und die schöngefleckte Schlange zischt unter dem duftigen Laub der blühenden Vanille.** — Doch durch die Nacht tropischer Leidenschaft beider: der Creolin wie der Schwarzen, der Sklavin, **leuchtet ein Stern, hell und klar und glänzend wie am Himmel das Bild des südlichen Kreuzes — das ist die Liebe,** die kühne feurige, aber auch milden Sonnenschein spendende Liebe, die da versöhnend hineingreift in das Chaos der sich emporthürmenden Gewitter, der gewaltig tobenden Stürme, des blitzschnell dahinrauschenden Orkans. — — —"

Schon der Prospect, die bloße Geschichtserzählung muß sich wie der Roman selber anhören, den Leser in die größte Spannung versetzen, also daß er nicht widerstehen kann, auch wenn er von vorn herein nicht die geringste Neigung in sich verspürt, daß er flugs Feder oder Bleistift ergreift und auf das „einzig dastehende Werk" subscribirt. Um diese, wie der Prospect in der Regel feierlich versichert, „athemlose", „unheimliche", „haarsträubende" Spannung nicht bezweifeln zu lassen, werden stets einige Kapitelüberschriften aufgeführt, die, wie der Doppeltitel des Romans selber, in der Seele des Lesers ein mehr oder minder starkes Gruseln erwecken müssen. Alle Colportage-Romane tragen nämlich Doppeltitel, und was die Phantasie der Autoren resp. der Verleger schon in diesem Artikel zu leisten vermag, ist wahrhaft erstaunlich. Z. B. „Der rothhandige Hugo, oder die tanzenden Leichen auf dem Rabenstein"; „Das Auge der Basilisken, oder die Nixe auf dem blutigen Moor"; „Der Höllengraf, oder der Schwur des Geweihten"; „Das schöne Mädchen von Samos, oder die Schreckensnächte in den Gefängnissen der sieben Thürme zu Konstantinopel"; „Amerika's Kinder der Hölle und die finstern Geister Europa's, oder der Kampf um Menschenrechte", und viele andere mehr. Ebenso athmen auch die Capitelüberschriften Spuk und Blut, Mord und Graus, und dazu lauten sie oft wie Preisräthsel; z. B. „Der Todtenkopf"; „Die vergiftete Locke"; „In der Höhle des Löwen"; „Der Blutball"; „Die wandelnden Särge"; „Die Beichte des Henkers"; „Das Gericht im Saale der Geweihten"; „Der wahnsinnige Bräutigam" ꝛc. ꝛc.

Als letztes Lockmittel bringt der Prospect stets noch die Ankündigung einer „Prämie". Der Abonnent soll dafür, daß er abonnirt, noch außerordentlich belohnt werden; es wird ihm eine Prämie zugesichert, die mindestens so viel werth ist, als der ganze Roman kostet, so daß er diesen eigentlich gratis erhält. — „Außer diesem fesselnden Werke", heißt es gewöhnlich, „erhalten die geehrten Abonnenten noch als Prämie zwei mit höchster Meisterschaft ausgeführte große prachtvolle, einen wunderschönen Zimmerschmuck bildende Kunstblätter, zum zehnten Heft: „Galilei, die Drehung der Erde erklärend" und zum Schlußheft: „Columbus verweigert die Abnahme seiner Ketten"; jedes Blatt gegen die äußerst geringe Nachzahlung von nur 7½ Silbergroschen. Welchen Gewinnst der Abonnent an dieser Präme hat, darüber belehrt ihn eine Bemerkung, wie: „Im Kunsthandel kostet jedes Blatt zwei Thaler"; oder gar: „Für Nichtabonnenten ist der Preis der beiden Kunstblätter pro Stück drei Thaler".

In der That bestimmt auch gerade diese Prämien-Ausschreibung viele ehrliche Leute zum Abonnement, denn das Publicum glaubt gern an Wunder, und am liebsten an recht starke Wunder. Andererseits wird dagegen behauptet, daß die Verleger mit das beste Geschäft bei diesen „Prämien" machen, indem die äußerst geringe Nachzahlung von 7½ Silbergroschen" noch immer doppelt so hoch sei als der wirklich reelle Werth des „Kunstblattes". Ja, ein Berliner Concurrent hat sich nicht gescheut, dies öffentlich auszusprechen. Er ist nämlich der Ansicht, daß die Idee der „Kunstblätter" sich doch zu überleben anfange, und daß man dem Publicum etwas Neues bieten müsse. Er verspricht seinen Abonnenten statt der „Kunstblätter", die er als bloße „Kreidedrucke einer mehr oder weniger werthlosen Lithographie" erklärt, als „elende Bilder", deren Einrahmung hinterher immer noch eine bedeutende Geldausgabe verursache; er verspricht als „Prämien" — hör' es und staune, Europa, — „zwei wirklich kostbare Erzeugnisse der Silber- und Goldprägekunst, höchst nobles Besteck, enthaltend ein Paar silberne Messer und Gabel, gegen Nachzahlung von nur zehn Silbergroschen, und eine elegante Damenbroche in Silber und Gold, gegen Nachzahlung von nur fünfzehn Sgr." Was die Pretiosen thatsächlich werth sind, mag dahingestellt bleiben: der kühne Reformator auf dem Gebiete des Colportage-Verlags versichert, daß das Besteck sonst reell 1½ Thaler, die Broche 3 Thaler koste und er fügt hinzu: „Nur dadurch, daß beide Muster in mindestens 100,000 Exemplaren gefertigt werden, und ich selbst noch pecuniäre Opfer bringe, ist es möglich, solche prachtvolle Juwelierarbeiten als Prämien zu geben". — Und der geniale Erfinder dieser sogenannten „Juwelen-Bibliothek" hat schnell Nachahmer gefunden. Ein anderer Berliner Verleger hat zwar die „Kunstblätter" als Prämie beibehalten, sich aber außerdem zu einer „Extraprämie" hinreißen lassen. Als solche bietet er seinen Abonnenten „eine feine Schweizeruhr mit Wecker", gegen Nachzahlung von 25 Sgr.; und er verpflichtet sich ausdrücklich, etwa nicht gehende Uhren binnen vier Wochen umzutauschen.

Wer da nicht abonnirt, dem ist nicht zu helfen! Allein es giebt wirklich solch zähe, eigensinnige, für ihren Vortheil blinde Leute, die trotzdem zu abonniren sich weigern, bei denen selbst „Juwelen-Bibliothek" und „Extraprämien" nicht verfangen, so daß sich dann die Colporteure noch zu weiteren und immer lockenderen Versprechungen auf eigne Hand gezwungen sehen. Nach wie vor liest man auf allen Prospecten die Warnung: „Für anderweite Versprechungen, von Seiten der Boten, kommt die Verlagsbuch-

handlung nicht auf.“ Wie weit sich aber die Colporteure von ihrem Eifer, um jeden Preis einen Abonnenten einzufangen, zuweilen hinreißen lassen, davon zeugen zahlreiche Criminalverhandlungen, in welchen jene Herren die Hauptrolle spielen. Sie versprechen Himmel und Erde, namentlich gern Loose und Antheilloose zu allen möglichen Staats- und Privatlotterieen, aber auch manch' andere Dinge. Einem Berliner Dienstmädchen wußte der Colporteur einzureden, daß die Subscription auf „das einzig dastehende Werk“ sie berechtige, sich bei dem nächsten Photographen an der Ecke gratis abconterfeien zu lassen. Doch wie erfinderisch ein Colporteur und von welch' frommer Einfalt das Publicum sein kann, zeigt am schlagendsten wol dieses Stückchen: Als während des deutsch-dänischen Krieges im Jahre 1864 mehrere Colportage-Romane herauskamen, welche in kluger Berechnung das Zeitereigniß dramatisirten, wie z. B. „Der dänische Spion“ und „Up ewig ungedeelt!“ vertrieb ein Botenläufer die zuletzt genannte Historie unter dem Westfälischen Landvolk in der Art, daß er sie den ehrlichen Bauern und Tagelöhnern als „Kriegssteuer“ octroyirte. Zur Führung des Krieges, so lautete sein Sprüchlein, habe sich die Regierung genöthigt gesehen, eine besondere Steuer auszuschreiben, und als Entschädigung dafür liefere sie ihren loyalen Unterthanen nun in dem Werke „Up ewig ungedeelt“ eine authentische Beschreibung des Feldzugs. Der neue Steuerheber trieb sein Geschäft wochenlang und mit dem besten Erfolg, bis ihn endlich die Nemesis in Gestalt eines Gensdarmen erreichte.

Der Prospect und die Prämien, welche die Colporteure gleich mit sich führen und vorweisen, sind viel, aber doch nicht Alles. Was der Prospect verspricht, muß der Roman selbst möglichst zu erfüllen suchen. Er muß vor Allem unterhaltend und spannend sein; die Spannung, der Genuß müssen mit jedem Heft, mit jedem Capitel noch wachsen, so daß der Leser auf die Fortsetzung begierig wird und sie nicht zeitig genug erhalten kann; sonst springt der Abonnent leicht ab, und obgleich er sich rechtlich auf das Ganze verpflichtet hat, so ist dem Widerwilligen doch nicht immer beizukommen. Bietet dagegen die Geschichte ein ungewöhnliches Interesse, so kann es der Verleger schon wagen, die ursprünglich festgesetzte Heft- und Bogenzahl zu überschreiten, und er überschreitet sie denn auch oft um ein Erkleckliches: der Abonnent murrt, aber er kann es doch nicht über sein Herz bringen, das neue Heft zurückzuweisen, er nimmt es und stürzt voll brennender Neugierde darüber her.

Wie zu Olim's Zeiten sind es noch immer die Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten, die den gemeinen Mann in erster Linie ergreifen und packen; und in diesen Sphären bewegen sich deshalb auch weitaus die meisten Colportage-Romane, nach solchen Stoffen greifen immer wieder die Verleger und Autoren. Mögen sie aber auch irgend ein anderes Genre behandeln: Spuk und Zauber, Mord und Todtschlag dürfen in keiner Geschichte fehlen, denn das Volk hat einen Heißhunger nach allem Wunderbaren und Abenteuerlichen. Es verlangt vor Allem baare Thatsachen, wirkliche compacte Ereignisse, eine ununterbrochene rastlose Handlung, eine Fülle immer neuer Gestalten und Situationen, je toller und je unmöglicher, desto besser. Es will gar nicht zu Athem, zur Besinnung kommen, sondern fortwährend überrascht und geblendet, durch ein Labyrinth von Verwicklungen geschleppt und durch ein Feuerwerk von Knalleffecten erschreckt und betäubt werden. Mit der Motivirung ihrer Historien haben es daher die betreffenden „Dichter“ außerordentlich bequem; sie sind nie und nirgends an Raum oder Zeit, an Geographie oder

Geschichte gebunden, sondern sie dürfen getrost fabuliren und ausmalen, was ihnen das überreizte Gehirn gerade eingiebt. Ebensowenig brauchen sie sich mit allgemeinen Reflexionen aufzuhalten — diese werden gewöhnlich doch überschlagen: es seien denn solche der hausbackensten Art, glatte moralische Sentenzen, wie sie jeder Leser sich selber machen kann.

Es wäre jedoch ein Irrthum, wollte man annehmen, das Volk begehre nur Unterhaltung; es verlangt daneben auch noch Belehrung und Aufklärung. Selbst der roheste, ungebildetste Mensch vermißt im späteren Leben oft schmerzlich den Besitz aller Schulkenntnisse, und er fühlt nun das lebhafte Bedürfniß, in irgend einer Weise nachzuholen, was er in der Kindheit versäumt hat. Freilich muß diese Weise eine bequeme sein; will er sich belehren, so kann dies nur in Form einer Lectüre geschehen, die ihm keinerlei Anstrengung kostet. Er greift nach den Colportage-Romanen in der festen Erwartung und Voraussetzung, dort auch einen Schatz allgemeinen Wissens zu finden; und selbstverständlich wird dieser Glaube von Seiten der Verleger eifrig genährt. Sie verfehlen nie, ihre Waare als „historische Erzählung", oder doch wenigstens als „historisch-romantische Geschichte", als „Zeitbild", oder „Sittenschilderung" zu bezeichnen; und sie betonen in den Prospecten stets mit fetter Schrift, daß der Roman auf **„wahren Thatsachen"** und **„authentischen Quellen"** beruhe; ja sie versichern nicht selten, daß dem Verfasser ganz besondere Quellen zu Gebote standen, und daß er tiefe Geheimnisse aufdecken werde. Wirklich ist die Geschichte eine unerschöpfliche Fundgrube für die Verfasser der Colportage-Romane; alle großen Namen, die bekanntesten Ereignisse und Epochen werden von ihnen in Scene gesetzt, wobei sie entweder ihnen zugängliche Geschichts-, Memoiren- und Reisewerke plündern, oder auch ihre Phantasie mehr oder weniger frei walten lassen. Gewisse dieser „historischen" Romane, wie z. B. „Kleopatra, die schöne Zauberin vom Nil", „Die unglücklichen Frauen Heinrich des Achten von England und ihr schreckliches Ende auf dem Blutgerüst", „Die schöne Schottin Maria Stuart, oder ein blutiges Opfer der Eifersucht", „Lucrezia Borgia", „Schön Käthchen von Heilbronn, oder die blutigen Schrecken der heiligen Vehme auf rother Erde", „Die Furien der Guillotine" rc. — haben schon wegen der glücklichen Wahl des Stoffes einen großen Erfolg; und solche Themata werden immer wieder, immer von Neuem und nicht selten von verschiedenen Verfassern gleichzeitig bearbeitet.

Neuerdings ist der Colportage-Verlag jedoch nicht bei dem „historischen" Roman stehen geblieben, sondern er hat sich mit demselben Eifer auch auf die Fabrikation von Zeit- und Sensationsgeschichten geworfen. Brennende Fragen der Gegenwart, Tagesereignisse, die sich noch in aller Leute Mund befinden, werden flugs zubereitet und brühwarm aufgetischt. Kaum war die jüngste spanische Revolution geschehen, da kündigte sich schon der Roman an: „Isabella, Spaniens verjagte Königin, oder die Geheimnisse des Hofes von Madrid." Louis Napoleon und die Mysterien seines Lebens, die Hauptpunkte seiner Regierung haben den Stoff zu zahlreichen Colportage-Romanen geliefert; erst kürzlich erschien wieder „Die Schicksalsbraut, oder die Geheimnisse des Kaisers Napoleon's III.", eine Geschichte welche insbesondere den mexikanischen Feldzug, das tragische Geschick des Kaisers Maximilian und den Wahnsinn der Kaiserin Charlotte vorführt. Die gräßliche Entdeckung im Kloster der Karmeliterinnen zu Krakau hat wol ein paar Dutzende von Schauergeschichten hervorgerufen, die sich alle „Barbara Ubryk" betiteln; allein fünf davon sind gleichzeitig in Berlin erschienen. Andere Romane sind

Schilderungen aus den verschiedenen Schichten und Kreisen der modernen Gesellschaft, malen das Leben und Treiben in den großen Städten Europa's, und zeichnen namentlich gern die Höhlen und Spelunken der Verbrecherwelt; wobei sie sich mit kühnem Griff auch des Allerneuesten zu bemächtigen wissen. So variirt der Sittenroman: „Berliner Bauernfänger oder die Geheimnisse der Residenz“ den tagtäglich mehr Geltung gewinnenden Satz: „Berlin ist Weltstadt geworden!“ indem er alle möglichen Gauner, Schwindler und Verbrecher, die in der guten Stadt Berlin ihr Wesen treiben, aufmarschiren läßt, von den Rittern des „Kümmelblättchens“ bis zu Zastrow und Genossen. Das Nonplusultra in diesem Genre dürfte aber der im gleichen Verlage erscheinende social-politische Roman benamst: „Weiße Sklaven, oder ein Opfer der Kirche“ sein. Nicht nur, daß er die ganze sociale und socialistische Frage zum Hintergrunde hat, er führt auch die Matadore der verschiedenen Parteien, wie Schulze-Delitzsch, Franz Duncker, Max Hirsch, Lassalle, die Gräfin Hatzfeld, Bernhard Becker, von Schweitzer, von Hoffstetten, Mende, Försterling, Bebel, Liebknecht, Oberwinter rc. mit Haut und Haaren vor, er läßt Knaak und Fournier auftreten, und er setzt den Moabiter Klosterscandal in Scene. Wenigstens verspricht er das Alles, und es ist kein Grund, zu zweifeln, daß er's nicht auch erfüllen sollte.

Und nun die Verfasser der Colportage-Romane, die „Volksschriftsteller“ und „Volksdichter“ par excellence? — Es wird behauptet, daß nicht wenige Verleger dieses Schlages ihre Geschichten selber schreiben, und solche Behauptung hat nichts Unwahrscheinliches: wenn es ihnen nur nicht an Zeit und Lust gebricht, hinsichts der Bildung wie des Talents überragen sie wol nicht selten ihre Autoren, denen sie in den meisten Fällen wenigstens die „Idee“ angeben, deren Arbeiten von dem gröbsten Sünden gegen Grammatik und Orthographie zu reinigen, sie sich gar oft gemüßigt sehen. Thatsache ist's, daß Hunderte und Tausende von Colportage-Romanen anonym oder unter einem Pseudonym erscheinen, daß ihre Verfasser ruhmlos und unbekannt zum Orkus hinabsteigen. Thatsache ist's aber auch, daß eine Legion von Individuen existirt, die entweder, unbeschadet ihres sonstigen bürgerlichen Berufs, das Schreiben von Colportage-Romanen als Nebenbeschäftigung treiben oder daraus ein eigenes, ausschließliches Handwerk machen.

Wie es in der Schriftstellerwelt überhaupt unendlich viele Grade und Abstufungen giebt, so vereinigt auch dieser Kreisausschnitt von Colportage-Dichtern, hinsichts ihres Wissens und Könnens, hinsichts ihres literarischen Renommés und der Stellung, welche sie in der Gesellschaft einnehmen, die verschiedenartigsten und heterogensten Elemente. Man findet darunter Leute von wirklich wissenschaftlicher Bildung, Männer im Amt, mit Titel und Würden, Literaten, die sich eines behaglichen Auskommens erfreuen; andererseits aber auch ganz ungeschulte Naturalisten, Autodidakten im verwegensten Sinne des Worts, in Betreff ihrer Lebensweise, ihrer Vergangenheit und Zukunft im höchsten Grade fragwürdige, oft etwas unheimliche oder gar völlig dunkle Existenzen. Dennoch haben in der Regel Alle, Diese wie Jene, Eins mit einander gemein, und dieses Eine ist für ihre Beschäftigung, wo nicht bedingt und nothwendig, so doch sehr erwünscht und ersprießlich: fast Alle haben ein mehr oder minder bewegtes schicksalsreiches Leben hinter sich, das Leben hat sie viel umhergeworfen und sie dabei einen Schatz von Erfahrungen aller Art sammeln lassen. Es giebt unter ihnen z. B. viele gediente Soldaten und aufgelöste Fremdenlegionäre, und zwar Gemeine wie Corporale und Offi-

ciere, frühere Kaufleute und Seeleute, Schauspieler und Künstler, Kellner und Handwerker, pensionirte oder aus verschiedenen Gründen wider ihrem Willen entlassene Beamte, verdorbene Studenten und Gelehrte und überhaupt viele verkommene Subjecte aus allen Schichten der Gesellschaft. Indeß keine Regel ohne Ausnahme! Es giebt unter den Colportage-Dichtern auch ganz solide, sogar stockspießbürgerliche Leute, die Zeit ihres Lebens nur Weiß- oder Braunbier getrunken haben und dazu stets eine lange Pfeife rauchen; es giebt unter ihnen, wie gesagt, Männer, die treulich ihr Aemtchen verwalten, ruhig ihrem Handwerk oder Geschäft nachgehen, und nur in ihren Mußestunden, sei es aus innerm Drang, sei es um des lieben Verdienstes willen, zur Feder greifen. Beispielsweise ist der beliebteste Colportage-Schriftsteller Berlins, den der dankbare Verleger wie seinen Augapfel hütet, gegenwärtig ein Commis, der tagüber hinter dem Ladentisch steht und erst in stiller Nacht seine Romane schreibt.

Selbstverständlich richtet sich die Honorirung des Colportage-Dichters keineswegs nach seiner Vorbildung oder sonstigen Lebensstellung, sondern einzig und allein nach dem Erfolg, den seine Werke finden, nach seinem literarischen Renommé. Denn auch auf diesem Gebiet giebt es schlechte, mäßige und glänzende Erfolge; auch dem Colportage-Dichter winken Gold und Ruhm! Das Gros dieser Autoren wird allerdings nicht besonders bezahlt; in früheren Jahren betrug das Durchschnittshonorar für einen Doppelbogen in groß Octav etwa fünf Thaler. Indeß selbst bei diesem Satze lebte Mancher ganz gemächlich, insofern es Leute geben soll, die Tag für Tag einen solchen halben Doppelbogen zusammenschreiben. Wer nicht so rasch zu produciren vermag, ist natürlich schlimmer daran; er muß, wenn nicht, wie seiner Zeit Alexander Dumas mit Gesellen und Burschen, so doch mit Weib und Kindern arbeiten. Und Fälle dieser Art sollen dann und wann vorkommen. Der Verfasser dieses Artikels traf einen Berliner Colportage-Schriftsteller, wie er seinen neuesten Roman dem etwa sechszehnjährigen Sohne in die Feder dictirte; und der Vater versicherte uns ganz ernsthaft, wie dies zugleich eine Schule für den Knaben sei, welcher bei ihm „die Schriftstellerei erlerne".

Es werden aber auch weit höhere Honorare gezahlt, häufig höhere als sie selbst viele unserer besseren Romanschriftsteller erhalten; und andererseits ist nicht zu leugnen, daß sich auch unter den Colportage-Dichtern manches wirkliche Talent findet, werth einer bessern Sache. Einige haben sich auch in eine höhere Sphäre hinaufgearbeitet; die meisten aber ziehen es vor, zu bleiben was sie sind, denn sie mögen den sichern Erwerb nicht auf's Spiel setzen. Etliche können mit Recht behaupten, daß sie Ruf und Ruhm gewonnen haben; selbst die große Masse der Leser, die sonst nie fragt und nie zu sagen weiß, wie der Verfasser heißt, selbst die große Masse des Publicums ist auf gewisse Autornamen aufmerksam geworden und auf ihre Werke begierig. Unter den Verlegern aber haben solche Namen selbstverständlich einen guten Klang und sie werden entweder von ihnen zu gewinnen gesucht, oder — wie das auch in weiteren Kreisen bekannte Beispiel mit Retcliffe I., II. und III. zeigt — verschiedentlich nachgeahmt. Mehrere Colportage-Romane haben verschiedene Auflagen erlebt, sind in 20 bis 100,000 Exemplaren abgesetzt worden. Kein Wunder, daß fürsorgende speculative Verleger renommirte beliebte Autoren ein für allemal kaufen. Diese dürfen dann für keinen andern Verleger mehr schreiben, müssen ihrem Herrn alljährlich zwei oder drei Romane, jeden drei bis vier Bände stark, liefern, und erhalten dafür einen festen Jahrgehalt, der in einzelnen Fällen die Summe von 1500 bis 2000 Thaler erreichen soll.

Ziehen wir zum Schluß eine Parallele zwischen der Colportage-Romanliteratur und der bessern Belletristik, so springt das Mißverhältniß in die Augen. Während, abgesehen von wenigen bevorzugten Namen, die Romane unserer Dichter der Regel nach nur in 700 bis 1000 Exemplaren abgezogen werden, das heißt also in einer Auflage, die ziemlich genau der Zahl der größeren Leihbibliotheken in Deutschland entspricht; und während diese für das gebildete Publicum geschriebenen Romane nur selten eine zweite Auflage erleben: — wird jeder Colportage-Roman mindestens in 5000 bis 10,000 Exemplaren gedruckt, erscheinen viele Werke dieser Art in noch weit größerer Auflage, oder sie werden gar stereotypirt und verschiedene Male rasch hintereinander aufgelegt. — Und woher solch schreiendes Mißverhältniß? Ganz einfach! Unser sogenanntes gebildetes Publicum kauft überhaupt nicht Bücher, am wenigsten Romane; es ist in den Leihbibliotheken abonnirt oder es hält dieses oder jenes illustrirte Journal. Die Colportage-Romane dagegen finden fast ebensoviel Käufer als Leser, und sie zählen ihre Leser nicht nach Hunderten und Tausenden, sondern nach Zehntausenden und Hunderttausenden; nicht nur unter Dienstmädchen und Soldaten, Kutschern und Bedienten, Gesellen und Arbeitern, Bauern und Tagelöhnern: sondern auch unter dem besser situirten und höher gebildeten Mittelstand, das heißt unter Commis, Handwerkern, Geschäftsleuten, Subalternbeamten, kleinen Rentiers &c. Auch in diesen Kreisen vertritt der Colportage-Roman in der Regel die ganze Literatur; er wird von jedem Mitglied der Familie eifrig gelesen, man läßt ihn sauber einbinden, und so bildet er neben der Bibel und dem Gesangbuch die Hausbibliothek. Das einfachste Dienstmädchen giebt oft für Bücher mehr aus als ihre Herrschaft, der unterste Fabrikarbeiter mehr als sein Chef; denn diese armen Leute kaufen nicht selten in jedem Jahre zwei bis drei Colportage-Romane, von denen ihnen das Stück exclusive der „Prämien" zwei bis drei Thaler kostet, so daß sich in ihrem Etat die Ausgabe für Literatur jährlich auf sechs bis neun Thaler beziffert.

Die Moral von der Geschichte liegt auf der Hand; sie existirt für das Publicum wie für die Schriftsteller, und für diese noch zumeist. Zur Zeit ist die Colportage-Literatur allerdings noch ein wild und geilwachsender Baum; aber schon beginnt man ihn zu pfropfen und zu oculiren, auf daß er edlere Früchte trage. So hat z. B. ein Berliner Colportage-Verleger den Versuch gemacht, die „Meisterwerke der vorzüglichsten Volksschriftsteller" aller Nationen neu herauszugeben, solche mit einer Uebersetzung des Gilblas einleitend; und ähnliche Unternehmungen bereiten sich auch von anderen Seiten und auf anderen Gebieten vor. Die Colportage ist trotz des alten Gewerbegesetzes, welches sie in die Acht erklärte, die Colporteure durch Polizisten und Gensdarmen hetzen ließ, bereits eine Macht geworden; unter dem neuen Gewerbegesetz, welches sie endlich freigiebt, wird sie sicher eine neue Blüthe treiben, insofern sich ihr bessere Kräfte, vom Verleger bis zum Colporteur herab, zuwenden werden; und es kann vielleicht dahin kommen, daß sich noch die ganze Literatur, der ganze Buchhandel in die Colportage flüchtet. Sie giebt vielleicht die einzig praktische Antwort auf die Bedenken, welche wir neulich in der Verhandlung des Reichstags über den Schutz des geistigen Eigenthums und die damit zusammenhängenden Fragen von Herrn Karl Braun-Wiesbaden aufwerfen hörten. Denn es ist unnütz, darüber zu debattiren, wie die Lage der deutschen Schriftsteller zu verbessern sei, so lange das Publicum ihre Bücher — nicht kauft.

Der Inséparable.

Eine Geschichte aus der deutschen Kleinstaaterei.

Von **Karl Braun-Wiesbaden.** *)

I.

Wiesbaden hat eine Eigenthümlichkeit. Jeder seiner Fehler wird durch zwei Tugenden aufgewogen. Ich vermag nicht zu leugnen, daß es dort im Sommer zuweilen ein wenig heiß ist, wenn in dem Kessel, worin das Bad liegt, und wo sich ein größeres fließendes Wasser nicht vorfindet, von oben die Sonne und von unten die heißen Quellen ihre Wärme mit einer Macht ausstrahlen, welche einem vollblütigen Menschen lästig werden kann.

Wenn dies ein Fehler ist — die Badegäste, die Gichtbrüchigen mitinbegriffen, halten es wol für einen Vorzug — so liegt ein doppeltes Mittel, ihn zu verbessern, sehr nahe.

Vor der Thür liegt uns erstens das Rheingau und zweitens der Taunus. In beiden findet man Kühlung. Der Taunus bietet uns ein frisches grünes Waldgebirge. Das Rheingau bietet uns sowol das Spiel der Winde und der Wellen auf dem herrlichen grünen Strom, von welchem Ernst Moritz Arndt sagt, er sei Deutschlands Weinstrom, aber nicht Deutschlands Rain- (Grenz-) Strom, als auch die erbauliche und beschauliche Ruhe des kühlen Kellers.

Sie sind wirklich sehenswerth diese Keller; schöner und größer, als die Wohnräume der Menschen, schwimmen sie, wenn der hohe Wirth des ober- und unterirdischen Hauses gut gelaunt ist, in einem leuchtenden Meere von Gasflammen, das uns jene im Schweigen so beredten Apostel, genannt „Stückfäßle“ zeigt, denen man bei ihren bescheidenen Röcklein nicht ansieht, welche Concentration von Licht, Luft und Leben in ihnen waltet.

Wie das Rheingau den Strom und den Keller (von den Bädecker'schen „Sehenswürdigkeiten“ zu sprechen, betrachte ich als außerhalb meines Berufs liegend), so bietet uns der Taunus auch ein Zwiefaches, nämlich die Waldeinsamkeit auf der einen, und die Gebirgs-Bäder auf der andern Seite. Mancher wird die erstere vorziehen; und es ist in der That keine üble Art des Müßiggangs, wenn man sich an den Rand einer der einsamen Waldwiesen setzt und beobachtet, wie der Hirsch, vorsichtig und galant

---

*) Wir benutzen diese Gelegenheit, wo wir das Vergnügen haben, das ausgezeichnete Mitglied des Abgeordnetenhauses und Reichstages für Wiesbaden in den Kreis unserer Mitarbeiter einzuführen, um unsere Leser auf seine vortrefflichen, geist- und witzsprudelnden „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei“ (2 Bde.), von denen binnen Kurzem bereits eine zweite Auflage erscheinen wird, aufmerksam zu machen, und fügen hinzu, daß dieser neuen Auflage sich zwei weitere Bände unter dem Titel „Neue Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei“ anschließen werden.

Die Redaction des „Salon“.

zugleich, seine „Kühe“ (lautet nicht ästhetisch, ist aber der technisch richtige Ausdruck) zu Tische führt, oder um es richtig zu sagen zur „Aeßung“ (Essen).

Was mich anlangt, so ziehe ich die menschliche Staffage in der Landschaft der thierischen in der Regel vor. Als es mir daher eines Tages — es war im Anfang der sechziger Jahre — in Wiesbaden zu heiß ward, fuhr ich gen Schwalbach, in der Absicht, dort dem Amtmann Sommer, dem ich einen Besuch schuldete, denselben abzustatten und dann mit ihm und seinen Angehörigen womöglich nach Schlangenbad zu fahren.

Die beiden Gebirgsbäder Schwalbach (im officiellen nassauischen Kanzleistyl „Langen-Schwalbach“ genannt, obgleich der Gegensatz, ein kurzes Schwalbach, nicht existirt) und Schlangenbad erfreuen sich, neben sonstigen Vorzügen, welche in den Büchern geschrieben stehen, einer außerordentlich erfrischenden Wald- und Gebirgsluft.

Doch davon will ich hier nicht reden, sondern von einer Art von Erlebniß.

II.

Ich nahm des Amtmanns Einladung zum Essen an, in der Hoffnung, daß es mir, obgleich er Anfangs behauptete, er sei durch Geschäfte verhinhindert, nach Schlangenbad zu gehen, gelingen werde, ihn nachträglich doch noch dazu zu überreden.

Während wir zu Tische saßen, überreichte ihm ein Diener ein großes Schreiben, Actenformat, Dienstsiegel; „ein Regierungs-Expresser aus der Residenz habe es gebracht.“

Der Amtmann erbrach und las es. Dann legte er es mißmuthig bei Seite und verließ das Zimmer, indem er um Entschuldigung bat und bald wiederzukommen versprach. Wir Alle waren sehr neugierig, was wol Wichtiges in der Hauptstadt geschehen sei, die ich doch erst vor vier bis fünf Stunden, anscheinend im Zustand der Ruhe und Zufriedenheit, hinter mir gelassen. Sogar die Damen waren neugierig; und endlich fragte mich die Frau Amtmann, ob es denn ein Staatsverbrechen sei, wenn man von dem Inhalte der Depesche Kenntniß nehme; als Frau fühle sie sich doch halbwegs verpflichtet, sich darum zu kümmern, was die gute Laune ihres Mannes getrübt habe.

Ich stimmte ihr, was die menschliche Seite der Sache anlangt, gänzlich bei, was aber die staatsrechtliche betraf, so sprach ich die unmaßliche Absicht aus, da ich kein Beamter sei, so begehe ich sicherlich keine Felonie, wenn ich das Actenstück lese; und wenn ich es, wie bei wichtigen Dingen zuweilen meine Methode, laut lese, so könne es auch Andern nicht zum Verbrechen angerechnet werden, wenn sie zufällig auf diesem Wege Kenntniß erhielten, was darin stehe.

Hierauf schwieg die Tafelrunde und da in dem römischen Corpus juris, welches wir Juristen als unsere oberste Rechtsquelle verehren, geschrieben steht, daß „wer schweigt, wo er reden könnte oder sollte, als zustimmend zu betrachten und zu behandeln sei“, so nahm ich mir die Freiheit, von dieser Rechtsregel Gebrauch zu machen und das amtliche Schreiben zu entfalten.

Es bestand, wie die Erdrinde, aus verschiedenen Schichten; und da mir die innerste die interessantere zu sein schien, so las ich dies zuerst. Es war ein Brief einer Madame de Melgounoff (vielleicht lautete der Name auch etwas anders) an Seine Hoheit den Herzog Adolf von Nassau, welcher Brief vom gestrigen Tage datirt war und etwa so lautete:

Eure Hoheit glaube ich mit einer Bitte angehen zu dürfen. Ich bin Russin und von guter Familie. Eine Verwandte von mir ist Hofdame Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin Helene, deren Neffe Eure Hoheit sind, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt. Ich bin seit acht Tagen hier in Schlangenbad und wohne in Eurer Hoheit Gasthof (— damit meinte die gute Dame offenbar den „Nassauer Hof", ein Etablissement, welches zum Domanialgut gehört und an einen Gastwirth verpachtet ist, während die Russin anzunehmen schien, der Herzog betreibe selber Gastwirthschaft —); ich bin so glücklich ein paar außerordentlich seltene Vögel zu besitzen. Es ist eine reizende kleine Art von Papageien, welche stets paarweise hausen und sich niemals trennen, weshalb man sie „Les inséparables" nennt. Ich habe diese Thierchen mit auf Reisen genommen und habe sie heute, da sie außerordentlich zahm sind, aus ihrem Käfig gelassen. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß ich plötzlich genöthigt wurde, das Zimmer zu verlassen, durch einen Umstand, welchen namhaft zu machen hier nicht an seinem Platze sein würde, und daß unmittelbar darauf die Zimmerkellnerin eintrat. Bei dieser Gelegenheit ist der Eine der beiden „Unzertrennlichen" in's Freie entwischt. Wie? Das ist mir noch ein Räthsel. Ich will nun nicht sagen, daß Eure Hoheit rechtlich haftbar sind für die Fehler der Dienstboten in Ihrem Hôtel. Ich wende mich nicht an die Rechtsverbindlichkeit des Grundherrn, sondern an die Großmuth des Fürsten, des Neffen unserer erhabenen Großfürstin. Wenn ich in Rußland wäre, würde ich mir selbst zu helfen wissen. Die Kellnerin würde ihrer gerechten Strafe nicht entgehen und sämmtliche Leibeigene würden aufgeboten werden, um bei schwerer Verantwortung den Flüchtling wieder einzufangen. Aber hier, fern vom heiligen Rußland, in einem fremden Lande, dessen Gesetze mir unbekannt sind, oder, um es richtiger auszudrücken: von dessen Gesetzen ich nur so viel weiß, daß sie dieselben Hülfsmittel, wie die in Rußland, mir nicht gewähren, hier weiß ich nichts zu thun, als Euer Hoheit Beistand anzuflehen. Ich verlange nicht Bestrafung der Missethäterin, obgleich ich vielleicht ein Recht dazu hätte. Ich bitte nur, Eure Hoheit wolle geruhen, mir den einen meiner beiden Inséparables wieder einfangen zu lassen, ohne welchen zu leben ich außer Stande bin.

Genehmigen ꝛc.

Ich habe den Brief, so gut es ging, aus dem Gedächtniß wiedergegeben und zwar Deutsch. Das Original war in einem seltsamen Französisch abgefaßt, dem man einen gewissen asiatischen Duft nicht absprechen konnte.

Dieser Brief trug die spätere „Inschrift" (Inscript in der Sprache unserer Bureaukratie): „An das herzogliche Staatsministerium zur Erledigung. Der Herzogliche Cabinets-Director: Götz."

Darunter stand: „An die Herzogliche Landes-Regierung dahier zur sofortigen schleunigen Erledigung. Herzoglich Nassauisches Staats-Ministerium: August Prinz zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg."

Das also war die innere Schicht des amtlichen Schreibens. Die äußere Schicht, worin dieser Brief nebst dem Inscript lag, lautete so:

„Die Herzoglich-Nassauische Landes-Regierung

an

den Herzoglichen Amtmann Sommer in Langenschwalbach.

Auf Inscript des Herzoglichen Staatsministerii vom gestrigen, betreffend das Abhandenkommen und die Wiedereinfangung eines der Frau von Melgounoff aus Rußland,

dermalen sich aufhaltend in Schlangenbad, Herzoglichen Amts Langenschwalbach, zugehörigen Papageien genannt „Inséparable".

„Wie Sie aus der salva remissione in der Anlage beifolgenden unterthänigsten Supplik der Frau von Melgounoff an Seine Hoheit den Herzog entnehmen werden, ist der in rubro genannten, dermalen sich im „Nassauischen Hofe" in Schlangenbad aufhaltenden Dame einer ihrer beiden sich „Inséparables" nennenden Papageien abhanden gekommen. Auf Allerhöchsten Befehl werden Sie hierdurch mittelst Expressen beauftragt, sich Angesichts dieses nach Schlangenbad zu begeben und sofort in loco die nöthigen Veranstaltungen zu treffen, daß besagter Vogel eingefangen und der in rubro bezeichneten Dame wieder zugestellt werde. Ueber den Vollzug dieses Auftrags werden Sie umgehend an Uns berichten. Wiesbaden den 2c.

(Gez.) Freiherr von Wintzingerode".

Vielleicht erlaubt sich hier Jemand die indiscrete Frage, ob und wie so Etwas möglich sei?

Nun wohlan, ich habe eine derartige Interpellation nicht zu scheuen. Die Sache ging ohne Zweifel so:

Ob der Herzog Adolf von dem sonderbaren Brief überhaupt persönlich Kenntniß genommen, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber dachte sein Cabinetsdirector, der ein vernünftiger Mann war: Unter allen Umständen kann ich ebenso wenig den Vogel wieder einfangen, als mein gnädigster Herr . . . schicken wir das Ding dem Minister . . . der mag zusehen, was er damit anfängt . . .

An dem Ministerium gerieth die Sache in die Hände eines erst kürzlich beförderten jungen Rathes, der alle Dinge mit demselben Eifer anpackte und auf den, da er von niederer Herkunft und auf dem Wege bureaukratischer Stallfütterung großgezogen war, Worte wie „Madame de Melgounoff" — „Inséparables" — „Kaiserliche Hoheit Großfürstin Helene" — 2c. einen wahrhaft überwältigenden Eindruck machten. Sein erster Gedanke war, sich sofort selbst nach dem benachbarten Schlangenbad zu begeben und dort die Rolle des Papageno zu übernehmen, weil „ihm solches in seinem weiteren Fortkommen ohne allen Zweifel außerordentlich förderlich sein werde." Allein bei näherer Ueberlegung mußte sich der jugendliche Streber doch sagen, daß ein solches Verfahren im Widerspruch stehe mit dem Instanzenzug und insbesondere mit dem Paragraphen So und So viel des Gesetzes über Organisation der herzoglichen Controlverwaltung vom 24. Juli 1854 und der dazu erlassenen Dienst-Instruction. Obgleich mit schwerem Herzen, entschloß er sich demnach, die Sache an die nächstuntergeordnete Behörde, nämlich an die herzogliche Landesregierung, weiter zu spediren. Allein er konnte sich nicht enthalten der Speditionsnote die Worte „sofort" und „schleunig" beizufügen, damit, wenn die Sache gut ausfalle, er sich doch demnächst mittelst der Acten darüber ausweisen könne, daß sein Eifer es war, der den unteren Behörden Schwingen verliehen.

Daß der dirigirende Staatsminister Prinz August zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, ein alter Cavalier von siebzig Jahren, das Inscript signirte, ohne es gelesen zu haben, versteht sich, glaub' ich, von selbst.

So ging also die Sache am gestrigen Abend an die herzogliche Landes-Regierung, nicht ohne daß der strebsame Rath mit Sorgfalt darüber gewacht, daß innen und außen an verschiedenen Stellen: „cito, cito, citissime" ge-

schrieben stand. So fand sie denn heute Morgen der Regierungspräsident Freiherr von Wintzingerode auf seinem Bureau vor.

„Sofort", „schleunig", „citissime" — das waren Worte, die nicht jeden Tag vorkommen. Er befahl also, daß durch einen expressen reitenden Boten dem Amtmann in Langenschwalbach, welcher zugleich als herzoglicher Polizei- und Kur-Commissarius für die Bäder Schwalbach und Schlangenbad fungirte, ein gemessener Befehl wegen besagten Vogels zu Theil werde.

So wächst die Kraft einer von oben herunter kommenden Weisung, wie die Schnelligkeit eines fallenden Steins. Der Cabinetssecretair schickt die Sache einfach abwärts an den Minister. Das kommt so jeden Tag vor. Das Actenstück geht blos den Weg alles Fleisches. Weiter nichts! Auf dem Ministerium wird die Kraft mit den genannten „Drei Worten inhaltsschwer" verstärkt und so geht's weiter abwärts an den Regierungspräsidenten. Der aber läßt alle Pauken und Trompeten los, desgleichen einen reitenden Boten; und so gelangt die Bombe an den Amtmann, um an dem Mittagstische zu platzen und eine heitere Tafelrunde in Unruhe und Neugierde zu stürzen . . .

Das waren ungefähr die Observationen, welche mir während des Lesens aufstiegen. Denn ich las laut und langsam. Meine Bemerkungen behielt ich natürlich für mich; sie schienen mir selbst zu ketzerisch.

„Nun, wenn es weiter nichts ist, als ein entsprungener Piepmatz", sagte die Frau Amtmann, „dann hätten wir uns nicht so zu beunruhigen brauchen. Ich begreife wirklich nicht, wie man daraus so viel Aufhebens macht und reitende Boten sendet. Doch die hohen Herren in der Hauptstadt mögen ja ihre Gründe dafür haben. Was geht's uns an. Jedenfalls aber wollen wir die Papiere wieder an ihren Platz legen und bei meinem Manne nicht eher davon sprechen, als bis er selber anfängt." Aber der Herr Amtmann fing durchaus nicht von selbst davon an.

Nach einiger Zeit kehrte er zurück. Die Wolke des Mißmuthes war von seiner Stirn verschwunden. Er steckte die Papiere ein und wandte sich dann an mich: „Sie haben so lebhaft zugeredet, nach Schlangenbad zu fahren und es freut mich nunmehr meinen Widerspruch aufgeben zu können. Das Geschäft, welches ich für den Nachmittag in Aussicht hatte, ist weggefallen. Ich bin nicht mehr dienstlich verhindert. Im Gegentheil; fahren wir also!"

Eine halbe Stunde später hatten wir das Essen beendigt auch schon den Kaffee genommen und rollten gen Schlangenbad, zuerst vom Ausgang von Schwalbach einen steilen Berg hinan, dann einen desgleichen hinunter. „Denn", sagte der Amtmann, der seine gute Laune vollständig wiedergewonnen hatte, „die Welt ist sehr bucklich hier zu Lande."

Wir überstiegen die Wasserscheide. Schwalbach liegt an der Aar, welche in die Lahn, Schlangenbad an der Waldaffa, welche bei Walluf in den Rhein fällt. Bei Wambach erreichten wir das Ufer der Waldaffa, welche von Bärstadt herunter aus einem laubigen, lauschigen Thale kommt. Eine Viertelstunde weiter öffnet sich rechts ein saftig-grünes Waldthal, aus welchem warme Bäche kommen. Das ist Schlangenbad. An der Ecke beider Thäler begrüßt uns ein neues Schweizerhäuschen. Es war zu Ehren der Kaiserin von Rußland erbaut, die in einem der letzten Sommer hier gebadet hatte. Man erzählte im Vorüberfahren allerlei Anecdoten. Unter Andern folgende: An einem schönen Sommerabend hatte die Kaiserin aller Reußen, in der Veranda ihres Schweizerhäuschens sitzend, eine Bemerkung gemacht über das

Quaken der Frösche in den umliegenden Wiesengründen. Man faßte diese in Wirklichkeit völlig tendenzlose Aeußerung im Sinne eines Tadels oder einer Beschwerde auf; und sofort erging der Befehl zu einem bethlehemitischen Morden, welchem innerhalb der nächsten Stunden alle die unschuldigen und lebensfrohen Frösche erlagen. Einige Tage später saß die Kaiserin wieder vor ihrem Schweizerhäuschen. „Merkwürdig", sagte sie, „man hört doch auch nicht einen einzigen Frosch mehr! Wie mag das sein? Diese Stille ist beinahe unheimlich, da man sich einmal an das muntere Gequake der Thierchen gewöhnt hatte." Allgemeine Bestürzung. Eine Viertelstunde später ging der Befehl durch das Dorf: „Frösche! Frösche herbei! Ein Königreich für recht viel frohe Frösche! Aber lustige Frösche müssen's sein; Frösche, die quaken."

Der Befehl wurde mit dem besten Erfolge ausgeführt. Zwei Abende später sagte die Kaiserin: „Ei, die Frösche quaken ja wieder." Dem Hausmeister fiel ein Stein vom Herzen . . . .

Von den vielen guten Geschichten, welche sich meine lustige Wagengenossenschaft erzählte, war das die einzige, die mir im Gedächtniß blieb. Auch der schönen Gegend mit ihren duftigen Buchenwaldungen erwies ich nicht die nöthige Aufmerksamkeit. Alle meine Gedanken hatten sich auf den separirten Inséparable concentrirt und auf den Gedanken: „Wie wird der Amtmann ihn fangen?" Denn daß er auf den Vogelfang in allerhöchstem Auftrage aus war, darüber hatte ich nicht den geringsten Zweifel, obgleich er nicht ein Wort hierüber und über die per Expressen angekommene amtliche Depesche mehr fallen ließ.

Der herzoglich nassauische Amtmann war damals überhaupt eine äußerst gewichtige Respectsperson. Er hatte einen Amtsbezirk von 20—30,000 Einwohnern, worin er Herr über Rechtspflege, Polizei, Verwaltung, Schule, Gemeinden, Wege u. s. w., kurz, ich möchte sagen, über Leben und Tod war und so absolut regierte, daß man ihn den „Pascha von drei Roßschweifen" nannte. Unter den „Schweifen" verstand man die Justiz, die Administration und die Polizei. Für sein Dienstpferd bekam der Amtmann mehr Fouragegeld im Jahr, als der Dorfschulmeister an Besoldung. Und so kam es, daß, als Letzterer, der Schulmeister, eines Tages in der Classe fragte: „Wer ist das vornehmste Geschöpf?" und die Antwort erwartete: „Der Mensch", — die Kinder unisono riefen: „Der Herr Amtmann."

Und ein so vornehmes Geschöpf sollte der Russin den Vogel einfangen! Wie das sich machen wird? — Vederemo!

III.

In Schlangenbad setzten wir uns auf die Terrasse in den Schatten einer jener in Roccoco-Manier zurechtgestutzten Hainbuchen-Alleen, welche, im vorigen Jahrhundert angelegt, heute noch ein charakteristisches Moment in dem Bilde von Schlangenbad abgeben. In dem benachbarten Kiosk spielte die Bademusik. Eine schöne, ruhige, fast möchte ich sagen geräuschlose Musik, wie sie so recht paßt zu der erfrischenden behaglichen Waldeinsamkeit, in welcher wir sitzen. Die Musikanten sind Böhmen. Der Hausmeister, welchem man ein Compliment machte über die guten Leistungen der so bescheiden aussehenden Künstler, sagte: „Ja, sehen Sie, das ist einmal so der Typhus (Typus) dieser sclavischen (slavischen) Völkerschaften!"

Früher waren diese Musikanten jedes Mal mit dem Ende der Saison

in das Land der Libussa zurückkehrt, um im Mai wieder zu erscheinen. Sie fanden das aber auf die Dauer unbequem und an den sonnigen Hügeln des grünen Rhein gefiel es ihnen weit besser, als in den düstern böhmischen Wäldern. Sie siedelten sich deshalb in dem benachbarten Rauenthal an, kauften Weinberge und erlernten die dort so hoch entwickelte theoretische und practische Wissenschaft der Weincultur. Sie sind wohl gelitten in ihrer neuen Heimat. Wer könnte denn diesen Leuten auch gram sein, die so gute Dinge, wie Musik und Wein produciren? . . . . .

Ich hatte, trotz dieser und ähnlicher Betrachtungen, steis ein scharfes Auge auf den Amtmann. Allein ich konnte nichts Papagenoartiges an ihm entdecken, noch was sonst auf den separirten Inséparable Bezug haben konnte.

Er war munter und liebenswürdig wie immer. Er unterhielt sich mit Fremden und Einheimischen. Unter den letzteren befand sich auch der Dorfschulze, der zugleich in dem „Herzoglichen Badehaus“ einen Dienst bekleidete, welcher mit dem eines Hausknechts eine nicht allzu entfernte Aehnlichkeit hatte. Dann kam der Oberförster. Endlich auch der Lehrer. Der Letztere war sehr glücklich. Er hatte zur Zeit der Anwesenheit der Kaiserin von Rußland mit Erlaubniß seiner hohen Vorgesetzten den Schulkindern außerordentliche Ferien zukommen lassen, um die Schulzimmer an Kurfremde zu vermiethen; und da die im Bade vorhandenen Räume für den Andrang unzureichend waren, so hatte er glänzende Geschäfte gemacht. So Etwas aber schmeckt nach Fortsetzung; und so hatte er denn jetzt ein Zimmer erübrigt, welches er auf der Straßenseite mit der stolzen Aufschrift: „Cabinet de lecture“ versehen hatte und in dessen Innern, nach der glaubhaften Versicherung des Amtmanns, das „Frankfurter Journal“, sodann die Frankfurter „Didaskalia“, auch „Blätter für Geist, Gemüth und Publicität“ genannt, ferner die in Wiesbaden erscheinende „Herzoglich nassauische Landeszeitung“ und endlich der „Langenschwalbacher-Aarbote“ auflagen zur Benutzung für Jedermann, der ein geringes Eintrittsgeld nicht scheute. Der Inhaber des Lese-Cabinets meinte, er habe hier einen „entwicklungsfähigen Keim“ gelegt, an welchem er noch viel Freude und Nutzen erleben werde.

Als ich mich schließlich von dem Amtmann und seiner Familie und Gesellschaft trennte, um nach Wiesbaden zurückzukehren, während er nach Langenschwalbach fuhr, konnte ich mit gutem Gewissen beschwören, daß ich von ihm nicht die geringste Handlung gesehen hatte, welche darauf hindeutete, daß er auf den ihm aufgetragenen Vogelfang bedacht gewesen; und da er sonst ein pflichteifriger Beamte war, so machte ich mir wirklich darüber beinahe Gedanken . . .

Meine Zweifel sollten jedoch ihre officielle Lösung finden. Ich erfuhr nämlich, daß die Sache, die ich mit den profanen Augen eines Nichtbeamten in der Wirklichkeit gesehen hatte, von jener Seite aus, welche sich den Blicken des beschränkten Unterthanenverstandes darbietet, — sich in den Acten ganz anders ausnahm.

In den Acten der herzoglich nassauischen Landes-Regierung in Wiesbaden folgte auf das Concept des dem Amtmann zugegangenen Rescripts zunächst eine von dem reitenden Boten überbrachte Bescheinigung des Amtmanns Sommer in Langenschwalbach, daß ihm an dem und dem Tage, zu der und der Stunde und Minute das hohe Rescript behändigt worden sei.

Dann folgte ein gehorsamster Bericht des Amtmanns an die herzogliche Landes-Regierung. Der Bericht hatte drei Anlagen. Erstens den Brief der

Madame von Melgounoff, welcher, wie es in dem Berichte wörtlich hieß, „anbei gehorsamst wieder zurückfolgte“. Zweitens eine Diätenrechnung des Amtmanns, um „deren Assignation und Auszahlung submissest gebeten“ wurde. Drittens aber erzählte der Amtmann er habe sich nach Empfang des Allerhöchsten Auftrages, Angesichts des verehrlichen Rescripts einer hochpreislichen Landes-Regierung in eigener Person sofort nach Schlangenbad begeben, allda auch ohne Verzug die nöthigen Anordnungen getroffen, solche seien aber, ausweislich der Anlage 3, „der sorgfältigsten Mühewaltung ohnerachtet, leider erfolglos geblieben“. Die dritte Anlage war der Bericht des oben erwähnten Dorfschulzen, mit welchem der Amtmann in meiner Gegenwart, jedoch ohne daß ich auf die Unterredung geachtet, gesprochen hatte. Der Schulze berichtete gewissenhaft, wie er von dem Herrn Amtmann den Auftrag erhalten habe, auf jenen ausländischen Vogel, der auf den Namen „Minserabel“ höre, zu fahnden, wie er sich auch mit Leuten von Fach, namentlich mit dem Herrn Oberförster und dem Lehrer, über die Art der Fahndung verständigt und dann noch den Hans und Kunz zugezogen habe, wie aber Alles vergeblich und der „Minserabel“ nirgends zu finden gewesen sei.

Die herzogliche Landes-Regierung wies die Diätenrechnung des Amtmanns zur Zahlung an und legte die Acten dem herzoglichen Staatsministerium vor, mit einem Berichte, in welchem die Sache gerade so erzählt war, wie in dem Bericht des Dorfschulzen, nur natürlich mit etwas zierlicher gesetzten Worten. Auf diesen „unterthänigsten Bericht“ folgte in den Acten nach einigen Tagen ein Rescript des herzoglichen Staatsministerii an die herzogliche Landesregierung, welches etwa so lautet: „Nachdem Wir Ihren Bericht Allerhöchsten Orts unterthänigst vorgelegt und wieder zurück erhalten haben, finden wir Ihnen zu eröffnen, daß Wir mit Genugthuung wahrgenommen haben, mit welchem Diensteifer Sie Sich der Sache angenommen, und wie es nicht an Ihnen lag, wenn Ihre Bemühungen mit Erfolg nicht gekrönt worden sind. Wir beauftragen Sie nunmehr, das weiter Erforderliche zu veranlassen.“

Obgleich letztere Redewendung für einen gewöhnlichen Sterblichen etwas unverständlich sein mochte, so wurde sie doch von dem Regierungspräsidenten ebenso richtig aufgefaßt, als correct ausgeführt. Er erließ nämlich eine Verfügung, durch welche in den wohlgesetztesten Worten der Frau von Melgounoff kundgethan wurde, daß auf Serenissimi Allerhöchsten Befehl die sorgfältigsten Recherchen nach besagten „Inséparable“ stattgefunden, jedoch trotz der äußersten Mühewaltung aller Instanzen leider zu keinem Resultate, &c. &c.

Diese Verfügung war dem Amtmann zur ordnungsmäßigen Insinuation zugegangen, und von diesem mit derselben Weisung dem Schulzen in Schlangenbad zugefertigt worden.

Dann folgte ein Bericht des Amtmanns, womit er wieder nur einen Bericht des Schulzen vorlegte und auf solchen „gehorsamst Bezug nahm“. Dem Bericht des Schulzen aber war auch wieder eine Beilage zugefügt, nämlich die Verfügung der herzoglichen Landes-Regierung an Frau von Melgounoff. Der Dorfschulze meldete, er habe dieselbe nicht abgeben können, weil besagte Dame bereits gestern abgereist sei.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß Serenissimi Geheimer Cabinetsdirector, sowie Allerhöchstdessen Staatsminister und Landesregierungspräsident, desgleichen das Geheime Cabinet, das Staatsministerium und die Landes-Regierung, sich alle in einem und dem nämlichen Gebäude befanden, und daß also alle diese Herren, welche so lebhaft und umständlich mit einander

correspondirten, sich ebenso gut auch Alles hätten mündlich sagen können, wenn die Dienstinstruction und ein geheiligtes Herkommen solches erlaubt hätten

IV.

Später hatte ich das Glück, den Herrn Schulzen von Schlangenbad persönlich kennen zu lernen. Ich fragte ihn nach dem „Unzertrennlichen".

„Ja", sagte er, „wissen Sie, Herr Doctor, das war doch eine recht dumme Geschichte mit dem Vogel. Sie mögen mir's nun glauben wollen, oder nicht, ich habe nach dem Thiere gesucht, wie ein Narr. Denn das war ja meine Schuldigkeit, weil's im Interesse unserer Gemeinde liegt, daß die Fremden gut behandelt werden, und daß Keinem von ihnen was fortkommt. Aber nachdem ich Felder und Wälder abgesucht hatte, fiel mir's auf einmal heiß auf die Seele, so ein dummer ausländischer Vogel werde sich doch in unserer Gegend schwer zurecht finden und könne daher unmöglich weit gesprungen sein; und statt nun weiter noch in den Wäldern umherzustreben, suchten wir in der Nähe und fanden denn auch das dumme Vieh wirklich auf dem Heuboden desselbigen Anbaues, worin die russisch' Madam' gewohnt hat. Sie ist ein paar Tag' danach mit ihren zwei dummen Vögeln abgereist. Ich hab' ihr aber gleich angesehen, daß sie nichts Rechtes war. Denn erstens hat sie keinem Menschen ein Trinkgeld gegeben. Und zweitens hätt' sie doch besser gethan, statt an Seine Hoheit den Herzog zu schreiben, sich gleich an mich zu wenden. Das hätt' sie bequemer gehabt; und ich wär' auch eher auf die richtigen Sprüng' gekommen. Denn das Präambulum und das Primborium von Oben herunter hatte mich nur irre gemacht.

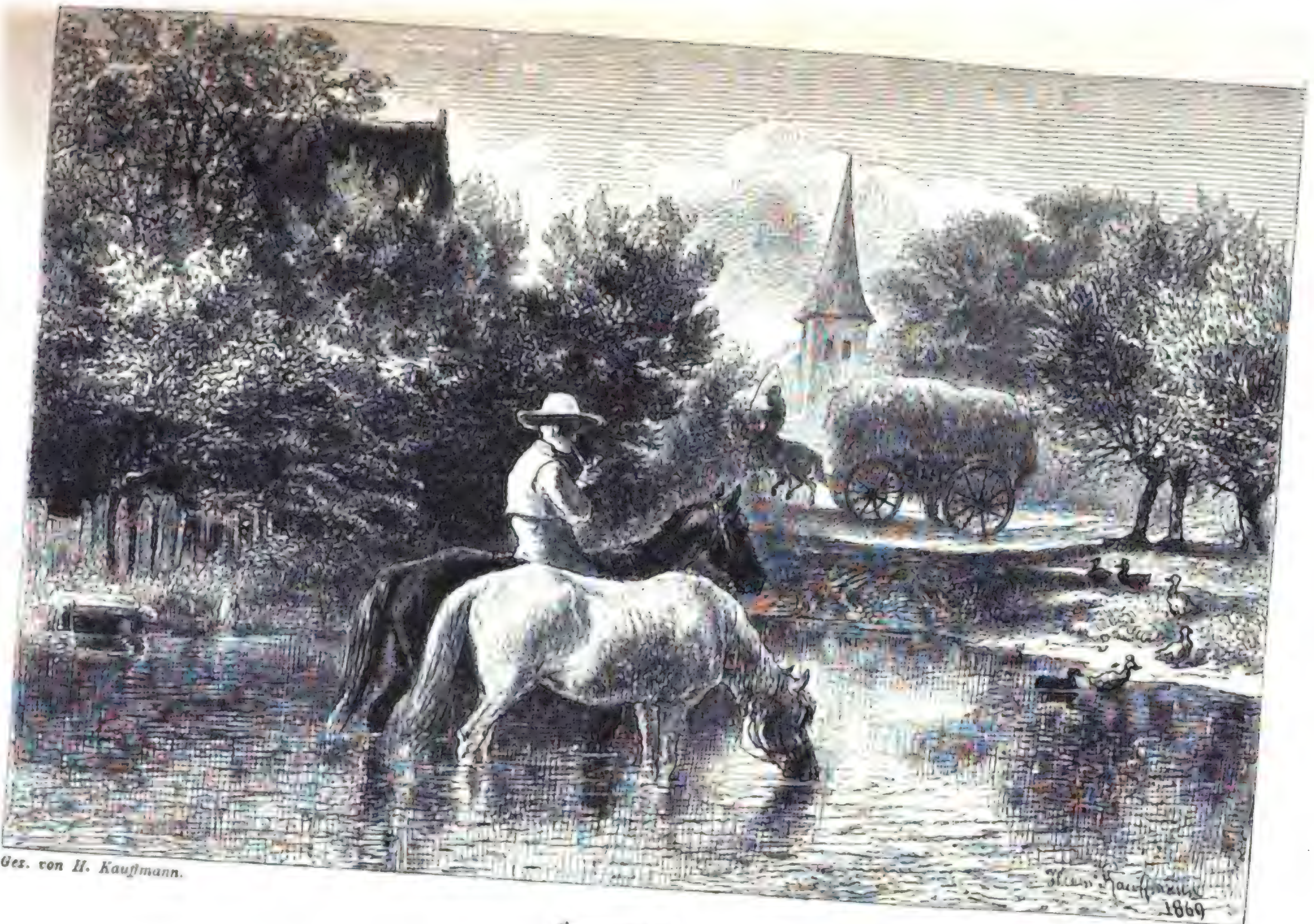
„Ueberhaupt, Herr Doctor, was Ihr Gelehrte und Studirte und Juristen Euch einbildet von Eurem Instanzenzug, das ist Alles dummes Zeug. Der Dorfschulz ist es, der die Welt regiert. Mag Etwas noch so hoch anfangen, auf's Letzt' kommt's doch immer an den Dorfschulzen. Er allein ist der Mann, der's weiß, der's kann, und der's macht. Durch seine Brille müssen Alle sehen. Die oberen Instanzen bappeln ihm nur nach, wie ein Staarmatz. Sie können nur Das verfügen, was der Dorfschulze beantragt hat; und unsere Bauern sagen mit Recht: „Wie's bericht'" (wie es berichtet ist), — „so's geschiecht" (d. h. so geschieht es, so wird es in den oberen Instanzen entschieden).

Sommerabend.

(Bei Betrachtung eines Bildes von Herm. Kauffmann.)

Sommerabend — Dein sanftes Licht
Schimmert noch vor dem Scheiden
In den Birken, so grün und dicht,
Ueber dem Bach in den Weiden.

Welch' ein Frieden — und immer neu
Welch' ein Düften dazwischen,
Wenn mit dem frischgemähten Heu
Blüthen der Linde sich mischen.



Gez. von H. Kauffmann. *Gest. von Th. John.*

Sommerabend.

Wenn der Wagen vorüberschwankt,
Augen und Seele labend,
Welche Gott für den Segen dankt,
Und für den schönen Abend.

Wenn nach dem Tagwerk, das nun ruht,
Leise sich löst die Schwüle,
Und in der Schatten dämmernder Hut
Alles sich freut der Kühle.

Welche Prosa! . . Die Entenschaar
An dem feuchten Gestade;
Und statt der Elfen ein Rossepaar
Niedersteigend zum Bade . . . . .

Dennoch erfaßt ein Verlangen mich,
Hier in dem Wogen und Rauschen
Um die Pracht der Paläste Dich,
Liebliche Landschaft, zu tauschen!

Mitten im Fest und mitten im Saal
Will es mich trüb überkommen:
Denk' ich an Dich, Du stilles Thal,
Das mich einst aufgenommen;

Seh' ich den dunkelnden Heckengang
Und das Kirchlein, das kleine,
Dessen bescheidenes Thürmchen noch lang
Leuchtet im Abendscheine.

Und die Seele fliegt weit hinaus,
Frei von den Fesseln und Banden,
Fliegt, wie einst nach dem Elternhaus,
Wo sie versteht und verstanden.

Und sie sagt sich: wenn müd' gehetzt
Endlich Dir sinkt der Flügel —
Sei getrost! — Dir bleibt zuletzt
Noch ein Thal und ein Hügel.

Wer sich an Welt und Menschen nur
Halb vermochte zu binden:
Sieh: — ihm bleibt die ganze Natur,
Um sich wiederzufinden!

J. N.

Anton Rubinstein.

Die Aufgabe, dem genialen Künstler eine Studie zu widmen, ist uns eine sehr angenehme, aber keine leichte. Seine glänzenden Leistungen auf den Gebieten der schaffenden und der reproducirenden Tonkunst wecken die freundlichsten Erinnerungen und Betrachtungen; unser Zweck ist aber nicht, nur jene zu schildern, diese in gefälliger Form darzulegen. Wir haben vielmehr ein aus genauer Prüfung hervorgehendes Urtheil zu fällen und zu motiviren, das die hohen Gaben des Künstlers anerkennt, aber die Schwächen nicht ganz ignorirt; wir haben bei der Betrachtung seiner künstlerischen Individualität Manches zu trennen, was vielleicht äußerlich eng verknüpft erscheint, dagegen Manches als vereint und zusammengehörend zu bezeichnen, was der flüchtige Blick weit auseinander liegend sieht.

Solche Prüfung, solche Beurtheilung ist sehr oft selbst dem gebildetsten Laien oder Dilettanten nicht willkommen, wenn sie ihn in dem Enthusiasmus für einen vom Glanze der Erfolge umstrahlten Künstler stört.

Das Publicum des Concertsaals will gern dominirt sein, will weder sich sagen lassen, noch eingestehen, daß in der Kunst wie im Leben nicht immer das Beste, sondern das Große herrscht; es nimmt gern Fehler mit in den Kauf, wenn sie glänzen, eigenthümlich erscheinen und der dominirenden Natur zu entspringen scheinen, es bewundert gern die

„faults which attract because they are not tame" *)

und läßt — wie bei unserm Rubinstein — manches Gute unbeachtet, das sich ihm nicht aufdrängt, das es erst suchen müßte; argwöhnisch blickt es auf jeden ruhigern Beurtheiler wie auf Einen, der ihm seine besten Gefühle hinwegdemonstriren wollte!

Da wir diese Ansichten und Stimmungen des Publicums genau kennen, andererseits uns bewußt sind, die Leistungen Rubinstein's seit Jahren mit Wärme, ja oft mit Enthusiasmus begrüßt zu haben, so gehen wir mit desto freierm Muthe an unsere Studie.

Der Leser wird uns entschuldigen, wenn wir den Kern unserer Arbeit nur mit einer dünnen Schale biographischer Notizen umgeben. Uns ist es darum zu thun, nach den künstlerischen Leistungen die Persönlichkeit zu beurtheilen. Um den entgegengesetzten Weg einzuschlagen: um des Künstlers Entwicklungsgang, von seinen ersten Schritten in die glänzende Laufbahn, darzustellen, um dabei genau zu ermessen, was dem Musiker, was dem Menschen angehört, um innere Nothwendigkeit von äußeren Einflüssen scharf und anschaulich zu trennen, und **dann** **erst** die Leistungen zu erklären, aus dem voraus Gegebenen gleichsam herzuleiten: bedarf es genauester Kenntniß vieler einzelner Thatsachen, besonders mancher Uebergangsmomente, die — bei einem Lebenden, noch in Vollkraft Wirkenden — sich der Erforschung, vielleicht auch der Veröffentlichung entziehen. Und wie viele Mittheilungen verschiedenster Art müßten nicht vernommen, verglichen und gesichtet werden, bevor der Forschende den einigermaßen richtigen Standpunkt für Beurtheilung gewänne

*) Byron's Don Juan.







Anton Rubinstein.

und Das, was er für wahr erkannt, dem Leser als festgestellt überliefern könnte. Darum glauben wir uns auf die nothwendigsten Data beschränken zu müssen. Rubinstein ist am 18. November (russischen Styls, also am 30. des unsern) in Wechwotinetz, einem Städtchen an der russisch-moldauischen (nunmehr „rumänischen") Grenze, geboren, hat in Moskau den ersten Clavierunterricht eines Herrn Willoing genossen (der Name läßt auf belgische Abkunft schließen), wurde bereits im Alter von zehn Jahren von seinem Vater als musikalisches Wunderkind nach Frankreich, später nach England, Schottland, Schweden, Norwegen und Deutschland, endlich auch 1844 zu seiner Ausbildung nach Berlin geführt, wo er unter Dehn Composition studirte. Zwei Jahre später, als sein Vater starb, übersiedelte der junge Künstler nach Wien, gab Clavierunterricht, unternahm auch Concertreisen in die Provinzen und ging zuletzt 1847 nach Petersburg. Hier fand er in der Großfürstin Helene und in einigen russischen hochgestellten Musikfreunden warme und thätige Gönner, bei Hofe und im Publicum die günstigste Aufnahme und als Kammervirtuos der Großfürstin und kaiserlicher Kapellmeister die unabhängige Stellung, in welcher er sich mit vollem Eifer der Composition zuwenden konnte. Von seinen Freunden und Gönnern angeregt und unterstützt, trat er im Jahre 1854 eine Kunstreise an, zuerst nach Deutschland. Von Leipzig, wo er im Gewandhausconcert zu gleicher Zeit seine Ocean-Symphonie vorführte und als Pianist auftrat, erscholl sein Ruf nach allen Seiten hin; die dortigen Verleger beeilten sich, seine Compositionen zu erwerben; er trat plötzlich mit einer Masse größerer und kleinerer Werke in die Oeffentlichkeit, die fast alle von bedeutender Begabung zeugten, also in gleichem Maße durch ihre Zahl und ihren Inhalt imponirten; das Publicum war erstaunt, die Musiker fühlten sich zur Hochachtung bewogen für den Künstler, der, fünfundzwanzig Jahre alt, solch' hervorragende Leistungen bot. Ueberall fand er die wärmste Aufnahme, in Paris, wo er 1857 auftrat, erregte er Enthusiasmus. Er unternahm noch einige Ausflüge und kehrte ruhmbekränzt nach Petersburg zurück. Dort empfingen ihn hohe Ehren und Auszeichnungen. Die adelige Musikgesellschaft übergab ihm die Oberleitung der Concerte und zu gleicher Zeit wurde er mit der Gründung und Führung eines Conservatoriums betraut, dem die bedeutendsten Mittel zu Gebote standen, und an welchem die besten Lehrer angestellt wurden.

Fast zehn Jahre blieb Rubinstein in dieser Stellung, nach allen Seiten hin thätig und wirksam, von allen Seiten hochgeehrt, aber zu weit entfernt von der sich immer erneuenden Strömung des eigentlichen Musiklebens, zu sehr auf einen einzigen Mittelpunkt seiner Thätigkeit angewiesen, zu sehr in Anspruch genommen von angenehmsten Verpflichtungen gegen die Gesellschaft, die ihn als einen der Ihrigen betrachtete, um wahrhaft künstlerische Anregung gewinnen, Sammlung erzwingen, die Kraft des Schaffens stärken und concentriren zu können. Er kam zwar fast jedes Jahr nach Deutschland, um den Schauplatz seiner ersten Triumphzüge und seine zahlreichen Verehrer und Verehrerinnen zu besuchen, aber jeder Winter rief ihn zurück in die goldenen Fesseln an der Newa. So entschloß er sich denn, seine gleich glänzende, wie angenehme Stellung aufzugeben und wieder nach dem Künstlerwanderstabe zu greifen, mitten in's Getriebe des öffentlichen Musiklebens hinein zu treten. Seiner eigenen Erklärung zufolge wollte er als Concertgeber so viel erwerben, daß er in unabhängiger Muße und mit voller Sammlung die Composition einiger größerer Werke, besonders einer großen Oper

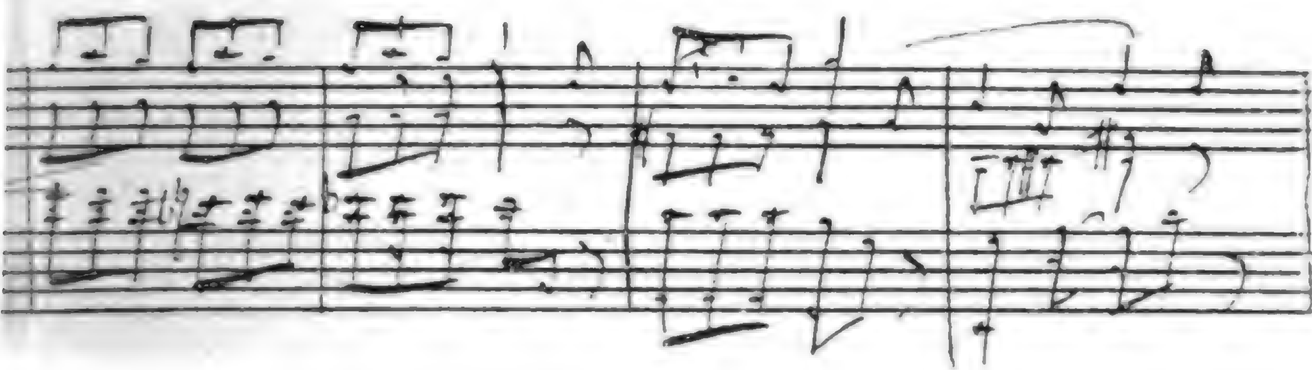
Allegretto







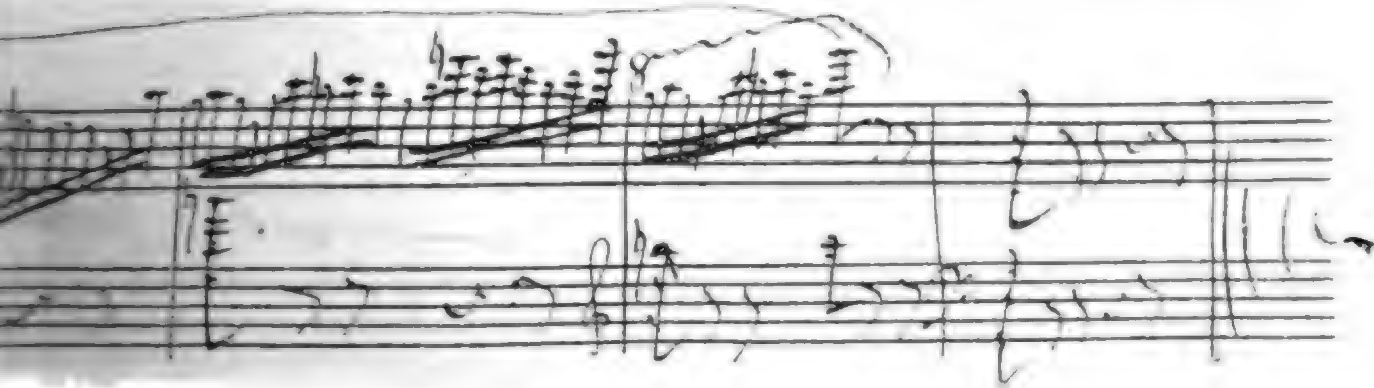
Handschriftblatt von Ant. Rubinstein











für Paris, ausführen, und zugleich die Virtuosenlaufbahn ganz aufgeben könne. Seit zwei Jahren verfolgt er diesen Zweck mit dem glänzendsten Erfolge; jedes Concert ist ein neuer Triumph, und bald dürfte der Moment gekommen sein, wo er das Piano im glänzenden Concertsaal mit dem Schreibtisch des stillen Arbeitszimmers zu vertauschen gedenkt. Ob der jähe Uebergang ein heilbringender sein wird? Ob er die Zeitigung der Früchte befördern wird, denen des Künstlers Phantasie entgegensieht? Die Lösung gehört der Zukunft — wir haben Gegenwärtiges zu prüfen und zu beurtheilen.

Rubinstein ist einer der genialsten und fruchtbarsten Componisten und einer der größten Pianisten unserer Zeit. In beiden Eigenschaften hat er die verschiedenartigsten Urtheile erfahren; seine Compositionen wurden selten vorurtheilsfrei gewürdigt, oft hart angegriffen oder mit Gleichgiltigkeit behandelt; dagegen fand sein Clavierspiel überschwängliche Bewunderung selbst in manchen Fällen, wo er auch den milden Gesetzen der Aesthetik nicht gehorchte. Und, sonderbar! jene Unter-, diese Ueberschätzung sind aus ein und demselben Motiv herzuleiten; und was dem Componisten geschadet hat, erwies sich dem Pianisten nützlich, was auf Jenen Schatten warf, ließ Diesen im interessantesten Lichte erscheinen. Die ungezügelte, mächtige Phantasie, das Ueberströmen ungedämmter Gefühlswogen, das den Componisten und den Pianisten in gleichem Maße kennzeichnet, hat die Erfolge des Erstern geschmälert und des Andern erhöht. Wir wollen Dies genauer darlegen.

Die Musik bietet die bei erster Betrachtung fast unerklärliche, bei genauer Prüfung durch feststehende ästhetische Gesetze zu begründende Erscheinung, daß sie in ihrem Entstehen die am wenigst begrenzte, in ihrer Kundgebung die fast schärfst begrenzte aller Künste ist, denn sie entsteht zuerst nur in der musikalischen Phantasie, schöpft nur aus dieser und aus keinem Gegenstand außer dieser. Die Erscheinungen, über welchen der Dichter denkt, die Verhältnisse des Lebens, die er darstellt, sie sind da, bevor er die Feder ergreift; die bildenden Künste sind an die Naturformen gebunden, die Baukunst erzeugt ihre Werke nach voraus bestimmtem Plane für bestimmte Zwecke*) und für das Auge, dem sie übersichtliche Formen bieten muß. Aber die Musik giebt vor allem Andern den musikalischen Gedanken. Die Melodie einer Beethoven'schen Symphonie, einer Mozart'schen Arie, eines Schubert'schen Liedes hat, bevor sie aufgezeichnet war, nirgends bestanden, als unbewußt in der Seele des Componisten, seine musikalische Phantasie hat sie aus ihm hervorgezaubert. Und die Formen, welche die Musik giebt, sind auch nur in ihr, nirgends anderswo enthalten, nicht lösbar vom Inhalt, wie in der Dichtkunst der Gedanke vom Vers, nicht von der Natur unveränderlich gegeben wie in den bildenden Künsten, nicht dem Auge faßlich und im Raum existirend, wie in der Baukunst, sondern mit der Zeit an uns vorüberziehend: die musikalischen Formen entwickeln sich erst vor uns, während wir das Tonwerk hören oder ausführen. Und in diesem zeitlichen Wesen der Erscheinung, in dieser Haupteigenschaft, in dieser zeitlichen Wesenheit ihrer Erscheinung, wodurch sich die Musik von der Baukunst unterscheidet, liegt der Schwerpunkt ihrer Beschränkung; denn die Formen, die aus der

*) Die Richtung dieses Zweckes ist dabei vollkommen gleichgiltig Das Wohnhaus oder die Kaserne müssen gerade so nach einem genau entworfenen Plane gebaut werden, wie die gothische Kirche oder der Palast mit griechischen Säulen.

Phantasie entspringen und dem Ohr zugetragen werden, um vor dem innern Auge zu entstehen, sind unendlich schwerer zu fassen, als die (wie die architektonischen) fertig vor uns treten, und der künstlerische Geist des Schaffenden muß sie in der Weise bilden, daß sie vor dem Verstande des Beschauenden als ein Ganzes erscheinen. — Das ästhetische Gesetz, nach welchem die einzelnen Theile jedes Kunstwerkes im gliedlichen Verhältniß zum Ganzen, im organischen Zusammenhang stehen müssen, ist für das Tonkunstwerk eben so unwandelbar maßgebend, wie für jedes andere. Um den Hauptgedanken müssen sich die andern gruppiren, ja eigentlich folgerichtig aus ihnen sich entwickeln, die Contraste dürfen nur als Unterlage der Hauptgedanken dienen, damit diese noch anschaulicher hervortreten, dürfen nur als integrirender Theil des Ganzen erscheinen; ohne solch' symmetrisches und harmonisches Ineinandergreifen der Einzeltheile ist kein wahres Kunstwerk denkbar. Dieses folgerichtige Entwickeln der Ideen, das Gruppiren der Gedanken, das symmetrische Verhältniß ist in dem Tonkunstwerk nur durch die thematische Entwickelung und Durchführung der Hauptgedanken zu bezwecken. Je schöner diese sind, je melodischer sie erklingen, je bestimmter ihr Rhythmus sich in das Gehör prägt, je eigenthümlicher sie sich zeigen, ohne deswegen an Faßlichkeit zu verlieren, oder nur seltsam zu erscheinen: um desto mächtiger wird ihre organische Entwickelung, ihre theoretische Durchführung wirken; dagegen wird, wo diese fehlt, der Eindruck trotz bedeutender Einzelheiten immer ein rhapsodischer bleiben; mögen die Gedanken noch so schön sein, sie werden unentwickelt und ohne theoretische Durcharbeitung nur die Stimmung immer wechselnder oder zu gleichartiger Gefühle erzeugen, keinesfalls die nachhaltige, für die ästhetische Beurtheilung eines Kunstwerkes nothwendige. Wir können das Gesagte nicht besser erklären, als mit dem Hinweis auf zwei deutsche Meister. Schubert, dem unter allen Tondichtern die reichste Phantasie verliehen war, vermochte nicht seine Symphonien und Sonaten zu der himmlischen Region seiner Lieder zu erheben, weil er bei einer Ueberfülle von Gedanken nicht die gestaltende Kraft des thematischen Entwickelns besaß, weil er die in ununterbrochener Reihe auftauchenden, wunderbaren Gebilde seiner Phantasie nicht in ein einheitliches, klares Bild zusammenfaßte, weil er im nie ermattenden Schaffensdrange, kaum Zeit gewinnend, den Eingebungen des Moments zu folgen, der künstlerischen Entwickelung und Vollendung der Form nicht ganz mächtig werden konnte. Seine Instrumentalwerke sind Nebelbilder aus einer himmlischen laterna magica, jede seiner Symphonien ist ein Chaos von Schönheiten. Auch Schumann konnte nicht Herr werden über die anstürmende Gedankenflucht, die ihm — entgegengesetzt seinem göttlichen Vorgänger — nicht heitere und klare Tongebilde zuführte, sondern gar oft nur düstere und verworrene Schattenrisse; in allen seinen Werken ist edles, tiefes, poetisches Gefühl der Grundton, aber es ist oft schwer erkennbar in der unklaren, wenn auch geistreichen Form, die den Hörer in beängstigte, reinen Kunstgenuß behindernde Stimmung versetzt. Daher ist es auch erklärlich, daß Mendelssohn's Instrumentalwerke, in denen mit seltenen Ausnahmen das Formelle, die Kunst der äußern Darstellung weit über der Erfindung, über den musikalischen Grundideen steht*), einen viel größern, un-

*) Wir sprechen hier nur von den Instrumentalwerken, Symphonien, Quartetten und Claviercompositionen. In seinen Oratorien, Psalmen und Liedern hat Mendelssohn Unvergleichliches geschaffen.

mittelbaren Eindruck erzeugen, als die Schumann's, in denen jenes tiefe, überschwängliche Gefühl oft mit verzweifelter Anstrengung nach klarem, selbstbewußtem Ausdruck, nach künstlerischer Gestaltung ringt.

Wenn nun ein göttliches Genie wie Schubert, vom übermächtigen Drange der Phantasie vorwärts getrieben, nicht immer den Punkt höchster künstlerischer Vollendung erreicht — wenn ein herrlicher Geist, wie Schumann, im Zwiespalt des vorschwebenden Ideals und der Kraft des Gestaltens oft Ungleichartiges schuf — ist es da nicht leicht erklärlich, wenn dem genialen Epigonen in seinem innern wie äußern Wirken, im Schaffen und bei seiner Berufung an das öffentliche Urtheil immense, ja fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegentreten? Bei ihm wirkt der Widerspruch, der manchmal auf den Werken jener großen Meister lastet, noch unversöhnlicher, weil er von einer der glänzendsten Eigenschaften des Künstlers, von der immensen Virtuosität, zugleich verdeckt und befördert wird. Ihr Einfluß ist bei seinem Schaffen mitthätig und verwirrt das Urtheil des Publicums, wie die mächtige Phantasie des Tondichters.

Rubinstein hört zu oft die Selbstdarstellung, vernimmt das Klingen mancher Stelle nicht, wie sie musikalisch, im Zusammenhang mit dem Werke, Anderen unter seinen Fingern erklingt; und so entstand, selbst in seinen bedeutenden Werken, Manches, was nur Musik für den Clavierspieler genannt werden kann. Und auch in seinen Orchestersätzen vermag der Componist sich nicht immer von dem Einflusse zu befreien; manche höchst geistreiche und melodiöse Wendungen in seinen Symphonien klingen auf dem Clavier besser, wie in der Instrumentalausführung *).

Dies ist der Einfluß der Virtuosität auf sein Schaffen; betrachten wir den auf das öffentliche Urtheil. Wenn Rubinstein seine Werke vorträgt, so werden die Schwächen von der überwältigenden Ausübung verdeckt, und bleiben bei dem Interesse, das die ganze Persönlichkeit erweckt, vom Publicum unbeachtet; nur das scharfe Auge des Kenners vermag sie zu bemerken, und dieser richtet dann manchmal schärfer, weil ihm das vom Publicum beliebte Vermischen so scharf zu trennender Momente als Gefahr für die Kunst erscheint. Andererseits mag auch der Fall eintreten, wo das Publicum einem Werke, dessen Schönheiten ihm weniger faßlich sind, die verdiente Aufmerksamkeit nicht widmet, und sich mit Vorliebe zu den rein virtuosen Leistungen wendet. Selbst bei Aufführung von Orchesterwerken — wo er also nicht persönlich wirkt — macht sich der Einfluß seiner Virtuosenerfolge auf das Urtheil geltend. Sehr viele Leute wissen einmal entschieden mehr von dem großen Clavierspieler, der sie so oft begeistert hat, als vom Tondichter, und lassen diesen eigentlich nur als eine höchst achtenswerthe Beigabe gelten; und andererseits bleiben nur wenige Kenner und Kritiker den Orchesterwerken Rubinstein's gegenüber so ganz unbefangen, daß sie nicht strengere Anforderungen an den Componisten stellten, weil sie dem Pianisten bereits so viel zugestanden haben, von jenen musikalischen Zionswächtern nicht zu reden, die gegen jeden Neuerer eifern, der, seine eigene Bahn suchend, ihnen Aufgeben ihres Urtheilens nach der Schablone und gründliches Prüfen und unbequemes Nachdenken zumuthet!

Wir haben nun bisher die Belege geliefert für unsere Behauptungen: daß die mächtige Phantasie Rubinstein's, das Ueberströmen ungedämmter

*) Diese Eigenheit ist auch manchmal bei Schumann'schen Werken bemerkbar.

Gefühle seine schaffende Kunst beeinträchtigte, seiner ausübenden die größten Erfolge sicherte; und daß, um ein Urtheil über ihn zu fällen, Manches als getrennt dargestellt werden müsse, was äußerlich vereint erschien, und umgekehrt. Wir werden nunmehr den künstlerischen Einzelleistungen und dann der ganzen Individualität einige Betrachtungen widmen. Beginnen wir mit den Compositionen. Rubinstein hat mehrere kleine russische und zwei große deutsche Opern, „Die Kinder der Haide" und „Feramors", componirt; ferner zwei große Oratorien, „Das verlorene Paradies" und den „Thurm zu Babel", Chöre, Duetten und Lieder, Symphonien, Ouverturen, Concerte für das Piano und für die Geige, Quartette, Trios, Duos, Sonaten, Fugen und Präludien, Etuden, Salonstücke aller Art. Er hat eine riesenhafte und um so bewunderungswürdigere Thätigkeit entfaltet, als er zu gleicher Zeit als Concertdirigent, als Vorstand des Conservatoriums und als Virtuos wirkte, und in stetem persönlichen Verkehr mit allen gesellschaftlichen Kreisen geblieben ist.

Die Oratorien enthalten viele sehr interessante, mitunter sehr schöne und großartige Momente *), seine Opern zeugen von hoher, lyrischer Begabung, manche Lieder sind von orientalischer Gluth durchhaucht, tief leidenschaftlich und von zündender Wirkung. In seinen Trios und Sonaten finden sich Sätze von hohem poetischen Aufschwung, manche Präludien sind überraschend originell in Erfindung und Rhythmik, und einige seiner kleineren Compositionen für den Salon können als Cabinetsstücke bezeichnet werden. Wenn keines seiner größeren Werke einen ganz entschiedenen nachhaltigen Erfolg und die verdiente Verbreitung gefunden hat, so ist es, weil sie trotz herrlicher Einzelheiten kein formell und geistig gleichmäßig entwickeltes und ausgebildetes Ganze bieten, und weil keine einen Totaleindruck hervorgebracht hat; weniger Begabte als er haben mit ihren Compositionen diesen Eindruck zu erzielen verstanden, weil sie mit größerer Ruhe und künstlerischer Reflexion arbeiten, weil sie mit ihrem geistigen Capital besser haushalten und es nicht verschwenderisch zertheilen. Unser genialer Künstler hat entschieden noch keine Selbstkritik geübt. Unter dieser verstehen wir nicht etwa die Entscheidung über den Werth seiner Schöpfung — eine solche richtig zu fällen, kann von dem Schaffenden nicht verlangt werden — sondern die Prüfung und Beurtheilung des rein formellen, des organischen Zusammenhangs der einzelnen Theile seines Werkes, der Verbindung der Hauptgedanken durch die thematische Entwickelung.

Eine solche Selbstkritik zu üben, ist dem Tondichter einerseits leichter, als jedem andern Künstler, weil er über das Formelle, über den Zusammenhang einer thematischen Durchführung der Hauptgedanken nicht einen Augenblick in Zweifel sein kann, andererseits aber auch schwerer, weil sie ihn zwingt, seinen Gefühlen Gewalt anzuthun, und um der künstlerischen Abrundung willen manche Gedanken auszumerzen, die vielleicht an sich unbedeutend sein mögen, ihm aber jedenfalls selbstständig und, da sie ihm von der Phantasie eingegeben, als in innerm Zusammenhang mit dem Werke stehend erscheinen. Und doch ist diese Selbstkritik unumgänglich nothwendig, doch ist ohne sie in unserer Zeit kein Kunstwerk denkbar. Keiner hat sie strenger geübt, als der

*) Ueber den „Thurm zu Babel" schreiben wir nur nach den Berichten aus Königsberg und Wien, wo das Oratorium in letzter Zeit aufgeführt worden ist; über „Das verlorene Paradies" urtheilen wir nach eigener Kenntniß.

Gründer der neuern Tonkunst, der unergründliche Beethoven; Keiner hat so viel geprüft, gesondert und gebessert, bei Keinem wächst das unermeßliche Ganze aus wenigen riesenhaften Urgedanken, wie bei ihm in seinen ewigen Symphonien. Daß bei ihm die Erfindung und die Entwickelung immer auf gleicher Höhe thronen, daß in dem Augenblick, wo der allem Irdischen entrückte Hörer vermeint, vor dem Markstein dieser Tonwelt zu stehen, Beethoven aus dem großen Urgedanken noch einen neuen, letzten, emporzaubert, das ist das große Geheimniß jener unbeschreiblichen Wirkungen, zu dem die Gottheit diesem Einzigen den Schlüssel gegeben! Aber auch Schubert, dessen ganzes Leben ein himmlisch-tönendes war, fühlte das Bedürfniß nach höherer Erkenntniß und Selbstwahrnehmung; noch wenige Wochen vor seinem irdischen Ende besprach er, der so reich Bedachte, sich mit dem berühmten Organisten und Lehrer Sechter, unter dessen Leitung er gründliche Studien des Contrapunktes vornehmen wollte!

Wenn Rubinstein über sich gewinnen wird, nicht Alles, was er componirt, als unveränderlich fertig zu betrachten, sondern eine strenge, ja pedantische Selbstkritik zu üben, hie und da eine schmerzliche Operation an seinem eigenen Werke vorzunehmen; wenn er, dem so reiche Phantasie gegeben ist, eine Zeit lang dem Formellen größere Sorgfalt widmen wird, dann mag er vielleicht eine kurze Zeit unter dem selbstauferlegten Zwange leiden und hie und da mehr formelle als gedankenreiche Musik componiren; gelingt ihm aber der Wurf, daß in einem Werke seine mächtige Phantasie vereint mit dem künstlerisch bildenden Verstand wirkt, dann wird er Bleibendes, Vollendetes schaffen.

Unsere Behauptung gilt zuvörderst für reine Instrumentalmusik; die Oper — die Rubinstein jetzt als sein Hauptziel betrachtet — verlangt eine ganz specielle Begabung für dramatischen Ausdruck — aber auch in ihr wird der Künstler, wenn er seine Kraft handhaben gelernt hat, Manches gleich beim ersten Ansatze in vollendeterer Form zu Tage fördern, als wenn er, wie bisher, nur dem Augenblick, der so oft Ungleichartiges bringt, willenlos gehorcht.

Ganz anders, als über den Componisten, müssen wir über den Pianisten urtheilen. Denn bei dem ausübenden Künstler lassen sich gewisse glänzende Eigenschaften und Fehler nicht trennen, wie beim Schaffenden. Dieser kann, wenn er sich dem Fluge der Phantasie überlassen, nachdem einmal das Werk vor ihm liegt, entscheiden, was bleiben, was geändert werden soll. Aber auf Jenen kann diese Regel nicht angewendet werden; er müßte von vornherein seine Begeisterung zurückhalten, und um der formellen, technischen Sicherheit willen den höhern geistigen Aufschwung. Träte die Frage an uns: „Soll Rubinstein, um nicht manchmal unklar oder unrein zu spielen, sich größere Ruhe aneignen, mehr üben, seine Begeisterung dämpfen und nur immer ganz sicher gehen?" so würde die Antwort uns sehr schwer fallen! Man kann mit ihm nicht immer einverstanden sein und doch bewundernd anerkennen, daß die Fehler nicht aus dem Unvermögen, sondern aus dem Ueberquellen einer Kraft entspringen, die das Maß nicht anerkennen will. Er vereint großartigste Technik, Kühnheit der Auffassung, Glanz der Färbung mit einer Unmittelbarkeit des Ausdrucks, die auf den Hörer oft überwältigend wirkt; alles Das ist aber ohne ein gewisses kühnes, selbstbewußtes Verschmähen der regelrechten Bahn, des künstlerischen, ruhigen Durchdenkens und Formens ebensowenig denkbar, als daß der Vulcan Feuersäulen gegen den

Himmel schleudert ohne Schlacke und Asche. Und wenn er zugleich mit zartestem und weichstem Anschlag dem Instrumente die mildesten Tonfarben entlockt, so liegt hier nur der Beweis, daß in seiner Natur die schärfsten Gegensätze neben einander liegen und daß diese in seinen Leistungen als Pianist nicht zu beseitigen wären, ohne daß der ganze individuelle Stempel seiner Leistung bei solcher Trennung verblaßte.

Wenn wir vom Componisten und Pianisten auf den Menschen Rubinstein schließen, so finden wir eine dichterische sensuelle Natur, die einerseits sich gegen den Zwang conventioneller Formen sträubt, andererseits von den Reizen momentaner Effecte bestrickt wird; eine Natur, welche die verschiedenartigsten Eindrücke in sich aufnimmt und künstlerisch wiederzugeben versucht, ohne sie innerlich geklärt und gesondert zu haben, die Natur eines hochbegabten Weltmenschen mit echt dichterischem Drange, eines Dichters mit den Bedürfnissen eines Weltmenschen. Ihm, dem berühmten ausübenden Künstler, bieten sich Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens, keinem Andern erreichbar, ihm erschließen sich die glänzendsten Kreise wie einem Gleichberechtigten. Das Leben in „solch' halber Poesie, die gefährlich ist der ganzen"*), in solch' duftgeschwängerter Atmosphäre, in der Erregung nervös geistiger Thätigkeit für unmittelbare Zwecke und Erfolge, in dem Wechsel zwischen dieser Erregung und der angenehmen Abspannung, die nur wieder das Bedürfniß nach jener erzeugt: übt auf eine solche Natur einen schwer zu bannenden Zauber aus und darf selbst von dem ihm ferner Stehenden nicht ein leeres genannt werden, es birgt nicht blos künstliche, sondern auch künstlerische Reize! Um es aufzugeben, der höchsten Befriedigung des berechtigten künstlerischen Ehrgeizes zu entsagen, um so viele durch geistige Zuthaten veredelte materielle und gesellschaftliche Vortheile von sich zu weisen, bedarf es einer Selbstverleugnung, die zuerst nur dem Menschen zur Concentration verhilft, aber dem Künstler keine Erfolge sichert, ja sogar dessen äußere Beziehungen hemmt. Ob Rubinstein sich der schweren Probe unterwerfe, ob er in seiner Weise das ihm vorschwebende Ideal anstrebe: er bleibt immer eine sehr interessante, sehr bedeutende, eingehender Prüfung würdige künstlerische Erscheinung.

A. H. Ehrlich.

---

*) Grillparzer.

Eines Börsenspielers Laufbahn und Ende.

„Am 2. Februar 1870 wurde der Kassier der Züricher Bank, Emil Schärr, 22 Jahre alt, wegen Unterschlagung von 3,250,000 Franken zu eilf Jahren Zuchthaus verurtheilt."

Diese Zeitungsnotiz, welche jüngst durch fast alle Journale Europas lief, liest sich hinsichtlich der Größe der veruntreuten Summe und der Jugend des Verbrechers wie ein Feenmährchen. Der ausgelassenste Sohn der englischen oder russischen Aristokratie wird selten in seinem zweiundzwanzigsten Jahre schon 3¼ Millionen Franken durchgebracht haben. „Die Deutschen sind in Allem excentrisch", sagt man im Auslande; es scheint sie sind es sogar in ihren Verbrechen. Nur einmal ist Emil Schärr übertroffen worden, und zwar von einem gewissen Carpentier, der in den fünfziger Jahren seinen Herrn, Rothschild in Paris, um 6 Millionen Franken beschwindelte, natürlich entfloh, jedoch, mittelst eines eigenen Dampfers verfolgt, in Amerika abgefaßt wurde.

Selbst dem größeren Publicum, welches nichts von Bankgeschäften versteht, bietet der Proceß Schärr so viel des Merkwürdigen, ja Unerhörten, daß ein Auszug aus den Acten und Gerichtsverhandlungen darüber nicht nur interessant, sondern wegen der Warnungen, die aus ihm predigen, sogar nützlich genannt werden darf.

Die im Jahre 1864 zu Bern in's Leben getretene „Eidgenössische Bank" errichtete in den darauf folgenden Jahren vier Filiale, in St. Gallen, Lausanne, Genf und Zürich. Die letztgenannte, am 1. November 1866 eröffnet, war eine Zeit lang die blühendste Lieblingstochter der Mutter, um jetzt ihr Schmerzenskind zu werden.

Zum Director der Züricher Bank wurde Herr Karl Stadler mit 10,000 Fr. Gehalt ernannt, der früher selbst ein Bankgeschäft in Zürich betrieben hatte. Er galt als ein gewandter Geschäftsmann, sein Ruf war fleckenlos. Der Procuraträger der Bank heißt Heinrich von Wyß, mit 4000 Fr. Gehalt. Außerdem wurden mit Einwilligung der Hauptbank von dem Director Stadler drei junge Leute angestellt: F. Bollinger, 22 Jahre alt, der 2000 Fr. Gehalt bezog und das Verzeichniß der schweizerischen Wechsel zu führen hatte; H. Baltensperger, 19 Jahre alt, 1200 Fr. Gehalt, Hauptbuch und Journal, sowie ausländische Wechsel; Karl Simmler, 22 Jahre alt, 800 Fr. Gehalt, Contocurrentbuch und Brouillard.

Ohne vorhergehende Communication mit dem Director stellte die Hauptbank in Bern Emil Schärr als Kassier mit 2700 Fr. Gehalt an. Eine Bürgschaft von 20,000 Fr., welche von ihm verlangt wurde, stellten fünf Bürger von Mümliswyl im Canton Solothurn, darunter sein Vater, ein geachteter Gemeindebeamter.

Zu diesen sechs Angestellten kamen noch zwei Brüder Lütgers, einige Lehrlinge ohne Gehalt, und der Gewerbsknecht mit 900 Franken.

Für das Züricher Filial wurde auf Anordnung der Hauptbank die französische Buchhaltung eingeführt, und nur Emil Schärr, der ein halbes Jahr auf dem Bureau des Crédit Industriel in Paris gearbeitet hatte, war mit dieser Buchführung vertraut. Er wußte sich das Vertrauen des Directors Stadler im höchsten Grade zu erwerben, der oft mit Lob von seinem tüchtigen Kassier sprach, in welchem er weniger einen Untergebenen

als den ihm beigeordneten Mitarbeiter sah. Die Comptoiristen wendeten sich bei jedem Anstand an Schärr, den sie wie ihren Chef betrachteten. Obwohl sie von ihm hochmüthig behandelt wurden, so waren sie ihm doch anhänglich, da er sie später an kleinen Speculationen Theil nehmen und ihnen Gewinne zukommen ließ. Sogar die Hauptbank in Bern hatte manchmal über den Kopf des Directors weg mit Schärr verhandelt.

Der Vortheil der französischen Buchhaltung liegt darin, Recapitulationen und Scripturen zu vereinfachen, Zeit und Arbeit zu ersparen; ihr Nachtheil aber ist, daß durch das Zusammenfassen sämmtlicher Conti unter die Rubrik: „Correspondents“ eine Reihe der wichtigsten Conti, wie Oblighi, Acceptations, Effecten und pro diversi den häufigen Prüfungen durch das Auge entgeht, — und gerade hierbei verübte Schärr in der kurzen Zeit von zwei Monaten die großartigsten Fälschungen.

Die Wirksamkeit der Züricher Filialbank war von Anfang an eine ganz außerordentlich ersprießliche, und hierüber geben folgende Zahlen Auskunft.

Man arbeitete mit einem Dotationscapital von einer Million Franken. Im Jahre 1866 betrugen die bénéfices der beiden Portefeuilles und der Netto-Commissionen . . . . 142,626 Fr.
abzüglich Passivzinsen und Handlungsspesen mit . . . . 72,771 „
Netto-Ertrag 7% = 69,855 Fr.

Der Gesammtumsatz des Züricher Comptoirs war in einfacher Aufzählung vom 1. Januar bis 30. Juni 1869:

Kassa	32 Mill.	oder durchschnittlich per Tag	200,000 Fr.
Wechsel	43 „	„ „ „ „	280,000 „
Conto-Corrent	46 „	„ „ „ „	290,000 „
Cheques	10 „	„ „ „ „	70,000 „
	131 Mill.	oder durchschnittlich per Tag	800,000 Fr.

Für Sachverständige sei hinzugefügt, daß dieser großartige Verkehr bei geringer Dotation durch außerordentliche Ausbildung des Oblighi- und Cheques-Verkehrs, so wie durch manch' andere, den Kunden gewährte Erleichterungen beim Bezug ihrer Gelder, seinen Grund hatte. Doch wozu, möchte man fragen, nützen Thätigkeit und Gewandtheit, wenn man sich die Früchte seiner Bemühungen und Arbeit, und noch dazu das Capital selbst vor der Nase wegstehlen läßt? Hieran reiht sich selbstverständlich noch eine andere Frage: wurden denn die Kasse und die Bücher nie revidirt, nie controlirt?

Gewiß; hierüber lesen wir:

Behufs Controle sollten der Hauptbank in Bern von Zürich aus folgende Arbeiten geliefert werden:

täglich Situation der Bewegung und des Bestandes der Kassa und der Portefeuilles;

wöchentlich Situation der Bewegung und die Saldi der zwölf Hauptbuchconti;

monatlich wie wöchentlich mit Conto-Correntabschluß;

vierteljährlich wie monatlich, plus Abschluß und Vortrag der Portefeuilles, des Gewinnes, der Commissionen;

halbjährlich wie vierteljährlich, plus vollständiger Abschluß und Vortrag sämmtlicher Conti, Zinsenrechnung, Geschäftsunkosten 2c.;

jährlich, ganz wie halbjährlich.

Zur Kassa hatten der Director und der Kassier je einen Schlüssel; Ersterer gebrauchte den seinigen höchst selten, er verifizirte auch nie die Kassa, sondern kannte ihren Bestand nur annähernd aus der Tagessituation; er vertraute seinem Kassier unbedingt. Ein lobenswerther Charakterzug im Allgemeinen — leider! hört indeß in Geldsachen, wie bekannt, die Gemüthlichkeit auf. Schärr theilte seinem Director kleine Verstöße, unabsichtliche Kassadifferenzen offen mit; ja, als er einmal einer Bank irrthümlich 100 Fr. zu wenig zahlte und diese reclamirte, erwiederte er dem Director auf die Frage, ob an jenem Tage seine Kasse gestimmt habe: „Nein, ich habe 100 Fr. zu viel gehabt."

Die Reserve der Bank, aus 250,000 Fr. eidgenössischer Banknoten bestehend, lag im sogenannten „Keller" der Kassa, der Schlüssel zu diesem besonderen Verschlusse aber in der Kassa, ein Aufbewahrungsort, gegen welchen im Mai 1869 die Berner Revisoren keine Einwendungen machten. Schärr brachte die Reserve auf kein Conto, trug sie vielmehr mit bösem Vorbedacht nur in ein altes Buch ein. Die Revision des Comptoirs sollte erstens durch die Mitglieder des Verwaltungsrathes, in der Regel vierteljährlich, und dann zweitens durch das Züricher Disconto- und Aufsichtscomité vorgenommen werden. Die Revision durch den Verwaltungsrath kostete jährlich 40,000 Fr.; sie fand in Zürich ziemlich regelmäßig statt, aber sie beschränkte sich auf die Verification der Kasse, des Portefeuille und der deponirten Werthschriften, die Bücher wurden nicht untersucht; die Revision nahm einen halben, manchmal einen ganzen Tag in Anspruch. Am 22. Januar 1869 findet der Verwaltungsrath Beck Alles auf dem Comptoir befriedigend, lobt die Thätigkeit und Gewandtheit des Directors, und macht nur die Ausstellung, daß das alte Kassalocal nicht gehörig gegen Angriffe von Außen gesichert sei. Am 24. Mai 1869 sprachen die Revisoren ebenfalls ihre Zufriedenheit mit dem Geschäftszustand des Comptoirs aus. Unglücklicherweise fand von da an bis zum 1. October 1869, wo sich die Kasse leer zeigte, keine Revision mehr statt, und der Director Stadler bezeichnet diese Unterlassung der Julirevision als verhängnißvoll, da nach Schärr's späteren Geständnissen die Reserve im Juli schon stark angegriffen war.

Das Züricher Disconto- und Aufsichtscomité bestand aus den Herren Duden, Heim und Rüsch in Zürich, welche für dieses Amt jeder eine Jahresbesoldung von 1000 Fr. bezogen. Herr Duden erklärt, daß er nie mit Kassengeschäften zu thun gehabt habe; Herr Rüsch prüfte alle Vierteljahre das Portefeuille; Herr Heim ebenso oft die Kasse, alle Drei am Mittwoch und Sonnabend die Discontogeschäfte. Herr Heim fand im Juli 1869 die Kassa und „Alles in der Ordnung", Bücher und Rechnungsabschlüsse wurden von den Censoren nie untersucht.

Charakteristisch ist die Kritik Schärr's über diese Revisionen: „Die Ankunft der Berner Revisoren in Zürich erfuhr ich stets vorher, ich erwartete die Visitation der Kasse und brachte sie durch Nichteintrag von Eingängen oder falsche Ausgänge in Ordnung. Herr Heim hat mir regelmäßig vier bis fünf Tage vorher mitgetheilt, wann er die Kassa verificiren werde, und da wurde es mir leicht, dieselbe in Ordnung zu machen. Herr Heim wußte nichts von der Notenreserve, so daß ich je zuweilen nur diese aus dem Kassakeller herausholte und in die Kassa legte, um das Deficit zu verdecken."

Summa Summarum, es fanden alljährlich circa acht Kassastürze und

Portefeuille-Verificationen auf der Bank in Zürich statt, bei denen Alles probat erfunden wurde.

Während der Monate August und September 1869 stand der Verkehr des Züricher Filials auf seiner Blüthe und wurde diese Bank ihren Schwestern als Muster hingestellt.

In der letzten Woche des August reiste Director Stadler zu seiner Erholung nach Genf. Dort erzählte ihm sein Freund Largin, Director der Genfer Filialbank, er sei in letzterer Zeit häufig nach einem „Director Schärr in Zürich" befragt worden, was er sich nicht recht erklären könne. Herr Stadler dachte wol an seinen Kassier hierbei und es fuhr ihm so durch den Sinn, Schärr möge vielleicht unter der Hand zum Director eines andern Instituts ernannt worden sein, er versprach Herrn Largin sich in Zürich hierüber näher zu erkundigen. Nach Zürich zurückgekehrt, erhielt er von Herrn Largin am 31. August einen Brief verschiedenen Inhalts, an dessen Schluß er wieder aphoristisch nach dem „Director Schärr" fragte. Herr Stadler legte der Sache keinen Werth bei und antwortete am 3. September ebenso beiläufig: „Ueber den Director Schärr habe ich nichts erfahren, vermuthe fast eine Namensverwechselung."

Vom 19. bis 25. September verweilte Hr. Stadler bei seiner leidenden Frau in Baden, Aargau, und reiste dann Montag den 27. September mit ihr über Zürich nach Vitznau am Vierwaldstädtersee. An demselben Tage, Nachmittags, lief auf dem Comptoir ein Brief des Herrn Stämpfli aus Bern an Herrn Stadler in Zürich ein, den ihm der Procurist von Wyß sofort uneröffnet nach Vitznau nachschickte, wo er Dienstag früh in Herrn Stadler's Hände kam. Dieser Brief lautet: „Herr Stadler. Es wird mir von glaubwürdiger Seite confidentiell mitgetheilt, daß unser dortiger Kassier Schärr, wahrscheinlich Namens eines Syndicats, an der Genfer Börse gespielt und einem in letzter Woche in Genf fallit gegangenen Makler über 300,000 Fr. Differenzen habe ausbezahlen lassen. Auch wurde auf dem Genfer Platz schon wiederholt über einen „Directeur Schärr de la banque fédérale" Nachfrage gehalten. Wir ersuchen Sie, darüber den Kassier Schärr des Bestimmtesten zur Rede zu stellen und von ihm eine klare und offene Antwort zu verlangen; denn daß die Sache für unsere Anstalt zu wichtig, werden Sie begreifen."

Herr Stadler schickte diesen Brief sofort an Herrn von Wyß, den Procuristen in Zürich, mit der Einladung den Kassier genau zu überwachen, und schrieb gleichzeitig Herrn Stämpfli, daß er sich alsbald wieder nach Zürich begeben werde. Hr. v. Wyß, „ein einsilbiger, zugeknöpfter Mann", wie es im Berichte heißt, erhielt den Brief Mittwoch den 29. September, sprach aber darüber mit Niemand. Am Abend desselben Tages traf auch Herr Stadler wieder in Zürich ein. Nach einer Berathung mit Hrn. Wyß, der auch jeden Gedanken an eine Untreue Schärr's weit von sich wies, wurde beschlossen, am nächsten Morgen den Kassier zu interpelliren. Dienstag den 30. September geschah dies durch Herrn Stadler, der sich dabei auf den von Herrn Stämpfli erhaltenen Auftrag bezog. Schärr erwiederte ruhig, er wisse nichts von der Sache, das könne nur eine Verwechselung sein, da er schon lange eine andere Stelle suche. Im Laufe des Tages fragte Herr Stadler den Kassier nach der Notenreserve. Schärr antwortete, sie liege in der Kasse. Herr Stadler sah nicht nach. Nachmittags berieth er auf's Neue mit seinem Procuristen, ob sie heute noch den Kassasturz vor-

nehmen wollten. Dieser sagte weder Ja noch Nein; doch weil Herr Stadler mit dem Kassasturz eine Prüfung der Vierteljahresbilanz verbinden wollte, und im unerschütterten Vertrauen auf die Ehrlichkeit Schärr's, wurde das Geschäft auf den 1. October verschoben. Nachdem Schärr das Comptoir verlassen hatte, öffnete Herr Stadler mit seinem Schlüssel die Kasse, um nach der Reserve zu sehen, er fand aber den Schlüssel zum Keller nicht gleich und schlug die Kasse wieder zu! An demselben Abend kam noch ein Brief des Herrn Largin aus Genf an Herrn Stadler an, auch er meldet: daß Schärr „wahrscheinlich für eigene Rechnung oder im Auftrage eines Clienten oder Consortiums an der Genfer Börse spiele und in letzter Zeit über 300,000 Fr. dem falliten Ch. Roch ausbezahlt habe." Er fährt fort: „Man hat mir dies indirect mitgetheilt, wahrscheinlich auch sofort nach Bern berichtet, was mir sehr unangenehm ist. Die ganze Geschichte ist so delicat, daß ich nicht wagte, den Telegraph zu benutzen, aus Furcht Herrn Schärr vielleicht Unrecht zu thun. Roch sagte mir selber, Schärr sei ihm noch 5000 Fr. schuldig. Ich empfehle Ihnen strengste Vorsicht und Discretion. Nehmen Sie Schärr scharf in's Verhör und lassen Sie mich wo möglich ganz aus dem Spiel." Auch dieser Brief änderte nichts an der Ueberzeugung des Herrn Stadler, und so verhängnißvoll blind war sein Vertrauen in den Kassier, daß er noch am folgenden Morgen, ehe er das Comptoir besuchte, seiner beunruhigten Frau nach Vitznau schrieb: „Ich habe bis jetzt nichts von Wichtigkeit entdecken können, und das Gerücht ist jedenfalls sehr übertrieben. Schärr sagte mir bloß, daß er eine andere Stelle suche. Dies wird das Gerücht veranlaßt haben."

Eine Stunde später wurde Herr Stadler eines Andern belehrt. Als er um 8 Uhr auf das Comptoir kam, fiel sein erster Blick auf die Kassa, Schärr saß nicht da. Man sandte in seine Wohnung zu Frau Uster, Sonnenquai No. 8, Schärr war nicht dort. Von der Magd des Banklokals erfuhr man, Schärr habe derselben Morgens um ½6 Uhr geschellt, und gesagt, sie möge ihm öffnen, denn er müsse verreisen und habe vorher im Comptoir noch etwas Nothwendiges zu holen. Acht bis zehn Minuten lang habe er hierauf im Comptoir zugebracht und sich dann rasch in der Richtung zum Bahnhofe hin entfernt. Mittlerweile hatte Herr Stadler, wohl mit zitternder Hand, die Kassa geöffnet, sie enthielt nur ca. 20,000 Fr. Der Schlüssel zum Kassakeller war nicht zu finden, man holte einen Schlosser, — die Reserve war aus dem Keller verschwunden! Jetzt flogen Depeschen nach dem entwischten Vogel zunächst nach Bern und Basel, und die Polizei wurde zur Verfolgung des Flüchtlings angerufen.

An demselben Tage noch trafen der Präsident, der Director und die Verwaltungsräthe der Bank aus Bern und Basel in Zürich ein. Die Untersuchung der Kassa und der Bücher begann. Von anfänglichen Hunderttausenden vermehrte sich das Deficit lawinenartig bis zu Millionen, jeder Tag Anfang October brachte neue Schrecken für die Schweizer Handelswelt. Die unerhörten Veruntreuungen Schärr's bildeten das ausschließliche Gespräch nicht nur in Zürich, sondern in der ganzen Schweiz, und anstatt sich „Guten Tag!" beim Begegnen zu sagen, hieß es damals in der Schweiz: „Wie groß ist jetzt das Deficit?" bis dies endlich mit 3¼ Millionen Franken abschloß. Dieser enorme Verlust von mehr als einem Drittel des zu neun Millionen von fünfzehn einbezahlten Actiencapitals hatte ein Sinken der Actien, von 467 auf 320 Frcs. zur unmittelbaren Folge.

Ueber das Fortbestehen oder die Liquidation der Eidgenössischen Bank berathet noch gegenwärtig (Februar 1870) eine Commission.

Herr Stadler hatte einen bittern Kelch zu leeren. Man hielt es für unmöglich, daß ohne sein Mitwissen Millionen gestohlen werden konnten. Die Hauptbank-Direction entzog ihm und seinem Procuristen die Unterschrift und machte dies in öffentlichen Blättern bekannt. Auf Grund eines Pariser Briefs wurde sogar Herr Stadler verhaftet, jedoch gegen eine Caution von 80,000 Frcs. am nächsten Tage wieder freigelassen; seine Correspondenz blieb jedoch überwacht und erst im Januar 1870, nachdem bis zur Evidenz bewiesen war, daß ihm keine Betheiligung an dem Verbrechen Schärr's, überhaupt keinerlei strafrechtliche Handlung zur Last falle, ward die Untersuchung gegen ihn sistirt (aufgehoben).

Für Nicht-Sachkundige kann das detaillirte Sündenregister von einigen vierzig Fälschungen Schärr's kein besonderes Interesse haben, indeß müssen doch einige Einzelheiten aus diesen verschiedenen Betrugsarten angeführt werden. Dieselben gruppiren sich in folgende vier Kategorien.

I. Das eigentliche wirkliche Kassadeficit betrug am ersten October 1869: 738,308 Frcs.

II. Unterlassene Buchungen effectiv eingegangener Zahlungen. 24 Fälle) z. B.

24. Septbr. 1869. Zahlung J. Dreifuß Söhne in Basel mit einem Waisenbank-Mandat: 99,234 Frcs.

III. Unterschlagungen durch doppelte Verrechnung: (3 Fälle) z. B:

Ein Obligo des Comptoirs vom 27. Februar 1869 Ordre A. Ris u. Co., fällig 20. Juni, schon am 23. Mai als bezahlt eingeschrieben, am 20. Juni zum zweiten Male verausgabt mit 48,214 Frcs.

IV. Fälschungen in den Kassascripturen. (12 Fälle).

Ende August als die gewöhnlichen Mittel der Fälschung nicht mehr für Schärr ausreichten, griff er zu einem heroischern Verfahren, und trug im Kassabogen Nr. 47 vom 1. Sept. im Haben einen rein fingirten Uebertrag von 700,000 Frcs. vor. Als der Commis Baltensperger, der den Eintrag ins Journal aus dem Kassabogen besorgte, dem Schärr bemerkte, die Zahl 700,000 sei nicht richtig, erwiederte Schärr ruhig, das werde sich schon finden, und Baltensperger beruhigte sich mit dieser „famosen" Auskunft. In jener Zeit ward von Schärr innerhalb dreier Tage „ohne alle Hexerei" eine Million Deficit weggefälscht; die Totalsumme der Veruntreuungen betrug schließlich, wie schon gemeldet 3,250,000 Frcs. Betrachten wir nun diesen Proceß von der psychologischen Seite! —

Schärr bezeichnet als das Motiv seiner Speculationen an der Genfer und Pariser Börse, einzig die Absicht, den Betrag seiner Caution von 20,000 Frcs. dadurch gewinnen zu können, um „unabhängig dazustehen".

Von dem ganzen Raub, den er verübte, behielt er so viel als nichts für sich, die 3¼ Millionen waren unwiederbringlich verspielt. Schärr hatte nicht viele Bedürfnisse, er lebte zurückgezogen, hatte wenig männlichen und gar keinen weiblichen Umgang; und er gesteht ausdrücklich, daß er mit seinem Gehalte alljährlich ausgekommen sei. — In der „Züricher Zeitung" wird er als ein schlankes Bürschlein mit einnehmenden Gesichtszügen geschildert, genauer heißt es in seinem Signalement: „5 Fuß 8 Zoll groß, schlank, blasses Gesicht, schwarze Haare, Schnurrbärtchen, Kinngrübchen und kleine Hasenscharte an der Unterlippe." Die ersten Versuche seiner Speculationen fallen

in den Herbst 1867 mit Mailänder Loosen in Genf. Im December 67 begann er auch an der Pariser Börse bei Banquier Huguet, Rue Notre Dame 52, in Credit Mobilier-Actien zu spielen; er mußte damals noch fünfzig bis hundert Frcs. per Stück Deckung geben. In jene Zeit, Januar oder Februar 68, fällt auch seine erste Unterschlagung. Schärr nahm Geld aus der Kasse, um den Banquier zu bezahlen und buchte nicht eine Einnahme von 500 Frcs.

Hier ist er am Scheidewege seines Lebens, er gesteht es selbst, beim ersten Griff in die Kasse habe er eine furchtbare Angst gehabt. Dies Wort ist bemerkenswerth. „Il n'y a que le premier pas qui coûte." Welch' wahres Sprüchwort! In diesem ersten Griff in die ihm anvertraute Kasse liegt das ganze Verbrechen Schärr's, und hätte er nur einen Franken genommen, vor dem Gewissen, dem innern Richter, das keine Zahlen kennt, wäre sein Verbrechen das nämliche gewesen und geblieben. Von nun an war der Rubicon, der Recht von Unrecht trennt, überschritten, er fühlte keine furchtbare Angst und gar keine Gewissensbisse mehr, auf dem betretenen Wege weiter zu gehen, ja, weiter zu laufen. Wir dürfen sagen, es erfaßte ihn der Wahnsinn des Spielers.

Von jener Zeit an (Febr. 1868) war seine Kasse nie mehr in Ordnung; in demselben Jahre kommen indeß nur noch zwei Unterschlagungen von 10,000 Frcs. und 40,000 Frcs. vor; sogar während der ersten Monate des Jahres 1869 finden keine weiteren Unterschlagungen statt, sie beginnen erst wieder im April, steigern sich während der Monate Mai, Juni und Juli, und werden im August und September haarsträubend, entsetzlich, unbegreiflich!

Es ist vielleicht nützlich und warnend die Vampyre zu nennen, denen Schärr bei diesem Börsenspiele in die Hände fiel.

Es mag manchem Manne, der mit eigenem Gelde Börsengeschäfte macht, hierdurch ein Dienst erwiesen werden.

Da wird zuerst ein Banquier Delrue, Rue Vivienne 19 in Paris genannt, der indeß nicht der Schlimmste war. Im October 68 kamen aber die Herren Halley und Dubois, Inhaber eines neu gegründeten Bankhauses Rue de la Banque 16, nach Zürich, um sich der Kundschaft des Herrn Schärr zu empfehlen, und dieselben sollen sich aus keinem andern Motiv selbstständig etablirt haben, als um mit Schärr zu spielen, der damals schon „ganz allein einen Agenten beschäftigen konnte". Schärr gab ihnen sogar im April 69: 50,000 Frcs. Commandite-Capital in's Geschäft In demselben Monat stellte sich dem Herrn Schärr ein gewisser Monterossi, Remissier Rue de Lepic 54 aus Paris vor, der auch die Ehre haben wollte, für Schärr Geschäfte zu machen. Dieser Untercoulissier wird als eine höchst interessante Erscheinung mit einem wahren Napoleonskopf geschildert. Ferner wird ein sehr reicher Pariser Coulissier Seraphin, 12, Rue Auber, genannt, der es auch nicht verschmähte, sich Schärr in Zürich persönlich zu präsentiren im Juli 1869.

Es ist unmöglich zu sagen, nach welchen Grundsätzen Schärr zuletzt spielte, denn er hatte keine. A la hausse und à la baisse, manchmal gleichzeitig; je mehr er verlor, desto wilder wurde sein Spiel. Er verdoppelte, verzehnfachte, verhundertfachte seine Einsätze. Am 31. August 1869 gab er Monterossi den gemessenen Auftrag, 600,000 Frcs. französische Rente per September anzukaufen, diese repräsentiren ein Capital von vierzehn Millionen; und solche Aufträge finden sich dutzendweise. Im September, als Napoleon krank wurde, verkaufte Schärr, aber die Rente wollte nicht fallen. Kaufte er

dann einmal, so fiel sie gewiß. Scheint schon überhaupt manchmal ein Fluch auf dem Gelde zu liegen, bei dem seinigen, gestohlenen war dies ganz gewiß der Fall. So toll und verzweifelt waren oft seine Aufträge, daß selbst die Pariser Raubvögel sich weigerten, dieselben auszuführen und Schärr über seinen Wahnsinn Vorwürfe machten. Manchmal führten sie das Gegentheil seiner Ordres aus und belasteten ihn dennoch mit den Verlusten; manchmal ignorirten sie dieselben gänzlich, wodurch ihm einmal ein Gewinn von 480,000 Frcs. entging. Die Erklärung dieser Handlungsweise kann nur darin gefunden werden, daß diese Herren wußten, woher Schärr sein Geld nahm, und daß er ihnen auf Gnade und Ungnade verfallen war. Folgende Episode des Processes ist bemerkenswerth. Der Pariser „Figaro" vom 9. August 1869 enthielt in seiner „chronique financière" folgende Warnung. „Ihr Verwaltungsräthe und Directoren, verificirt Eure Kassen. Wir kennen einen Kassier einer ausländischen Bank, welcher mehr als 300,000 Frcs zu der riesenhaften Beute beigetragen hat, die vom Syndicat zusammengerafft wurde." Diesen mysteriösen Artikel sandten die Herren Dubois und Halley ihrerseits und Herr Monterossi andererseits an Schärr, jeder den andern als den Verfasser desselben verdächtigend, um ihn (Schärr) allein in ihre Netze zu ziehen. Die Liquidationsconti Monterossi's z. B. zeigen folgende enorme Ziffern:

1869	Soll		Haben	
Mai	30,375	Frcs.	31,000	Frcs.
Juni	121,506	"	129,000	"
Juli	477,862	"	478,460	"
August	555,412	"	556,997	"
Total	1,185,055	Frcs.	1,195,457	Frcs.

Und dieses entsetzliche Conto wurde von Schärr baar saldirt. An Courtage allein bezog Monterossi mit dem Napoleonskopf von Schärr im August 1869: 29,190 Frcs. und da diese Gebühr nur vierzig Centimes von 1000 Frcs. beträgt, so ist leicht ersichtlich, daß Schärr in den Monaten August und September Hunderte von Millionen umgesetzt hat.

Die Pariser Herren Agenten, die zu verschiedenen Malen in Zürich Schärr Besuche abstatteten, werden als äußerst feine, elegante Pariser geschildert. Holten sich diese Geier nicht aus der Hand ihres Opfers persönlich ihr Geld, so schickte es ihnen Schärr per Post, und dies geschah meist in eidgenössischen und Züricher Banknoten à 500 Frcs.. So massenhaft waren diese Sendungen, die natürlich wieder in die Schweiz zurückflossen, daß im Sommer 1869 einige Züricherische Bankinstitute, insbesondere Schultheß und Tapples ihr Erstaunen darüber aussprachen, so bedeutende Zahlungen in Züricher Banknoten aus Paris zu erhalten. Anfangs chargirte Schärr seine Sendungen — declarirt wurden sie nie, später frankirte er einfach, so daß im August 1869 einmal 10,000 Frcs. und das andere Mal 20,000 Frcs. verloren gegangen sein sollen. Der Comptoirdiener mußte öfters Schärr's Depeschen nach Paris auf's Telegraphenamt tragen und ein Beamter desselben äußerte einmal zu ihm: „Euer Kassier macht mehr Geschäfte als Eure Bank." Indeß wird im Verlaufe des Processes von Schärr und Andern wiederholt bemerkt, Niemand habe in Zürich (einer Stadt von 20,000 Einwohnern) von seinen Speculationen gewußt, und doch hat Schärr in den Monaten Juli, August und September 69: 356 telegraphische Depeschen allein aus Paris erhalten. Wir wundern uns ebenfalls darüber, daß Schärr erst in

den letzten Tagen des September das Gefühl gehabt habe, „er müsse fort“. Am 30. September aß Schärr noch wie gewöhnlich im Züricherhof zu Abend und ging dann mit Bollinger in den Circus Antony. Zu Hause angekommen, vernichtete er einige Briefe, warf einige Bagatellsachen in ein Water-Closet, schlief gut, begab sich, wie schon gesagt, am folgenden Morgen um sechs Uhr noch einmal auf's Comptoir, steckte Geld aus der Kasse ungezählt zu sich und fuhr alsdann mit einem Billet auf Basel, von Zürich ab. Da er aber auf dem Zuge einen bekannten Herrn aus Zürich antraf, stieg er in Waldshut aus und reiste über Constanz, Ulm, München, Kufstein, den Brenner, Verona nach Venedig. In Padua lernte er den Secretair des Prinzen Strozzi kennen, mit dem er vierzehn Tage in einem Hôtel garni in Venedig zusammenwohnte und die Merkwürdigkeiten der Stadt besah. Am 8. November wollte er nach Wien reisen um abermals an der Börse zu speculiren, doch auf dieser Fahrt erreichte ihn die Hand der Gerechtigkeit, und wir haben daher wieder zum Tage seiner Abreise nach Zürich zurückzublicken, um die Anstalten zu seiner Habhaftwerdung zu beschreiben.

Freitag den 1. October gingen von Zürich aus Telegramme in alle europäische Seehäfen und die Polizei aller Hauptstädte wurde um Fahndung ersucht. Die Eidgenössische Bank setzte ein Fanggeld von 10,000 Frcs. aus; man ließ nach Schärr's Photographie sein Bild lithographiren, dem der Grund der Verfolgung und sein Signalement in deutscher oder französischer, englischer oder italienischer Sprache beigefügt war, und versendete dasselbe in 6000 Exemplaren nach allen Richtungen hin. Vorsorglich wurde auch die französische, englische und österreichische Regierung um eventuelle Auslieferung Schärr's angegangen; die französische Regierung sagte dies zu, die englische nicht. Fast fünf Wochen lang trafen nur falsche Gerüchte über Schärr in Zürich ein, und man verzweifelte an seiner Beibringung, als am 9. November von Triest aus telegraphirt wurde, Schärr sei Tags zuvor in Cormons bei Görz auf der Eisenbahn verhaftet worden; und diese Nachricht, zuerst auch mit Mißtrauen aufgenommen, bestätigte sich. Während der kurzen Pause, die der von Italien kommende Nachmittagszug in Cormons behufs polizeilicher Untersuchung anzuhalten hat, bemerkte der österreichische Kanzlist Engelhard einen jungen Reisenden aus einem Wagen erster Classe heraussehen, dessen Aehnlichkeit mit der Lithographie Schärr's ihm auffiel; denn auch an der dortigen Station waren Bilder Schärr's vertheilt worden. Die 10,000 Frcs. Fanggeld hatten Engelhard's Blick geschärft, und bei einem Glase Wein hatte er vor einigen Tagen schon laut gesagt, daß er nichts sehnlicher wünsche, als der Glückliche zu sein, dem Schärr in die Nähe komme, ja, er versprach sogar in guter Laune einigen beisitzenden Grenzposten, ihnen in diesem günstigen Falle ein schönes Geldgeschenk zu machen. Ganz merkwürdiger Weise erfüllte sich sein Wunsch, denn näher an den Waggon tretend, entdeckte er Schärr's kleine Hasenscharte an der Lippe. Nach dem Paß befragt, erwiederte dieser, keinen zu haben, und nannte sich Jakob Säller aus Mühlhausen. Nun sagte ihm der hinzugekommene Polizist, man finde, er habe eine fatale Aehnlichkeit mit dem steckbrieflich verfolgten Kassier Schärr, und er müsse ihn daher zum Polizeicommissair auf die Polizeistube führen. Hier suchte Schärr sichtlich verlegen in seiner Tasche herum; der Beamte vermuthete nach einer Waffe und ordnete Leibesdurchsuchung an. Da warf Schärr in furchtbarer Aufregung ein Packet Papiere auf den Tisch mit den Worten: „Ich sehe, daß ich verloren bin“, und gab seinen wahren Namen an.

In dem Packet, so wie in Schärr's Koffer, fanden sich circa 41,000 Frcs. vor, welche er am letzten Morgen seiner Flucht noch aus der Kasse entwendet hatte. Die Erregtheit Schärr's war so groß, daß er an jenem Tage nicht mehr verhört werden konnte; am folgenden Morgen gestand er jedoch Alles ein.

Am 9. November begab sich Herr Polizeilieutenant Forrer aus Zürich mit einem Corporal auf die Reise nach Triest, um Schärr von den österreichischen Behörden in Empfang zu nehmen. Als Herr Forrer zu Schärr in's Gefängniß trat, bemerkte Letzterer: „Ich habe mir gedacht, daß Sie selber kommen werden — wegen der Wichtigkeit des Falles", und fragte dann: „Was machen die Herren Stadler und Stämpfli?" Auf die Antwort, „möglicherweise seien Beide ruinirt und es handle sich um Liquidation der Bank", sank Schärr, offenbar schwer bewegt, auf seinen Sitz nieder.

Erst am 24. November bewilligte das k. k. Ministerium in Wien die Auslieferung Schärr's, und Herr Forrer bestieg demgemäß sogleich den nächsten Nachtzug mit seinem Arrestanten und traf am 26. November Abends in Zürich mit ihm ein. Vor und auf der Reise benahm sich Schärr fügsam, so daß er ungefesselt transportirt werden konnte.

Der Canzlist Engelhard erhielt seine Prämie von 10,000 Frcs. in Eidgenössischen Noten ausbezahlt, er verlangte und bekam sogar vom schweizer Consul in Triest den Ersatz der Coursdifferenz von 122 Frcs.; da er jedoch den Grenzposten, seinen Kameraden, nicht das versprochene Geschenk von seinem Fanggelde machen wollte, so haben ihn vier derselben mit einem Proceß bedroht. Die Kosten der Verfolgung und Einlieferung Schärr's belaufen sich mit Einschluß der Prämie von 10,000 Fr. auf ca. 14,000 Fr., und diese Summe wenigstens hätte der Eidgenössischen Bank erspart werden können, wenn Herr Stadler am 30. September kräftig eingeschritten wäre.

Der übrige ungeheure Verlust der Bank war freilich an jenem Tage schon vollständig eingetreten.

Der Vertheidiger Schärr's, Herr Dr. Kyf, erwirkte ein sehr gelindes Strafmaß für seinen Clienten dadurch, daß er auf's Ernsteste Folgendes betonte:

„Ohne alle Aufsicht und Controle hatte Schärr ungemessene Summen in Händen. Die Aufsichtsbehörden in Bern und Zürich sind gleich schuldig wie er. Man hat einen jungen Mann großen Versuchungen ausgesetzt, gewissermaßen sein Verbrechen provocirt. Wären Schärr's Speculationen gelungen, so hätte man ihn als ein Genie gepriesen, jetzt wird er als Verbrecher verdammt. An einem andern Ort, unter Controle, hätte Schärr Carrière gemacht, hier nimmt ihn das Zuchthaus auf."

Diese etwas theatralische Vertheidigungsrede hat freilich manches Bedenkliche. Gewiß ist, daß der Angeklagte mit dem Urtheil (elf Jahre Zuchthaus) und der Vertheidigung sehr zufrieden schien.

Was wird die Lebenslaufbahn dieses Mannes ferner sein, wenn er in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahre das Zuchthaus wieder verläßt?

Es steht zu fürchten, daß er einen „Löwen", einen „interessanten Vorwurf" für Romanschreiber abgeben dürfte; wie denn Bulwer und Ainsworth schon vor dreißig Jahren in Mördern, Straßenräubern, Fälschern, Giftmischern anziehende Gegenstände der Beobachtung und Beschreibung fanden.

Die Gefängnißadministrationen würden indeß den Dank aller wohlgesinnten und ernsten Menschen sich verdienen, wenn es ihnen gelänge, Individuen wie Schärr nicht nur gestraft, sondern auch gebessert einst zu entlassen.

Aus Erbarmen.

Drei Briefe eines Schwärmers.

Von **Max v. Schlägel.**

I.

Wie gerne mit der Dichtung Silberlicht
Möcht' ich die Welt und jeden Reiz umgeben,
Mein Aug' erfreu'n an jeder Blume Leben,
Mein Herz an jedem treuen Angesicht

So oft ich mich belog, ich kann es nicht.
Die Königin der Blumen blüht ja neben
Gestrüpp und Dorn — mein Blick macht mich erbeben
Und zwingt mein Herz zum schmerzlichsten Verzicht.

Ein Hauch von eigensücht'ger Kälte schwellt
Die reinste Brust, streift wie ein dunkler Rabe
Mit trägem Flug das reichste Blüthenzelt.

Und leise tönt's aus meiner Freuden Grabe:
O nirgends findest du die Harmonie der Welt,
Ist sie nicht in Dir selber, armer Knabe!

Dieses Gedicht, Freund! das ich als Motto meinem Briefe vorausschicke, deutet am besten die Stimmung an, unter deren Einfluß ich um meine Versetzung in die Provinz nachsuchte. Meine Vorgesetzten wunderten sich nicht weniger über meinen Entschluß, als Du, theurer Freund! Daß ein wenigstens formell vernünftiger Mensch ohne Schulden, ohne zurückgegangene Verlobung, ohne sich überhaupt compromittirt zu haben, der Residenz müde wird und sich freiwillig nach der Provinz meldet, gleichviel wohin: das kommt freilich nicht so oft vor. Aber es kommen glücklicherweise auch nicht alle Tage solche Narren vor, wie ich einer zu sein mir schmeichle. Und — unter uns gesagt — ich habe diesmal mit meiner Narrethei ein unverdientes Glück gehabt. Aus der Residenz, wo mich schließlich jeder Stein ärgerte, auf den ich treten mußte, wo ich aus Ekel an der Zerstreuung von Zerstreuung zu Zerstreuung taumelte, und doch jenem Intermittiren des geistigen Pulsschlags nicht entgehen konnte, da Einem das Blut siedendheiß zu Kopfe quillt und in den Ohren braust mit der dumpfen Frage: Wofür arbeitest Du, wofür lebst Du? auf die das fröstelnde Herz keine Antwort findet — aus diesem Häuserwirrwarr, der mich schließlich angrinste, wie eine Legion versteinerter Teufelsfratzen, komme ich in das allergeselligste Nest deutscher Erde, wo die Häuser alle nur zwei Stockwerke hoch sind, mit Ausnahme des Rathhauses und der Kirche, mit grün bemalten Läden und einem Blumengärtchen davor, wo Einer den Andern grüßt und die Weiber mitten auf der Straße miteinander plaudern, — es ist ganz herrlich, Freund!

Unter vielen Menschen verliert man das Gefühl für die Menschen. Wenn ich so in Berlin über die schmalen Trottoirs ging und bald da, bald dort über die glatten Steine gestoßen wurde, so man Bürgersteige heißt, während mich irgend ein arrogantes Gesicht verwundert anglotzte, daß ich nicht aus Gefälligkeit vollends in den Rinnstein gefallen bin; wenn ich in meinem Bureau saß und beim Aufgehen der Thür das ganze Schreiberheer überblickte und daran dachte, daß alle vier Stockwerke des riesigen Häuserquadrats mit solchen Individuen angepropft waren, mit denen ich als Ringlein in der Riesenkette in stetem geschäftlichen Verkehr stand, obwohl ich nur einige Wenige davon persönlich kannte, und wenn ich daran dachte, daß diese wieder nur ein verschwindendes Theilchen seien des großen Ganzen, da wurde mir angst und bange und mir war es, als ob sich diese ganze Riesenkette von Menschlein mir um Hals und Brust schlinge, immer fester, immer fester und Derjenige, der mich auf der Straße umgerannt, vor mir stehe in fürchterlicher Größe und mir das Vernichtungswort entgegendonnere: „Ich bin der Geist der gesellschaftlichen Nothwendigkeit, der Euch armselige Würmlein nährt und peitscht und erwürgt — ich bin zwar ein Abstractum, aber Ihr seid weniger als das, weil ich Euch beherrsche, Ihr seid nichts — nichts — nichts!“ — — —

Nichts! Und hier Freund, denke Dir, bin ich Alles, wenigstens beinahe, das heißt in meinem Bureau, denn in der Gesellschaft sind diese Kreinzler wahre Socialdemokraten. Mein Bureau geht auf einen ehemaligen Klostergarten — blos einen Secretair habe ich — denke Dir, blos einen Secretair und noch dazu einen freundlichen Alten, der mir Alles zu Gefallen thut. Ich komme mir in diesem hübschen kleinen Bureau vor, wie einst als Kind, in meinem Bettchen; da verbarrikadirte ich mich ringsum mit meinen Kissen und nur eine Oeffnung ließ ich frei zum Hinaussehen und da thronte ich nun in meiner Welt, meiner eigenen Welt, die ich mir selbst geschaffen. Und all' mein Spielzeug ließ ich mir da herein tragen.

Auch heute schloß ich die Thüren leise, damit es mein Secretair nicht hörte, und zog den Lehnstuhl recht dicht an's Pult, daß er zu beiden Seiten mit den Armlehnen an dasselbe stieß, stützte mich mit den Ellnbogen recht breit und bequem auf das grüne Tuch, legte ringsherum Bücher und Actenstöße, wie ich es als Kind mit den Bettstücken gethan und — schrieb an Dich.

Denke Dir, ich bin erst drei Tage hier, habe noch keine einzige Visite gemacht, noch gar nicht darüber nachgedacht, ob ich überhaupt solche mache solle und bin schon eingeladen worden — ja, zu Thee und Abendbrod und einer musikalischen Unterhaltung. Und denke Dir — ich bin hingegangen, denke Dir, ich, der ich meinem eigenen Bruder nicht über die Schwelle ging, wenn er Leute bei sich hatte. Und — gerathe nur recht tüchtig in Erstaunen — ich habe mich ganz köstlich unterhalten.

Die Gesellschaft war bei einer alten Musiklehrerin, der einzigen der Stadt, welche fast alle die jungen Patti's und Lucca's hier ausge-

bildet hat. Ja, selbst dramatischen Unterricht ertheilt sie in besonders kühnen Augenblicken und Gedichte macht sie, trotz mir und componirt sie zugleich, was sie vor mir freilich voraus hat, denn meine Lieder sind stumm wie mein Schmerz und werden es auch bleiben, bis diese wunde Brust ausgeblutet hat .....

Du siehst, ich lache bereits über mich selber und daran ist nur die Gesellschaft der alten Dame schuld. Denke Dir, ein sechzig Jahre altes Mütterchen mit den Manieren, der Befangenheit, den Lebensansichten, den Träumen, überhaupt mit dem Herzen eines Mädchens von sechzehn Jahren. Denke Dir dazu eine zierliche Gestalt, ein schwarzseidenes Kleid, falsche, pechschwarze Locken, mit einem für menschliche Gesichter ganz unmöglichen Rosenroth geschminkte Wangen (denn falsche Haare und Schminke kennt man in der Provinz auch), ein sentimentales Lächeln um die vertrockneten Lippen und freundlichen braunen Augen, einen poetischen Stoßseufzer stets segelfertig in der Kehle — und Du hast meine liebe, meine erste, meine einzige Freundin in meiner neuen Heimat, Fräulein Muth.

Ich hielt es für meine Pflicht, ihr auf ihre hübsche Einladung auf schön berändertem Papier noch vor der Gesellschaft rasch eine Visite zu machen. Bei dieser Visite fragte ich mich nun freilich, wo denn eigentlich die Gesellschaft gehalten werden solle, denn die Räume waren so eng und niedrig, daß ich als einzelner Mensch schon das Gefühl hatte, als sei ich in meiner Bewegungsfähigkeit wesentlich beeinträchtigt. Fräulein Muth ist wirklich eine sehr wichtige Persönlichkeit in der Culturgeschichte unserer Stadt. Alle Familien fast sind mit ihr verknüpft durch die Bande der Kunst. Wie sie mir so Namen und womöglich Lebensgeschichte aller ihrer Schülerinnen und Schüler erzählte, da war es mir, als sehe ich den Schutzgeist meiner neuen Heimat in Person vor mir. Wenn ich nur wüßte, wo bei dieser Unmasse von Bekannten und Schützlingen die heutige Abendgesellschaft Platz finden wird, dachte ich mir wieder beim Abschied. Ich fragte daher auch, als ich mich verabschiedete, wohin ich mich heute Abend zu wenden hätte. „Hierher!" antwortete mir das Fräulein erstaunt.

Also doch! Nun, meinetwegen dachte ich, und trug Abends um sieben Uhr (wir haben nämlich hier patriarchalischere Sitten als Ihr in Eurem Babel) meinen Leibrock, dem ich noch einen Claquehut und weiße Handschuhe beigesellt hatte (am Morgen trug ich hellbraune, Du kennst ja meine beliebte Sandfarbe; ich habe zwölf Dutzend davon aus Berlin mitgenommen), zum zweiten Male in die musikalischen Räume des Fräulein Muth.

Apropos — ich muß vorausschicken, daß Fräulein Muth, der liebe Gott weiß woher, auch erfahren hatte, daß ich Gedichte mache. Bei der Gelegenheit erfuhr ich auch unsere Seelenverwandtschaft und daß sie componire. Und denke Dir, sie wollte durchaus eines meiner Gedichte componiren. Vergeblich suchte ich ihr begreiflich zu machen, daß dieselben doch zu sehr der von Melchior Meyr jüngst entdeckten Gedanken-

poesie angehören und zu reflectirend seien, um sich so leicht den leichten Fittigen des Liedes anzupassen. Du siehst, ich schreibe sogar schon rythmisch. Sie ließ nicht nach, sie bat so zart, so innig, daß ich endlich die Segel streichen mußte und ihr aus dem Gedächtniß eine Strophe aus wilder Jugendzeit aufschrieb. Ich weiß nicht, warum ich das that, da mich doch sonst die Leute ärgern, wenn sie von meiner schwachen, das heißt poetischen Seite zu reden anfangen. Du kennst diese Verse auch noch nicht — ich will sie Dir daher mittheilen:

Mein Blick macht Dich erbeben,
Wenn du geweckt mein ganzes Leben,
Zum Anfang oder Ende, weiß ich nicht:
So steht wol auch beim letzten Weltgericht
Unschlüssig zwischen Segnen und Verdammen
Der Schöpfer mit verleg'nem Angesicht,
Wenn ihm der ganzen Menschheit Gluth und Schuld und Schmerz,
Die er ihr selbst gelegt in's Herz,
Mit einem einz'gen Blick entgegenflammen.

„Nun, diese himmelstürmende Poesie setze mir mal Jemand in Musik!" dachte ich, indem ich mit malitiösem Lächeln die Verse so schön mit meinem Taschenbleistift auf das mir unterbreitete Notenpapier kritzelte, als es die „sandfarbenen" erlauben wollten. Und, denke Dir, das Schreckliche ist geschehen — „sie hat's gewagt".

Doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen. Ich stieg also, mit weißen Handschuhen angethan und in Erwartung der Dinge, die da kommen würden, meinen Hut verschiedene Male zusammenklappend, die schmale Treppe hinauf. Denke Dir mein Erstaunen, als ich aus sämmtlichen Zimmern die Möbel ausgeräumt fand, bis auf ein Piano, welches die Mitte des größten einnahm. Für die Erleuchtung sorgten Lampen jeder Form und jeden Alters, welche wie bei Illuminationen die Fenstergesimse entlang aufgestellt waren. Das Piano schmückten rechts und links des Notenhalters zwei noch nicht brennende frische Talgkerzen in Messingcandelabern. Außer dem Piano und den Lampen waren noch Menschen in den vier Zimmern und denke Dir, eine erschreckliche Menge Menschen männlichen und weiblichen Geschlechts, aber das weibliche herrschte vor. Wenn mir vorher Jemand gesagt hätte, daß so viele Menschen hier hereingingen, ich hätte ihn ausgelacht.

Und noch wunderbarer, es schienen sich Alle recht wohl hier zu befinden, obwol sie alle stehen mußten und nicht wußten, wohin sie die Theetassen setzen sollten, nachdem sie dieselben ausgeschlürft oder mit dem Confecte ausgetunkt hatten, das von einer alten Magd, ungefähr so alt, aber weniger jugendlich als Fräulein Muth, herumgereicht wurde. Es war da eine recht „bucklige Gesellschaft" beisammen, wie wir in unseren Studentenjahren gesagt hätten. Nicht einmal mein Eintritt konnte die guten Leutchen in ihrer plaudernden Gemüthsruhe stören, obschon mich noch fast Niemand kannte, obschon mein Leibrock der modernste war, mein Klapphut der einzige seines Gleichen und meine weißen Handschuhe vielleicht allein von der ganzen Gesellschaft ihrer Collegen noch

nicht gewaschen waren. Von all' dem verstanden sie wol zu wenig. An solchen Orten macht der Bürgermeister die Mode.

Und etwas Aufsehen zu machen wäre doch ganz in der Ordnung gewesen, wenn man als selbständiger Ressortchef in die Gesellschaft eines solchen Nestes seinen Einzug hält. Aber die Leute thaten fast, als ob ich mich bedanken müßte, daß ich überhaupt in ihrer Gesellschaft sein dürfte — trotz meines modernen Leibrocks, trotz meiner Handschuhe. In der Residenz, auf den Subscriptionsbällen sogar, hatte ich durch meine Tournüre einiges Aufsehen erregt, unter Denen wenigstens, die der Thür zunächst standen. Hier nichts von alle dem — die Leute tunkten ruhig weiter in ihren Theetassen. Ich war in meinem Aerger versucht — ja, ärgerte ich mich denn? Ja, lieber Freund, Dir will ich's gestehen, ein wenig; denn von den wenigen Gesellschaften, die ich die letzten Jahre noch besuchte, war ich eine solche Theilnahmlosigkeit nicht gewöhnt. Ich war versucht, einem dicken Herrn, der vor mir stand und weiße Weste und Handschuhe offenbar entlehnt oder darauf gerechnet hatte, daß er noch zunehme, und mit imperturbablem Gleichmuth nicht wankte und nicht wich, die Theetasse aus der Hand zu schlagen, um ihn etwas aus seinem Gleichmuth zu bringen.

Es hatte schon etwas zu regnen begonnen, als ich hierher gegangen war und der beleibte Herr hatte sich offenbar während des Theetrinkens mit meteorologischen Betrachtungen beschäftigt; denn plötzlich, ohne mir vorgestellt zu sein, machte er die Bemerkung, daß es doch sehr bequem sei, wenn man zu einer Gesellschaft blos die Treppe herabzusteigen brauche.

„Also Sie wohnen hier im Hause?" fragte ich theilnahmvoll, als interessire mich der Gegenstand ungeheuer.

„Ja, eine Treppe höher!" antwortete er kopfnickend, als sei er sich der Tragweite dieser Antwort recht wohl bewußt und als sei er jedenfalls ein sehr großer Schlaukopf, weil er bei Regenwetter nur eine Treppe höher wohne.

„Sie sind wol der neue Organist?" sagte er dann, zutraulich gemacht durch die Würdigung seines Verdienstes, eine Treppe höher zu wohnen, die er in meinen Blicken lesen mochte.

Das war aber doch zu stark! Trotz meiner, wie ich mir schmeichle eleganten Tournüre, trotz meines Fracks, trotz meiner Handschuhe, trotz ... Organist! Organist! Jene dünnbeinigen abgehärmten Jammergestalten, mit langen Haaren und hoher Cravatte, welche im Schweiße ihres Angesichts Orgel spielen und für zehn Silbergroschen Violinstunde geben .... eben wollte ich ihm eine derbe Zurechtweisung geben, als Fräulein Muth mich entdeckt hatte und mit ihrem süßesten Lächeln auf mich zukam .... Ich kannte sie kaum wieder. Nichts mehr von jungfräulicher Schüchternheit, sie war ganz Anordnung, ganz Wirthin, ganz Energie.

„Kennen sich die Herren schon?" fragte sie mit einem Blick auf meinen vis-à-vis.

„Da ich nicht die Ehre habe, der neue Organist zu sein, für den mich der Herr hält, nein!" antwortete ich so kühl als möglich.

Aber sonderbarer Weise schien auch Fräulein Muth nicht das mindeste Verständniß zu haben für das Haarsträubende, was in dem Verdachte liegt Organist zu sein — nun ja, sie war ja auch Musikerin, und die Musik ist auch eins von den nivellirenden, socialdemokratischen Elementen der Neuzeit.

„Herr Stadtbaumeister Ententeich, Herr Kanzleirath —", na, Du weißt ja meinen Namen. „Doch, wollen Sie sich nicht einigen der jungen Damen vorstellen lassen?" fügte Fräulein Muth bei.

Den jungen Damen vorstellen! Mich, einen Kanzleirath von 32 Jahren, den jungen Damen! Als ob ich noch so ein Springinsfeld wäre, der eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit auf dem Balle ist, den jungen Damen mit der Tanzkarte in der Hand an den Saalthüren auflauert und seinen Stiefelputzer zum Teufel jagt, wenn er sich an einem der zwölf Cotillonorden vergreift, ohne welche er nicht nach Hause geht und müßte er sie stehlen und sich selber anheften ..... Ja, für was halten Sie mich denn, theuerstes Fräulein, wollte ich ausrufen. Aber sie ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich habe eine Ueberraschung für Sie!" flüsterte sie. „Ueberraschung? Ich kann Sie versichern, theuerstes Fräulein, daß ich seit meinem Hiersein ...." — „Kommen Sie, kommen Sie!" flüsterte sie und zog mich am Aermel fort. Denke Dir, am Aermel. Wie doch die Musik die Lebensart vereinfacht. „Guten Abend, Herr Ententeich!" sagte ich. „Ah, empfehle mich, Herr Kanzleirath!" schnarrte der Stadtbaumeister und sprach meinen Titel mit einer solchen despectirlichen Zungenfertigkeit aus, als ob ihm alle fünf Minuten so ein Kanzleirath unter die Schuhnägel gerathe.

„Und worin besteht Ihre Ueberraschung?" fragte ich Fräulein Muth.

„Abwarten, abwarten!" lächelte sie ganz selig und brachte mich vermittelst meines Aermels mitten in einem Kreise junger Mädchen zum Stillstand.

„Herr Kanzleirath ꝛc. ꝛc. Fräulein . . . Fräulein . . ." Der Ordnung halber will ich an die Vorstellung gleich die Beschreibung knüpfen.

„Fräulein Zatomirska — das ist die junge Polin, die so schön singt" — flüsterte Fräulein Muth mir und Andern vernehmlich in's Ohr. Ich hatte bisher keine Ahnung, weder von Fräulein Zatomirska, noch von ihrem Gesang und sah nur vor und unter mir ein etwa achtzehnjähriges Mädchen mit semmelblonden dünnen Haaren, einem runden rothbackigen Gesicht, kreisrunden blauen, nichtssagenden Aeugelein und einer formlosen kleinen Gestalt, welche mich in gebrochenem Deutsch fragte, ob ich lange hier zu bleiben gedächte. „Was wärst Du, wenn Du nicht Polin wärst", dachte ich mir, denn zum Antworten ließ mir Fräulein Muth, welche mich vermittelst des Rockärmels schon wieder zu einer Schwenkung veranlaßt hatte, keine Zeit.

„Fräulein Grabenhain. Declamirt ganz vorzüglich, man bedauert allgemein, daß sie sich nicht ganz der Tragödie zuwende . . ."

Fräulein Grabenhain ist mittelgroß, schwarz, hager, südlicher Typus, wie sich Fräulein Muth bei einer andern Gelegenheit ausdrückte, und ihre Toilette zeichnete sich durch eine Zusammenstellung unmöglicher Farben und unzähliger Schleifen und Volants aus. Wenn sie einen südlichen Typus besaß, so hatte sie ihn ungefähr wie die Cactusse und Palmen von Blech, mit denen man die Gartenthore zu verzieren pflegt.

„Haben Sie Dawison bei seinem jüngsten Auftreten in Berlin gesprochen?“ war die Frage, welche mit einem imponirenden Aufschlage des junonischen Blickes à la Janauschek an mich gerichtet ward.

Diesmal flüsterte Fräulein Muth mit einer andern mir noch nicht vorgestellten Dame und wenn ich mich recht sehr beeilte, konnte ich vielleicht antworten.

„Ich kenne Dawison nur von der Bühne, mein Fräulein, und sah ihn allerdings vor Jahren in Berlin einmal auftreten. So viel ich weiß, ist er jedoch seit seiner Genesung überhaupt noch nicht aufgetreten . . . .“

„Mein Herr, ich weiß es aber von einem seiner intimsten Freunde . . !“ entgegnete Fräulein Grabenhain mit hochtragischer Entrüstung, warf die Spitze der rechten Schulter mit einer Raschheit empor, die einer „belle Helène“ Ehre gemacht hätte und traf mich mit einem vernichtenden Blick à la Clara Ziegler.

„Ja, das ist etwas Anderes“, stotterte ich im Vollgefühl meiner theatralischen Ignoranz; ehe ich mich aber noch recht besinnen konnte, was Fräulein Grabenhain eigentlich wußte, war ich schon wieder durch Fräulein Muth nach einer andern Seite vor eine andere blonde Dame hindirigirt, welche sie mir als Fräulein Weidenheim vorstellte, die Tochter meines Vorgängers im Amte.

Das interessirte mich wahrhaftig. Das etwa zwanzigjährige Mädchen sah mich mit ihren großen grauen Augen fest und sicher an, aber auch zugleich so forschend, daß es mir auffiel. Ihr für den ersten Augenblick nicht ungewöhnliches Gesicht mit den etwas harten und unregelmäßigen Zügen gewann, je mehr man es ansah, durch die unverkennbare geistige Begabung, die daraus sprach. Um ihre etwas vollen und geraden Lippen spielte jetzt ein Lächeln, welches zwischen conventioneller Begrüßung und ironischer Bitterkeit so ziemlich die Mitte hielt.

Mir war das Mädchen doppelt interessant. Einmal wegen ihres eben beschriebenen Eindrucks, sodann wegen ihres Vaters, wie Fräulein Muth eben gesagt, meines Vorgängers im Amte, von dem ich nie ein Wort vernommen, an den ich die kurze Zeit meines Hierseins noch gar nicht gedacht. Ich mußte natürlich voraussetzen, daß schon vor mir jemand Anderes in dem hübschen Büreau an dem Pult gesessen, das mich so sehr an meine Kindheit erinnert hatte; die Unordnung in den Acten, die ich vorfand, konnte sich auch unmöglich von selber hervorgebracht haben. Einigemale als ich nach etwas fragte oder eine mir auffallende Geschäftsgewohnheit rügte, hatte der Secretair, wie ich mich jetzt erinnerte, auch von einem Kanzleirath gesprochen, den er

allenfalls Weidenheim genannt haben konnte — das war nur so an mir vorübergehuscht und unter der Masse von neuen Eindrücken sogleich wieder verschwunden.

Um so mehr interessirte mich diese blonde, zwanzigjährige Repräsentantin meines unmittelbaren Vorgängers im Amte. Aber was bedeutete dieser bitterböse Zug um den Mund, der allerdings die classischen Formen des Kinns in ihrer Reinheit auf das Vortheilhafteste hervortreten ließ, aber einem frisch vorgestellten Nachfolger des Herrn Papa nichts weniger als schmeichelhaft sein konnte?

Ich konnte diesem interessanten Geschöpf gegenüber doch unmöglich zugestehen, daß ich von ihrem Vater nicht das Geringste wußte. Ein so reizendes Wesen hatte jedenfalls auch eine schöne Seele und mit einer solchen mußte sie einem Vater, der noch dazu Kanzleirath war, jedenfalls sehr innig zugethan sein. Ich war — lache nur nicht — Freundchen! seit langer Zeit wieder einmal recht sehr in Verlegenheit.

In Wirbelwindeseile zogen die verschiedenen Möglichkeiten ein Gespräch anzuknüpfen in meinem Geiste vorüber; das scharfe graue Auge und das eigenthümliche Lächeln des Fräulein Weidenheim erstickte jede dieser Möglichkeiten schon in der Geburt.

„Wie befindet sich Ihr geehrter Herr Vater, Herr Kanzleirath Weidenheim, mein Fräulein!" fragte ich, und im Moment schon hätte ich mich maulschelliren mögen wegen der Gewöhnlichkeit meiner Frage. Aber ein so verächtliches Gesicht hätte ich denn doch nicht erwartet.

Ihre Stimme klang eiskalt und mich anzusehen fand sie schon gar nicht mehr der Mühe werth.

„Mein Vater heißt nicht Weidenheim, sondern Moorwand; ich bin nur seine Stieftochter; und wie er sich befindet, das können Sie sich sehr leicht selber sagen nach der schmählichen Behandlung, welche er Ihretwegen erdulden mußte, Herr Kanzleirath."

In dem einen Wort Kanzleirath, in dem Ton, womit sie es aussprach, lag aller Haß und alle Verachtung, deren ein weibliches Herz fähig sein kann. Hätte sie in demselben Ton: Schurke gesagt, es hätte noch milde geklungen im Verhältniß zu diesem: Herr Kanzleirath! womit sie mir den Rücken wandte.

Ich war starr. Aber nur einen Moment, dann wollte ich ihr nach. Aber schon war es zu spät. Sie stand in der Nähe des Pianos und war gleich Fräulein Muth bemüht eines der Lichter in den Messingcandelabern anzuzünden, woran Fräulein Muth in der Verzweiflung des Arrangements die langen Dochte hatte hängen lassen, welche, da man auch nicht sogleich eine Scheere bei der Hand hatte, den Illuminationsversuchen einigen Widerwillen entgegensetzten.

Vor mir hatte sich in dreifacher Leibesdicke eine menschliche Mauer gebildet, in der ich dicht vor mir den Herrn Stadtbaumeister Ententeich erblickte, welcher noch immer eine Theetasse in der Hand hielt über dem Kopfe der polnischen Sängerin und unverwüstlich mit Biscuitstengelchen forttunkte. Es war unmöglich durchzukommen.

Bewegung und bewunderndes Gemurmel entstand, aus einem Nebenzimmer traten zwei junge Leute, ein großer und ein kleinerer, von denen Letzterer eine Violine unter dem rechten Arme hielt und der Erstere die linke Backe mit einem schwarzen Tuche verbunden trug. Lange schlichte glänzende schwarze Haare fielen ihm in den Nacken und drehten sich in der Gegend des weißlich schimmernden Rockkragens in einer sentimentalen Curve den Hinterkopf markirend nach auswärts, brennende schwarze Augen sahen unter einer niedern rundlich gewölbten Stirn hervor, wie man sie oft bei Säuglingen findet und gossen ihr Licht verklärend aus über die gesunde und die geschwollene Backe, welche das schwarze Tuch, in das sie kokett gehüllt war, um mindestens zwei Zoll überragte.

Fräulein Zatomirska glühte vor Entzücken. Ich konnte zwar Anfangs ihr Gesicht nicht sehen, aber ich bemerkte es durch ihre dünnen semmelblonden Haare. Jetzt wandte sie sich um.

„So muß Liszt in seiner Jugend ausgesehen haben!“ sagte sie in gebrochenen Lauten zu Herrn Ententeich.

„Ja, vorzüglich wenn er Zahnweh hatte!“ entgegnete dieser, einen halben Biscuitstengel zermalmend und verständnißinnig mit dem Kopfe wackelnd.

Ich hätte ihn umarmen mögen für diese Antwort. Aber als ich in sein Gesicht schaute, sah ich — es war sein Ernst.

Der junge Herr mit der geschwollenen Backe setzte sich zwischen die beiden endlich angezündeten Unschlittcandelaber an's Piano. Sein Freund, der ihm merkwürdig ähnlich sah bis auf den Umstand, daß er keine Binde trug und blos einen schiefen Mund und Hals hatte, setzte, nachdem er ihm geheimnißvoll einige Worte zugeflüstert, die Violine an ....

Jetzt war ich im Klaren, in diesem Paganini hatte der Künstler vollständig über den Menschen gesiegt. Er konnte den Kopf nicht mehr anders halten, als wie er ihn zur Violine brauchte und der eine Mundwinkel war dem Kinnbacken sympathisch gefolgt ... Wenn ich nur auch wüßte, woher der Clavierspieler die geschwollene Backe hat!

Ein paar grelle Striche mit dem Geigenbogen, ein sechsfacher Lauf auf- und abwärts am Clavier von den Riesenfingern des Geschwollenen .... ein bewundernd Oh! und dann Todtenstille.

Dann begann es wieder, ein Tönchen, so dünn und spitz, wie eines der Haare des Fiedelbogens .... Doch Du hast ja selber schon oft Violinconcerten beigewohnt und hast mir selber einmal gesagt: das mag ganz schön sein, aber ansehen darf man dabei die Leute nicht.

Endlich war es vorbei. Jetzt war der Moment, mich Fräulein Weidenheim zu nähern. Fehlgeschossen. Fräulein Zatomirska trat vor, auf einen ernsten Wink von Fräulein Muth, die sich selber an's Piano setzte und zu präludiren begann .... und Fräulein Weidenheim bewies durch unterschiedliches Fingerspiel, daß sie die Absicht habe die Notenblätter umzuwenden ....

Ich ergab mich voll Geduld in mein Schicksal; wußte ich ja, daß es gegen die Musikwuth kein Mittel giebt, als meilenweite Entfernung.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Ich traute meinen Ohren kaum, als ich hörte, was zwischen den polnischen Lippen der blonden Sängerin hervorstrauchelte: „Ihr Blick" — Lied von Kanzleirath — von mir! denke Dir, von mir! In Musik gesetzt von Flora Muth.

Wie schön sich Das anhörte! Ich hätte vor Wonne aus der Haut fahren mögen! Du kennst ja meinen Abscheu vor allem derartigem Aufsehen — und Fräulein Zatomirska schrie so zu sagen meinen Namen, als sei sie öffentlicher Ausrufer, und Fräulein Muth blinzelte an einem ihrer Messingcandelaber vorbei zu mir herüber, als ob ich ihr noch recht dankbar sein müsse und die Tochter meines Vorgängers lächelte so höhnisch — als wollte sie sagen: „O Du Geck!"

Denke Dir, das Schreckliche geschah! Sie sang mir mein eigenes Lied vor, die blonde Zatomirska, und alle Blicke wendeten sich nach mir. So muß Einem sein, wenn man seinem eigenen Begräbniß zusieht, seinem eigenen Leichenschmaus beiwohnt. Vom Text verstand man glücklicherweise nicht viel, ich selbst nicht — blos aus einigen heulend hervorgestoßenen Noten entnahm ich, daß Fräulein Zatomirska von des Schöpfers verleg'nem Angesichte sprach.

Es ist vorbei! Gott sei Dank! In einem Nachmittage hatte sie es componirt! Nun, das soll mir eine Warnung sein.

Jetzt declamirte Fräulein Grabenhain „Des Sängers Fluch". Auch das noch. Erinnerlich ist mir nur noch ein sehr unangenehmes Nasalorgan und eine ganz wunderbare Betonung der Haarfarbe der beiden Sänger: „Der eine blo—ond von Locken der andre grau—au von Haar" oder wie's heißt.

Endlich war auch Das überstanden. Fräulein Muth sprach einige Worte, die ich nicht verstand. Aber Herr Ententeich verstand sie. Mit einer Behendigkeit, die ich ihm gar nicht zugetraut hätte, machte er Kehrt, stieß einen gefräßigen Seufzer aus und schob mich vor sich her nach einem kleinen Zimmerchen, wo wir auch glücklich, Alles vor uns niedertretend, fast als die Ersten bei einem mit kalten Speisen besetzten Tische anlangten.

Ich sage fast — denn vor uns da waren bereits, der Localität kundig, der Geiger und der Pianist, Fräulein Zatomirska und ein mir Unbekannter, der sich eben überfangen hatte, was bei seinem etwas dicken Hals von den nachtheiligsten Folgen sein konnte.

„Das ist der Herr Polizeihauptmann Weberlin — auch ein Dichter!" flüsterte mir Ententeich in's Ohr, so laut, daß es das ganze Zimmer hören konnte.

Ich sah Herrn Ententeich wüthend an. Er hielt den Ausdruck meines Gesichts wohl für Neugierde und fuhr fort: „Ja, er macht lauter Begräbnißgedichte in die Havelzeitung. Niemand auf zehn Meilen in der Runde stirbt, ohne daß er ein Gedicht auf ihn gemacht hat. Ja, ein sehr berühmter Dichter."

Der Herr Polizeihauptmann, der wieder zu sich gekommen war und jedes Wort von den Mittheilungen Ententeich's vernommen hatte, sah mich ungefähr mit Augen an, wie man einen Concurrenten ansieht. Herr Ententeich, als immer mehr Leute hereindrangen, sah Gefahr im Verzug und begann furchtbar einzuhauen.

Der Herr Polizeihauptmann sah mich so seltsam an — ich bekam ordentlich eine Gänsehaut. Am Ende machte er ein Begräbnißgedicht zum Voraus.

Da bemerkte ich Fräulein Weidenheim in der Nähe. Ich stürzte auf sie zu. Sie erwartete mich kalt, eine Butterstolle in der Rechten.

„Was wollten Sie vorhin sagen, mein Fräulein! Ich verstand Sie nicht.“

„Nicht?“ lächelte sie wegwerfend. „Nun ja, es ist ja auch nichts Besonderes — Jedermann sucht emporzukommen, gleichviel durch welche Mittel. Es war eine Thorheit von mir, es gerade Ihnen übel zu nehmen. Aber als Sie mich so höhnisch nach dem Befinden meines Vaters fragten. . . .“

„Höhnisch? Fräulein, ich verstehe Sie nicht. Wenn ich mir ein Unrecht zu schulden kommen ließ, so war es, daß ich es überhaupt in Folge einer gesellschaftlichen Untugend that, als wisse ich von ihm. . . .“

Das junge Mädchen sah mich noch immer ungläubig an. Aber das Feuer meiner Vertheidigung machte sichtbar Eindruck auf sie.

„Aber auf Ihr und Ihrer Freunde Betreiben hin ist doch mein Vater hauptsächlich mit zwei Drittel pensionirt worden, ehe er in seine volle Pensionsberechtigung trat. Damit Sie avanciren konnten mußte er aus dem Wege. Man hat uns das Alles ganz genau aus der Residenz geschrieben.“

„Dann hat man Sie aus der Residenz zum Besten gehabt“, sagte ich und mein Ton fiel kürzer aus, als ich eigentlich beabsichtigte. „Ich bekleide meinen gegenwärtigen Beamtenrang schon zwei Jahre und habe mich infolge einer Laune einfach um Versetzung gemeldet, ohne Angabe eines Ortes. Bis vor acht Tagen wußte ich noch gar nicht, daß ich das Unglück haben werde, hierher zu kommen; meine Versetzung hierher wäre weit entfernt eine Beförderung zu sein, eher das Gegentheil davon.“

Jetzt war die Reihe zu erstaunen an Fräulein Weidenheim.

„Ist das möglich? Ja, dann sind wir schmählich belogen worden.“

„Mein Wort darauf — das sind Sie!“ sagte ich. „Ohne Zweifel wollten Ihnen Ihre Correspondenten durchaus Neuigkeiten berichten und dabei begegnet es Einem sehr oft, daß man die Unwahrheit sagt.“

Ein glühendes Roth bedeckte Gesicht und Hals der jungen Dame. Alle Härte aus ihrem Gesicht war verschwunden, in ihren Augen standen ein paar große Thränen. So war sie, wenn ich mir nicht solche Hyperbeln abgewöhnt hätte, entzückend. Ihrer selbst nicht mächtig, ergriff sie meine Hand. Sie hatte eine sammetweiche Hand. Nur an den Fingerspitzen fühlte sich's hart an, als habe sie schon viel genäht.

„Können Sie mir verzeihen, daß ich Sie so herzlos beleidigt habe? Aber ich bin sonst nicht ungerecht — nur das Mitgefühl für meinen Vater, der seit seiner Pensionirung ganz menschenscheu geworden ist, preßte mir die beleidigenden Worte auf die Lippen. . ."

Wie sie mir so gegenüber stand, den Oberkörper etwas nach vorwärts geneigt, die feuchten Augen flehend auf mich gerichtet, meine Hand noch immer haltend, da erschienen mir plötzlich auch alle die Gesichter um mich her schön, selbst der gefräßige Ententeich und der Todtendichter, selbst die Polin und die beiden Virtuosen, welche weder der schiefe Mund noch die geschwollene Wange am Essen hinderten. War ja über Allen das Licht der Verklärung ausgegossen, der Heiligenschein der Kunst und die Kunst ist ja die Sprache des Herzens. . . .

Und als Fräulein Muth jetzt herankam verzieh ich ihr selbst ihre Composition und bedankte mich dafür und als Fräulein Weidenheim ihre Hand leise aus der meinen zog, ließ ich sie nur langsam entschlüpfen und verbeugte mich tief vor ihr, bis ich ihr glühendes Gesicht nicht mehr sah, und flüsterte:

„Es wäre die ärgste Blasphemie, mein Fräulein, wenn ich Ihnen die Theilnahme für einen Vater nicht verzeihen wollte. Ich bitte mich ihm unbekanntermaßen bestens zu empfehlen."

Und sie ging. Mir war als hätte ich nichts mehr da zu thun.

Und unten blieb ich nochmals stehen und sah einer weiblichen Gestalt nach, die an der Seite einer Magd, welche die Laterne trug, um die nächste Ecke verschwand.

Und oben brannte noch immer die Fensterillumination und es wurde fortgesungen, fortgeschmaust und fortgegessen — ich war ihnen Allen nicht mehr böse — selbst Herrn Ententeich nicht, der mich für den neuen Organisten gehalten.

Aber die Poesie reißt mich fort — bester Freund, ziehe die Hälfte von dem ab, was ich Dir da geschrieben. Die Hälfte gehört dem Papier. Es ist was Trauriges um Leute wie ich, die so viel Phantasie haben, daß sie sich immer in Acht nehmen müssen, sich selber etwas vorzulügen.

Aber dabei bleibt's: Schön ist es hier. Ich möchte nicht mehr zu Euch zurück. Du mußt mich nächstens einmal besuchen, mein Freund. Das ist so genug, daß, wenn es recht ist, man vollauf zu thun und keinen Zusatz nöthig hat.

II.

Denke Dir, Freund, sie heißt Lina. Gerade wie meine Cousine aus Danzig, der Du einen Winter lang den Hof machtest, und die Dir dann vor der Nase wegheirathete, Du Peter Langweile, weil Du zu keinem Entschluß kommen konntest. Lina ist doch ein hübscher Name, was? Ich denke immer an meine Cousine dabei. Doch nein — ich denke dabei auch etwas an Fräulein Weidenheim, die

auch so heißt, wie ich Dir eben mittheilte. Glaube ja nicht, ich sei in sie verliebt — da thätest Du sehr unrecht und wenn ich doch den ganzen Tag an sie denke, so geschieht das aus purem Mitleid, gewiß nur aus Mitleid.

Schon neulich, ich hatte es in meinem letzten Brief zu erwähnen vergessen, konnte ich den Blick gar nicht wegwenden von ihrer ärmlichen Garderobe. Denke Dir, ein Ballkleidchen, das mindestens schon drei Saisons mitgemacht hat und bei der Reinigung zu allem Ueberfluß in ungeschickte Hände gerathen sein muß; aus dem Dich das ehemals rothe oder grüne, nunmehr schmutziggelbe Muster ansah, wie eine Wiese im November, die Crinolinenreife, welche ihre Form durch das dünne Gewebe zeigten, der Kopfputz aus gefärbten Bändern — es war herzbrechend. Und dennoch war sie stolz dabei und trug den Kopf hoch und aufrecht und ihre grauen Augen ließ sie ganz vernichtend auf mich niederblitzen, als sie glaubte, daß ich ihren Vater verdrängt.

Fräulein Muth sagte mir, daß sie Lina heiße. Ich war natürlich verpflichtet, Fräulein Muth eine Digestionsvisite zu machen, wie man das in unserer rohen Höflichkeit heißt. Dazu hat man wol so seine vierzehn Tage Zeit, ohne einen Verstoß zu begehen; aber sie war ja auch so freundlich und lud mich als wildfremden Menschen ein und dann macht man solche Sachen gern schnell ab. Du weißt ja, daß ich kein Freund vom Besuchemachen bin. Ich machte daher meine Visite schon am nächsten Tage.

Bei der Gelegenheit kam natürlich die Sprache auf Lina Weidenheim und unser Mißverständniß. Fräulein Muth, die ja Alles weiß, was in der Stadt vorgeht, erzählte mir die ganze Lebensgeschichte des armen Mädchens. Wie ihre Mutter, die sehr vermögend war, noch in späteren Jahren den Herrn Kanzleirath Moorwand geheirathet habe, einen noch ziemlich ansehnlichen Junggesellen, der allgemein beliebt war, ohne den des Sommers keine Landpartie und im Winter keine Maskerade veranstaltet werden konnte, der seelengut und überall dabei war, als der lustigste und beste Gesellschafter von der Welt, aber auch bis über die Ohren in Schulden steckte. Jedermann habe damals der Frau Rittergutsbesitzer Weidenheim abgerathen, den Herrn Kanzleirath zu heirathen, der ihr höchstens ihr Vermögen durchbringe. Sie habe sich aber daran nicht gekehrt, sie sei ganz vernarrt gewesen in den hübschen lebenslustigen Vierziger. Die Lina sei damals noch ein ganz kleines Kind gewesen. Die paar Jahre, die die Frau Kanzleiräthin zu leben hatte, seien auch ganz gut vorübergegangen, denn der Herr Kanzleirath habe sie wirklich sehr gern gehabt und blos für sie gelebt. Als sie am Typhus plötzlich starb, habe er sich auch ganz untröstlich darüber geberdet, aber dann habe er einige große Reisen gemacht zu seiner Zerstreuung, als er zurückgekehrt sei, habe man ihn wie einen Fürsten empfangen, die früheren Freunde haben sich an ihn gedrängt und das tolle Leben sei allmälig von Neuem angegangen. — Einer seiner besten Freunde, der Kaufmann Werner, habe ihn veranlaßt, seine Stellung aufzugeben

und sein und seiner Tochter Vermögen in Speculationen anzulegen, von denen der Herr Kanzleirath gar nichts verstand, und sei dann nach Amerika durchgebrannt. Dadurch wäre Moorwand ein Bettler geworden, wenn man ihm nicht sein früheres Amt wieder gegeben hätte. Dieses habe er nun seit ungefähr fünfzehn Jahren wieder fortgesetzt verwaltet, aber nach dem Urtheil aller Leute hätten seine geistigen Kräfte nachgelassen und man habe ihm das Amt nur so als Gnadenbrod gelassen, und weil der alte Secretair, dem er früher viel Gutes gethan, ihm nun dankbar war und entweder Alles allein machte oder vorkommende Fehler sorgfältig vertuschte. Der Herr Kanzleirath jedoch, weit entfernt, seine wirkliche Lage einzusehen, halte sich immer noch für den reichen Mann, für den unentbehrlichen Beamten und mache Ansprüche an das Leben, welche sich mit seinen Verhältnissen gar nicht vertragen. Die arme Lina sei wirklich sehr zu bedauern. Sie liebe ihren Vater herzlich und obwol sie sonst für Alles offene Augen habe, gegenüber den Schwächen ihres Stiefvaters sei sie blind. Als ihr einmal in einem Hause, wo man sie recht gern hatte, die Bemerkung gemacht wurde, daß ihr Vater dadurch ein schweres Unrecht begangen, daß er sie arm gemacht habe, wurde Lina so heftig, wie Fräulein Muth sich nicht erinnerte sie je gesehen zu haben, und betrat nie mehr die Schwelle dieser Familie, obwol man es dort sehr gut mit ihr meinte. Ja, was noch mehr ist, sie legte sich die größten Entbehrungen auf, um ihrem Vater seine Lage weniger fühlbar zu machen und arbeitete heimlich die Nächte durch für die Leute, um ihm irgend eine luxuriöse Gewohnheit aus besseren Zeiten nicht zu entziehen, trotzdem es mit ihm seit seiner Pensionirung gar nicht mehr zum Aushalten sei.

Das Alles erzählte mir Fräulein Muth. Das ist erhaben, Freund, das ist groß! Das Mädchen wäre werth, daß sie von einem Manne vergöttert würde.

Wenn ich Das nur könnte! So aber fühle ich nichts für sie, als unendliches Mitleid. Ich ertappe mich sogar auf dem Gedanken, wie glücklich dieses edle Wesen sich fühlen müsse, wenn es an der Seite eines geachteten Mannes in eleganter Toilette die Straßen durchwandle und ihren Vater daheim in einer behaglichen Wohnung zufrieden im Lehnstuhl wisse. Ich denke daran, daß ich ein ziemliches Vermögen besitze und ihr das Alles schaffen könne. Natürlich blos aus Erbarmen. Und das ist, wie gesagt, zu wenig, um sich für's Leben zu binden. Wenn ich mich nun in eine Andere verliebte? . . . Pah! diese Gefahr wäre nicht die nächste, aber wenn mich meine Frau langweilte, wenn sie in einem unbewachten Moment fühlte, daß ich sie nicht liebe . . . es müßte für diese stolze Seele entsetzlich sein.

Du weißt — ich habe noch nie geliebt. In einer großen Stadt, wo an dem Auge der Jugend schon alle Variationen des Lebens vorüber wandeln, wo die geheimnißvolle Blume entblättert aus der fahlen Hand fällt, ehe man sich an ihrem Duft geweidet — bei uns, wo man so früh

alt wird, da liebt man nicht mehr, wenigstens nicht mit der Liebe, wie ich sie verstehe. Und für eine andere Liebe ist Lina zu gut. . . . .

Manchmal im Traum — ja, da fühle ich noch etwas von dem heilig süßen Schauer, der uns die Nähe des Gottes ahnen läßt, da schmücke ich mit allen glänzenden Farben, die meine Seele entzücken, ein Bild gleichviel welches mir die Laune des wirren Nervenspiels vorführt und bete zu ihm mit Inbrunst und bin selig — und am Morgen grinst mir dieselbe Gestalt entgegen in der alltäglichsten Fratze von der Welt und ich lache über sie, über die Liebe, über mich!

Du siehst also wol, daß ich für Lina nichts fühlen kann — als Erbarmen. Und dennoch preßt es mir das Herz zusammen, wenn ich sie wieder sehen soll, die stolze Seele in der ärmlichen Hülle, und nur seufzen und daran denken kann, wie viel ich von meinem Gut schon verschleudert um nichts, um weniger als nichts, um Selbstvorwürfe und Ekel. Ein Drittel würde dieses Wesen aller Sorge und Noth für immer entheben.

Es ist auch hart, mein Freund, wenn man Denen nicht helfen darf welche man so sehr bemitleidet. Leb' wohl.

III.

Dein Brief kommt zu spät. Was Du mir scherzend sagst, habe ich bereits bitter erfahren. Ja, so sehr ich es umschrieb, so sehr ich es vor mir selber wegscherzen wollte — ich liebe. Und was noch mehr ist, ich liebe unglücklich. Du siehst, ich schrecke nicht einmal vor dieser sentimentalsten aller Redensarten zurück, über die ich noch vor acht Tagen mich todtgelacht hätte. Ja, Freund — es ist traurig, aber es ist wahr — und das Schlimmste — ich kann über diese Thorheit nicht einmal lachen, wie einst über meine anderen und fürchte auch nicht, daß du darüber lachst. Denn es ist mir gleichgiltig das Gelächter der ganzen Welt. Magst Du daraus urtheilen, wie weit ich gekommen bin — ich, der die Lächerlichkeit einst so sehr scheute, daß . . . doch wozu Das!

Wie es zugegangen ist, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, wie ich es entdeckt habe. Ich will Dir Das erzählen, um mit dieser unglücklichen Geschichte auf einmal fertig zu sein, denn ich befinde mich in so verzweifelter Stimmung, daß ich überhaupt nicht weiß, was in der nächsten Zeit Alles mit mir vorgehen wird und ob ich fähig sein werde, Dir zu schreiben, ob ich Dir überhaupt noch schreibe . . denn ich habe alle Verhältnisse satt, in denen ich bisher gelebt, alle, alle. Selbst an Dich, du Treuer, kann ich nicht denken ohne heimlichen Groll, als ob auch Du an meinem Schicksal schuld wärest.

Ich stand an meinem Fenster und dachte daran, daß Mitleid doch eigentlich ein ihrer groß angelegten Natur unwürdiges Opfer sei; ich dachte mir ihr Gesicht, mit dem sie es zurückweisen müßte, wenn ich es ihr darböte. Ich sah im Geiste die grauen blitzenden Augen, diesen stolzgeschlossenen Mund, ich sah das ausgewaschene Kleidchen, wie es unter dem Zorn der junonischen Gestalt leise erbebte. . . . . .

Da — täuschten mich meine Augen nicht? Da kam sie rasch die Straße herauf, das Antlitz freudig geröthet, das dünne Sommermäntelchen, das sie trotz des kühlen Herbsttages trug, flatterte lustig hinter ihr nach, sie flog mehr als sie ging, sie bog in die Straße ein, die nach dem Bahnhof führt . . . . . . ein junger Mann in der dunkelblauen goldbesetzten Uniform eines norddeutschen Marineofficiers kam ihr entgegen, er warf das Kofferchen weg, das er in der Hand trug, sie breitete die Arme aus — und lag an seiner Brust.

Es war ein rein körperlicher Schmerz, den ich in diesem Augenblick fühlte, Freund, und der das tolle Schlagen meines Herzens, das selbstmörderische Wüthen meines Gehirns mir selbst nicht zum Bewußtsein kommen ließ — eine momentane Lähmung aller Sinne — es wurde mir dunkel vor den Augen und hätte man an meinen Ohren eine Pistole abgedrückt, ich hätte es nicht gehört.

Als ich wieder sah — war der Platz vor meinem Hause leer. Doch nein. Dort kam ja Fräulein Muth mit der Notenmappe unterm Arm. Wie ich war, stürzte ich hinunter, ohne Kopfbedeckung, im Hausrock. Ich muß wol sehr sonderbar ausgesehen haben, denn Fräulein Muth betrachtete mich erstaunt. Was lag mir daran. Ich fragte sie, ich fühlte, wie meine Stimme bebte und kaum verständlich klang, ob Fräulein Weidenheim einen Bruder habe. „Nein“, antwortete sie. „Aber doch einen Vetter oder sonst einen nahen Verwandten auf der Marine!“ schrie ich. „So viel ich weiß, nicht!“ entgegnete sie erschreckt und suchte ihren Weg fortzusetzen. Sie hielt mich offenbar für verrückt. Einen Moment lang glaubte ich selber es zu sein und auch das Recht zu haben, mich so zu geberden. Ich hatte mich instinctmäßig gefürchtet, nach einem Bräutigam zu fragen. Ich ergriff die Alte am Arm, daß sie fast schrie. „Um Gotteswillen, was ist Ihnen denn, Herr Kanzleirath“, rief sie. „Wenn Lina verlobt ist, so ermorde ich ihren Geliebten“, sagte ich. Fräulein Muth riß sich los und eilte davon. Ich taumelte zurück in meine Wohnung. Ich bin sehr matt jetzt, als ob ich eben von einer großen Krankheit aufgestanden wäre. Nur manchmal ist mir, als ob ich aufspringen und zum Fenster hinausschreien oder mir den Kopf an den Wänden zerschlagen müßte. So war mir nur einmal, und damals starb meine angebetete Mutter.

Ich Thor! Erbarmen! Als ob das ein Gefühl wäre würdig eines solchen Wesens! Aber sie hat sich gerächt. Es thut mir wohl, daß ich Dir schreiben kann. Sie darf ihn nicht heirathen. Wenigstens nicht, so lange ich hier bin, sonst reiße ich sie vom Altar weg und zertrete das Gewürm, das mich daran hindert. . . . .

Nachschrift. Du wirst mich wol für unheilbar tobsüchtig halten, wenn Du vorstehende Zeilen gelesen hast. Mit der Tobsucht hast Du recht, aber nicht mit der Unheilbarkeit. Meine Lina bestreitet sogar die Tobsucht und meint, eine echte Liebe müsse ein wenig verrückt sein und hat mich für diesen Brief, den sie gelesen, wol zwanzigmal geküßt und ich habe mich so ruhig und stille dabei gehalten wie ein folgsames

Kind. O, ich bin unaussprechlich glücklich, Freund. Ich komme mir vor, als wäre ich wieder sechzehn Jahre alt. Lina behauptet, ich müsse Dir den vorstehenden Brief schicken, weil ich in meinem zweiten mich so despectirlich über sie ausgesprochen. Freund! ich sage Dir, das Mädchen ist ein Engel. Nach einer Stunde ließ mich Fräulein Muth bitten, zu ihr zu kommen und als ich eintrat fand ich Lina, welche, wenn auch mit hochgerötheten Wangen und klopfendem Herzen so doch stolz und sicher und mit festem Blick auf mich zutrat und mir etwas leiser als gewöhnlich, aber doch deutlich und selbstbewußt sagte: „Herr Kanzleirath! Sie haben gefragt, ob ich einen Bräutigam habe? Ich bin selbst hierhergekommen, um Ihnen zu sagen: Nein!"

Mir war, als gehe die Stubendecke aus einander und der Himmel mit allen seinen Herrlichkeiten strahle herunter.....

„Und warum sind Sie gekommen?" stotterte ich.

Das war eine sehr dumme Frage, Lina aber verstand sie.

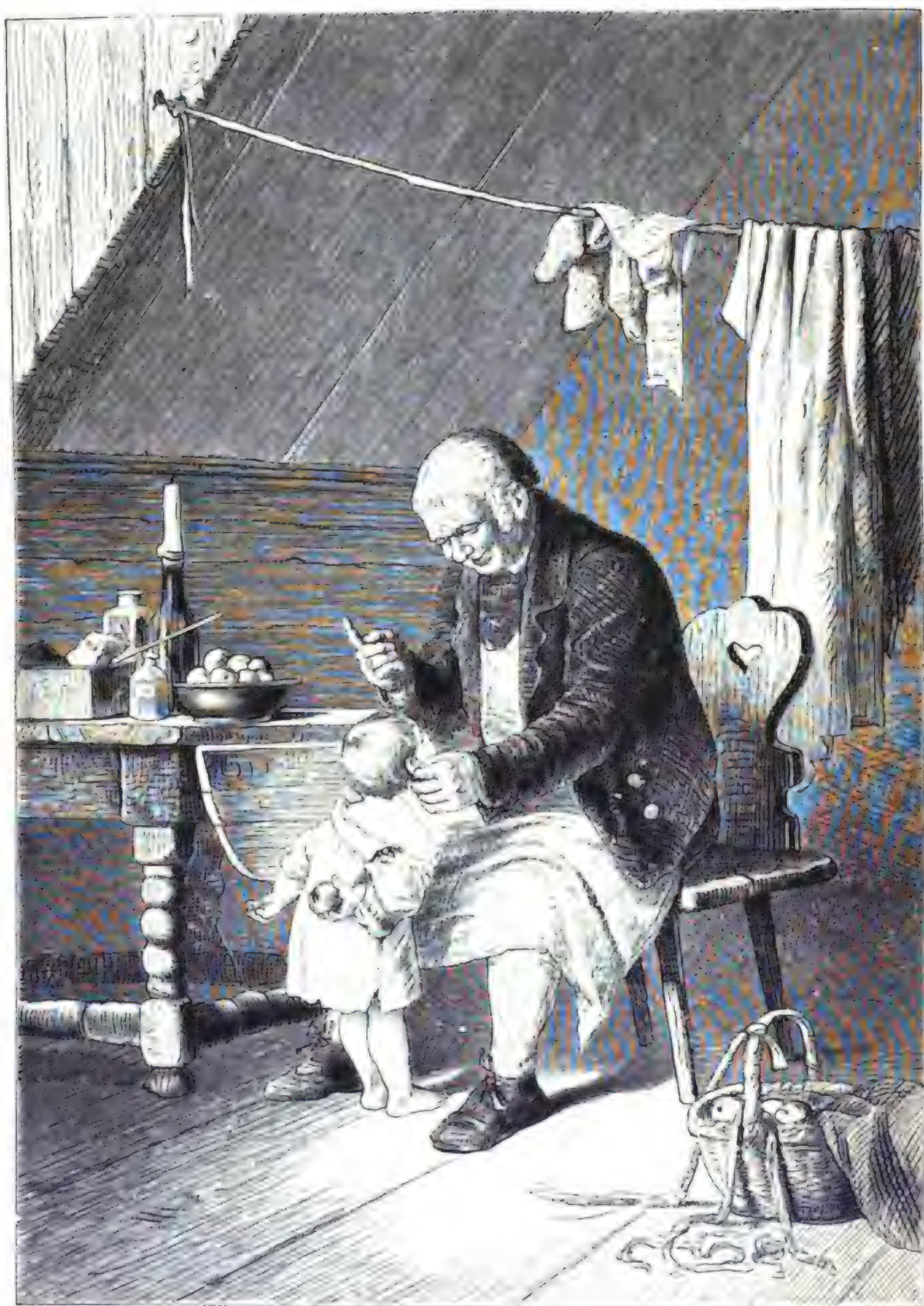
„Ich bin gekommen", sagte sie, trotz ihrer sichtbaren Bewegung lächelnd, „weil es mir sehr leid thäte, sie auch nur einen Augenblick in einer unnöthigen Unruhe zu lassen."

Was soll ich Dir weiter erzählen! Fräulein Muth soll vor Rührung jetzt noch nicht zu sich gekommen sein. Es ist Alles im Reinen, selbst mit Lina's Vater, der in zwei Stunden um zehn Jahre jünger geworden ist, wie Lina behauptet.

Verzeihe, Du weißt ja noch immer nicht, wer der junge Marineofficier ist, ein famoser Bursche, der Dir seit zwei Stunden den ersten Freundschaftsplatz streitig macht. Es ist mein Stiefschwager — ein illegitimer Sohn des Herrn Moorwand, von dem Niemand etwas wußte, der vom Vater heimlich unterstützt unter dem Namen seiner Mutter sich selbst Bahn brach und eine Stellung errang. Sobald sie von seinem Dasein erfuhr, hat Lina, die stolze, die edle, ihn mit der ganzen Zärtlichkeit ihres warmen Herzens als Bruder begrüßt.

Ich fragte Lina (jetzt sind ja zwischen uns Mißverständnisse unmöglich), ob sie denn nie an den Unterschied unserer äußeren Verhältnisse gedacht habe, als sie mich ebenfalls zu lieben begann. Sie sah mich groß an, schüttelte dann den Kopf und sagte: „Nein, wahrhaftig nicht. Was thut denn das? Ich wußte, daß ich Dich liebte von dem Moment an, da ich Dich beleidigt hatte und Du mir so ruhig und würdig geantwortet hast. Da wußte ich, daß ich nie einen andern Manne gehören könne als Dir und sehr unglücklich wäre — wenn Du mich nicht liebtest. An etwas Anderes dachte ich nicht!" So sagte sie und ich schämte mich. Siehst Du, Freund! das ist groß! das steht doch unendlich hoch über all' unserer Sophistik, über all' unserer Menschenkenntniß, über all' unserer Blasirtheit. Mit dieser naiven Erhabenheit, denke ich mir die Weiber Griechenlands, als sie den Gesängen Homer's lauschten, denke ich mir Alles, was es in Religion und Geschichte Verehrungswürdiges giebt.

Lächle nur in Dich hinein — aber beneide mich! Mag man sagen, diese Liebe entstand auch aus Eitelkeit, Eigensinn, sei eine eigenthümliche



Gez von Roegge. Gest von L. Ruff

Der kleine Schelm.

Verkettung von Umständen — gleichviel, ich bin mit diesen Umständen zufrieden. Ich bin glückselig, sage ich Dir! Welchen Schatz von Herz und Verstand und Unschuld entdecke ich fortwährend! Was hab' ich für mein einsames Leben gewonnen.

Man mag mir sagen, es gebe tausend solcher Mädchen, man erkenne nur nicht gleich ihren Werth; gleichviel, an dieser Einen, an der ich sehend geworden, die mir über die Schönheit der Welt, das Glück, ein Mensch zu sein, die Augen geöffnet, an dieser Einen halt' ich fest für alle Zeiten.

Nachschrift der Nachschrift. Lina (ich habe diesen Brief in der Tasche mit herübergetragen), schielt mir über die Schulter und läßt Dich grüßen. Ueber die Hochzeit, zu der Du natürlich kommen mußt, schreibe ich Dir noch besonders. Lina meint, es wäre wol hübscher, wenn wir uns wieder in die Residenz versetzen ließen und den Papa Moorwand mitnähmen. Ich gestehe, so wenig Zeit ich zum Denken hatte die letzten Stunden, mir ist, als hätt' ich auch schon dran gedacht. Aber es amüsirt mich, daß neben der Pallas Athene doch auch etwas die Eva zum Vorschein kommt. Hier lege ich eine Photographie von Lina und ihrem Bruder bei. Das Glück macht grausam — beneide mich! Dein glücklicher Freund!

Der kleine Schelm.

(Zu dem Bilde von Rögge.)

Der kleine Schelm! Er hat gemaust
Und glaubt sich unentdeckt;
Nun hält er mit der kleinen Faust
Die süße Frucht versteckt.

Großvater aber hat's gesehn,
Der nimmt den Schelm am Ohr:
„Wenn du mit Ehren willst bestehn,
„So komm' einmal hervor!

„Wo hast du deine Hände? sprich!
„Das ist die linke. Gut!
„Und nun die rechte? Hüte dich,
„Daß die nichts Böses thut!

„Ich merke schon, die hat's gethan,
„Die ist gewiß nicht leer;
„Du bist ein kleiner Schelmian,
„Gieb nur den Apfel her!"

H. G.

Von den Jagdhunden und der Art mit ihnen zu jagen.

Von **W. Br. Warburg.**

Die historische Entstehung derjenigen Jagdbranche, welche ausschließlich zu Roß und mit Hunden betrieben wird, datirt aus der Zeit, wo die Jagdwaffen höchst unvollständig und das Pulver noch nicht erfunden, das Wild also nicht aus weiten Entfernungen her zu tödten war. Bereits das 12. Jahrhundert berichtet uns von solchen Jagden und Ludwig IX. hielt alle seine geschichtlich monumentale Heiligkeit nicht ab, ein eifriger Jäger vor dem Herrn zu sein; gerade er importirte aus dem heiligen Lande in der Gestalt eines grauen Hundes tartarischer Abkunft Souillard, den Stammvater aller noch jetzt in Frankreich bestehenden Meuten, welcher nach den interessanten Mittheilungen des „Sporn" in einer falben Dame italienischen Blutes, welche dem Greffier gehörte, die ebenmäßige Altermutter der sogenannten Baux oder Greffiers fand. König Edward von England lud durch seine übertriebene Jagdpassion das Odium allgemeinsten Hasses bei den unterjochten Franzosen auf sich; sechzig Koppeln Hunde soll er mit sich geführt und mit diesen alle Jagdgründe der franzischen Barone entvölkert haben.

Die Jagd zu Pferde mit Hunden wurde jedoch auch nach Erfindung der Schießwaffen sorglich gepflegt und bis in unsere Zeit hinein betrieben; vornehmlich aus ritterlicher Passion und weil sie eine Pflanzschule furchtlosen Reitens, kühner Jagdlust bildet; sie ist je nach ihrer Natur entweder Hetz- oder Parforcejagd.

Neben diesen Jagdspecies bildete sich aber noch eine — wir möchten sagen — Uebergangs- oder Vermittlungsmethode heraus, bei welcher geritten und mit Hunden gejagt, und doch auch das Gewehr in Thätigkeit gesetzt wurde; in Gegenden, wo das Terrain für Treiber unzugänglich oder die Wildbahn schwach besetzt ist, besteht diese Jagdart auch wol heute noch fort und ihr zunächst wollen wir die Aufmerksamkeit unserer Leser zuwenden; in erster Reihe natürlich den Hunden, welche bei ihr verwendet werden. Die Bestimmung dieser Thiere ist, zum Aufspüren, Lautjagen und Forciren niederen Wildes, von Hasen und Füchsen zu dienen, während der Jäger das gejagte Wild, wenn es ihm zu Schuß kommt, mit dem Rohre erlegt. Sind die bei dieser Jagdbranche in Wirksamkeit tretenden Hunde in vielen Beziehungen für gleiche Dienste bestimmt, wie die Parforcejagdhunde, von welchen wir später reden werden, so sind die Racen dennoch sowol in Gestalt und Natur wie in Leistungen streng von einander gesondert; unter Würdigung ihrer Specialitäten steht nach unserer Ansicht das Prädicat von Jagdhunden nur den bei diesem Betrieb agirenden Thieren zu.

Der Jagdhund, canis familiaris sagax, ist seiner Zeichnung nach entweder schwarz mit braun gebrannten Flecken an Maul, Auge, Brust und Lenden, oder braunroth und gelbbraun mit weißen Abzeichen; auch wol grau, ja zuweilen sogar punktirt. Kundige Jäger betrachten solch



Gez von L. Beckmann — Gest. von Th. John

Gekoppelte Jagdhunde.

einen gesprenkelten Rock als Diplom einer Bastardabstammung; Sonntagsschützen dagegen pflegen solchen, mit Meublescattun drapirten Begleitern besonders zugethan zu sein.

Die vorzüglichsten Racen der Jagdhunde sind die deutsche — glatt und kurzhaarig — und die polnische — lang und rauh behaart; auch werden je zuweilen englische Wachtelhunde statt der Jagdhunde benutzt. Die Figur der Jagdhunde correspondirt in vielen Beziehungen mit der der Hühnerhunde; namentlich stimmt sie im Knochenbau mit den mustergültigen Gestalten jener Race überein; Nase, Augen, Brust und Beinansatz sind dieselben. Der ächte Jagdhund unverfälschter Descendenz; bietet mit seiner derben Mittelstatur bei fleischigem Körper das Bild potenzirter Kraft; sein Rücken ist fast etwas senkig, der Bauch eingezogen, die Füße sind mit tüchtigen Ballen versehen. Der nicht allzu schwere, wiewol starke Kopf mit länglicher Schnauze ist von tüchtigen Behängen umsäumt und die Oberlefzen fallen über die Unterlippen herab; diese Formation bildet ein wichtiges Moment bei der Beurtheilung eines Jagdhundes, denn der Jägersmann rühmt mit Stolz seinen Hunden nach, daß sie gut „belappt" seien; eine zumeist lange und etwas gekrümmte Ruthe gehört ebenfalls zu den äußeren Anzeichen, welche einen Jagdhund zu empfehlen geeignet sind. Da die Natur stets so organisirt, wie die Leistungen der Creatur es bedingen, finden sich zwischen den hartbehäuteten Ballen und Zehen der Braken Haare vor, so daß die unermüdlichen Thiere große Touren zurückzulegen vermögen, ohne sich selbst auf hartem Boden durchzulaufen.

Ein guter Jagdhund soll eine laute Stimme — ein helles Geläute, einen guten Hals — haben; grobhalsige Engagements sind Seitens der Jagddirectoren begehrt; Bassisten, Baritonisten werden den lyrischen und elegischen Tenören vorgezogen. Doppelhälse, d. h. Hunde von doppeltem Anschlag, bringen ein charmantes Timbre in jede Koppel Jagdhunde, wie im Chorus selbstverständlich eine metallreiche Cantilene von Rechtswegen nie fehlen sollte.

Herrscht äußerlich zwischen Hühner- und Jagdhunden manches Aehnliche, so bietet ihre Jagdverwendung dagegen große Verschiedenheit. Freiherr von Berg in Jester's vortrefflicher „kleinen Jagd" — welche wir mit Winckell's, von Tschudi herausgegebenem „Handbuch für Jäger" das Empfehlenswertheste dieser Literatur nennen möchten — stellt das Verfahren beider Racen als diametrale Gegensätze hin. Während der Hühnerhund vor dem Wilde steht, stöbert der Jagdhund es auf; während der Erstere dem Wilde um keinen Preis folgen darf, wenn es aufstößt, jagt der Letztere laut hinterdrein; Hühnerhunde apportiren endlich die Jagdbeute ihrem Herrn, während die Jagdhunde sie anschneiden und wol gar fressen, wenn dieser ihnen nicht dicht auf ist und sie daran hindert.

Wir für unsere Person ertheilten dem Hühnerhunde bereits früher das unbedingteste Lob und schilderten ihn als ein wohlerzogenes Wesen; dem plumpen und rohen Lümmel, Jagdhund genannt, gegenüber ist er in der That eine Salon-Erscheinung von Extraction. Der Erstere macht

sich nützlich und führt, seinem Herrn gegenüber, die Devise: „ich dien!“ der Letztere lebt in den Tag hinein, nur seinem Vergnügen; sein Wahlspruch ist das alte:

„Fressen und Saufen das Allerbest,
Ist schon vor tausend Jahr gewest!“

Was beim Hühnerhunde den härtesten Tadel, Ausstoßung aus dem Militairstande, die zweite Classe zur Folge haben würde, wird dem Jagdhunde als Verdienst angerechnet; was bei jenem Unsitte heißt, wird bei diesem als Tugend gefördert, so daß die Abrichtung der Jagdhunde bei Weitem weniger Sorgfalt erfordert, als die Dressur der Hühnerhunde; im Wesentlichen läuft sie auf die Ausnutzung der natürlichen Dispositionen hinaus; wir meinen, daß grade die Entfremdung jeder Cultur — die Consolidirung der natürlichen Wildheit — das recht eigentliche Element der Jagdhunde bilden. Uebung ist ihre einzige Schule!

Nachdem der Köter sein erstes Lebensjahr im Hundezwinger absolvirt und dienstfähig geworden ist, wird er „koppelbändig“ gemacht und mit einem älteren, Frieden haltenden Collegen von gemüthlicher Gesittung zusammengekoppelt; durch Liebkosungen und Futterremunerationen wird er an den wichtigen technischen Ruf „heh, heh, Koppel!“ gewöhnt, damit man ihn später jederzeit aufkoppeln könne, so wie auch an das Signal, durch welches er in der Praxis auf den Sammelplatz zurückbeordert wird. Sind die Hunde koppelbändig gemacht, so werden sie, je zwei bis drei zusammengestellt, von einem reitenden Jäger ausgeführt; Zweck dieser Promenaden ist, die Hunde in Athem zu bringen und sie an den Anblick der verschiedenen Terraingegenstände zu gewöhnen. Die Touren, klein zu Anfang, werden allmälig erweitert und von langsamen, kurzen Gängen in schnellere, länger andauernde überführt; Hauptsache hierbei ist, im Fortgang der Bewegung nicht zu stocken, zu „stoppen“, sondern stetig in Pace zu bleiben; Zurufe, Peitschenknall, wol auch gelinde Strafen müssen durchsetzen, was angestrebt wird.

Beim Beginn der wirklichen Jagd setzt man den Schülern einen Senior, ein bemoostes Haupt an die Spitze, einen alten, geschickten Hund, welcher nur auf frischen Fährten oder hinter kurz vor ihm aufspringendem Wilde — nie aber auf Nachtfährten laut wird, und mit Festigkeit die ursprüngliche Fährte festhält. Ein solcher alter Practicus ist mit den Winkel- und Hakenzügen, den Rück- und Wendegängen, welche absonderlich die Hasen machen, welbekannt und läßt sich durch derartige Finten nicht von seinem Ziele abbringen; der ferme Jagdhund setzt seine Folge so lange unbeirrt fort, bis das gejagte Wild erlegt oder zu Bau gegangen ist. Ein Lehrer reicht nicht nur für viele Schüler aus, sondern nirgends bewahrheitet sich das alte Sprichwort mehr, als hier: „Viele Köche verderben den Brei!“ Gar viele Jagdhunde sind geradezu dadurch verdorben worden, daß man ihnen mehr als einen alten Hund bei der ersten Jagd mit hinaus in's Feld gab. Um einen Anführer dagegen sammeln sich die jungen Hunde wie um ihr Centrum; sie werden laut,

wenn er laut wird und gewöhnen sich vorzugsweise daran, beizuschlagen; nur auf solche Weise wird man eine geschlossene Folge und einhälliges Geläute erzielen. Wohl erfrischt es das Mannesherz, eine gut geführte Jagd zu sehen und zu hören; freilich haben wir gar oft die Jagd mit Jagdhunden, das Hetzen mit Windhunden, die Parforcejagd von Laien ein grausames Vergnügen feudaler Junker nennen hören! Wenn wir solche Spötter aber soweit bekamen, einer Jagd zu folgen — was allerdings zuweilen üble Folgen für sie hatte — so haben sie sich jeder Zeit prächtig unterhalten und aus dem Einen oder dem Andern haben wir wol gar einen Proselyten gemacht! So gedenken wir — wenn er unsere Randglossen lesen sollte mit herzlichem Gruße und Waidmannsheil! — eines weiland Candidaten der Theologie und Hauslehrers, heute wolsituirten und vortrefflich beleumundeten Landpfarrers in hinterpommerschen Gauen, aus welchem einen seiner Zeit fährtenkundigen Jägersmann zu Fuß und zu Roß herausgebildet zu haben wir uns am Tage aller Seelen zum absonderlichen Verdienste angerechnet wissen wollen.

„Fürwahr, nicht in der Kirch' allein,
Erblick' ich Gottes Haus!
Mir ist's, so weit der Himmelsdom
Die Wölbung breitet aus!
Und wer sich fühlt zu jeder Zeit
Von Gottes Hauch umweht,
Der ist ein Christ, und wenn er auch
Als Pfarr' zur Treibjagd geht! —"

Junge Jagdhunde soll man stets in's Feld, zu Holze bringen, bevor es abgefährtet hat; der Thau muß noch am Boden liegen, denn auf trocknem Boden sind die Fährten „kalt" geworden und selbst alte, feste Hunde refüsiren da ihre sonst guten Dienste aus Ueberdruß und Unmuth.

Das practische Jagdverfahren ist nun in Kürze Folgendes:

Der Jäger, welcher führt, entkoppelt die Hunde unter dem Zuruf: „Hunde, los, los!" und folgt nun zu Pferde den voranziehenden Thieren, welchen durch charakteristische Ansprachen: „Such', such' op!" „uh, la, la, la!" und „binne, binne, binne!" Direction gegeben wird. Diese Ermunterungen verschärft und mehrt man, sobald ein Hund eine Fährte wittert — „vernimmt" — was er durch lebhaftes fortgesetztes Anziehen der Ruthe, durch Schnüffeln mit der Nase und gesteigerte Lebhaftigkeit zu erkennen giebt. Damit die jungen Hunde möglichst einhällig beischlagen, sobald der führende Köter laut geworden ist, ertönt der Jagdruf: „Hubie! Hubie!" Der Jäger kann in solchem Falle des richtigen Anlasses gewiß sein, während die jungen Hunde allerdings häufig alte Fährten anzeigen oder wol gar vor aufsteigenden Vögeln Lärm machen.

Der vortreffliche, in's Leben übergegangene Ausdruck „vorlaut, waidelaut!" findet hier seinen Ursprung. „Pfui, Vogel, pfui!" verweist der Jäger den Hunden solche Unart, welche bei ernster Jagdbeschäftigung sich übrigens von selbst verliert.

Zieht ein Schüler auf richtiger Fährte an, so muß der Jäger ohne Aufenthalt die Folge in Gang bringen — ohne jeden Zuruf beim Vor-

gehen, welchen zu machen stets ein grober Fehler ist — und den Paß, wo das gejagte Stück Wild voraussichtlich wechselt, auf kürzestem Wege zu gewinnen suchen; stopft oder verstummt die Jagd, weil sich etwa das Wild drückte oder Wiedergänge machte, und die Hunde wol gar den Hasen überrollten, so müssen sie streng dazu angehalten werden, die richtige Fährte wieder aufzunehmen und darf von diesem Vorhaben unter keinen Umständen eher abgegangen werden, als bis alle Mittel, ein günstiges Resultat zu erzielen, erschöpft sind. „Da weg, da weg!“ „hai, hai, hai, hierher!“ sind hierbei die Rufe an die Hunde, um diese von verlorener oder falscher Spur auf gute Fährte zurückzuführen. Auch dem besten Jägersmann können Fehljagden, namentlich bei großer Trockenheit vorkommen, wiewol man solche andererseits vermeiden kann, wenn man mit jungen Hunden zu solcher Zeit eben nicht jagt; immer aber bleibt es eine Wahrheit, daß falsche Fährten die Hunde sehr leicht verderben. Sich bei solchen beruhigen, ohne das Mögliche gethan zu haben, um sie unmöglich zu machen — oder wol gar die Hunde auf andere Fährte und in ein anderes Feld abrufen, um eine frische Jagd zu entriren, kennzeichnet alle Zeit einen schlechten Jäger.

Für solch einen indolenten Faulpelz wäre die alte Jägerbuße, — „Pfund“ geheißen — auch jetzt noch sehr empfehlenswerth und zeitgemäß, nach welcher der dem Range nach venerabelste Waidmann der Jagdfolge dem — deutlich gesagt, blank übergelegten Frevler drei Streiche ad posteriora mit dem Hirschfänger applicirte. Beim ersten Pfund hieß es: „für meinen Fürsten und Herrn!“ beim zweiten: „für Ritter, Reiter und Knecht!“ beim dritten: „das ist das edle Jägerrecht!“ dabei bliesen die rundum geschaarten Jäger, und der Strafact, für welchen sich der Bestrafte „demüthigst bedanken“ mußte, schloß mit einem allgemeinen Jägerschrei.

Eine Jagd richtig zu organisiren und zu führen, fordert mannigfache Kenntnisse. Da wollen die Hunde gut und zweckmäßig geführt, da soll richtig angelegt und entschlossen und ohne Stockungen gefolgt werden; zu alledem ist es nöthig, daß der Jägersmann ebensowol die Natur des Wildes und dessen Neigungen, als sein Revier kenne, und auf unbekanntem Fundus Orientirungsgabe und schnelle Beurtheilungskraft in hohem Grade zu seiner Verfügung habe. Umfang und Situation des Jagdterrains, Jahreszeit und Witterungsverhältnisse, ob man allein oder in einer zahlreichen Gesellschaft jagt, ob und wie viele zuverlässige Jäger unter dieser sich befinden: Alles das bestimmt dem denkenden Jägersmann die Maßregeln, welche er zu ergreifen hat.

Der Hase entfernt sich nicht gern von dem Orte, wo er gesetzt hat, und welcher ihm die Heimat bildet; um deswegen kehrt er bei der Verfolgung je nach deren Heftigkeit schnell oder erst nach Zurücklegung größerer Strecken zum Lager zurück. Alte Hasen, „Rammler“, gehen eine weite Strecke geradeaus und schlagen dann einen kurzen Hacken nach rückwärts, wobei eben die Hunde leicht überrollen. Kann der Jäger der Jagd nicht mit den Augen folgen, so wird er doch aus dem Geläute

wissen, daß ein alter Hase vor den Hunden ist, wenn sie sich in gerader Richtung entfernt, und daß, wenn sie gar nicht herumkommt, sondern fortzieht, ein Hase aus fremdem Reviere à vuo der Koppel ist. Im ersten Fall hat er daher einen Paß in der Nähe des Anfangspunktes der Jagd aufzusuchen, während er im zweiten ohnfehlbar zu folgen genöthigt sein wird. Satzhasen, Mutterhasen machen ihre Wendungen in kleineren Distanzen; junge Hasen drehen und wenden sich beständig dicht um ihre Geburtsstätte herum und drücken sich vor den verfolgenden Hunden häufig nieder, so daß grade sie den Hunden weit mehr zu schaffen machen um ihres unberechenbaren, planlosen Laufes wegen, als alte Thiere. — Alte, von den Hunden verfolgte Hasen halten im Forst die Wege und Gestelle ein, besonders bei Nässe, um nicht zu viele Tropfen auf's Kleid zu bekommen; hat Lampe einen bedeutenden Vorsprung vor den Jägern, so setzt er sich wol ganz frech nieder, um sich umzuschauen und Männerchen zu machen; kommt dagegen die Noth über ihn, so resolvirt er sich mit viel mehr Entschlossenheit, als man ihm gemeinhin zutraut, und schwimmt durch's Wasser, springt auf Mauern und in Baumlöcher, ja sogar er kriecht in Fuchsbaue hinein, wo er oft, wenn diese sich als befahren erwiesen, vom Regen in die Traufe gekommen sein soll.

Daß ein wesentlicher Unterschied darin liegt, in wie geringer oder zahlreicher Gesellschaft man jagt, und ob diese aus jagd- und revierkundigen Männern, oder aber blos aus Liebhabern, wol gar Sonntagsschützen besteht, bedarf wohl keiner Erwähnung; in jedem Falle muß, je umfassender die Gesellschaft ist, desto systematischer verfahren und jedem Theilnehmer, bevor die Hunde entkoppelt sind, sein Platz genau angewiesen werden; man besetzt die frequenten Pässe im Voraus und schließt die Möglichkeit, die angewiesenen Posten während der Jagd unter irgend welchem Vorwande zu verlassen, völlig aus. Leute, welche hin- und herlaufen und sich geberden, als ob sie von der Tarantel gestochen wären, sind keine Jägernaturen.

Wenn die Jagd in ein anderes Revier übergeht, ertönt der Jagdruf: „Zieh nach!“ Ist ein Fehlschuß zu beklagen, so wird durch ein lautes „Wahr zu!“ darauf aufmerksam gemacht, daß die Nachbarn das Thier erlegen; bleiben die Hunde allzuweit zurück, überollen sie, so heißt es: „hai, hai, hai!“ und der Ruf: „da weg, da weg!“ führt sie auf richtige Fährte zurück. Springt während der Jagd ein Stück Wild auf, so erschallt der Ruf: „Wahr zu, Hase, Fuchs!“

Einen der wesentlichsten Unterschiede bedingt bei der Jagd die Jahreszeit; Winter- und Schneejagd — der Schnee darf freilich keine Kruste bilden oder trocken sandartig, sondern er muß vielmehr feucht sein — findet die Hunde zumeist ausdauernder, als Sommerjagd; bei Blachfrost, oder wenn der Schnee allzu große Neigung zum Ballen verräth, muß man allerdings das Jagen unterlassen, weil im einen Fall die Hunde sich zu Schaden laufen, im andern aber nicht vom Fleck kommen. Allzuviel Nässe, vornehmlich in Laubhölzern oder Brüchen, erschwert das Suchen und verlegt die Fährten; Windstille begünstigt die Jagd und das

Geläute hört sich an solchen Tagen sonor und wie ein Jagdreigen an; Sturm und Wetterschlag dagegen heben alle Wirkung desselben auf und machen resultatlose Mühe.

Mit dem sichersten Erfolge jagt man von Anfang October ab; das abgefallne Laub liegt dann fest am Boden, kühle Herbstluft und frischer Thau begünstigen die Pace und die Folge — und die Befürchtung, den letzten Satzhasen zu zerstören, tritt alsdann in den Hintergrund.

Das Sprichwort sagt zwar: „Viele Hunde sind eines Hasen Tod!" wir meinen aber, daß zu starke Koppeln den Erfolg der Jagd nothwendig herabsetzen. Durchaus wollen wir nicht verleugnen, daß eine große Anzahl von Hunden durch lustiges Geläute und rege Lebendigkeit Ohr und Auge ungemein ergötzen kann; auch finden viele Hunde begreiflicherweise schneller, als wenige. Wir indessen würden es unbedingt vorziehen, mit einer oder zwei Koppeln von je zwei bis drei gut zusammengestellten, nur ihrem Führer gehorchenden Hunden zu jagen, als auf die problematischen Erfolge großer Massen zu speculiren; eine kleine Jagd, richtig gegen den Wind angelegt und ruhig, sicher geführt wird auf mäßig besetzten Revieren stets mit leidlichen Hunden eine befriedigende Ausbeute gewähren. Da, wo viele Hasen angetroffen werden, wie z. B. in Dessau, wo, wie mir ein alter Humorist aus Nimrod's Reiche erzählt, diesem bei einer Treibjagd die Sprungriemen an den Hasen abgefressen wurden — dürfen Jagdhunde nicht practisiren; gute Wildbahnen werden stets durch Jagdhunde verdorben.

Die Jagdhunde sind principiell nur auf Hasen und Füchse zu gebrauchen.

Ist das Wild erlegt, so erfolgt unter Singnalbegleitung die Losung: „todt, todt, hoh, hoh!" Das erlegte Thier wird den Hunden an den Hinterläufen hoch emporgehalten, vom Jagdmeister gezeigt und ihnen darnach der Aufbruch, das Gescheide vorgeworfen — überlassen; eine Gewohnheit sollte man aus diesem Actus freilich nicht machen, diese Collation vielmehr immer nur eine Belebung stark in Anspruch genommener Kräfte, eine Belohnung gut geleisteter Dienste sein lassen. Die Gewährung des Gescheides macht die Köter — waidmännisch ausgedrückt — „genossen." Selber anschneiden oder gar die Jagdbeute mit Haut und Haaren auffressen, das sollen Jagdhunde freilich durchaus nicht thun; geschieht dies im Anfang von jungen Hunden dennoch ab und zu, weil der Jäger nicht gleich zur Hand sein kann, so halten wir dies darum noch nicht für ein so gewaltiges Unglück, wie manche andere Leute. Jagdhunde sind nun einmal disciplinlose Bestien, welche durch einen solchen Act der Brutalität für kommende Jagden jedenfalls passionirt und feurig gemacht werden. Uebler ist die Neigung der Jagdhunde, welche sie allerdings als reißende Thiere charakterisirt, in Schaf- oder Schweineheerden einzufallen und da drinnen eine Metzelei anzurichten. Die härteste Züchtigung auf frischer That — man koppelt solche Hallunken, führt sie alsdann an die Thiere, deren Frieden sie soeben tückisch gebrochen, heran und treibt ihnen dann, wenn sie blutdürstig wieder einbrechen wollen,

die Mucken mit der Hundepeitsche aus — und Beseitigung aller Canaillen, welche diese Untugend an sich haben, sind hier die einzig zuverlässigen Hülfen. Hat man einen solchen Banditen, ohne es zu wissen, unter seinen Hunden und begegnet Einem das Unglück, daß dieser in eine Heerde hinein rast, so gebe man das Thier, welches er einmal niederriß, Preis und salvire, indessen er an diesem seine Wuth stillt, die übrigen Thiere; bringt man ihn von seinem ersten Opfer mit Gewalt ab, so kann es sehr wol vorkommen, daß er den Turnus fortsetzt und noch größere Verwüstungen anrichtet. Das mehrfach empfohlene Mittel, solchen Piraten in einen Sack zu stecken und die in ihren heiligsten Rechten verletzte Heerde über ihn hinweg zu treiben, ist abenteuerlich, grausam, unwirksam und völlig zwecklos.

Im Allgemeinen findet auch auf die Fuchsjagd fast alles Das Anwendung, was von der Hasenjagd bereits angeführt wurde; was abweichend ist, begründet sich in der Eigenthümlichkeit der Fuchsnatur. Diesen schlauen Patronen gegenüber muß vor Allem die Richtung des Windes gehörig in Obacht genommen und auch die Costümfrage der Jäger einer strengeren Censur insofern unterworfen werden, als dunkle Jagdanzüge durchaus unerläßlich sind. Der Fuchs geht viel eher vor den Hunden auf, als der Hase und ist dazu viel gewandter, sich zu salviren, als jene. Mit der größten Verschlagenheit benutzt er ein jedes Versteck und echappirt seinen Verfolgern oft auf Nimmerwieder; wir haben Füchse verschwinden sehen wie die Feen auf dem Theater, nur daß sie fort waren und fort blieben, und nicht wie jene in Wolkenwagen oder auf Phantasieschiffen zur Scene wiederkehrten; ja, sogar mit dem Todesgeschoß im Leibe, aber noch lebendig, sahen wir einen Fuchs den letzten Schlaf heucheln und dann — als er sich unbeachtet sah — entschlüpfen. Deshalb ist es bestimmt geboten, eines Fuchses sich sofort zu versichern und geben wir allen Jägern, welche, um dies zu thun, ihren Posten während der Jagd verlassen, für diesen speciellen Fall hierdurch ausdrücklich eine Ehrenerklärung. Die interessantesten Fuchsjagden macht man an schilfigen Seerändern; die Hunde, welche Reinecke aus dem Dickicht aufstöbern und ihm mit hellem Geläute folgen, das Blasen der Jäger, die Lebendigkeit und das Interesse, was gerade die Verfolgung so verschlagener Thiere erregt, hat seine besondere Poesie für ein empfängliches Gemüth; und der Schluß einer solchen Action verfehlt nie, auch auf die principiellsten Jagdgegner einen erheiternden Eindruck hervorzurufen. Wenn die klaffenden Köter sich in blinder Selbstüberstürzung und wilder Leidenschaftlichkeit, an ihm hinaufspringend, um ihren Führer schaaren, welcher ihnen den betrogenen Betrüger Reinecke hoch in der Luft an der Ruthe präsentirt, so giebt das ein Bild von ganz eigenthümlichem Colorit, erfüllt von frischem Leben und Jagdlust; wer hätte nicht schon einmal mit lächelnder Erregtheit vor den großen Spiegelscheiben einer Kunsthandlung gestanden und sich englische Jagdbilder — „Fox-huntings" — angesehen?

Der Papierkorb.

Wie muß ich beklagen, daß meine Hand nicht mit Zephyrwolle und Chenille umzugehen versteht —! Die Aussicht, bei einer Preisbewerbung, die kürzlich ein Journal für das „Haus" ausgeschrieben, einen Bechstein'schen Flügel zu gewinnen, ist zu verlockend —! Und belächeln Sie meinen Wahn nicht, ich glaube in der That, das zu haben, was man für das „Haus" verlangte, eine „neue Idee".

Man verlangte einen für das Leben des Hauses zu liefernden Gegenstand für weibliche Handarbeit, der nicht nur schmückend, nicht nur nützlich sein soll, sondern auch Veranlassung zu einem Erwerb böte — — —

Nun denn wohlan, meine „neue Idee" führt dem Gesellschafts-, dem Studierzimmer, dem Boudoir zwar keinen ungewohnten, bisher nicht dagewesenen Schmuck zu, kann aber jede Hausfrau, die ihrem Gatten eine Freude bereiten will, jede liebevolle Schwester, die einen aufmerksamen Bruder hat, dem sie gern danken möchte für die Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke, die ihr von seiner Hand zuzukommen pflegen, jede Verlobte, die schon im Brautstand für das Idol ihres Herzens eine Fee, die je früher je lieber anfängt, ihm sein äußeres Dasein zu schmücken, zu sein wünscht, veranlassen — ein Zimmerrequisit, die Papierkörbe, denn von diesen rede ich, wie sie bisher waren, zu cassiren und dafür neue anzufertigen. Hat allerdings zunächst — der Korbmacher nur den Gewinn von meiner „neuen Idee", so ist doch das nackte Rohrgestell, der nur lackirte Papierkorb, ein überwundener Standpunkt. Auch geschmückt, auch buntumflochten und mindestens mit einer gestickten Bordüre muß er versehen sein.

Um meine neue Idee (allerdings vielleicht nur das Ei des Columbus —!) zu erklären, ziemt sich zunächst, einen Blick in die Natur, in das Wesen und die Bedeutung des Papierkorbs zu werfen.

In meinen jüngeren Jahren gab mir einmal eine Dame, die eine vielleicht gerechtfertigte Ursache hatte, über mich erzürnt zu sein, bei einer ernsten Auseinandersetzung den Rath: „Und noch Eins, lieber Freund! Wenn Sie Briefe zerreißen, so werfen Sie sie niemals in den Papierkorb, sondern immer in den Ofen—!"

Recht schön das gesagt! Aber es giebt unter unserm gemäßigten Himmelsstrich glücklicherweise sechs Monate im Jahre, wo man des Ofens nicht bedarf. Man vergißt ihn dann vollständig. Oder — soll man um jeden Brief eines mahnenden Manichäers, um jedes Concept einer behördlichen Eingabe (etwa an die Ordenscommission, um uns für die nächste Ordensvertheilung in Erinnerung zu bringen), oder den Entwurf eines Toastes, den man beim nächsten Diner mit der Einleitung „unvorbereitet wie ich bin" vorträgt, sofort ein kleines Autodafé im Zimmer anstellen, Schwefel- oder Phosphordampf einathmen, sich die Hände an der Ofenthür und der Ofenklappe beschmutzen und dann noch etwa von seiner Gattin mit den Worten überrascht werden: „Sieh, sieh, was verbrennst Du denn da, Adolf —?" Nein, der Papierkorb ist einmal jene Fallthür, jenes unterirdische Verließ, jene Oubliette, die uns Sommers und Winters zu nahe zur Hand steht, als daß wir sie nicht benutzen sollten. Wer nur irgend an eine gewisse Ordnung in seinem Zimmer gewöhnt ist und mit Papier umzugehen hat — und unser ganzes Zeitalter ist ja das des Papiers —! kann dies Reser-

wir nicht entbehren. Alte Zeitungen wandern hinein, werthlose Billets, Briefcouverts, Manuscripte, die so glücklich waren, einen Verleger gefunden zu haben, längst gedruckt, recensirt und — vergessen sind, kurz, was nur irgend in unserm stündlichen Sein und Leben mit der Erfindung, aus Lumpen Papier zu machen, zusammenhängt, steht in Verbindung mit dem Möbel, das nicht ohne Grund die Form des antiken — Aschenkrugs erhalten hat.

Nun giebt es aber (ich entwickele meine „neue Idee“ —!) in unserm irdischen Schaffen und Wirken, in unserm Dulden, Entbehren und Erleben eine Reihe von Mächten, die schon lange die Philosophie und keine mehr als die Spinoza's zweifelhaft gemacht haben an dem überlieferten Satze, daß sich der Mensch vom Thier durch die Uebung seines freien Willens unterscheidet. Goethe sagt im Faust: „Im Einen sind wir frei, im Andern sind wir Knechte!“ Diese Knechtschaft liegt nicht etwa blos in unserer Abhängigkeit vom Fatum, vom Schicksal, von anderer Menschen freiem Willen, von unserer Kundschaft, vom Chef des Departements, in dem wir arbeiten, sondern noch weit mehr in unserer eigenen Natur und in den allgemeinen Gesetzen alles Erschaffenen. Unsere größten Tyrannen sind Zeit und Raum —! Vergeßlichkeit heißt z. B. allein die zuweilen tiefbeschämende Zwangsjacke unserer eingebildeten Freiheit, eine Hanswurstjacke sogar für Andere, die über uns lachen, wenn sie uns in einem Zimmer herumrennen und einen Gegenstand suchen sehen, von dem wir nicht wissen, daß wir ihn in der Hand haben! Das Schrecklichste der Schrecken ist, nach Schiller, der Mensch in seinem Wahn. Jede Hausfrau wird zustimmen, wenn ich diesen Spruch vom Kothurn der Tragödie auf den Pantoffel des Hauslebens übertrage und sage: Das Schrecklichste der Schrecken ist — ein Mann, der etwas sucht, was ihm verlegt ist! Denn in der Regel klagt er sich dann selbst am wenigsten an, sondern seine Umgebungen. Gewöhnlich stürzt ein solcher Wüthender zunächst — auf den Papierkorb —! Weiß er doch, es umgeben diesen und ihn selbst immerfort Hände, die um ihn her Ordnung stiften wollen, aber nur — die beantworteten Briefe unter die unbeantworteten, die noch nicht gelesenen Zeitungen unter die gelesenen wirren und somit jene Ordnung stiften, die in seinen Augen, in den Augen des Herrn im Hause oder wenigstens des Herrn in seinem Zimmer, die größte Unordnung ist. Dienstboten haben dann wol gar die Gewohnheit — im Ofen Feuer anzumachen mit Hülfe des Papierkorbs. Manchmal hat der gestrenge Herr der Schöpfung selbst dafür das erste Zeichen gegeben. Sah er, wie sich die Magd mühte, das gerade ausgegangene Tannenholz durch Anblasen der Buchenholzfeuerung zu ersetzen, so verwies er ja selbst großmüthig auf seinen Papierkorb und erklärte diesen für vogelfrei.

Gewiß! Mephisto hat Recht: „Alles was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht —!“ Und nichts ist dessen werther, als der Ueberfluß an Papier. Es giebt nun aber einen Begriff, der im geregelten Leben der Menschheit eine hohe Bedeutung hat. Beamte und Officiere kennen ihn vorzugsweise. Es ist eine strenge, spröde, oft grausame Gottheit, die über soviel Wünsche und Hoffnungen entscheidet. Doch ist das Wesen derselben die Gerechtigkeit. Wer diese Gottheit umgeht, ihre Aussprüche betrügt, dem hat die Gemeinde derselben Feindschaft geschworen — bis auf's Blut. Die Macht, die ich meine, ist: die Anciennetät. Am Tempel der Anciennetät, an den verschlossenen Thüren ihrer Gunst können wir sitzen und eisgrau werden vor Hoffen und Harren. Endlich aber doch muß sie die Thore öffnen

und uns, dem Nächsten nach unserm Vordermann, der versetzt wird, entweder versetzt in ein anderes Amt oder in's Himmelreich, seine Stellung überlassen. Empörung —! ruft es in allen Adern unseres Innern, wenn im Tempel der Anciennetät eine besondere Hinterthür durchgebrochen wird und ein Protégé — der Geburt, der Vetterschaft oder wol gar — der Schürze — unsern, durch die unwiderbringliche Zeit geheiligten Rechten vorgezogen wird. Die Anciennetät ist das Gesetz jeder vernunftgemäßen, regelrechten Cultur. Wird es vom Genie umgangen, dann bescheiden wir uns. Sonst aber, in unserm mittlern Leben, in unserer Welt der seltenen Ausnahmen von einer respectablen Regel, soll das Alter der Jugend vorangehen. An jeden Strich Wald, der gefällt werden soll, legt der weise Forstmann den Maßstab der Zeit. Das Alter entscheidet, welche Actenbündel in den Kanzleien, den Gerichtsstuben unter die Stempel der Einstampfung kommen. Die Felder der Todten haben ihre Rechte. Dreißig Jahre muß ihnen ihre Ruhe ungestört bleiben selbst in der volkreichsten, baulustigsten Stadt. Keine Eisenbahn, kein Passagendurchbruch darf wenigstens ein Menschenalter hindurch die Gebeine unserer Eltern, unserer Kinder um ihren Frieden und uns selbst um die Gelegenheit bringen, an ihren Gräbern über das Leben nachzudenken.

Und von diesem tiefen Gesetz der civilisirten Ordnung, der weisen Vorsicht, machte — der alte Papierkorb eine Ausnahme! Er warf von oben hinein und nahm — von oben wieder heraus! Das Versehen eines Augenblicks, der einen Gegenstand für unbrauchbar erklärte, konnte der alte Papierkorb nie wieder gut machen. Brauchte man ein Stück beschriebenen Papiers, so nahm man es von oben! Längst verjährte, mit den oft zu schnell beseitigten Eindrücken der Gegenwart nicht mehr im geringsten Zusammenhang stehende Dinge findet man manchmal noch in einem Jahre, in zweien, auf dem Grunde des Papierkorbs, wenn man sich einmal die Mühe giebt — wie selten! ihn gänzlich zu räumen. Oben indessen — da war schon manche uns plötzlich interessirende Zeitung von vorgestern, manches Couvert eines gestern erhaltenen Briefes, manches schnell zerrissene Schreiben in's Feuer gewandert, Dinge von denen man sich einige Tage darauf sagte: O wie fatal, das so wichtige — nun was? — und wenn nur die — Briefmarke, liebes Kind, die ich dir so gern geschenkt hätte —! ist nicht mehr vorhanden!

Das Ei des Columbus, sagte ich —! Ich beantrage — unten, d. h. oberhalb des Fußes der Papierkörbe eine Klappe, groß genug, um mit der Hand hineinzugreifen und nur — von unten her entnommen, das Verjährte in den Ofen zu werfen. Der Korbmacher wird das Gestell mit dem Geschmack, den man ja in unseren Korbgeflechtateliers anzutreffen gewohnt ist, herzustellen wissen und gefälliger als — die Thür am Hühnerkorb. Die zarte Hand der freundlichen Leserin dagegen wird es verstehen, das nackte Holz noch mit zarter Wolle oder Seide, mit prangenden Farben zierlich zu umkleiden. Kommt auf diese Art das Gesetz der Vernichtung immer nur an Das, was noch nicht mit so manchen Fäden an's Leben geknüpft, noch nicht erst halbgestorben, ja manchmal noch der Auferstehung gewärtig sein könnte, sondern immer nur an das Längstbegrabene, Längstdahingegebene (das man somit von unten hervorzieht), so ist auch hier die Ordnung der Natur hergestellt und — vielleicht mancher frohe Augenblick im Leben des Hauses gewonnen.

Karl Gutzkow.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im März 1870.

Der Reichstag hat mich neulich einmal interessirt, lieber Freund. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist wahr: ich habe über die dort gesprochenen Worte viel nachgedacht. Die Debatten über den Schutz des geistigen Eigenthums haben mein bischen Verstand völlig in Anspruch genommen, und von allem Nachdenken und Grübeln wurde mir schließlich so dumm im Kopf, als ob ich eine Theaterkritik gelesen oder gar verfaßt hätte. In Betreff des geistigen Eigenthums, das mit den Kritikern natürlich nichts zu schaffen hat, gehe ich etwas weiter als mein Freund Braun und sage: erstens giebt's gar kein geistiges Eigenthum, und zweitens, wenn es doch geistiges Eigenthum geben sollte, so bedarf es keines Schutzes.

„Geistiges Eigenthum" ist in der That eine incommensurable Größe. Jedwedes Eigenthum muß irgend einen Werth und irgend einen Besitzer haben. Nun möchte ich aber den Menschen sehen, der z. B. den Werth gewisser Kritiken festzustellen vermöchte und Jemandem das Besitzrecht über dies „geistige Eigenthum" aufzunöthigen sich erdreistete. Im Uebrigen bin ich aus persönlicher Hinneigung zu den liebenswürdigen und galanten Leitern der socialistischen Bewegung in Bezug auf das „Eigenthum" überhaupt sehr tolerant gestimmt; ich finde mit Proudhon, daß Eigenthum Diebstahl ist und sehe nicht ein, weshalb der geistige Diebstahl sich noch besonderer Schutzprivilegien zu erfreuen haben solle.

Also moralisch zu rechtfertigen ist der Schutz des geistigen Eigenthums durchaus nicht; noch weniger ökonomisch. Diese Seite hat mein Freund Braun — die Freundschaft ist ganz auf meiner Seite — mit gewohnter Schlagfertigkeit beleuchtet. Der Schutz vor Nachdruck, welcher die heilsame Concurrenz der Verleger beseitigt, vertheuert die Waare. Die Nation muß ihre Lieblingslectüre übermäßig hoch bezahlen, z. B. einen Born'schen Sensationsroman aus dem Werner Grosse'schen Verlag mit fünf Pfennigen. Das ist viel zu viel. Werden die Schutzfristen auf ein Minimum reducirt etwa auf acht Tage, so wird man dafür blos drei Pfennige zu zahlen haben. Das ist zwar auch noch drei Pfennige zu viel, aber der Verkaufspreis kommt dem reellen Werth der Waare doch etwas näher. Also keine Schutzfristen. Die Nation, die Allgemeinheit profitirt vom Nachdruck.

„Und Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eigenen Sache."

Daß in Folge dessen die an die Schriftsteller zu zahlenden Honorare die naturgemäße rückläufige Bewegung annehmen, muß ebenfalls als ein er=

freulicher Fortschritt begrüßt werden. Darben ist der normale Zustand des deutschen Autors, und der knurrende Magen ist der wahre Motor weltbewegender Ideen. Es ist ganz erstaunlich, wie der Hunger witzigt, den Schaffensdrang erweckt und die Thatkraft fördert. „Ein voller Bauch studirt nicht gern", sagt die Weisheit der Nationen; Wohlhabenheit macht behäbig, faul und schlaff. Man sorge also dafür, daß es den Autoren nicht zu gut gehe, die Nation wird sich dabei um so besser befinden. Nach den neuesten Forschungen der Hellenisten wird als feststehend angenommen, daß Homer für die „Odyssee" neun Thaler pro Druckbogen (etwas mehr als der „Philologus" zahlt) bezogen hat; für die „Ilias" hat ihm sein Verleger aber nur acht Thaler zahlen können, da das Absatzgebiet ein beschränkteres war. Und dabei war das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen nicht einmal vorbehalten. Die eifrige Agitation für den Schutz der Autorenrechte ist ein sehr trauriges Symptom für den kleinlichen Krämergeist der Schriftsteller von heute. Der wahre Dichter soll seinen Lohn in sich finden, und das „Honorar" verliert seinen Charakter, wenn es etwas Anderes ist, als ein „Ehrensold", der eigentlich nur pro forma gezahlt wird. Das hat z. B. Arnold Hilberg in Wien sehr richtig aufgefaßt und durchgeführt. Der wahre Dichter wird also niemals Honorar beanspruchen. Ein sinniges Blümlein von den Fluren, ein polnisches Achtgroschenstück oder eine schmeichelhafte Notiz in der „Europa" wird ihm ein fürstlicher Lohn dünken. Die Poeten und Schulmeister haben viel gemein: beide sollen hienieden von Rechtswegen hungern, dafür werden ihnen aber alle erdenklichen Annehmlichkeiten im besseren Jenseits in Aussicht gestellt. Und das ist doch auch etwas.

Wir leben in der Zeit der freien Entfaltung aller Kräfte und haben gegen alles Protections- und Privilegienunwesen einen sehr gerechtfertigten Widerwillen. „Frei ist die Bahn", sagte Belcredi; daß ihm dabei das Mißgeschick passirte, zu purzeln, ändert an der Sache selbst nicht das Geringste „Frei ist die Bahn", sagt Steiger in Newyork und fördert durch Nachdruck den Sinn für deutschen Geist in der Neuen Welt. Denn nur darum ist's dem amerikanischen Nachdrucker zu thun; es ist rein zufällig und gewiß unbeabsichtigt, daß er dabei auch sein Geschäft findet.

Wenn man einmal anfängt, die Erzeugnisse der Autoren zu schätzen, so ist damit der obrigkeitlichen Bevormundung Thür und Angel geöffnet. Heute wird man den Autor in seinem vermeintlichen finanziellen Rechte schützen, morgen wird man ihn gegen typographische Unbill, gegen die Druckfehler sicherstellen und übermorgen wird man sogar über die geistige Qualität der Arbeit die Fittige breiten wollen. Man wird am Ende gar versuchen, Stücke „frei nach dem Französischen", oder „mit Benutzung einer vorhandenen Idee", oder „Bearbeitungen" als einen Eingriff in das geistige Eigenthumsrecht des Verfassers zu untersagen! Wohin sollte das führen?

Man muß eben consequent sein. Fängt man einmal an, das geistige Eigenthum zu „schützen", so gibt's keinen Grund, mit diesem Schützen aufzuhören. Man wird also das einmal Vorhandene in starrer Unbeweglichkeit zu erhalten krampfhaft bestrebt sein, es wird nichts mehr gestattet sein, das Bestehende wird unversehrt erhalten werden müssen, was ist, wird als gut betrachtet werden, weil es ist, es wird verboten werden, die bessernde Hand an die Werke von Shakespeare, Goethe, Schiller zu legen, mit einem Worte: nur die Vergangenheit wird noch etwas gelten, der Gegenwart und Zukunft aber werden die Flügel gelähmt werden.

Wohin soll das führen? frage ich noch einmal.

Und ich antwerte darauf: zum Verderben der Literatur. Denn auf diese Weise wird es mir nicht gegönnt sein, mein großes Opus zu vollenden. Ich bin nämlich mit einer Umdichtung des „Faust“ beschäftigt. Ich schaudere bei dem Gedanken, daß ein früherer Erlaß des Gesetzes über den moralischen Schutz des geistigen Eigenthums das Erscheinen des größten Werkes dieses Jahrhunderts hätte verhindern können!

Ja, des größten Werkes dieses Jahrhunderts! Ich spreche dies große Wert gelassen aus.

Sie kennen es wahrscheinlich noch nicht, lieber Freund, dieses größte Werk des Jahrhunderts und werden vielleicht an Minckwitz' Nationalepos über die Völkerschlacht denken. Das meine ich aber nicht. Das Buch, von welchem ich rede, ist anonym geschrieben. Der Verfasser hat sich nicht genannt, gerade wie der Erbauer des Kölner Doms. Das Buch heißt: „Von der Volkspoesie“, und ist in diesem Jahre 1870 in Barmen bei Langewiesche erschienen.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gestellt, die alten Voksliecer, die bekanntlich der Poesie gänzlich ermangeln, in ein wahrhaft poetisches Gewand zu kleiden. Um die Vorzüglichkeit seiner Arbeit in helles Licht zu stellen, hat er die echten Volkslieder und seine Umdichtungen neben einander gesetzt.

„Wen solche Lieder nicht erfreun,
Verdienet nicht ein Mensch zu sein!“

Ich will dem Beispiel des Verfassers folgen und einige Volkslieder in ihrer ursprünglichen Rohheit und poetischen Bearbeitung hier folgen lassen.

Das dumme Volk singt:

„Kein Feuer, keine Kohle
Thut brennen so heiß,
Als heimliche Liebe
Von der Niemand nichts weiß.

„Keine Rose, keine Nelke
Thut blühen so schön
Als wenn zwei verliebte Seelen
So bei einander stehn.“

Wie gemein, wie platt! „Thut brennen“, „Niemand nichts“ „Thut blühen“ — gegen alle Grammatik! Man vergleiche damit die zarten Strophen, welche der Bearbeiter an die Stelle der unschönen Volksreimerei gesetzt hat (S. 59):

„Die feurigste Kohle
Brennt nimmer so heiß,
Als heimliche Liebe,
Da Niemand drum weiß.

„Nicht Rose noch Nelke
Kann blühen so schön
Wie solche zwei Seelen
Auf Liebeshöhn.“

Das ist doch noch Poesie! Da ist Saft und Kraft. „Solche zwei Seelen auf Liebeshöhn!“ Das ist ein Bild.

Auch die nächste Umdichtung ist meisterlich. Das Volk singt:

„Wär' ich ein wilder Falke,
Ich wollt mich schwingen auf
Und wollt mich niederlassen
Vor meines Grafen Haus.

„Und wollt in ihrem Nacken
Die goldnen Flechten schön
Mit wildem Schnabel packen
Sie tragen zu dieser Höhn."

Ich will gern zugeben, daß sich in diesem Liede eine gewisse Energie verräth, aber mit der Umdichtung kann man es doch gar nicht vergleichen!

„Wär ich ein wilder Falke,
Ich wollte dann sofort
Hoch durch die Luft mich schwingen
Zum Grafenschlosse dort.

Und wollte in ihrem Nacken
Der goldnen Flechten Flor
Mit wildem Schnabel packen
Und fliegen mit ihm empor.

Hier sind die Verbesserungen so handgreiflich, daß es kaum eines Wortes bedarf. Wie schön ist das „sofort", welches die ungestüme Leidenschaft des Verliebten mit herrlicher Knappheit ausdrückt! Und wie fein ist die Abänderung des Gedankens! Im Original schwingt sich der Falke auf und läßt sich nieder vor des Grafen Haus; in der Bearbeitung kommt er aus dem Schwingen gar nicht heraus. Außerdem setzt der Bearbeiter mit weiser Weltkenntniß voraus, daß der Graf, nicht wie im Original, ein elendes „Haus", sondern ein Schloß bewohnt. Das sind Kleinigkeiten, aber sie verrathen den Meister. Am Bedeutendsten aber ist die Veränderung der „goldnen Flechten schön" in „der goldnen Flechten Flor". Abgesehen von der Alliteration ist das Bild herrlich. Flor bedeutet im Deutschen entweder das durchsichtig gewebte Zeug, das besonders in schwarzer Farbe während der Trauer getragen wird, oder bildlich ein nebelartiges Dunkel („Von dem Flor der Nacht umschattet"), oder es bedeutet die Blüthe. Welchen Flor der Umdichter gemeint hat, weiß ich nicht. Das ist mir auch gleichgiltig. Der „goldnen Flechten Flor" ist auf alle Fälle himmlisch. Das Dunkel der blonden Flechten, oder die Blüthe des Goldes — das Eine ist so poetisch wie das Andere.

Noch einige Beispiele. Da heißt es in einem Volkslied:

„Da droben auf jenem Berge
Da steht ein hohes Haus,
Da schauen wol alle Frühmorgen
Drei schöne Jungfrauen heraus."

In der Umdichtung:

„Da droben auf jenem Berge
Da steht ein vornehm Haus;
Da schauen an jedem Frühmorgen
Drei freundliche Mädchen heraus."

Mit vielem Tact läßt hier der Umdichter eine schwer zu erörternde Frage aus dem Spiel; er sagt einfach: „Mädchen".

Die Reime sind in den Volksliedern bisweilen entsetzlich. Dies hat den feinfühlenden Anonymus veranlaßt, die Strophe:

„Den Gefangnen mein, den geb' ich nicht,
Im Thurm muß er verfaulen.
Zu Falkenstein steht ein tiefer Thurm
Wol zwischen zwei hohen Mauern",

folgendermaßen abzuändern (S. 69):

„Dein Liebster ist ein böser Wurm, —
Er soll in dicken Mauern
Zu Falkenstein im tiefen Thurm
Des Lebens Rest vertrauern!"

Wurm, Thurm, Mauern, vertrauern — wer dagegen etwas einzuwenden hat, der braucht sich nur zu melden. Böser Wurm! — Noch ein Würmchen:

Das Volk singt:

„Küsset Dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer sein,
Die ich zu Dir sende.
Tausend schick' ich täglich aus
Die da wehen um Dein Haus,
Weil ich Dein gedenke!"

Umdichtung auf S. 77.

„Küsset Dir ein Lüftelein
Künftig Stirn und Hände,
Denke, daß es Seufzer sein,
Die ich zu Dir sende.
Tausend schick' ich täglich aus,
Und um Dich zu finden,
Fahren sie auf Winden."

Denn was nützt alles Geseufze, wenn's nicht an die richtige Adresse gelangt? Der Expeditionsmodus: „auf Winden" erscheint allerdings etwas gewagt; indessen, da es sich um Seufzer handelt — —.

Ganz allerliebst ist auch die Abänderung des bekannten Volksliedes:

„Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus
Ade!
Feinsliebchen, das schaute zum Fenster hinaus
Ade!
Und wenn es soll geschieden sein,
So reich mir Dein goldenes Ringelein,
Ade, ade, ade!
Ja Scheiden und Meiden thut weh."

Der Umdichter vereinfacht die Geschichte (S. 83):

Es reitet ein Reiter zum Thore hinaus
„Ade."
Sein Liebchen steht weinend im Vaterhaus:
„„Ade""
Er reicht ihr noch einmal in Liebe die Hand:
„Ich kehre ja bald aus dem fremden Land!"
„„Ade! ade! ade!
Ach, Scheiden und Meiden thut weh!""

Es ist in der That nicht abzusehen, weshalb drei Reiter zum Thore hinausreiten sollen. Einer thut ganz dieselben Dienste. Und das sind doch noch geregelte Verhältnisse, wie sie uns der Umdichter vorführt. Das Fräulein hat allerdings einen Schatz, aber es wohnt im Hause des Vaters, der

ohne Zweifel zu der Verbindung seine Zustimmung gegeben hat. Im Volkslied dagegen blicken wir in einen wahren Abgrund: Ein Feinsliebchen für drei Reiter! Ich empfehle dies Liebchen der moralischen Entrüstung des Frl. Meyrhofer in Wien.

Je mehr ich in dem herrlichen Buche blättre, desto schwerer wird's mir mich davon zu trennen. Ich möchte es ganz abschreiben. Ueberall zeigt sich der feinfühlende Poet, der tiefe Denker.

Er singt unter Anderm auch: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie treu ist dein Gezweige!" Dies verräth ganz ungewöhnliche botanische Kenntnisse. Die „grünen Blätter", welche das Volkslied dem Tannenbaum andichtet, lassen sich mit den bisherigen Feststellungen der Naturwissenschaft in keiner Weise in Einklang bringen.

Wundervoll ist auch die folgende Veredlung des Volkslieds:

„Daß 's im Wald finster ist,
Das macht das Laub,
Daß mich mein Schatz nicht mag,
Das ich nun glaub'."

in:

„Daß es im Wald finster ist,
Das kommet von dem Laub,
Daß mein Lieb treu nicht blieb,
Ist ärger als Raub."

Es ist, mit anderen Worten: der reine Mord. Und da wir gerade vom Morden sprechen, will ich noch eine Probe geistvoller Bearbeitung hier anführen.

Das Volkslied sagt:

„Joseph, lieber Joseph, was hast Du gemacht,
Daß Du die schön Nannerl in's Unglück gebracht."

Der Umdichter ändert den letzten Vers und singt:

„Deine arme Nannerl — wie herab gebracht!"

Er sagt auch: „Zu Straßburg auf der Schanz stand ich mit Schwert und Lanz" (Seite 159), und er sagt noch Vieles, was ich übergehen muß, um nicht eintönig zu werden. Am schönsten finde ich die Umdichtung des Tannhäuserliedes. Das ist die Perle des Buchs. Hier hat sich der moderne Dichter etwas mehr Freiheit gegönnt. Er breitet seine Schwingen und steigt zu taumelnden Höhen empor. Für die eine Strophe:

„Ich bin gewest ein ganzes Jahr
Bei Venus, einer Frauen;
Nun will ich Beicht und Buß' empfahn,
Ob ich möcht Gott anschauen —"

Für diese eine Strophe schüttelt die opulente Muse unseres Modernen aus ihrem Füllhorn deren drei — und was für welche! Man höre:

„Ich hab' gewohnt ein ganzes Jahr
In eines Berges Schooße, —
Bei einer, die so gottlos war,
Daß drob ich noch erboße.

„Die Heidengöttin Venus war's,
Der Teufelinnen größte.
O daß doch Gott in seiner Gnad'
Die Welt von ihr erlöste!

„Ihr Leib war schön so überaus,
Daß Keiner es beschriebe,
Und ich genoß in sünd'gem Rausch
Alltäglich ihre Liebe!"

Das läßt tief blicken. Was sagen Sie, lieber Freund, zu diesem Colorit, zu dieser Schärfe der Charakteristik? Und ich scherze nicht. Die citirten Verse stehen auf Seite 143 des Buchs „Von der Volkspoesie", das seit einigen Wochen mein Entzücken ist. Es ist ein wahrer Talisman, dieses Buch, und allen Freunden guten Humors empfehle ich's dringend. Denn es ist ernst gemeint. Der Blödsinn ist keine Faschingsmaske, er ist reinlich und zweifelsohne. Gerade deshalb wird der ernstgemeinte Ulk seine komische Wirkung nicht verfehlen. Für mich ist diese „Volkspoesie" der wahre Sorgenbrecher. Bin ich schlecht gelaunt, so greife ich zu dem braunen Buche, lese darin, und fünf Minuten drauf schüttle ich mich vor Lachen.

Und es ist doch etwas Köstliches um das Lachen. Wir verlernen's aber immer mehr. Wir lächeln kaum noch. Das herzhafte, zwerchfellerschütternde Lachen gehört nicht mehr zum guten Ton. Wir lachen, wie Figaro, um nicht weinen zu müssen. Das ist aber nicht das Wahre. Wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Lustspiel preisgekrönt, ein deutsches Nationalepos geschrieben, ein Volkslied umgedichtet, oder ein Preßproceß verhandelt würde, so wär's aus mit der Heiterkeit in Deutschland. Als einziger Trost bleibt uns die alte Wahrheit: daß die Dummen nicht aussterben. Der Himmel erhalte sie uns zu unserer Freude!

Und Das führt mich in gerader Linie auf den wiener Preßproceß contra „Floh". Fräulein Meyrhofer hat einen glänzenden Sieg gefeiert. Es ist allerdings gerichtlich festgestellt worden, daß diese junge Künstlerin sich in einem Anzuge hat photographiren lassen, der eigentlich mehr ein Auszug war, aber wer wird da gleich an Absichtlichkeit glauben? Es war vielleicht ein heißer Tag, schwül und drückend, Frl. Meyrhofer wollt' sich's halt bequem machen, und, nichts Böses ahnend, warf sie sich in ein paradiesisches Negligé. Der tückische Photograph erspähte einen unbewachten Moment und, ohne daß Frl. Meyrhofer das Geringste darum wußte, kam sie in den Handel; bildlich, meine ich. So wird sich jedenfalls die Sache zugetragen haben. Daß das wiener Witzblatt diesem harmlosen Scherz eine perfide Deutung gibt und dem jeu innocent einer reinen Künstlerin ein bedenkliches Motiv unterlegt, verdient in der That den Haß und die Verachtung aller Wohlgesinnten, und der wiener Gerichtshof, welcher den Redacteur zu einem Monat Gefängniß und zu einer Geldbuße verurtheilt hat, zu einer härteren Strafe, als der Vertreter der Klägerin beantragt hatte, darf sich rühmen, der entrüsteten öffentlichen Meinung durch dieses Urtheil volle Genugthuung gewährt zu haben. Wenn selbst die Liebhabereien der reinen Unschuld von der satirischen Presse nicht mehr geschont würden, so würden ja bald alle sittlichen Bande der Gesellschaft gelöst werden. Hat doch Homer durch seine schlechten Bemerkungen über Zeus und dessen göttliche Collegen mehr als irgend ein anderer dazu beigetragen, den Olymp zu Grunde zu richten. Das soll uns eine Warnung sein; und wo immer ein Zeitungsschreiber es wagt, Alcovengeschichten in die Oeffentlichkeit zu bringen, da schreite das Gericht ein und strafe mit unerbittlicher Strenge.

Wenn nun ein Angriff auf die Ehre des Fräulein Meyrhofer mit sechzig Gulden bestraft wird, auf welchen Lohn hat Derjenige Anspruch, wel-

cher es unternimmt, die Unschuld des Grafen Beust zu vertheidigen? Eine wohl aufzuwerfende Frage. Dieses Kunststück hat Herr Friedr. W. Ebeling unternommen. Ich bitte, diesen Herrn Ebeling nicht mit dem geistreichen Pariser Feuilletonisten, Professor Adolf Ebeling zu verwechseln, welcher den Lesern des „Salon" durch seine angenehmen Plaudereien wohlbekannt ist. Der witzige Pariser Adolf Ebeling hat mit dem deutschen Friedr. Wilh. Ebeling gerade so viel gemein, wie die Herzogin Helene von Orleans mit Offenbachs „Schöner Helena" — den Namen und weiter nichts. Der deutsche Friedr. Wilh. Ebeling hat, wenn ich nicht irre, früher einmal eine „Geschichte des Burlesken" geschrieben, sein „Buch vom Grafen Beust" ist wahrscheinlich die Fortsetzung. Wir erfahren daraus, daß Beust von Hause aus ein sehr freisinniger Mann war, daß seine langjährige Reactionspolitik eigentlich nur auf optischer Täuschung beruhte, daß der Justizminister Zschinsky Alles verschuldet hat, und daß Beust immerdar ein Lämmchen weiß wie Schnee gewesen ist. Worüber man in Waldheim das Nähere erfahren kann. Herr Ebeling hat sich durch diese Mohrenwäsche ein großes Verdienst erworben. Unserer Zeit, welche den Beruf in sich fühlt, den Verleumdungen der Geschichte den Garaus zu machen, darf es gewiß nicht verübelt werden, wenn sie die Trugbilder einer gewissenlosen Demagogie zertrümmert. Und wenn Adolf Stahr nachweist, daß Tiberius ein römischer Biedermann gewesen ist, wenn „Lucrezia Borgia" vor den erstaunten Augen der Gegenwart urplötzlich als eine anmuthige, sittenreine wohlwollende Dame erscheint, wenn Gerstäcker sogar den „Othello" weiß gewaschen und behauptet hat, der „Mohr" wäre ein einfacher Maure mit heller, lichter Hautfarbe (Shakespeare spricht in der That vom „Dickmäuligen" von „des Unholds pechschwarzer Brust" vom „Berberhengst", vom alten „schwarzen Schafbock" und andern Kleinigkeiten, die klar beweisen, daß er sich den Mohren ganz weiß vorgestellt hat) — wenn alles Das geschehen ist, so begreife ich nicht, weshalb man nicht den Grafen Beust aus dem Jahre 1848 als einen liberalen Politiker hinstellen sollte. Werfen wir also die Vorurtheile früherer Zeiten bei Seite und beugen wir uns vor der moralischen Autorität des Herrn Fr. W. Ebeling.

A propos Moral! Was sagen Sie, lieber Freund, zu dem Antrage wegen Abschaffung der Pfarrersköchinnen? Machen Sie's so wie ich, und sagen Sie gar nichts. Ich schreibe jetzt eine Ballade: „Die Pfarrersköchin von Taubenheim". Ich verspreche mir viel von der Arbeit.

Und daraufhin herzlichen Gruß.

Wie immer

der Ihrige.

Im Rauchzimmer.

Niemals in meinem Leben habe ich eine so kostbare Cigarre geraucht, als diejenige war, welche ich mir im Wohlthätigkeitsbazar des berliner Rathhauses zum Besten des Asyls für Obdachlose gekauft habe. Sie hat mich nämlich einen Thaler preußisch Courant gekostet, obwol sie nicht einmal eine Cigarre, sondern nur eine Cigarrette war. Als ich meinen Obolus geopfert und die kleine Münze heraus erwartete, sagte die holde Verkäuferin: „Hier wird nicht gewechselt" und sah mich zugleich mit einem Blick an, als wolle sie sagen: „Einen Thaler für eine Cigarrette, was ist das? Ich habe zehn Thaler dafür bekommen, ohne nur mit den Mundwinkeln zu zucken. Wünschen Sie vielleicht noch, mein Herr, ein Gläschen Champagner aus dieser Flasche? Man zahlt nach Belieben; allein ich habe bis jetzt nicht unter einen Ducaten dafür genommen. Oder ein Loos, auf welches Sie dies silberne Tintenfaß gewinnen können? Oder eine frische Rose?" Während die Dame mit dem prachtvollen blonden Haar und den schönen blauen Augen noch plauderte, hatte ich erstens die Cigarre in der einen, zweitens das Gläschen Champagner in der andern Hand, drittens das Loos in der Tasche, viertens die Rose im Knopfloch und bemerkte fünftens, wie viel andere schöne Damen mit wie viel anderen schönen Dingen, mit Sodawasser, Kuchen, Oelgemälden, gehäkelten Mützen und Alabastervasen außerdem noch in diesem schönen Saale seien. Nachdem ich daher den Champagner getrunken und das Gläschen wieder dankbar niedergesetzt, kaufte ich mir rasch noch eine schöne Lithographie von Jenny Lind (mit einem kleinen Oelfleck in der obern Ecke rechts) und gab mich nun unbefangen der Betrachtung und dem Genuß hin. Denn keine Dame, indem sie mich so vorüberziehen sah mit meiner Cigarrette, meinem Loos, meiner Rose und meiner Lithographie, machte auch nur den geringsten Versuch, mir noch Etwas anzubieten, mit Ausnahme einer kleinen, charmanten Brünette mit kurzem, dunklen Haar, welche mit einem Blick auf meine Cigarrette bemerkte, daß mir das Feuer fehle, und mir demgemäß ein Schächtelchen Patentschwefelhölzchen in den Hut warf, welchen ich unter dem rechten Arm trug. Es war das erste Mal, daß ich den herrlichen Rathhaussaal betreten, welcher überhaupt erst mit diesem Wohlthätigkeitsbazar festlich eingeweiht und der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Mit einem Gefühl berechtigten Stolzes ging ich die breiten Stufen des wahrhaft majestätischen Treppenhauses empor. Du bist zwar nur ein schlichter Bürger, sagte ich mir, und Dein einziger Luxus besteht darin, hin und wieder eine gute Cigarre zu rauchen; aber Du bezahlst achtundzwanzig Thaler Staats- und sechzehn Thaler städtische Einkommensteuer: Du darfst mithin stolz sein. Stolz daher durchschritt ich die kleinen und die großen Conferenzsäle, in welchen die Väter der Stadt über unsere Geldbeutel zu Gericht sitzen, und die Brust von communalen Empfindungen geschwellt, betrachtete ich die Wandgemälde, die kunstvollen Eichenschnitzereien, die getäfelten Decken. Du hast

nun auch ein Stadthaus, sagte ich mir, einen Palast der Bürger, der sich mit dem Hôtel de Ville in Paris und dem Mansionhouse in London messen kann; nur noch das Parlamentsgebäude fehlt. Aber wir werden es bauen, tröstete ich mich, wir werden es bauen; und der Gedanke an die beiden kleinen Zettel, welche so regelmäßig, der eine von Staats-, der andere von Stadtwegen am Ersten jedes Quartals eintreffen, machte mich ordentlich glücklich. In also gehobener Stimmung betrat ich die Festräume, denen das bunte Treiben des Bazars einen ganz besonders heitern und anziehenden Charakter verlieh. Von der Höhe des goldumgitterten Altans herab klang die Musik. Die großen Kronleuchter verbreiteten eine sanfte, gleichmäßige Helligkeit; die Säulen von gelbem Marmor funkelten und an den Wänden leuchteten die Fresken in ihren feinen, ausdrucksvollen Farben. Und wie ich nun die liebenswürdigen jungen Damen von Berlin so eifrig sah zu verkaufen und die galanten jungen Herren nicht minder eifrig, zu kaufen: da dachte ich, daß es doch eben so gut sei, als wenn sie hier tanzten; nein, daß es besser sei. Kein Ball in der Welt hätte mehr Schönheit und Jugend vereinen können, als hier vereinigt ist; und dann ist Etwas dazu gekommen, was auf einem Balle nicht immer vorhanden ist, nämlich der Geist. Die Dichter, die Schriftsteller, die Künstler sind erschienen, um diesen Bazar mit ihren Gaben zu bereichern, und Alles in Allem ist es eine Versammlung, deren Magistrat und Bürgerschaft von Berlin sich nicht zu schämen brauchen. Nein! nach Hunderten von Jahren noch, monologisirte ich weiter, wird man sich vielleicht dieser glänzenden Eröffnungsfeier erinnern, wird es in den Chroniken heißen: es war keine besonders poetische Zeit, jenes letzte Drittel des neunzehnten Säculum; hatte keinen Ueberfluß an großen Dichtern und wollte auch diesen noch das Bischen geistige Eigenthum nehmen, was sie besaßen; allein ein nicht zu unterschätzender Zug von Nächstenliebe, Humanität und Erbarmen charakterisirte dennoch dieses Geschlecht, welches das prachtvolle Rathhaus gebaut und es einweihte durch einen großartigen Markt für die Obdachlosen! Dieser Blick in die Zukunft begeisterte mich dermaßen, daß ich (um die rechte Hand frei zu bekommen) Jenny Lind unter den linken Arm nahm und beim Herausgehen mir noch ein Glas Sodawasser geben ließ.

Druck von A. H. Payne in Neudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Der Salon.

In Folge einer Wette.

Von **Paul Lindau.**

Zwei reizende junge Mädchen plaudern unter der alten Linde. Die Aelteste ist gerade zwanzig Jahre alt, die Jüngere höchstens achtzehn. Die Aeltere heißt Käthchen, ihre Augen sind beinahe dunkelbraun, die jüngere heißt Brigitte, ihre Augen haben jene unbestimmte grau-hellbraun-bläuliche Farbe, die man, wenn es sich um Augen handelt, einfach „blau" zu nennen pflegt.

Käthchen hat sehr lebhaft gesticulirt, und dabei ist ihr von dem Goldfinger der rechten Hand ein Ring geglitten und auf die Erde gefallen.

„Gieb Acht", sagt Brigitte. „Du wirst den Ring noch verlieren. Er ist Dir ja viel zu groß. Du solltest ihn ändern lassen."

Käthchen hat den Ring wieder aufgehoben. Während sie ihn betrachtet, sagt sie: „Der Ring ist mir lieb und werth, so wie er ist. Ich bilde mir ein, daß er mir gerade so ein Talisman sein und Glück bringen wird."

„Dir hätte ich einen solchen Aberglauben nicht zugetraut."

„Es ist kein Aberglaube, es ist — ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, ohne sentimental zu werden, und dazu habe ich keine Lust. Kurz und gut, ich habe den Ring lieb und halte ihn in Ehren, weil ihn Dein Papa von den erstarrten Fingern meines Vaters gezogen hat. Es war sein Trauring, ein Geschenk meiner seligen Mutter. Da, sieh her, das Datum und die Initialen sind eingravirt: M. v. M. 18. März 1848: der achtzehnte März des tollen Jahres war der Hochzeitstag meiner verstorbenen Eltern, und während sie in der kleinen Kirche meiner rheinischen Heimatsstadt die Ringe der Treue wechselten, wechselten in Berlin Soldaten und Bürger Kugeln. Der Ring ist unter Tausenden zu erkennen. Und wenn ich das Unglück haben sollte, ihn zu verlieren, würde er mir zurückgebracht werden, denn ich würde den zehnfachen Preis seines reellen Werthes als Belohnung aussetzen. Und was verloren geht, wird auch gefunden, und unter den Bedingungen, die ich bieten kann, giebt es nur ehrliche Finder."

„Du bist sehr zuverlässig, Käthchen."

„Das habe ich von meinem Vater geerbt, den ich leider Gottes nur aus den Erzählungen fremder Leute kennen gelernt habe. Neulich noch, auf dem Balle bei Bergendahls — die Bergendahls tanzen ja mitten im Sommer — erzählte mir Herr Assessor v. Platow, der meinen Vater sehr genau gekannt hat, obwol er wenigstens fünfzehn Jahre jünger ist, Wunderdinge von seiner Entschlossenheit. Und davon ist auch etwas auf mich gekommen. Ich habe eigentlich gar kein Talent zum Mädchen."

„Du bist närrisch, Käthchen. Uebrigens ist es mir lieb, daß Du mich

an Herrn v. Platow erinnert hast. Ich muß Dir noch gehörig die Leviten lesen."

„Mir? Meine Herzensbrigitte, werde nur nicht pathetisch. Das kleidet Dich gar nicht."

„Ernst gesprochen", versetzte Brigitte und sah ihre liebste Freundin so strafend wie nur irgend möglich an. „Du weißt ja, wie die Leute sind; sie sind boshaft und klatschsüchtig und wittern hinter dem unschuldigsten Scherze . . ."

„Und Du weißt, daß ich mir nichts daraus mache."

„Das ist aber sehr thöricht. Der gute Ruf eines Mädchens ist kein Privatvergnügen. Nun, dieser Herr v. Platow gilt in der ganzen Stadt als ein vollendeter Don Juan, als ein leichtsinniger Taugenichts, der sich ein Vergnügen daraus macht, den jungen Mädchen die Köpfe zu verdrehen und der sie, wenn ihm dies gelingt, auslacht. Wenn er in unserer Gesellschaft noch geduldet wird, so ist dies jedenfalls nicht sein Verdienst; wäre er nicht der Sohn seines Vaters und reich, so würde man ihm die Thür weisen. Mir hat Papa geradezu verboten, mit dem Menschen zu sprechen und Du verplauderst den ganzen Abend mit ihm, tanzest mit ihm und amüsirst Dich dabei."

„Königlich, Brigitte. Ob Herr v. Platow ein Räuber Jaromir ist, weiß ich nicht. Er ist unterhaltend, das ist Alles, was ich von ihm verlange. Gefährlich ist er mir nicht, denn ich kann sein blasirtes Wesen nicht ausstehen. Aber seine geistreichen Einfälle gefallen mir und deshalb plaudere ich lieber mit ihm, als mit all den langweiligen Menschen, auf die wir hier angewiesen sind."

„Er macht Dir den Hof?"

„Beharrlich."

„Und Du, Du duldest es?"

„Ich ignorire es. Wenn ich es zurückwiese, würde es ja noch bedenklicher werden. Das verstehst Du noch nicht, aber es ist so."

Brigitte schüttelte den Kopf.

„Mir gefällt die Geschichte nicht, Käthchen. Du wirst noch in's Gerede kommen."

„Wir wollen uns heute nicht zanken. Ich bin sehr gnädig gelaunt, und Du hast die Pflicht, mich heute sehr ehrerbietig zu behandeln. Mit dem Morgenkusse, der Gratulation und dem Bouquet allein ist's nicht gethan."

„Mit Dir kann man sich auch beim besten Willen nicht zanken, nicht einmal an Deinem Geburtstag."

Die beiden Mädchen standen auf und gingen mit verschlungenen Armen im Garten auf und ab. Die Strahlen der Vormittagssonne, die sich durch die dichtbelaubten Bäume nur mühsam Bahn brachen, senkten sich bald auf den Scheitel, bald auf die Nasenspitze, bald auf die runden Schultern der Spaziergängerinnen. Bald blitzten sie ihnen vorlaut in das Auge und nöthigten die Lider, sich zu schließen. Käthchen war am längsten und am schönsten Tage des Jahres geboren, am 21. Juni.

Schon seit Jahren wurde ihr Geburtstag immer mit einem gewissen Pomp gefeiert, denn Käthchen wurde von ihrem Vormund, dem Geheimen Justizrath Stamm, geradezu vergöttert. Er liebte das muthwillige, kluge und graziöse Kind ebenso innig wie seine Tochter Brigitte. Ein herzlicheres Verhältniß, als es im Hause Stamms bestand, konnte man sich nicht denken. Der unruhige, lebhafte Justizrath, seine anmuthige Tochter Brigitte und sein ausgelassenes Mündel Käthchen von Mayen — sie Alle waren ein Herz und eine Seele. Zu Sommersanfang wurde alljährlich im Stamm'schen Hause ein solennes Fest gegeben. Alle Freunde und Bekannten wurden eingeladen, man aß und trank gut, trieb allerlei Streiche im Garten und ein gutes Souper vereinigte schließlich die ganze Gesellschaft im Pavillon. Zuguterletzt wurde eine Waldmeisterbowle aufgefahren und, der Hausordnung gemäß, brachte der Geheime Justizrath den ersten und einzigen Toast auf das Geburtstagskind aus. Es darf leider nicht verschwiegen bleiben, daß diese alljährlich wiederkehrenden Toaste eine gewisse Aehnlichkeit mit einander hatten. Denn erstens war das Wortspiel, zu welchem der Vatername des Geburtstagskindes „Mayen" veranlaßte, zu verführerisch, als daß ihm der brave Stamm hätte widerstehen können — das im „Juni" aufgeblühte „Maienröschen" war in der That sterotyp — und zweitens hätte der glückliche Vorname „Käthchen" selbst einen weniger Verslustigen zu einem Schlußreim mit „Mädchen" bewogen, und auch das geschah regelmäßig. Und die Gesellschaft war jedesmal hoch erfreut.

„Kinder, wo steckt Ihr?" rief eine volle Männerstimme aus dem Pavillon.

Die Mädchen gaben darauf die übliche geistreiche Antwort: „Hier, Papa!"

Der Justizrath trat in den Garten und bewillkommte die „Kinder" in herzlichster Weise. Stamm wird wol fünfzig Jahre alt sein, seine Stirn ist schon etwas höher, als sie sein sollte, aber das läßt ihm vortrefflich. Papa Stamm macht den Eindruck eines ausgezeichneten Mannes, und das ist er auch. Das Auge blickt wohlwollend und gescheidt in die Welt hinein. Der Mund ist trotz der etwas breiten Lippen schön geformt. Beim Sprechen zeigt er zwei Reihen großer, urgesunder Zähne. Er trägt nur einen kleinen, kurzgeschornen Backenbart à la Louis Philippe. Er ist breit und stark gebaut, beinahe corpulent. Sein dunkler Anzug und die untadelhaft weiße Binde bekunden die Würde, welche er bekleidet.

„Kinder", beginnt er und lächelt dabei, „heute Nachmittag werdet Ihr überrascht werden; oder ich will's Euch lieber gleich sagen, damit Ihr Euch auf die Ueberraschung vorbereiten könnt. Außer den üblichen Gästen habe ich noch zwei Fremde laden müssen. Bergendahls haben mich darum gequält und ich konnte es nicht refüsiren. Herr v. Platow hat den Wunsch geäußert, in unser Haus eingeführt zu werden!"

Käthchen erröthete flüchtig.

„Assessor von Platow?"

„Ja wol, derselbe, der Dir den Hof macht — die ganze Stadt

spricht davon. Käthchen sei gescheidt und nimm ihm ein für allemal alle Illusionen."

„Ich werde schon mit ihm fertig werden."

„Davon bin ich überzeugt, gerade deswegen habe ich die Einladung ohne Gewissensbisse ergehen lassen. Ferner kommt ein anderer junger College vom Gericht, Assessor Martini, der den Instructionsrichter Behrend vertritt; er ist ein lieber, harmloser Mensch."

Brigitte wurde tiefroth.

„Nun, was fehlt Dir denn?" fragte Stamm seine Tochter.

„Ich habe mich erschreckt Ich kenne Herrn Assessor Martini, ich habe mit ihm bei Bergendahl's viel getanzt."

„Deshalb braucht man doch nicht roth zu werden. Vor diesem Martini warne ich Euch ebenfalls. Er ist zwar ein herzensguter Kerl, aber er hat kein Geld, gar kein Geld, und er kommt mir ganz so vor, als ob er auf Freiersfüßen ginge."

Im Geldpunkte hörte selbst bei Papa Stamm die Gemüthlichkeit auf.

„Uebrigens steht die Suppe auf dem Tisch." Der Justizrath ging in das Wohnhaus. Käthchen und Brigitte folgten ihm langsam. Sie steckten die Köpfe zusammen und flüsterten. Es sah so aus, als habe Käthchen ein Geheimniß entdeckt und als mache sie ihrer Freundin Vorwürfe darüber, daß sie es erst jetzt und zufällig erfahre.

„Sei lieb", bat schließlich Brigitte. „Nachher erzähle ich Dir Alles."

II.

Gegen vier Uhr Nachmittags wurde es lebendig im Garten. Die Gäste kamen allmählich. Viele gleichgültige Wesen, einige Individuen.

Der gichtkranke Oberst a. D. v. Bergendahl ließ sich von seinem Sohne, dem Dragonerlieutenant Rudolf v. Bergendahl, führen. Seine beiden Töchter, die sittige, sehr fromme Julie und Lucinde, ein kleiner aristokratisch näselnder Backfisch, blaß, hellblond, mit feingeschnittenem, nichtssagendem Gesicht, folgten ihnen.

Julie war gewiß bildschön gewesen. Sie war noch schön, obgleich die erste Frische aus dem kalten, strengen Gesicht schon verschwunden war. Höfliche Leute behaupteten, sie sei 24 Jahre alt; sie gestand 25 Jahre ein und war 28 Jahre alt. Sie hatte sich nicht verheirathet, weil sie sehr wählerisch gewesen war. So sagten ihre Freunde. Die bösen Zungen zischelten sich dagegen eine abenteuerliche Geschichte zu, die großes Leid über die Familie Bergendahl, die Mutter in's Grab und die Tochter nicht unter die Haube gebracht habe Vor fünf Jahren war Julie plötzlich sehr fromm und philanthropisch geworden. Sie stand an der Spitze einer Suppengesellschaft und war Kindergärtnerin. Sie hatte wenig Umgang. Ihr einziger Freund war der Aesthetiker Professor Wigel, der mit dem Oberst Schach spielte und sich mit Julie über die Sittenverderbniß unserer Generation ereiferte. Professor Wigel war einer der angesehensten Männer der Stadt. Er hielt im Winter Vor-

lesungen, die namentlich den Damen außerordentlich gefielen. Sein jungfräulicher Idealismus, eine warme Begeisterung für alles Schöne und Wahre, sein Redeschwung, sein blühender Stil machten ihn zum Helden aller ästhetischen Kaffeekränzchen. Die Reinheit seiner Sitten wurde den jungen Leuten der Stadt als leuchtendes Exempel vorgeführt. Auch Professor Wigel war heute bei Stamms zu Gast geladen. Er saß bei den Damen und docirte vor seinen andächtigen Zuhörerinnen die ewigen Principien des Schönen und Wahren. Professor Wigel saß nämlich immer bei den Damen, da ihn der Cigarrenrauch incommodirte.

Man sprach eifrig über Platow. Alle waren darüber einig, daß dieser Herr v. Platow ein böser sittenloser Mensch sei. Bloß Lucinde beurtheilte ihn mit einiger Nachsicht. Professor Wigel ließ kein gutes Haar an ihm.

„Seine Wirthin hat ihm übrigens gekündigt, weil sie das Treiben nicht länger dulden wollte", sprach der Professor geheimnißvoll und mit halber Stimme, aber deutlich genug, um von der ganzen Gesellschaft verstanden zu werden. „Wie es scheint war sein Zimmer das Stelldichein aller möglichen, unlautern Elemente. Herr v. Platow verkehrt ja überhaupt nur mit den Herren und Damen vom Theater."

„Ich habe seine Bekanntschaft bei Herrn v. Bergendahl gemacht", bemerkte Käthchen.

„Nun ja, ich weiß", verbesserte sich der Professor. „Herr v. Platow hat allerdings Zutritt zu unseren besten Familien. Der Name, den er trägt, sein Vermögen — — er wird eben ertragen, aber wolgelitten ist er nirgends. Er sorgt dafür, daß er allerorten gehaßt wird. Er ist ein Pessimist, ein Schopenhauerianer, seine geistreich sein sollenden Bemerkungen sind einfach ungezogen. Er spielt sich als Original auf, und es fehlt ihm nicht weniger, als Alles, um diese Rolle auszufüllen."

„Herr Assessor von Platow!" meldete der Diener.

Brigitte stand auf, um ihn als Tochter vom Hause zu bewillkommen. Käthchen blieb sitzen. Im Kreise der Damen herrschte augenblicklich dumpfes Schweigen. Herr v. Platow stand etwa dreißig Schritte von der Gruppe entfernt, die ihn in so liebenswürdiger Weise beurtheilt hatte. Er wechselte mit dem Justizrath einige flüchtige Worte der Begrüßung. Als Brigitte auf ihn zukam, verneigte er sich artig und kalt. Er blickte nach den Damen hinüber — Käthchen hatte ihm den Rücken zugewandt — und er schien auf die Worte, welche Brigitte der Höflichkeit halber an ihn richten zu müssen glaubte, kaum zu achten. Brigitte strengte sich jedenfalls an, seine Blicke von der Gruppe abzuwenden.

„Wir treffen es immer glücklich mit dem Wetter", begann Brigitte, die offenbar nur sprach, um irgend etwas zu sagen. „Ich entsinne mich nicht, daß es jemals am 21. Juni geregnet hat. Auch heute ist wieder köstlicher Sonnenschein."

„Das ist möglich; aber ich habe leider keinen Sinn für Temperatur, mein Fräulein", versetzte Platow sichtlich zerstreut.

Brigitte sah ihn an, räusperte sich ein wenig und ermannte sich

darauf zu der Bemerkung: „Sie sind etwas später gekommen, als Sie sich angekündigt hatten. Sie haben gewiß viel Beschäftigung."

„Später? Das thut mir leid, unglücklicherweise habe ich aber keinen Sinn für Zeit", versetzte Platow, ohne das Auge von Käthchen, die ihm beharrlich den Rücken kehrte, abzulenken.

Brigitte machte ein ziemlich verwundertes Gesicht. Die Ungezogenheit des jungen Assessors pikirte sie. Und dennoch faßte sie den Entschluß, einen dritten Versuch zu wagen.

„Sie wohnen beinahe auf dem Lande, am andern Ende der Welt; die Gegend ist reizend, aber es ist doch gar zu weit vom Mittelpunkte der Stadt."

„Weit? Das mag sein, aber ich habe leider keinen Sinn für Entfernung, mein Fräulein."

Brigitte sah ihn wieder an. Nach kurzem Besinnen wandte sie sich von ihm ab und ließ ihn stehen.

Platow kniff den Klemmer in's Auge und sagte leise zu sich selbst: „Ich glaube, ich bin unverantwortlich grob gewesen. Schadet aber nichts."

Derselben Meinung war auch Brigitte, die, als sie wieder neben Käthchen Platz nahm, dieser zuraunte: „Dein Herr v. Platow ist ein Flegel — ich finde keinen andern Ausdruck für ihn."

„Du verstehst nicht mit ihm umzugehen", antwortete Käthchen. „Mir gegenüber ist er so artig, wie ich es verlange."

Es kamen immer mehr Gäste. Die Damengesellschaft hatte sich aufgelöst. Kleine Gruppen gingen im Garten auf und ab, wie sie Zufall und Neigung zusammengeführt hatte. Man plauderte allerlei.

Professor Wigel hatte Julie den Arm geboten und unterhielt sich recht angelegentlich mit ihr. Sie sprachen leise und dutzten sich bisweilen.

Brigitte ging an der Seite des stellvertretenden Instructionsrichters Martini, eines jungen Mannes mit intelligentem Gesicht und von einnehmenden Manieren. Sie sprachen ebenfalls leise. Der junge Beamte war äußerst artig, er erzählte Brigitten mit rührender Offenherzigkeit, daß sie ihm ausnehmend gefalle. Und Brigitte gebot ihm nicht, zu schweigen. Er klagte über seine Stellung, die ihm nicht gestatte eine Häuslichkeit zu begründen. Brigitte hörte ihm aufmerksam zu. Er entwickelte mit Sachkenntniß ein rührendes Bild von der ökonomischen Lage eines unbesoldeten Assessors, der ausnahmsweise spärliche Diäten beziehe. Brigitte sagte, man könne auch mit Wenigem auskommen, man müsse es nur einzurichten wissen. Der Assessor erwiederte, daß es sehr schwer sei, Nichts in verschiedene Posten zu vertheilen; er sei dieses Lebens herzlich satt und er habe beschlossen, die amtliche Juristerei an den Nagel zu hängen. Schon lange habe er den Plan gehabt, sich um eine Stelle als Justitiar bei irgend einem großen, industriellen Unternehmen zu bewerben, und dieser Plan sei in den letzten Tagen zur That gereift. „In den allerletzten Tagen, seitdem ich das Vergnügen habe, Sie, mein liebes Fräulein, näher kennen und — schätzen zu lernen. Denn ich will frei und unabhängig dastehen, will meinem künftigen Schwiegervater sagen

können: Ich verlange nichts, als Dein Kind. Und mein Fräulein, das Glück unterstützt uns — unterstützt mich, wollte ich sagen. Eine solche Stelle, wie wir sie suchen, ist gerade jetzt zu vergeben. Sie ist brillant dotirt. Mir stehen die wärmsten Empfehlungen zur Seite. Allerdings habe ich einen gefährlichen Mitbewerber. Er soll aus guter Familie und sehr protegirt sein. In vierzehn Tagen soll ich mich dem Geheimen Commerzienrath Wandel in Dortmund, der die entscheidende Stimme hat, vorstellen, wenn mir nicht bis dahin mein Nebenbuhler den Rang abgelaufen hat."

„Wir wollen das Beste hoffen", erwiederte Brigitte sehr vernünftig. „Wenn man nur erfahren könnte, wer Ihr Mitbewerber ist?"

„Ach, mein Fräulein, Sie glauben gar nicht . . ." Die jungen Leute traten in den Pavillon. Es war ein recht practisches Liebespaar.

Lieutenant v. Bergendahl und Professor Wigel kamen den großen Weg herauf. Der Professor sah sehr bleich aus. Der Lieutenant sagte ihm: „Mein Herr, ich will, wie gesagt, keine Scene herbeiführen, denn ich glaube nicht an die böse Geschichte, die man mir zugetragen hat. Aber Eines versichere ich Sie, auf mein Ehrenwort Wenn ich die Gewißheit erlange, daß Sie mit meiner Schwester Julie einen vertrauteren Verkehr pflegen, als es gestattet ist, so schieß' ich Sie über den Haufen wie einen tollen Hund."

Persönlicher Muth gehörte nicht zu den Specialitäten des Aesthetikers, der für die Nibelungen schwärmte. Der Professor wurde immer blässer.

Der junge Bergendahl fuhr fort: „Wenn man Julie und Sie verleumdet hat, so will ich den Leuten schon den Mund stopfen, daß ihnen die Lust zum Lügen vergehen soll. Sollte das Unglaubliche wahr sein, so wissen Sie, was Sie erwartet."

„Aber, Herr v. Bergendahl, ich schwöre Ihnen . . ."

„Sie brauchen nicht zu schwören, Herr Professor. Ich habe keinen Grund, Sie des schnödesten Verraths an der Ehre meiner Familie für fähig zu halten, und ich habe zu Julie vollständiges Vertrauen. Ich hielt es nur für richtig, Sie von den Klatschereien, die mir heute Vormittag erzählt worden sind, zu unterrichten und Ihnen keinen Zweifel über meine Auffassung zu lassen."

„Ich bin Ihnen dankbar."

„Die Sache bleibt natürlich unter uns."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort."

„Das habe ich nicht verlangt. Auf Wiedersehen, Herr Professor." Der Lieutenant trat in den Pavillon. Wigel blieb wie festgewurzelt stehen.

Julie trat an ihn heran.

„Wollen wir noch etwas auf- und abgehen?"

„Julie!" sprach der Professor mit zitternder Stimme. „Dein Bruder weiß Alles."

Julie richtete den Kopf auf und blickte mit einem Air auf den Professor herab, als ob er sie zu beleidigen versucht hätte.

„Er weiß Alles!“ wiederholte der Professor ganz leise.

„Morgen Abend bei einbrechender Dunkelheit erwarte ich Sie im „Löwen“ am Löwenzwinger. Wir wollen dort die Sache besprechen.“

„Aber bedenken Sie doch, Ihr Bruder . . .“

„Ist morgen gar nicht in der Stadt. Manöver. Ich erwarte Sie!“ wiederholte das Fräulein mit sehr scharfer Betonung.

Sie ging schnell nach links; er ging langsam nach rechts.

Martini und Brigitte hatten sich in einer Laube niedergelassen. Sie waren einig geworden. Martini ergriff ihre Hand, die sie ihm willig überließ. Er erhob dieselbe etwas, neigte sein Gesicht zu ihr und drückte auf die kleinen Finger einen ehrbaren Kuß. Brigitte erröthete, aber sie ließ ihn gewähren.

„Papa ist herzensgut, nur bisweilen etwas komisch. Ich glaube, wir werden einen harten Kampf zu bestehen haben, aber ich scheue ihn nicht.“

„Ihr Papa hat immer in der wohlwollendsten Weise mit mir verkehrt.“

„Ja, aber . . . Sie müssen die Stelle bekommen. Das wird ihm imponiren.“

„Ich werde sie bekommen. Das schwöre ich Ihnen. Und wenn ich meinen Mitbewerber umbringen sollte.“

„Aber werden Sie doch nicht so garstig. Das wäre ja sündhaft.“

„Ach so!“ versetzte Martini ganz ernsthaft. Seit einigen Minuten wußte er nämlich gar nicht mehr, was er sagte. Er sprach wie eine Sprechmaschine. Im Herzen jubelte es, im Kopfe jauchzte es ihm, er lächelte glücklich, wie er es war, und sprach dummes Zeug. Es ist eine merkwürdige Situation, in der man sich während der ersten Viertelstunde nach dem ersten Geständniß befindet. Die Vernünftigsten geberden sich dann wie die Narren und auch der steife, correcte Martini war jetzt nicht recht bei Sinnen. Aber Brigitte fand ihn dessenungeachtet reizend. Es trat in der Unterhaltung eine längere Pause ein. Brigitte schien inzwischen die Wahrnehmung gemacht zu haben, daß es sich doch eigentlich gar nicht schicke, dem fremden Herrn ihre Hand zu einem anhaltenden Druck zu überlassen und sie versuchte deshalb, dieselbe behutsam zurückzuziehen. Das aber war der Tropfen, der die bis zum Rand gefüllte Schale überlaufen machte. Der Assessor drückte fester, inniger, absichtlicher, Brigitte machte noch einen schwachen Versuch, ihren gemarterten Fingern die Freiheit zu verschaffen, und ehe sie sich's versehen hatte, fühlte sie auf ihren Lippen einen sympathischen leisen, aber sehr vielsagenden Druck, der sie angenehm schaudern machte, sie schloß die Lippen und öffnete sie langsam — kurz, ohne es zu wissen und zu wollen, ward sie geküßt und küßte. Als die jungen Leute dies Meisterwerk fertig gebracht hatten, sahen sie sich ganz erstaunt an, als hätten sie eine funkelnagelneue Erfindung gemacht. Darauf gab ihr der Assessor noch einen Kuß. Und er wollte ihr einen dritten geben, aber Brigitte sprang schnell auf und lief davon.

Der Assessor machte keinen Versuch, ihr zu folgen. Er stützte nach-

denklich den Kopf auf die Rechte, aber er dachte an nichts. Er lächelte. Er war selig.

Brigitte ging in ihr Zimmer, verschloß die Thür sorgfältig, setzte sich recht bequem in den Sessel zurecht und weinte, daß es eine wahre Freude war. Sie war auch selig. Als sie sich ausgeschluchzt und ausgeweint hatte, benetzte sie die Augen mit frischem Wasser, öffnete das Fenster, blinzte, überzeugte sich vor dem Spiegel, daß man nichts merken könne, schloß die Thür wieder auf und kehrte mit der unbefangensten Miene von der Welt in den Garten zurück. Es kam ihr so vor, als ob die Menschen allesammt auf einmal viel hübscher geworden wären. Dem Justizrath raunte sie im Vorübergehen zu: „Du, Papa, ich habe Dir nachher eine Neuigkeit zu erzählen, über die Du Dich wundern wirst."

„Wird wol dummes Zeug sein."

„Im Gegentheil, Papa."

Sie wandte sich zu Lucinde v. Bergendahl, die etwas verlassen dastand.

„Es ist wahr, was die Leute sagen", versetzte das bleichsüchtige Kind und erblaßte womöglich noch dabei, „dieser Herr v. Platow ist ein abscheulicher Tropf. Bis vor vierzehn Tagen kam er mir ziemlich nett vor, aber heute finde ich ihn unausstehlich."

Herr v. Platow hatte nämlich noch kein Wort mit ihr gesprochen und sich darauf beschränkt, sie kalt und vornehm zu grüßen. Ihre neue Coiffüre, wegen deren sie ihren Friseur in der größten Erregung einen „Maladroit" genannt und deren Herstellung nahezu eine Stunde beansprucht hatte, war vollständig wirkungslos geblieben.

Herr v. Platow hatte in der That etwas ganz Anderes zu thun, als auf die Coiffüre à la tour de Babel des bleichen Fräulein Lucinde zu achten. Endlich hatte er erreicht, was er wollte: er war im Gespräch mit Käthchen begriffen. Käthchen war zum erstenmal im Leben etwas kokett gewesen, sie hatte den als Roué verschrienen Assessor bisher zu meiden gesucht, obwol sie sich darauf freute, mit ihm schwatzen zu können.

„Es thut mir wirklich leid, Herr v. Platow", sagte Käthchen, „daß Sie so unvorsichtig sind. Ich gebe auf das Gerede der Leute sehr wenig, aber Sie haben gewiß Unrecht, gar nichts darauf zu geben."

„Verhindern Sie doch die bösen Zungen zu klatschen."

„Man braucht sie aber auch nicht zum Klatschen herauszufordern."

„Aber, mein Fräulein, Sie sind ja viel zu gescheidt, um nicht zu wissen, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden. Meinem Papa, der zur glücklich situirten Minderheit gehörte, habe ich meine sogenannte Unabhängigkeit zu verdanken, und das können mir die Duckmäuser, Kriecher und Hascher nicht vergeben. Ich gehe meinen Weg und darüber entrüstet sich die Heerde, die dem Leithammel folgt. Die Leute ärgern sich darüber, daß es mir gut geht, ohne daß ich ihrer bedarf. Das nennt man Nächstenliebe. Ich bereite ihnen eben nicht die lauterste aller Freuden: Schadenfreude, und deswegen sind sie mir gram."

„Professor Wigel erzählte wahrhafte Schauergeschichten über Sie.“

„Professor Wigel?“ lächelte Platow. „Sehen Sie, das ist eine neue Illustration zu der alten Geschichte von dem Kerl, der im Glashaus sitzt und mit Steinen um sich wirft. Wer selbst die löbliche Eigenschaft besitzt, jede Gesellschaft durch seine angenehme Gegenwart zu einer gemischten zu machen, dem steht es übel an, über schlechte Gesellschaft sich zu beklagen.“

„Sie sind auf den armen Professor schlecht zu sprechen.“

„Ich verachte ihn einfach. Er ist der Repräsentant der widerwärtigsten deutschen Charaktere; er ist unwahr, unwahr in Allem. Er eifert wider die „Welschen“ und er treibts schlimmer, als irgendwer. Aber sein Laster ist schmunzelnd, leutselig, mit frommem Augenaufschlag. Ach, gnädiges Fräulein, lassen wir das — sonst verliere ich meine gute Laune. Das Moralpharisäerthum kann mich wirklich aus dem Häuschen bringen.“

„Ich hasse die Moralpharisäer, wie Sie, obwol ich sie weniger kenne, aber ich finde auch die Falstaffs des Lasters nicht sehr angenehm, und einen solchen glaube ich zu kennen.“

„Meinen Sie mich?“

„Ja. Ich glaube, es macht Ihnen Vergnügen, in den Augen der Leute als sittenloser Mensch zu gelten, und das finde ich durchaus nicht geistreich.“

„Ich weiß nicht, was die Leute sagen. Wenn Sie behaupten, daß ich kein Engel sei, so haben sie Recht.“

„Sie haben Alles gethan, was Sie haben thun können, um zum Rufe eines gewissenlosen Don Juan, eines galanten Aventuriers zu kommen.“

„Das ist mir allerdings immer noch lieber, als stände ich im Geruch der Heiligkeit.“

„Ich finde das Prahlen mit Sittenlosigkeit ebenso abgeschmackt wie das Heucheln der Tugend.“

„Sie sind nicht sehr höflich, mein gnädiges Fräulein.“

„Sie verdienen es nicht besser.“

„Woher wissen Sie denn, daß ich besser bin, als mein Ruf? Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich verleumdet werde? Es wäre doch denkbar, daß ich wirklich ein böser und gefährlicher Mensch sein könnte.“

„Sie sind weder böse noch gefährlich.“

„Sie sprechen sehr zuversichtlich, mein Fräulein.“

„Ich bin meiner Sache auch gewiß.“

„Ganz gewiß?“ fragte Platow und blickte Käthchen lächelnd an.

„Ganz gewiß!“ wiederholte Käthchen sehr ernst. „Ich fürchte mich gar nicht vor Ihnen.“

„In dieser Umgebung haben Sie auch wenig zu befürchten.“

„Weder hier noch anderwärts, überhaupt nicht, unter keiner Bedingung.“

„Ich möchte Sie nicht in die Verlegenheit bringen, Sie beim Wort zu halten.“

„Dadurch würde Ihnen, nicht mir eine Verlegenheit bereitet werden."

„Mein Fräulein", sprach Platow, der über Käthchens Ruhe beständig lächelte, mit heiterer Feierlichkeit, „mein Fräulein, reizen Sie mich nicht; verletzen Sie meine Eitelkeit nicht, sonst trete ich aus der Defensive heraus."

„Dazu fehlt es Ihnen an Muth."

„Was? Nein, das ist zu arg!"

„Ich habe Ihnen schon erklärt, daß ich Sie für ganz zahm halte. Andern gegenüber mögen Sie sich den Anschein geben können, als wären Sie soeben als „wilder Mann" vom preußischen Wappen heruntergeklettert, mir gegenüber verfängt Ihre Wildheit nicht."

„Sie trumpfen darauf, daß Sie hier, an diesem Orte, zu dieser Stunde und in dieser Umgebung unangreifbar sind, das ist kein Heldenstück."

„Sie weichen zurück und mich zeihen Sie der Feigheit? Sie haben mit Falstaff mehr Aehnlichkeit, als ich glaubte."

„Ich weiche nicht zurück, mein Fräulein. Aber unsere Situation ist eine ganz verschiedene. Sie können mich angreifen und ich kann Sie nicht angreifen. Ich sitze im Käfig und Sie stehen vor demselben und necken mich mit dem Stocke. Schaffen Sie den Käfig bei Seite, und ich versichere Sie, Sie werden Ihre Zuversicht verlieren, und sich überzeugen, daß ich doch nicht ganz so harmlos bin, wie Sie sich einbilden. Der Käfig heißt „die Gesellschaft". Ich kann Sie hier nicht in die Arme schließen . . ."

„Der Käfig heißt „weibliche Tugend". Sie irren sich, Herr v. Platow. Denken Sie denn, daß ich den Schutz vor Ihnen hier suche, in der Gesellschaft, die mich bewahren würde? Nein. Den Schutz habe ich in mir. Wenn die Anständigkeit nicht einmal die Gewalt besäße, die Zudringlichkeiten eines Vermessenen abzuwehren, so wäre es wahrlich schlimm."

„Und doch möchte ich Ihnen nicht anrathen, sich des Schutzes Ihrer Umgebung zu begeben."

„Sie könnten es ruhig darauf ankommen lassen."

„Ist das Ihr Ernst?"

„Mein vollkommener Ernst!"

„Nun wohl, mein Fräulein, Sie haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn ich Sie nun direct herausfordere."

„Ich nehme den Handschuh auf, wenn der Kampfpreis der Mühe verlohnt."

„Wenn Sie damit einverstanden sind, überlassen wir die Feststellung des Kampfpreises dem Sieger."

„Also der Sieger kann verlangen, was er will und der Besiegte muß es gewähren?"

„Ganz Recht. Der Discretion des Siegers bleibt es überlassen, nichts Uebermenschliches zu verlangen."

„Ich acceptire diesen Preis."

„So hören Sie die Bedingungen. Sie bleiben dabei, daß Sie mich für unschädlich, für ungefährlich halten. Sie bleiben dabei, daß Sie diesen Ort und diese Gesellschaft nicht für eine Schutzwehr halten, deren Sie bedürfen. Würden Sie also auch an einem andern Orte, unbelauscht, allein mit mir zusammen zu kommen den Muth haben, an einem Orte, wo unsere Handlungen durch keine Rücksicht auf die Umgebung beschränkt werden, wo ich thun und lassen kann, was ich will?"

Käthchen sah Platow erstaunt an.

„Scherzen Sie?"

„Gott bewahre, jetzt spreche ich so ernst wie nur irgend möglich. Wenn Sie die Consequenz Ihrer Worte auf sich nehmen, wenn Sie keines andern Schutzes bedürfen, als dessen, den Sie in sich haben, so werden Sie überall mir muthig entgegenzutreten wissen."

„Gewiß, Herr v. Platow."

„Nun, so schlage ich Ihnen vor: besuchen Sie mich eines Abends in der Dämmerstunde in meinem Zimmer."

Platow lächelte. Käthchen machte große Augen.

„Sehen Sie", fuhr er lächelnd fort. „Dem ersten practischen Versuche gegenüber fällt Ihr theoretischer Muth zu Boden."

„Was berechtigt Sie zu dieser Bemerkung? Ich werde kommen."

„Allein?"

„Allein."

„Ohne daß Sie einem Menschen etwas davon sagen?"

„Ohne daß ich einem Menschen etwas davon sage."

„Und Sie werden das Gastrecht nicht mißbrauchen, mir nichts verbieten, mir die völlige Freiheit meiner Handlungen gestatten?"

„Ich werde Ihnen nichts verbieten; denn Sie werden sich Alles verbieten."

„Abgemacht!"

„Abgemacht!"

Käthchen wandte ihm den Rücken. Platow rief sie zurück: „Noch ein Wort, mein Fräulein! Wenn Sie wirklich bei Ihrem kühnen Entschlusse beharren, möchte ich Sie noch ersuchen, die Ausführung zu beschleunigen. Ich muß Ende dieser Woche verreisen, vielleicht auf längere Zeit. Mir ist die Stelle eines Justitiars angetragen worden. Ich muß mich dem Geheimrath Wandel in Dortmund vorstellen. Es wäre mir natürlich erwünscht, daß unsere Wette vorher entschieden würde. Also benachrichtigen Sie mich in den nächsten Tagen durch ein Wort, wann ich das Vergnügen haben würde, Sie in meinem bescheidenen home willkommen heißen zu dürfen, oder ob Sie darauf verzichtet haben."

„Ich werde Ihnen morgen antworten."

Käthchen ging.

Platow sah ihr nach, schüttelte den Kopf und sprach: „das ist das sonderbarste kleine Mädchen, das ich in meinem Leben kennen gelernt habe."

Als Käthchen allein war, überlegte sie sich Alles, was sie gehört

und gesagt hatte, und kam schließlich zu der trüben Betrachtung: „Ich glaube, es ist doch wol am gescheidtsten, wenn ich die Wette verliere. Was kann er mir anhaben?“

III.

Der Abend verlief ruhig und heiter. Die Bowle war gut, das Gespräch animirt, man heuchelte Freundschaft, drückte sich die Hände und klatschte hinter dem Rücken, dabei amüsirt man sich immer vortrefflich. Platow und Käthchen sprachen wenig mit einander und sahen sich gar nicht an, Brigitte und Martini sprachen gar nichts, aber sie sahen sich beständig an und lächelten. Lucinde kokettirte mit Platow und Platow war galant genug, um darauf von Zeit zu Zeit zu reagiren. Am freundschaftlichsten verkehrten Professor Wigel und Lieutenant von Bergendahl mit einander. Julie drehte Wigel den Rücken zu und plauderte unbefangen mit dem Justizrath, welcher dem würzigen Getränke tapfer zusprach. Der alte Bergendahl machte einem jungen, hübschen Backfisch von sechzehn Jahren alle möglichen Complimente. Gegen neun Uhr brach die Gesellschaft auf. Der Justizrath war sehr fidel und sehr müde.

„Papa“, sagte ihm Brigitte, als sie ihn in das Schlafzimmer führte. „Ich muß Dir ein Geheimniß anvertrauen.“

„Morgen, Kind, morgen. Schlaf wohl.“ Er zog sich den Rock aus

„Nein, Papa, heute. Sonst schlafe ich die ganze Nacht nicht.“

„Morgen, Kind. Ich bin sehr müde.“ Er zog sich den rechten Stiefel aus und schleuderte ihn wider alle Regeln der Etiquette in die Zimmerecke.

„Nein, Papa, auf der Stelle. Ich habe mich beinahe verlobt.“

„Ei der Tausend!“ rief der Justizrath und schlug das linke Bein über das rechte. Der Stiefelknecht, in welchen der linke Stiefel eingeklemmt war, machte die graziöse Bewegung mit. „Beinahe verlobt? Gegen wen denn?“

„Mit Herrn Assessor Martini!“

„Dachte ich's mir doch. Na, das wird eine schöne Geschichte werden. Gute Nacht, Kind!“

„Aber, Papa, hast Du denn gar nichts weiter darauf zu sagen?“

„Doch, mein Kind, Mancherlei, aber morgen.“ Der Justizrath zog sich auch den linken Stiefel aus, fuhr in die Pantoffeln und knöpfte die Cravatte ab. „Morgen ist ja auch ein Tag. Da werde ich Dir auseinandersetzen . . .“ Der Vatermörder wurde abgeknöpft, „daß — Du mußt die Knöpfe besser annähen, Brigitte, da ist mir schon wieder so ein Teufelsding abgesprungen — daß Du Dir die Geschichte aus dem Sinn schlagen mußt. Denn siehst Du, liebes Kind“, der Justizrath zog seine Uhr auf und legte sie mit Brieftasche, Portemonnaie und Brille neben den Leuchter, „so ein unbesoldeter Assessor ist rein gar nichts. Hätte er ein Amt, das seinen Mann und seine Frau ernährt, na, dann würde ich nicht Nein sagen, aber so“ — der Justizrath zog die Weste

aus — „morgen wollen wir darüber sprechen, Kind, morgen. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" rief Brigitte, küßte den Papa und sprang schnell aus dem Zimmer; und sie that wohl daran, denn zwei Minuten später lag der Justizrath im Bett und schnarchte wie ein Gebenedeiter.

Die jungen Mädchen plauderten in Brigitten's Zimmer aber noch lange Zeit.

„Du, Käthe, ich glaube, Du interessirst Dich für den Herrn v. Platow? Ich finde ihn gräulich."

„Mir gefällt Dein schüchterner Assessor recht gut."

„Mein Assessor? — Hast Du uns belauscht?"

„Ich konnte mir doch die Augen nicht zuhalten."

„Also war's auffällig?"

„Sehr!"

„Um so besser. Ich werde ihn ja heirathen."

„Und das sagst Du so ruhig, so einfach, als ob sich's um gar nichts handle? Weiß es Papa schon?"

„Ich hab's ihm eben gesagt!"

„Nun, und —?"

„Und er will vorläufig noch nichts davon wissen; aber Papa war sehr schläfrig. Morgen werde ich ihm die Sache klar auseinandersetzen und ich bin überzeugt, er wird sehr lieb sein. An's Heirathen ist vorläufig freilich noch nicht zu denken. Es ist recht schade! Denn wir haben uns von Herzen lieb!"

„Erzähle, Herzensbrigitte!"

„Ach, die Sache ist sehr einfach. Papa wird nie und nimmer seine Zustimmung dazu geben, daß ich einen unbesoldeten Assessor heirathe. Und Oskar wird sich auch nie dazu verstehen, ein Mädchen zu heirathen, ehe er einen Hausstand begründen und eine Familie ernähren kann. Und ich möchte auch nicht in's Ungewisse hinein heirathen. Mein kleines Vermögen, über das ich übrigens auch noch nicht einmal verfügen kann, will ich nicht ohne Noth angreifen. Also in dem Punkt sind wir alle Drei einverstanden: Papa, Oskar und ich. Nun heißt es also: für Oskar eine Stelle finden, die einträglich ist. Oskar hat etwas Ordentliches gelernt, er ist brav und fleißig; damit hat es also keine Noth. Es ist sogar möglich, daß wir bald zum Ziele kommen. Aber diese Möglichkeit ist so himmlisch, daß ich gar nicht daran glauben darf. Denke Dir, es ist gerade jetzt eine Stelle, wie wir sie brauchen, vacant. Oskar hat sich darum beworben und, wenn's nach Verdienst ginge, würde er sie auch erhalten. Aber er hat einen gefährlichen Mitbewerber, der einen vornehmen Namen trägt, und ich fürchte, daß man sich schlechtweg für diesen entscheiden und meinen armen Oskar unter schmeichelhaftester Anerkennung seiner vortrefflichen Eigenschaften unberücksichtigt lassen wird."

Käthchen hörte dem kleinen practischen Mädchen lächelnd zu. Sie strich ihr die Wange, gab ihr einen Kuß und sagte: „Du sprichst wie ein Buch, Brigitte."

„Ich bin ja Braut; und man muß doch einmal anfangen, vernünftig zu werden.“

„Mit achtzehn Jahren!“

„Vernunft und fremde Sprachen wollen in der Jugend erlernt sein, sonst bleibt man sein Leblang ein Stümper.“

„Du bist schon eine Virtuosin. Wie heißt denn Dein gefährlicher Gegner, der Rival Deines Oskar? Vielleicht ließe sich irgend Etwas ausfindig machen, das ihn unschädlich machte.“

„Das ist ja eben unser Unglück: wir kennen den Namen gar nicht. Was ich Dir sagte, ist Alles, was wir von dem Geheimen Commerzienrath Wandel, der die Stelle zu vergeben hat, haben erfahren können.“

Als der Name „Wandel“ genannt wurde, fuhr Käthchen auf. Sie erinnerte sich, heute den Namen schon gehört zu haben, ohne genau zu wissen, bei welchem Anlaß. Auf einmal fiel's ihr wie Schuppen von den Augen. Sie besann sich, daß Platow von einem Geheimrath Wandel, dem er sich in den nächsten Tagen vorstellen müsse, gesprochen hatte, und fragte schnell und mit scharfer Betonung: „Geheimrath Wandel in Dortmund?“

„Ja, in Dortmund. Woher hast Du denn das erfahren?“

„Durch Zufall.“ Also Platow war der Störenfried wider Willen. Diese Entdeckung rief in dem jungen Mädchen ganz eigenthümliche Empfindungen hervor. Alle normalgebildeten jungen Mädchen haben eine große Vorliebe für — das garstige Wort „Kuppelei“ wäre zu stark — für Begünstigung zarter Verhältnisse; sie lieben es, heimliche Vertraulichkeiten zu schützen, und nichts bereitet ihnen größeres Vergnügen, als bei Verlobungen die Hand im Spiele zu haben und die Hindernisse, welche die Liebenden trennen, beseitigen zu helfen. In diesem Sinne haben die Frauen in der That den von Schopenhauer so mißachteten weiblichen esprit de corps. Daß sie sich selbst nicht vergessen, ist allerdings auch richtig; aber sie sind doch viel uneigennütziger, als die Männer, und wenn die Trauben für sie zu hoch hängen und ihnen deshalb sauer erscheinen, so haben sie doch nichts dagegen, daß eine Andere sie süß finde, und bieten dann alle ihre Kräfte auf, daß Jene sie pflücken könne. Käthchen jubelte bei dem Gedanken, das Mittel in der Hand zu haben, Martini's Nebenbuhler unschädlich zu machen und das Glück ihrer Freunde fördern zu können.

„Schlaf ruhig, lieber Engel. Martini bekommt die Stelle! Verlaß Dich auf mich!“ sprach sie schließlich mit freudiger Bestimmtheit.

„Ich verstehe Dich nicht, Käthe.“

„Das ist auch nicht nöthig. Ich wiederhole Dir: Martini bekommt die Stelle. Ich sorge dafür!“

„Aber so foltere mich doch nicht! Sprich Dich aus!“

„Uebermorgen sage ich Dir Alles. Gute Nacht, mein Engel.“

Die Freundinnen gaben sich einen Kuß. Brigitte schlief bald ein, ohne zu ahnen, was die zuversichtliche Versicherung Käthchen's zu bedeuten habe. Käthchen setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb: „Mor-

gen Abend um neun Uhr wird man, wie verabredet, den Besuch machen.“
Sie überlas die anderthalb Zeilen noch einmal, um sich über den Satzbau und die Orthographie völlig zu beruhigen — denn selbst die klügsten Frauen schreiben bisweilen „Michl“, was „Milch“ bedeuten soll — und da sie Fassung und Schreibweise als unangreifbar erachtet hatte, faltete sie das Billet zusammen, legte es in ein Couvert, adressirte:

„Herrn Assessor Rudolf von Platow
Weststraße
hier.“

versiegelte es, vergaß natürlich zu frankiren und huschte in die Küche zu ihrer alten Freundin, der Köchin.

„Traudchen, wollen Sie mir den Brief noch heute Abend in den Kasten werfen?“

Traudchen, deren körperliche Dimensionen das im Hause bräuchliche Diminutiv eigentlich nicht rechtfertigten — bei der letzten Kirmeß hatte sie sich wiegen lassen: 168 Pfund Zollgewicht — war etwas erstaunt.

„Heute noch? Bei nachtschlafender Zeit?“

„Ich bitte Sie darum.“

Der Bitte, welcher durch ein Trinkgeld der erforderliche Nachdruck gegeben wurde, vermochte Traudchen, die ihrem Liebling so wie so keine Gefälligkeit abschlagen konnte, natürlich nicht zu widerstehen. Sie trollte davon. Käthchen legte sich zur Ruhe, aber sie fand die Ruhe erst, als das Frühroth den jungen Morgen ankündigte.

IV.

Es war, als ob die Heiterkeit im Stamm'schen Hause ausgestorben sei. Ob's nur an dem unfreundlichen Wetter lag? An dem Regen, der am 22. Juni den ganzen Tag über vom Himmel fiel?

Bei Tisch wurde kein Wort gewechselt. Stamm hatte Kopfschmerz von der Bowle und in Folge dessen schlecht plaidirt; er war ärgerlich. Brigitte war nachdenklicher als gewöhnlich und selbst das muntere Käthchen auffallend zerstreut. Nach vollendeter Mahlzeit trennte man sich, ohne die üblichen Wünsche für die werthe Constitution des lieben Nächsten ausgetauscht zu haben. Das war seit Jahren im Stamm'schen Hause nicht vorgekommen.

Der Abend schlich heran. Es regnete noch immer. Brigitte saß in ihrem Stübchen, stopfte Strümpfe und weinte dazu; sie fühlte sich beklommen und wußte selbst nicht warum. Käthchen ging in großer Aufregung im Zimmer auf und ab; bald schoß ihr das Blut zu Kopf, bald fröstelte sie's. Sie sah nach der Uhr. Es war halb Acht; die gewöhnliche Zeit zum Abendessen. Das Familien- und Speisezimmer befand sich im Erdgeschoß. Sie stieg langsam die Treppe hinunter, auf der Flur vor der Thür zum Speisezimmer traf sie Brigitte. Die beiden Freundinnen drückten sich innig die Hand, umarmten sich schmerzlich, schluchzten, Keine fragte nach dem Grunde der wundersamen Traurig-

keit, Keine versuchte es, sie zu verbergen. Wie arme Sünderinnen traten sie in das Zimmer, in welchem Papa Stamm sie schon erwartete. Er hatte wegen des schlechten Wetters und des um diese Jahreszeit merkwürdig frühen Dämmerlichtes schon die Laden schließen und die Lampe anzünden lassen. Es war schwül und ungemüthlich. Käthchen und Brigitte gaben dem Justizrath den vorschriftsmäßigen Kuß und setzten sich stumm zu Tisch. Die Speisen blieben fast unberührt stehen. Jeder beschäftigte sich mit seinen Gedanken. Käthchen sah wieder nach der Uhr. Die achte Stunde war verflogen. Käthchen wurde immer aufgeregter, ihr Herz klopfte stürmisch, die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Als Papa Stamm sich vom Stuhle erhob und dadurch bedeutete, daß das Abendessen sein officielles Ende erreicht habe, trat Käthchen mit künstlicher Tapferkeit auf ihn zu und sagte anscheinend ruhig zu ihm: „Wundere Dich nicht, Papa, daß ich heute Abend noch ausgehe. Ich habe Etwas zu besorgen, was sich nicht gut verschieben läßt."

Brigitte horchte auf. Stamm sah sein Mündel erstaunt an.

„Heute Abend, Käthchen?" wiederholte er. „Du scherzest wol?"

„Ich scherze nicht, Papa. Bitte, frage mich nicht, wie, wo und warum? Ich versichere Dich, ich habe zu thun. Ich muß meinen Ring, der mir immer vom Finger fällt, abändern lassen . . ."

„Der Juwelier hat seinen Laden längst geschlossen."

„Ich weiß. Ich muß eine Freundin auf dem Bahnhof begrüßen, die um neun Uhr hier durchreist . . ."

„Eine Freundin? Was für eine Freundin, Kind?"

„Aber so sei doch nicht so mißtrauisch, Papa."

„Ich bin's wahrhaftig nicht; Dein merkwürdiges Verlangen zwingt mich aber, es zu werden. Denn um neun Uhr kommt gar kein Zug an."

„Vielleicht ist der Fahrplan verändert, ohne daß Du es weißt. Kurz und gut, ich bitte Dich herzlich, lieber Papa, frage mich nicht. Du traust mir hoffentlich keine Schlechtigkeit zu. Ich wiederhole Dir, ich muß eine Besorgung machen und zwar heute noch, trotz der ungewöhnlichen Stunde."

„Mein Herzenskind, Du weißt, daß ich Dir mein ganzes Herz, mein volles Vertrauen geschenkt habe. Wenn Du mir sagst: ich muß, so werde ich Dich nicht zurückhalten. Aber allein darfst Du nicht gehen, das schickt sich nicht. Laß Dich von Traudchen begleiten."

„Aber Papa . . ."

„Das ist mein letztes Wort. Traudchen ist discret und ich werde sie nicht ausfragen. Ich weiß zwar nicht, was Du vorhast, aber Ihr jungen Mädchen habt ja immer den Kopf voll geheimnißvoller Grillen, und wenn Du uns überraschen willst — nun, meinetwegen. Aber nicht ohne Traudchen."

Käthchen sah ein, daß jeder weitere Widerspruch vergeblich gewesen wäre und sagte nichts mehr. Sie küßte Papa Stamm, nickte Brigitte zu und ging in ihr Zimmer. Brigitte folgte ihr.

„Aber, Käthchen, was machst Du denn für Geschichten?“ fragte sie treuherzig.

„Thu' mir die Lieb' und fange Du nicht auch an, mich zu quälen. Nachgerade verlier' ich die Geduld!“ antwortete Käthchen mit einer Unfreundlichkeit, welche ihrem ganzen Wesen so fremd war, daß Brigitte geradezu erschreckt einen Schritt zurückwich und lautlos den Rückzug antreten wollte. Als Käthchen das bemerkte, ging sie auf Brigitte zu, schlang ihren schönen Arm um das liebe Kind, küßte sie herzlich und sagte: „Vergieb mir, meine Herzensbrigitte, vergieb mir Alles, was ich gesagt habe und heute noch sagen werde. Ich bin krank. Morgen wirst Du mich begreifen. Aber heute, bitte, bitte, frage mich nicht, vertraue mir und behalte mich lieb. Ich versichere Dich: ich verdiene Deine Freundschaft.“

Brigitte war ganz bestürzt über den seltsam feierlichen Ton, mit welchem diese Worte gesprochen wurden. Sie drückte ihrer Freundin die Hand und sagte: „Nimm Dich nur in Acht, Käthe! Mir ahnt nichts Gutes. Den ganzen Tag ist mir Kopf und Herz so schwer gewesen — so schwer! Mach's gut, Käthe, mach's gut!“

Brigitte ging. Käthchen ließ sich auf einen Sessel fallen und blickte starr vor sich hin. Sie dachte an Alles und an Nichts. Plötzlich fuhr sie auf. Die Zeit zum Stelldichein war gekommen. Käthchen hatte ein dunkles Kleid angelegt, sie setzte den Hut auf und zog den dichten, braunen Schleier vor das Gesicht. Sie zog den Regenmantel an, der ihr bis an die Knöchel reichte, stülpte die Kapuze auf, nahm den Schirm und ging behutsam wie ein Dieb die Stiege hinunter. Ein dunkler Handschuh bedeckte ihre linke Hand, den rechten hatte sie in der Aufregung auf dem Tisch liegen lassen. Auf der Straße erst bemerkte sie's; zum Umkehren war's zu spät. Sie fürchtete sich auch. Traudchen war ihr schweigsam gefolgt. Als sie vielleicht fünf Minuten vom Hause entfernt waren, ergriff Käthchen das Wort: „Traudchen, Sie dürfen nicht wissen, wohin ich gehe. Erwarten Sie mich dort unter dem Thorweg an der Ecke in etwa einer Stunde. Aber sagen Sie keinem Menschen ein Wort davon. Ich werde mich erkenntlich zeigen.“ Traudchen glaubte zu verstehen, blinzte mit den Augen und versetzte: „Schön, Fräulein! Ich gehe so lange zu Michels.“ Frau Michels wohnte ganz in der Nähe und war Traudchen's Freundin, obgleich Beide vor Jahren „bei derselben Herrschaft gedient hatten“.

Käthchen lief mehr, als sie ging. Es regnete noch immer und es war inzwischen fast dunkel geworden. Die Weststraße lag am entgegengesetzten Ende der Stadt. Käthchen mußte unglücklicherweise die allerbelebtesten Straßen passiren, die Ringstraße, in welcher die höchste Aristokratie wohnte, und die in diese mündende Gasse „Löwenzwinger“ genannt, in welcher trotz der üblen Beschaffenheit des Pflasters und der erdrückenden Enge einige der schönsten Gewölbe neben dem ersten Hôtel der Stadt, dem weit und breit berühmten „Gasthaus zum Löwen“ lagen. Käthchen glaubte in jedem der zahlreichen Vorübergehenden einen

Bekannten zu erblicken, der sie erkenne und beobachte, und fürchtete sich sehr. Als sie aber von der Ringstraße in den Löwenzwinger einbog sah sie in der That den Assessor Martini, der auf der andern Seite der Ringstraße schnellen Schrittes dahinging. Käthchen senkte den Regenschirm, aber es kam ihr vor, als ob Martini an der Ecke des Löwenzwingers stehen blieb und ihr nachblickte. Käthchen lief schneller, natürlich wagte sie nicht, sich umzusehen. Endlich war der Löwenzwinger, der, wie bemerkt, sehr eng war, fast durchschritten. Am Ausgang war es äußerst belebt. Ein Rollwagen lenkte ein und die Fußgänger mußten schnell bei Seite springen. Käthchen lief nach links. Dort war das „Hôtel zum Löwen". Das Gedränge auf dem engen Trottoir war momentan so groß und die Schwierigkeit der Circulation durch die zahlreichen aufgespannten Regenschirme so erhöht, daß Käthchen etwa eine Minute vor dem Hôtel Halt machen mußte. Die rechte Hand, welche den Schirm getragen hatte, zitterte ihr vor Mattigkeit und Aufregung, sie nahm den Schirm in die linke und ließ die rechte maschinenmäßig herabfallen. Es kam ihr so vor, als hörte sie Etwas klirren, aber sie achtete nicht darauf. Der Wagen war vorübergefahren, sie konnte vorwärts gehen und lief weiter.

Einige Minuten später traten ein Herr und eine tief verschleierte Dame mit langem Regenmantel in den „Löwen" ein. Die Dame bückte sich und nahm Etwas auf.

„Da hat vermuthlich Jemand seinen Trauring abgezogen und verloren", flüsterte die Dame.

„Unsre Bagage kommt gleich", sagte der Herr zu dem etwas erstaunten Oberkellner. „Ich bitte um zwei Zimmer."

Der Portier gab dem Zimmerkellner die Schlüssel zu den Zimmern Nr. 15 und 16. Der Kellner ging mit der Kerze voran, öffnete die Zimmerthür, zündete die beiden Lichter an und verschwand. Die Beiden blieben allein. Die Dame besah den Ring genauer und legte ihn dann auf den Tisch, da sie augenscheinlich in diesem Moment wichtigere Geschäfte hatte.

Käthchen war inzwischen glücklich vor dem Hause Platow's in der Weststraße angelangt. Als sie den Klingelzug ergriffen hatte, schwankte sie noch einen Moment. Sie sah sich scheu um. Niemand war zu sehen. Da warf sie den Kopf fast trotzig auf und zog beherzt die Schelle. Es wurde ihr gleich geöffnet.

„Weiß schon, Fräulein!" redete sie eine ältliche Frau an, welche ihr die Thür geöffnet hatte. „Der Herr Assessor erwarten Sie schon, belieben Sie nur einzutreten." Die Alte öffnete die Zimmerthür. Käthchen, deren Wangen sich mit Purpurröthe bedeckt hatten, trat keck ein, obwol ihr die Füße fast die Dienste versagten. Platow kam ihr entgegen und reichte ihr die Hand. Die Zimmerthür wurde wieder geschlossen. Käthchen und Platow waren allein.

„Da bin ich!" sagte Käthchen, die dem Sturm, welcher in ihr tobte, durch äußerliche Ruhe Paroli bieten wollte.

„Bitte, legen Sie ab, mein Fräulein, und setzen Sie sich."

„Mir ist nicht heiß."

„Sie glühen."

„Ich bin nicht müde."

„Sie wanken. Bitte, machen Sie sich's bequem. Ich bitte Sie darum und Sie wissen ja, ich könnte befehlen."

„Ach so!" Käthchen setzte den Hut und streifte den Handschuh ab, zog den Regenmantel aus, arrangirte vor dem Spiegel ihre Haare und setzte sich auf einen Sessel, der nahe dem Fenster stand.

„Auf's Sopha, wenn ich bitten darf."

Käthchen gehorchte. Platow setzte sich dicht neben sie auf das Canapé und sah sie mit merkwürdigen Blicken an.

„Machen Sie doch nicht so abscheuliche Augen. Sie sehen ja schrecklich aus."

Platow versetzte lächelnd: „Nichts verbieten! Das wäre wider die Verabredung."

„Nun meinetwegen, fahren Sie fort. Ich sagte Ihnen das in Ihrem eigenen Interesse, weil Sie mit schwärmenden Blicken nicht sehr vortheilhaft aussehen."

„Sie sind ein geschickter Feldherr. Sie greifen an, um dem Angriff des Feindes vorzugreifen."

„Ich habe mir keinen Plan gemacht, das versichere ich Sie."

„Haben Sie Angst ausgestanden?"

„Entsetzliche! Aber jetzt bin ich ruhig."

„Ruhig?"

„Ganz ruhig."

Platow ergriff ihre Hand und führte sie langsam an seine Lippen. Käthchen ließ ihn ruhig gewähren, sie zuckte nicht mit den Wimpern, keine Miene ihres reizenden Gesichts bewegte sich, sie sah Platow nicht einmal an; der zu Boden gesenkte Blick war frei von aller Befangenheit, aber er hatte etwas unbeschreiblich Trauriges. Platow senkte die Hand wieder und rückte etwas bei Seite.

„Aber so verbieten Sie mir doch wenigstens, daß ich Ihre Hand küsse", rief er halb scherzhaft, halb ungeduldig.

„Das wäre wider die Verabredung. Sie sind der unbeschränkte Herr Ihres Willens, Herr von Platow!"

„Wissen Sie wol, mein Fräulein, daß Sie mich in Versuchung führen, ein elendes Subject zu werden? Denn, beim Element, ich bin kein heiliger Antonius. Wir sind allein, unbelauscht, Sie sind reizend, jung, schön, reizend, ich wiederhole es Ihnen, und überlegen Sie sich, was das Wort zu bedeuten hat. Ich habe kein Fischblut in den Adern, die Situation ist einfach unmöglich, mein Fräulein."

„Ich habe sie nicht geschaffen."

„Sie haben sie acceptirt und das ist das Schlimmste. Die Tollkühnheit hätte ich Ihnen nie zugetraut, sie macht mich irre an Ihnen und an mir. Entweder wissen Sie nicht, was Sie gethan haben, oder

Sie sind bewußtvoll die gefährlichste Kokette, die existirt. Entweder war ich gestern ein elender Prahlhans, oder ich werde heute ein Schuft. Ich will weder Sie noch mich weder für das Eine noch für das Andere halten, und deshalb bitte ich Sie, bitte Sie herzlich, machen Sie dem Spiel ein Ende!"

Käthchen schwieg. Platow rückte wieder etwas näher.

„Aber so sagen Sie doch wenigstens irgend etwas."

„Ich will meine Wette gewinnen", versetzte Käthchen ruhig.

„Um jeden Preis?"

„Um jeden Preis, den Sie fordern werden."

„Und wenn's nun ein Kuß wäre?"

„Ich will meine Wette gewinnen", antwortete Käthchen streng und sah Platow scharf in's Auge.

„Aber, mein armes Fräulein, Sie scheinen gar nicht zu bedenken, daß diese Stunde über Ihr ganzes Leben entscheiden kann. Ich fühle auf einmal Mitleid mit Ihnen . . ."

„Ich verlange nur Respect."

„Ihr Eigensinn, verzeihen Sie, wenn ich ein unfreundliches Wort ausspreche, Ihr Eigensinn kann es dahin bringen, daß Sie sich den Respect, den man Ihnen schuldet, verscherzen; ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll. Hätten Sie gar keinen Versuch gemacht, die unsinnige Wette gewinnen zu wollen, so hätte ich mich Ihnen zu Füßen gelegt. Daß Sie es aber wagen, hierher zu kommen, allein, in der Dunkelheit, Sie, ein junges, geistreiches, reines Mädchen, zu mir, von dem man sich die ungeheuerlichsten Dinge erzählt, daß Sie Ihren guten Ruf, den Sie sich, Ihren Angehörigen, Ihrem künftigen Mann schulden, für ein Nichts in den Wind schlagen — das, mein Fräulein, ist keine Caprice mehr, das ist kaum noch eine Extravaganz zu nennen. Und, wie gesagt, ich fange an zu zweifeln. Seien Sie vor Allem weiblich, mein Fräulein, erheucheln Sie keine Bravour, die gar nicht zu Ihrem Ressort gehört, sagen Sie mir: ich war unvorsichtig, es thut mir leid, leben Sie wohl! und verlassen Sie mich!"

Käthchen stand auf.

„Ich war unvorsichtig, es thut mir leid, leben Sie wohl!" wiederholte sie, und trat wieder vor den Spiegel, um sich den Hut aufzusetzen.

„So dürfen Sie mich nicht verlassen, mein Fräulein, so nicht. Ich sagte: ich hätte Mitleid mit Ihnen, das war die Wahrheit, jetzt beschwöre ich Sie, haben Sie Mitleid mit mir. Ich war hart und unartig. Ich kann nichts dafür. Merken Sie denn nicht, daß mich nur das Interesse für Sie dazu bestimmt, so und nicht anders mit Ihnen zu reden? Seit dem Moment, wo ich Sie hier vor mir sehe, schwebt mir Ein Wort auf der Zunge und ich kann es nicht aussprechen. Dies Eine Wort — Sie kennen es. Es verbrennt mir die Lippen und Sie bannen es. Sie hatten Recht: ich war ein vermessener Thor, als ich glaubte,

ich sei allgewaltig und nur die äußeren Rücksichten lähmten meine Kraft. Sie hatten Recht: Sie bedürfen des Schutzes der Gesellschaft nicht. Denn hier, in meiner vermeintlichen Machtvollkommenheit, empfinde ich ein Gefühl von Zaghaftigkeit und Ohnmacht Ihnen gegenüber, an das ich nicht geglaubt habe. Nun, mein Fräulein, vergeben Sie mir wenigstens, daß ich Sie zu diesem sehr unüberlegten Schritt verleitet habe. Morgen werde ich mir die Ehre geben, Ihnen meine Aufwartung zu machen, und morgen, in Ihrem Hause, wo Sie mir jederzeit Schweigen gebieten können, werde ich freimüthig Ihnen sagen, was mir heute und an dieser Stelle unehrerbietig erscheinen würde. Ich gebe die Partie auf."

„Ich wußte ja, daß ich mich nicht in Ihnen täuschen würde", antwortete Käthchen.

Sie hatte den Mantel wieder angelegt, den Hut aufgesetzt, Schirm und Handschuh hielt sie in der Hand. Platow wollte sie zur Thür hinausgeleiten. Käthchen blieb stehen.

„Noch ein Wort, Herr v. Platow. Sie haben die Wette verloren, der Preis, den ich fordere, ist kein geringer."

„Befehlen Sie, mein Fräulein."

„Ich halte es aus verschiedenen Gründen für gut, wenn Sie mich morgen nicht besuchen. Sie sprachen von einer Reise nach Dortmund. Wann könnten sie frühestens abreisen?"

Platow erwiederte erstaunt: „Frühestens? Soviel ich weiß, passirt der Courierzug gegen Mitternacht unsere Stadt."

„Nun, jetzt ist es kaum halb zehn Uhr. Ihre Bagage ist ja schnell gepackt. Reisen Sie um Mitternacht ab. Stellen Sie sich dem Herrn Geheimrath Wandel morgen früh vor und erklären Sie ihm, daß Sie auf die Stelle aus diesem oder jenem Grund nicht mehr reflectiren."

„Was?"

„Daß Sie ihm aber auf das Angelegentlichste einen Freund empfehlen könnten, welcher alle erforderlichen Eigenschaften und Kenntnisse besitzt: Herrn Assessor Martini."

Platow konnte vor Verwunderung kein Wort herausbringen.

„Herr Assessor Martini soll durch Sie die Stelle des Justitiars erhalten, das ist mein Preis! Dünkt er Ihnen zu hoch?"

„Bewahre! Ich verstehe nur nicht . . ."

„Sie werden später Alles erfahren. Sind Sie entschlossen?"

„Um Mitternacht reise ich ab."

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen."

Käthchen reichte ihm die Hand, die er ehrerbietig küßte. Er gab ihr das Geleit bis zur Hausthür, blickte auf die dunkle, menschenleere Straße, raunte ihr zu: „Die Luft ist rein, guten Muth auf den Weg!" und Käthchen ging.

Sie war ganz ruhig. Sie nahm denselben Weg, auf dem sie gekommen war; als sie beim „Löwen" vorüber kam, traten eine verschleierte Dame und ein Herr, der einen Mantel trug und das Gesicht unter dem

breitkrämpigen Hut zu verbergen augenfällig bemüht war, ziemlich hastig aus dem Hôtel heraus. Sie gingen schnellen Schritts vor Käthchen den Löwenzwinger entlang. Die Dame schwankte etwas und wurde von ihrem Begleiter mehr gezogen, als geführt. An der Ecke des Löwenzwingers und der Ringstraße bestiegen sie einen Wagen, der dort gehalten hatte. Käthchen sah sie einsteigen. Die Gasflamme an der Ecke beleuchtete sie.

„Wenn's ein Lieutenant wär', würde ich darauf schwören, daß das Herr von Bergendahl ist", sagte sie zu sich und ging weiter.

Traudchen war an Ort und Stelle, Beide kamen kurz vor zehn Uhr im Hause des Justizraths an. Käthchen ging, ohne Brigitten und dem Vormund gute Nacht gesagt zu haben, auf ihr Zimmer und legte sich zur Ruhe.

V.

Am andern Morgen, als Käthchen ihre Toilette vollendet hatte, vermißte sie ihren Ring. Traudchen wurde in aller Frühe auf die Expedition des „Anzeigers" geschickt, mit der folgenden Annonce:

„Ein einfacher goldner Trauring,

in dessen innerer Fläche die Buchstaben M. v. M. und das Datum 18. März 1848 eingravirt sind, ist gestern verloren gegangen. Der ehrliche Finder wird gebeten, denselben gegen eine sehr anständige Belohnung in der Expedition des „Anzeigers" sofort abzugeben."

Das Inserat erschien Mittags in dem „Anzeiger".

Unter „Locales" desselben Blattes war in fetter Schrift folgender wohlstilisirte Artikel enthalten:

„Ein grausiger Mordversuch, um so grausiger, als die Motive der schnöden That völlig unergründlich sind, ist gestern an einem der ehrenhaftesten Bürger unserer Stadt versucht worden. Unsere publicistische Pflicht gebietet uns, Stillschweigen zu beobachten; nicht aber können wir den Schrei der Entrüstung, welcher die ganze Stadt erfüllt und unserer Feder entfließt, zurückhalten. Die Untersuchung ist in vollem Gange und verspricht völliges Gelingen, indem die Mörder deutliche Spuren auf dem Tische vergessen haben. Wir werden in unserer morgenden Nummer weitere Einzelheiten mitzutheilen im Stande sein."

Papa Stamm kam in ungewöhnlicher Aufregung vom Gericht heim.

„Wißt Ihr denn schon, was passirt ist?" fragte er.

„Nein", antworteten die Mädchen.

„Professor Wigel ist lebensgefährlich verwundet."

„Jesus, Maria!" rief Käthchen entsetzt.

„Um Gotteswillen!" bekräftigte Brigitte.

„Lebensgefährlich, es ist kein Spaß. Weiß der Himmel, wie's passirt ist. Kurzum, in der Nacht hat man ihn dreivierteltodt in einem Zimmer des „Gasthauses zum Löwen" gefunden. Wie er dort hingekommen ist, was er dort gemacht, wer die That begangen hat, darüber herrscht völliges Dunkel. Er selbst ist in einem Zustande, der es ihm unmöglich macht, Aufschlüsse zu geben. Kurzum, alle Welt ist entsetzt."

Natürlich war während des Essens von nichts Anderem die Rede, als von der geheimnißvollen That. Man erschöpfte sich in Conjecturen, man vermuthete dies und das, als Traudchen eintrat und Herrn Assessor Martini meldete.

Brigitten blieb vor Schreck der Bissen Braten in der Kehle stecken, Käthchen bemerkte dies und konnte sich des Lachens kaum erwehren, der Justizrath schob die Brille höher und sagte ziemlich ungnädig: „Er kann kommen.“

„Der hat's ja gewaltig pressant“, brummte er, als Traudchen das Zimmer verlassen hatte. „Hätte doch wahrhaftig bis nach Tisch warten können, um sich einen Korb zu holen.“

Martini trat ein, steifer und gravitätischer denn je, gefolgt von einem Secretair, welcher eine Actenrolle unter dem Arme trug. Er verbeugte sich linkisch und begann mit weihevoller Amtsmiene also zu reden:

„Der Herr Geheime Justizrath wollen mir verzeihen, wenn ich störe, allein mein Amt zwingt mich dazu. Ich komme hier in amtlicher Eigenschaft.“

Stamm sah den Assessor verdutzt an, welcher, ohne eine Miene zu verziehen, fortfuhr:

„Ich muß Sie um die Erlaubniß bitten, mit Fräulein von Mayen allein zu verhandeln.“

„Zum Scherzen sind Sie zu ernsthaft, Assessorchen, zum Ernst ist die Geschichte zu komisch. Mit meinem ungezogenen Mündel, Käthchen von Mayen, wollen Sie „verhandeln“? Was hat denn Das zu bedeuten? Grober Unfug? Tödtung aus Fahrlässigkeit? Oeffentliches Aergerniß? Haß und Verachtung? Beamtenbeleidigung in Beziehung auf seinen Beruf?“

„Entschuldigen der Herr Geheime Justizrath. Ich komme in der That in einer ernsten Angelegenheit hierher, um Ihrem Fräulein Mündel den Schreck vor und den Weg nach dem Gerichte zu ersparen. Ich muß meine höfliche Bitte wiederholen, mir ein Zimmer anzuweisen, in welchem ich mit Fräulein von Mayen allein sprechen kann.“

Stamm war seelenvergnügt über diese „ernste“ Sache. „Ich verstehe zwar kein Wort. Sie haben sich vielleicht mystificiren lassen, aber wenn Sie in Ihrer Eigenschaft als Instructionsrichter hier erscheinen, so bleibt mir natürlich nichts Anderes übrig, als das Feld zu räumen. Komm, Brigitte. Courage, Käthe, der Kopf geht nicht ab.“ Er stand auf und gab seiner Tochter den Arm. Beide verließen langsam das Zimmer. Brigitte sah sich auf der Schwelle noch um, aber Martini würdigte seine Braut keines Blickes. Er war eben nur Beamter in diesem feierlichen Moment.

„Er hat mich nicht einmal ordentlich angesehen“, schmollte Brigitte, als sie die Thür schloß.

Käthchen hatte sich während der ganzen feierlichen Scene auf die Lippen gebissen, um nicht laut aufzulachen. Als Martini mit stummer

Würde auf den Stuhl wies, konnte sie sich des Lachens nicht mehr erwehren. Martini verzog keine Miene. Der Secretair setzte sich ihm gegenüber, holte sein Schreibmaterial hervor, zog ein paar Manschetten von Wachstuch über die linnenen seines Hemdes — zu Käthchen's nicht geringem Erstaunen —, nahm die Feder zur Hand und war zum Protocolliren bereit.

„Wie heißen Sie?" fragte Martini.

„Das wissen Sie ja, lieber Herr Assessor."

„Bitte, antworten Sie auf meine Fragen. Wie heißen Sie?"

„Käthchen von Mayen."

„Käthchen in der Taufe?"

„Was?"

„Sind Sie Katharina getauft oder Käthchen?"

„Katharina."

Der Schreiber notirte den Namen.

„Sie sind ledig?"

„Was?"

„Sie sind nicht verheirathet?"

„I Gott bewahre! Was stellen Sie für curiose Fragen!"

Der Schreiber notirte den Vorfall.

„Wie alt sind Sie?"

„Jetzt fangen Sie an, ungalant zu werden. Ich kann übrigens mein Alter noch gestehen: ich bin vorgestern zwanzig Jahre alt geworden."

Der Schreiber notirte.

„Sie sind noch nicht bestraft?"

„Nun wird's nachgerade zu bunt, Herr Assessor. Ich verstehe Spaß so gut wie Jeder, aber . . ."

„Mein Fräulein, ich muß Sie dringend bitten, die Sache nicht als einen Spaß zu betrachten. Es handelt sich um etwas sehr Ernstes. Durch eine Complication, die ich noch nicht völlig durchschaue, spielt ein Ihnen gehöriges Object eine wichtige Rolle bei einem Verbrechen, welches gestern Abend begangen und dessen Urheber noch unbekannt ist. Die Sache ist so precär, daß ich Sie nicht einmal vereidigen kann, da die juridische Möglichkeit vorliegt, daß Sie selbst Theil daran haben. Erschrecken Sie nicht. Kein Mensch traut Ihnen auch nur etwas Unrechtes zu, geschweige ein Verbrechen. Aber Sie schulden dem Gericht und sich selbst die volle Wahrheit. Und ich fordere Sie der Sache und Ihrer selbst willen auf, die ganze, die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu antworten. Seien Sie versichert, daß ich mit größter Schonung verfahren werde und nur durch mein Amt gezwungen bin, von Ihnen Aufklärungen zu verlangen, die Sie von allen weiteren Unannehmlichkeiten befreien werden."

„Ich höre, Herr Assessor, aber ich verstehe nicht."

„Kennen Sie diesen Ring?"

„Natürlich kenne ich ihn!" rief Käthchen hocherfreut, „Gottlob, daß er wieder da ist."

„Entschuldigen Sie; ich darf den Ring noch nicht aus den Händen geben. Der Ring gehört also Ihnen. Sie behaupten, ihn verloren zu haben?“

„Das behaupte ich nicht blos, Sie haben ja den Beweis dafür in Händen.“

„Seit wie lange vermissen Sie den Ring?“

„Seit heute Morgen.“

„Sind Sie gewiß, daß Sie ihn gestern noch besaßen?“

„Ganz gewiß. Gestern Abend wollte ich noch zum Goldschmied gehen, um ihn ändern zu lassen, weil er mir viel zu groß ist. Mein Vormund sagte aber, der Laden sei schon geschlossen.“

„Zu welcher Zeit geschah das?“

„Zur Zeit des Abendessens, gegen acht Uhr, meine ich.“

„Gestern Abend gegen acht Uhr? Sind Sie denn später noch ausgegangen?“

Käthchen erröthete und antwortete sehr kleinlaut: „Ja!“

„Wann sind Sie ausgegangen?“

„Zwanzig Minuten vor neun Uhr.“

Der Assessor stutzte.

„Wohin sind Sie gegangen?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen.“

„Das müssen Sie mir sagen, mein Fräulein, die Sache complicirt sich in ganz unerwarteter Weise.“

„Ich kann Ihnen aber keine Antwort geben!“ versetzte Käthchen sehr bestimmt.

„Ich beschwöre Sie, mein Fräulein, lassen Sie keinen Verdacht in mir aufkommen; das wäre mir fürchterlich. Wir sind leider Gottes durch unsern Beruf zum Mißtrauen verdammt. Ich mißtraue Ihnen nicht, aber, ich bitte Sie, gewähren Sie mir die Möglichkeit, daß ich mein Vertrauen erhalten kann. Sie sind gestern Abend also ausgegangen?“

„Ja!“

„Trugen Sie einen langen Regenmantel und einen dichten Schleier?“

„Ja.“

„Waren Sie allein?“

„Nein.“

„Wer hat Sie begleitet?“

„Unser Mädchen, Traudchen.“

„Gottlob!“ rief der gequälte Untersuchungsrichter und seufzte tief auf. „Weshalb haben Sie denn das nicht gleich gesagt? Also Ihr Mädchen hat Sie bis zu dem Ort, den Sie verschweigen wollen, begleitet?“

„Nein. Sie hat auf mich gewartet. Dorthin bin ich allein gegangen.“

Der Instructionsrichter trank ein Glas Wasser, um sich zu beruhigen. Schließlich sagte er: „Dann habe ich Sie auch gesehen . . . am Löwenzwinger!“

„Um Gotteswillen, schweigen Sie, Assessor!“

„Also wirklich! Mein Fräulein, mir steht der Verstand still. Sie häufen Belastungsmoment auf Belastungsmoment gegen sich — ich weiß nicht, was ich thun soll, wenn Sie in Ihrem unerklärlichen Schweigen beharren.“

„Herr Assessor!“ sprach Käthchen. „Alles hat seine Grenzen, meine Geduld reißt mir. Ich verbitte mir dies ungalante Gefrage, zu dem Sie nichts berechtigen kann.“

„Mein Fräulein, so hören Sie doch! Es handelt sich einfach um Ihre Ehre. Sprechen Sie aus, wo Sie gewesen sind, weisen Sie Ihr Alibi nach — das ist ja Alles, was ich verlange, in Ihrem Interesse! Also keine falsche Scheu, heraus mit der Sprache! Wo waren Sie gestern Abend von neun bis zehn Uhr?“

„Auf dem Bahnhof!“ versetzte Käthchen trotzig.

„Das ist ja nicht denkbar! Ich bin Ihnen ja an der Ecke der Ringstraße und des Löwenzwingers gegen neun Uhr begegnet. Der Bahnhof liegt zwei Schritt von Ihrem Hause, am entgegengesetzten Ende der Stadt.“

„Lügen will ich nicht. Auf dem Bahnhofe war ich allerdings nicht, wo ich war, kann ich aber nicht sagen. Sie sprachen von meiner Ehre. Nun, mein Herr, obwol ich nichts gethan habe, was ich nicht jedem Menschen erzählen könnte, habe ich doch den Schein wider mich, und wenn ich die Wahrheit sagte, wäre meine Ehre vielleicht verloren. Ich hoffe, daß Sie nach dieser Erklärung nicht mehr in mich dringen werden.“

„Mein Fräulein, ich bin dazu verpflichtet. Denn Ihr Schweigen ladet auf Sie einen fürchterlichen Verdacht! Ich halte Sie für rein und unschuldig, ich versichere Sie's noch einmal, aber meine persönliche Ansicht hat juridisch keinerlei Werth. Wir müssen es beweisen. So hart es Ihnen ankommen mag: sagen Sie die Wahrheit!“

„Wenn Sie wüßten, was ich gethan habe, Sie würden mich wahrhaftig nicht foltern!“ antwortete Käthchen und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Gestern Abend zwischen neun und zehn Uhr ist ein Mordversuch verübt worden, verübt im „Hôtel zum Löwen“ am Löwenzwinger. Der tödtlich Verwundete ist Professor Dr. Wigel, welcher nach den Aussagen des Portiers und des Kellners mit einer Dame in langem Regenmantel und dicht verschleiert ein Zimmer genommen hat. Die Dame hat sich etwa dreiviertel auf zehn Uhr mit einem Herrn, den man nicht in das Hôtel hat eintreten sehen, entfernt. Der Mordversuch kann keinen anderen Urheber haben, als diesen unbekannten Herrn. Auf dem Tisch des Hôtelzimmers ist dieser Ihnen zugehörige Ring gefunden worden. Sie sind gestern Abend zur Stunde des Verbrechens ausgegangen, unter Umständen, welche das Gericht als verdächtige bezeichnen muß. Sie haben Ihr Mädchen warten lassen und sich zu einer Stunde, welche jungen Damen Ihres Standes und Ihres Alters das Alleingehen verbietet, allein irgendwohin begeben. Sie sind in der unmittelbaren Nähe des Ortes der That gesehen worden. Die Zeit stimmt bis zur

Minute mit derjenigen überein, zu welcher nach der Aussage des Portiers Professor Wigel mit einer verschleierten Dame in Regenmantel das Hôtel betreten hat. Sie waren verschleiert, sie trugen einen Regenmantel. Nun, mein Fräulein, wenn ich Sie nicht persönlich kennte, würde ich nach dieser Kette von belastenden Momenten mich nicht eine Minute besinnen, Sie als die Begleiterin des Professor Wigel zu bezeichnen. Ich würde Sie nicht mehr als Zeugin, sondern als Angeklagte inquiriren. Aber trotz des Zusammentreffens aller dieser mir unerklärlichen gravirenden Thatsachen ist mein Vertrauen noch nicht erschüttert. Stürzen Sie sich nicht in's Verderben, mein Fräulein, lassen Sie alle falsche Scham fahren und bekennen Sie frei und offen, wo Sie gewesen sind!"

Käthchen hatte den Kopf auf die Hand gestützt, sie saß da, wie versteinert.

„Das ist ja fürchterlich!" rief sie nach einigem Besinnen. Die Thränen rollten ihr über die Wangen. „Wie alles Das gekommen ist, weiß ich nicht. Aber ich schwöre Ihnen zu, Herr Assessor, daß ich von dem Morde heute Mittag erfahren habe. Es ist mir unbegreiflich, wie mein Ring in das Zimmer gekommen ist. Die Dame, die dort war, wird ihn gefunden haben. Ich war nicht dort, das schwöre ich Ihnen zu."

„Nun, fassen Sie ein Herz! Sie haben ja nur Ihr Alibi nachzuweisen, nachzuweisen, daß Sie gestern Abend zwischen neun und zehn Uhr an einem anderen Orte gewesen sind. Dann quält man Sie nicht mehr! Aber Sie sehen doch ein, daß der Schein wider Sie ist, daß nur Eines Sie aus der fürchterlichen Lage, in die Sie gerathen sind, befreien kann, die Wahrheit!"

„Ich sehe es ein!" sagte Käthchen leise, während ihre Thränen immer reichlicher flossen. „Sie sind ein Ehrenmann, Herr Assessor, Ihnen, aber nur Ihnen will ich mich vertrauen. Schicken Sie den Herrn fort!" bat sie leise.

„Unmöglich, mein Fräulein. Ihre Aussage kann kein Geheimniß zwischen uns bleiben. Sie müssen es frei und laut erklären und vor der Oeffentlichkeit wahr halten."

„Lieber sterbe ich!" schluchzte Käthchen. „Es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht! Machen Sie mit mir, was Sie wollen, sperren Sie mich ein, lassen Sie mich hungern, lassen Sie mich tödten — ich kann nicht sagen, wo ich gewesen bin."

Der Assessor maß das Zimmer mit großen Schritten.

„Also Sie sind entschlossen, Ihre Zukunft, Ihre Ehre durch Ihr Schweigen zu vernichten?"

„Ich vernichte sie, wenn ich spreche."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

Käthchen nickte mit dem Kopfe. Sie konnte nichts mehr sagen, ihre Thränen flossen in heißen Strömen und unaufhaltsam.

Der Assessor dictirte das Protocoll so schonungsvoll, wie es sich mit seiner Gewissenhaftigkeit irgend vertrug, verbeugte sich und verließ

mit dem Schreiber das Zimmer. Der Justizrath und Brigitte tranken im Garten Kaffee. Martini näherte sich respectvoll dem alten Herrn.

„Herr Geheimrath, ich bedaure unendlich, Ihr Familienglück stören zu müssen. Ich beschwöre Sie, veranlassen Sie Ihr Mündel, die Wahrheit zu sagen, sonst bin ich durch mein Amt gezwungen, sie verhaften zu lassen."

Der Justizrath saß da mit offenem Munde, wie vom Schlage gerührt.

„Oskar!" rief Brigitte und sah den Assessor flehentlich an. Martini wurde feuerroth.

„Schon gut, schon gut!" versetzte Stamm, der endlich die Sprache wiedergefunden hatte. „Davon reden wir später. Brigitte, sieh einmal nach, wie's dem Kinde geht."

Brigitte lief davon. Martini trug dem Justizrath die Angelegenheit in wohlgesetzter Rede vor. Der Alte hörte zu; die Lust zum Scherzen war ihm vergangen. Obschon er nicht einen Augenblick an der Reinheit seines Lieblings zweifelte, so fühlte er doch der wahrhaft erdrückenden Last von gravirenden Thatsachen gegenüber, daß er mit seinem Latein zu Ende sei. Mit dem Troste: „Es wird sich schon Alles noch aufklären", verabschiedete er den Assessor, der seine zweite Instructionsvisite für den folgenden Tag ankündigte.

Brigitten's wie Stamm's Versuche, Käthchen zum Sprechen zu bewegen, blieben fruchtlos. Ihr Zustand war geradezu erbarmenswerth. Gegen drei Uhr Nachmittags mußte der Arzt geholt werden, der ein heftiges Fieber constatirte und sie zu Bett schickte. Brigitte verließ sie keinen Augenblick.

„Du zweifelst nicht an mir, Brigitte?" fragte Käthchen und reichte ihr unter der Decke hervor die Hand.

„Weder ich, noch Papa, noch Oskar. Ach, lieber Engel, es wird ja Alles wieder gut werden. Wenn Du nur sprechen möchtest! Du kannst ja nichts Böses gethan haben!"

„Brigitte, versprichst Du mir, keinem Menschen ein Wort von Dem zu verrathen, was ich Dir jetzt sagen werde?"

„Wenn Du's verlangst, keinem Menschen."

„Mir ist ein Gedanke gekommen. Ein Mensch kann mir noch helfen. Nimm Feder und Papier und schreibe, was ich Dir dictire."

Brigitte gehorchte.

Käthchen dictirte: „Assessor von Platow. Adresse: Geheimer Commercienrath Wandel, Dortmund. Kommen Sie mit nächstem Zuge hierher. Ihre Anwesenheit durchaus erforderlich. Ich erwarte Sie, gleichviel zu welcher Stunde. K. v. Mayen."

„Schick' das auf das Telegraphenbureau, aber gleich."

Brigitte bog sich über die Kranke und fragte leise:

„Warst Du bei ihm?"

„In Folge einer Wette."

„Und unsertwegen?"

„Ja."

„Ich wußte es, Du Engel!"

Brigitte küßte ihre Freundin auf die glühende Stirn. Traudchen lief nach dem Telegraphenbureau. Käthchen verfiel in einen tiefen, tiefen Schlaf.

VI.

Um sechs Uhr des folgenden Morgens wurde heftig beim Geh. Justizrath Stamm geschellt. Käthchen war allein schon aufgestanden und vollständig angezogen. Das Herz schlug ihr stürmisch, sie wußte, wer so ungestüm geklingelt hatte. Sie öffnete die Thür ihres Zimmers und sie vernahm in der That Platow's Stimme unten in der Hausflur. Sie stieg die Treppe hinunter, mühsam, ihre Kniee schlotterten; als sie Platow sah, streckte sie ihm beide Hände entgegen. Platow war über den stummen, herzlichen Empfang in tiefster Seele gerührt.

„Sie haben befohlen, da bin ich, der Ihrige mit Leib und Seele!"

„Wir wollen in den Garten gehen. Reichen Sie mir den Arm, ich bin recht schwach, ich habe gestern viel ausstehen müssen."

Die jungen Leute traten in den Garten. Es war ein herrlich frischer Sommermorgen.

Käthchen sagte: „Herr von Platow, haben Sie mit mir gescherzt oder haben Sie mich wirklich lieb?"

„Ich liebe Sie aufrichtig, mein Fräulein. Mir ist's, als hätte ich Sie eine Ewigkeit nicht gesehen und könnte nimmer von Ihnen lassen."

„Ich liebe Sie auch, von Herzen, Herr von Platow. Ich darf es Ihnen sagen, weil es wahr ist und weil es nothwendig ist."

Käthchen sprach diese Worte ohne Affectation, einfach, mit schwacher Stimme; aber sie bebte, als sie gesprochen hatte.

„Käthchen", rief Platow selig, „Sie haben mich lieb, von Herzen lieb? Wahr und wahrhaftig lieb?"

„Ja."

„Und Sie wollen mich nehmen, wie ich bin? Ach, ich sage gewiß dummes Zeug, aber das schadet nichts! — Jetzt darf ich Ihnen die Stirn küssen — darf ich?" Platow hatte sie umschlungen und küßte ihr, ohne die Antwort abzuwarten, nicht bloß die Stirn, sondern auch, wie es schon im Volkslied heißt: „Wangen, Mund und Hände." Und Käthchen strafte den Vermessenen nicht mit zürnendem Blick und spielte nicht die Spröde. Käthchen erzählte in einem sehr confusen Bericht, was vorgefallen war. Platow hörte lächelnd zu und sagte nach jedem Satze: „Ach, das ist ja ganz egal; die Hauptsache ist, daß wir uns lieb haben."

Das sagte er auch zum Schluß.

„Nein, das ist nicht egal!" entgegnete Käthchen, die übrigens die Sache jetzt, da Platow neben ihr saß, auch nicht mehr so tragisch auffaßte. „Was soll ich anfangen?"

„Aber, lieber Engel, ich bitte Dich, wie kannst Du fragen: Du hast Deinen Bräutigam besucht, um ihn zu veranlassen, sofort abzureisen,

weil Du dem Bräutigam Deiner Freundin eine Stelle verschaffen wolltest. Das ist doch höchst simpel. Was die Leute schwatzen, ist ja ganz egal, die Hauptsache ist, daß wir uns lieb haben; und wer sich erdreistet, etwas Ungehöriges zu sagen, nun, dem werde ich zeigen, wie man meine Braut zu behandeln hat."

„Ich hätte nie geglaubt, daß die Sache so einfach liegt."

„Die Hauptsache ist . . "

„Daß wir uns lieb haben. Sag 'mal, sind denn alle Verliebten so dumm, wie wir?"

„Ach, es giebt noch viel dümmere! Frage nur Deinen Instructionsrichter, den Herrn Justitiar-Martini."

„Wenn er heute kommt, lache ich ihn aus."

„Wann hat er Dir seinen zweiten Besuch angesagt?"

„Um zehn Uhr Vormittags."

„Nun, lieber, reizender Engel, dann mache ich mich jetzt aus dem Staube. Ich bin die halbe Nacht durch gefahren, ich komme von der Bahn, meine officielle Bewerbung kann ich füglich nicht in diesem Aufzuge anbringen . . ."

„Mach, daß Du fortkommst. Aber komm bald wieder!"

„Gegen zehn Uhr bin ich an Ort und Stelle! Adieu, Du liebes Kind."

„Leb' wohl . . . Wenn ich geahnt hätte, daß Alles so einfach ist, hätte ich mich nicht so gequält!"

„Beherzige den Ausspruch des weisen Sachsen über das Wesen der Dinge, er bleibt ewig wahr: „Je desto complicirter daß sie sind, je desto einfacher daß sie sein!"

„Adieu, Du Strick!"

Platow sprang davon wie ein junges Böcklein; Käthchen vergaß, daß sie von Rechtswegen krank war und lief die Treppe hinauf, als ob sie wieder Backfisch geworden wäre. Im Hause schlief noch Alles, außer Traudchen. Käthchen warf sich, angezogen wie sie war, auf's Bett und lächelte so lange über den Ausspruch des weisen Sachsen, bis sich ein erquickender Halbschlummer auf ihre Lider senkte.

Brigitte traute ihren Augen kaum, als sie eine Stunde darauf — etwa gegen acht Uhr — behutsam in's Zimmer trat. Käthchen war in einem Satze auf sie zugesprungen und tanzte mit ihr im Zimmer herum.

„Bist Du närrisch geworden, Käthe?"

„Vor Freude. Dich macht die Liebe vernünftig, mich macht sie verrückt. Platow ist hier. Wir haben uns in aller Frühe verlobt. Nun ist Alles gut. Wir haben uns lieb, das ist die Hauptsache. Und der weise Sachse sagt vom Wesen der Dinge: Je desto complicirter daß sie sind, je desto einfacher daß sie sein."

„Aber, Käthe, was ist Dir denn?"

„Mir ist, als ob ich von einer schweren Krankheit genesen sei, als ob mir die Schuppen von den Augen gefallen und Flügel gewachsen seien. Ich bin selig, Brigitte. Der Mann, den ich liebe, liebt mich."

„Und der Proceß?"

„Ach, das ist ja ganz egal; wir haben uns lieb, das ist die Hauptsache!"

Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Schnelligkeit die Liebenden ihre Logik gegenseitig acceptiren.

Mit strahlendem Gesicht kam Martini Schlag zehn Uhr im Stamm'schen Hause an und fand Vater, Tochter und Mündel im Garten.

„Mein Fräulein", rief er Käthchen entgegen. „Wir können auf Ihr Verhör verzichten. Herr Lieutenant von Bergendahl hat sich heute Morgen selbst denuncirt. Er hat auf Herrn Professor Wigel geschossen, weil er durch ihn die Ehre seiner Familie — und wol mit Recht — gekränkt glaubte. Die Begleiterin des Herrn Professor Wigel war Fräulein Julie v. Bergendahl, welche den verhängnißvollen Ring vor der Thür zum „Löwen" aufgehoben und denselben auf dem Tisch vergessen hat. Ihre Aussagen, mein Fräulein, haben jetzt, da die Sache geklärt ist, keinerlei Wichtigkeit mehr und wir können, wie gesagt, darauf verzichten."

„Das brauchen wir nicht", rief Platow, der hinzugekommen war. „Fräulein Käthchen v. Mayen, meine verlobte Braut, war bei mir, am 22 Juni, Abends zwischen neun und zehn Uhr . . ."

„Wa — a — s?" riefen Stamm und Martini gleichzeitig.

„Ja, bei mir, um mich zu bestimmen, sofort meine Bündel zu schnüren, nach Dortmund zu fahren und die Stelle eines Justitiars, welche mir von einem Freunde meines Vaters, dem Geheimen Commerzienrath Wandel, angetragen war, für einen gewissen Martini zu erwirken, welcher dieser Stelle zu seiner Vermählung mit der Jungfrau Brigitte Stamm dringend bedürftig war. Und also ist's geschehen. Hier, Herr Justitiar, ist der Contract. Es fehlt nichts als Ihre Unterschrift!"

* * *

Nur noch wenige Worte zum Schluß.

Lieutenant v. Bergendahl wurde des Mordversuchs freigesprochen, aber wegen schwerer Körperverletzung zu sechsmonatlicher Haft, auf einer Festung zu bestehen, verurtheilt. Julie hat sich von der Welt ganz zurückgezogen. Man behauptet, sie sei in den Orden der barfüßigen Carmeliterinnen getreten. Professor Wigel ist genesen und schreibt jetzt im Auslande Artikel über das Wahre, Gute und Schöne. Martini lebt mit seiner Frau in Dortmund; nächstens fährt der alte Stamm hinüber, um sich seinen Enkel zu besehen, der morgen vierzehn Tage alt wird und nach der Versicherung seines Vaters eine ungewöhnliche Intelligenz besitzt. Er wäre schon abgereist, wenn er nicht die Pathenstelle bei dem jugendlichen Herrn von Platow übernommen hätte, welcher am kommenden Sonntag in die christliche Gemeinschaft aufgenommen werden soll.

Und alles das geschah — um in herkömmlicher Weise den Titel zuguterletzt noch einmal anzubringen — in Folge einer Wette.

Sprüche.

Von **Paul Heyse.**

Wer sich an Andre hält,
Dem wankt die Welt.
Wer auf sich selber ruht,
Steht gut.

Die Lebenskunst ist die frei'ste der sieben.
Die sie am ernstlichsten betreiben,
Werden oft darin Stümper bleiben,
Dilettanten sie als Meister üben.

Der Strom der Thränen ist nicht helle,
Doch wäscht man Gold aus seiner Welle.

Wen die Götter lieben,
Segnen sie mit Leiden,
Mit der glüh'nden Seele,
Die den Schmerz versteht.

Lust treibt taube Blüthen,
Doch ein edles Leiden
Schaffet, daß ein Leben
Reich in Garben steht.

Es ist ein Trost in mancher Noth,
Zu denken, das lumpige Leben
Sei ein Contract mit dem lieben Gott,
Einseitig aufzuheben.

Wenn sich die Sprüche widersprechen,
Ist's eine Tugend und kein Verbrechen.
Du lernst nur wieder von Blatt zu Blatt,
Daß jedes Ding zwei Seiten hat.

So viel Verdienste Du Dir erwirbst,
So viel Dir Gut und Muth beschieden,
Wenn Du es mit den Philistern verdirbst,
Dann wehe Deinem Frieden!

Ich denke mit Gewissensbissen
Zurück, wie ich mein Lebenlang
Vorbeiging, fastend, an gewissen Bissen,
Die ein viel Schlechterer verschlang.

Den Kritikern.

Nur nicht gleich das Schwert gewetzt
Und das Beil geschliffen!
Was Ihr niemals überschätzt,
Habt Ihr nie begriffen.

Das Trauerspiel hat einen bösen Stand.
Es lebt sich heute ja ganz charmant.
Sein Huhn im Topf hat Jedermann,
Aufklärung schreitet strack voran,
Mit Dampf bequem für wenig Geld
Durchfährt man alt' und neue Welt,
Ißt aller Zonen Leckerbissen,
Kann aller Nationen Töchter küssen,
Und wenn dann satt des Abends spät
Der Biedermann in's Theater geht,
Wie sollt's ihm nicht absurd erscheinen,
Wenn ein Held, ohn' eine Thräne zu weinen,
Dem lustigen Leben den Rücken kehrt,
Als wär's keine trockne Bohne werth?

Gegen Herzlose kannst Du Dich schützen,
Gieb ihnen nur Dein Herz nicht preis.
Geistlose magst Du auch wol nützen,
Da Mancher Manches kann und weiß.
Aber wenn Tactlose Dich umringen,
Das wird Dich zur Verzweiflung bringen.

Der eignen Nase nachzugeh'n,
Möcht' Jedermann erlaben.
Nur darin wird die Kunst besteh'n,
Eine eigne Nase zu haben.

Du wirst der Leute Lieb' und Gunst,
Zumal der Bessern, bald verlieren,
Bist Du nicht Meister in der Kunst,
Mit Anstand Dich zu ennuyiren.

Memento vivere.

Wer stets den Tod vor Augen hat,
Dem wird die frohe Welt erblassen.
Ein trister Ehbund in der That,
Wo man nur denkt an's Scheidenlassen.

Aus grünen Tagen.

Von **Ludwig Bamberger.**

I. Vierundzwanzig Stunden Republik.

Während seiner letzten Krankheit erzählte mir ein jüngst verstorbener Freund, der Kreisrichter B. aus M., viel von den Erlebnissen seiner Jugend. Das Folgende schien mir der Aufzeichnung werth. Ich lasse ihn sprechen.

Obgleich ich sie im stillen und friedfertigen Heidelberg verbrachte, werde ich doch die Nacht vom 25. auf den 26. Februar nie vergessen. Ich meine natürlich den Februar des Jahres Achtundvierzig.

Welt und Jugend von damals waren — oder vielleicht auch scheint es mir jetzt nur so — doch etwas jünger als Welt und Jugend von heute. Aus weiter Ferne wird einmal dem Auge des Forschers das Jahr dieser Revolutionen erscheinen als das, was es der Zeitrechnung nach in der That vorstellt: der letzte Athemzug des achtzehnten Jahrhunderts und der erste des zwanzigsten. Wir waren unserer damals drei Studenten beisammen, oder eigentlich waren wir nur zwei, denn von Rechtswegen hatte mich das Philisterium seit vollen drei Jahren in Beschlag genommen. Aber trotzdem ich auf den Schreibstuben der Gerichtskanzleien und Anwälte viel Zwangsarbeit gethan und auch so viele strenge Examina bestanden als da nöthig sind, um zur höchsten Seligkeit des Saatsdienstes einzugehen, war ich doch — Du weißt es — von Herz und Sinn Student geblieben. So, denke ich mir, muß es einem russischen Großen zu Muthe sein, der plötzlich in eine sibirische Strafcolonie als Expedient zum Amtmann versetzt wird, wie es mich ankam, da ich aus der hohen Sphäre der grünen Theorie (denn die, mein Lieber, ist des Lebens goldener Baum) in das Revier der conceptgrauen Praxis hinabgestoßen ward. Von all' diesen dickleibigen Actenstößen war auch nicht einer, der mir die leiseste Hoffnung gab, aus ihm Etwas über der Dinge letzte Gründe zu erfahren; und wozu, dachte ich, ist man denn auf der Welt, wenn nicht um diese zu erforschen?

Mit der Schlauheit, welche aus der Sklaverei nach Darwinischen Gesetzen sich entwickelt, hatte ich auch bald gelernt, auf gute Manier meiner Dienstpflichten zu spotten. Jedesmal, wenn ich auf ein neues Amt commandirt wurde, entfaltete ich in den ersten vier Wochen einen kannibalischen Fleiß und Eifer. Ich war früh der Erste und spät der Letzte auf dem Posten, übernahm die meistverwickelten Nachforschungen und verrichtete daneben noch alle Handlangerarbeit, welche den Andern zu niedrig war, mit mönchischer Demuth. Während solcher Maßen der Grund zu einem guten Vorurtheil gelegt wurde, kam man in vertraulichere Berührung mit den Vorgesetzten. Auch hinter den Metallknöpfen der Uniform klopft ein Herz, dem es wohl thut, beim Klatsch über den Nebenmenschen sich auszudehnen, namentlich den höher Besoldeten. Verehrte Nachfolger im Dienst! Von dem Moment an, da Euch gelungen, in der heiligen Stille der Kanzlei, bei einem auf Staatskosten zu zwanzig Grad Réaumur geheizten Ofen, eine Prise aus der Dose Eures Vorgesetzten und

einen Stoßseufzer aus seinem unzufriedenen Innern entgegenzunehmen, seid Ihr frei, frei und wärt Ihr in Ketten geboren. Dank diesem mehrmals mit Erfolg wiederholten Experiment, war ich immer bald wieder unbehelligt zu meinem Stillleben zurückgekehrt und führte die Existenz eines Studiosen in partibus infidelium. Im Winter 1847 auf 1848 wurde die Sehnsucht nach der Universitätsluft heftiger noch als bis dahin in mir angefacht. Zwei alte Zeitgenossen von Göttingen, die, seitdem ich doctorirt, von einer Hochschule zur andern gepilgert waren und ihr freies Lernen und Leben auf diese Art in's sechste Jahr fortgesponnen hatten, saßen in Heidelberg, nur um einige Schienenstunden von mir getrennt. Ihren Lockungen willig mein Ohr öffnend eilte ich zurück, zum Wiedersehen mit den lieben Freunden und der lieben Stätte. Man spreche mir nicht vom ergreifenden Eindruck einer Rückkehr nach zwanzig Jahren! Auch Dies habe ich erprobt. Eine Trennung von zwanzig Jahren ist ein Gedanke, aber kein Gefühl. Nur die Reflexion umspannt solch' eine Dimension, nicht aber die lebendige Empfindung. Bei einer Rückkehr nach zwanzig Jahren fühlt man nichts, als daß man in der Zwischenzeit dreimal oder mehr gestorben ist, — und die Anderen erst!

Aber im Alter von Dreiundzwanzig, nach einer Abwesenheit von wenig Jahren, so eine Ewigkeit dünken, die trauten Gesichter, Häuser, Straßen, Büsche nicht nur wiedersehen, sondern wieder hören und sprechen — denn in solchen Augenblicken sprechen auch die Hölzer und die Steine —, das ist mehr als ein blos gedachtes Zugleichempfinden von Vergangenheit und Gegenwart, das ist ein tönender Jubelaccord zusammenklingend aus allen Stimmen schmerzvoller Vergänglichkeit und siegreicher Dauer, die in der sterblichen Brust mit einander ringen, so lange wir Ich sagen. — Nun schliefen wir wieder zu Dreien in derselben Kammer, lasen, disputirten und lustwandelten wie in vergangenen Tagen, und ich übergab mich ganz dem süßen Traume, als sei ich wieder ein Schüler worden, fern vom Ernst des Lebens und von der Sorge um Zukunft, die mir doch in nächster Nähe mit recht düsteren Mienen auflauerten. Da plötzlich schlug ein Donnerwort in unsere Mitte: In Frankreich ist die Republik ausgerufen, Louis Philipp geflohen, Marseillaise, provisorische Regierung! — Wer ist heute noch im Stande, den berauschenden Eindruck solcher Botschaft sich zu versinnlichen? Es war die letzte schöne Stunde unschuldigen Glaubens, das letzte flammende Aufzucken jenes Ideals philosophischer Freiheit, welche das achtzehnte Jahrhundert dem neunzehnten hinterlassen hatte. Heute ist auch die Revolution eine Kunst geworden, die nach Brode geht, nennt sich Socialismus und rechnet nur mit bekannten Größen. Nicht so damals! Wie einem Kind geschähe, welches in seinem Märchenbuch die Geschichte von der schönen Fee gelesen und dem sie nun auf einmal leibhaftig vor Augen träte, im lichtblauen Gewande, im goldenen Haar und beglückend mit allen erdenklichen Gaben: so ungefähr geschah dazumal unser Einem, welcher in der Stille als frommer Verehrer der Gottheit Revolution herangewachsen war. Unsere Zahl war nicht groß. Am dichtesten saßen wir noch in der südwestlichen Ecke Deutschlands, die Ueberlieferung Georg Forster's und der anderen Clubbisten in engen Freundschaftskreisen weiterpflegend. Väter und Großväter hatten uns die Erlebnisse jener Zeit aus eigner Anschauung, manchmal aus den Erinnerungen bescheidenen Mitthuns, an beschaulichen Winterabenden erzählt und wiedererzählt. Der hatte den ersten Freiheitsbaum pflanzen helfen, jener als Knabe die Gar-

ben beim Erntefest getragen, ein Aelterer dem Merlin von Thionville als Geheimschreiber gedient. Die eigentliche Schreckensherrschaft war nicht zu ihnen gedrungen. Ihre humanistische Begeisterung, welche den Vorgängen im Herzen Frankreichs nie anders als von fern beigewohnt, war in ihrer Harmlosigkeit kaum gestört worden; sie hatten viel vom Sieg der Coalition und der Rache der zurückkehrenden Fürsten gelitten, kaum von den Ausschreitungen der Jacobiner.

Durch den Schleier, welcher ihnen längst entschwundene Tage umflorte, leuchtete in sanften Strahlen das stolze Gefühl, Zeuge oder gar Mitverkünder einer großen, angestaunten Epoche gewesen zu sein. Ihren Lenden und ihrem Geist war das Geschlecht der dreißiger Jahre entsprossen, hatte seine Ranken wie von selbst nach der französischen Sonne hinübergetrieben, welche die Alten ihm vorhielten. Nicht nur die Journale, nicht nur die Publizistik, unsere ganze sociale Welt lebte Anfangs der vierziger Jahre von den Brosamen des Pariser Tisches. Der belgische Nachdruck warf die Romane der Balzacs, Dumas, Soulié, Sue, Victor Hugo und tausend Anderer zu Schleuderpreisen in's Publicum, und in dem Maße, als die Leser dadurch mit dem Leben und Treiben der Weltstadt vertraut wurden, in täglichem Verkehr mit der französischen Gesellschaft aufstanden und zu Bette gingen, gewöhnten sie sich auch an den Gedanken, deren Leiden und Freuden für die ihrigen zu nehmen. Bei solcher Abstammung waren wir Enkel der Clubbisten ganz correcter Weise geborene Mitglieder der Opposition gegen Ludwig Philipp, nährten uns vom Charivari und vom National, und der einzige Punkt, über den wir unter uns nicht einig waren, galt der Frage, ob wir zur alten Gironde oder zur Bergpartei gehörten. Ich will aber nur gestehen, daß die meisten von uns am 21. Januar, dem Todestag Ludwigs XVI., einige Flaschen Champagner zu leeren pflegten. Daran hatten wir nie gedacht, daß die Republik je in Frankreich wieder erstehen würde, denn es wäre zu schön gewesen. Der Abstand gar zwischen unserm Ideenkreise und dem festgewurzelten Regiment der kleinen deutschen Potentaten schien so unmeßbar, daß wir noch viel weniger an die Möglichkeit dachten, diese Kluft zu Hause zu überspringen. —

Ich meine es wäre gestern, und doch wieder wie fern zugleich und nebelhaft liegt der innere Mensch von damals hinter uns! Ich saß bei der Lampe in der Fensternische und las im Cabanis, Rapports sur le Physique et le moral. Wenn Dir das Buch einmal unter die Hände kommt, wirst Du Dich wundern, wie alt die neuen Gedanken in „Kraft und Stoff" sind. Ich sehe noch den sandgelben Einband mit rothem Schnitt, die Leibfarbe der Buchbinder am Ende des achtzehnten Jahrhunderts und darum meinem Herzen theuer bis auf den heutigen Tag. Ich hatte den Zeigefinger in das zugeklappte Buch gesteckt, um eine Notiz zu machen; einen Augenblick strich mein Blick über die stille Straße, die Mauer und die matt brennende Laterne gegenüber. Da rief Jemand von Unten meinen Namen. „Wissen Sie schon?" — „Was?" — „In Paris Republik! Kein Scherz. Es steht im Journal." Damit ging er weiter und ließ mich sitzen. Den Cabanis habe ich erst im Jahr 1852 in Genf zu Ende gelesen. Ich ließ mir von den Hausleuten das Journal ausbitten. Da stand es in großen, leuchtenden Buchstaben:

„Republik in Frankreich!" Was thun, um nur das Glück sich zur Deutlichkeit zu bringen, das in diesen Worten lag? Was thun, um all' die Elek-

tricität los zu werden, welche durch Kopf und Glieder zuckte? Was thun, um nicht von zurückgedrängtem Jubel entzwei zu springen? Das Erste war, daß ich hinunterstürzte auf die Straße. Sie war still und einsam. Neun Uhr war vorüber, und die Katzen glitten zu einem Rinnsteinloch heraus und zum anderen hinein, als wenn Ludwig Philipp noch in den Tuilerien säße. Wohin? Ich hatte eine unbändige Lust Jemanden zu umarmen. Meine zwei norddeutschen Kameraden waren nicht die Leute dazu und obendrein nicht unter meinen Händen. Die einzige Rettung blieb das Museum, die Lese-, Schwatz- und Spielgesellschaft der Universitätswelt. Ich meinte, es müßte schon von Weitem in bengalischem Feuer leuchten. Doch sah man nichts als die gewöhnlichen Lampen durch die gewöhnlichen Tabakswolken glimmen. In den Lesesälen des ersten Stocks saßen einige stumme Individuen in die Augsburger Zeitung oder in eine Vierteljahrsschrift vertieft, im untern Raum die Herren Pandectisten und Processualisten um ihre Schachtische mit ihren Pfeifen vor ihrem Bier. Kein Mensch bezeugte die geringste Lust, mir um den Hals zu fallen. An einem einzigen Tische wurde politisirt. Es war der, welcher den höchsten Spitzen des Universitätsphilisteriums gehörte. Der alte Z. führte das große Wort. Er war einer jener äußerst Gemäßigten, die immer sagen: ich bin sehr freisinnig. Sein langes, graues Haar fiel ihm philosophisch auf den Rockkragen herab und eine weiße Halsbinde drückte die Selbstachtung aus. Er lebte den stillen Traum, daß er eigentlich Hofrath sei, wenn auch an der gesetzlichen Form noch Einiges dazu fehlt. Die Nachricht wäre gekommen, demonstrirte er, daß die Prinzen von Orleans sich in Algier nach Toulon eingeschifft. In wenigen Tagen würden sie mit der Armee vor Paris sein und dem schlechten Spaß ein Ende machen. „Mit der Republik“, schloß er, „wird es auf alle Fälle in Frankreich nicht lange dauern, sie taugt überhaupt nichts und am wenigsten für die Franzosen.“ — Zu einer anderen Zeit hätte ich mich über ihn erbost. Heute war ich zu glücklich, um im ersten Augenblick wenigstens ihm was Anderes als mein Mitleid angedeihen zu lassen. — „Nun, wir werden sehen“, rief ich ihm zu, trotzdem ich ihn eigentlich kaum von Ansehen kannte, „ob die Franzosen es nicht werden aushalten können ohne einen angestammten Landesvater wie die Bückeburger. Ludwig Philipp war schlimmer als Karl X., das werden Sie mir doch zugeben; hat er nicht sogar mit den Jesuiten im Sonderbund zusammengesteckt? hat er nicht die Presse geknechtet, die Journalisten wie Verbrecher in Ketten transportiren lassen, sie in Doullens und Mont St. Michel langsam hingerichtet? Frankreich seine Familienpolitik in österreichischen und spanischen Heirathen geopfert, um Mitgiften gefeilscht und heimlich die Wälder der Krone aushauen lassen?“ Dabei war mir die Stimme, wie oft in jungen Jahren bei steigender Ereiferung, in heiseren Discant umgeschlagen. — „Junger Mann“, sagte der alte Herr in spitzigem Ton, „junger Mann, Sie kennen die Franzosen nicht. Dies Volk ist nicht tugendhaft genug für die Republik. Ich kenne sie. Ich habe in meinen zwanziger Jahren achtzehn Monate in Paris gelebt, ich war in den besten Häusern eingeführt, bei Rougemont de Löwenberg und beim Finanzminister Humann. Sie wissen doch, wie das Sprüchwort sagt: Paris le Paradis des femmes. Die Weiber sind in Paris alle entweder liederlich oder bigott, oder beides zugleich, und wenn die Republikaner dran kommen, so werden sittenlose Frauenzimmer, wie die George Sand, das Regiment führen.“ — „Jedenfalls besser“, schrie ich und wurde fackel-feuerroth im Gesicht, wie mir thörichter Weise noch heute manchmal ohne jeden Grund geschieht, „als alte Bet-

schwestern, wie die Königin und Madame Adelaide. Ob Sie Humann den Finanzminister, oder seinen Vetter Humann den Schneider in Paris gekannt haben, ist mir sehr einerlei; was die deutschen Börsenleute oder die deutschen Schneider über die Republik in Paris oder in Frankfurt denken, darauf kommt es glücklicher Weise nicht an. Was wissen die und ihres Gleichen vom französischen Volk! Natürlich werfen Sie sich auf das Argument meiner Jugend. Das ist das alte Kunststück. Wenn's keine Jugend mehr in der Welt gäbe, hätten Sie allerdings Recht und gewonnenes Spiel. Aber Sie vergessen eben eine Kleinigkeit, daß die Jugend das Beste in der Welt ist und daß ihr das Beste von der Welt gehört. Meinen Sie, Shakespeare, Mozart und Byron hätten für vornehme alte Herren geschrieben? Wünschen Sie vielleicht, daß in Zukunft Don Juan, Hamlet oder Childe Harold mit einer weißen Cravatte und einem Regenschirm dargestellt werden, wie Ihr Ideal, der Bürgerkönig, der elende Heuchler, der glücklich war von einem gnädigen Blick des Kaiser Nikolaus?" — „Nun, wir werden sehen, wir werden sehen, wie lange es hält mit Ihrer Republik und mit Ihrer Guillotine! Gehen Sie doch hin nach Paris, betheiligen Sie sich an dem großen Werk; hier ist Gott sei Dank für solche Ausschweifungen doch kein Feld, Deutschland ist glücklich, ruhig und sittlich, gehen Sie nach Paris, folgen Sie mir, es kann uns und Ihnen nichts Besseres passiren, als wenn die Leute Ihres Schlags alle nach dem gelobten Lande Frankreich ziehen. Wir Deutschen, wir Badenser sind zufrieden", — damit nahm er, erschreckt von meinem Wortschwall und beflissen mich zu verachten, einen breitrandigen Hut vom Haken, wickelte sich fest in seinen Almaviva, wie um die sichere Atmosphäre seiner behaglichen Existenz gegen die Invasion einer französischen Armee zu umwallen, und schritt kopfschüttelnd zur Thür hinaus. Die drei oder vier „Philister", die noch um den Tisch saßen, blieben stumm; sie hielten mich — wie ich mir nachträglich erst erkläre — ohne Zweifel für verrückt, und zwei Corpsburschen von den Westphalen schauten, während sie Billard spielten, mit verwunderten Blicken durch ihre Brillen quer auf mich herüber, mit Blicken, die fragten, was der Mensch denn noch an Freiheit begehren könne, seitdem es erlaubt sei, die grün-weiß-schwarzen Bänder auf offener Straße über der Brust zu tragen? Jammervoll erschien mir diese ganze Gesellschaft, unwürdig meines längeren Aufenthalts in ihrer Mitte. Obwol mein Weg durch die nämliche Thür ging, welche der alte Z. genommen, schritt ich doch durch die entgegengesetzte in die stille Nacht hinaus. Wohin meinen Weg nehmen? Wo konnte ich hoffen, eine verständnißvolle Seele zu finden? Auf meine beiden Freunde durfte ich nicht rechnen. Sie waren Sprößlinge des hohen Nordens, wenig vertraut mit der Sprache, der Geschichte und der Gegenwart Frankreichs. Dem Einen, eines Lüneburger Pastors Sohn, hatte es vor Jahren einen grausamen Wischer von seinem Vater eingetragen, als er ihm geschrieben, daß er auf meinen Rath Tocqueville's Buch von der Demokratie in Amerika lese; dem Andern hatte ich viel böse Tage bereitet, da seine Mutter einst in den Ferien unter seinen Büchern Herwegh's Gedichte, mein Geschenk, entdeckte, mit der von mir hineingeschriebenen Widmung: „Etrangler le dernier Roi avec les boyaux du dernier prêtre." Nur zur Freigeisterei hatte ich sie allmälig bekehrt, auf die Philosophie bissen sie an. Die Andachtsbücher, welche der Lübecker Senatorssohn jährlich zu Weihnachten von einer ledigen alten Tante nebst einer Sendung braunschweiger Würste, pommerscher Gänsebrüste und hamburger Rauchfleisches erhielt, blieben unberührt; der Sendung besserer Theil ward

bei gottlosen Gesprächen verzehrt, welche wir allabendlich mit einer Lectüre aus David Strauß, oder Feuerbach, oder dergleichen zu schließen pflegten. — So sehr ich auch meinen Gang durch die dunklen Straßen verlangsamte, endlich stand ich doch vor unserer gemeinsamen Wohnung und merkte: es blieb mir niederträchtiger Weise nichts Anderes übrig, als mich in's Bett zu legen wie an anderen Nächten. Aber indem ich den entscheidenden und verzweifelten Schritt über die Schwelle that, tönten mir die Worte des alten Z. wie ein um die Ecke zurückkehrendes Echo durch den Kopf: „Gehen Sie nach Paris!" Nicht so dumm am Ende! der Kerl hat Recht; das ist das Gescheidteste was man thun kann. „Kinder!" rief ich, indem ich das gemeinsame Schlafcabinet aufriß, „wir müssen die Republik umarmen, wir müssen nach Paris, Ihr müßt mit!" Der Eine lag schon im Bette, der Andere excerpirte Schnaubert's Erläuterungen des Lehnrechts bei einer klimperkleinen Studirlampe. Sie schauten mich an, als sei ich toll geworden. Es brauchte allerdings nicht lange Zeit, um mir zu beweisen, daß mein Vorschlag unausführbar war. Ein prüfender Blick in die Regimentskasse gab den Ausschlag. „Aber so ruhig hier sitzen bleiben können wir doch nicht. Ein Vorschlag zur Güte. Wenn wir nach Straßburg führen? Da betreten wir doch wenigstens den heiligen Boden der Republik und wer weiß, was wir erleben, was wir sehen werden. „Ich kämpfte alle Einwendungen der solideren und kühleren Kameraden nieder, brachte ihnen allmälig einen Theil meiner Begeisterung bei und es wurde beschlossen, andern Tags nach Straßburg zu fahren. Nur mit dem ersten Zug konnten wir nicht fort, denn nach gemachtem Ueberschlag reichte die Baarschaft nicht aus und ich solle den Versuch machen, bei einem Geschäftsfreund meines Vaters eine kleine Summe zu erheben; im Fall des Mißlingens wollten wir bei Vater Maus, der Vorsehung der Studentenschaft, gegen lumpige zwanzig bis dreißig Procent ein Anlehen contrahiren. Glücklicher Weise traute der Geschäftsfreund meinem ehrlichen Gesicht.

So fuhren wir am folgenden Tag, einem Freitag wenn ich nicht irre, mit der Eisenbahn gegen Straßburg. Innerlich frohlockend mußte ich doch des Niederschlagenden allerhand verwinden. Entweder sprachen die Passagiere gar nicht von dem großen Ereigniß, oder in so kalter träger Weise, daß ich hätte aus der Haut fahren mögen. Von Zeit zu Zeit brachte Einer immer wieder die Nachricht, daß die Revolution besiegt und der König zurückgekehrt sei. Ich glaubte es nicht einen Augenblick. Endlich in Oos fand ich Beistand. Es stiegen zwei Franzosen ein und zwar Leute nach meinem Herzen. Wer sie waren? ob vielleicht rückkehrende Flüchtlinge, oder nur radicale Commis-Voyageurs? Das konnte ich damals nicht unterscheiden; mir genügte, daß sie gräulich gegen Ludwig Philipp loszogen und dadurch meinen Sprachschatz an Schimpfwörtern auf lange Zeit um ein Erhebliches bereicherten. Gänzlich neu und unverständlich waren mir die Worte Cuistre (Pedant), welches ich gar nicht, und das Wort Cornichon (Wicht), welches ich bis dahin nur im Sinn von Essiggurke gekannt hatte. In Kehl hatte ich eine neue Beklemmung zu überstehen. Es hieß im Bahnhof, die Garnison von Straßburg habe sich für die Orleans erklärt, die Thore seien geschlossen, keine Hoffnung hineinzukommen. Eine schöne Bescheerung! Der Zug setzte sich ängstlich in Bewegung und kroch zaudernd voran, als fürchte er eine unangenehme Ueberraschung. Das dauerte eine qualvolle halbe Stunde. Es war längst Nacht, etwa zehn Uhr, als wir endlich die Lichter des Bahnhofes erblickten und mit dem dumpfen Gepolter der letzten Radumdrehungen zwi-

schen den Laternenpfeilern einrollten. O Freude, o Wonne! Da stand eine ganze Reihe von Wagen, Omnibus, Fiaker und Karren, alle mit großen, dreifarbigen Fahnen bepflanzt; Kutscher und Conducteure mit der dreifarbigen Kokarde, die Pferde mit gleichen Bändern geziert, ich hätte sie alle küssen mögen. Schnell, schnell in die Stadt! Unser Wirthshaus „Zum tiefen Keller", „Hôtel de la cave profonde" — ich hatte es vor Jahren schon einmal von Heidelberg aus besucht — entsprach der republikanischen Gesinnung unsers Geldbeutels. In dem Speisezimmer, zu welchem, dem Namen entsprechend, mehrere Stufen vom Erdgeschoß aus hinabführten, saßen nur noch etliche Personen um den Tisch, nichts weniger als aufgeregt. Es war elf geworden. „Wo", fragte ich hastig, „wo können wir noch etwas Revolution sehen, etwas Politik sprechen, Neues erfahren?" Die Anwesenden beriethen gutwillig, aber mit geringer Hoffnung, unter einander, ob und wie mir noch zu helfen sei? „Die einzige Möglichkeit", sagte Einer, „ist noch, daß Sie im Café Suisse die Studenten beisammen finden, aber Sie müssen sich eilen." — „Wo ist das Café Suisse?" — „Wenn Sie quer über den Kleberplatz gehen gerade im Winkel die erste Straße und dann ein kleines Gäßchen links." — Ich nahm meine beiden Begleiter, welche bei alle dem die Statistenrolle gespielt hatten, beim Arme und schritt in Eile nach dem Platz zu. Etwa in der Mitte kreuzten wir uns mit einigen Leuten, die von der entgegengesetzten Seite herkamen. „Entschuldigen Sie, meine Herren", sagte ich auf Französisch (denn zu meiner Illusion gehörte, daß wir auf echtem, französischem Revolutionsboden ständen), „wo ist das Café Suisse, — in welchem die Studenten versammelt sind", setzte ich hinzu, als ich beim Schein der Laterne gewahrte, daß die Angeredeten junge Leute seien, die möglicher Weise Studenten sein konnten. — „Sie sind fremd, suchen Sie Jemanden da?" lautete die Antwort. — „Nicht gerade eine bestimmte Person, aber wir möchten mit den Herren Studenten zusammenkommen, die, wie man uns sagt, da zu treffen sind." — „Ganz gewiß, und aus welcher Veranlassung, wenn man fragen darf?" — „Wir sind selbst unserer drei Heidelberger Studenten", sagte ich, „welchen der monarchische Boden unter den Füßen brennt, und die hierhergeeilt sind, um die Republik zu begrüßen." — „Herrlich, vortrefflich", riefen die Andern, in einem Französisch, das mir damals wie das feinste Pariser vorkam, das höchstwahrscheinlich aber, wie ich jetzt vermuthen muß, einen stark allemanischen Beigeschmack hatte. Wir kommen eben von da, sind selbst Studenten und wollen Sie in's Café bringen. Sprachen's, packten je zwei von ihnen einen von uns Dreien unter beiden Armen und fort ging's im Sturmschritt nach der Ueberseite und in die enge Gasse. Wir traten durch eine Glasthür in einen mäßigen, noch ziemlich gefüllten Raum und auf der Schwelle rief der eine meiner zwei Begleiter den Anwesenden mit einer Donnerstimme zu: „Meine Herren; hier bringe ich Ihnen eine Deputation der Universität Heidelberg, welche abgesandt worden ist, um die Studenten der Universität Straßburg zur Herstellung der Republik zu beglückwünschen." Bei diesen Worten traten die Nächsten scheu zurück, dann öffneten sich die Gruppen zu einem weiten Kreis, aus dem Aller Augen verwundert wie ebenso viele Kanonen auf uns gerichtet waren; als aber unsere Erscheinung die Sache zu bewahrheiten schien, brach ein schallendes Bravo los, das sich immer steigerte in dem Maß, als die Zweifelnden durch ihr eignes und der Andern Beifallsgeschrei von der Richtigkeit der Sache sich überzeugen ließen und sich um so mehr anstrengten, die Zurückhaltung des ersten Augenblicks wieder gut zu machen. Ein

halb Dutzend Menschen stürzten einem Jeden von uns um den Hals, ehe ich noch Zeit hatte, unsern officiellen Charakter abzulehnen. Leider konnte ich nicht sehen, welche Gesichter meine zwei Gefährten zu dieser enthusiastischen Scene machten, sie müssen sich aber mit ihrer inneren Fremdheit und Ruhe in diesem Herzlichkeitstumult komisch genug ausgenommen haben. Als sich der Knäuel der Umarmungen entwirrt und der Lärm der Zurufe gelegt hatte, erblickte ich einen Menschen auf dem Tische stehend, welcher die Hinterwand des kleinen Saales einnahm. Es war wol ein Student von vielen Semestern; eine untersetzte Figur mit dichtem schwarzen Bart, ganz kurz geschorenem Haupthaar und sehr weiten Hosen. Er hielt eine kleine Thonpfeife in der linken Hand, die Rechte war pathetisch ausgestreckt. Ich verstand bald, daß seine begeisterte Rede uns Dreien galt, die in diesem Moment für ihn bereits die Solidarität der Völker repräsentirten. Er forderte die Gesellschaft auf, ein Hoch auf die deutsche Republik auszubringen, welche nicht ermangeln dürfe, der französischen auf dem Fuße zu folgen. Ich war nun verurtheilt zu antworten und obwol ich ohne Zweifel das Französische scheußlich radebrechte, so that ich's doch mit solcher Harmlosigkeit und Zuversicht, daß ich mich viel weniger behindert fühlte als später bei den öffentlichen Versammlungen, in denen ich Deutsch sprach. Es war eben die schöne Woche vor dem Sündenfall, da man weder Böses von Gutem, noch nackte Blöße von wohlanständigem Feigenblatt unterscheidet. Was ich gesprochen, weiß ich wahrlich nicht mehr. So gut ich mich jedes Wortes erinnere, das ich mit dem alten Z. im Heidelberger Museum gewechselt, so gänzlich ist mir meine Standrede im Café Suisse entfallen, und leider war kein Stenograph dabei. Denn mich, ich gestehe es, wenn auch keinem Andern, würde es heute sehr interessiren zu lesen, was ich damals in des ersten Liebestammelns Raserei Alles bekannt haben mag. Meine Stimme war von Natur schwach, ich hatte sie oft schon, namentlich bei philosophischen Disputationen über das Ding an sich, bis zum Blutspeien aufgerissen, und mußte sie in der ersten Zeit, da ich mich später der Volksrednerei ergab, so überanstrengen, daß eines Tages einer meiner besten Freunde, der vor der Rednerbühne stand, mich erst erkannte, als ich wieder heruntertrat, so sehr hatte die Gewaltsamkeit meine Züge verändert. Wie sauer es ist, noch Gedanken haben zu müssen, wenn man an seiner Lunge zu pumpen hat, das kann nur beurtheilen wer zu dieser Doppelarbeit verdammt war. Wie dem auch sei, ich muß damals meine Sache gut gemacht haben, denn als ich schloß, kannte der Enthusiasmus keine Grenzen mehr, das Händedrücken und Umarmen ging jetzt erst recht los; unsere Hüte, unsere Knopflöcher wurden mit dreifarbigen Bändern und Kokarden geschmückt; und kaum war das vollendet, so öffnete sich die Thür, ein wohlbeleibter Mann in Officiersuniform tritt ein, salutirt, begehrt feierlich das Wort. Andächtige Stille:

„Die Officiere der Nationalgarde, welche im obern Stock versammelt sind, bitten um die Gewogenheit, die Herren von der Deputation der deutschen Universitäten bei sich empfangen zu dürfen." Neuer Beifallssturm! Halb geschoben, halb getragen werden wir Drei an der Spitze der ganzen Masse die schmale Wendeltreppe hinaufgehißt und machen, oben in der Versammlung der Uniformen angekommen, von Neuem die ganze Kette der Umarmungen, der Standreden, der Verbrüderung durch. Getrunken wurde gar nicht. Nach Mitternacht gab uns ein langer Zug das Geleite bis an den Tiefen Keller und die Führer verabredeten, am anderen Morgen uns wieder abzuholen.

Erst jetzt, als wir allein in unserm Zimmer beim Licht einer dünnen Kerze uns gegenüber standen, fand ich Zeit und Muth, meinen Freunden in's Angesicht zu sehen. Seit dem Eintritt in das Café hatte ich sie, wollend oder nicht, ihrem Schicksal überlassen müssen, und sie waren inmitten des ganzen bunten Treibens, namentlich aber unter den Liebeserklärungen und Freiheitshymnen zu wahren Salzsäulen erstarrt. Sie kamen sich wie verhext vor und wußten nicht, ob sie lachen oder zanken sollten. Es machte ihnen namentlich der Umstand Sorge, daß sie vor dem Examen standen, denn sie fürchteten, die Zeitungen könnten die ganze Sache nach Heidelberg bringen, ein sicheres Mittel bei den Herren Professoren durchzufallen. Sie beschworen mich, den andern Morgen zurückzureisen. — „Aber wir haben ja noch nichts gesehen, nicht einmal die Sonne der Republik, gebt mir nur noch Einen Tag und ich verspreche Euch, daß ich Euch übermorgen dem Burgfrieden von Heidelberg zurückerstatte." Auf diesen Compromiß hin begaben wir uns zu Bette und ich entschlief in dem schönen Bewußtsein, auf dem Boden der Republik wieder aufzuwachen. Die Freunde vom vorigen Abend ließen uns am andern Morgen nicht lange in Zweifel, ob das Erlebte Wahrheit oder Traum gewesen. Sie kamen, etwa ein Dutzend, in der Frühe, mit dem Erbieten, uns die Honneurs der Stadt zu machen, namentlich auch mit der Einladung, daß wir in unserer officiellen Eigenschaft als Deputation der deutschen Universitäten des Mittags bei einer großen Bürgerversammlung erscheinen möchten. Es half nichts, daß ich von Neuem gegen jeden öffentlichen Charakter uns vertheidigte; es blieb dabei, daß wir die Deputation waren und die Einladung annehmen mußten. Nun ging es durch die Straßen, auf denen ein sonniger, fröhlicher Tag glänzte. Ueberall wehte die dreifarbige Fahne, auch das alte Münster hatte kokett eine schief auf seine spitze Kappe gesteckt. Drunten wimmelte das Volk, die Marktweiber, Hausfrauen, Mägde, Bäcker- und Metzgerjungen, Fuhrleute, meist mit Küchenvorräthen beladen, in heiterer Geschäftigkeit. Mir kam es vor, als führten sie ein großes Ballet zu Ehren der Revolution auf. An allen Ecken, auf allen Plätzen standen Gruppen, die sich laut unterhielten, mehr auf Französisch, als auf Deutsch, ohne Zweifel zu Ehren des Gegenstandes, denn daß Bevölkerung und Landessprache hier wie im ganzen Elsaß Deutsch geblieben, weiß Jeder, der in ruhigen Zeiten einen Tag in Straßburg verlebt. Am Thore der Post stand auf einem Eckstein ein Mann in anständiger Tracht und las die eben von Paris gekommene neueste Zeitung mit lauter Stimme dem Haufen vor. Die Besetzung der Tuilerien, die Verbrennung des Throns, die Schonung des Eigenthums, die Dienstleistungen der polytechnischen Schule, Proclamationen, Decrete, daß mir von all' den Herrlichkeiten schier schwindlig wurde. An den Mauern prangten bereits große Placate; in besonders riesigen Buchstaben das Decret der provisorischen Regierung, welches die Pairskammer auflöste und ihr verbot sich zu versammeln. Auch wir hatten unsere dreifarbigen Kokarden wieder angelegt und mehrmals drehten sich die Leute im Vorübergehen nach uns um, raunten sich was in die Ohren, und mir däuchte, sie belehrten sich, das seien die bewußten deutschen Studenten von der Deputation. Die Versammlung, bei der wir zu erscheinen eingeladen waren, wurde in einem sehr großen, wie mir dunkel erinnerlich ist, akademischen Raum abgehalten. Er war gestopft voll. Als wir eintraten, erhoben sich sämmtliche Anwesende ehrerbietig von ihren Sitzen und man wies uns erhabene Plätze an dem Bureau zur Seite des Präsidiums an. Ich saß da in ziemlicher Angst, es möchte Einer

uns nun abermals mit einer Rede auf's Korn nehmen, denn bei der Feierlichkeit des Vorgangs packte mich höchst unbehaglich der Gedanke an die Nothwendigkeit öffentlich zu sprechen und an die Wahrscheinlichkeit weiterer Verbreitung unserer improvisirten Würde. Meine beiden Gefangenen machten die ganze Zeit über ein Gesicht wie Masetto, da ihn Leporello zum Tanz auffordert. Es verlief aber Alles glücklich. Die Redner beschränkten sich auf Betrachtungen über die große Politik in Paris und ließen unsere deutsche Mission in Ruhe. Wie athmete ich auf, als der Schluß proclamirt wurde. Doch alle Gefahr war nicht vorüber. In dem Moment, da wir uns zurückziehen wollten, trat ein älterer Mann, der wie ein Beamter aussah, auf mich zu, um sich einer Botschaft zu entledigen. Morgen Vormittag, sagte er, werde sich ein großer Zug aller öffentlichen Körperschaften und der Schulen zur Pflanzung eines Freiheitsbaumes durch die Stadt bewegen und er sei vom Präfecten beauftragt, uns einzuladen, daß wir als die Vertreter der deutschen Nation mit der schwarz-roth-goldnen Fahne dabei erschienen. Er that sich offenbar was darauf zugute, daß er unsere Farben so gut kannte. Ob ich versprochen zu kommen? das weiß ich wahrlich nicht mehr, aber so viel weiß ich, daß, als er aus dem Gesicht war, eine offene Meuterei unter meinem Gefolge ausbrach. Norddeutschland erklärte störrisch, es werde keinen Schritt weiter marschiren und verlange seinen Abschied. Mir selbst fing es an, etwas schwül zu werden. Ich gab mich gefangen. Wir gingen heim, zahlten unsere schmale Zeche, erklärten, daß wir nur zu einem Ausflug in die Nachbarschaft uns entfernten, aber wahrscheinlich andern Tags wiederkommen würden und eilten wie die Diebe mit sinkender Nacht aus der Stadt zum Bahnhof. Kaum saß ich im Zug, so empfand ich schon die bitterste Reue über diese Flucht, das ingrimmigste Widerstreben gegen den Gedanken, in die matte, theilnahmlose, heimische Umgebung zurückzukehren. Deutschland stand in meinen Augen nicht anders da, als verkörpert im alten Z. und den beiden Westphalen des Heidelberger Museums. So theoretisch selbstlos, so practisch bedürfnißlos, so historisch vaterlandslos waren wir aufgewachsen, daß mir noch nicht einmal die Möglichkeit durch den Kopf gefahren, auch Deutschland könnte sich in Bewegung setzen. Um so eigenthümlicher ergriff es mich, als in Rastatt ein Reisender einstieg mit der Nachricht, es hätten eben drei Compagnien Marschbefehl erhalten, in Karlsruhe sei Revolution ausgebrochen. Ob Barrikaden, ob Republik, ob Todte und Verwundete, Sieg oder Niederlage, das wußte er nicht zu sagen, aber seine wenigen Worte hatten wie mit einem Schlag eine ganze Welt von neuen Vorstellungen und Hoffnungen in mir entfesselt. Ich erklärte ohne Weiteres meinen Begleitern, daß ich um keinen Preis an Karlsruhe vorüberfahren würde. Die Freunde machten vergeblich geltend, daß wir dadurch den Rest des Fahrbillets verlieren müßten. Meine unerschütterliche Bestimmtheit obsiegte. Noch dies eine Mal gewährten sie mir zu folgen. Um Erfüllung einer Pflicht, nicht um Befriedigung der Neugierde handle es sich, hatte ich ohne Mühe bewiesen. Von Ettlingen aus faßte mich in steigendem Maße ein wahres Fieber. Meine Zunge brannte, das Herz klopfte und hämmerte, der Kopf summte und brummte. Ich saß mit zum Fenster hinausgestrecktem Halse und riß die Augen auf, als könnte ich Rauch und Flammen der Residenz von ferne entdecken; einmal glaubte ich Kanonenschüsse zu hören; ein Zug von entgegengesetzter Seite prasselte an uns vorüber: ob wol der fliehende Großherzog drin gesessen? In einem Wagen erster Classe waren alle Stores

rabgezogen. Endlich, endlich rollen wir in langsamen Stößen unter das Dach des Bahnhofs ein, die Schläge meines Herzens gingen schneller und mal lauter, als die Stöße der Locomotive. Sanfter Friede lag auf den beren Wegen der Promenade, die mondbeglänzten, kahlen Bäume warfen denklich stumme Schatten auf die leeren Bänke zu ihren Füßen, von den Wesen Niemand als eine Dienstmagd Arm in Arm und Hand in d mit einem Soldaten flüsternd. Hier ist nichts los, wir fahren weiter h Heidelberg, rief triumphirend und sichtlich erleichtert der Lübecker und hm mich unter den Arm, um die paar Schritte in den Bahnhof zurückzu- en, wo der Zug marschfertig sich schnaubte und räusperte, der Lüneburger ch voran. Widerwillig ließ ich mich einige Schritte mitzerren; da auf einmal llte es von der Stadt her hoch durch die Luft wie lautes Schreien. „Nein, gehe nicht mit!" rief ich entschlossen. Die zwei Anderen hatten gerade noch it in den Wagen zu springen. Ich blieb zurück, sah ihnen achselzuckend ch und wandte mich von Neuem der Stadt zu. Das kurze Geschrei hatte ist ausgetönt. Alles lag in so tiefer Ruhe, daß ich nicht einmal wagte, en alten Universitätsfreund aufzusuchen, der im Hause seiner Eltern wohnte. t schämte ich mich, nicht mit den Anderen weiter gefahren zu sein, und g in's Gasthaus. Der Kellner gab mir auf die Frage, ob in der Stadt as vorgefallen sei, bedächtig blickend zur Antwort: „Vorgefallen ist bis jetzt hts, aber geheuer ist's auch nicht. Es soll viel fremdes Volk in der Stadt n, Handwerksburschen aus der Schweiz, gefährliche Menschen, die keinen zen Schuh am Fuß haben; einige — hab' ich sagen hören — sollen sich mit rrikaden versehen haben; die vornehmen Herrschaften, welche bei uns logi- n, wollen alle abreisen, das ist eine schreckliche Zeit, da ist kein Mensch seines mögens oder seines Lebens mehr sicher, in Straßburg sind sämmtliche Läden geplündert worden und schwimmt Alles in Blut. Es sind heut' Mittag ei bayrische Hopfenhändler angekommen, die haben mit Noth das Leben ge- tet. Eine schreckliche Zeit das. Wollen Sie morgen früh geweckt sein?" — „Ist nicht nöthig", sagte ich, denn ich war bereits gewiß, daß ich früher s sämmtliche Hausknechte der Residenz erwachen würde. Am andern Mor- n ging ich zum Freund. — „Nun, kommst Du auch Revolution machen?" ef mir der junge Doctor medicinae halb ironisch, halb ernst entgegen. — Spaß bei Seite, was geht denn bei Euch vor? Regt sich was? Ist es Ernst?" — „Schwerer Ernst", antwortete der Doctor. „Die Regierung und die Bür- meisterei leben seit gestern in tausend Aengsten. Auf heute Mittag ist ne Volksversammlung berufen, bei der wahrscheinlich die Revolution zum usbruch kommen wird. Im Schlosse sind alle Koffer gepackt, französische missaire haben im Stillen Waffen unter die Handwerksgesellen vertheilt, kein ensch kann sagen, was geschehen wird." — „Wo und wann ist eine Volksver- mmlung?" — „Im großen Saale (ich glaube, er nannte das Stadthaus selbst, och entsinne ich mich dessen nicht mehr genau). — Gehst Du hin, nimmst mich mit?" — „Eigentlich wollt' ich nicht hingehen, aber ich fürchte, Du machst mir Dummheiten, wenn ich Dich nicht begleite. Hol' mich um zwei Uhr ab." — Bis dahin waren noch viele lange Stunden und die Straßen von Karlsruhe ten kaum ein Bild größerer Lebhaftigkeit, als am vorigen Abend. Doch war ich nun wieder froh, geblieben zu sein. Die Angaben des Kellners und des Doctors stimmten in ihrer Bedeutsamkeit überein, und die äußere Ruhe schien mir wie die Stille vor dem Sturm. Ich begab mich in die bürger- liche Lesegesellschaft. Sie war stark besucht. Ernste, umwölkte Gesichter; eine

Extrabeilage des Frankfurter Journals, welche ein neues Fallen der österreichischen Metalliques um 6% verkündigte, wurde mit verzweifelten Blicken angestiert. Mir schwoll bei diesem Entsetzen das Herz vor Freude und Uebermuth. Ich dachte mit Wonne dran, welch' saures Gesicht wol eben der alte Z. in Heidelberg schneiden möchte.

Als ich um zwei Uhr in Begleitung meines Freundes, der mich noch unterwegs zur Vorsicht und Vernunft ermahnt hatte, den Saal der Versammlung betrat, war dieser mäßig angefüllt, mit Leuten der mittleren und geringeren Bürgerclassen. Ein Mann in den fünfziger Jahren hatte bereits eine Ansprache begonnen, die mit gespannter Aufmerksamkeit angehört wurde. Er stand vor einem Tisch mitten im Saale und wie wir dazu kamen entwickelte er gerade folgenden Gedanken: Böswillige Menschen, die ohne Zweifel nicht unserer Stadt angehören, haben das Gerücht ausgesprengt, die Bürgerschaft der Residenz hege feindliche Absichten gegen die Regierung und das Ministerium habe Befehl gegeben, daß das Schloß heute Nacht vom Militair besetzt werde. Das Alles ist schändliche Verleumdung. Vor einer Stunde war eine Deputation der Bürgerschaft bei Sr. königlichen Hoheit unserm allergnädigsten Großherzog (ich hätte dem Redner gern das große Tintenfaß, das vor ihm stand, an den Kopf geworfen, aber auf mein bloßes höhnisches Murren gab mir der Doctor einen Rippenstoß und warf mir einen so unwilligen, ängstlichen Blick zu, daß ich in meiner Qual verstummte) und bat ihn, die Versicherung der unwandelbaren Treue und Anhänglichkeit seiner Residenz wie des ganzen badischen Volks entgegennehmen zu wollen. Se. königliche Hoheit empfingen diese Erklärungen mit sichtlichem Wohlgefallen und ermächtigten uns zu erklären, daß sie keinen Augenblick an der Gesinnung ihrer getreuen Unterthanen gezweifelt hätten, auch fest überzeugt seien, alle Versuche zu Unruhstiftung gehen von fremden verdächtigen Menschen aus. Um einen Beweis Ihres huldvollen Vertrauens in den Geist der Residenz zu geben, haben Ihre Königl. Hoheit befohlen, daß die Schloßwache diesen Abend nicht vom Militair, sondern von einer Bürgergarde bezogen werden solle, welche aus der Feuerwehr und den Angehörigen der verschiedenen Corporationen zusammentreten wird. Se. königliche Hoheit haben ausdrücklich erklärt, daß sie Ihr und der Ihrigen Wohlfahrt und Leben diese Nacht getrost dem Schutz der Karlsruher Bürgerschaft übergeben würden. Ich bitte die Herren von der Feuerwehr und von den Gewerken hernach zusammenzutreten, um das Nöthige zu verabreden, und schlage Ihnen vor unsern tiefen Dank für das erhabene Vertrauen Sr. königlichen Hoheit durch ein dreifaches Hoch auszudrücken: Hoch! hoch! hoch! — Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, setzte sich und raunte seinem Nachbar eine geheimnißvolle Bemerkung von zweifellos tiefer Staatsweisheit in's Ohr. Der Nachbar erhob sich und reckte beide Arme nach vorn: „Meine Herren, ich bitte Sie, sich noch nicht zu entfernen. Ich habe im Interesse der Ruhe und der Sicherheit unserer Stadt noch eine dringende Bitte an Sie zu richten. So sehr wir auch über den guten Geist der Bürgerschaft beruhigt sind, so wenig verkennen wir die Gefahr, in welcher wir schweben. Um den fremden Unruhstiftern die Gelegenheit zu tumultuarischen Aufläufen zu nehmen, ist es vor Allem nothwendig, daß kein Zusammenströmen von Personen in den Straßen stattfinde. (Die Straßen waren ausgestorben.) Der Herr Bürgermeister läßt darum an alle Meister und Eltern die ernste Aufforderung ergehen, daß sie ihre Lehrlinge und Kinder zu Hause halten, damit kein Unglück geschieht, ansonsten

sie etwa entstehende Unannehmlichkeiten sich selbst zuzuschreiben haben würden. Ich schließe die Versammlung und bitte Sie, sich ruhig nach Hause zu begeben.“ - - Und damit basta! — „Und das war die Revolution?“ sagte ich zum Doctor mit einem vernichtenden Blick. „Man sollte Eure Stadt an allen vier Ecken anzünden, aber sie ist so sehr aus nassem Stroh gemacht, daß sie nicht brennen würde. Der alte Z. hat Recht, an Euch ist Hopfen und Malz verloren. Leb' wohl und gieb mir hübsch Acht, daß die Nachtruhe Seiner königlichen Hoheit nicht gestört werde.“

Als ich nach Heidelberg zurückkam, erzählten mir die Freunde, in der Hochstraße habe es Tumult gegeben. Man habe dem Juden Ehrmann, der fertige Kleider verkaufe, die Thüren und Fenster eingeschlagen und verabredet, am folgenden Abend alle Juden und namentlich die Kleiderhändler todtzuschlagen, welche unberechtigter Weise den Schneidern das Brod vor dem Maul wegstählen. — „Aber das ist ja noch niederträchtiger als in Karlsruhe“, rief ich, „das dürfen wir nicht dulden, das fehlte noch, um uns vor Europa und der Revolution zu entehren.“ Am andern Morgen ging ich zu einem mir von alter Zeit her bekannten Waffenschmied, borgte mir ein Paar Pistolen, Pulver und Blei und schickte mich an, eine Schaar von Freiwilligen zum Schutz der Kleiderhändler zusammenzutreiben, deren Familien in jammervoller Angst dem Abend entgegensahen. Zwei Stunden später ward ich auf die Polizei gerufen. — „Was thun Sie hier in Heidelberg?“ brummte mich der Amtmann an. — „Ich studire.“ — „Sie sind nicht als Student immatriculirt. Sie sind von Frankreich gekommen, Sie haben gestern Abend den Tumult am Ehrmann'schen Hause anstiften helfen; Sie haben Geld aufgenommen und es unter die Tumultuanten vertheilt und schließlich haben Sie sich heute Morgen mit Waffen versehen, ohne Zweifel, um heute Abend bei der Plünderung mitzuwirken. Man kennt Sie, man weiß, welche Reden Sie hier in öffentlichen Localen verführt haben. Wenn Sie nicht mit dem nächsten Zug unsere Stadt nordwärts verlassen, werden Sie über die Grenze gebracht werden. Eigentlich sollten wir Sie sofort einstecken. Sie verdanken es nur der Fürsprache der Person, welche uns Ihr Treiben enthüllt hat, und welche die Ehrenhaftigkeit Ihrer Familie kennt, daß wir Ihnen nicht sofort den Proceß machen.“ — Alles Protestiren, mein Unwille über die verkehrte Auffassung meiner Volksbewaffnung war vergeblich. Erst später fiel mir ein, daß der Laden des Büchsenschmieds dem Hause des alten Z. gegenüber liege. Ich schickte meine Pistolen wieder, packte meine Habseligkeiten zusammen und beschloß, daß dies Geschlecht dies- und jenseits der Revolution verloren sei. Als ich heimkam unter's väterliche Dach sahen mich die Meinen mit befremdlichen Gesichtern an. Ein Brief aus Frankfurt hatte ihnen zwei Stunden vorher gemeldet, ich stehe in Baden an der Spitze Derer, die da „theilen“ wollten.

Die dreifarbige Kokarde von Straßburg habe ich lange treu bewahrt, bis sie mit vielen anderen Memorabilien bei einer meiner zahlreichen Uebersiedlungen von meiner Frau als werthloser Plunder zurückgelassen wurde. Die Weiber haben keinen Sinn für schöne Thorheiten, so nicht mit der Liebe zusammenhängen.

Frühlingsleben unserer Singvögel.

Von Pfarrer **Karl Müller** aus Alsfeld.

Am frühesten kehren diejenigen unserer Singvögel zur Heimat zurück, welche ihrer Natur nach ebensowol Zug= als Standvögel oder auch Strichvögel sind. Staar, Amseln und die bunten Schaaren der in den Wintermonaten geeinigten Finkenarten begeben sich unter dem günstigen Einfluß der Witterung an die gewohnten heimischen Stätten. Der Eintritt von Schnee und Kälte entfernt sie indessen oft wieder von den beliebten Standorten, und, zu größeren Flügen von Neuem vereint, suchen ihrer Viele die Nahrungsquellen auf, während Andere sich nur lose und sehr vorübergehend an die nächsten Verwandten anschließen, und Manche einzeln oder paarweise bleiben. Der rauhe Umschlag der Witterung gereicht nicht wenigen unserer Singvögel beim Beginn ihres Frühlingslebens zum Verderben. Der quälende Hunger und Frost macht sie dreister und unvorsichtiger, und so haben denn die Räuber der Lüfte leichteres Spiel mit ihnen.

Noch ehe die Wanderer aus Süden heimgekehrt sind, erheben viele unserer Stand= und Strichvögel ihren Gesang. Es kommt dabei auf die Gunst des Wetters an. Der unverdrossenste der bei uns überwinternden Sänger, mit denen wir unsere Schilderung beginnen wollen, ist der ewig heitere Zaunkönig (Troglodytes parvulus), der zuweilen sogar über der Schnee= und Eisdecke sein kanarienvogelartiges Liedchen in die klare Winterluft schmettert und unter der Wirkung der Märzsonne schon um die Gunst des Weibchens wirbt. Die kurzen rundlichen Flügel ausbreitend, das lebhaft bewegliche Schwänzchen, dieses sprechendste Zeichen für das ganze Wesen des europäischen Vogelzwergs, emporschnellend und hin und her wendend, naht sich das feurige Hähnchen bald unter lauterem, bald kaum vernehmbar leisem Gesang. Das Weibchen weicht dem zudringlichen Werber aus, ob es gleich bald wieder vom heimlich wirkenden Zuge in seine Nähe geführt wird. Tritt gar ein zweites Männchen als Bewerber um dasselbe Weibchen auf, so steigert sich das ergötzliche Gebahren zu wahrhaft komischen Aeußerungen der Eifersucht. Eine Folge der unerwiederten Zärtlichkeit ist das Erbauen mehrerer unvollendeter Nester, die von dem Männchen ohne die geringste Beihülfe des Weibchens mit Auffälligkeit und unter Gesang ausgeführt werden, während Letzteres heimlich die Wahl der Brutstätte trifft und den Anfang zum Familienneste macht. Jetzt erst läßt der Gatte von seiner Tändelei ab und betheiligt sich alles Ernstes an dem gemeinschaftlichen Bau.

Ein früher Sänger und Nestbauer ist auch der an Gebirgsflüßchen lebende Wasserschwätzer (Cinclus aquaticus), dessen drosselartig klingender Gesang an sonnigen Morgen der rauhern Jahreszeit seine wohlthuende Wirkung nicht verfehlt. Auf stillstehendem Mühlrade oder auf erhabenem

Gegenstand am Ufer sitzt der dicht befiederte Vogel mit den kurzen Flügeln, dem kleinen schmalen, gewöhnlich emporgeschlagenen Schwanz und dem gedrungenen Körper, sein munteres Wesen und seine Unempfindlichkeit gegen die Kälte offenbarend. Wenn die Eisdecke schmilzt und der Hauch der ersten Frühlingsregung die befiederten Flußbewohner anweht, dann beginnt auch das Werben und Buhlen dieses watenden, schwimmenden, tauchenden und über die Spiegelfläche geradeaus fliegenden und dabei jede Krümmung des Bachs einhaltenden Gebirgsvogels. Zu Anfang des April nistet das Paar unter Baumwurzeln, in Uferhöhlungen, Mauerlöchern, zuweilen sogar an wohlgeschützten Stellen gerade unter dem Sturz eines Wasserfalls.

Rein, voll und melodisch ertönt beim Erwachen des Lenzes das Lied der Schwarzamsel (Turdus merula). Viele, ja die meisten ihrer Art sind den Winter über bei uns geblieben und haben sich an Waldrändern, in Feldhecken und Gärten, vorzüglich auch an buschreichen Bächen und Gräben von Würmern, Beeren und Abfällen verschiedener Gestalt ernährt. Der frühe Morgen und der späte Tag machen den mohrenschwarzen Sänger mit dem goldgelben Schnabel vorzüglich zum Singen geneigt. Sein Gesang ist im wahren Sinne des Wortes ein Lied, eine Melodie. In Terzen gehen die Töne auf und nieder und bilden einzelne Strophen, die sich im Grunde ähnlich sind, aber durch kleine Abänderungen mehr oder weniger Abwechslung bewirken. Bei ausgezeichneten Sängern nimmt man die Einförmigkeit, welche dem Amselgesang schuld gegeben wird, kaum wahr, wenigstens stört dieselbe den Hörer nicht. Im März paaren sich die Amseln, wobei das Männchen sein Weibchen hartnäckig verfolgt und mit gekrümmtem Rücken und ausgebreiteten Schwingen- und Schwanzfedern am Boden in kleinen Bogengängen umkreist. An dem Nestbau betheiligt sich anfänglich auch das Männchen, während jenes der eigentlich ausführende und formende Theil ist.

Ein wahrer Frühlingsgruß tönt uns das Schmettern des Edelfinken (Fringilla nobilis) an sonnigen milden Tagen zu Ohr. Aus der Höhe gleiten die Töne auf der Tonleiter herab und springen am Schluß in Terzen über, indem sie eine kurze anmuthige Melodie bilden, die gleichsam wie eine Frage lautet. Die lebhafte Färbung des Sängers paßt ganz zu seiner ritterlichen Seele. Die stahlblaue Stirnbinde, unter der das Auge feurig blickt, die leuchtende braunröthliche Brust, die glänzenden Flügelspiegel, verbunden mit der stolzen, edlen Haltung des Vogels — das Alles giebt ihm Anwartschaft auf den Namen: Edelfink. Und wenn er raufend mit dem Nebenbuhler den Kampf in der Luft aufnimmt, so daß laut die Schnäbel klappen und Brust gegen Brust, Füße gegen Füße anprallen, und die Erhitzten ermattet auf den Boden niederwirbeln, so wird uns damit ein unverkennbares Bild seiner Streitlust und Eifersucht gegeben. Treu begleitet er das allein bauende Weibchen und mit Ungeduld wartet er auf die Vollendung des herrlichen Kunstbaues, um an der Gefährtin eine minnelustige, ihm nun nicht mehr ausweichende, sondern entgegenkommende und hingebende Gattin zu besitzen.

Der schlankere, mit Blutroth an Stirne und Brust geschmückte Vetter des Edelfinken, der Bluthänfling (Fringilla cannabina), belebt hauptsächlich die Nadelholzwäldchen in der Nähe des Feldes und schreitet ebenfalls früh im Lenze schon zur Brut. In schönem Bogenfluge folgt er dem voranfliegenden Weibchen, zuweilen seine Schmetter-, Kräh- und Flötentöne in der

Luft hören lassend. Auf Feldwegen, Hochstraßen, an Rainen und auf Wüstungen, in Feld und Garten nimmt das Weibchen Baustoffe auf, während das singende und wachehabende Männchen mit anmuthigem Locken zum Aufbruch ermuntert und am Nestplatze wieder die Rolle des beschützenden und unterhaltenden Cavaliers übernimmt. Später fliegt der singende Hänfling in der Nähe des brütenden Weibchens gern von dem Standorte aus im Zickzackfluge schräg aufsteigend dahin und kehrt in scharfen Wendungen oder auch schließlich noch schwebend zurück. Heiter, rüstig und flink erscheint dieser Liebling des Volks überall.

Scheuer als alle übrigen einheimischen Finken ist der feurige, allbekannte Stieglitz (Fringilla carduelis). Früh zwar sondert er sich paarweise aus der Schaar ab, allein die Minnezeit fällt doch erst spät in den April, und wenn die Bäume belaubt sind, beginnt endlich das Weibchen ein niedliches, kunstsinniges Nest auf mittelderbem oder schwankem Zweig zu weben, zu filzen und zu sticken, unablässig von dem Männchen begleitet und unterhalten. Häufig buhlen mehrere Männchen um ein bereits gepaartes Weibchen, und dann entsteht heftiges Gezänk und Raufen in der Luft. Der gepaarte Hahn schlägt alle Eindringlinge siegreich in die Flucht. Das Lied des Stieglitz zerfällt in verschiedene Abtheilungen, die aus schmetternden, ziehenden und krähenden Tönen bestehen und durch den stürmisch dahin eilenden Vortrag etwas ungemein Feuriges und Anregendes erhalten. Wie ein galoppirender Reiter schwingt sich der Vogel in auf- und niedertauchendem Bogenflug durch die Luft und verkündet von hohem Standorte aus der Umgebung in schmetternden und hüpfenden Trompetentönen das vergnügte Leben seiner Seele.

Neugierig prüft schon an schönen Märztagen der Staar (Sturnus vulgaris) sein Astloch oder den künstlich verfertigten Brutkasten. Die Flügelschläge und das Balzen dieses rührigen Vogels verkünden den Einzug der mildern Jahreszeit, aber in der Regel finden noch mehrfache Unterbrechungen seines begonnenen Wonnelebens durch Witterungswechsel statt. Anfänglich sammeln mehrere Staare sich um ein und dieselbe Brutstätte, die drohende Miene des Himmels hält sie noch zusammen. Späterhin streiten die Männchen hier und dort um Brut- und Standorte, wobei es vorkommt, daß das eine vom andern in der Höhle längere Zeit unter Gepolter und Geschrei zurechtgezaust und zuletzt noch, schon glücklich mit dem Leibe hervorgekommen, an einem Fuße vom Feinde drinnen festgehalten wird, bis es ihm endlich gelingt, sich loszuzappeln und hoch in die Luft sich emporzuschrauben. Das Staarenmännchen unter der Wirkung der Minnelust und der Frühlingssonne zu beobachten, ist höchst ergötzlich. Man sieht es an der aufgeblasenen Kehle, deren Federn abstehen, und an der ganzen Haltung und Bewegung des Sängers, daß er mit voller Hingebung vorträgt. Heiser und scharf anstoßend, knappend und balzend klingen die eigenthümlichen Theile des Staargesangs, flötend und melodisch dagegen viele von anderen Sängern entlehnte Rufe und Gesangstrophen. Stille Luft und Sonnenschein machen ihn geneigt, sich vom Sitz einige Ellen hoch flatternd zu erheben und zögernd wieder abwärts zu schweben, wobei sein schillerndes Gefieder vortheilhaft in das Auge fällt.

Von der Krone eines Baumes steigt schräg aufwärts der Baumpieper (Anthus arboreus) singend in die Höhe. Leise beginnend schwirrt er empor, läßt aber allmälig die Töne anschwellen, bis der Flug bei ausgebreiteten,

über dem Rücken fest zusammen gehaltenen Schwingen abwärts sich wendet, und das Lied unter scheinbar mühsam ausgepreßten, aber doch sanften und wohlklingenden Tönen verhallt. Die Nachbarmännchen lassen sich gern unter einander in einen Liederwettkampf ein und schön ordnungsmäßig beginnt der Gesang des einen, während der des andern endigt.

In großen Flügen ziehen im Februar die Feldlerchen (Alauda arvensis) heimwärts, zuerst kommen die Bewohner des Nordens zu uns, später diejenigen unserer gemäßigten Zone. Freundliche Himmelsblicke entlocken den Männchen leise den Gesang auf der Scholle, der von Tag zu Tag lauter wird und auch in der Luft ertönt; aber der Aufschwung des Vogels reicht anfänglich nur bis zu einer sehr mäßigen Höhe. Endlich wird über dem Felde der Jubel allgemein, es schwirrt, trillert und flötet um uns und über uns, und zankend, raufend und jagend bekämpfen sich die Männchen und werben mit stolzem Gang bei aufgerichteter Holle um die gebückter gehenden Weibchen und verfolgen diese schäkernd. Dieses lebendige Spiel währt fort, bis sich die Paare ihre Standorte erwählt oder errungen haben. Nun hält jedes Männchen seine Luftkreise ein, innerhalb deren es sich entweder zur Rechten oder zur Linken im Schraubengang bis zu den Wolken erhebt.

Zu kleinen Trupps vereinigt, zeigen sich die Baumlerchen (Alauda arborea), die Bewohner der bergigen Haidestriche und Vorwälder, nach ihrer Rückkehr Ausgangs Februar in den Niederungen und Thälern, wo sie sich vorerst von Sämereien der Wiesen und Aecker ernähren. Tiefer Schnee veranlaßt sie, ganz in der Nähe der menschlichen Wohnungen futtersuchend einzufallen. Die lieblichen Locktöne, durch welche sich die kleine Zigeunergesellschaft zusammenhält, vernehmen wir schon aus hoher Luft, und wir sehen die kurzschwänzigen Lerchen in zuckendem Fluge über einer offnen Quelle kreisen, wo der Schnee nicht liegen bleiben konnte. Sobald mit der vorgerückten Jahreszeit mildere Witterung eintritt, begeben sie sich paarweise auf die beliebten Standorte und der Gesang des Männchens erhebt sich lange anhaltend. Der fleißige Sänger kreist unter den Wolken oder strebt weit hinaus und kehrt schwebend in kurzen Bogengängen zurück. Die glockenreinen Töne verklären die öde Haide. Das Dudeln, Trillern, Flöten und Ziehen giebt dem Liede etwas eigenthümlich Anziehendes und dem Ohre höchst Wohlthuendes, und nur die mittelmäßigen oder schlechten Sänger ermüden den Hörer durch die Einförmigkeit ihres Gesanges.

Gewöhnlich um die Mitte des März hallen unsere Wälder wieder von den ersten Rufen der Singdrossel (Turdus musicus). Mit anderen Drosselarten vereinigt, beutet sie auf Wiesen, an Bachufern und in Gärten Nahrungsquellen aus, wobei fortwährend ihr Auge auf jede Regung im Rasen achtet und ihr Schnabel bereit ist, das kriechende Gewürm hervorzuziehen oder unter den Grasstöckchen förmlich herauszuhacken. Aus dem wirren Gezwitscher der verschiedenen Drosselarten heben sich die lauten Rufe unserer Singdrossel vortheilhaft heraus. Durch vollen, markigen und weithin schallenden Vortrag zeichnen sich jedoch gewöhnlich nur diejenigen Männchen aus, welche bereits ihre heimatlichen Standorte eingenommen haben. Ihre Rufe sind wahrhaft sprechend, manche derselben lassen eine Uebersetzung in Worte recht gut zu und unser sinniges Volk hat ja in dieser Beziehung Treffliches geleistet, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Phantasie mitunter zu weit gegangen ist und der Mund sich nicht immer streng nach dem Ohre gerichtet hat. Mehr wie aus jedem andern Vogelgesang spricht der beginnende

Lenz aus dem Drosselschlag. Kein mit dem Naturleben Vertrauter, namentlich der Waldjagd Ergebener bleibt gleichgiltig, wenn er auf dem Schnepfenstrich zum erstenmal wieder diesen Echo-weckenden Waldgesang vernimmt. Eine sanfte Wehmuth beschleicht uns in den Erinnerungen, welche die heimischen Rufe wecken und doch fühlt sich das Herz wunderbar verjüngt und erfrischt unter der Zauberwirkung der Waldkönigin. In das Brausen der Frühlingsstürme und das Rauschen der stürzenden Waldbäche mischt sich übertönend das unvergleichliche Drossellied. Leise begrüßt es den Morgenhimmel und steigt mit der zunehmenden Tageshelle bis zum feierlichen Triumph beim Aufgang der Sonne, während es Abends beim Einbruch der Dämmerung am zusammenhängendsten, schnellsten und leidenschaftlichsten wird.

Jede Gegend, ja sogar jeder größere Walddistrict hat seine charakteristische Eigenthümlichkeit im Drosselsang aufzuweisen; aber während eine große Verschiedenheit der Rufe dem feinen Hörer vernehmbar ist, bleibt doch immer der Grundcharakter des Drosselliedes unverändert. Zur Paarzeit streiten die buhlenden Männchen oft recht hitzig miteinander, und die Verfolgungen durch das Gebüsch, das Stangenholz und über Lichtungen und Wiesenflächen hin zeugen von dem leidenschaftlich erregten Kampfe.

Nicht selten fast gleichzeitig, meistens jedoch um vierzehn Tage später, als die Singdrossel, erscheint das Rothkehlchen (Sylvia rubecula) zum großen Theil erst in unseren Haus- und Feldgärten und nach mehrtägigem Aufenthalte daselbst in den Waldungen. Sein feierlich und friedlich klingendes, mit sanftem Gurgeln und Flöten endigendes Liedchen verfehlt neben dem raumbeherrschenden Amsel- und Drosselgesang seine Wirkung nicht. Früh Morgens lockt es schon trillerartig im Dämmer seines Versteckes und besingt hierauf von freiem Zweige aus den erwachenden Tag, wie Abends den sinkenden. Die Paare behaupten ihre Standorte nebeneinander, und die im Singen gern wetteifernden Männchen halten sich gegenseitig in den Grenzen ihrer einmal eingenommenen Wohnsitze. Das backofenförmige Nest des Rothkehlchens steht in der Regel unter Wurzeln, moosbedeckten Steinen, an den Ausgängen der Mauslöcher und in sonstigen Schlupfwinkeln gut verborgen.

Backofenförmig baut auch der große Weidenzeisig (Sylvia fitis), der Ende März heimkehrende schlanke, zartgebaute Laubsänger, der zuerst gern an den Bächen und Flüssen das Weidengebüsch besucht und in flinken Wendungen das fliegende Insect verfolgt und laut knappend fängt. Eine liebliche Erscheinung ist dieser Sänger im April unter den bienenumsummten Kätzchen der Salweide und später im Blüthenmeere der Obstbäume. Sanft und rührend klingt sein kurzes, gleichsam hinsterbendes Liedchen fast den ganzen Tag hindurch. Trotz des dünnen, schwachen Schnabels gelingt es dem Weidenzeisig, eine Vertiefung in den Erdboden unter einem Strauch oder im Gras zu hacken, die er mit wenig Laub und Halmen zur Bildung der Backofenform ausfüllt.

Gegen die Mitte des April stehen die Stachelbeerbüsche in Grün und die Bosquetgruppen leuchten schon in aufbrechenden Blattknospen; Dornsträuche der Hecken ziehen gleichfalls ihr grünes Mäntelchen an. Da regt sich's denn in schwatzenden, trillernden und gätzenden Grasmückentönen. Vor Allem aber tritt der flötenartige, laute Ueberschlag des Mönchgesangs hervor, dessen Urheber (Sylvia atricapilla) öfters die schwarzen Scheitelfedern zur Haube sträubt und mit dem braunköpfigen Weibchen futtersuchend umherwandert. Gute Sänger überraschen uns durch ihre treffliche Nachahmungsgabe, denn

sie geben Drossel-, Amsel- und Nachtigallenstrophen, freilich nur in beschränkter Weise, wieder. Wohlige Spielerei sind die Nestanfänge des Schwarzkopfmännchens, welches dieselben singend baut, während das Weibchen im Stillen ein Plätzchen für die Familienwohnung ausersieht. In derselben Weise verfahren die grauen Grasmücken, welche mit den schwarzköpfigen die Frühlingsunruhe theilen, die den fleißigen Sänger hin und her, auf und ab treibt.

Nun kehrt auch unsere Nachtigall (Sylvia luscinia) wieder. Ihre gewöhnliche Zugzeit währt etwa vom 16. bis zum 24. April. Einzelne treffen noch später ein. Schwer ist's, in wenigen Worten dieser Liederkönigin das gebührende Lob zu spenden. In Worten ihren Schlag ausdrücken zu wollen ist ohnmächtiger Versuch! Dieses Schmettern und diese Metallschläge, dieses weiche und dieses volltönende Flöten, dieses klagende Ziehen in hohen und tiefen Tonlagen, dieser ewig fesselnde Wechsel des Crescendo und Diminuendo, des Allegro und Andante, diese herrliche Schattirung in hellem Jubel und süßer Melancholie — wer vermag das Alles zu schildern? Wer vermag sich einen Begriff von der höchsten Blüthe des Nachtigallenschlages zu machen, der nicht wetteifernde Männchen im Frühling neben einander, der nicht ausgezeichnete Sänger das Morgen- und Abendroth oder die weiche Maienmondnacht besingen hörte? Und wie die Seele des erregten Hahns im Lenze durch die Fülle der Töne sich offenbart, so verräth sich sein ungestümer Liebesdrang in fast ruheloser Verfolgung des Weibchens und der Abwehr der Nebenbuhler. Das Feuer der Seele lodert noch hell, während das Weibchen brütet, verglimmt aber schon als mattes Kohlenfeuer zur Zeit, wo die Jungen aus den Eiern schlüpfen, oder gar noch früher.

Die Lebensweise des später eintreffenden Sprossers stimmt im Wesentlichen, wie Gestalt und Farbe, mit derjenigen der Nachtigall überein. Nur ist er wählerischer noch in Bezug auf Aufenthalt und lange nicht so weithin verbreitet. Sein Gesang steht dem der Nachtigall nicht oder nur wenig nach, jedenfalls ist er majestätischer gehalten, sprechender, feierlicher im Ausdruck, keineswegs aber so reich an Touren, Wendungen, Verbindungen und feinen Ausführungen.

Spät kommen unsere besten Spötter an. Der rothrückige Würger (Lanius collurio) erscheint in der ersten Hälfte des Mai. Viele Hörer achten nur auf das häßliche Geschrei dieses dichte Dornhecken liebenden, schöngefärbten Sängers, Wenige lauschen nur seinem zwar gedämpften, aber desto reichhaltigern Gesang. Vorzügliche Männchen tragen fünfundzwanzig bis dreißig gestohlene Weisen vor, und zwar hört man nicht blos die Stimmen aus ihrer nächsten Umgebung, sondern auch viele aus entlegenen Gegenden. Aus den Sümpfen und Teichen, von den Haidestrichen, aus Wald und Feld, überall her glaubt man Rufe oder Lieder zu vernehmen, was zu dem Schlusse berechtigt, der Würger eigne sich auch auf dem Zuge und in der Fremde Mancherlei an. Die wenigsten Würger singen jedoch in der Freiheit fleißig; fortwährend sind sie auf Raub, namentlich der Käfer bedacht, deren sie öfters mehrere an Dornen anspießen.

Weit fleißiger im Singen und dabei rastlos im Wandel auf Bäumen und Büschen ist der in Gestalt, Größe und Farbe dem Fitis ähnliche Gartenlaubvogel oder die Bastardnachtigall (Sylvia hyppolais). Schon die Locktöne des Paars sind sehr anmuthig. Der Gesang des Männchens sprudelt wahrhaft, besonders wenn es das Weibchen umkreist und auf eine höchst

komische Weise von den Zweigen purzelt. In kurzer Zeit führt uns der Sänger eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Erinnerungen und Anklänge an bekannte Vogelstimmen vor. Rufe der Raubvögel, des Rebhuhns, gewisser Wasservögel, der Dohle, der Schlag der Wachtel, kurze Strophen aus den Gesängen der Grasmücken, der Drosseln, der Rauchschwalbe, der Finken, Hänflinge und anderer Sänger vernehmen wir zwischen eigenthümlichen flötenden Tönen, welche letztere durch ihre Schönheit den Eindruck schreiender und gemein klingender Gesangstheile wieder abschwächen.

Herrlicher, als die Bastardnachtigall den Garten oder das Vorwäldchen besingt, belebt der unvergleichliche Sumpfschilfsänger (Sylvia palustris) das Erlen- und Haselgebüsch, den Binsen- und Schilfwald an den Ufern der Flüsse und Bäche unserer Gebirgsgegenden. Zwanzig und mehr Gesangstheile und ganze Gesänge und Schläge anderer Vögel tragen die besten Meister täuschend vor. Mit außerordentlicher Schnelligkeit reiht sich Theil an Theil. Er ist der fertigste, gewandteste und vollendetste Spötter, er trägt sogar merkwürdiger Weise manche Lieder schöner noch vor, als die Originalsänger, denen er sie abgelauscht hat. In mondhellen Nächten singt er einen großen Theil der Nacht hindurch unermüdlich. Noch unruhiger im Wandel und Betragen, als der ihm auf's Haar gleichende Gartenlaubvogel, unterhält er durch seine Neckereien und Verfolgungen, womit er um des Weibchens Gunst und Ergebung wirbt, sowie durch seine Kunst im Schlüpfen und Klettern den Beobachter seines heitern Frühlingslebens auf's Angenehmste.

Gern führte ich den Leser noch manchen andern Singvogel vor, und wahrlich, der interessanten Züge aus dem Frühlingsleben unserer Sänger giebt es gar viele; doch ich hoffe, in einer nachfolgenden Betrachtung über das Sommerleben unserer Lieblinge Manches nachzutragen, was hier ungesagt bleiben mußte.

April.

Welch' hohes Glück an allen Enden,
Welch' holdes Glück in jeder Brust,
Wie muß sich aller Schmerz nun wenden
Zu sonnenheller goldner Lust!

Es klingt ein buntes Musiciren
Durch Wald und Feld, durch Flur und Au;
Es schwingt mit hellem Jubiliren
Die Lerche sich zum Himmelsblau.

Und streut dazwischen auch die Stunde
Schneeflocken noch und Regen d'rein —
Was kümmert's uns? Nach alter Kunde
Folgt stets auf Regen Sonnenschein.

So wollen wir auch muthig tragen,
Was uns der Augenblick gebracht,
Da nach der Stürme bangen Tagen
Uns doppelt schön das Leben lacht!

Godfried Wandner.

Plötzlich ergraut!

Aus dem Leben eines Hamburger Seemanns.

Von Dr. **Julius Buchheister.**

Schon von den ältesten Zeiten her sind hin und wieder von den verschiedensten Schriftstellern Fälle mitgetheilt worden, in welchen Menschen durch plötzliche, heftige, auf sie einstürmende Gemüthserschütterungen und Aufregungen in ganz kurzer Zeit, „über Nacht" die bisherige Farbe ihres Haupthaares verloren und grau geworden seien. Im Ganzen sind diese Fälle außerordentlich selten und haben auch auf den ersten Blick etwas so Unwahrscheinliches, daß selbst ein so berühmter Physiolog wie Albrecht v. Haller diese Mittheilungen für durchaus unwahrscheinlich und kaum glaubwürdig erklärte.

Die Haare verdanken ihre Färbung einem Pigmente, einem Farbstoffe, welcher in der Rinden-Substanz des Haares abgelagert ist. Haare, welche jeglichen Farbestoffes entbehren, sind weiß, ganz schneeweiß z. B. die Winterhaare der edlen Pelzthiere. Jedoch ist hierbei zu bemerken, daß nicht alle weißen Haare des Farbstoffes ermangeln, indem bei vielen Haaren, besonders bei denjenigen, welche gefärbt gewesen sind und nun ergrauen, die weiße Farbe nur von der Anhäufung zahlreicher Luftbläschen im Haare herrührt, welche demselben, trotz seines erhaltenen Farbstoffes eine vorwiegend weiße Färbung verleihen.

Es sind nun in der letzten Zeit durch wissenschaftliche Untersuchung der einzelnen Fälle die Zweifel entschieden beseitigt, daß ein solches plötzliches Ergrauen stattfinden könne, und hat man gerade bei diesen Fällen nachgewiesen, daß die zahlreiche Menge feiner Luftbläschen, welche sich in kurzer Zeit in dem Haarschafte gebildet haben, dem Haare sein gebleichtes Aussehen verleiht. Man darf wol mit annäherender Sicherheit den ganzen Vorgang dieser raschen und übermäßigen Luftentwicklung dahin erklären, daß durch den plötzlichen, heftigen Gemüthseindruck, besonders Schrecken und Angst, die das Betreffende zu erleiden hat, eine Veränderung des Nerveneinflusses, zumal auf die das Haar ernährenden Blutgefäße hervorgerufen wird, welche der ganzen Ernährung desselben eine andere Gestalt und in Folge deren auch eine von der normalen abweichende Färbung giebt.

Einen hierher gehörenden, mir besonders interessanten Fall möchte ich in Kürze mittheilen.

Ich war seit mehren Jahren Arzt bei einem Schiffscapitain, Namens Borsen. Er war der Capitain eines unserer größten Segelschiffe, eines prachtvollen Vollschiffes, welches hauptsächlich zwischen hier und China fuhr, sich immer als ausgezeichneten Segler bewährt, die glücklichsten Reisen gemacht, und nie, obgleich es schon zehn Jahre zur See war, die mindeste Havarie erlitten hatte. Der Capitain, ein Mann

in seinen besten Jahren, ungefähr in der Mitte der Vierziger, von kräftigem, fast athletischen Körperbau, mit gesundem, echten Seemannsgesicht und einem Kopf voll der üppigsten braunen Haare, war mir deshalb immer besonders lieb gewesen, weil er, gebildeter, als sonst die gewöhnlichen Schiffscapitaine zu sein pflegen, recht interessant von seinen weiten Reisen viel Spannendes zu erzählen wußte, ohne je auch nur im Geringsten eine der sonst so beliebten und mit Recht ungläubiges Lächeln hervorrufenden Schiffer-Geschichten aufzutischen. Ihn selbst hatte ich nie behandelt, er hielt es für durchaus überflüssig krank zu sein, hatte dazu auch keine Zeit, wie er sich scherzend ausdrückte. Im verflossenen Jahre hatte er wieder eine seiner gewöhnlichen Reisen nach dem ostindischen Archipel angetreten, zum ersten Male seine Frau, an der er mit ganzer Seele hing, mitgenommen, seine beiden, schon ziemlich erwachsenen Kinder jedoch unter der Obhut von Verwandten hier in Hamburg zurückgelassen. Er wurde in den letzten Wochen zurückerwartet, und hörte ich schon von seinen Verwandten die Besorgniß aussprechen, daß er dieses Mal nur erst hier sein möchte, da in diesem Herbste die Aequinoctialstürme so ungewöhnlich früh und heftig aufgetreten waren, — doch tröstete man sich immer wieder mit der Annahme, daß er vielleicht erst nach Wochen kommen könne, weil die Ankunft eines Segelschiffes nach einer Reise, die in den günstigsten Fällen immer neunzig Tage dauert, niemals auch nur annähernd genau zu bestimmen sei.

Vor einigen Tagen nun wurde ich mit der Bestellung überrascht, ich möchte baldigst zu Capitain Borsen kommen; er und seine Frau wären krank nach Hause gekommen.

Beim Eintritt in das mir so wolbekannte Wohnzimmer des Capitains erhob sich mühsam aus einer Sophaecke ein alter Mann, der mit großer Anstrengung aufstand und, wiewol er unverkennbare Aehnlichkeit mit Capitain Borsen zu haben schien, mir dennoch unbekannt vorkommen mußte, weil er als vollkommener Greis mit ganz weißlichem, reichlichen Haupthaar vor mir stand. Meine entschieden fremde Miene und das Erstaunen über die vermeintliche Aehnlichkeit, welche sich auf meinem Gesichte ausdrücken mußten, veranlaßte den Herrn rasch und mühsam zu mir zu sagen: „Ich sehe, Sie erkennen mich auch kaum, Herr Doctor; glaube ich doch selbst nicht, daß ich es bin, wenn mein Spiegel mir einen alten Mann zeigt und mir sagr: das ist Capitain Borsen — und das Alles hervorgebracht durch anderthalb Tage!"

„Mein lieber Herr Capitain, jetzt, da sie sprechen, erkenne ich Sie natürlich sofort. Aber wie haben Sie sich verändert! Und Sie sagen, hervorgebracht durch anderthalb Tage?"

„Ja, durch anderthalb Tage! Ich will Ihnen die Geschichte dieser sechsunddreißig Stunden erzählen — dann wissen Sie, wie es mit mir steht, und werden sich nicht mehr wundern, wie der Zahn der Minuten an mir genagt hat." Und er begann:

„Ich bin vor drei Monaten aus Java fortgesegelt. Ich habe immer das schönste Wetter gehabt. Der Monsun blies so günstig, daß wir

Wochenlang die Segel stehen lassen konnten, wie sie standen, und dabei einen Durchgang durch's Wasser machten, daß es eine Freude war. Sie wissen, mein Schiff segelt gut; aber so wie diesmal hat es noch nie gelaufen, es war förmlich, als ob es gleich uns Heimweh hätte und nicht rasch genug nach Hause kommen könnte. Heimweh hatten wir ein bischen, besonders meine Frau nach den Kindern; ich bin das einsame Seemannsleben schon gewohnt, und habe ja auch an Bord genug zu thun.

Wir kamen glücklich bis in den Canal, hatten unterwegs hin und wieder wol einen kleinen Sturm oder ein bischen contraires Wetter gehabt; aber das gehört dazu und dient höchstens, etwas Abwechselung in das ewige Einerlei des Schiffs-Journals zu bringen. Wir passirten den Canal, und vor fünf Tagen sagte ich zu meiner Frau. „Wenn diese schöne, steife Nordwestbrise, die jetzt weht, anhält, so sind wir heut' Abend bei Helgoland, können morgen früh in die Elbe einlaufen und sind dann zum Abend in Hamburg; und wenn wir gleich den Bugsir-Dampfer für uns vorfinden, kommen wir noch so früh hinauf, daß wir noch Otto's (meines ältesten Jungen) Geburtstag mitfeiern können."

Mein alter Steuermann, Hannes Krogbien, stand bei mir auf Deck, als ich es sagte. Er ist eine ehrliche gute Haut, ein tüchtiger Seemann, ganz einer noch von der alten Schule; aber höchst abergläubisch.

„Na, Captein, Gott soll mich strafen, was müssen Sie denn das so vor der Elbe schreien? Das hat noch nie gut gethan — wir sind noch nicht darin! Der Hinz ist heute Morgen bei'm Umlegen durch das Focksegel über Bord gegangen — wir sind noch nicht in der Elbe!"

Daß ein ertrunkener Kater Unglück bringt, ist bei den Seeleuten sicher und fest; was half es, daß ich den alten Hannes auslachte? Er sah mich vorwurfsvoll an, obgleich er so viel von mir hält, und ging brummend seiner Wege.

Die Brise blieb gut und meine Vorhersage schien sich bestätigen zu wollen, denn wir passirten noch so gegen Nachmittag Helgoland und hielten nun voll auf die Elbe zu. Als wir ungefähr eine Stunde diesseits Helgoland waren, fing der Wind plötzlich an, mehr nach Norden herum zu laufen und wurde rasch stärker; der bisher klare, nur von einzelnen Wolken, die mir nicht gefallen wollten, weil sie so rasch liefen, bedeckte Himmel veränderte sich, im Norden tauchte eine schwarze Masse auf, die so dicht und fest aussah, als ob sie ein Berg wäre. Sie hatte das rechte, echte Aussehen einer schweren Hagel-Böe und rückte bedenklich schnell am Himmel hinauf. Ich ließ eilig alles überflüssige Segelzeug einziehen und lief bald vor dicht gerefften Marssegeln. Die Böe wuchs uns indeß entgegen und eine halbe Stunde weiter waren wir mitten darin, in einem heftigen Nordhagelsturm, der auf uns niedersauste, als wenn er uns gleich im ersten Anlauf zusammendrücken wollte. So leicht thut nun wol ein Wind einem festen, tüchtigen Vollschiffe nichts, und so liefen wir denn mit unseren paar Lappen Segelzeug vor dem rasenden Sturme dahin, als würden wir vorn und hinten von Dampfkraft vorwärts gezogen und geschoben. Es wurde bald dunkel; um fünf Uhr war

es finstre Nacht, und was für eine Nacht! — Ueber uns hing der Himmel dicht herunter, der Hagel peitschte uns in's Gesicht und auf die Hände. Die Eisstückchen schnitten wie Messer. Von Minute zu Minute steigerte sich der Sturm, die Wellen bekamen ihre überkippenden, weißen Köpfe, und was da für eine See in dem deutschen Meere bei solchem Norder steht, das weiß nur Der, der es einmal erlebt hat. Ich ließ alle Segel bis auf ein kleines Sturmsegel einziehen, um doch etwas Steuer zu behalten und lief vor dem Sturme weiter, da ich immer hoffte, noch glücklich in die Elbe einzukommen. Ein Recht zu dieser Hoffnung hatte ich auch; denn gewöhnlich dauern diese so überaus heftigen Nordstürme nur kurze Zeit und das Wetter klärt auf.

„Was meinst Du, Hans, ich denke, wir haben das Schlimmste gehabt; der Sturm wird nun wohl am tollsten sein?"

„Ja, Captein, das glaub' ich bei einem gewöhnlichen Norder auch, aber bei diesem — das geht nicht gut, wir kommen nicht in die Elbe ein —"

„Warum meinst Du, Hans?"

„Ja, wenn das Vieh, der Hinz, gemeint hätte, wir wären gut eingelaufen, warum ist er denn über Bord gegangen?"

„Denkst Du denn, ich soll beidrehen?" sagte ich, ohne auf sein abergläubisches Geschwätz zu antworten.

„Ich glaube, es ist die höchste Zeit, wenn es nur will."

Sie wissen wol, Herr Doctor, was es heißt, wenn der Wind so recht von hinten kommt und die See fast hinten überguckt; wenn die Sturzwellen Einem bisweilen über's Deck schlagen, daß man meint, sie müßten Alles zertrümmern, und hin und wieder ein Stück der Schanzkleidung herausschlagen, wenn das Schiff nicht mehr recht dem Sturme gehorchen kann, weil der Druck des Windes gar zu toll ist: dann das Schiff durch den Wind zu bringen und soviel als möglich gegen ihn hinanzuhalten, um nicht willenlos hingetrieben zu werden, das ist eine Arbeit! Ja, wir haben gethan, was Menschen thun können! Beim Versuche, das Schiff näher an den Wind zu bringen und mehr Segelzeug auszusetzen, zerriß alle Leinwand, die wir dem Winde boten und einer unserer besten Matrosen ging über Bord. „Mann über Bord!" — der Ruf ist schrecklich auf See. Dann sieht man erst, daß man auf einer Nußschale mitten durch den Tod schwimmt — denn helfen kann Dem, der über Bord geht, Niemand. Er ist gewiß und unrettbar verloren.

„Nummer Eins", brummte Hans Krogbien vor sich hin.

Es giebt nichts Trügerischeres, als das Wetter zu taxiren; und wenn man hundert Mal Recht hat, und meint es solle nur noch ein Mal auch so gehen, dann geht es gerade nicht, und dies eine Mal ist genug, um Einen für den ganzen Rest untauglich zu machen.

So auch hier!

Der Sturm ließ nicht nach; er wurde immer wüthender und rasender. Der Hagel hörte auf und dafür stellte sich nun ein dichtes Schneetreiben ein. Ich konnte bei der Dunkelheit kaum von einem

Mast zum andern sehen, und ebenso keine zwanzig Schritte vor dem Schiffe voraus Etwas erkennen, und doch hatten wir klare Luft so nöthig. Denn noch kurze Zeit, und wir mußten das erste Feuerschiff vor der Elbe erreichen, um von da aus unsern Cours nehmen zu können und womöglich auch einen Lootsen zu erhalten. Solch' Wetter auf offner See, wo man rechts und links, und hinten und vorn ein paar hundert Meilen frei Wasser hat, ist schlimm und oft gefährlich; aber es ist Nichts gegen die Lage, in der wir waren und erwarten konnten, in einer halben Stunde bei unserem rasenden Durchschießen an den Sandbänken vor der Elbmündung zu sein. Helfen konnte uns kein Mensch, und wir uns ebensowenig. Wie heulte der Wind durch das Takelwerk, wie bogen sich die Masten! Und es dauerte nicht lange, da kam die Stange vom Großmast herunter. Dabei der wirbelnde Schnee, der uns kaum die Augen offen halten ließ, eine Welle nach der andren, die brausend über das Deck stürzten — und dabei nicht zu wissen, wo wir waren! Alle Mann waren auf Deck aber Keiner sprach ein Wort. Deutsche Seeleute schreien und lärmen nicht vor Angst. Jeder wußte, in ein paar Stunden bist du todt oder gerettet, und Jeder wußte, es war viel wahrscheinlicher, daß er auf die Liste der Schiffe käme, die mit Mann und Maus verloren gehen, als daß er sich am Lande von den schrecklichen Strapazen würde ausruhen können.

Da mit einem Male schlugen wir fast Alle zu Boden! Ich fiel gegen den Großmast und lag für einen Augenblick vor Schmerz fast bewußtlos. Da, noch ein Stoß! — Wir saßen. Die erste Welle ging von hinten über uns weg und riß unser Groß-Boot mit sich. Wir stießen nicht wieder auf, wir saßen fest auf weichem Grunde, so weit hineingestoßen durch die Gewalt, daß nie, wenn auch das Schiff nicht zerschellen würde, unsere schöne „Seekönigin" wieder abgebracht werden konnte. Das ging nicht mehr! Die Wellen spülten über Bord, und zwei der Leute gingen mit auf Nimmerwiedersehen! Hinauf in den Mast!

Als ich mich von meinem Sturz einigermaßen wieder erholte, eilte ich so rasch ich konnte nach der Cajüte, nach meiner armen Frau zu sehen; denn es war die höchste Zeit, uns in den Mast zu retten. Eine mächtige Woge trug mich rascher, als mir lieb war, gegen die Cajütenthür, brach sie auf und setzte mich in mein einstiges Eigenthum mit dem größten Ungestüm ein. Rasch ergriff ich meine Frau, die meiner angstvoll harrte, und sie fest umschlingend klomm ich nun Stufe vor Stufe die kurze Treppe auf's Verdeck hinauf. Krampfhaft mit einem Arm die Zitternde festhaltend, mit dem andern mich von Tau zu Tau längs der Schanzkleidung fortschleppend, um nicht von den Wellen, die immer ungestümer über das Deck gingen, fortgespült zu werden, gelang es mir endlich, bis zu den Wanten des Großmastes zu kommen. Die Mannschaft war schon hinaufgeklommen und hielt sich im Mars fest. Mein alter treuer Hannes stand ganz unten an der Schanzkleidung; er schien auf mich gewartet zu haben, und als er mich nun mit meiner Frau neben sich bemerkte, half er mir das arme Weib den mühsamen Weg

an den Wanten hinauf bis auf den einstweilen sichren Schutz gewährenden Mastkorb zu bringen. Hans war der Oberste auf der Strickleiter, mit der einen Hand sich festhaltend, mit der andern meine Frau nach sich ziehend; ich ging etwas unterhalb meiner Frau, einen Arm um sie, und nun zogen und schoben wir sie durch die über und über zusammenspritzenden Wellen allmälig höher und höher, bis wir sie nach unsäglicher Mühe im Mastkorbe unterbringen konnten. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, wenn man einen solchen Sturm, wie diesen, mitmacht und soll dann die Wanten hinaufklettern; der Sturm drückt Einen so fest gegen das Takelwerk an, daß man mit Mühe seine scheinbar mit Bleigewichten beschwerten Füße immer nur vorsichtig einen Schritt höher heben kann; — dabei die Wellen, die Einem ihren ganzen überbrechenden Kamm über den Körper schütten und das Gefühl verursachen, als habe man eigentlich aufgehört, ein Wesen zu sein, welches dazu bestimmt ist, die Erde zu bewohnen und im Trocknen zu wandeln.

Endlich waren wir oben und nun banden wir meine Frau mit Stricken an den Mast fest, damit nicht die steten Erschütterungen, die das Schiff, obgleich es fest saß, durch die gewaltigen Wellen erlitt, ihre Kräfte zu bald erschöpfen und sie unfähig machen möchten sich länger festzuhalten. Denn schmal ist das Mars nur, das wissen Sie ja, und von einem Geländer um dasselbe ist bei Kauffahrtei-Schiffen keine Rede. Nun, die Wanten und die paar Taue, die von ihm aus höher hinauf über die Mars-Rae hinaufgehen, bieten dem Seemann für einige Zeit Halt; aber sie sind nicht für ein Weib, dessen Kräfte an diesem grausen Aufenthalte bald erlahmen mußten.

O, wie pfiff da oben der Wind! Wir waren reichlich dreißig Fuß höher als das Verdeck; und nun heulte und sang die Windsbraut da oben im Takelwerk und die Schneeflocken trieben uns in's Gesicht. Ein Schneesturm im November ist kein Vergnügen auf dem Lande und Mancher schauert frostig zusammen, wenn er aus dem warmen Zimmer in seinen trocknen Winterrock eingehüllt gegen ihn an die Straße hinunter gehen soll. Aber nun wir — durchnäßt von Kopf bis zu Fuß! Wir hätten vor Frost und Nässe laut aufschreien mögen.

Wir waren meiner Berechnung nach bei Ebbe auf den Sand aufgelaufen: nun lag Alles daran, wie es werden möchte, wenn die Fluth kam und wie hoch sie stieg. Es mußte jetzt ungefähr neun Uhr Abends sein, die Fluth mußte gegen elf Uhr kommen und dann hatten wir die fünf Stunden steigendes Wasser gerade mitten in der Nacht vor uns, ohne auch nur die geringste Aussicht auf Rettung. Wenn nur der Sturm nachlassen wollte! Er wehte mit immer gleicher Stärke fort, wenngleich die Wellen uns da oben nicht mehr erreichten.

Langsam, unendlich langsam schlichen die Minuten hin — nach unserer Meinung hätte es schon lange Morgen sein müssen und doch waren vielleicht kaum anderthalb Stunden verflossen. Nun begann allmälig die Fluth, die Wellen fingen an, uns mehr zu bespritzen, das Wasser stieg rasch und es dauerte nicht lange, so war von dem Verdeck

des Schiffes nichts mehr zu sehen, die Wellen gingen alle drüber hin. Nichts sahen wir um uns, als eine wogende, kochende Wassermasse, eine Welle noch gieriger und gefräßiger aussehend als die andere; eine ihren weißen Gischt noch weiter zu uns hinaufschleudernd, als die vorhergehende, als wenn sie sagen wollte: wenn ich Euch auch noch nicht erreichen kann, so wird es die nächste. Einige Fuß weit vom Mastkorb hinunter konnten wir noch den festen Mast erkennen, darunter war Alles Wasser; — und allmälig überkam mich das Gefühl, als wenn wir uns in Bewegung setzten, als wenn die Wellen still ständen und wir in rasender Eile durch das aufgeregte Meer auf unserem einsamen Stamme dahinjagten. Wir hatten uns nach und nach Alle, so gut es ging, festgebunden. Laufendes Tauwerk stand genug um uns herum und ihre Messer hatten die Leute im Gürtel.

Höher und höher stieg das Wasser. Endlich, nach langem, bangen Zusehen war es am höchsten und fing wieder an zu sinken.

O, wie jagten die Gedanken durch meinen Kopf, als ich so, mein jammerndes Weib neben mir, verzweiflungsvoll in die Wasserwüste hinausstarrte und mir sagte: wie lange kann denn noch dies Menschenwerk, unser tapferer Mast, aushalten gegen so überlegene Kraft? Ich dachte an meinen Sohn, der heut' Abend seinen Geburtstag feierte; ich dachte an mein Haus und an den warmen Ofen — und ich hätte willig mein Vermögen hingegeben für einen Platz an demselben.

Der Morgen graute, und was für ein Morgen! Trübe, unendlich und doch so beschränkt war der Anblick, der sich uns darbot. Der Sturm hatte etwas nachgelassen, die grau-schwarzen Meereswogen tobten noch mit unveränderter Gewalt gegen unser Wrack hinan, der Horizont vereinigte sich in seiner Farbe fast mit dem Wasser; das noch immer fortdauernde Schneegestöber ließ uns höchstens hundert Schritt weit sehen, und was wir da sahen war weiter Nichts als Wasser, Himmel und Schnee!

Wo mochten wir nun sein? Waren wir nahe der Mündung der Elbe und das Wetter klärte sich im Laufe des Tages auf, so war es auch gewiß anzunehmen, daß wir bemerkt wurden und daß man versuchen würde, uns Hülfe zu bringen; waren wir dagegen seitwärts davon, mehr nach der hannoverschen Küste hin auf einer der kleinen Inseln gestrandet, dann war so gut wie gar keine Aussicht auf Rettung mehr. Der Sturm fing an nachzulassen, die Wellen aber gingen noch ebenso hoch; das Wasser beruhigt sich nicht so leicht. Gegen Mittag hörte das Schneien auf, fast ganz plötzlich und der Himmel wurde klar.

„Hannes!" rief ich nun, „da gerade in Ost vor uns, ist das nicht ein Dampfer?"

„Ja, bei Gott, Captein! Er hält seinen Cours so gerade aus, daß er gewiß weiß, wohin er steuert!" sagte Hannes, nachdem er lange Zeit dem fernen Rauchstreifen am Horizonte zugesehen; „dann können wir auch doch nicht so sehr weit von der Elbe ab sein. Und dort", fügte er hinzu, nachdem er abermals scharf ausgeschaut, „dort — ganz zu Süd — was ist denn das für ein Ding, was da auf dem Wasser auf- und abtanzt?"

Ich sah lange hin — ganz in der Ferne bewegte sich ein Körper im Wasser auf und nieder, dann zwischen den Wellen verschwunden, dann wieder oben, aber wegen des aufspritzenden Schaumes, den die Wellen ringsum auf uns warfen, nicht deutlich zu erkennen.

„Ich will nach oben gehen, Captein", sagte Hannes, „und sehen, was es ist."

Er klomm mühsam bis auf die Bram-Rae hinauf und beim Hinabsteigen rief er mir freudig zu:

„Captein! das Feuerschiff! Es liegt fest und segelt nicht — es kann nichts Anderes sein. Welches Fahrzeug sollte bei dem Sturm hier draußen sein und vor Anker liegen oder ohne Segel treiben? Aber es treibt nicht, es liegt fest."

„Dann, wenn es menschenmöglich ist, werden wir auch geborgen werden; haben wir sie mit bloßen Augen erkennen können, so werden sie uns durch ihre Gläser gewiß schon lange gesehen haben."

Aber die Freude meines alten Hannes war bald wieder gedämpft.

„Wenn wir es so lange aushalten", sprach er. „Heute kann kein Mensch der Welt, wenn er nicht fliegen kann, uns retten — bei dieser See können sie kein Boot aussetzen, und wenn sie auch einen Dampfer schicken, er könnte nicht zu uns heran."

Er hatte Recht; heute konnte für uns nichts mehr geschehen. Dafür wehte es noch zu stark, und was die Hauptsache war, gingen die Wellen zu hoch, sie brandeten auf dem Sande so heftig, daß jedes Boot gleich in Stücken hätte geschlagen werden müssen, das sich etwa hineingewagt.

Wir mußten uns also darauf gefaßt machen, auf unserm elenden Wrack, mitten in der winterlich tobenden Nordsee zu warten, bis die Elemente sich beruhigt; und nun begann uns auch zu hungern.

„Captein", sagte da mein getreuer Hannes, „ich will einmal versuchen, nun da das Wasser am tiefsten ist, ob ich nicht Etwas zu essen finden kann."

Möglich war es; die Wellen spülten nur noch hin und wieder über das Verdeck hin. Aber wie sah es auf dem Verdeck aus! Von der Schanzkleidung keine Spur mehr — meine schöne Cajüte weggebrochen, die Luken aufgerissen! Alles, was oben gewesen, war weg, natürlich auch kein einziges Boot mehr da.

Vorsichtig kletterte Hannes hinunter, einen Strick um den Leib gebunden, den mehrere der Leute hielten; denn die Gefahr, über das schutzlose Deck gespült zu werden, war noch immer vorhanden.

Er versuchte in den Cajütenraum hineinzubringen — Alles voll Wasser; aber in der Cajüte schwamm auf dem Wasser eine blecherne Kiste, in der ich mein Weißbrod, welches jede Woche an Bord einmal frisch gebacken wurde, aufbewahrte. Das war ein herrlicher Fund, und langsam und ruhig stieg Hannes die Wanten wieder hinauf. Auf jeden Mann kam höchstens ein Pfund Brod, mehr war nicht darin; aber es wurde ehrlich getheilt. Das war unser Frühstück, Mittag- und Abendessen, mehr gab es nicht. Das ganze Schiff war voll Wasser.

Nachmittags war der Himmel ganz klar, der Wind noch immer

scharf, aber doch so, wie er jedes Seemanns Herz erfreut haben würde, wenn er, frei Wasser vor sich, mit dicht gerefften Segeln rascher als ein Dampfschiff der ersehnten Heimat zustrebt. Aber wir, naß, hungrig, fühlten den Wind uns durchsausen, als wenn wir ganz ohne jeden Schutz von Kleidung da oben gestanden hätten, und lernten kennen, was es heißt, wenn einem das Mark in den Knochen erstarren will. Bei dem klaren Himmel fing es nun auch noch an, etwas zu frieren. Das Zeug, bisher naß, wurde nun steif um uns, als wenn man Bretter um sich hätte; der Magen war leer, der Muth fast fort, vor uns nichts als kaltes, wüthendes Wasser, unter uns ein Wrack, von dem man nicht wußte, wie lange es noch zusammenhielt, und über uns nichts als die kalten, flimmernden Sterne! O, Herr Doctor, nach Allem, was wir ertragen, noch ein Abend, noch eine Nacht! Ich stand dicht neben meiner armen Frau, die jetzt fast empfindungslos an den Mast sich anlehnte, und die ich, so viel es ging, unterstützte und mit meinem Körper vor dem Winde zu decken suchte.

Die Nacht kam. Ich wußte, es war unsere letzte Nacht! Kam am nächsten Morgen nicht Rettung, so waren wir verloren; und ich wußte noch nicht einmal, ob wir die Nacht überstehen würden!

Ich habe in Kane's Nordpol-Expedition gelesen, daß der Frost zuletzt so müde macht, als wenn man Opium genossen hätte, und nichts, gar nichts die Leute zuletzt vom Einschlafen, selbst im Gehen, abhalten konnte. Kan hatte Recht — ich bin in dieser Nacht auf dem Mars gegen meinen Willen eingeschlafen und wachte erst auf, als ich im Schlafe hinunterstürzte; nur der Strick, den ich nachlässig befestigt hatte, hielt mich glücklicherweise noch schwebend unterhalb des Mastkorbes. Ich weiß nicht, wie lange es gedauert hat, ehe ich mit meinen ganz steifen Gliedern die paar Schritte an den Wanten wieder hinauf kommen konnte, ich weiß so recht deutlich von den letzten Stunden überhaupt nichts mehr. Mir war es auch fast gleichgültig zuletzt, ich war willenlos, fast empfindungslos geworden; solche sechsunddreißig Stunden reiben den Menschen dermaßen auf, daß er seine Bewegungen nur noch unwillkürlich macht. Und doch — wie emsig und eifrig lugte Jeder von uns, als es endlich, endlich Tag wurde, über die Wasserfläche; und ich weiß genau, daß ich mit einem Male ganz laut aufschrie — denn nicht weit von uns, höchstens eine Viertelstunde weit, bewegte sich ein Boot — das Rettungsboot!

Der Wind war noch sehr frisch, die Wellen gingen hoch genug, um nicht allein für ein Boot, sondern auch für ein seetüchtiges Fahrzeug mit Deck in dieser gefährlichen Nähe unheilbringend werden zu können; aber was kümmerten sich darum die tapferen Männer, die in dem Rettungsboot saßen und bergauf, bergab in ihrer Nußschaale schwammen? Die Segel waren so fest an dem Wind, als ob sie zum Vergnügen segelten, und immer ruhig hielten sie ihren Cours auf uns los und kamen mit jeder Minute näher. Wie wir oben im Mars zusahen, das brauche ich Ihnen nicht zu schildern — ich glaube, es haben noch nie

Menschen genauer aufgepaßt und sehnsüchtiger ausgeschaut. Als sie so auf ein paar hundert Schritte zu uns herangekommen waren, gingen die Segel herunter und nun wurden die Ruder zur Hand genommen; denn nun galt es, das Boot zur rechten Zeit „stoppen" zu können, um nicht an unserem Schiffe zu zerschellen oder vorbeizuschießen.

Ungefähr hundert Schritte von uns warfen sie den Anker und feierten nun vorsichtig eine an ihm befestigte Leine aus, so daß sie mit dem sichern Halt im Wasser so langsam wie sie wollten an uns herantreiben konnten. Wer beschreibt unser Gefühl, als sie nun längsseits lagen und ein paar von ihnen herauf zu uns kamen, um uns zu helfen beim Niedersteigen. Wir waren so steif gefroren, daß wir förmlich wie die Kinder, die zum ersten Mal eine Treppe gehen, auf jeden Tritt zweimal unsere Füßen setzen mußten und nur mit genauer Noth in das auf- und abtanzende Boot hineingefördert werden konnten.

Es war ein eigenthümliches Empfinden, als wir Alle im Boote saßen. Es konnte Niemand zum Sprechen kommen. Erst als der alte Lootse den Haupttrost in solchen Fällen, eine wolgefüllte Rumflasche hervorzog und uns mit den Worten hinreichte: „Na Lüüd! warmt ju maal!" und in Jedem einen dankbaren Abnehmer fand — ging das Berichten und Erzählen an, allerdings karg und einsilbig, wie es unter Seeleuten die Art ist.

Nach ein paar Stunden waren wir in Cuxhaven, und wie uns da die Fleischbrühe und vor Allem die Betten wohlthaten — das kann ich nicht beschreiben und dafür werde ich nie Worte finden!

Wir schliefen zwanzig Stunden ununterbrochen und als ich endlich aufwachte und nach dem Bette meiner Frau hingehe, um zu sehen, ob sie wacht und sie gerade die Augen aufschlägt, da schreit sie laut auf und sagt: „Heinrich! wie siehst Du aus!" Und als mir der Spiegel diesen alten, gebleichten Kopf zeigte, da hätte ich auch fast geschrieen — aber es ist ja nur das Haar — sonst war ich wieder gestärkt und fühlte, daß ich wol bald wieder hergestellt sein würde!"

Der kräftige Mann erholte sich in der That sehr rasch und fährt jetzt als Capitain auf einem der regelmäßig zwischen hier und England laufenden Dampfschiffe, da er die weiten Seereisen auf das inständige Bitten seiner Frau, welche ihre Angst vor der See nie wieder überwinden konnte, aufgegeben hat. Die zartere Constitution der Frau kämpfte noch Wochen lang, ehe sie die Nachwirkungen der schrecklichen sechsunddreißig Stunden glücklich überwinden konnte.

Der Capitain Borsen hat unter seinen Bekannten den Beinamen „Der weiße Capitain" erhalten, eine Bezeichnung, die ihre Berechtigung darin hat, daß das sonst so kräftige und noch ganz jugendliche Aussehen des Mannes eigenthümlich mit seinem weißen Haupthaare contrastirt, welches ihn und Allen die ihn genauer kennen, an die beiden schrecklichsten Nächte seines Lebens erinnert.



Emanuel Geibel.

Emanuel Geibel.

„Schon wieder Lyrik! Um Gottes Willen nur keine Verse! Es ist genug auf Liebe und Triebe gereimt!" So stöhnen und höhnen Verleger, Kritiker, Bibliotheks-Abonnenten nicht erst seit heute und gestern. Und dabei liegt die vierundsechzigste Auflage von Geibel's „Gedichten erster Periode" vor uns auf dem Tische, neben der siebzehnten Auflage der Gedichte zweiter und der zehnten der Gedichte dritter Periode. Haben das wirklich, nach dem bekannten Schlagwort des Dichters, nur die „deutschen Backfische" zu verantworten mit ihren Geburts- und Namenstagen? Oder trifft der Dichter vielmehr den Punkt mit jenem ernstern Ausspruch:

„Das ist des Lyrikers Kunst: aussprechen, was Allen gemein ist,
Wie er's im tiefsten Gemüth neu und besonders erschuf,
Oder dem Eigensten auch solch' allverständlich Gepräge
Leih'n, daß Jeglicher drin staunend sich selber erkennt!"

Auf alle Fälle ist dies glaubende, liebende, hoffende Glücks- und Sonntagskind einer „vom Zweifel durchwühlten" Zeit, dieser von zarten Händen zum Tempel des Ruhms getragene Sänger eines „selbstsüchtigen, rechnenden" Geschlechtes, dieser anti-politische Günstling einer in politischer Arbeit sich mühenden Epoche ein culturhistorisches Akten- und Beweisstück von nicht geringer Bedeutung. Denn es stehet geschrieben: Sage mir wen Du liesest, und ich will Dir sagen wer Du bist, und sage mir, wie Du kaufst, und ich will Dir sagen, wofür Du gehalten sein möchtest. Stimmt Beides zusammen, desto besser für die Betheiligten.

Wir erfreuen uns nicht des Dichters persönlicher Bekanntschaft, wären also nicht im Stande, mit genaueren Nachrichten über sein Privatleben aufzuwarten, als sie Jedermann zu Gebote stehen, auch wenn wir dies, was nicht der Fall, für nützlich und nöthig hielten. Die Titel „Gedichte der ersten, zweiten, dritten Periode" sind nicht im Schiller'schen Sinne zu verstehen, als wäre Geibel's Lyrik etwa die Blüthe und Quintessenz einer stetigen, bahnbrechenden Geistesarbeit. Die meisten von ihnen sind auch nicht „Gelegenheitsgedichte" nach Goethe's Auffassung, d. h. der Schlüssel des Verständnisses liegt keinesweges in bestimmten Lebenserfahrungen des Dichters. Die allgemein zugänglichen Nachrichten über den Letztern dürften zur Orientirung vollkommen genügen.

Geibel ist ein Norddeutscher, doch nur der Geburt und Erziehung, nicht der Abstammung nach.

„Denn kam ich auch am Ostseestrand
Das Licht der Welt zu suchen:
Mein Stammhaus steht im Frankenland,
Im Dorfe zu Waldbuchen.

„Erst meinen Vater trieb sein Stern
Zur Hansestadt im Norden,
Wo er im Weinberg dann des Herrn
Ein rüst'ger Winzer worden."

In einem Lübeckischen Pfarrerhause wurde der Dichter am 18. October 1815 geboren. Er hat sich früh entwickelt und gleich die entscheidende Richtung genommen. Noch aus der Vaterstadt, dann aus den Studienjahren

in Bonn, 1834 — 35 datirt eine Reihe Lieder, die, genau genommen, den ganzen lyrischen Geibel in der Hauptsache fix und fertig enthalten. Als Geibel die rheinische Hochschule bezog, war auf die Springfluth der Julibegeisterung die tiefste Ebbe der Enttäuschung gefolgt. Polen lag am Boden, Italien zuckte kaum, die deutschen Demagogen von Hambach und Frankfurt saßen hinter Schloß und Riegel, über den Leichen der Republikaner richtete Louis Philippe den Constitutionalismus „der Befriedigten" auf, die St. Simonisten hatten Fiasco gemacht und das junge Deutschland war vor dem Quos Ego des Bundestages verstummt. Der Weltschmerz blühte. Neben George Sand's leidenschaftlichen Klagetönen klang das schrille Gelächter Heinrich Heine's über den Rhein herüber. Von alledem würde man vergeblich auch nur einen leisen Anklang hier suchen. Es ist ein frisches, harmloses, ungebrochenes, aber rein privates, um die politische und sociale Zeitbewegung unbekümmertes Menschenleben, das in Geibel's Jugendgedichten sich aussingt, so sehr auch die Form genaue Vertrautheit mit den Meistern schon damals verrieth. Jugendseligkeit, Naturgefühl, Wanderlust, Wein, Liebe, Alles in bekannter, aber lieblich modulirter Melodie. Zigeuner mit blitzendem Aug', mit wallenden Rabenhaar umlagern das lodernde Feuer, künden Sagen, Lieder, küssen schwarzäugige Mädchen, der „Knabe mit dem Wunderhorn" singt die unruhigsehnsüchtige Lebenslust glücklicher, vom Schicksal begünstigter Jugend, in den Ruinen der Rothenburg schlingen sich Erinnerung und blühendes Naturleben zum Kranz, die behaglichen, „Morgenträume" des flotten Burschen bringen das „Aurora Musis amica" auf ihre Weise zu Ehren, ein Frauen-Page schwärmt romantisch für die Rolle des Brackenburg bis zum Schildwache-Stehen, wenn nur ein gnädiges Lächeln der holden Unholden ihm lohnt, der Zigeunerbube seufzt melodisch nach Spanien und nach Kastanien, der Schwan singt die Wasserlilie an, die, begreiflicher Weise, sein Lied nicht versteht, das Herz des Dichters steigt auf goldener Liebesleiter zum Himmel und liest in den Silberketten der Sterne die ewige Offenbarung, aus dem Frühlingswalde schallt das tausendstimmige Ja der Creaturen dem Nein des Zweiflers entgegen, d. h. der Leidende wird durch die Gesunden und Vergnügten von Rechtswegen ab- und zur Ruhe gewiesen, der „Schmetterling" und der „Hidalgo" weihen uns in die Geheimnisse ihres harmlosen Glückes ein.

Sprache, Rhythmus, Reim entfalten schon hier den vollen Zauber, der ihnen dann bis auf diese Stunde treu geblieben ist:

„O, stille dieß Verlangen,
Stille die süße Pein!
Zu seligem Umfangen
Laß den Geliebten ein!

„Schon liegt die Welt im Traume,
Blühet die duftige Nacht;
Der Mond im blauen Raume
Hält für die Liebe Wacht ꝛc."

Wer könnte da widerstehen? Da öffnen sich nicht blos die Fenster, sondern sogar die Börsen zum Bücherkaufe. So sangen die Studenten nicht vor hundert Jahren. Die Erbschaft einer goldenen Literaturperiode hat doch auch ihre schöne Action!

In der scharfen Berliner Luft, 1836—37, klangen diese Nachtigalltöne lustig weiter, hie und da, sehr zum Vortheil der Gesammtwirkung, mit tieferen Noten, sanft anschwellenden und lieblich gelösten Dissonanzen gemischt.

Der Dichter fängt an auch den Ernst des Lebens auf seine Art in Erwägung zu ziehen. Ein reifer Mann z. B. weist wehmüthig-resignirt die ihn anlächelnde Liebe einer jungen Schönheit zurück: „Du findest einen Andern und ich — ein Grab.“ Oder die Jugendgeliebte hat einen Andern genommen, aber dem Dichter, dem diese alte Geschichte just passirt — sein könnte, bricht das Herz nicht entzwei, sondern er nimmt sich vielmehr sehr verständig vor, „beim Weine zu schwärmen bis es taget“. Probatum est. Es ist auch sonst viel von verlorener Liebe die Rede, vom Schwinden der Jugend, sogar von Schlaflosigkeit, von Resignation und Sehnsucht. So geht's in Berlin einmal zu. Aber das Herz des alten Bonner Studenten bleibt dabei gesund, der Appetit gut, die Stimme sonor, das Auge „hell wie des Falken, der über die Berge fliegt, vor dem die Welt, die schöne Welt hellsonnig offen liegt.“ Wie süß klingt die Klage: „Doch keine, keine find' ich je, die so mich liebt wie Du!“ Viel zu süß, als daß das Schicksal und die Mädchen dem Dichter beim Wort nehmen könnten. Die Berliner Lieder schließen mit einem Seufzer der Sehnsucht:

„Ich weiß ein Land, wo aus sonnigem Grün
Am versunknen Tempel die Trauben glüh'n,
Wo die purpurne Woge das Ufer beschäumt,
Und von kommenden Sängern der Lorbeer träumt.
Fern lockt es und winkt dem verlangenden Sinn,
Und ich kann nicht hin!“

Die Muse und — der russische Gesandte ließen das Sonntagskind nicht vergebens klagen. Der Letztere nahm ihn (1839—40) nach Griechenland mit, als Gouverneur seiner Kinder, und die andere brachte ihn denn auch vor den „träumenden Lorbeern“ des meerumrauschten Südlands zu Ehren.

„Was ich bin und weiß, dem verständigen Norden verdank' ich's,
Doch das Geheimniß der Form hat mich der Süden gelehrt!“

So spricht Geibel dem gastlichen classischen Boden seinen Dank aus. Er möchte leicht zu viel gestehen oder behaupten. Wenigstens sind es nicht Pindarische, Sapphische, Sophokleische, sondern vielmehr Goethe'sche und Platen'sche Rhythmen, durch die sich von nun an Geibel's Lyrik bereichert zeigt. Der Schatz war wol auch im Norden zu heben. Glücklichste Nahrung aber fand jedenfalls in der Licht- und Farbenfülle der griechischen Landschaft sein feiner Natursinn, dem, wenigstens für unser Gefühl, seine Lyrik, nächst dem Zauber des sprachlichen Wohlautes, ihre besten Reize verdankt. Er brachte diesen echt germanischen Schatz selbstverständlich mit nach dem Süden. Wenn man an der Ostsee geboren ist, am Rhein studirt hat und Augen im Kopf und ein Herz in der Brust hat so kann man der Schönheits-Mysterien der Schöpfung schon inne werden, auch diesseits der Alpen.

„Herab von den Bergen zum Thale,
Vom Thal zu den Höhen hinan,
So zieh' ich wol tausend Male;
Der Frühling zieht mir voran.

„Der Strom im Morgenrothe
Lockt blinkend das Ufer entlang:
Der Mond, der Friedensbote,
Geht mit mir am Himmel den Gang!“

Wie schön! Joseph von Eichendorf könnte es kaum besser machen. Aber es ist auf diesem Gebiete seit der griechischen Reise ein Fortschritt von musi-

kalischer Anempfindung zu plastischer, machtvoll sicherer Gestaltung nicht zu verkennen. Man erinnere sich an „Villa Melanes“ und an „Aperanthos auf Naxos“, „Ja, das heiß' ich fürwahr Dionysos' heilige Stätte“ ꝛc. Als ein für uns vollendetes dichterisches Naturbild, welches in lieblicher Bewegung seelische Stimmung und Zeichnung des Gegenständlichen zu schöner Gesammtwirkung verschmilzt, heben wir das neunundzwanzigste der „Lieder aus alter und neuer Zeit“ hervor:

„Ueber der dunklen Haide
Wie weit und klar die Nacht!
Mein Aug' in stiller Weide
Versinkt in ihre Pracht.

„Aufblinkend flieht durch's Blaue
Wie Gold der Sterne Zug:
Ich spüre, wie ich's schaue,
Der Erde leisen Flug ꝛc.“

Wer es noch nicht kennen sollte, suche es unter den „Gedichten der dritten Periode“. Es ist der Mühe werth.

Die Rückkehr in's Vaterland, 1841, stellte den nun den männlichen Jahren zureifenden, mit vieler Menschen Städten und Sitten vertrauten Dichter einer mächtig aufschwellenden Zeitbewegung gegenüber, welche sich nicht so leicht ignoriren ließ, wie einst, von dem Bonnenser Studenten, das Seelenleid der dreißiger Jahre. Friedrich Wilhelm's III. Hinscheiden, seines Nachfolgers mystisch begeisterte Antrittsreden hatten Hoffnungen und Bestrebungen erweckt, welche die Jugend um so mächtiger faßten, je unbestimmter und unklarer sie auftraten. Nur zu bald kam die Enttäuschung, die in dem frischen, ungebrochenen Geschlecht zunächst nicht sowohl Entmuthigung als eine hochfliegende, überreizte Stimmung erzeugte: wirbelnde Schaumblasen auf schwellender Fluth. Die Dichter wetteiferten mit der Tagespresse, den Volks- und Tisch-Rednern, thaten es ihnen zuvor. Hoffmann von Fallersleben, Dingelstedt, Gottschall, Jordan plaidirten, spotteten, haranguirten in Versen, Herwegh hielt seinen Triumphzug von Fest zu Fest, von Ehrenbecher zu Ehrenbecher. Man weiß, daß Geibel nicht mithalten mochte, offen und ehrlich widersprach. So entschieden als möglich nahm er seinen Standpunkt auf jener „höhern Warte“, von der damals auch noch Freiligrath, der Rothe, auf die „Zinnen der Partei“ lächelnd herabsah. Nicht daß er Stelle gerade bei den Gegnern des Fortschrittes genommen hätte. Eher im Gegentheil. Er sagt Ihnen gelegentlich sogar ein kräftiges Wort, wie in der nicht mißzuverstehenden, im Jahre 1844 geschriebenen „Warnung“:

„Eins ist noch schlimmer, als den Damm durchstechen
Und plötzlich dann die Sturmfluth meistern wollen:
Begeist'rung wecken und, wenn angeschwollen
Im Volk sie herbraust, ihren Strom zerbrechen.

* * *

„Schon manches Volk hat sich dem Ruhm geschlachtet,
Doch seines heiligsten Gefühles Quelle
Läßt keins vergeuden, das sich selbst noch achtet.“

Nicht weniger deutlich ist das „Mene Tekel“ an die „begünstigte Minderheit“, die unbekümmert zecht und jubelt, während der Dichter das Rachegespenst in der phrygischen Mütze und mit dem blanken Schwert in der Hand heranschreiten sieht (1846). Entschieden aber wahrt er sich, auch als der ernste Kampf dem Wortgeplänkel folgt, die Rolle des überlegenen, kalt-

blütigen Zuschauers. Durch das Parteigewühl führt sein Weg — wohin? fragen wir. Nun, seinem Stern nach. „Den Gott im Busen darf kein Schlagwort stören." Wie Kaiser Max fühlt er sich zwischen Fels und Strom von Engeln geleitet. Die Dichter sind ihm (und uns auch) ein priesterliches Geschlecht. Sie sollen sich nicht vor Thronen beugen, noch knien wo der Pöbel kniet. Für „die ewige Wahrheit" sollen sie zeugen. Aber wo ist diese zu finden? Nach Geibel in der Betrachtung der Natur, in der ehrfurchtsvollen Versenkung in das Wirkliche, Seiende, im Vertrauen auf das Entwickelungsgesetz der Menschheit, welches dem Geweihten in jedem Zerrbild der Wirklichkeit den Keim des Ideals, die Bürgschaft des Fortschrittes zeigt. Wer unterschriebe das nicht! Aber, unterfangen wir uns zu fragen, werden diese „Keime des Ideals", dieses Zusehen vertheidigt, entwickelt, gepflegt? Sind wir Alle, auch die Dichter, sogar die melodischen Lyriker, nicht auch ein Stück Wirklichkeit und darf der Sohn, der die Erbschaft der Familie doch antritt, sich ihren Kämpfen und Lasten entziehen? Wird durch den abstracten Glauben, die abstracte Liebe und Hoffnung auch nur ein Sandkorn des Berges bewegt, den wir abtragen sollen? Ist es, wenn's doch einmal Krieg ist, nicht männlicher, in die Reihen zu treten und Staub, Schweiß, Blut des Schlachtfeldes nicht zu scheuen, als die Kämpfenden an Maß, Reinlichkeit, Anstand und Vorsicht zu mahnen? Es waren wol böse und wirre, aber auch große und nicht unfruchtbare Zeiten, in denen wir strebten, irrten und litten, und in der entschlossenen Hingabe an die Verwirklichung nur eines Stückchens Ideal liegt auch Poesie, mehr als Mancher glaubt. Doch: Non omnia possumus omnes. Wir, die hart genug geprüften Kinder der vierziger und funfziger Jahre wollen es Geibel von Herzen gönnen, daß eine bequem und glücklich angelegte Natur ihm manchen Schmerz erspart hat. Nur als Prophetenthum und höhere Weisheit muß man uns jene Stimmung nicht verkaufen wollen, die mit Anweisungen auf die Vorsehung, mit Ermahnungen zum Glauben, zur Vorsicht und zur Geduld über einen an Herz und Nieren gehenden Entwicklungskampf des eigenen Volkes hinweg kommt. Wer spricht nicht von Herzen mit dem Dichter:

„Wir hatten's leidlich weit gebracht
Und Alles fertig gesprochen:
Und da's nun galt, da hatte sacht
Die Zunge den Arm gebrochen."

Wen aber jetzt die Ausführung jener „fertig gesprochenen" Dinge erfreut, der wird dennoch die Männer nimmer verleugnen, die das Programm damals aufstellten und sich dafür mißhandeln ließen.

Doch nichts für ungut. Von ganzem Herzen stimmen wir dem Dichter natürlich bei, wo er seine reine volltönende Stimme für die Sache der vaterländischen Einheit, Ehre und Größe erhebt. Und das hat er von Anfang an ehrlich und redlich gethan. Sein Protestlied „Wir wollen keine Dänen sein", seine Sonette für Schleswig-Holstein, die „Klage" (aus dem Jahre 1850) gehören zu dem Schönsten und Erfreulichsten, was die holsteinische Bewegung in unserer Literatur angeregt hat. Die abstracte Kriegs- und Thatenlust der vierziger Jahre, so herb und verdient Geibel hier und da ihre unreifen Kundgebungen geißelte, ließ doch selbst seine ruhige Natur nicht unberührt. Sie versteigt sich (z. B. in den Juniusliedern) gelegentlich gar zu dem verwegenen Wunsche, es möge statt der Zankesworte Kugeln regnen und man möge dem kranken Deutschland zur Ader lassen. Und wahrhaft prophetisch wirft das Sonett „Deutschland" (1849) das Wort hin:

„Mich trog ein Wahn; Dein Weinen ging verloren,
Verloren alle Noth, die Du erlitten.
Doch Die darüber jauchzen, acht' ich Thoren.
Denn Ahnung sagt mir, stets umsonst bestritten:
Nun werde solche Frucht (nämlich die Einheit) einst ungeboren
Mit scharfem Stahl aus Deinem Leib geschnitten."

Wie günstig unter dem Einfluß jener Dispositionen sich Geibel's äußere Verhältnisse gestalteten, ist bekannt. Erst gewährte (1841) Friedrich Wilhelm's IV. Dreihundert-Thaler-Pension einen willkommenen festen Anhalt für freie Studien (der Aufenthalt in St. Goar, 1843, mit dem Glücksgenossen Freiligrath hing damit zusammen). Später, 1851, brachte die Gunst des Königs Max Anstellung in München, Orden und Adel. Der Dichter hat schöne, reiche Jahre verlebt, reich an Anerkennung, Lebensglück, erfreulichem Schaffen. Seine Production, ohne ihren Grundcharakter zu ändern, dehnte sich allmälig vom lyrischen Gebiete auf das lyrisch-epische aus. Es entstanden zahlreiche Balladen und poetische Erzählungen, darunter das Romantisch-Tragische durch das „Grafenschloß" und die „Weiße Schlange", das Patriotische-Tendenziöse durch „Barbarossa's Erwachen" und die „Septembernacht" nicht unglücklich vertreten wird.

„Wirket weise
Im befriedeten Kreise
Und haltet Maß!"

Sehr berechtigt ist die Beliebtheit der humoristischen Stücke „Von des Kaisers Bart" und „Der Geist von Würzburg" (der Katzenjammer). Bedenklicher, weil etwas gemacht und declamatorisch, muthet uns die romantisch-sentimentale Phantastik im „Templer", im „Page und Königstochter", im „Reichen Mann von Köln", in der „Windsbraut" an. Dagegen gehören die sinnigen historisch-symbolischen Gedichte „Der Bildhauer des Hadrian" und vor Allem der mit Recht berühmte „Tod des Tiberius" zu dem Besten, was wir in dieser Gattung besitzen. Mag die Vision des germanischen Kriegers, an dessen geistigem Auge in der Todesnacht des Tiberius die Völkerwanderung und die Kreuzzüge vorüber schweben, etwas kühn erscheinen: die Schilderung des sterbenden Tyrannen ist unübertrefflich und der Schlußgedanke bringt die Idee des Gedichtes zu würdigstem, wirksamstem Ausdruck.

Wir dürfen wol nicht ausführlicher sein. Wissen wir doch ohnehin nicht, wie wir die nun sich erhebenden Ansprüche des Dramatikers und des Aesthetikers Geibel mit den äußeren Bedingungen dieser Mittheilungen vereinbaren sollen.

Wie man weiß, machte Geibel 1844 mit „König Roderich" den ersten Versuch nach der Bühne hin — das Stück ist eine recht geschickte Shakespeare-Studie. Roderich, der Westgothenkönig, der Besiegte von Xeres, ist Richard II. in seiner rücksichtslosen Genußsucht, seinem phantastischen Uebermuth, seiner Verzagtheit, seiner tragischen Läuterung. Selbst Situationen und Worte werden entlehnt, wie das Selbstgespräch, als die verfrühte Siegesnachricht in's Gegentheil umschlägt:

„In jenem Reif, der mir
Die Stirn' umzieht, sitzt auch die Spinne Tod,
Und spinnt und spinnt. — Ich habe Nichts voraus
Vor jedem Knecht, als jenen Lügenprunk 2c."

Uebrigens sind klare Exposition, kräftig vorschreitende Handlung, gut

angelegte, wenn auch nur ebauchirte Charakteristik nicht zu verkennen. Pelago (Fortinbras, Malcolm rc.) macht als Vertreter des den tragischen Genius überdauernden historischen Lebensprincips sehr gute Wirkung. — In „Meister Andrea", Lustspiel, 1847, zuerst in München aufgeführt im Jahre 1855, wird eine nicht leichte psychologische Aufgabe fein und glücklich genug gelöst. Es kommt darauf an, dem Träger der Titelrolle, einem alten, hypochondrischen, ledigen, an Zerstreutheit leidenden Künstler einzubilden, daß Er nicht Er ist, nicht Andrea der Bildschnitzer, sondern Mater der Musiker. Natürlich passirt der Gefoppte durch alle Grade der komischen Wuth und Verzweiflung, bis er sich, halb im Scherz, halb im Ernst in sein Schicksal ergiebt. Es herrscht durchweg die heiterste Laune, Dialog und Sprache sind meisterhaft behandelt, Charaktere und Situationen nicht stärker chargirt, als die Aufgabe es nothwendig macht. — Dann erschien Brunhild, 1860, nach unserem Dafürhalten die glücklichste scenische Verwendung der Nibelungensage, die wir besitzen. Zunächst danken wir es dem Dichter von Herzen, daß er mit kühnem Griffe Handlung und Charaktere von allem mythologischen Ballast und allem reckenhaften Phrasenthume befreite. Das moderne Drama braucht eben Menschen und kann mit Halbgöttern und Dämonen keine gesunde Wirkung erzielen. Siegfried ist hier nicht gefeit, sondern verwundbar wie andere Helden; nicht in der Nebelkappe, sondern in Günther's geschlossenem Helm besiegt er Brunhild für den König. Auch Brunhild ist kein Dämon, keine Walkyre, vielmehr ganz einfach eine übermüthige Amazone. Sie hat mit Bestimmtheit auf Siegfried's, ihres Jugendfreundes Bewerbungen gerechnet und entbrennt natürlich in wüthender Eifersucht, als sie ihn mit Chrimhild glücklich sieht. Die Handlung beginnt mit der Doppelhochzeit in Worms und gelangt dadurch zu wirksamster, strengster dramatischer Einheit. Eifersucht, Liebe, neidischer Ehrgeiz wirken in furchtbarster Verständlichkeit für die Schicksalsgewalten. Die Handlung stockt nirgends, die Sprache ist hochpoetisch, aber nie schwülstig, die Charaktere sind vortrefflich durchgeführt bis auf die unerträgliche, geradezu zur Caricatur umschlagende Schwäche Günther's, der in den Mord willigt, unmittelbar nachdem er seinen auf Abreise denkenden Schwager durch eine ernst gemeinte, hoch-reckenhafte, bieder-sentimentale, urblonde Freundschaftsscene zum Bleiben bestimmt hat. Man ist bei sentimentalen Biedermännern der Art von Hause aus auf Vieles gefaßt. Aber dies geht zu weit. — Dann hat Geibel endlich den großen preußischen Königs-Preis für seine vor zwei Jahren erschienene Sophonisbe gewonnen. Wird die Nation das Verdict bestätigen? Was uns angeht, so haben wir bei Lesung des Stückes einen wahrhaft aufregenden Umschlag der Stimmung erlebt. Die ersten beiden Acte versetzten uns in eine geradezu ängstliche Spannung, nicht für das Schicksal der Heldin, sondern für das der Tragödie. Sophonisbe, das junge, blühende Weib, ist ganz Staatsraison, ganz Patriotismus. In ihrer Jugend hat sie den Massinissa gekannt, auch wol ein Bischen geliebt. Aber bald genug war ihr sein unmännlicher Wankelmuth klar und ohne Bedauern hat sie dem greisen König Syphax die Hand gereicht, um ihn und Numidien für Karthago zu werben. Er ist ihr ein väterlicher Freund geworden. Sie fühlt sich wohl auf ihrem Platze, empfindet kaum die Leere des Herzens, folgt mit sorgender Seele der zwischen Rom und Karthago, zwischen Scipio und Hannibal schwankenden Schicksalsentscheidung. Da trifft die Nachricht ein von des Syphax Niederlage und Tod. Masinissa überrumpelt Cirta, die

Königsburg, nimmt Sophonisbe gefangen: doch ihr Anblick genügt, ihn zu ihren Füßen zu führen, mit dem Versprechen des Abfalles von Rom. Sie durchschaut und verachtet seine Schwäche: „gleich dem Sand der Wüste", ein Spiel der Winde erscheint ihr sein unmännlicher Sinn. Wenn sie ihn erhört, so übernimmt der Patriotismus die Stelle der Neigung. So reitet sie mit ihm in's Lager, die Numidier dem Scipio zu entführen. Der geschichtskundige Leser, seine historische Sophonisbe, das vielbeklagte Opfer römischer Staatsraison im Kopfe, fragt sich verwundert: Wo will das hinaus? Wer soll hier die tragischen Affecte erregen? Der oberflächliche, wetterwendische Mann, oder das kaltherzige, in der karthagischen Staatsraison aufgehende Mannweib? Der dritte Act bringt noch keine Lösung. Wol wird Scipio's Walten in seinem Lager meisterhaft in kurzen, starken Strichen gezeichnet. Aber die Rede, mit der er, er allein, die schon meuterischen Numidier zurückführt, den Masinissa zu seinen Füßen wirft, das Alles vor Sophonisben Augen und gegen ihr leidenschaftliches Widerstreben: sie ist nur eine recht schwache Nachahmung von des Antonius Meisterstück. Es fehlt ihr die Einheit und Sicherheit der Intention und der Stimmung, und darum auch die Klarheit und Einfachheit der Sprache, und sie steht mit diesem Fehler keineswegs allein da in den ersten drei Acten des Stückes. Dann aber enthüllt sich plötzlich, im vierten Acte, in wahrhaft genialer Wendung der Gedanke des Stücks, und mit ihm kehren alle guten Geister zurück: Klarheit, spannende und wahre Charakteristik, wachsendes, am Schlusse zu wahrhaft menschlicher Befriedigung gereinigtes tragisches Interesse. In Sophonisbe erwacht endlich das Weib. Scipio, der Gewaltige, der Unerschütterliche hat sie bezwungen. — Das ist der Mann, von dem ihre Jugend geträumt hat. Er begünstigt, nach Allem was geschehen, ihren Bund mit dem Numidier, überhäuft sie mit Wohlthaten und Ehren. Vielleicht, um sie sich für den Triumph am Leben zu halten? So fürchtet der Kenner römischer Dinge, so macht man es auch Sophonisben glauben. Sie empört sich darüber in wildem Aufruhr ihres jungen Liebesgefühls. Scipio muß sterben. Ein geheimer, ihr bekannter Gang führt sie bei Nacht in des schlafenden Feldherrn Zelt. Schon blitzt ihr Dolch über Scipio's Brust. Da erblickt sie eine offen daliegende, unvollendete Depesche des Consuls. Sie liest, findet ihrer in ehrenvollster Weise gedacht: zur Freundin, Bundesgenossin denkt sie der Feldherr zu werben. Nun erräth man den schön vorbereiteten Ausgang. Sophonisbe weckt den Scipio, klagt sich an, empfängt Verzeihung, erklärt in stürmischem Ausbruch ihre Liebe und opfert sich unmittelbar darauf ihrer Familie, ihrer vaterländischen Pflicht, ihrer weiblichen Ehre durch freiwilligen Tod. Das ist menschlich, wahr und schön, das ist dramatisch und wirkungsvoll, gehört zu dem Besten was wir besitzen. Wo das Stück die ersten drei Acte gesund überlebt, das heißt vor jedem durch ein classisches Repertoir geschulten Publicum, ist der Erfolg dieses vierten und fünften Actes nicht zu bezweifeln.

Daß Geibel, der Aesthetiker, seinen Platz in München glänzend ausgefüllt hat, bedarf nach allem hier Gesagten nicht der Bekräftigung. Seine Dramen, ein guter Theil seiner Balladen und seiner Lieder selbst zeigen, was seine theoretische Durchbildung im Bunde mit einem glücklichen Temperament und einem Formtalent ersten Ranges vermag, und unter seinen Sprüchen und Gnomen, so wenig sie auf sittlich-philosophischem Gebiet durch Kühnheit und Originalität imponiren, finden sich nach dieser Richtung hin meisterhafte Leistungen von feinstem Gepräge. Auf Einzelnes einzugehen gestattet

der Raum nicht, so gern wir es thäten. — Wie man weiß, hat Geibel nach der Katastrophe des großen Jahres seiner patriotischen Ueberzeugung einen schönen, freimüthigen Ausdruck gegeben und ist in Folge dessen auch in seinen äußeren Beziehungen ganz der Unsere geworden. Möge ein freundliches Geschick ihn uns noch lange erhalten. Seine Lyrik, um unser Urtheil kurz zusammen zu fassen, ist keine Fundgrube originaler Gedanken, kein Zauberkreis tiefergreifender Gefühle: aber sie läßt gesunde, berechtigte, allgemein verständliche Stimmungen, Bedürfnisse, Lebensanschauungen in wunderbarem Wohllaut und unerschöpflichem Formreichthum schön an- und ausklingen. Seine erzählende Dichtung erzielt schöne Wirkungen, wo sie die Klippe sentimentaler Phantastik vermeidet. Seine Sprüche und Gnomen sind durchweg würdevoll, feinsinnig und sachverständig, wenn sie auch gern auf gebahnter Straße wandeln. Seine Dramen zeigen den bühnen- und sprachkundigen Meister, den feinsinnigen Schüler Shakespeare's und der Alten, der classische Klarheit und Einfachheit mit germanischer, fein und reich angelegter Charakteristik gar wohl zu verbinden weiß, der das Gute nimmt, wo er es findet. Der ganze Mann ist eine tüchtige, glücklich angelegte Natur, die auf der Höhe einer reichen Zeitbildung sich zu Vieler Freude mit Kraft und Anmuth bewegt.

Fr. Kreyßig.

Die todte Mary.

Ein Jugendroman von **Max v. Schlägel.**

I. Auf der Terrasse des „Grünen Baum" in Rorschach.

Die Brust voller Lieder Hand in Hand,
Hin an des Säntis zackige Wand,
Wo die Natur in wilder Schöne
Nur umbuhlt wird vom wilden Föhne,
Wo das Herz wird so groß und weit
Im Gefühl der Unendlichkeit —
Was es erbebend dort empfand,
Das singen wir in Liedern Hand in Hand.

Die letzte Strophe war verklungen, die Gläser wurden erhoben, der Fahnenträger schwenkte die Fahne mit der goldgestickten Lyra zum Abschied grüßend in der Luft und der Sängerbund „Frohsinn" von St. Gallen setzte sich in Bewegung nach dem Dampfschiff, das, im Hafen harrend, schwarze Rauchwolken in die Luft stieß. So wie sich die Sänger eingeschifft hatten, fuhr der Dampfer ab und plätscherte lustig in der Richtung nach Romanshorn. Ich und Mary saßen auf der Terrasse des „Grünen Baum" in Rorschach. Mary's helles Sommerkleid leuchtete weit über den See hin. Als das Dampfschiff an uns vorüberkam erhoben sich sämmtliche Strohhüte, die Fahne wogte darüber hin und her und ein donnerndes Hoch schallte über den See. Mary wandte sich erröthend ab und erst als der Dampfer so weit weg war, daß man keine einzelne Person mehr unterscheiden konnte, sah sie ihm wieder nach mit ihren schönen träumerischen Augen.

Ja, sie waren schön, diese großen blauen Augen, wenn sie sanft auf mir ruhten, so voll kindlicher Weisheit, daß mir war, als könne ich die Grundgedanken der Schöpfung drinnen lesen, oder wenn sie hinausschauten auf den spiegelglatten See, welcher unter ihnen in regelmäßigen Zwischenräumen, wie das wonnige Athmen einer vollen Menschenbrust an's Ufer schwoll und sich leise rauschend wieder zurückzog. Und warum konnte dies Wogen des Sees und dies träumerische Auge nicht in einem geheimnißvollen Zusammenhang stehen? Wenn Fluth und Ebbe mit dem großen Auge der Nacht in Verbindung gebracht werden, wenn Weltmeere sich heben und senken unter der Gewalt eines einzigen strahlenden Blickes, warum sollte sich dieses winzige Stück Wasser nicht sehnsüchtig bewegen unter den Augen, die mein Tag, meine Sonne, mein Alles waren, der ich selbst eine Welt im Herzen fühlte?

Meine Sonne! Wenn diese großen blauen Blicke, welche so verständnißinnig an der Natur hingen, sich auf mich richteten, so war mir, als ob alles Drängen und Stürmen meiner achtzehnjährigen Brust sich auf immer legen müsse zu jenem wonnigen gleichmäßigen Pulsschlag. Erde und mein Kopf, wo die Gedanken noch eben wild umhergeflattert waren, wie die Eulen und Fledermäuse im verfallenen Kreuzgang, wurden zu einer ruhigen spießbürgerlichen Werkstätte, wo Alles so recht schlicht und fleißig an seinem Platze saß und arbeitete und die Sonne

lugte zum Fenster so wohlgefällig lächelnd herein und wenn ich zu dieser Sonne emporschaute, waren es ihre Augen . . .

Wir betrachteten die Sonne, welche eben, ihre dunkelvioletten Nachtgewänder hinter sich herschleppend, als wahre Königin hinabsank. Seltsame Wolkengestalten bilden sich. Man sieht einen kolossalen griechischen Tempel mit eingestürztem Giebel, herrlich mit goldenem Schimmer übergossen, und daneben verschwindend klein und im Dunkel versinkend die Formen der Peterskirche. Ich freute mich dieses Wolkenspiels und wie der Tempel immer höher und gewaltiger ward und der Dom des heiligen Peter neben der schönen Ruine versank, da hielt ich dies für ein Zeichen, daß die heilige Natur Siegerin bleiben werde in dem Kampfe mit Ascetik und Dogma . . .

Da lachte Mary. Und wie konnte sie lachen! Wie herzlich, wie glockenrein, als wäre ein Schimmer vom Lächeln der Weltenseele in die ihrige gefallen und zu leise klingenden Tönen geworden.

Sie lachte und zeigte auf einen Nachen und zwei Herren, von denen der eine, ein bekannter ultramontaner Agitator der Schweiz, beim Versuche an's Land zu steigen, den Kahn in so heftiges Schwanken brachte, daß ihm sein Hut in den See fiel und er selbst sich auf die Kniee niederließ, um das Gleichgewicht zu erhalten. Das erste Mal, wo er vielleicht offen vor der erhabenen Natur das Knie beugte. Dann fischte er sein triefendes Angstrohr auf und leerte es aus, da es sich an den Brüsten der Natur zu voll gesäugt, und erstieg triefend das Gestade, begrüßt gleich Venus Anadyomene von dem Jubel der Glücklichen.

Mitten in ihrem Lachen schüttelte Mary ein leiser Schauer. Sie wickelte sich fester in ihren Shawl. Es waren die leisen Schauer des Todes mitten im höchsten Herzensjubel. Die Schauer des Todes — ja, sie starb noch in demselben Jahre.

Und seit der Zeit halten die Fledermäuse in meinem Kopf wieder ihre wilde schnurrende Jagd, aus der Werkstätte ist wieder der verfallene Kreuzgang geworden, in dem sich alles mögliche unheimliche Gesindel herumtreibt, das ein Paßbeamter des Verstandes vergeblich nach seiner Legitimation fragen würde. Und doch war Alles so ruhig und schön geordnet gewesen in meinem Kopf, fast so schön wie in Mary's Stübchen, als ich mit ihr auf der Terrasse des „Grünen Baum" in Rorschach saß.

Doch glücklicherweise steht ein Bild da, das die Fledermäuse in weitem Bogen umkreisen und vor dem das ganze Gesindel scheu die Kappe zieht, ich bemerke bei dieser Gelegenheit zu meinem Schrecken sogar phrygische Mützen und solche, wie sie die Verbrannten der heiligen Hermandad bei den Autodafés trugen — ja, Alle nehmen sie vor dem Bilde die Mütze ab und das Bild ist — die Vernunft? Nein, mir war sie nie eine Göttin. Was soll man eigentlich mit ihr anfangen! Zum Anbeten weiß sie sich nicht genug Ansehen zu verschaffen, sie imponirt Niemandem; dem Gescheidten nicht, weil er sich gewöhnlich für vernünftiger hält als die Vernunft selber, und dem Dummen an und für sich nicht.

Mit dem Allen weiß man aber noch immer nicht, vor wem die wilden paßlosen Gesellen so tief die Mützen ziehen. Das Standbild ist — die Natur — und wenn ich genauer hinsehe, trägt sie die Züge der todten Mary.

Jetzt wissen meine Leser wenigstens, daß die Natur blonde Haare und blaue Augen hat. Ja — Du, Mary, hältst Ordnung da drinnen, wie es sich für eine ordentliche Hausfrau ziemt — denn jetzt, wo Du vier Schuh tief unter der Erde liegst, bist Du nicht mehr zu hoch für mich, Du, die Tochter eines Ministers. Und auch nicht mehr zu alt. Der Tod hat dafür gesorgt, daß Du in Ewigkeit vierundzwanzig Jahre bleibst ....

Die Sonne war vollends untergegangen, ein kühler, von Nordwest kommender Wind kräuselte die Spiegelfläche des Sees. Eine Anzahl kleiner Fische hüpften aus dem Wasser, ein Zeichen, daß in der Tiefe die Egli's, ein kleiner Raubfisch des Bodensees, ihre Jagd begonnen.

Mary schauerte nochmal in sich zusammen und wickelte sich in ihren Shawl.

II. Die Flucht des Hofmeisters.

Meine Leser brauchen nicht anzunehmen, daß ich mit achtzehn Jahren schon das Alles an der Seite der todten Mary gedacht habe, was ich eben erzählt. Aber wenn ich es auch nicht gedacht habe, gefühlt habe ich es gewiß. Man glaube ja nicht, daß das Entstehen der Gedanken ein plötzliches sei. Sie keimen und reifen wie die Frucht ein ganzes Menschenleben hindurch und glücklich der, der sie immer im rechten Augenblicke pflückt.

Mary war gewissermaßen mein Schutzgeist, das heißt vor der Welt ihre Mutter, aber meine Retterin war Mary, das lasse ich mir nicht nehmen.

Eines Morgens hatte ich entdeckt, daß mir mein Hofmeister mit meiner ganzen Baarschaft und den besseren meiner Effecten durchgebrannt war und mich mittellos in dem Gasthause hatte zurückgelassen. Zu meinem Schrecken stellte sich überdies heraus, daß er die vierzehn Tage, die wir hier gewohnt, die Rechnung nicht berichtigt hatte. Selbst meine Papiere hatte mir der Mensch entwendet, der sein Leben lang, denn seine Mutter war eine alte Dienerin unseres Hauses, nur Wohlthaten von unserer Familie genossen hatte.

Rathlos stand ich in meinem Zimmer und machte meinem Wirthe, einem vorsichtigen, trockenen Schweizer, die Mittheilung. Er sah mich so forschend an, daß es mir das Blut in die Wangen trieb und rieth mir, ebenso rasch als möglich nach Hause zu telegraphiren. In wenigen Stunden könne ja Antwort hier sein.

Stunden vergingen, es wurde Abend, ich hatte keine Antwort. Ich war der Verzweiflung nahe. Ich wagte nichts zu genießen im Hause und mich auch nicht einen Moment zu entfernen, um keinen Ver-

dacht zu erregen. Ich schlief die Nacht nicht. Am nächsten Morgen fragte ich den Wirth bebend, ob keine Depesche für mich angekommen sei. Er wendete mir achselzuckend den Rücken.

„Mein Herr!“ rief ich außer mir. „Halten Sie mich für einen Dieb?“

Der Wirth sah mich mit seinem harten Gesicht kalt an und wollte gehen. Ich faßte ihn an der Schulter.

„Antworten Sie mir!“ schrie ich.

„Hoho, junger Herr!“ sagte er. „Nur nicht so aufgebracht. Setzen Sie sich an meine Stelle. Zwei Herren steigen in meinem Hôtel ab und in vierzehn Tagen, als sie die Rechnung erhalten, verschwindet der eine und der andere behauptet, eine Mutter zu besitzen, die sogleich Alles bezahlen werde, und erhält auf eine telegraphische Anfrage nicht einmal Antwort. Nun entscheiden Sie selbst, was ich denken muß.“

Ich fühlte, wie ich erbleichte und wie mir vor Zorn und Schmerz die Sinne schwanden. Ich griff instinctmäßig nach dem Stamm eines Orangenbaumes, der in der Nähe stand, um mich zu halten. Die Unterredung fand nämlich statt auf dem kleinen mit großen Steinquadraten belegten und zu einer Orangerie umgewandelten Hof, wo die Curgäste gewöhnlich ihren Kaffee nahmen.

Da hörte ich in der Nähe den Namen des Wirthes von einer weiblichen Stimme rufen. Gleich darauf kam er zu mir zurück und sagte mir in freundlichem Tone, ich möge mich nicht weiter beunruhigen, die Sache sei geordnet.

„Also ist eine Depesche an Sie gekommen?“ fragte ich.

„Das nicht“, lächelte der Wirth schlau — „aber die beiden schwarzgekleideten Damen dort an dem kleinen Tischchen unter den Palmen haben mich nach der Ursache unseres Streites gefragt und sind für Sie eingestanden.“

„Und Sie haben das angenommen?“ rief ich entrüstet.

„Gewiß“, entgegnete der Schweizer kalt, „es war mir sogar sehr angenehm. Und Ihnen ist es auch nicht so ganz unangenehm, gestehen Sie es nur — denn die Depesche wird wol noch einige Tage auf sich warten lassen . . .“

„Mein Herr! . . .“

„Nun, ich habe ja nichts mehr dagegen“, beruhigte der Wirth ironisch, indem er, wie es mir schien, mein Aeußeres musterte. „Es ist schon öfters vorgekommen, daß eine Dame für einen jungen, hübschen Herrn eine Gasthofrechnung bezahlt hat. Die beiden Damen scheinen reich, in ihrem Paß steht sogar etwas von Excellenz und Minister . . .“

Ich sah trotz meiner Jugend ein, daß es vergeblich sein würde, diesem Menschen nur die leiseste Ahnung meines Standpunktes beizubringen, daß der zahlungsfähige Strolch mehr Anspruch habe auf seine Achtung und Sympathie als das ehrliche Unglück. Ich ging daher direct auf die beiden Damen zu, um ihnen die Gründe meiner Lage auseinanderzusetzen . . .

Noch heute sehe ich sie vor meinem geistigen Auge, die beiden edelgeformten blassen Gesichter, welche einander so merkwürdig ähnlich waren, daß man dieselbe Person zugleich in ihrem vierundzwanzigsten und vierzigsten Jahre zu erblicken glaubte. Ich sehe, wie sie melancholisch zu mir aufblickten, als ob sie recht wohl wüßten, was allein und unglücklich sein heißt in der Welt, und höre noch die weiche, seelenvolle Stimme Mary's, die meine unverständliche Rede mit ihrem gewinnendsten Lächeln und einer Handbewegung unterbrach, welche mich einlud, bei ihnen Platz zu nehmen.

Mit feinem Tacte brachte sie mich durch unterschiedliche Fragen über Das und Jenes weit ab von dem Gegenstande, dessenthalben ich sie angesprochen, weitab von meiner gegenwärtigen demüthigenden Lage.

Ich mußte ihnen erzählen von meiner Heimat, meiner guten Mutter, meinen Studien, meinen Neigungen, sie lachten, wenn ich über meine Professoren spottete, lauschten aufmerksam, wenn ich ihnen die antiken Versmaße erklärte und ich mußte ihnen sogar die schwierigsten Strophen zu Papier bringen. Ich hatte mich selber noch nie so beredsam gefunden ... so daß ich manchmal plötzlich ob meiner Begeisterung verlegen innehielt ...

Und die beiden Damen sahen mich an, und dann sich gegenseitig mit so freundlichen Blicken, als wollten sie sagen: Nicht wahr, ich hatte Recht, es ist ein ganz bescheidener Junge? und ich war glücklich.

So kam es, daß ich fast täglich in der Gesellschaft der beiden Frauen war. Und in einigen Tagen war meine Stellung zu ihnen auch dadurch eine noch angenehmere, daß meine Mutter, welche, als die Depesche anlangte, von der Residenz entfernt gewesen war, mich in den Stand setzte, meinen Verbindlichkeiten gegen meinen Wirth nachzukommen. Ich solle nur bleiben, schrieb sie mir — sie werde in einigen Wochen selbst mich abholen. Der Wirth zog den Hut tiefer als je.

Ich hätte mich nicht gut an Jemand Anderen anschließen können, als an Mary und ihre Mutter, denn gerade an den Bodensee entsendet Deutschland alljährlich seine sonderbarsten Kinder, um für fünf Franken täglichen Pensionspreis das herrliche Ufer zu verunzieren.

Da war eine klapperdürre Vergoldersfrau aus Stuttgart anwesend, welche bei Tisch einen ganz erschreckenden Appetit entwickelte und sich bei jedem Bissen, den sie in den Mund steckte, schüchtern nach rechts und links umsah, ob Niemand ihren Heißhunger bemerke. Sodann ein verwachsenes Fräulein ebendaher, welches den poetischen Namen Adrienne führte und von ihren Renten lebte, dabei aber eine Lästerzunge besaß, deren böses Beispiel manchmal sogar die Vergolderin sympathisch anregte. Vorzüglich wandte sich ihr Grimm gegen die antiken Statuen, welche der verstorbene König von Württemberg gerade damals und zwar ohne Reifrock und Pantalons im Stuttgarter Hofgarten hatte aufstellen lassen.

Eine Kupferschmiedsfrau aus Karlsruhe kokettirte mit einem Steuerbeamten aus Kehl. Die Kupferschmiedin hatte ein sehr blühendes

Gesicht und eine sehr überladene Toilette und schien zur Intrigue nichts weniger als geschaffen. Aber was lehrt die Weiber nicht eine kleine Residenz mit ihrem Heer von Soldaten, Schreibern und Priestern.

Ich habe selten einen Menschen von langweiligerem Aeußeren gesehen, als den Kehler Steuerbeamten, eine sechs Schuh lange Bedientengestalt mit einem so unbeweglichen Antlitz, als sei es aus Holz geschnitzt. Wenn er sprach, so klang es wie das Schnarren einer Säge und wenn er lachte, so bekam man Angst die Falten seines Gesichtes möchten zu krachen beginnen. Und der geistige Mensch hielt ganz, was das Aeußere versprach. Dessen ungeachtet aber zeigte er durch sein Auftreten, durch seine indiscrete Vertraulichkeit mit seiner Geliebten, daß er sich für einen Erzschwerenöther hielt und auch gern dafür angesehen ward.

Da war noch ... ja richtig, ein süddeutscher Baron mit seiner Frau, einer jungen, sehr hübschen Dame mit sehr hübscher Toilette; unzweifelhaft seine Frau. Die Beiden lebten fast ganz für sich und die junge Dame verkehrte fast mit Niemandem. Man hielt sie für eine Ausländerin. Wie erstaunte ich daher, als ich eines Abends an ihrem Zimmer vorüberging und aus dem Munde der schönen Schweigsamen folgende Worte im schönsten Lerchenfelder-Dialect vernahm: „Na, woaßt Gustl, das is mir z' langweilig, daß i da unter all dene G'sichter 'n Mund gar net aufmachen soll. Da war i besser z' Wien blieb'n, wo sich koaner mit mir g'scheniert hat."

Ich konnte nichts weiter hören. Am nächsten Tage kam der Papa des Herrn Baron. Eine Stunde zuvor reiste die junge Dame ab, und als der Vater nach einigen Tagen fort war, kam sie wieder. Ich bedauerte die Arme recht herzlich. Eine Mesalliance, dachte ich. Da belauschte ich eines Tages ein Gespräch zwischen Adrienne und der Vergolderin, welch' Letztere behauptete, der Baron und seine Frau seien gar nicht verheirathet. Ich erinnere mich noch lebhaft des Entsetzens, mit dem ich diese Entdeckung wiederholte.

Der Widerwille, den meine Beschützerinnen gegen die uns umgebende Gesellschaft hatten, wurde, nachdem alle Versuche sich ihr zu nähern fehlgeschlagen, von den Pensionären instinctmäßig erwidert.

Mary und ihre Mutter hatten bei aller Anspruchslosigkeit und trotz der gewinnendsten Formen ein Benehmen, welches jede unberufene Annäherung von vorn herein abwies. Anfangs ihres Ranges wegen umdrängt und belästigt, hatten sie sich sogar genöthigt gesehen, ihre Mahlzeiten auf den Zimmern einzunehmen und dadurch natürlich die Stimmung der Pensionäre nicht verbessert.

Da ich der einzige Gast war, mit dem sie verkehrten, so trug sich die üble Stimmung natürlich auch auf mich über und manchmal, wenn ich die beiden Damen von der Terrasse in den Garten, vom Garten nach ihren Zimmern begleitete, hörte ich hinter uns Worte, die ich nicht verstand, die mich aber trotzdem empörten. Und dennoch wieder war es mir, wie wenn ich eher sterben, als den beiden Frauen diese Worte wiederholen könnte.

III. Allein mit Mary.

Wie Mary ausgesehen hat? Blicken Sie auf das Bild, das dieser Erzählung beigegeben ist und welches sie darstellt in dem Augenblick, da sie durch mich in der Lectüre eines Briefes gestört wird. Ich hatte diesen Brief des Morgens durch den Briefboten abgeben hören und eine mit Neugierde gemischte Angst durchzuckte mich ... Wenn ich daran dachte, daß derselbe sie vielleicht in die Heimat rief, fühlte ich, wie es mir finster ward vor den Augen und mein Herz still stand, um gleich darauf wieder in fieberhafter Hast das Blut toll durch alle Adern zu treiben.

Als ich unter der Portière des Nebenzimmers erschien legte Mary den Brief in das Schreibpult, klappte den Deckel zu und wandte sich nach mir um. Ihr Antlitz war bleich, ihre Augenlider waren geröthet, als habe sie geweint, ihre Stimme, mit der sie mich begrüßte, zitterte.

Meine Blicke suchten Mary's Mutter.

Mary beantwortete meine stumme Frage.

„Meine gute Mutter läßt Sie grüßen. Sie mußte sich für einige Tage nach Karlsruhe begeben und bittet Sie, mir Ihren Schutz angedeihen zu lassen während ihrer Abwesenheit.“

Sie lächelte bei diesen Worten, aber es war ein höchst schmerzliches Lächeln der Gefälligkeit. Wie alle edlen Naturen glaubte sie die Verpflichtung zu haben, mit mir zu scherzen, während ihr das Herz brach.

Ich war zum ersten Mal allein mit Mary, allein in einem engen Raum, abgeschlossen von aller Welt. Dieser Gedanke durchstürmte mich plötzlich mit ganz erschreckender Glückseligkeit und lähmte meine Zunge und lag wie Blei auf meinen Gliedern. Allein mit Mary!

Mein Schweigen fiel ihr auf. Ich fühlte, wie ich erröthete und blaß wurde. Unter dem traurigen Lächeln Mary's schimmerte etwas wie jungfräuliche Befangenheit.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte sie und schien doch einige Angst zu haben vor der Antwort.

Thränen entstürzten meinen Augen.

„Alles, wenn Sie reisen!“ rief ich und ergriff ihre Hand. „Sagen Sie mir, daß Sie mich — uns nicht verlassen, daß dieser Brief, den Sie heute empfangen haben, nicht den Befehl zu Ihrer Abreise enthält.“

Mary sah mich einen Moment lang überrascht an, ein liebliches Erröthen schimmerte durch die Blässe ihrer Wangen, sie zog ihre Hand leise aus der meinigen und lächelte befangen und sah schüchtern im Zimmer umher. Doch der Ausdruck ihres Gesichts wurde augenblicklich wieder der alte, als werde ihr Geist von einer großen traurigen Idee in die alten Bahnen zurückgelenkt.

„Der Brief enthält Schlimmeres, junger Freund!“ sagte sie. „Er enthält die Nachricht, daß ich keinen Vater mehr besitze.“

„Ihr Vater ist todt?“ Vor dem Mitleid schwieg die Liebe.

„Schlimmer als das“, fuhr Mary in ihrer monotonen Trauer fort. „Er hat uns verstoßen.“



Gez. von A. Kraus. *Gest. von L. Ruff.*

Mary.

„Als ich unter der Portiere des Nebenzimmers erschien, legte Mary den Brief in das Schreibpult."

Ich lächelte ungläubig. Es schien mir unmöglich, ein Wesen wie Mary zu verstoßen.

„Sie sind noch jung, mein Freund", fuhr Mary fort, als sei es ihr eine Erleichterung von ihrem Unglück reden zu können, „und würden mich wohl kaum verstehen, wenn ich Ihnen unsere zwanzigjährige Leidensgeschichte erzählen wollte."

„O, erzählen Sie", rief ich, „ich fühle, daß ich Alles verstehen werde, was Sie mir sagen. Sie verstoßen, das scheint mir unmöglich!"

„Mich . . .", fuhr Mary träumerisch fort und wies auf einen Stuhl, während sie in einiger Entfernung von mir Platz nahm. „Das ist allerdings zu viel gesagt. Aber Sie begreifen, daß ich nicht mehr die Tochter eines Mannes sein kann, der sich von meiner Mutter lossagt."

„Diese herrliche Frau!" rief ich aus. Alle meine Gefühle ordneten sich dem Interesse für Marys Erzählung unter.

„Ja wohl, herrlich!" sagte Mary, „zu herrlich, als daß sie nicht Denen wie eine fortgesetzte Anklage erscheinen müßte, die weniger gut sind als sie."

„Ihr Herr Vater?"

„Ist ein Mann wie die meisten, deren ursprünglich gutes Herz die Bürde einer hohen Stellung, die Aeußerlichkeiten eines glänzenden Lebens nicht ertragen konnte. Ja, er war gut. Ich erinnere mich noch, aus der ersten Zeit meiner Erinnerung, da war er Assessor in einem kleinen Städtchen Schwabens. Er küßte meine Mutter stets, wenn er fortging oder nach Hause kam und ich war auf seinem Schooße heimischer, als auf dem meiner Mutter. Die politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte und sein Talent brachten ihn sehr rasch in die Höhe. Je weiter aber der Horizont seines Geistes und seiner Hoffnungen ward, desto mehr verloren wir ihn, so daß meine Mutter, welche schweigend duldete, schließlich mit mir große Reisen unternahm, um dem höchst demüthigenden Zusammensein mit meinem Vater zu entgehen. So wurde ich eigentlich auf Reisen groß und alt und weiß von der Heimat nicht viel mehr, als daß meine Mutter immer trauriger schied, als sie gekommen. Mein Vater, der jetzt in der Residenz ein großes Haus machte, schien unsere Ankunft stets sehr störend zu empfinden. Als ich zwanzig Jahre alt war, erklärte mir meine Mutter all das, was unverstanden an mir vorüberging und mir doch so wehe that. Sie sagte mir, daß mein Vater in seiner jetzigen Stellung, die ihm alle Vortheile der ersten Gesellschaft öffne, den Gedanken nicht ertragen könne, ein einfaches Bürgermädchen zur Frau zu haben. Sie hätte auch schon längst entsagt, wenn sie den Fluch einer Scheidung der Eltern auf mich laden könnte. Gestern nun", schloß Mary mit dumpfer Stimme, „hat mein Vater endlich das Wort ausgesprochen, vor dem beide Theile zehn Jahre lang schüchtern zurückbebten und meiner Mutter durch seinen Advocaten den Antrag zur Scheidung zukommen lassen, da er sich mit einer Gräfin Hohenhahn, einer Hofdame unserer Fürstin, vermählen wolle. Meine Mutter ist außer sich und sogleich zu meinem Vater gereist."

Vor diesem Schicksal verstummte das wilde Pochen meiner Brust.

„Und warum haben Sie dieselbe nicht begleitet?“

„Ich konnte nicht. Ich bin aus härterem Metall als meine gute Mutter.“

„Aber warum straft Ihre Mutter ihren undankbaren Gatten nicht dadurch, daß sie einwilligt?“

Mary wurde sehr nachdenkend.

„Sie sagt, meinetwegen. Sie glaubt es wohl auch. Aber aus ihrem Schrecken bei Ankunft dieses Briefes, aus den Ausbrüchen wilder Verzweiflung, denen sie sich überließ, entnehme ich — daß sie meinen Vater noch liebt. Der letzte Kampf, zu dem sie sich begeben hat, gilt nicht ihrer Stellung, sondern dem Herzen ihres Gatten.“

Mary schwieg. Ein paar große Thränen füllten das große blaue Auge und rannen langsam die bleichen Wangen herab.

Ich wußte nicht, wie ich ein neues Gespräch beginnen solle. Endlich fiel mir ein, daß ich sie zu einer Nachenpartie hatte abholen wollen. Mary hatte den Wunsch geäußert, einmal hinauszufahren in den See, so weit, daß man die Ufer kaum mehr zu erkennen vermöge und mitten auf der spiegelglatten Fläche in erhabener Einsamkeit ein Stündchen zu verträumen. Die Mutter hatte, wenn auch lächelnd über die Grillen der Tochter, sich bereit erklärt, sie zu begleiten und ich hatte mich zum Fährmann erboten, nicht ohne die Absicht vor Mary meine Kunstfertigkeit im Lenken des Nachens zu zeigen. Das fiel mir ein.

„Gnädiges Fräulein, Fräulein Mary — Sie müssen sich zerstreuen. Sie erinnern sich wohl noch an die verabredete Nachenfahrt. — Ich weiß zwar nicht — Ihre Frau Mutter ist fort, ob Sie mit mir allein —“

Ich schwieg. Durch die Trauer auf dem Antlitz Mary's schimmerte wieder ein Lächeln, welches mich sehr verlegen machte.

„Ja, ich erinnere mich. Das wird mir gut thun. Sie haben Recht, das wird mich zerstreuen. Warum, meinen Sie, daß ich nicht mit Ihnen allein fahren kann?“

Ich wurde sehr verlegen. Die glühende Röthe, die ich auf meinen Wangen fühlte, machte mich noch confuser.

„Ich — ich meinte das eigentlich nicht — ich glaubte nur — die Leute .....“

Mary mußte lächeln trotz ihrer Trauer.

„Sie meinen, daß es mir die Leute übel nehmen könnten, mit Ihnen allein zu fahren? Seien Sie ohne Sorge. So schlimm sind die Menschen nicht.“

Ich schämte mich, machte eine Verbeugung und wollte gehen.

„In einer halben Stunde bin ich am Quai!“ sagte Mary freundlich und bot mir die Hand. „Dann zeigen Sie mir Ihre Kunst.“

Sie behielt meine Hand noch einen Moment und sah mir in's Gesicht: „Sie sind ein guter Mensch!“ sagte sie dann und rauschte in das Nebenzimmer.

Ich ging, um den Nachen zu bereiten.

IV. Auf dem See.

Ich liebte damals die Fischerei ungemein und hatte immer einen Kahn und einen Ruderer zur Verfügung, der mir dabei half.

Er erwartete mich bereits am Hafendamm. Ich ließ ihn das Schiff an die Stelle des Quais bringen, welche direct hinter dem Gasthof lag. Nie habe ich mit größerer Sorgfalt den Kahn trocken gemacht als heute, die Sitzbretter festgerückt. Mein Schiffer betrachtete mich erstaunt. Es war mir sehr unangenehm, daß er blieb. Er verkehrte viel im Hôtel und erzählte jedenfalls, daß Mary mit mir gefahren sei. Und das war mir unangenehm, ohne daß ich selbst wußte warum?

Endlich kam sie. Sie hatte ein einfaches, kurzes Leinwandkleidchen an, das die Formen ihres üppig-schlanken Körpers sehr vortheilhaft hervorhob; auf dem Kopfe trug sie einen großen Strohhut und in der Hand den türkischen Shawl.

Zum ersten Mal dachte ich darüber nach, daß Mary doch eines der schönsten Weiber sei, die ich je gesehen. Bis jetzt hatte ich nämlich gar nichts gedacht, Anfangs aus Verlegenheit, dann war es mir immer gewesen, als ob es in Mary's Gegenwart eigentlich das Passendste sei, sie um Verzeihung zu bitten, daß man so unendlich glücklich sei.

Der Schiffer machte große Augen, als ich Mary in den Kahn steigen half. Er trat näher und erbot sich, uns zu rudern. Das kam mir wie Spott vor. Ich wies den Mann heftig ab.

Der Mann entfernte sich pfeifend in der Richtung nach dem Hôtel zu.

„Warum haben Sie den Mann so hart behandelt?" fragte mich Mary, indem sie im Hintertheil des Bootes ihren Shawl auf den Sitz legte und sich darauf niederließ.

„Weil Niemand Sie fahren darf, als ich!" rief ich leidenschaftlich und meine eigene Stimme und mein Blick, mit dem ich Mary ansah, kam mir fremd vor, als hätte ich so noch nie geblickt und gesprochen.

Mary wendete sich ab und hielt die Hand in den See, wie um die Wärme des Wassers zu fühlen.

Ich senkte die Ruder in's Wasser und mit ein paar Schlägen waren wir weit weg vom Quai. Ich saß mit dem Gesicht nach rückwärts und sah, wie sich die Terrasse des Grünen Baum mit Neugierigen füllte. Es war noch früh am Nachmittage und die Terrasse fast immer leer.

Ich hatte fast Freude darüber. Fast wünschte ich ein Unglück, um Mary retten zu können. Wirre Gedanken flogen mir durch den Kopf. Der See lag spiegelglatt unter uns, wie ermattet von der Gluth der Sonne. Ich ruderte aus Leibeskräften. Mir war, als müßte ich Mary retten, allein ganz allein, für mich nach einer einsamen paradiesischen Insel, um dort mit ihr in seliger Abgeschiedenheit mein Leben hinzubringen.

Von Mary's Gesicht konnte ich nur den untern Theil sehen, das Kinn, manchmal, wenn sich der schwanke Rand des Strohhuts nach aufwärts bewegte, auch den Mund. Ihr Kinn war blaß, der Mund schmerzlich verzogen. Sie sah nicht auf — ich ruderte immer weiter.

Endlich hielt ich ein. Wir waren weit draußen auf dem See — von Rorschach sahen wir nur noch einen weißen Streifen. Die Berge dahinter aber waren größer geworden und hinter diesen ragten andere und rings um uns tauchten die entferntesten Höhen empor und das Wasser war so still und die Luft so rein und warm, das Sonnenlicht zitterte in den unendlichen Räumen und der Himmel schaute in wolkenloser Bläue herab — als gäbe es nichts als Glückseligkeit auf Erden.

Ich hatte die Ruder erhoben, sie warfen einen langen hellen Schatten in's Wasser, den man bis unter die Oberfläche verfolgen konnte, wie das Sonnenlicht. Von den Rudern fielen goldene Tropfen klingend in's Wasser und bildeten zierliche Ringe und von unten herauf schienen dieselben Tropfen zu schweben und zu zerfließen, als ob das geheimnißvolle Reich der Tiefe Antwort geben wolle auf den Gruß des Lebens.

Mary blickte auf — auf mich. Sie erröthete und schaute um sich und etwas wie Angst lag auf ihrem schönen Antlitz.

„Wir sind allein, Mary."

Ich mußte sie so nennen. Ich konnte nicht anders.

Sie schwieg, aber sie sah mich nicht mehr an.

Ich glaubte, der wilde Schlag meines Herzens müsse den Kahn bewegen, in dem wir saßen.

Sie blickte seitwärts nach den Bergen, aber sie vergaß den Sonnenschirm wieder zu erheben, der auf ihren Schooß gesunken war und ich sah, wie ihre Lippe leise zitterte und daß sie weinte.

„Mary! Mary! Ich sterbe, wenn Sie traurig sind", rief ich und beugte mich vor, um ihre Hand zu fassen und fiel dabei auf die Knie Ich blieb auf den Knieen.

Sie überließ mir ihre Hand; ich faßte sie in wahnwitzigem Taumel.

Endlich richtete sich ihr Blick auf mich. Ihr Gesicht war sanft und ihre Stimme sanft und mild und sie schluchzte nicht, obwol die Thränen fortwährend über ihre Wangen herabrollten.

„Mein junger Freund!" sagte sie. „Stehen Sie auf. Ich begehe ein Verbrechen, indem ich Ihre Thorheiten dulde. Es ist ja nur Ihre Jugend, die mich in diesem Augenblicke bestrickt, mich, die ich nie eine Jugend besaß. Es sind die mir fremden Töne eines im Glück groß und gut gewordenen Herzens, die mich so wunderbar durchzittern. Das ist nicht Liebe. Ich will Sie nicht täuschen. Das verdient den Namen Liebe nicht, was ein Moment erhabener Einsamkeit erzeugen kann."

Sie hatte mir das Zauberwort gegeben.

„Aber ich liebe Sie, unendlich!"

Ich verbarg mein Gesicht in Ihren Händen und glaubte, daß sie mich höre, wenn ich in ihre Hände sprach: „Ich liebe Dich unendlich!"

Da faßte sie mit beiden Händen mein Gesicht und hob es empor. Sie hatte zu weinen aufgehört.

„Kind", sagte sie und strich mir mit ihren weichen Händen über das Haar, wie man's bei Kindern thut. „Kind — bedenke, daß sechs lange Jahre zwischen uns liegen . . ."

„Jahre, was sind Jahre und läge ein Menschenleben dazwischen, ich liebe Dich!"

Mary fuhr ruhig fort, indem sie fest in mein Gesicht schaute:

„Sechs Jahre in dem Alter, in dem wir uns Beide befinden, sind eine lange Zeit. Sie machen den Jüngling zum Kind, das Mädchen zum Weib. Du bist ein Kind — ich den Jahren nach ein Weib, meinen Erfahrungen nach eine Matrone. Diese sechs Jahre sind eine unübersteigliche Schranke zwischen uns . ."

„Ich lasse Dich nicht! Ich lasse Dich nicht!" rief ich außer mir und umfaßte ihre Gestalt. Sie hielt mich an den Schultern zurück und betrachtete mein aufgeregtes Gesicht . . .

„Wildes Kind", sagte sie verweisend. „Willst Du zu aller Trübsal meines Lebens noch eine bittere Erinnerung fügen, gegen die ich nicht einmal meinen Stolz aufbieten kann?"

„Ich gehe nicht mehr von Deiner Seite."

„Und glaubst Du, das würden Deine Eltern, meine Mutter zugeben? Und wenn Du älter würdest, thörichter Knabe, und dieser Rest von Jugend von meinen Wangen schwände — wenn Du noch mitten im Leben stehst und allen Hoffnungen und Wünschen in Deiner eigenen Brust ein Grab bereiten mußt, meinetwegen, die ich als lebendiger Kerker neben Dir herumwandle?"

„Ich liebe nur Dich — ewig."

Ich küßte ihre Hand. Da, wie war mir? Sie neigte sich zu mir herab, schlang ihren Arm um meinen Nacken und ich fühlte ihre brennenden Lippen auf den meinen . . .

Da stieß sie mich plötzlich von sich. Ueber dem See ertönte lautes Gelächter. Ich sah nicht weit von uns einen Nachen, der uns gefolgt sein mußte und glaubte eine Person zu erkennen, welche ein Fernrohr auf uns gerichtet hielt und eine andere, welche etwas aus dem See auffischte.

Auch Mary hatte sich gewendet. Sie war todtenbleich geworden.

„Zu spät!" flüsterte sie.

Ich hatte bereits mein Ruder in den Händen und das Boot fuhr durch den See, daß die Wasser hoch am Bug emporrauschten.

Der andere Nachen suchte uns offenbar zu folgen, auch hörte ich rufen und sah, daß man uns winkte.

Ich fuhr immer weiter in den See. Der Nachen unserer Verfolger wurde immer kleiner und endlich ganz unsichtbar. Dagegen waren die Häuser des kleinen, Rorschach gegenüber liegenden württembergischen Ortes Langenargen deutlich zu erkennen und Rorschach schien im See versunken.

Es wollte Abend werden. Die Berge färbten sich mit blauem Duft und die Sonne stand nahe dem Horizont.

Ich wendete das Boot.

Da stand Mary auf, ging auf mich zu, schlang ihre Arme um mich und preßte ihren Mund auf den meinen.

Es war mir, als habe dieser Kuß die Bedeutung eines Abschiedsgrußes.

Ich hatte nicht den Muth zu sprechen. Sie setzte sich wieder.

Die Dämmerung brach herein, als wir in Rorschach anlangten. Wir trennten uns am Quai.

An der Thür des Hôtels traf ich meine Mutter. Sie machte ein sehr strenges Gesicht und hinter ihr sah ich die Vergoldersfrau und Fräulein Adrienne mit einem nassen Sonnenschirm. Es war der Mary's. Jetzt verstand ich Alles.

Ich grüßte meine Mutter. Sie gab mir nicht wie gewohnt den mütterlichen Kuß, sondern kündigte mir an, daß wir morgen reisen würden, da es Zeit sei, meine Studien wieder aufzunehmen. Sie sagte das Alles in so herbem Tone, daß er sich wie ein Leichentuch auf die heiße Liebe meines jungen Herzens legte.

Jetzt kam Mary des Wegs daher. Fräulein Adrienne flüsterte meiner Mutter etwas zu, worauf diese Mary sehr genau ansah, als sie vorüberging.

Mary erröthete und schlug die Blicke zu Boden.

Ich wollte ihr nach.

„Bleib!" sagte meine Mutter. „Die Dame ist keine Gesellschaft für junge Leute."

„Mutter!" rief ich. „Sie ist meine Wohlthäterin, die Du verehren solltest."

„Du bist ein Kind!" antwortete meine Mutter unter dem beifälligen Lächeln von Fräulein Adrienne und der Vergolderin und ging in ihr Zimmer. Sie wußte Alles, obschon sie kaum eine halbe Stunde hier war. In dem Kahn, der uns verfolgte, waren die beiden bösen Weiber gewesen. —

Ich sagte meiner Mutter, daß ich Mary liebe, daß ich nicht ohne sie leben könne — und erreichte nichts, als daß sie unsere Abreise noch ein paar Stunden früher ansetzte.

Ich schied im Zorn von ihr.

Als ich glaubte, daß Alles schlafe im Hause schlich ich mich aus meinem Zimmer. Von der Orangerieterrasse aus konnte ich Mary's Fenster sehen.

Sie hatte noch Licht. Es war eine prächtige Nacht. Der Mond stand voll und glänzend am Himmel, man hörte die Brandung des See's an die steinernen Wälle des Hafens schlagen und die Orangenbäume hauchten einen betäubenden Duft aus . . .

Mary's Fenster war offen.

Ich rief ihren Namen.

Das Licht erlosch und eine hellgekleidete Gestalt beugte sich vorsichtig heraus.

„Mary!" sagte ich. „Ich schwöre Dir, daß ich nicht gehe, wenn Du mir sagst, daß ich bleiben soll."

Da hörte ich eine Stimme, welche mir sagte:

„Du mußt gehen, ich fordere es von Dir.“

Die Stimme klang so gebrochen, daß sie Mary gar nicht anzugehören schien.

„Und ich soll Dich nicht wiedersehen? Ich soll verzweifeln?“

Wieder hörte ich die Stimme, sie klang der Stimme Mary's ähnlicher.

„Wenn die Liebe Dich zum Manne machen kann, so komm in einem Jahre wieder hierher. Hier findest Du mich, wenn ich noch am Leben bin.“

„Noch am Leben?“

„Ja — ich trage den Tod im Herzen. Deshalb durfte ich auch gegen Dich handeln, wie ich es gethan. Ich hätte Deine Jugend, Du die meine nicht überlebt.“

„Mary!“ schrie ich und faßte die kalte Wand, die ihren Körper trug.

„Gute Nacht!“ sagte sie. „Auf Wiederseh'n in einem Jahr!“

Das Fenster schloß sich. Ich schlich vor ihre Thür und lauschte. Nichts regte sich. Ich pochte leise. Keine Antwort. —

Ein Jahr darauf stand ich auf dem kleinen Kirchhof, der rechts von Rorschach zwischen lauter Obstbäumen liegt. Man sieht dort auf den See, da, wo ich einst mit Mary hinaus gefahren war und zwischen dem See und dem Kirchhof führt eine Straße. Ich stand an zwei Gräbern — an den Gräbern Mary's und ihrer Mutter. Sie waren beide schon ein Jahr todt. Mary's Mutter war wenige Tage nach ihrer Rückkunft an einem Nervenfieber gestorben. Sie habe schon einer Leiche ähnlich gesehen, als sie bei ihrer Rückkunft an's Land gestiegen sei. Mary sei ihr wenige Tage darauf in's Grab gefolgt. Die beiden Frauen hätten an einem Herzübel gelitten, bei welchem jede heftige Gemüthsbewegung den Tod herbeiführen konnte. Der Beerdigung habe der Herr Minister beigewohnt. Der Herr Minister sei ganz außer sich gewesen vor Kummer. Dann sei er abgereist und habe sehr viel Geld dagelassen, um die Gräber in Stand zu halten. Denn die beiden Frauen hätten hier begraben sein wollen. Der Wirth hatte trotz seiner sonstigen schlechten Eigenschaften dies Versprechen gehalten. Die Gräber prangten im frischesten Blumenschmuck.

Es war ein Sonntag. Geputzte Leute wandelten vorüber und betrachteten neugierig den Mann am Kirchhof.

Jetzt ertönte ein munteres Lied. Im Tactschritt kam der „Frohsinn“ von St. Gallen die Straße herab. Die weiße Fahne mit der goldnen Lyra flatterte im Winde.

„Himmelan
Weht die Fahn'
Die uns führt zum Kampf der Lieder.
Himmelan ertön' es laut,
Von den Bergen hall' es wieder:
Heil Dir, Du stolze Sängerbraut!“

Nur für Herren.

Vor allen Dingen muß der Verfasser die Damen um Entschuldigung bitten. Nicht nur, daß wir neben unserem Gesellschaftssalon ein Rauchzimmer etablirt haben, in das einzutreten dichte Tabakswolken die Damen verhindern: jetzt gehen wir noch weiter und wollen auch einen Theil des Salons selbst durch einen Vorhang absperren und für uns in Anspruch nehmen um eine geheime Sitzung zu halten.

Gäste unseres Rauchzimmers hatten verschiedentlich die österreichischen und französischen Cigarren gerühmt, und als eine Annehmlichkeit des Monopols hervorgehoben, daß man in jeder Stadt stets die Cigarre erhalten könne, die Einem behagt, während man in Deutschland, sobald man etwas wählerisch in dieser Beziehung ist, sich bei jeder Reise mit einem großen Vorrath der Cigarren, die Einem schmecken, versehen muß. Die Herren haben recht; diese Annehmlichkeit ist in Oesterreich und Frankreich vorhanden, aber es ist nur eine Annehmlichkeit für Nabobs, ein gewöhnlicher Sterblicher wird lieber einige Kistchen Cigarren in seinen Koffer p.cken, als genöthigt sein, für eine Cigarre, die er in Deutschland mit 70—80 Thlr. pro Mille, also mit 2—2½ Sgr. das Stück bezahlt, in Frankreich 1—1¼ Frs., in Oesterreich 30—40 Kr. zu zahlen. Die Damen werden uns mit seltener Uebereinstimmung Recht geben, wenn wir behaupten, daß die Cigarren ein Luxusartikel sind; allein sie werden höchst ungläubig mit den Köpfen schütteln, wenn wir hinzufügen, daß die Cigarren zu jener Art von Luxusartikeln gehören, deren Würdigung die feinste Kennerschaft voraussetzen. Der Genuß hängt hier so sehr von dem Verständniß ab, daß der echte und gerechte Cigarrenraucher in der That eine eigne Schule durchzumachen hat, wobei gar nicht einmal darauf angespielt werden soll, daß die Götter vor den Genuß in diesem Falle nicht den Schweiß der Arbeit, sondern etwas viel Schlimmeres gesetzt haben. Es ist nicht möglich, eine gute Cigarre zu „verstehen", ja, sie zu rauchen, wie sie geraucht werden muß, ohne eine ganze Reihe von Sach- und Fachkenntnissen; und nur um dieses zu beweisen und unseren Lesern auf diesem schwierigen Weg einige nützliche Winke zu geben, haben wir diese Extra-Sitzung des Rauchzimmers anberaumt, zu welcher wir „männiglich" einladen.

Wir Alle wissen (vielleicht sogar die Damen!), daß der Tabak aus Amerika stammt, daß er von dort aus über Spanien und Portugal seinen Eingang in Europa gefunden hat ꝛc. ꝛc. Aber die wichtigen Fragen: Wann ist zuerst geraucht worden und wie kam man auf die Idee des Rauchens? sind noch immer unbeantwortet.

Allerdings behauptet ein neuerer Forscher, daß schon die Griechen und Römer nicht nur geraucht, sondern sogar Tabak gekaut hätten; aber das ist eine Behauptung, für die jeder Beweis fehlt: wir müssen annehmen, daß in Europa das Tabakrauchen erst in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts und zwar wie der Tabak selber aus Amerika eingeführt worden ist.

Wir finden in allen uns verbürgten Nachrichten aus dem Leben der Völker im Alterthume einen Cultus des Feuers, dessen Ursprung sich leicht durch die Wichtigkeit des Feuers für das Leben erklärt und dessen Zweck vornehmlich die Erhaltung des Feuers war, damit man nicht in jedem einzelnen Falle die Schwierigkeit des Feueranmachens zu überwinden habe, welche ja in früheren Zeiten sehr groß war. Dieser Cultus, dessen Spuren sich in Europa heut noch in dem ewigen Licht der katholischen Kirchen finden, hat sicherlich in Amerika auch bestanden, und da ist es denn leicht möglich, daß, nachdem man gefunden hatte, wie gewisse Blätter, die man zum Unterhalten des Feuers benutzte, einen Wohlgeruch verbreiteten, sich versucht fühlte, diesen Wohlgeruch auch an anderen Orten als in dem Feuertempel herzustellen. Von der Einführung des Verbrennens der Tabakblätter in Privathäusern zur Erzeugung des Wohlgeruchs, bis zu der Verbrennung derselben in Pfeifen ist zwar noch ein gewaltiger Schritt, aber er ist wahrscheinlich gemacht worden in dem Bestreben, eine möglichst geringe Menge des Krautes möglichst langsam zu verbrennen. So mag man auf die Construction der Pfeife gekommen sein, und wenn man sie auch in der That wol nur zum Genuß einführte, so möchten wir doch fast mit Bestimmtheit behaupten, daß man diesen Genuß im Anfang als eine Haus- und Privat-Andacht hinstellte, als ein Opfer, welches man dem Feuergotte bringe.

Diese Art des Opferns hat sich nun allmälig ziemlich ausgebehnt; Pfeife und Cigarre haben ihren Kreislauf um die Welt gemacht und mehr als die Hälfte der erwachsenen männlichen Bevölkerung bringt Tag für Tag dem Feuergotte sein Opfer. Arme nnd Reiche betheiligen sich an solchem Opferfest und der Unterschied ist nur darin zu finden, daß das Opfer des Einen wohlriechender ist als das des Anderen, denn darin, ob man den Tabak als Cigarre oder als Pfeife raucht, ist kein wesentlicher Unterschied zu finden. Es ist dies mehr eine Sache der Mode, und da in unseren Tagen die Mode sich für die Cigarre erklärt hat, so wollen wir uns nun auch in dem Folgenden nur mit der Cigarre beschäftigen, mit ihrer Fabrikation und mit den Unterschieden der verschiedenen Arten.

Die Cigarrenfabrikation war noch bis vor ganz kurzer Zeit reine Handarbeit. Ein Arbeiter legte so viel Tabak, als zur Cigarre nothwendig ist (die Einlage), zusammen, schlug ein größeres Blatt, das sogenannte Umblatt, darum, rollte diesen Tabak mit dem Umblatt mit der flachen Hand auf einem Holztisch fest zusammen, so daß derselbe (die Wickel) die Form der Cigarre erhielt und gab sie dann einem anderen Arbeiter, welcher ein größeres, besonders gutes Blatt (das Deckblatt)

fest darum wickelte und die Spitze befestigte. Wenn dann noch die oben überstehenden einzelnen Blätter und Blättchen abgeschnitten waren, so war die Cigarre fertig. Das Haupterforderniß bei dieser Arbeit ist, daß die Wickel weder zu fest noch zu lose gemacht werden, indem sonst die Cigarre schlecht oder gar nicht brennt.

Jetzt hat man bei uns in Deutschland angefangen, einen Theil der Handarbeit durch Maschinen-Arbeit zu ersetzen; man legt die Wickel mit dem Umblatt nur lose zusammen und preßt sie dann in hölzerne Formen, worauf sie mit dem Deckblatt versehen werden. Hierbei ist sehr zu beachten, daß immer gleichviel Tabak zu jedem einzelnen Wickel genommen wird, denn da der Druck in allen Formen ein gleicher ist, so würden Cigarren, zu deren Wickel zu viel Tabak genommen ist, vielleicht wenig oder gar keine Luft haben, und Cigarren, deren Wickel zu wenig Tabak enthalten, werden zu viel Luft haben und zu schnell fortbrennen.

Ein weiterer Versuch, die Cigarren durch Maschinen-Arbeit fertig zu machen, ist bis jetzt nur in einzelnen Fällen gelungen; eine allgemeine Ausbreitung der dazu tauglichen Maschinen scheitert wol an dem Umstande, daß die Behandlung derselben eine sehr schwierige ist.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den durch eine Handarbeit gefertigten Cigarren und solchen Cigarren, zu denen in Formen gepreßte Wickel verwandt sind (sogenannten Formencigarren) existirt nicht, nur sind die Formencigarren gleichmäßiger gestaltet als Handcigarren.

Von den Cigarren, welche auf diese Weise dargestellt werden, interessirt uns natürlich nur die echte Havannah-Cigarre, die anderen Sorten haben für uns nur als Nachahmungen ein Interesse.

Unter echten Havannah-Cigarren versteht man diejenigen Cigarren, welche in der Havannah selbst aus dem dort gewonnenen Tabak gearbeitet werden. Ueber die Fabrikation dieser Cigarren und über die Gründe ihrer Vorzüge vor den Nachahmungen sind so viele falsche Angaben in Umlauf, daß vielleicht einige kurze authentische Mittheilungen darüber von Interesse sind.

In der Havannah wird der Tabak in mehreren Gegenden der Insel gezogen, der beste davon ist derjenige, welcher in der Buelta Abajo wächst und dieser wird auch eigentlich ausschließlich mit dem Namen Havannah-Tabak bezeichnet, fast aller andere auf der Insel wachsende Tabak heißt Cuba-Tabak. Der Anbau dieses Tabaks wird mit großer Sorgfalt betrieben. Nachdem im Monat September, gleich nach der Bewässerung des Landes durch die jährlichen Ueberschwemmungen, die Pflanzenbeete in Ordnung gebracht sind, werden im October die Pflanzen ausgesetzt. Diese bedürfen des nächtlichen Thaus und des Regens, bleibt der letztere aus, so wird der Jahrgang schlecht, man erhält alsdann ein schlecht brennendes, kohlendes Blatt. Während des Wachsthums der Pflanze droht den Blättern neben dem Regenmangel noch ein anderer Feind in Gestalt von Würmern, welche des Nachts aus den Erdlöchern hervorkommen und die Blätter zerfressen. Diese Würmer

werden durch Knaben, welche mit brennenden Laternen die Felder durchziehen, abgesucht.

Haben die Pflanzen alle Fährlichkeiten glücklich bestanden, so kann im Januar mit der Ernte begonnen werden. Dies geschieht nicht auf einmal, sondern indem man immer die reifen Blätter herausschneidet, so daß die Ernte längere Zeit, etwa bis Mitte Februar dauert. Die abgeschnittenen Blätter werden, nachdem sie an der Luft so weit getrocknet sind, daß sie noch ihre volle Elasticität behalten haben, in große Haufen auf einander gepackt und nun sich selbst zur Gährung überlassen, wobei man jedoch sehr aufpassen muß, daß der Tabak sich nicht zu sehr erhitzt, da die Blätter sonst schwarz und mürbe werden. Nach der Gährung werden die Blätter sortirt, je nach ihrer Länge und Größe. In guten Plantagen macht man acht verschiedene Classen und vertheilt diese etwa wie folgt:

Wenn eine Plantage z. B. 70 Seronen (so werden die Tabakballen aus der Havannah genannt) liefert, so kann man rechnen: 1) 1 Serone Deckblatt erste Qualität, nur zu hochfeinen Cigarren verwandt, 2) 2 Seronen sehr feines Deckblatt, 3) 2 Seronen feines Deckblatt, 4) 4 Seronen Deckblatt, 5) 6 Seronen Deckblatt, 6) 10 Seronen Deckblatt, 7) 18 Seronen, 8) 27 Seronen Tabak, der zu Einlage und Umblatt benutzt wird.

Aus dieser Mittheilung über die Behandlung des Tabaks ersieht man schon, daß die sehr verbreitete Annahme, in der Havannah würden die Cigarren aus den frischen Blättern gerollt, falsch ist; der Rohtabak wird dort ebenso wie bei uns erst getrocknet und der Gährung überlassen, ehe er verarbeitet wird. Soll der Tabak endlich verarbeitet werden, so wird zuerst die Einlage vorbereitet. Dies geschieht, indem die Serone, welche benutzt werden soll, aufgemacht und daraus so viel Tabak, als den Tag über verarbeitet werden kann, herausgenommen und angefeuchtet wird. Dieser angefeuchtete Tabak wird sorgfältig abgerippt und die abgerippten Blätter, nachdem sie lufttrocken geworden, was dort sehr schnell geschieht, in ein Faß gepackt, in welchem man sie mit einer Matte und den feucht gehaltenen Stengeln bedeckt, aufbewahrt. In diesem Zustande kann die Einlage ziemlich lange aufbewahrt werden, doch muß man sich hüten, sie zu feucht einzupacken, da sie sonst verdirbt. Gleichzeitig mit der Einlage bereiten andere Arbeiter das dazugehörige Deckblatt vor, wozu der Tabak genommen wird, nachdem er durch eine zweite Gährung in der Serone selbst eine vollständig gleiche Färbung bekommen hat. Das Deckblatt wird durch Anspritzen angefeuchtet, je nach den Cigarrenformen, für welche die einzelnen Blätter am vortheilhaftesten zu verwenden sind, zusammengelegt und nun beginnt die eigentliche Arbeit der Cigarrenmacher. Hierbei herrscht nun in der Havannah ein Grundsatz, welcher sehr viel zu der Vollkommenheit der dortigen Cigarren beiträgt; es macht dort nämlich ein jeder Cigarrenarbeiter regelmäßig ein und dieselbe Sorte Cigarren. Dadurch kommt es, daß dort die Arbeiter so gut eingearbeitet sind, daß sie Cigarren fabriciren, welche, besonders die feineren Sorten, so gleichmäßig gearbeitet sind,

daß sie wie Formen Cigarren aussehen. Die Arbeit selbst geschieht ganz wie bei uns die Handarbeit, nur hat der Arbeiter vor sich eine aus Holz gedrechselte Cigarre, welche seine Form angiebt, und oft auch ein Bret mit einem Loch, in welches die richtig gearbeitete Cigarre genau hineinpassen muß. Die fertigen Cigarren müssen in der Havannah sehr schnell sortirt und in Kistchen verpackt werden, da sie, besonders wenn die Jahreszeit sehr trocken ist, sonst sehr schnell von Würmern zerfressen werden. Ausgenommen sind nur ganz schwere Cigarren, von welchen sich die Würmer fern halten, und die man gern etwas an der Luft lagern läßt, um sie genießbar zu machen.

Das Sortiren der Cigarren geschieht nach dem Deckblatt. Solche Cigarren, deren Deckblatt außen keine Rippen zeigt, werden zur Prima, solche, zu denen ein etwas weniger gutes Stück Deckblatt genommen ist, werden zur Secunda, und der Rest, bei welchem die schlechtesten Stücke des Deckblattes verwandt sind, zur Tertia gelegt. Der Preisunterschied bei diesen aus demselben Tabak verfertigten Sorten beträgt mindestens fünf Dollars von einer Sorte zur andern, durchschnittlich zehn Dollars und bei einzelnen Sorten (z. B. bei der Emperadores von Celestino Asah) sogar fünfzig Dollars.

Aber nicht alle Fabrikanten in der Havannah theilen ihre Cigarren in Prima, Secunda und Tertia; einige von ihnen bezeichnen diese Abstufungen mit Flor, Flor fina und Superior, wobei Flor der Tertia, Superior der Prima entspricht. Außer nach dieser Richtung werden aber die Cigarren auch noch nach den Farben sortirt und die Schattirung stets auf der Kiste angegeben. Die dunkelste Farbe wird mit Oscuro, die hellste mit Claro bezeichnet, zwischen beiden steht Colorado und die verschiedenen Abstufungen, welche zwischen hell und mittel mit Colorado claro, zwischen mittel und dunkel mit Colorado oscuro bezeichnet werden; eine besondere Nuance, eine etwas goldbraune Farbe wird in ihrer hellen Schattirung mit Amarillo, in ihrer dunklen mit Maduro bezeichnet. Man nimmt im Allgemeinen an, daß die Cigarren mit dunklem Deckblatt etwas kräftiger sind als die anderen, doch tritt diese Verschiedenheit nur dann bemerkenswerth hervor, wenn auch die Einlage in der Farbe dem Deckblatt entspricht.

Die Bezeichnungen Londres, Regalia, Conchas und dergleichen sollen bestimmte Formate der Cigarren bezeichnen, doch ist hier oft, je nach dem Fabrikanten, eine Verschiedenheit zwischen gleich bezeichneten Cigarren zu bemerken; der eine macht die Londres etwas größer, der andere etwas kleiner, und eine Londres regalia, d. h. eine große Londres, ist oft von einer gewöhnlichen Cigarre in ihrem Format nicht sehr unterschieden. In Bezug auf die Größe der Cigarren ist noch zu bemerken, daß mit der Größe der Preis ganz unverhältnißmäßig steigt, da man zu größeren Cigarren auch größere Stücke Deckblatt nehmen muß, und daß man daher in den kleineren Formaten viel sicherer ist, eine feine Cigarre zu bekommen.

Wichtig für die Cigarrenraucher ist auch die Frage, wann die

Cigarren am besten sind. Bis vor einigen Jahren legte man großen Werth auf abgelagerte Cigarren und noch jetzt sind Viele der Meinung, daß eine Cigarre durch Lagern gewinnt. Das ist unrichtig; eine Cigarre ist um so besser, je frischer sie ist. Bei dem Lagern verliert sie, selbst in festgeschlossenen Kisten, einen Theil ihres Aromas. In den ersten Jahren macht sich dies wenig bemerkbar; nach drei bis vier Jahren ist jedoch schon eine bedeutende Veränderung eingetreten und die alten Cigarren haben, selbst wenn sie aus sehr gutem Tabak angefertigt sind, immer einen an Stroh erinnernden Geschmack. Natürlich tritt diese Veränderung bei leichten Cigarren früher ein als bei schweren.

Wenn nun aber, wie wir mitgetheilt, die Annahme, daß die Havannah-Cigarren aus den frischen Blättern gearbeitet werden, nicht richtig ist, wenn in der Havannah ebenso wie bei uns der getrocknete Tabak bei dem Verarbeiten wieder angefeuchtet wird, worin besteht denn nun eigentlich der Vorzug der Havannah-Cigarren von den in Europa aus echtem Havannah-Tabak gefertigten Cigarren? Wir wollen dies kurz angeben:

1) Die fertigen Cigarren, welche nicht ganz trocken in Kisten gepackt werden, erleiden noch einmal eine Art von Gährung. Diese ist natürlich des Climas wegen in der Havannah eine andere als bei uns und sie verändern also auch bei gleichem Material und gleicher Behandlung die Qualität des Fabrikats.

2) Die feinen Tabake kommen aus der Havannah gar nicht unverarbeitet heraus, die Havannesen wissen sehr wohl, daß sie ihre Rechnung besser finden, wenn sie die feinsten Tabake selbst zu Cigarren verarbeiten.

3) Man arbeitet in der Havannah sorgfältiger, wie schon oben angeführt worden, und sortirt sorgfältiger. Es existiren förmliche Unterrichtsanstalten für die Lehrlinge, und die Arbeiter auf feine Cigarren können langsam und sorgfältig den Tabak zu jeder Cigarre gehörig anordnen und wickeln, da sie einen sehr hohen Arbeitslohn erhalten. Für gewöhnliche Cigarren wird 4—5 Doll. Gold pro Mille gezahlt, für feinere Sorten bis zu 12 Doll., Preise, die man allerdings bei uns nicht kennt.

Dies sind die drei Gründe, welche den Vorzug der importirten Cigarren bedingen; der erste Grund läßt sich nicht beseitigen, der zweite würde zu heben sein, aber auch wenn er fortbesteht, könnte man bei Beseitigung des dritten Grundes viel Besseres bei uns leisten, als bis jetzt durchschnittlich der Fall ist. Wir wollen nicht leugnen, daß bei uns einzelne Fabriken darin schon mit gutem Beispiel vorangegangen sind und aus Havannah-Tabak Cigarren liefern, welche der vollsten Beachtung der Raucher würdig sind, aber natürlich muß man für solche Cigarren auch einen entsprechenden Preis zahlen.

Obgleich die Vorzüge einer echten Havannah-Cigarre nun nicht in Abrede zu stellen sind, so ist doch leider ein immer größerer Kreis von

Rauchern genöthigt, diesem Genuß zu entsagen, denn die Preise dafür sind fortdauernd im Steigen. Es ist dies keine vorübergehende Erscheinung, welche in einer schlechten Ernte oder in dem theilweisen Ausfall der diesjährigen Ernte, wegen der dort herrschenden Unruhen seinen Grund hat*), sondern die Ursache ist darin zu suchen, daß bis jetzt noch kein Land gefunden wird, welches einen dem Havannah-Tabak gleichen Tabak liefert. So kommt es, daß, während die Zahl der Consumenten steigt, die Menge des gewonnenen Tabaks ziemlich gleich bleibt, nachdem jetzt alles zum Tabakbau brauchbare Land in der Vuelto Abayo und Vuelta Arriba dazu benutzt ist und ein Versuch, den Ertrag durch Guano zu steigern ein Resultat geliefert, welches nicht zur Wiederholung aufgemuntert hat. Da also die Nachfrage fortdauernd steigt, so steigen auch die Preise und sie werden es andauernd thun, bis man eine Stelle der Erde gefunden hat, die einen gleich guten Tabak erzeugt wie die Havannah. Ob, wie einige Sachkundige vermuthen, dieses Land in Creta oder in Marocco und Algier zu suchen ist, darüber wollen wir uns hier kein Urtheil erlauben, sondern nur bemerken, daß der Tabakbau einen sehr angestrengten Fleiß der Pflanzer, resp. der Dienstleute, verlangt, und daß die Bewohner jener genannten Länder noch nicht gezeigt haben, daß sie geneigt sind, der Bebauung ihres Landes einen solchen Eifer zu widmen. Wir werden uns also für's Erste noch mit der Havannah-Cigarre begnügen müssen und zugleich darauf gefaßt sein, diesen Genuß immer theurer zu bezahlen . . .

Dr. G. Lewinstein.

---

*) Es wurden in den ersten 6 Wochen dieses Jahres aus der Havannah nur 23,000 Mille Cigarren exportirt, während im vorigen Jahre in derselben Zeit 34,000 Mille exportirt wurden und für die neueste Zeit ist keine Besserung zu erwarten, denn wenn auch in der Vuelto Abayo, dem Lande des besten Tabaks, die Unruhen nicht störend gewirkt haben, so ist doch in anderen Theilen der Insel wenig, in der Vuelto Arriba gar nichts geerntet worden.

Der Priester.

Eine Russische Geschichte.

Von Eugen Laur.

In einer kleinrussischen Gouvernements-Stadt — der Name ist gleichgiltig, da eine der andern so ähnlich sieht, wie der Laberdan dem Stockfisch — hatte der Sonntagmorgen sämmtliche Kirchenglocken in Bewegung gesetzt, um die Rechtgläubigen zum Gottesdienst und Ankauf von Lichtern für die Heiligen herbeizurufen. Unter den grünen, blauen, grauen Kuppeln war die Menge versammelt und lauschte den monotonen Gesängen der Priester, welche in gold- und silberbrocatenen Gewänden den Altar umgaben. Manches Auge wurde thränenfeucht beim Anblick dieser Pracht, doch nicht vor religiöser Rührung, sondern in der Erinnerung an einen geliebten Todten.

Die Sitte nämlich fordert, daß die Sargbekleidungen vor dem Einsenken des Sarges in das Grab abgenommen und den Priestern zur Anfertigung von Meßgewändern geschenkt werden. Auch ein unscheinbares Haus des Mordwinski-Bereülok sah eine geringere Anzahl von Personen in eifrigem Gebete vereinigt; aber die Wände des spärlich beleuchteten Saales waren fast schmucklos; nur an den Pfeilern zwischen den Fenstern hingen schwarzgerahmt, die Leidensgeschichte Christi in Stationen darstellend, lithographirte Etudes à deux crayons à la Jullien, und ein altes Positiv gemahnte an — die Abwesenheit der Orgel. Unter dem Haupt- und einzigen Altar war eine Art Copie der Sistina angebracht; der nachahmende Künstler, vermuthlich um sein schöpferisches Talent anzudeuten, hatte für gut befunden, die beiden Engel, welche sonst zu Füßen der Madonna in müßiger Betrachtung die runden Aermchen ruhend auflegen, zur Rechten der Mutter Gottes einen Folianten tragen zu lassen. In Folge dieser dauernden Anstrengung war ihre gesunde Gesichtsfarbe in krankhaftes Gelb übergegangen. Dicht neben der Thür zur Sakristei ließ eine große Schwarzwälderuhr, mit weißem Zifferblatte und riesigen Messinggewichten prangend, ihr lautes Tiktak hören und verkündete schnarrend das Ende der elften Stunde. Die anwesenden Männer erhoben sich von den braunen Bänken und verließen den Saal so festen Trittes, daß der Boden dröhnte, während die Frauen von ihren Sitzen herab noch einmal auf die Knie glitten, um leise ein Paternoster oder Ave Maria zu flüstern. Auch sie gingen endlich hinaus mit knatternden und rauschenden Kleidern, deren Falten zurechtgezogen wurden, warfen Bewunderung fordernde oder verächtlich kritisirende Blicke nach rechts und links, näherten die handschuhbekleideten Finger dem Weihwasser und verschwanden hinter der schwer zufallenden Thür.

Eine einzige ältliche Dame verharrte, unbekümmert um die Stunde, in brünstigem Gebete. Zuweilen trocknete sie mit weißem Tuche die Thränen vom Gesicht und blickte dann nach dem Eingang der Sakristei, welcher hinter dem jungen Priester sich geschlossen hatte. Allmälig schien sie beruhigter zu werden, stand auf und setzte sich mit gefaltenen Händen auf die nächststehende Bank. Sie schien etwas zu erwarten. Der Küster kam aus der Sakristei.

Die Frau ging ihm entgegen und richtete eine kurze Frage leise an ihn, er antwortete ebenso.

Sie setzte sich wieder und erhob sich erst auf's Neue, als der Priester im bürgerlichen schwarzen Rocke an ihr vorübergehend nach dem Ausgange sich wendete. Sie folgte bescheiden in einiger Entfernung. Draußen angekommen beschleunigte sie die Schritte und hatte bald den Geistlichen erreicht. Er blieb stehen und als er die Bitte um einige Augenblicke Gehör vernommen hatte, erklärte er sich sogleich bereit, dieselbe zu erfüllen. Beide gingen zusammen weiter auf der einsamen Straße, welche in das freie Feld mündete. Die Frau erzählte: sie sei, wie der Priester wisse, Wittwe und Mutter zweier Kinder, eines Sohnes im Alter von sechzehn, einer Tochter von achtzehn Jahren. Der Vater habe ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen und ihr die unbeschränkte Verwaltung übertragen mit dem einzigen Wunsche, den Kindern eine tüchtige Erziehung zu geben, den Knaben, ohne jedoch dessen entschieden ausgesprochenem Willen hindernd in den Weg zu treten, zu einem geschickten Arzte auszubilden, weil Rußland an gründlichen Medicinern wo möglich noch mehr als in jedem andern Fache Mangel leide. Ungeachtet der eifrigen Bemühungen eines allseitig unterrichteten, namentlich in den Naturwissenschaften wohlbewanderten Hauslehrers scheine jedoch der Knabe für die Heilkunde wenig Neigung zu besitzen, sondern trage sich mit dem Gedanken Priester zu werden. Sie, die Mutter, hege zwar vor dem geistlichen Stande die größte Hochachtung; allein ihr liege zunächst am Herzen in des verstorbenen Gatten Sinne zu handeln. Dazu komme die Rücksicht auf die bedenkliche Stellung, welche in neuester Zeit durch die Regierung den katholischen Geistlichen bereitet werde. Die Jugend verwechsle häufig augenblickliche Neigung mit wahrem Berufe. Ob dieser vorhanden sei, darauf komme Alles an, es festzustellen bedürfe so gründlicher wie unparteiischer Prüfung. Beide Eigenschaften glaube sie, die Sprecherin, nicht in genügendem Grade zu besitzen. Deshalb wende sie sich an ihren Gewissensrath mit der Bitte, der Priester möge oft, so oft ihm beliebe, in ihr Haus kommen und nach sorgfältiger Beobachtung, reiflicher Erwägung entscheiden, ob der Knabe wahrhafte Vocation zum geistlichen Stande habe oder durch Ernst und Milde zur Wahl des ärztlichen Berufes könne und solle bestimmt werden.

Sobald diese Rede beendigt war, nahm der Priester das Wort. Er verstehe vollkommen, was in den Herzen der Mutter vorgehe und ehre deren Bedenken. Daß die katholische Kirche gegenwärtig Verfolgungen in Rußland ausgesetzt sei, beruhe auf politischen Gründen, nach deren Wegfall die gewohnte Toleranz der kaiserlichen Regierung wieder zur Geltung kommen werde. Auch im entgegengesetzten Falle dürfe Derjenige, welcher nach der Weihe strebe, von Besorgnissen dieser Art sich nicht abschrecken lassen. Er selbst jedoch müsse rathen, daß dem Priesterstande sich nur widme, wer im tiefsten Innern den unwiderstehlichen Drang dazu fühle. Die gewünschte Prüfung, die gewissenhafteste Entscheidung solle nicht vorenthalten und sicher Bedacht darauf genommen werden, daß der Knabe weder durch unzeitiges Entgegentreten zum Widerstande gereizt, noch durch absichtliche Täuschung zu unrichtiger Wahl verlockt werde. Die Erlaubniß zu häufigem Besuche sei dankenswerth und gebe zweckmäßige Gelegenheit, dem Wunsche der Mutter gerecht zu werden.

Die Dame dankte mit herzlichen Worten und kehrte, nachdem sie von dem Priester sich verabschiedet hatte, muthiger und hoffnungsvoller in ihr

Haus, zu ihren Kindern zurück. Sie war im Voraus zufrieden mit Dem, was geschehen würde, als hätte sie einem Gottesgericht die Entscheidung anheimgestellt.

Seit jener Unterredung waren mehrere Monate in's Land gegangen und hatten in dem Hause der Wittwe einen allmäligen, aber sehr bedeutenden Umschwung gesehen.

Bisher unterschied die dort eingebürgerte Lebensweise sich wenig von der in anderen wohlhabenden russischen Familien, obgleich Mutter und Tochter, als Begleiterinnen des verstorbenen Wassili Petroff in verschiedene deutsche und französische Badeorte, mit den Sitten des Auslandes nicht unbekannt geblieben waren. Ungeachtet oder wegen einer ziemlichen Anzahl männlicher und weiblicher Dienerschaft mußten die Frauen dennoch einen großen Theil des Tages auf die häuslichen Anordnungen verwenden.

Es ist wahr, daß die Unterbrechungen nicht fehlten, denn der Russe macht und empfängt zu jeder Zeit gern Besuche, auch wenn er an den Personen, die er sieht, nicht besonderes Interesse nimmt. Und bei derartigen Visiten wird, eine Ausnahme von der Regel, nicht der Anfang schwer, sondern das Ende. Man weiß zu bewillkommnen und zu unterhalten, aber man versteht nicht, das Gespräch zu endigen und zu verabschieden. An keiner Sache ist mehr Mangel als an Zeit, wie schon im Großen daraus sich ergiebt, daß Rußland kaum aus dem „Mittelalter" herausgetreten ist, während der Westen seit Jahrhunderten die „Neue Zeit" begonnen hat. Der geistige Aufwand für die Unterhaltung ist nicht beträchtlich; was in deutschen Blättern hinter dem Redactionsstriche gedruckt wird, reicht vollkommen aus: nämlich Familiennachrichten, Theater- und Concert-Anzeigen, Hausverkäufe, Wohnungswechsel, Polizeiberichte über Unglücksfälle und Verbrechen, Dienstgesuche, Preise der Lebensmittel, Witterung. Die Politik spielt keine Rolle, denn von der ungeheuren Minderzahl, welche des Lesens kundig ist, üben nur äußerst Wenige diese Kunst an Zeitungen. Am Nachmittag wird eine Spazierfahrt auf die Poststraße, was keineswegs mit Chaussée gleichbedeutend ist, oder eine Promenade nach irgend welchem nahegelegenen Walde unternommen, doch kehrt man mit einbrechender Dunkelheit in die Stadt „zum Thee" zurück. Gilt die Wetterregel, daß der aus der Esse gerade aufsteigende Rauch gute Witterung anzeigt, so ist noch viel sicherer, daß der aus dem Samowar sich entwickelnde Dampf Gesellschaft herbeiführt. Im russischen Hause ist ein Theetisch ohne Gäste so selten wie ein achtzehnjähriges Mädchen ohne Heirathsgedanken. Das Gespräch dreht sich um die tagüber eingesammelten Neuigkeiten, ohne daß kürzere oder längere Pausen in demselben als besonders störend und auffallend bemerkt werden.

So ist es überall und war auch bei Frau Matreone Petrowna Petroff, nur mit der Eigenthümlichkeit, daß auf ihren Wunsch an etwa besuchsfreien Abenden der Hauslehrer, Doctor Lundenburg, aus seiner kleinen Bibliothek bald einen naturwissenschaftlichen Aufsatz, bald eine Novelle oder ein Drama deutscher Classiker vorlas und hieran belehrende wie unterhaltende Bemerkungen knüpfte. Das junge Mädchen, Wassilissa Wassiliewna, und ihr Bruder, Wassili Wassiliewitsch, schenkten ihm dabei volle Aufmerksamkeit, betheiligten sich durch anregende Fragen, und Alle fingen nach und nach an, die Gäste, weil dieselben die Lectüre hinderten, weniger freudig als sonst willkommen zu heißen.

Ein neues Element war durch den jungen Priester Gregor Doniewski in diesen traulichen Kreis gekommen. Wurde auch in seiner Gegenwart nicht vorgelesen — er kam gewöhnlich nur, wenn anderer Besuch nicht zu fürchten war —, so hielt sich doch die Unterhaltung auf allgemein ansprechenden Gebieten. Lundenburg war nicht mehr der allein Belehrende, zwischen ihm und dem Geistlichen entspannen sich Discussionen, in welche die verständige und wohlerfahrene Matreone Petrowna mit sehr beachtenswerthen Einwürfen sich mischte; Wassilissa Wassiliewna wagte mehr als sonst ihre Ansichten auszusprechen, weil sie meist an Doniewski wirksamen Beistand fand, und auch Wassili Wassiliewitsch rief häufig den Priester zum Schiedsrichter auf bei Meinungsverschiedenheiten, die zwischem ihm und seinem Lehrer während des Unterrichts oder in Gesprächen auf dem üblichen Spaziergang aufgetaucht und durch ein Machtwort des Doctors beseitigt worden waren. Lundenburg seinerseits war nicht unzufrieden, an Autorität etwas einzubüßen, denn ihm wurde dafür Gelegenheit geboten die Mannigfaltigkeit seiner ausgebreiteten Kenntniß ohne Affectation geltend zu machen. Manchmal jedoch ertappte er sich mit Unwillen auf einer gewissen Heftigkeit im Vortrage seiner Meinung und zwar geschah es, sobald Wassilissa dem Priester zustimmte oder dieser des jungen Mädchens Behauptungen unterstützte, mochten sie nun begründet oder hinfällig sein. Mit bewundernswerther Gewandtheit gelang es Doniewski, den Absichten der Mutter in Bezug auf die Prüfung des Sohnes zu entsprechen. Ihm kam natürlich zu Statten, daß Alle, mit Ausnahme Wassili's, um den Plan wußten und die von dem Priester gelegten Fäden gern weiterzogen; aber hier bethätigte sich recht, daß jedes Wort leicht Gegensinn, jeder allgemeine Satz bald Widerspruch hervorruft. Anfangs stand der Geistliche allein, wenn er ohne Absichtlichkeit wie ohne Verstellung durchblicken ließ, daß sein Stand mit jedem andern an Bedeutsamkeit, an Erreichung innern Friedens wetteifern könne. Matreone Petrowna hörte ihm zu mit schmerzlichem Bedauern, weil sie schlimme Nachwirkung auf den Sohn besorgte; Wassilissa bewunderte im Stillen den Sprecher, welcher das Glück des Familienlebens, ihrer Ansicht nach, nur deshalb nicht hoch genug schätzte, weil es ihm verschlossen geblieben. Der Hauslehrer bekämpfte ihn, nicht sowol aus tiefer Ueberzeugung, sondern in der Hoffnung, Mutter und Tochter angenehm zu erscheinen, und er liebte die Letztere schon lange. Er gedachte, wenn Wassili's Erziehung vollendet, um eine der vielen vacanten Universitätsprofessuren und um die Hand Wassilissa's sich zu bewerben. Hatte sie ihm auch nie die geringste Veranlassung gegeben, von ihr sich geliebt zu glauben, so meinte er doch nicht anmaßend zu sein mit der Annahme, daß ihn seines Zöglings Schwester vor den übrigen das Haus besuchenden Männern auszeichne, die er an Geist und Bildung gewiß übertraf. Wassili endlich schwieg vorsichtig, weil er in Doniewski einen hochverehrten Bundesgenossen, ein herrliches Vorbild gefunden hatte, neben dem er für den Wunsch seines Herzens zu streiten weder wagte noch nöthig hielt.

. . . . . Im Spätherbst legt sich eine dichte Schneehülle über die dunklen Furchen, die in ihrem Schooße das Weizenkorn bergen; hat aber die junge Frühlingssonne die Decke gelöst, dann scheint die Erde mit einem Schlage von leuchtendem Grün übergossen. Doch was dem Auge als etwas Plötzliches entgegentritt ist ganz allmälig, leise, leise aufgegangen, so gedrängt von der Wärme im Innern, wie gelockt von den lichten und heißen Strahlen droben.

So unbemerkt und langsam, so sichtlich und entschieden hatte im Pe-

troff'schen Hause eine tiefe Umgestaltung der Verhältnisse sich vollzogen. Als die langen Winterabende kamen, wurden die Besuche Doniewski's seltener und wenn er sich eingefunden hatte, war er zurückhaltender, wortkarger als sonst. Sein Blick suchte offenbar Wassilissa's braune Augen zu vermeiden, allein es gelang ihm nicht immer, und wenn sie den seinigen begegneten, konnte er sich nicht losreißen, sondern versenkte sich hinein wie der Eingeborene zu Baku in den Glanz der göttlichen Flamme. Jetzt war ihm unerwünscht, das Gespräch auf die Frage nach den Vorzügen des geistlichen Amtes gelenkt zu sehen und er schwieg wohl eine ganze Weile dazu, bis er fast unwillkürlich das Wort ergriff und eine begeisterte Lobrede auf den Segen des Ehestandes hielt. Dann rötheten sich seine während der letzten Monate bleich gewordenen Wangen, vergaß er die schweren Kämpfe, in denen seine Seele so manche Nacht gelegen, sein Wille stets nur pyrrhonische Siege erfochten hatte. Und eines Tages wurde er gänzlich überwunden: Wassilissa hatte ihm gebeichtet. Als sie neben dem braunen Beichtstuhl auf den Knieen lag und mit thränenerstickter Stimme dem Priester ihr Herz aufschloß, von ihrer sündigen Liebe zu einem gottgeweihten Manne sprach, da war es ihm, als sähe er Himmel und Hölle zugleich geöffnet. Durfte er ihr Absolution ertheilen, ohne das Versprechen erhalten zu haben, sie werde künftig diese Leidenschaft aus ihrer Brust tilgen? Konnte er selbst zu zerstören trachten, was ihm entzückende Seligkeit bereitete? Mit Ungestüm hatte er die Kapelle verlassen und war hinausgegangen, immer vorwärts auf der einsamen, nebeligen Landstraße, bis ihm eine armselige Troika entgegenkam, in der ein russischer Pope saß — mit Weib und Kindern. Seitdem waren seine Predigten beredter, feuriger, überzeugender geworden, aber viel, viel weniger kanonisch: der Patriarch Nikon stand ihm höher als Gregor VII. und Innocenz X. Die Hörer schüttelten wol die Köpfe und sahen einander erstaunt an, ein paar Männer standen auf und entfernten sich aus dem Gotteshause, allein die Frauen blieben, gefesselt halb von Neugier und halb von der Kraft seiner Rede. Und sie kamen an den folgenden Sonntagen eifriger wieder als bisher und auch die Männer folgten dem Sermon mit gespanntester Aufmerksamkeit. Dann und wann fanden sich hohe russische Beamte ein und beglückwünschten beim Ausgang den Priester wegen seiner hinreißenden Beredsamkeit.

Nur zwei Personen schlossen sich kalt ab gegen die allgemeine Begeisterung: Lundenburg und Wassili. Des Jünglings funkelnde Augen ruhten zornig und drohend auf dem Priester, der in jedem Worte das katholische Glaubensbekenntniß brach. Wassili sehnte sich danach, die Kanzel besteigen zu dürfen, um den Abtrünnigen niederzuschmettern und die schwankenden Gemüther der Gemeinde zu erheben und zu stützen. Doch was ihm jetzt und hier versagt war, das gelobte er in ein paar Jahren nachzuholen und mit der ganzen Hingebung seiner Seele durchzuführen. Der Entschluß, die Tonsur zu nehmen, stand unwiderruflich fest in seinem Innern und er machte nirgends mehr ein Hehl daraus. Dem Hauslehrer war das Glaubensbekenntniß ziemlich gleichgiltig, aber instinctmäßig wurde er gewahr, daß der Priester Wassilissa liebe und nach ihr ringe mit leidenschaftlicher Gluth. Darum stritt Lundenburg jetzt für das Hohe und Heilige der geistlichen Würde und stellte sie hin als das schönste Ziel des begabten Mannes, indessen nicht um selbst danach zu streben oder seinen Zögling in der Wahl des Berufes zu stärken, vielmehr getrieben von dem Verlangen, den Priester von der einmal betretenen Bahn zurückzuschrecken und ihn in den Augen Wassilissa's als verächtlich

erscheinen zu lassen. Und das junge Mädchen? Sie wandelte wie im Traume. Ihr Herz bebte unter der Last einer schweren Schuld, dann wieder hüpfte es hoch empor und fühlte, gestärkt durch innige Liebe, nichts mehr von dem beängstigenden Drucke, den quälenden Gedanken begangener Sünde. Die Mutter ließ geschehen, was sie zu ändern nicht mehr hoffen konnte; vielleicht war ihr nicht einmal klar bewußt, was kommen würde und müßte. Sie empfand als ein von der Kirche an ihr verübtes Unrecht, daß Wassili, entgegen dem Wunsche des sterbenden Vaters, geschworen hatte, Priester zu werden; ihr schönstes Hoffen war zu Grunde gerichtet.

Ende April 1867 meldete die Kattkoff'sche „Moskauer Zeitung" triumphirend:

„In X. Gouvernement Tambow, sind am Ostertage zweihundertachtzehn Katholiken nebst ihrem Geistlichen Doniewski feierlich in den Schooß der orthodoxen Kirche aufgenommen worden." Gregor Doniewski heirathete Wassilissa und wurde Director des großen Krankenhauses in Orel. Dorthin folgte ihnen Matreone Petrowna. Lundenburg erhielt eine Professur in Charkow. Wassili bereitet sich vor, die Weihe als katholischer Priester zu empfangen.



Gez. von J. Schaumann. Gest. von L. Ruff.

Der Kindesräuber.

Der Kindesräuber.

(Zu dem Bilde von Schaumann.)

Und wieder ein Bild! Ich dichte
Die Worte dazu. Laß schau'n!
Das ist ja die alte Geschichte
Vom Affen im Schlosse zu Dhaun*).

Im Pfarrius hab' ich gelesen
Vom Kindesraube die Mär;
Mir ist, als ob es im Wesen
Dieselbe Geschichte wär'.

Allein mit dem Unterschiede:
Hier ist's kein Grafenkind,
Das, wie in des Dichters Liede,
Der Affe sich liebgewinnt;

Hier liegt in des Räubers Armen
Wahrhaftig ein junger Hund;
Es gibt ihr Fleh'n um Erbarmen
Die Mutter durch Bellen kund.

Es bellen aus Leibeskräften
Die kleinen Geschwister mit,
Bis endlich in Hausgeschäften
Die Magd das Zimmer betritt.

Die greift sofort zum Stäuber,
Und, wie im Schlosse zu Dhaun,
Wird nun der Kindesräuber
Auch öffentlich ausgehau'n.

H. G.

---

*) Vgl. Bädeker's Rheinlande S. 201 und Gustav Pfarrius, das Nahethal in Liedern S. 42.

Die Siamesischen Zwillinge.

Von Geheimrath Dr. H. W. Berend in Berlin.

(Nach einem in der Märzsitzung der Berliner Hufeland'schen medicinischen Gesellschaft von diesem Arzte gehaltenen Vortrage.)

Die Siamesischen Zwillinge haben nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte Berlin verlassen, und damit auch die irrthümlichen Ansichten der allersonderbarsten Art, welche sich bis zu ihrer Ankunft hierselbst sogar unter Aerzten und gebildeten Laien verbreitet hatten, beseitigt.

Man hielt hier und da dieses ganze Naturphänomen für einen amerikanischen Humbug, und selbst, nachdem die Siamesen sich schon öffentlich gezeigt hatten, wurde diese curiose Meinung noch hin und wieder für wahr gehalten, wozu die geheimnißvolle Weise der Siamesen selbst nicht wenig beitrug, welche es sogar Aerzten nur höchst ausnahmsweise möglich machten, sie genau und gründlich zu sehen und zu untersuchen. Ja man kann sagen, daß das Letztere nur wenigen Auserwählten zu Theil geworden ist, zu denen auch ich mich rechnen darf, indem ich, durch besondere Umstände begünstigt, schon am zweiten Tage ihrer Ankunft Zutritt zu diesen Doppelmenschen erhielt.

In der Ueberzeugung jedoch, daß der vereinzelte auch noch so begabte und hochstehende Naturforscher kaum ausreiche, um ein vollkommen erschöpfendes Gutachten hierüber abzugeben, veranlaßte ich gewissermaßen eine freiwillig erwählte Commission von Anatomen, Aerzten und Wundärzten, um so nach allen Richtungen hin möglichste Klarheit über die vorliegenden einzig in ihrer Art dastehenden Thatsachen zu erlangen. Dies war um so gebotener, als weder in Amerika, noch in England, Frankreich und Holland, wo die Zwillinge sich bei ihren ersten Besuchen vor etwa vierzig Jahren zeigten, eine vollkommene Uebereinstimmung der ärztlichen Wissenschaft über ihren körperlichen Zustand nicht zu erreichen war, selbst nicht unter den größten Naturforschern, wie Geoffroy St. Hilaire in Paris, Cruveilhier und Anderen.

Am 25. April versammelten sich daher auf meine Anregung die beiden Anatomen unserer hiesigen Universität, die Herren Professoren Reichert und Hartmann, Herr Geheimrath Frerichs und einige andere Aerzte mit mir in der Behausung des Bruderpaares und stellten nach genauester, eingehender Untersuchung Folgendes fest, was als ein mehrseitig redigirtes Gutachten zu betrachten ist:

Die Siamesen sind vollständig von einander getrennte Doppelmenschen, von denen ein Jeder mit seinen completen eigenen Organen ausgestattet ist und Jeder sein gesondertes Nerven- und Circulationssystem ꝛc. besitzt. Ihre Verwachsung besteht in einer Hautbrücke, welche etwa fünf bis sechs Zoll lang und etwa 1/2 bis 1 Zoll dick von der Herzgrube bei Jedem einzelnen abwärts nach dem Unterleibe sich erstreckt. In diesem Verbindungsstücke, gewissermaßen einer Hautverdoppelung, sind zwar wichtige Organe selbst nicht enthalten, wol aber erstrecken sich gewisse Nerven, Blutgefäße und zu wichtigen Organen führende Bänder hinein, welche eine derartige Communication mit den Unterleibshöhlen, vielleicht auch selbst mit den Brusthöhlen voraussetzen lassen, daß eine Durchschneidung dieser Brücke behufs Trennung der Siamesen eine Eröffnung dieser Höhlen und eine Herbeiführung größter Lebensgefahr erwarten läßt. Dieses letztere Argument sprach ich, anknüpfend an

die von den bedeutendsten Wundärzten aller Länder widerrathene Operation ganz besonders betonend aus.

Zur Naturbeschreibung der Siamesen, sowol in körperlicher als geistiger Beziehung, mögen noch folgende Bemerkungen Platz finden: Der Herzschlag ist an beiden Körpern und namentlich bei dem linken Zwillinge mit normalen Tönen auf der normalen Stelle wahrnehmbar, der Puls bei Beiden nicht gleich, weder der Fülle noch dem Schlage nach. Der Athem vorzugsweise am Brustkasten bemerkbar. Ihr Gesundheitszustand war das ganze Leben hindurch bis zu ihrem gegenwärtigen sechszigjährigen, noch niemals von ähnlichen Doppelmenschen erreichten Alter mit Ausnahme der Pocken und Masern stets ungetrübt und nur unbedeutende Unpäßlichkeiten, wie Erkältungsleiden, haben bisweilen den Einen befallen, doch ohne den Andern in Mitleidenschaft zu ziehen; Hunger, Durst und Schlaf sind bei Beiden zu gleicher Zeit eintretende Bedürfnisse.

Hiernach sind die Siamesen selbstverständlich durchaus als zwei complete und separate Menschen zu betrachten, allerdings durch ihr Schicksal eng aneinander gekettet und durch gleiche Interessen verbunden, wie wohl kaum zwei andere selbstständige Persönlichkeiten. Auf Verträglichkeit und Sympathie der tiefsten Art gegenseitig hingewiesen, habe ich sie stets, und ich hatte oft ungenirten Zutritt zu ihnen, in herzlichster, brüderlicher Innigkeit und Eintracht angetroffen, und wenn der Eine mir beispielsweise die Gewährung meiner allerdings an sich bescheidenen, immerhin aber anderweitig von Herrn Wallace, ihrem Begleiter, oft zurückgewiesenen Wünsche gewährte, so zeigte der Andere auch in seiner Miene nicht die geringste Opposition. Sie sollen, um jede Disharmonie zu vermeiden, nie mit einander, immer aber mit Fremden spielen. In ihrer Heimat wohnen sie abwechselnd in dem dem einen oder andern zugehörigen Hause. Wahrscheinlich folgen ihnen dann auch wol ihre Frauen, beides Schwestern, die Töchter eines Geistlichen in Süd-Carolina.

Das Familienverhältniß soll, wie mir ihr Begleiter Wallace, ein Amerikaner, versicherte, ein zärtliches sein, so daß die Siamesen auch um keinen Preis länger als ein Jahr von ihrer Heimat entfernt bleiben wollen, und sie haben solche nur verlassen, um die durch den amerikanischen Krieg, besonders durch die Emancipation ihrer 250 Sklaven erlittenen Geldverluste, von denen jeder 1 bis 5000 Thaler Geldwerth hatte, wieder einzuholen. Die Nothwendigkeit für ihre zahlreichen Kinder (Chang hat deren zehn und Eng acht) zu sorgen lag wolbegründet vor. Die Siamesen habe ich als sanfte, schüchterne und körperlich überaus verschämte Leute kennen gelernt; dieser Charakterzug erklärt auch ihr Widerstreben, sich vor Aerzten behufs Untersuchung zu entkleiden und selbst dem College of surgeons zu London haben sie nicht einmal für 1000 L. diese Gunst gewähren wollen.

Bei dem plötzlich eintretenden Tode des einen der Siamesen würde wol auch der des andern zu erwarten sein, will man wenigstens das eine derartige Beispiel als maßgebend gelten lassen, welches die Literatur aufzuweisen hat. Kennen wir nämlich auch aus der Literatur des Alterthums und der Neuzeit keinen einzigen Fall completer und nur partiell durch ein Verbindungsstück zusammenhängender Doppelmenschen, die ein so hohes Alter von sechzig Jahren erreicht haben, so ist immer doch das Beispiel der sogenannten ungarischen Schwestern, welche im Anfang des vorigen Jahrhunderts lebten und ein Alter von 21 Jahren erlangten, geeignet, einen Schluß auf das dereinstige Schicksal der Siamesen zu machen. — Diese beiden Mädchen, über deren Lebensende

wir die genauesten Documente besitzen und welche übrigens am Steiße mit einander verbunden waren, starben zu gleicher Zeit, denn indem es mit der Einen in Folge einer fieberhaften Krankheit zu Ende ging, gab augenblicklich auch ihre Doppelschwester ihren Geist auf.

Außer diesen Doppelmädchen kennen wir nur noch einen einzigen derartigen Fall, wo unter gleichen anomalen und monströsen Verhältnissen zwei von Geburt an mit einander verwachsene Menschen ein ähnliches Alter erreicht haben, es sind dies die jetzt noch in Amerika lebenden Negermädchen, über welche ich eine in englischer Sprache erschienene Beschreibung und Abbildung besitze und zwar durch die Güte eines amerikanischen, jetzt hier lebenden Arztes, dem es vergönnt war, dieses Naturwunder in Amerika selber zu sehen und zu untersuchen. Merkwürdig genug kommen bei monströsen Doppelmenschen niemals verschiedenartige, sondern immer nur gleichartige Geschlechter vor.

Das einzige und wunderbarste Beispiel, daß von Geburt zusammengewachsene Menschen mit Erfolg sofort, nachdem sie das Licht der Welt erblickt hatten, auf operativem Wege getrennt wurden, ist im 36. Bande des Virchow'schen Archivs für Physiologie mitgetheilt, wo ein Vater, der selbst Arzt war, den gewiß bewunderswerthen Muth hatte, seine eigenen Kinder zu trennen, und obgleich das eine sofort starb, doch das andere am Leben zu erhalten. Von dem Letztern haben wir genaue Nachricht bis zur Dauer seines fünften Lebensjahres, hinreichend, um das Großartige jener muthvoll ausgeführten Operation mit Staunen anzuerkennen.

Doppelmenschen, aber freilich keine completen, sondern unvollkommen ausgebildet und mit einander verbundene, sind vielfach in den Annalen der Wissenschaft der verschiedensten Zeiten als existirend und nicht immer als Fabeln, wie dies wol bei der Beschreibung der Monstrositäten häufig genug vorgekommen, veröffentlicht worden. Der merkwürdigste ist wol der aus dem siebzehnten Jahrhundert bekannte Genuese, welcher an seinem Unterleibe einen freilich nicht completen zweiten Menschen mit Kopf, Rumpf und Extremitäten, jedoch ohne Sprache, Bewegung rc. an sich trug.

Bezeichnend für die frühere Zeit erscheint es, daß dieser letztere in der That sehr unvollkommene Mensch in der Taufe einen besondern Namen erhielt und zwar Johannes Baptista, während der Genuese selbst, welcher bis in die vierziger Jahre seines Lebens seinen Bruder mit sich herumzutragen das Schicksal hatte, Lazarus Colloredo hieß.

Von einem ähnlichen Doppelmenschen, einem Chinesen, dem ein unvollkommener zweiter Mensch mit unvollständigem Rumpfe, und unteren Extremitäten, alles von kleinerem Umfange, an Brust und Unterleib angewachsen war, befindet sich ein aus Holland von mir mitgebrachtes und hier vorgezeigtes Gypsmodell in meiner anatomischen Privatsammlung.

Es ist gewiß charakteristisch für die Vorzeit, daß man ehemals die Geburt von derartigen Mißgestaltungen mit politischen und fatalen Ereignissen der verschiedensten Art in Verbindung brachte, während wir heutzutage wol nur geistige Monstrositäten und Anomalien auf eine solche Quelle zurückzuführen bisweilen geneigt sind. So hat der Fortschritt der Zeit und die Aufklärung der Menschheit auch nach diesen Richtungen hin Licht und Belehrung verbreitet.

König Pharao und sein Hof.

Ein ungedrucktes Fragment aus einem noch ungedruckteren Roman.

(Wie die V. Ztg. mittheilt, hat eine unserer fruchtbringendsten Dichterinnen von dem Vicekönig von Aegypten eine äußerst schmeichelhafte Einladung nach Aegypten erhalten, um dort die Vorstudien zu einem Werk über das Land der Pyramiden zu machen. Von diesem Werk, welches den obengenannten Titel „König Pharao und sein Hof" führen, und dessen erste Serie vorläufig auf 77 Bände angelegt sein soll, ist uns durch kammerjungfräuliche Indiscretion ein Fragment — es ist dem 129. Capitel des ersten Bandes entlehnt — zugekommen, durch dessen Veröffentlichung wir uns den Dank des Publicums zu verdienen hoffen.)

— — —

— — — Inzwischen war es später geworden. Die Sonnenuhr der benachbarten Pyramide schlug drei Viertel auf Sechs, und der Schatten des gegenüberstehenden Obelisken, welcher eine halbe Stunde zuvor kaum das Fenstersims traf, hatte sich so verlängert, daß er die Nasenspitze des Apollo von Belvedere, der in einem lauschigen Winkel neben der Causeuse stand, berührte.

Ein magisches Clair-obscur tönte die Farben der Tapeten geschickt ab zu wohlthuender Harmonie mit den wollüstig berauschenden Wohlgerüchen, mit welchen die Atmosphäre des Boudoirs parfümirt war.

„Drei Viertel auf Sechs!" seufzte sie, in nachlässiger Stellung auf die Causeuse hingestreckt. „Noch eine Viertelstunde! Ob er wol kommen wird?"

Von einer nicht zu bewältigenden Unruhe erfaßt, warf sie das Buch, in welchem sie las, bald auf den Marmortisch, bald nahm sie dasselbe wieder zur Hand, um es, nachdem sie einige Minuten gedankenlosen Blickes auf die bedruckten Seiten geschaut, von Neuem aus der Hand zu legen.

„Die arme Madame Bovary", lächelte sie mit einem halb mitleidsvollen, halb schadenfrohen Achselzucken. „Wie konnte sie aber auch — — —"

In diesem Augenblicke wurden leise Schritte von dem Corridor her vernehmbar.

„Er ist es! Er ist es!" rief sie leidenschaftlich erregt. „Ich will ihm ein Zeichen geben, daß er, dem Tone folgend, die geheime Thür auf dem dunklen Gange nicht verfehle."

Mit diesen Worten nahm sie die Guitarre von der Wand, stimmte dieselbe, räusperte sich ein wenig und sang nach einigen präludirenden Accorden mit tiefem Gefühl:

„Einsam bin ich, nicht alleine".

Bei dem fünften Tact öffnete sich mit einem leisen Drucke die geheime Thür in der gegenüberliegenden Wand. Schüchternen Fußes trat er ein, und mit zu Boden gesenktem Auge blieb er beklommen an der Thür stehen, welche sich von selbst hinter ihm schloß.

„Gut, daß Sie kommen!“ rief sie ihm freundlich nickend entgegen. „Wissen Sie wol, daß ich fast zweifelte, ob Sie Ihr Wort halten würden?“

„Mußte ich denn nicht, gnädige Frau?“ erwiederte er, noch immer mit einwärts gebogenen Beinen und in etwas gebückter Stellung dicht an der Thür stehend. „Bin ich nicht der Sclave Ihres Herrn Gemahls und haben Se. Excellenz mich nicht für schweres Geld gekauft?“

„Nicht meines Gatten Sclave, der meinige sollen Sie sein! Und nicht um den Preis, den mein Mann den Midianitern für Sie gezahlt; nein, um einen andern Preis, einen viel reicheren, schöneren, süßeren — — Verstehen Sie mich?“

„Nein, gnädige Frau.“

„So kommen Sie doch näher, mein Freund. Immer näher — noch näher!“

Vor Angst bebend, that er einen kleinen Schritt nach dem andern in der Richtung nach der Causeuse, immer den Blick an den Boden geheftet. Endlich stand er vor ihr.

„Nehmen Sie Platz, mein Freund“, lächelte sie ihm huldreich zu. „Was zögern Sie? Muth, Muth, junger Mann! Dem Muthigen gehört die Welt.“

Sie reichte ihm die Hand. Zitternd ergriff er sie, und halb zog sie ihn, halb sank er hin in die weichen Kissen des üppig gepolsterten Sitzes.

„Erzählen Sie mir etwas, mein Lieber“, sagte sie freundlich ermunternd zu ihm.

„Was soll ich Ihnen erzählen, gnädige Frau? Wovon könnte ich Ihnen reden, was Sie interessirte?“

„Sprechen Sie von sich selber, mein Freund, erzählen Sie mir etwas von Ihrem frühern Leben; ich wäre begierig, Ihre Antecedentien kennen zu lernen.“

Nachsinnend blieb er einen Augenblick schweigend neben ihr sitzen. Plötzlich gewahrte er die Laute, welche neben ihm auf dem Marmortische lag. Er erfaßte dieselbe, that einige falsche Griffe in ihre Saiten und brach dann mit seiner angenehmen, aber mit etwas Gaumenton behafteten Tenorstimme in folgende Klage aus:

„Ich war Jüngling noch an Jahren“ — —

„Ich weiß, ich weiß“, unterbrach sie ihn. „Vierzehn zählten Sie kaum nur — nicht wahr? Sie sehen, ich weiß Alles. Ihr jüngster Herr Bruder — wenn ich nicht irre, heißt er Benjamin — war übrigens früher, als er noch von der Lucca gegeben wurde, viel interessanter als jetzt. Was thut's? Man muß auch so zufrieden sein. A propos, zufrieden: Sie wissen, daß mein Mann Minister des königlichen Hauses ist; unter ihm steht das Hoftheater, und wenn ich mit Ihnen zufrieden bin — — Sie haben einen angenehmen Tenor, wer weiß, was noch geschieht!“

„Zu gütig, gnädige Frau. Wie sollte ich, ein armer kanaanitischer Sclave — — — “

„Was thut das, mein Freund? Unser Hoftheater recrutirt sich jetzt nur aus dem Adel oder aus Kanaan. Aber legen Sie doch die Laute weg und nehmen Sie wieder Platz, hier, neben mir.“

„Ach, gnädige Frau!“

„Was ist Ihnen, mein lieber Freund?“

„Nichts; mir wird so heiß!"

„Aber warum sitzen Sie auch in Ihrem Mantel? Legen sie ihn doch ab."

„Unmöglich, gnädige Frau, unter keiner Bedingung!"

„Aber warum nicht, närrischer, junger Mann?"

„Ich lege ihn niemals ab. Er ist das einzige Andenken, welches ich aus der Kleiderhandlung meines Vaters Jakob in Kanaan noch besitze."

„Dieser alte Mantel?"

„Ja wohl, gnädige Frau. Es ist derselbe, welchen der biedere tapfre Wallheim während des siebenjährigen Krieges schier dreißig Jahre lang trug, und der mir deshalb auch vice versa versprochen hat, sich mit mir begraben zu lassen."

„Das mag er thun, wenn es einmal so weit sein wird; aber das ist doch kein Grund, ihn nicht jetzt auf einige Augenblicke abzulegen, zumal Sie selbst sagen, daß Ihnen heiß ist. Außerdem bedenken Sie doch, mein lieber junger Freund, was hilft Ihnen der Mantel, wenn er nicht gerollt ist?"

„Sehr wahr; dennoch, gnädige Frau, bitte, lassen Sie mich!"

„So behalten Sie ihn meinetwegen an. Aber weshalb rücken Sie denn so ängstlich fort von mir?"

„Ach, gnädige Frau!"

„Thörichter Jüngling, Du kennst Dein Glück nicht. Du bist mein Sclave, ich könnte Dir befehlen; aber ich bitte Dich, ich bitte, weil ich Dich liebe."

„Sie geruhen mich allergnädigst lieben zu wollen?"

„Ja, ich liebe Dich, mich reizt Deine schöne Gestalt, und bist Du nicht willig — —"

„Dann schrei' ich Gewalt! Gewalt! Hilfe! Hilfe!"

„Joseph! Joseph!"

Eine Secunde später vernahm man das Klirren von Fensterscheiben. Ein Fensterkreuz ward eingetreten, und mit gewaltigem Satz sprang er über das Gesims des dritten Stockwerks hinab in den Hof, auf dessen Steinpflaster er mit einer kleinen Verstauchung des Os sacram anlangte.

Sonst hatte Joseph weiter keine Schmerzen und bei dem Abenteuer auch weiter nichts verloren als seinen Glauben an weibliche Tugend und seinen Mantel, welcher, in den Händen Ihrer Excellenz, der Frau von Potiphar zurückgeblieben, am Hofe des Königs Pharao noch eine Rolle spielen und für diesen einige Jahre später der Anlaß werden sollte, im Lande Gosen ein Asyl für obdachlose Israeliten zu gründen.

Ernst Dohm.

I Pupazzi.

Eine Pariser Soirée von **Adolf Ebeling.**

„Hier gilt's, wer gut zu spotten weiß."

In den Hauptsaal konnten wir schon gar nicht mehr hinein, und doch waren wir vor zehn Uhr gekommen, also nicht zu spät. „Les Pupazzi à dix heures" stand in mattem Golddruck auf der atlasglänzenden Einladungskarte, und dix heures bedeutet fast immer elf Uhr. Die Damen hatten sich aber noch früher eingestellt, aus dem einfachen Grunde, um einen guten Platz zu erhalten. Eine Pariserin langweilt sich indeß bei solchen Gelegenheit nicht leicht, vorzüglich, wenn sie sich in zahlreicher Gesellschaft befindet, da ist an den verschiedenen Toiletten so viel zu sehen, zu mustern und — zu kritisiren, daß eine volle Stunde wie zehn Minuten verfliegt. Mit dem Bewundern sind sie schon langsamer bei der Hand und überlassen das lieber den Herren; denn es ist eine große Rarität, lieber Leser, daß eine Pariserin offen und ohne Rückhalt eine andere hübsch oder gar schön findet, sowol von Gesicht und Figur, wie in Bezug auf ihre Toilette; selbst an der schönsten hat sie doch noch immer Dies oder Jenes auszusetzen, oft nur eine Kleinigkeit, ein Nichts, aber ganz und ungetheilt reicht sie nie den Kranz und zwar deshalb, weil sie ihn am liebsten für sich selbst behält. In andern Ländern ist es vielleicht ähnlich, aber ich rede hier nur von den Pariserinnen. Welche Mühe hatte z. B. die Kaiserin, als sie vor bald achtzehn Jahren als Gemahlin Napoleon's III. in die Tuilerien einzog, ihrer damals wirklich untadelhaften Schönheit Geltung und Anerkennung zu verschaffen, und wie lärmte und zankte man namentlich in den aristokratischen Kreisen des nobeln Faubourgs, als die Kenner sie für die schönste Frau in Paris erklärten, was sie doch wirklich war. Als man sich schließlich ergeben und der Evidenz fügen mußte, blieb wenigstens ein Häkchen übrig, um daran ein kritisches Aber aufzuhängen: sie war, wenn sie mit dem Kaiser öffentlich erschien, zu groß. Dies Aber war jedoch im Grunde keins; denn die Schuld fiel auf den Herrn Gemahl zurück, der zu klein war.

Die Flügelthüren zu beiden Seiten des Saales hatte man herausgehoben, um Platz zu gewinnen, was die Hauptsache war. Jeder Quadratmeter, ja Quadratfuß ist von der höchsten Wichtigkeit, denn er gestattet, eine oder zwei Personen mehr einzuladen: der Quadratmeter kommt auf eine Dame, die wenigstens so viel Raum nöthig hat, um sich nur einigermaßen mit ihrem Schleppkleide zu produciren, und der Quadratfuß auf einen Herrn, dem man, streng genommen, nicht mehr Raum bewilligt, als seine beiden Füße einnehmen. Was für ein Gedränge und Unbehagen dadurch entsteht, kann man sich leicht denken, aber dies ist eine so charakteristische Seite aller Pariser Soiréen, daß ich gern noch ein paar Worte darüber sage, zumal die Vorstellung vor einer guten halben Stunde nicht beginnt.

Im allgemeinen sind die Wohnungen in Paris wegen der hohen Miethen nur klein, und die großen deutschen Gesellschaftssäle sucht man dort vergebens; die ganz reichen Familien, die eigene Hôtels besitzen, natürlich ausgenommen. Am Rhein und in Süddeutschland wohnt man für 150 bis 200 Thaler geräumiger als in Paris für 4 bis 5000 Franken. Aber dafür ladet man in Paris zehnmal mehr Menschen ein als in Deutschland, so daß es etwas sehr Gewöhnliches ist, in einem Appartement von drei, vier Zimmern mittlerer Größe hundert und mehr Personen beisammen zu treffen. Wie diese sich alsdann einrichten, um sich nicht gegenseitig auf die Füße zu treten, wie sich namentlich die Damen mit ihren anderthalb bis zwei Meter langen Schleppen zurecht finden, das ist ihre Sache; die Frau vom Hause heißt sie sämmtlich mit huldvollem, graziösen Lächeln willkommen .... und dann sich zu, armes Menschenkind, wie Du Dich mit heiler Haut und ganzen Kleidern durcharbeitest, um in irgend einer sichern Ecke, oder hinter irgend ein Schutz gewährendes Möbel zu gelangen. Trotzdem wird in diesen überfüllten Räumen getanzt, aber erst, wenn das Concert, die kleine Theatervorstellung oder was es sonst sein mag, vorüber ist, wo sich alsdann ungefähr ein Drittheil der Gäste zurückzieht, so daß man doch wenigstens zwei, drei Schritte machen kann, ohne zu stolpern. „All' dies bezieht sich aber doch nur auf die kleinen Appartements", höre ich neben mir fragen, „in den großen ist es doch anders?" — Bewahre! es ist dort im Gegentheil oft schlimmer, denn das alte Princip, so viel Menschen wie nur möglich einzuladen, findet auch dort seine Geltung. Man erinnere sich nur, um gleich das großartigste Beispiel zu citiren, an den Stadthausball, mit welchem im vorigen Monat der neue Präfect, Monsieur Chevreau, der Nachfolger Haußmann's, sein Amt antrat. Die Säle des Hôtel de Ville sind die größten in ganz Paris, größer als die der Tuilerien, oder irgend eines Ministeriums, oder gar sonst eines Privathauses. Wenn alle zwanzig Säle mit ihren Galerien und Nebengemächern geöffnet sind, so können dieselben zwischen 7 und 8000 Menschen fassen, aber mit Noth und Mühe, und ein wirkliches Vergnügen ist es dann schon nicht mehr, einem solchen Balle beizuwohnen .... eh bien! zu dem erwähnten Einweihungsballe hatte man gegen 11,000 Personen geladen (über 20,000 sollen sich gemeldet haben!), die auch fast sämmtlich gekommen waren. Die Folgen dieses ungeheuren Zudranges kann man sich leicht vorstellen, oder auch vielleicht nicht, wenigstens nicht in ihrem ganzen entsetzlichen Umfange: in den Annalen aller Pariser Ballgeschichten steht jener Abend mit schrecklichen Buchstaben verzeichnet .... Beinahe hätte ich gesagt mit blutigen, denn es soll dort wirklich Blut geflossen sein. Viele Damen wurden ohnmächtig, sie konnten freilich nicht umfallen, weil kein Platz dazu war, aber sie wurden später über die Köpfe der Menge hinausgeschafft, oft durch mehrere Säle. Hunderte von Personen sind nicht über die Haupttreppe hinausgekommen, wo Alles stockte und sich lawinenartig aufstaute und wo man stundenlang weder vor- noch rückwärts konnte, bis sie endlich seelenfroh waren, wieder hinunter und in's Freie zu gelangen. Oben auf der monumentalen Treppe führt eine nicht sehr breite Galerie in den Empfangssaal, Augenzeugen verglichen sie mit dem Uebergang über die Beresina; Geschrei, Geächz und Gewimmer von allen Seiten, einige Damen flehten weinend um ein Glas Wasser, um sich vom Ersticken zu retten — das war der neuliche Stadthausball. Am folgenden Tagen lagen in allen Sälen große Haufen von abgerissenen Schleifen, Volants, Kleiderfetzen, Spitzenkragen, Bändern, auch Schuhe, Hüte und

Chignons waren darunter, als beaux restes der Festlichkeit. Außerdem eine Menge Schmuck, echter und unechter; ein brillantenes Armband soll nacheinander von sechs verschiedenen Damen als ihr rechtmäßiges Eigenthum reclamirt worden sein. Komische „Damen“ . . . Doch da klingt ein heller silberner Glockenton durch den Saal und ein hübsches Präludium auf dem Clavier verkündet den Anfang der Vorstellung.

II.

Die Pupazzi sind schon seit einigen Jahren eine Pariser Modesache und Monsieur de Neuville, der sie in's Leben rief, hatte damit einen sehr glücklichen Gedanken, doppelt glücklich, weil ihn seine kleinen Puppen zu einem reichen Manne machen. Im Grunde sind sie nichts weiter als ein Polichinell-Theater, wie man deren täglich mehrere in den Champs-Elysées sehen kann; nur stehen die Neuville'schen Polichinells auf einer weit höhern Stufe. In der ersten Zeit mußte sich der Künstler, der alle seine Stücke selbst schreibt und auch allein, natürlich mit veränderter Stimme, spielt, sehr in Acht nehmen, um seiner witzigen Laune nicht allzufreies Spiel zu lassen; seit der neuen liberalen Regierung aber kann auch er sich ungenirter bewegen und jedes Ding beim rechten Namen nennen. So hat das Ministerium Ollivier sogar auf die Puppentheater einen heilsamen Einfluß geübt und doch giebt es noch immer „Unversöhnliche“, die mit demselben nicht zufrieden sind.

Die kleine elegante Bühne steht im Hintergrunde des Saales, davor das Piano zur Musikbegleitung, denn die Couplets dürfen nach französischer Sitte auch auf diesem Theater nicht fehlen. Nach dem Programm heißt das erste Stück, „Le Roi Prudhomme“, zu Deutsch ungefähr: der König in Schöppenstedt oder Krähwinkel. Da man jedoch, so wie der Vorhang aufgeht, den Carousselplatz mit dem Triumphbogen in der Perspective sieht, so wissen wir, woran wir uns zu halten haben. Der König ist noch im Negligé, hat aber die Krone auf dem Kopfe, weil er sie eben nie ablegt. Der schönste Kartenkönig, den man sich nur denken kann. Se. Majestät sind indeß in gewaltiger Aufregung, denn gestern Abend ist eine Revolution in der Hauptstadt ausgebrochen und wer weiß, was alles für Schlimmes während der Nacht passirt ist. Er klingelt nach dem Oberkammerherrn, der auch sofort erscheint. Dieser, eine spindeldürre Figur und die getreue Copie einer sehr bekannten Persönlichkeit in den Tuilerien, meldet stotternd und angstvoll, daß das Volk seine ihm so lange vorenthaltenen Freiheiten zurückverlange, oder die Republik proclamiren wolle. Bei dem Worte Republik fährt der König vor Schreck dergestalt zusammen, daß ihm die Krone vom Kopf fällt; glücklicherweise fängt sie der Oberkammerherr und stülpt sie ihm wieder auf. Guter Rath ist jetzt theuer, um die drohende Gefahr zu beschwören, und der König verlangt deshalb nach den bedeutendsten Männern im Staate, zuerst nach dem großen Exilirten Victor Hugo. Die Portraits, zumeist von Gustav Doré, sind äußerst gelungen, obwol mit einem leisen Carricaturanflug. „Licht und Schatten“, declamirt Victor, „hinter dem Schatten die Nacht, über dem Licht die Verklärung; beides liegt im Volke, denn das Volk ist Alles und ist Nichts. Das Nichts ist im Alles, das Alles ist im Nichts.“ — „Assez, assez!“ ruft der geängstete König, dessen Krone durch sein immer stärkeres Kopfschütteln auf's Neue in's Wackeln kommt. „Dieser Gallimathias

wird uns nicht retten; holt mir den großen Unversöhnlichen!" — Gambetta erscheint: „Sire!" ruft er laut, „es hilft Ihnen nichts mehr, Sie mögen thun, Sie mögen lassen, Sie mögen geben, Sie mögen bewilligen, was Sie wollen." — „Pardon, cher Monsieur", unterbricht ihn der König, „dann ist es ganz überflüssig, daß Sie sich herbemüht haben; holt den großen Publicisten." — Der Mann mit der goldenen Brille und dem Haarlöckchen über der Stirn tritt auf: Girardin. „Mit zwei Worten, Sire, löst sich die ganze Frage, fünfundzwanzig Jahre lang habe ich darüber nachgedacht und geschrieben: Freiheit und Gesetz; alinea; Freiheit und Gesetz; alinea; ohne Freiheit kein Gesetz; alinea; ohne Gesetz keine Freiheit; alinea. Machen Sie mich zu Ihrem Premierminister (fünfundzwanzig Jahre lang habe ich darauf gewartet) und ich verbürge Ihnen die Ausführung dieses Programms." — „Nimmermehr!" ruft der König, „da käme ich vom Regen in die Traufe, das Volk will keinen König mehr und Sie sind ja der roi de l'alinéa." Girardin verschwindet und eine Figur mit grüner Brille und Sammetkäppchen erscheint: Ollivier. Er singt ein sehr pikantes Lied, beinahe etwas zu pikant, aber die Theaterfreiheit erstreckt sich auch auf die Polichinells:

„Wer ist der Mann des Augenblicks?
Der Begründer des wahren Volkesglücks? . . ."

„C'est moi, c'est moi!" antwortet er selbstgefällig; „c'est lui, c'est lui!" ruft der König entzückt.

„Wer ist der feinste Diplomat?
Der ersehnte Mann der rettenden That?"

„C'est moi, c'est moi!" — „C'est lui, c'est lui!"

„Wer opfert sich für das Vaterland?
Und reicht dem Volk und dem Fürsten die Hand?",

„C'est moi, c'est moi!" — „C'est lui, c'est lui!"

„Wer hält den Oelzweig über dem Thron,
Und will nur ein kleines Portefeuille zum Lohn?"

„C'est moi, c'est moi!" — „C'est lui, c'est lui!"

„Ein großes sollen Sie haben, theurer Mann", fügt der König hinzu, „und ich übergebe Ihnen gern alle Regierungssorgen, aber stellen Sie um Gotteswillen die Ruhe wieder her." — „Dazu giebt es nur ein Mittel, Sire." — „Und welches?" — „Sie müssen den Stadtkönig entlassen." — „Himmel, welch' ein Schlag! er hat ja gerade zu Ende demolirt und sollte wieder von vorn anfangen?" — „Eben deswegen;

„Vorbei die absolutistische Demolition!
Es lebe die parlamentarische Reconstruction!"

„C'est moi, c'est moi!" — „C'est lui, c'est lui!"

„Herr Haußmann wartet bereits im Vorzimmer", meldet der Oberkammerherr. — „Er mag eintreten, wenn es nicht anders sein kann", antwortet der König bewegt, und sein Alter-Ego tritt ein. Er ist bereits im Reisecostüm, mit Nachtsack und Hutschachtel. Der Abschied ist erschütternd, die beiden langjährigen treuen Freunde fallen von einer Umarmung in die andere; Ollivier hält unterdessen die Krone, die er sogar aufprobirt, aber sie ist ihm viel zu groß. Schließlich Chor und Tanz von Stadtsergeanten mit dem populairen Refrain: circulez, circulez, Messieurs! circulez, circulez! Dann fällt die kleine bunte Gardine unter lautem Gelächter und Applaus, worin aber der Leser wahrscheinlich nur leise mit einstimmt, denn ich konnte von dem Ganzen nur eine kurze, flüchtige Skizze geben und mußte eine

Menge Wortspiele bei Seite lassen, von denen viele politisch so anzüglich waren, daß man sich unwillkürlich umsah, ob kein Polizeicommissar mit der dreifarbigen Schärpe aus irgend einer Ecke hervortreten würde, um die staatsgefährliche Sitzung aufzuheben.

III.

Die viertelstündige Pause bis zum zweiten Stück benutzten wir, uns umherzuschauen, zumal wir unseren Standpunkt in der einen Flügelthür doch nicht verlassen konnten, so dichtgedrängt, Kopf an Kopf, stand Alles hinter uns. Wir hatten ja auch das anziehendste Schauspiel vor uns: „die Damen in schönem Kranz." Mein mecklenburgischer Freund, den ich mitgebracht hatte und der zum ersten Mal eine Pariser Soirée sah, machte große Augen, die mittlerweile immer größer wurden. Es war, wie gesagt, seine erste Soirée, und wenn man direct von Güstrow, oder, nichts für ungut, von Neu-Buckau nach Paris kommt, so ist ein gelindes Erstaunen mit obligatem Weh und Ach schon zu erklären und zu entschuldigen. Noch nie in seinem Leben, versicherte er, hatte er so viel blendende Nacken, Marmorschultern und Schwanenhälse gesehen . . . ich citire seine eigenen Worte, denn ich selbst bin kein sonderlicher Freund von diesen Ausdrücken, die fast an Clauren erinnern; aber doch war ich nahe daran, und zwar im Hinblick auf eine Dame in schwarzer Sammetrobe, mit einer feuerrothen Camellie im gepuderten Haar, ebenfalls zu citiren:

„Und dieses Hauptes königliches Tragen!
Der Arm, wie aus Carara's Fels geschlagen!"

Die Verse lasse ich mir gefallen, obwol sie mir etwas zu weltlich scheinen für den frommen Sänger der „Amaranth". Und nun alle diese Nacken und Busen mit Perlen und Brillanten geschmückt . . . „Wenn die Broche da mit dem großen Smaragdsolitair nicht wenigstens 20,000 Franken gekostet hat", sagte mein Nachbar, der kein Christ, aber ein liebenswürdiger Mann war, „so will ich . . .", hier unterbrach er sich selbst, um von einem Präsentirbret, das gerade in unsere Nähe kam, ein Glas Eis herabzunehmen, was nicht ohne Anstrengung geschah, denn er war von kleiner Statur. Ich that ein Gleiches, aber die bereits motivirte Extase meines Mecklenburgers dauerte fort, ja sie wuchs noch, als einige Damen sich erhoben, um, so gut es sich thun ließ, einen Gang durch den Saal zu machen. Da konnte man doch wenigstens sehen, wo denn eigentlich die prächtigen Kleider zu 8 und 1200 Franken, die man in den großen Modemagazinen der Boulevards und der Rue de Richelieu so oft bewundert, hingerathen, denn hier waren sie zu Dutzenden zu finden. Einer blauen Atlasrobe mit Silberbouquets erkannten wir indeß den Preis zu, sie wurde noch dazu von einer Blondine getragen, von welcher mein Landsmann behauptete, es müsse eine Deutsche sein. „Sprechen Sie nicht so laut", bemerkte ich, „damit wir keine Aufmerksamkeit erregen"; ich meinte aber eigentlich seine weiße Weste und schwarze Cravatte, was beides der gute Mann, nichts Arges ahnend, angelegt hatte und was ein schlimmer Verstoß gegen die herrschende Mode war, das deutlichste Testimonium eines Kleinstädters, denn die Cravatte muß weiß sein und die Weste schwarz. „Knöpfen Sie wenigstens den Frack zu", hatte ich ihm bereits in der Garderobe empfohlen, doch er konnte es nicht: der Frack datirte aus einem früheren Jahre, wo sein Besitzer noch magerer war. Lappalien!

ruft gewiß mehr als ein Leser und er hat vollkommen Recht, aber ich würde ihm trotzdem rathen, wenn er nach Paris kommt und die Soiréen der vornehmen Welt mitmachen will, sich nicht in den obigen Farben zu irren. Dergleichen Lappalien sind hier bei uns oft bedeutsamer und folgenschwerer als man denken sollte.

Mehrere Herren, aber nur die älteren und alten, waren durch eine Seitenthür in den Hauptsalon hineingelangt, still und unbemerkt und auch nur durch leises Vorschieben und Nachdrängen; endlich standen sie im Heiligthum und konnten nun den Damen ihre Huldigungen darbringen. Die meisten jener Herren waren decorirt, viele von ihnen trugen blitzende Sterne oder flammende Halsbänder mit einem Kreuz; nach diesen Auszeichnungen zu urtheilen, mußten es sämmtlich Männer von hohen Verdiensten sein. Noch auffallender waren indeß die schmalen Binden oder Bänder von schwarzer Seide, die viele Damen auf dem rechten oder linken Oberarm, oder auf beiden trugen und die mich Anfangs sehr intriguirten. Ich wagte aber nicht darnach zu fragen, denn auch mit dergleichen Fragen muß man sich in einer Pariser Soirée sehr in Acht nehmen. Endlich kam ich dahinter. Jene Damen hatten sich impfen lassen, und die schwarze Binde bedeckte die Impfstiche und schützte dieselben zugleich gegen die äußere Luft. Seit dem Januar d. J. grassirt nämlich in Paris die Blatternkrankheit in äußerst beunruhigender Weise, und hat schon zahlreiche Opfer gefordert, oft achtzig bis hundert Menschen an einem Tage, allerdings zumeist kleine Kinder und ganz junge Leute, aber die Sache nahm bald eine so ernste Wendung, daß auch die Erwachsenen besorgt wurden. Vorsicht ist immer gut, und als einige hochgestellte Personen, vorzüglich Damen, wie die Fürstin Metternich, die schöne Marquise v. Gallifet und andere sich impfen ließen, wurde die Vaccine zur Mode und nun wollte Niemand zurückbleiben. Einige Pariser Aerzte haben 10 und 20,000 Franken in wenig Wochen durch ihre Lanzettstiche verdient. Bei Hofe ließen die Damen, um ihre Arme nicht preiszugeben, die Operation salvo venia auf den Waden vollziehen — es ist kein Scherz, lieber Leser, denn als solcher würde es ein schlechter Witz sein, und doppelt unpassend hier an meiner Flügelthür in Gegenwart dieser vornehmen Gesellschaft, sondern ein verbürgtes Gerücht, obwol ich nicht dabei gewesen bin. An das hübsche Auskunftsmittel der schwarzen Seidenbinde dachten wahrscheinlich die Tuileriendamen nicht, sonst hätten sie doch vielleicht ihre Arme hingehalten; denn, aufrichtig gestanden, waren diese Binden von äußerst günstiger, besser gesagt, pikanter Wirkung: das glänzende Schwarz auf dem matten Weiß der Arme, wenn denn auch die letzteren nicht alle dem cararischen von Redwitz glichen, zeichnete sich so scharf und gefällig ab, daß man . . . ja, daß man eben immer wieder hinschauen mußte.

Ich hätte wol einen solchen Arm von dem großen Tizian gemalt sehen mögen, und wer weiß, manche Dame trug vielleicht eine solche Binde und hatte keine Lanzettstiche darunter. Die Pompadour, bekanntlich die Erfinderin der Schönheitspflästerchen — da tönt das kleine Silberglöckchen wieder, aber ich kann während der Ouvertüre meine statistische Notiz vollenden — soll einst an einem Morgen in dem weißen Rahm, den sie zu ihrem Kaffee trank, eine schwarze Fliege gefunden haben, die, ohne Rücksicht auf die königliche Maitresse, respectwidrig in die kostbare Sèvresschale hineingefallen war. Dies Schwarz in Weiß brachte sie auf den Gedanken, ein Aehnliches mit kleinen Taffetfleckchen auf ihren Wangen zu versuchen, und am Abend bewunderte

ganz Versailles dies neue Toilettenkunststück, das schon am nächsten Tage von allen Hofdamen nachgeahmt wurde und auch sofort den charakteristischen Namen „mouches" erhielt. Da tönt das Glöckchen auf's Neue und die bunte Gardine geht wieder auseinander.

IV.

Das zweite Stück war eigentlich nur die Fortsetzung des ersten und ich kann mich deswegen schon kürzer fassen. Der König, der nun aus einem absoluten ein parlamentarischer Monarch geworden ist, langweilt sich stark, denn er hat sich um nichts mehr zu bekümmern, seine Minister regieren für ihn und Alles, was man von ihm verlangt, ist dann und wann seine Unterschrift, noch dazu unter Decrete, die er in der Regel nicht einmal liest, denn sie interessiren ihn nicht mehr. Zum Zeitvertreib hat er sich ein kleines Museum von allerlei Raritäten angelegt, die er uns jetzt zeigt. Zuerst ein großes Auge: das Auge des Herrn, das früher über dem ganzen Lande wachte, als er noch allein regierte; jetzt ist dies Auge überflüssig geworden und durch die grüne Brille Ollivier's ersetzt. Alsdann ein welker Strauß Stiefmütterchen, aber nur im französischen Wortspiele verständlich: les pensées du Souverain*); seine Gedanken, die er früher für das Wohl des Volkes hegte und die jetzt auch nicht mehr nöthig sind, denn seine Minister denken für ihn darüber nach. Ferner eine große Scheere: die Scheere der Censur, die ganz stumpf und schartig geworden ist, weil man sie ohne Unterlaß gebraucht hat. Jetzt, wo Preßfreiheit herrscht, liegt sie im Kasten, noch dazu, o Ironie! in eine Nummer der „Marseillaise" eingewickelt. Se. Majestät hätte sie gern als altes Eisen verkauft, aber kein Trödler wollte sie haben. Bei der Scheere wurde stark applaudirt. So zeigt uns der König noch verschiedene Dinge, deren Erklärung wegen der Calembourgs uns hier indeß zu weit führen würde; schließlich holt er aus einem Schranke ein Flacon, das mit einer hellen Flüssigkeit gefüllt ist und das ihm sein Premierminister besonders empfohlen hat. Es soll irgend eine Auflösung sein, setzt er naiv hinzu, vermuthlich für die Kammer. — Bravo! bravo! — Der König nimmt seine Krone ab und dankt gerührt.

Aber trotzdem verfolgt ihn die Langeweile und er beschließt, einer Volksversammlung beizuwohnen, natürlich verkleidet, denn sonst könnte es ihm übel ergehen.

Die Scene verwandelt sich und zwar in den bekannten Rochefort'schen Saal in Belleville, den ich den Lesern des „Salon" bereits früher einmal geschildert habe**) und wo ich den Laternenmann von Angesicht zu Angesicht sah, aber ohne von ihm sonderlich erbaut zu sein. Hier als Pupazzi machte er jedoch großes Glück, und Glais-Bizoin und Gambetta nicht minder; die kleinen Figuren waren von so frappanter Aehnlichkeit, und der Künstler (diesen Namen verdient Monsieur de Neuville mit Recht) ahmte die Stimme und Redeweise der einzelnen Abgeordneten so täuschend nach, daß man wirklich glaubte, jene schlimmen Unversöhnlichen ständen in Person hinter den Coulissen. Der arme König, den glücklicherweise Niemand unter seiner Arbeiterblouse erkennt, bekommt schreckliche Dinge zu hören, und wundert sich,

*) pensées: Stiefmütterchen und Gedanken.
**) Tagebuchblätter vom vorigen November. Bd. V Heft IV.

daß der gegenwärtige Polizeicommissar nicht einschreitet. Aber der gute Mann, der diese Tiraden schon so oft gehört hat, daß er sich gar nicht mehr vor ihnen fürchtet, ist eingeschlafen und wacht erst wieder auf, als die Marseillaise angestimmt wird, die im Saale selbst und vorzüglich von den Damen mitgesungen wurde. Als der Commissar endlich wieder zu sich kommt, erklärt er die Versammlung für aufgelöst, es ist aber schon Niemand mehr auf der Scene, als der König allein, der nun als Rädelsführer arretirt wird. Dann schloß sich die Gardine unter erneutem Applaus; die Vorstellung war zu Ende und die ganze Gesellschaft kam in Bewegung.

Es war schon nach Mitternacht, und doch war mit den Pupazzi nur der erste Theil der Soirée abgemacht; der zweite bestand in den beiden anderen Worten der Einladungskarte: on dansera. Aber wie tanzen in diesem Gewühl? Ein Problem, dessen Lösung ich gern mit angesehen hätte, wenn es nicht gar zu heiß in den Räumen gewesen wäre. Mein Mecklenburger machte freilich Einwendungen und wollte mein Argument von der unglücklichen weißen Weste nicht gelten lassen; ich zog ihn aber doch in's Vorzimmer und von da in die Garderobe, wo er sich durch einige Gläser Punsch für den versäumten Cotillon, wenn wirklich einer zu Stande gekommen sein sollte, entschädigte. Was mich betraf, so hatte ich dem Leser ja nur die Pupazzi versprochen, war also nicht genöthigt, auch noch den Ball mitzumachen. Man muß des Guten nicht zu viel thun. So befolgten wir dann die bequeme, wenn auch nicht eben hübsche pariser Sitte und gingen ohne Abschied zu nehmen davon.

Der Dorfgeistliche.

Oft seh' ich ihn vorüberschreiten,
Zum Walde lenkt er seinen Gang,
Wo still umgrünt von allen Seiten
Das Kirchlein lehnt am Bergeshang.

Wenn Abendstille sinkt zur Erde,
Und nach dem Tagewerk die Ruh'
Dem Arbeitsmanne winkt zum Herde:
Dann pilgert er dem Walde zu.

Dort, wo der weiche Waldesboden
Unhörbar macht des Wandrers Fuß,
Glaubt er der Schöpfung reiner'n Oden
Zu athmen, wie des Schöpfers Gruß.

Die Botschaft rauscht von Stamm zu Stamme,
Wie ein Choral im Waldgebiet,
Derweil des Abends Abschiedsflamme
Das Heil'genbild mit Gold umzieht.

Hier, wo der Menschen wirr Getriebe
Die Harmonie nicht übertönt:
Fühlst Du, wie in der ew'gen Liebe
Sich jeder Widerspruch versöhnt.

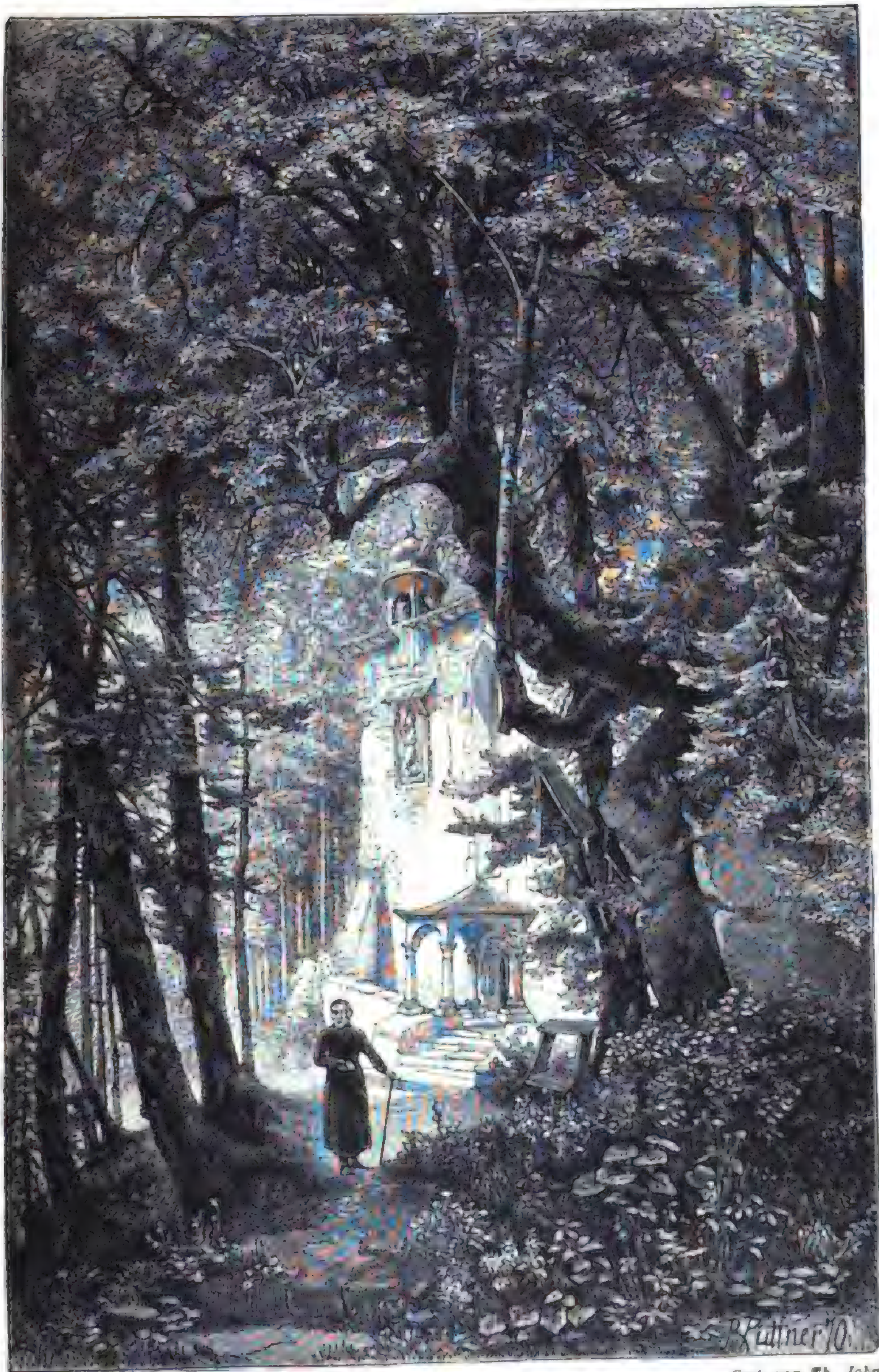
„Wohin ich auch das Auge wende,
Nur Segen hör' ich, nirgends Fluch;
Lieb' ist der Anfang, Lieb' das Ende —
So spricht das Herz und so das Buch.

„O horch, der Wald mit tausend Zungen
Stimmt brausend ein, so nah wie fern;
Von tausend Blättern wird's gesungen —
Das Wort der Schrift — das Wort des Herrn!

„Es fährt daher auf Abendwinden,
Es strahlt am Himmel goldnen Scheins. —
Wo wär' ein Zwiespalt noch zu finden?
Die Lieb' ist Alles — und ist Eins!"

So wallt er, bis der Dämmrung Schleier
Verhüllt des Waldes mächt'gen Dom;
Ob er in seiner Abendfeier
Wol auch einmal gedacht — an Rom?

J. R.



Gez. von R. Püttner. Gest. von Th. John.

Der Dorfgeistliche.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im April 1870.

Rathen Sie einmal, woher ich komme, lieber Freund! Oder ich will's Ihnen gleich selber sagen, da Sie es doch nicht errathen würden. Ich war in Tours, um mir feine Manieren anzugewöhnen. Ich bin mit dem Resultat meiner Reise sehr zufrieden. Die Gerichtsverhandlungen gegen Prinz Peter Bonaparte, die würdige Haltung des Präsidenten, des Angeklagten, der Zeugen, der Vertheidiger, des Publicums, haben einen tiefen und, wie ich glaube, nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht. Ich sehe jetzt ein, daß alle meine Rechtsbegriffe, daß alle meine Anschauungen über den Respect, welchen die rechtsprechende Behörde verlangen darf und muß, ganz und gar verkehrte waren.

Ich glaubte bisher, der Präsident eines Gerichtshofes habe die Pflicht, vor Allem das hohe Ansehen der Justiz durch imponirende Würde, durch strenge Unparteilichkeit zu wahren, er habe dafür zu sorgen, daß alle zu dem Processe gehörigen Momente mit größtmöglicher Klarheit und Anschaulichkeit dargelegt und alle extraprocessualischen Dinge den Verhandlungen ferngehalten würden. Ich glaubte ferner, daß der Angeklagte eine bescheidene, maßvolle Haltung zu beobachten habe, daß er nur sprechen dürfe, wenn er gefragt wird, daß er in angemessenen Ausdrücken über den Sachverhalt Auskunft geben müsse, daß es ihm aber keineswegs gestattet sei, mit brutalen und insolenten Redensarten um sich zu werfen. Eine noch größere Zurückhaltung, glaubte ich ferner, käme den Zeugen zu, sie hätten sich, ihrem Eide gemäß, lediglich darauf zu beschränken, die Wahrheit zu sagen, welche keiner beleidigenden Extravaganzen bedarf, um sich vernehmlich zu machen; daß die rohsten Angriffe der persönlichen Ehre selbst die weitest gezogenen Grenzen einer berechtigten Vertheidigung überschritten und daß das Publicum sich jedes Zeichens des Beifalls oder Mißfallens zu enthalten habe und jedenfalls nicht, wie im Circus bei den Bocksprüngen des Bajazzo oder in einer socialdemokratischen Versammlung bei den Worten des Herrn v. Schweitzer, losbrüllen dürfe, wenn es die Lust dazu verspürt. Ich glaubte, mit einem Worte, Ruhe, Würde, Anstand müßten schon äußerlich documentiren, daß die Justiz nicht zum Spaß da ist, daß sie als die höchste menschliche Institution, welche darüber zu entscheiden hat, was nach menschlichen Begriffen Recht und Unrecht ist, auch der höchsten Achtung benöthigt sei.

Alles das, lieber Freund, ist irrig und falsch. Durch die Verhandlungen in Tours bin ich eines Besseren belehrt worden. Jetzt begreife ich, daß es wohlanständig ist, wenn der Präsident auf seinem großen Lehnstuhl sich wie ein gereizter Puter geberdet, wenn Zorneswuth seine Wangen belebt, wenn er vor Wuth schäumt, die Faust ballt, auf den Tisch schlägt, daß Wassercaraffe und Gläser tanzen, wenn er schreit, als ob er am Spieße stäke. Jetzt wird mir klar, wie der Angeklagte seine Unschuld am besten dadurch beweist, daß er gegen alle unbequemen Zeugen die wüstesten Schmähungen schleudert, daß er auf sie einzudringen sucht, wenn ihm ihre Aussagen nicht conveniren, und nur durch die be-

waffnete Macht von thatsächlichen Mißhandlungen zurückgehalten wird. Jetzt sehe ich ein, daß die Zeugen in sittlicher Entrüstung den Angeklagten einen „Lump", einen „Wegelagerer", einen „feigen Mörder" &c. schelten dürfen, daß die Vertheidiger die Beschimpfung jedes Individuums, welches sie einigermaßen genirt, als ein geheiligtes Privilegium zu betrachten berechtigt sind, und daß das Auditorium seinen Gefühlen keinen Zwang anzuthun braucht: es kann johlen, brüllen, wiehern, blöken — ganz nach Belieben.

Das ist die Moral des Processes in Tours.

Ich hätte Ihnen gern über die Verhandlungen in allen Einzelheiten berichtet; aber leider sind mir die Tageszeitungen wieder zuvorgekommen. So muß ich mich also darauf beschränken, einige Lücken, welche die Berichterstatter für die Journale gelassen haben, auszufüllen.

Die Geschworenen, welche mit Mephisto den Geist der Verneinung gemein hatten, haben bekanntlich alle an sie gerichteten Fragen mit einem deutlichen „Nein" beantwortet; also wol auch die Frage: „Ist der Journalist Salmon, Victor Noir genannt, durch einen Revolverschuß im Zimmer des Prinzen Peter Bonaparte und von diesem getödtet worden?"

Ich entsinne mich nicht, in den von den politischen Blättern gebrachten Proceßberichten diese Frage gelesen zu haben, und sie scheint mir zur Constatirung der völligen Unschuld des sanftmüthigen Prinzen Peter doch sehr wesentlich zu sein.

Sie werden sich ohne Zweifel nach dem Verhalten des Angeklagten während der Verhandlungen in Tours und nach dem Verdict der Geschworenen eine sehr deutliche Vorstellung von der Persönlichkeit des Prinzen gemacht haben. Aber so hehr die Schöpfung ihrer Phantasie auch sein mag, hinter der Wirklichkeit bleibt sie zurück. Mich erinnert Prinz Peter an den frommen Knecht Fridolin, „dies Kind, kein Engel ist so rein", mir ist auch, wenn ich ihn betrachte

„Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt ihm legen sollt',
Betend, daß Gott ihn erhalte,
So fromm, so rein und hold."

Prinz Peter mag dem Geiste Richard Wagner's vorgeschwebt haben, als er die poetische Elsa schuf, diesen Inbegriff unschuldsvoller Reinheit; ich denke mir, auch als Friedensbote im „Rienzi" müßte sich Prinz Peter nicht übel ausnehmen, in weißer Tunica, den Oelzweig in der Hand und keusche Weisen auf der Zunge. Ach, Prinz Peter hat, wenn böse Menschen keine Lieder haben, wenigstens ein Dutzend Lieder! Vielleicht befindet sich darunter auch das sinnige Volkslied:

„Denn Dich kalt zu machen, ist mir Wurscht."

Peter ist überhaupt eine musikalisch harmonische Erscheinung, die ich dem genialen Rubinstein als Gegenstück zu seinem „Iwan der Grausame" empfehlen möchte. Ich würde ihn nur mit Piccolflöten, Oboen und säuselnder Harfe instrumentiren; und eine Ouvertüre „Peter der Sanftmüthige" würde jetzt jedenfalls als zeitgemäße Composition sogar bei den Berliner Musikkritikern auf eine bedingte Anerkennung hoffen dürfen.

Es war ein schöner, harmloser Monat der verflossene. Ueberall freudige Lauterkeit und jubelnde Lust. In Tours, in Rom, wo sich die ehrwürdigen Herren Bischöfe beinahe mit dem Ketzer Döllinger gerauft hätten, in Berlin, wo nicht viel daran fehlte, daß die Prügelscene in den „Meistersingern" sich

von der Bühne auf das Haus hinüberspielte, in Leipzig, wo man den Dichter der „Karlsschüler", des „Graf Essex" und der „Bösen Zungen" durch enthusiastische Ovationen feierte — allüberall herrschte Frohsinn, Heiterkeit, Jovialität. Und ich Thor führte noch in meinem letzten Briefe Klage darüber, daß das gute, alte, herzliche Lachen auf den Aussterbeetat gesetzt sei. Nein, beim gütigen Apoll, das ist es nicht. Wir sind noch ebenso komische Käuze, wie es unsere ehrbaren Voreltern waren, und vielleicht noch komischere, da unsere Komik meist ganz unbewußt und unfreiwillig ist.

Ich gestehe ihnen offen, lieber Freund, daß ich auch den in der Gründung begriffenen „Verein zur Förderung des deutschen geschichtlichen Dramas" von dieser unbeabsichtigten Komik nicht ganz frei sprechen kann.

Ich begreife einen Verein zur Erzielung guter Zwiebelgewächse, einen Verein zur Pflege der Cochinchinahühner, einen Verein zur Erhaltung der Racepferde, einen Verein zum Schutz der Thiere, der Bäume, der öffentlichen Anlagen; kurz und gut, ich bilde mir ein, einen ausgesprochenen und sehr entwickelten Vereinssinn zu besitzen. Aber einen Verein zur Production von dramatischen Talenten, einen Verein zur Begrüßung des Messias, der da kommen soll, begreife ich gleichwol nicht vollkommen. Die Genesis leiht nur dem Schöpfer das einfache rührende Wort: „Lasset uns Menschen machen"; ich wünsche dem Verein, der gleichermaßen sagt: „Lasset uns einen neuen Shakspeare, Cervantes, Molière, Goethe, machen" recht viel Glück. Jedenfalls ist es aber sehr anerkennenswerth, daß wenigstens ein Verein zur Förderung des deutschen Nationaldramas schon vorhanden ist, es fehlt nur noch eine Kleinigkeit, um den Erfolg des Vereins zu sichern: der dramatische Dichter.

Und vielleicht ist auch der in der Person des Herrn Director Wauer schon gefunden. Ich habe der Vorlesung seines Dramas leider nicht beiwohnen können, aber ich muß sagen, daß schon der Titel: „Der Hohenzollern historischer Beruf" mich entzückt hat.

„Der Hohenzollern historischer Beruf." Man erwartet einen Leitartikel und bekommt ein Drama. Schon in dieser geistvollen Ueberraschung bekundet sich eine wahrhaft dichterische Eingebung. Und ein kühner Vorwurf ist's ohne Zweifel. Ueber den Beruf eines Fürstengeschlechts ein Drama zu schreiben, das ist keine Kleinigkeit. Ich habe keine Ahnung davon, wie sich Herr Director Wauer aus der Affaire gezogen hat. Englands Bedeutung im Welthandel, Frankreichs civilisatorische Mission, die Entwicklung des Zollvereins, der Freihandel und die Eisenindustrie, der Hohenzollern historischer Beruf — die dramatischen Stoffe liegen wahrhaftig auf der Straße, man braucht nur zuzugreifen.

Unter uns gesagt, ich habe auch einen kühnen dramatischen Griff gethan; und ich habe sogar die Absicht, das „Comité zur Gründung eines Vereins zur Förderung des deutschen geschichtlichen Dramas" zum Vormund für das Kind meiner dramatischen Muse zu bestellen. Ich glaube, daß es da gut aufgehoben und nicht den frechen Blicken des Publicums ausgesetzt wäre. Auch mein Titel ist, glaube ich, nicht übel: „Die Schauer der Weltgeschichte oder Armin's Ahnung." Drama in viel Bildern.

Ich möchte Ihnen wol einige Stellen daraus mittheilen. Wenn sie Ihnen so gut gefallen wie mir, so werde ich nächstens nach Berlin kommen, um das Drama im Vereinshause in der Wilhelmsstraße zum Besten zu geben.

Auf die Exposition bilde ich mir wirklich etwas ein. Eine halbe Scene

genügt mir, um Ort und Zeit der Handlung sowie die Hauptcharaktere dem hochgeneigten Publicum zu veranschaulichen. Ich mache das so:

Die Bühne stellt einen lichten Platz im Teutoburger Walde dar. Rechts und links (vom Zuschauer) Bäume. Im Hintergrund rechts Bäume, links (wie rechts) in der Mitte Bäume. Ein- und Ausgänge nach allen Seiten.

Erste Scene.

Thusnelda (eine häusliche Beschäftigung in der Hand).

Dies ist der Ort! Der Teutoburger Wald!
Hier steh'n die alten Eichen! Ihre Blätter
Rauschen im Wind wie Vögel, welche zappeln.
Hier will ich harren des Geliebten mein,
Armin geheißen, des Cheruskerfürsts.
Wie lieb' ich ihn, wie liebt er mich, wie lieben
Wir uns! Er ist so stark, so hehr, so groß.
Ein echter Deutscher, Nationalgefühl
Besitzt er wie kein zweiter. Doch Segest,
Mein Vater, ach, er ist ein Freund der Welschen
D'rum zürnt er meiner Liebe zu Armin
Und will mit einem Franzmann mich vermählen.
Doch ich, die deutsche Jungfrau, wie sie steht
Im Buche, werde dem verhaßten Joch
Niemals den frisch- fromm- freien Nacken beugen.
Und dies erzeugt den tragischen Conflict.

(Pause.)

Irr' ich mich nicht, so hör' ich Zweige knacken —
So knackt Armin nur, der Geliebte mein.

(Armin erscheint.)

Weiß Gott, er ist's! Wie kleidet ihn so prächtig
Das zott'ge Bärenfell, wie glänzt sein Schwert!
Doch ach! sein Auge scheint umflort von Trauer!

(Sie nähert sich ihm.)

Ist Dir nicht wohl, Geliebter? Sprich, mein Herz!
Bin ich nicht mehr Thusnelda Dir, nicht mehr
Dein Thuselchen, Dein Neldchen, Dein lieb' Schätzchen?

Armin (innig).

Du bist's! Ach, jetzt ist Alles wieder gut!
An Deiner jungfräulichen Brust vergess' ich
Die Sorgen alle, die mich schwer bedrücken.

Thusnelda.

Und welche Sorgen, wenn ich fragen darf?

Armin.

Ach, mit den Deutschen ist nichts anzufangen.
Sind Sonderbündler, Particularisten,
Engherzig, opfern stets das Allgemeine
Ihrem besondern Vortheil, schwatzen viel
Und handeln wenig, tragen schwarz-roth-goldne
Cocarden, schreien „Freiheit, die ich meine“,
Und wenn's zum Klappen kommt — Kladderadatsch!
Dann kommt die Afterweisheit, kommt das Nörgeln,

Dann trägt man Rechnung den Verhältnissen,
Reitet Principien, faßt Resolutionen,
Anstatt zu fassen das, was greifbar war —
So bleiben wir in ewigem Verlangen.
Ach, mit den Deutschen ist nichts anzufangen!

Thusnelda.

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.

Armin.

Ich that's, weil die Aesthetiker verlangen,
Daß sich der Held gleich charakterisire.
Doch jetzt zu etwas Anderm! Sprich, Thusneldchen,
Was haben wir denn heute für ein Datum?

Thusnelda (neckisch).

Von meinem Wandkalender riß ich gestern,
Wie täglich, eines der bedruckten Blätter
Und dieses Blatt — sieh hier! . . Kannst Du auch lesen?

(Thusnelda hält ein zerknittertes Blatt in der erhobenen Rechten, welches Armin zu erhaschen sucht. Stummes Spiel.)

Armin (gerührt).

Du kleiner Schäker! Zeige her!

Thusnelda (wie oben).

Nein, nein!

Hübsch bitten!

Armin.

Bitte, bitte, Thuselchen!

Thusnelda.

Und willst Du immer artig sein?

Armin.

Ganz artig!

Thusnelda.

Empfah' den Lohn für Deinen guten Willen.

(Sie giebt ihm das Blatt und einen Kuß.)

Armin (liest).

„Der vierte Junius des Jahres 7!"
Und gestern löstest Du dies Blatt? — (nachdenklich) Demnach
Wär' heut der sechste?

Thusnelda.

Ja, Du kluger Mann.

Armin.

War's nicht an einem sechsten Junius,
Als ich Dich sah zum erstenmal, Thusnelda?

Thusnelda (sinnig).

Seitdem vergingen wol der Jahre sieben,
Wir liebten uns, wie wir uns heute lieben!

Armin.

Am sechsten Juni war's des Jahres Null
Du warst ein Kind noch, ich war kaum ein Jüngling.
Ich ahnte wahrlich nicht, daß nicht Segest
In solchen Dingen mit sich spaßen läßt.

Nun besehen Sie sich diese Exposition einmal etwas genauer. Der Zuschauer erfährt auf der Stelle, daß die Handlung im Jahre 7 nach Christus im Teutoburger Walde spielt; er kennt die Hauptcharaktere: Thusnelda, die züchtige deutsche Jungfrau, die ihrem Geliebten eine siebenjährige Treue bewahrt, arbeitsam, zärtlich und neckisch; Armin in der Vollkraft des Mannesalters mit soliden Grundsätzen und scharfem Blick, der Rede mächtig wie des Schwertes kundig; er kennt auch den starren Segest, der seine Tochter Thusnelda mit einem sittenlosen Franzosen verheirathen will. Wir sehen also schon einen gewaltigen Conflict voraus, der ebenso neu wie wirksam ist: das Glück der Liebenden gestört durch den Vater, die Tochter im Kampfe zwischen der Leidenschaft des Herzens und kindlichem Gehorsam; dazu tritt, als eigentliches momentum agens, die nationale Frage mit ihren gewaltigen Erschütterungen: der Widerstand zwischen dem deutschen und römischen Element und der endliche Sieg des erstern. Wenn das keine Spannung ist, dann weiß ich's nicht.

Eines hat mir, wie ich nicht verhehlen kann, einige Schwierigkeiten bereitet: die Fixirung des Datums der ersten Begegnung zwischen Armin und Thusnelda. Christus ist am 24. December des Jahres 1 geboren, am 6. Juni treffen sich Armin und Thusnelda, also ein halbes Jahr vor Christi Geburt. Hätte ich geschrieben im Jahre 1 vor Christi Geburt, so wäre das nicht richtig gewesen, da dann die letzte Woche desselben Jahres auch als „vor Christi Geburt“ bezeichnet werden müßte, während thatsächlich die Geburt bereits stattgefunden hat. Ebenso wenig konnte ich schreiben, daß jener 6. Juni in das Jahr 1 nach Christi Geburt fällt, da Christus erst ein halbes Jahr später geboren ward. Ich glaube also, daß der Zeitraum vom 1. Januar bis zum Geburtstage Christi als das Jahr 0 angegeben werden muß, und das habe ich gethan. Sie sehen, mit welcher Gewissenhaftigkeit ich zu Werke gegangen bin.

Ganz besondere Wirkung verspreche ich mir von dem dritten Act. Es ist der Tag vor der Schlacht mit Varus. Armin ist sehr aufgeregt. Ich lege ihm einen Monolog in den Mund, in welchem er in prophetischer Ekstase Alles voraussieht, was in der neuesten Zeit passirt ist. Ist das nicht eine wunderbare Idee? Wenn Sie das Geheimniß bewahren wollen, so will ich Ihnen anvertrauen, daß ich diese Idee den Dramatikern Hugo Müller und Albert Lindner gestohlen habe. Der Erstere, dessen fruchtbarer Muse im Wallnertheater geopfert wird — und sie will keine anderen Götter haben neben ihm — läßt nämlich auch im „Onkel Moses“ vor den Augen des alten Mendelssohn in einer prophetischen Anwandlung die neue Synagoge erstehen, welche in allen Einzelheiten geschildert wird; der Letztere leiht im „Hund des Aubri“ seinem Goethe denselben prophetischen Sinn, er läßt Goethe jammern über die Versunkenheit des heutigen Theaters, welches nicht nur Vierfüßlern, sondern auch noch viel widerwärtigeren zweibeinigen Creaturen, die Cancan tanzen und Chansonetten singen, im geheiligten Tempel Thalia's einen Raum gönnt. Schaudervoll, höchst schaudervoll! Das einzige Malheur ist, daß der Schwerenöther Offenbach mit seinem Cancan und seiner grenzenlosen Frivolität leider viel geistreicher, witziger und amusanter ist, als viele der in höchst moralische Baumwolle eingewickelten Poeten, welche ihre Helden in die tadellose Tunica der sittlichen Entrüstung hüllen. Ich lasse also auch meinen Armin somnambuliren und mache das so:

Dritter Act.

Die Bühne stellt den Teutoburger Wald vor, im Hintergrunde Station Minden.

Armin (allein).

Die Stunde naht, entscheidend, fürchterlich.
Varus steht (nach rechts deutend) dort mit seinen Legionen.
Und meine Mannen sind (nach links deutend) hier aufgestellt,
Jetzt kann es losgehn — nein, es muß losgehn,
Es muß, wie Bismarck sagt, zum Klappen kommen,
Erkämpfen wollen wir das Recht zu sein
Die freien Herren eines freien Landes.
Wir annectiren Alles kraft des Rechts
Zu athmen, kraft des Rechts zu existiren.
O, kommen wird der Tag, da dieser Kampf
Noch einmal wird gekämpft auf deutschen Gauen,
Da Treitschke im Brustton der Ueberzeugung
Zum Kampf aufruft, damit der deutsche Nordbund
Uns mache stark nach Außen, steuernzahlend
Nach innen. Also steht's im Buch des Schicksals,
Ich seh' im Geiste schon den blutgen Sommer.
Ich seh' Georg den Welfen, Langensalza,
Seh' Herzog Ernst das weiße Schlachtroß tummeln
Hinter der Fronte, seh' den Bundestag
In tausend Scherben fallen, höre Frankfurts
Owehgeschrei ob all der Kriegeslasten
In Naturalien wie in blanken Gulden.
Ha! Jetzt rückt Preußen vor, schon steht's in Böhmen
Mit affenartiger Geschwindigkeit.
Der weise Benedek bleibt ruhig, wartet,
Entwirft den Feldzug nach Berlin und wartet,
Und wartet, bis er er endlich Prügel kriegt.
O Siegeswonne, Königgrätz, Te Deum,
Illumination und Einzugsfeier,
Berliner Fahrverein, o Siegeswonne!
Jetzt gilt's den Sieg auch practisch zu verwerthen.
Herbei Ihr Völker, wählt ein Parlament!
Wählt würd'ge Männer, wahre Volksvertreter,
Wählt Schweitzer, Mende, Fritsche, Försterling
Und auch den Wantrup, o vergeßt den nicht!
Denn Wantrup ist ein ehrenwerther Mann,
Und fast mein Landsmann, Schulrath dort in Minden.
'S ist eine schöne Gegend! Fragt nur Strosser!
Und überhaupt ist mir dies Ländchen werth:
Detmold, wo Freiligrath geboren ward
(Die Marmortafel kündet es dem Fremden)
Und Bielefeld, das immer Waldeck wählte,
Und den Gesangverein „Arion" birgt,
Denselben, der die Freiligrathsdenktafel
Errichtet und nie von sich reden macht.
Und südwärts stoßen wir auf Dortmunds Perle,
Den felsenfesten Liberalen: Wörle.

Doch will ich nicht mehr in die Weite schweifen,
Denn sieh' das Gute liegt so nah (nach links deutend), liegt dort,
Wo unsre Frauen tanzen, Stuten grasen —
Das Schlachtroß steigt, und die Trompeten blasen:
Husaren heraus!

Ich weiß wol, daß die letzten dritthalb Zeilen einige Anklänge an Minckwitz, Schiller und Arndt enthalten und daß ich Gefahr laufe, dem Zorn eines literarischen Bravo zu verfallen, indessen ich fand keinen geeignetern Abschluß und deswegen will ich's riskiren. Und außerdem läßt die Vorsicht von Zeit zu Zeit nicht nur Gräuelthaten, wie den Mord bei Pantin geschehen, um das getrübte Rechtsbewußtsein des Volkes zu wecken und dem Justizminister Leonhardt Material zur Vertheidigung der Todesstrafe an die Hand zu geben, sondern sie gestattet bisweilen auch dem Marsyas, daß er den Apoll schinde. Der Abwechslung halber.

Nun sagen Sie mir ganz offen, lieber Freund, wie Ihnen mein Nationaldrama gefällt. Sie brauchen sich gar nicht zu geniren, Sie können mir ganz unverhohlen die Wahrheit sagen.

Ich mache es gerade wie die Schauspieler: jede anständige Kritik, auch wenn sie noch so vernichtend ist, acceptire ich mit bestem Dank, aber unglücklicherweise finde ich alle mich rügenden Kritiken unanständig. Ich vertrage sehr gut die Wahrheit, wenn sie angenehm ist. Ich respectire sowol die schärfste Verurtheilung wie das überschwänglichste Lob der Kritik, die Verurtheilung, wenn ein Anderer darunter zu leiden hat, das Lob, wenn es mir gespendet wird. Also, ich wiederhole meine Bitte; sagen Sie mir ganz unbefangen Ihre Meinung, aber sorgen Sie dafür, daß ich damit einverstanden bin.

Und nun zum Schluß noch eine persönliche Bemerkung: die Versuche des Herrn Professor Minckwitz, des Dichters der „Völkerschlacht", seine literarische Bedeutung gerichtlich feststellen zu lassen, scheinen chronisch zu werden. Vielleicht ist Ihnen noch erinnerlich, daß mich der Dichter wegen meiner enthusiastischen Besprechung seines Epos verklagt hat — das Urtheil ist bis jetzt noch nicht gesprochen — und daß ich meiner Freude über diesen Proceß in dem meiner Besprechung folgenden Briefe Ausdruck gab. Ich schilderte den möglichen Verlauf der Verhandlungen vor den Geschworenen, ich ließ mich zu schweren Strafen verurtheilen, — ein Beweis, wie schuldig ich mich fühlte — und glaubte, dadurch dem schwergekränkten Dichter eine anständige Genugthuung gegeben zu haben. Aber fehlgeschossen! Auch mit diesem Briefe ist Professor Minckwitz unzufrieden und er hat mich zum zweitenmal verklagt. Und das Schlimmste ist, daß ich diesmal das mir zur Last gelegte Vergehen einräumen muß. Herr Professor Minckwitz hat mich nämlich beschuldigt, daß ich seine dichterische Thätigkeit in der Oeffentlichkeit herabzusetzen versucht hätte. Erröthend habe ich zugeben müssen, daß dies allerdings meine Absicht gewesen sei. „Frage nicht, wie soll das enden!"

Im Uebrigen verbleibe ich, wie Sie wissen, mit vollkommenster Harmlosigkeit Ihr

Kleinstädter

Im Rauchzimmer.

Anderswo verkünden die Störche den Frühling, oder die Schwalben, oder die Staare — kurz, irgend eine Species von Zugvögeln. Hier in Berlin verkünden ihn die Droschkenkutscher, oder vielmehr sie beschließen ihn, sie machen ihn. Eines Tages öffnen sie ihre wackligen Fahrzeuge, schlagen das Leder zurück, packen die Fenster ein und sagen: der Frühling ist gekommen; so wie in altmodigen Städten die Laternen nicht angesteckt werden, wenn Mondschein im Kalender steht. Unsere Zugvögel, die Droschkenkutscher nämlich, machen Frühling aus Sparsamkeit (um das kostbare Leder und Glas ihrer Fahrzeuge zu schonen), und was das Schnurrigste dabei ist, die Berliner glauben ihnen. Flugs sitzen sie in Winterpaletots unter offenem Himmel und trinken Bier auf Gartenstühlen bei fünf Grad. Ich habe niemals ein leichtgläubigeres Volk gesehen. Aber es muß doch nun wohl Frühling sein, denn die Zeichen trügen nicht. Die Droschken sind geöffnet und die Kaffeegärten wimmeln von Gästen. Noch ein Zeichen: das Zollparlament tagt. Es ist nämlich ein feiner Zug unserer Bundespolitik, unsere refractären Brüder aus dem Süden bei uns zu versammeln, wenn der Wonnemond unserer Stadt ganz besondere Reize leiht. Armer Kolb! Beklagenswerther Volksvertreter für Kaiserslautern-Kirchheimbolanden! Du wirst den Flieder hier nicht blühen sehen! Du wirst keine Oderkrebse bei uns essen, auch keine Kibitzeier, auch keinen Spargel, die im Berliner Sandboden so vortrefflich gedeihen!

Es scheint also, daß der Winter wirklich vorüber, und wir dürfen sein Testament machen. Was hat er uns gebracht? Eine Reihe der glänzendsten Feste, Bälle, Soiréen, Diners; eine brillante Saison liegt hinter uns. In keinem vorhergehenden haben wir so sehr das Gefühl gehabt, auf dem Weg einer Weltstadt zu sein und uns an die Repräsentation einer Großmacht gewöhnen zu müssen. Man macht unsere Celebritäten, unsere Cultur und unsere Gesellschaft zu Gegenständen eingehender Studien. Früher ging man nach Paris, wenn man ein interessantes Buch schreiben wollte; heute geht man nach Berlin. Herr Vilbort schreibt „Das Werk des Herrn von Bismarck"; Herr Cherbulliez schildert die politischen Kreise und Herr Hillebrand die Gesellschaft von Berlin. Aber nicht die „Revue des deux mondes" allein ist es, welche Berlin anerkennt und ihre Botschafter bei uns beglaubigt. Wir haben auch die Genugthuung gehabt, die Gesandtschaft des himmlischen Reichs bei uns zu empfangen und haben jetzt ein Recht, einzustimmen in die Trauer um den frühzeitigen Tod ihres genialen Führers, des schönen, des kräftigen Mr. Burlingame, den wir in voller Heiterkeit und Lebensfrische im Februar von uns scheiden sahen, um ihn vier Wochen später auf seiner letzten Reise zu sehen, in einem Sarge, bestimmt für den überseeischen heimischen Boden. Endlich haben wir auch die siamesischen Zwillinge bei uns begrüßt. Sie hatten eine Art finanziellen Mißtrauens gegen das Land der Dichter und Denker; aber es ist Herrn Renz gelungen, dasselbe zu besiegen und Dank seiner Initiative haben wir auch nach dieser Seite hin den Beruf Berlins als der bahnbrechenden Stadt Deutschlands bewiesen.

Inmitten all' dieser Auszeichnungen und Ehren hat Berlin auch in dieser neuen Phase seiner Entwickelung nicht darauf verzichtet, im eminentesten Sinne eine wohlthätige Stadt zu sein. Das war sein Ruhm in den Tagen der Gemüthlichkeit und niedrigen Steuern; und es hat sich denselben nicht nehmen lassen, auch jetzt nicht, wo der Mann an der Spitze unserer Finanzen steht, der das geflügelte Wort gesprochen: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf“ — oder um der Wahrheit und dem Registrator der geflügelten Worte, Herrn Büchmann, die Ehre zu geben: „Bei Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf.“ Nun aber ist in Berlin Alles zur Geldfrage geworden. Unser Reichthum drückt uns, wir wissen nicht mit ihm wohin? Die Börse kann ihn nicht mehr bewältigen, und in Austern, Champagner und Gemälden kann man ihn doch auch nicht ganz verthun. Deshalb planen wir neue Straßendurchbrüche, projectiren wir großartige Passagen und Monstrehôtels, begründen wir einen Crédit foncier. Unser erster Paragraph lautet: Jeder kann reich werden. Die Millionen liegen in der Luft, die Straßen sind mit Gold gepflastert: wer nur zuzugreifen versteht, der hat es. Aber dennoch, trotz dieses allgemeinen Haschens nach dem Glück, hat das Herz der Berliner nicht gelitten. In bitterer Winterkälte brennt eine Stadt in unserer Nachbarschaft ab: kaum zehn Tage vergehen, so erklären die Bedrängten, die Gaben an Geld, Lebensmitteln und Kleidungsstücken seien so reichlich geflossen, daß man Nichts mehr annehmen könne, da die Hülfe den Verlust schon bei Weitem übersteige. Dann sinkt das Thermometer, sinkt und sinkt immer tiefer — das Elend schreit zum Himmel, der es aber, mit Eis gepanzert, nicht zu erhören scheint, als ob er sehen wolle, was die Reichen für die Armen thun können? Und er soll sich nicht getäuscht haben; ein Mitbürger unserer Stadt reicht den Hungernden Nahrung, den Frierenden Holz und für das Heer der Obdachlosen sorgt ein Bazar, an dem sich mit einer ebenso rastlosen als erfolgreichen Thätigkeit die edelsten Frauen unseres Bürgerstandes betheiligen. Nur zwei Kategorien von Unbarmherzigen giebt es in Berlin: die Hausbesitzer, welche ihre Miethen auf das Unerhörteste steigern; und der Magistrat, welcher die Miether für das Unglück, gesteigert worden zu sein, noch mit erhöhten Miethssteuern straft.

Ueber unserer Schriftstellerwelt hing während des letzten Winters das Damoklesschwert des Braun'schen Antrags. Indessen ist die Gefahr glücklich vorübergegangen, und ein Jeder, der zu dieser Republik gehört, kann sich jetzt mit einiger Ruhe dem Traum hingeben, dreißig Jahre nach seinem Tode noch unsterblich zu sein. O, wie gut, daß Niemand seinen Tod überlebt, als Zeuge dieser dreißigjährigen Unsterblichkeit!

„Unser Grab erwärmt der Ruhm —
Thorenworte, Narrenthum . . .“

singt Heine in seinen „letzten Gedichten“. Wir hüten uns wol, hinzuzufügen, was nach seiner Meinung „eine bessere Wärme“ giebt; wer es aber noch nicht wissen sollte, der kann es im „Epilog“, Band XVIII, Seite 352, lesen.

Wie in politischer und socialer, scheint naturgemäß auch in literarischer Beziehung Berlin immer mehr die Centralstadt Deutschlands zu werden; und man kann wenigstens so viel jetzt schon sagen, daß die Mehrzahl der bedeutenden Romane von Berlin ausgeht. Auerbach's „Landhaus am Rhein“ eröffnete die Saison, während Gutzkow's „Die Söhne Pestalozzi's“ am Ausgang derselben erschien. Beide Romane behandeln die Frage der Erzie-

hung; aber während Auerbach dieselbe mehr didactisch, in ruhiger Vortragsweise zu lösen sucht, versetzt Gutzkow uns in eine bewegte Handlung, die den Leser in hohem Grade spannt. Auerbach's Roman ist eine Schatzkammer schöner Gedanken, man wird ihn nicht aus der Hand legen, ohne sich bereichert zu fühlen; allein eine unterhaltende Lectüre im Sinne des Gutzkow'schen Romans ist er nicht. — Von Publicationen geringern Umfangs erwähnen wir aus der ablaufenden Saison eine neue Sammlung „Novellen von Otto Roquette", die uns den Verfasser nicht nur in der heitern Laune des Sängers von „Waldmeisters Brautfahrt", sondern in einer der Erzählungen („Peter Weyrich's Haus") auch der Behandlung tragischer Conflicte gewachsen zeigen. Ferner seien genannt die gemüthvollen Erzählungen Friedrich Adami's „Kleine und große Welt", mit ihrem sorgfältig und sauber ausgeführten historischen Hintergrund. Ein allerliebstes Buch im Tone der französischen Causerie sind die „Berühmten Liebespaare" von F. von Hohenhausen, eine Galerie glücklich und unglücklich Liebender — jedes Portrait gleichsam in einem Rahmen, der zu dem Geschmack der Zeit stimmt. Prinz Georg hat uns unter dem Pseudonym „G. Conrad" seine „Dramatischen Werke" gegeben, unter denen die mit Beifall aufgeführte „Phädra" und „Katharina Voisin"; und von Paul Heyse erhielten wir „Die Göttin der Vernunft" ein Stück aus der französischen Revolution, so voll Feuer und Kraft, so echt dramatisch und wirksam, daß wir es tief beklagen, ein solches Stück von unserer Hofbühne ausgeschlossen zu sehen. Aus welchen Gründen? Wir wüßten solche kaum zu nennen. Denn die Revolution quand même ist durch kein Hoftheater-Reglement verboten. Wir haben „Die Stumme von Portici", welche sogar eine Revolution hervorrief; haben Raupach's und Victor Hugo's „Cromwell". Freilich ist die französische Revolution aus einem „gar besondern Saft" gemacht. Allein was von ihr todt ist, würde durch eine Aufführung nicht neu belebt; und was von ihr in uns Allen lebt, wird nicht getödtet werden durch ein Theaterverbot.

Einen großen Succeß hatte unsere Hofbühne während der letzten Saison: Adolf Wilbrandt's „Graf von Hammerstein". Dieser Erfolg wird um so bemerkenswerther dadurch, daß die Kritik sich in dem seltenen Falle befand, einer Meinung mit dem Publicum zu sein. Wir haben lange kein poesievolleres und zugleich wirksameres Stück über die Bretter gehen, noch ein Publicum tiefer ergriffen, lebhafter bewegt gesehen, als in der ersten Vorstellung. Es ist seitdem häufig wiederholt worden und steht fest auf unserm Repertoir. Ein gleiches Schicksal ist der „Sophonisbe" Geibel's nicht zu Theil geworden, obwol diese Tragödie so reich an Schönheiten und selbst dramatischen Effecten ist, daß es dasselbe vielleicht verdient hätte. Brachvogel's „Harfenschule" reiht sich seinem „Narziß" an; es ist ein zündender Funke darin, das ist nicht zu leugnen. Denn er hat gezündet, wie die Zahl der Aufführungen beweist. Allein der feinere Geschmack fühlt sich vielfach verletzt; dieser eminenten theatralischen Begabung fehlt die Weihe der künstlerischen Vollendung. — Viel feiner und durchdachter, bei einer gleichfalls sehr bedeutenden dramatischen Disposition, erschien uns Paul Lindau in seinem Erstlingswerk, dem Schauspiel „Marion", welches im Victoriatheater aufgeführt ward. Was dem Stücke fehlt, ist leicht zu sagen: eine sympathische Figur; der Dichter fesselt unsern Geist, aber er läßt unser Herz kalt bis zu dem Punkte, wo wir die Heldin im tiefsten Unglück sehen. Das Unglück freilich, selbst das verschuldete, hat die Kraft und Gewalt, uns zu rühren.

Aber auf Mitleid allein läßt sich ein tragischer Antheil nicht begründen. Trotzdem ist das Stück so dramatisch gedacht und so geschickt gearbeitet, bietet es einen solchen Wechsel unterhaltender Scenen und ist so glänzend ausgestattet mit einer Menge überraschend feiner Züge, daß man dies erste Auftreten Lindau's als einen Erfolg bezeichnen kann, der ihn hoffentlich nicht zu lange ruhen lassen wird, um uns ein neues Stück zu geben, mit einem Helden oder einer Heldin, dem oder der wir nicht erst im letzten Act unsere Theilnahme, sondern schon in dem ersten unsere Bewunderung oder unsere Liebe widmen dürfen.

Die Novitäten unserer Oper waren Gounod's „Romeo und Julia", welche spurlos vorüberging, und „Mignon" von Thomas, welche Dank der Meisterleistung der Frau Lucca einen Erfolg hatte, der aber nicht der Oper, sondern eben nur der Frau Lucca galt. Wer würde die Banalitäten der Musik nicht gern erdulden, wenn er weiß, daß er dadurch entschädigt wird, Frau Lucca „Kennst Du das Land?" singen zu hören? Nicht sowol langweilig, als vielmehr trivial ist diese Oper; allein die Erscheinung unserer Mignon adelt sie. — Und nun wäre der Moment gekommen, um von den „Meistersingern" und Richard Wagner zu sprechen. Allein das Rauchzimmer, diese Stätte, wo die Leidenschaften schweigen, ist nicht der Ort dafür. Denn unmöglich zu rauchen, wenn man nicht im Besitz seiner vollkommenen Ruhe ist. Auch haben die werthen Freunde, mit denen ich die Genüsse des Rauchzimmers theile, neuerdings ein Statut erlassen, welches diesen Gegenstand an dieser Stelle jemals zu berühren verbietet. Wir haben es erfahren, daß in unserer sonst so stillen Brüderschaft der heftigste Streit entbrannte, sobald die Rede nur auf die Meistersinger kam, daß Parteien sich bildeten und Scenen drohten, welche nicht zu ihrem Vortheil an das Finale des zweiten Actes gemahnten. Es ist daher beschlossen worden, einen sachverständigen Beobachter um sein Urtheil in einem der nächsten Hefte des „Salon" zu bitten; und da derselbe weder ein Jude noch ein Raucher ist, so glauben wir Alles erfüllt zu haben, was Richard Wagner selbst verlangt, indem er seinem Meistersinger Hans Sachs das Wort in den Mund legt:

„Der Merker werde so bestellt,
Daß weder Haß noch Lieben
Das Urtheil trübe, das er fällt."

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Der Salon.

Jeremias und die schöne Vincenzia.

Novelle von **Werner Maria.**

„Ich sprach zum Lachen: Du bist toll;
und zur Freude: Was machst Du?"

Ich bin ein grämlicher alter Junggeselle voller Schrullen und was das Schlimmste davon ist, ich weiß es — und mag nichts daran ändern.

Wie der Maulwurf sein dunkles Loch nicht missen kann, wie ihm sein Fell, seine verkniffenen Augen eigen sind, so ist mir diese Art eigen von Jugend auf.

Von den Thieren verlangt man nicht, daß sie die Natur ändern — nur von den Menschen; da soll Einer lustig sein, der traurig geschaffen ist, Einer Novellen schreiben, der Lieder dichtet, Einer springen, der kaum gehen kann — genug, immer das Unmögliche, Unerreichbare.

Nun, laß sie träumen, die armen Narren! — Weiß doch jeder gescheidte Mensch, daß er hier in der Welt im Narrenhaus ist.

Warum schreib' ich dies Alles? — Weil ich auch ein Narr bin, weil mir auch ist, als müßt' ich meinen Ton in den allgemeinen Lärm hineinschreien — sagen: seht, so war's! — so war die Blume, die ich sich entfalten sah. Soll ich den Fuß darüber hingehen und ihre vergilbten Liebesblätter verwehen lassen, ohne Euch zu sagen: „Seht sie Euch an." — Ich vermag es nicht. — Es ist mir, als wollt' ich etwas Lebendiges begraben und in die Erde thun. Es reckt sich wieder empor und läßt mir keine Ruhe.

Ich glaubte nicht, daß es Dergleichen gäbe; meinte, die ganze Welt sei so grämlich wie ich, wenn es nur schlimm genug mit ihnen käme. Hier ist ihr Bild; ihr Mann hat es noch gemacht. — Er war ein großer Künstler, die Leute sagten, er male statt mit Farben mit Licht. — Licht ist auch in den Augen, ein Lächeln, als wollten sie reden.

Aber wie sie lachen konnte! — Hätte er das malen können! — Das konnte Keiner. — Ihr sonniges Haar! Das schon eher — aber der Glanz ist auch nicht da; verschwunden ist er. — Nicht einmal die Locke, die sie als Braut dem Geliebten schenkte, hat ihn behalten dürfen. Das todte Haar ist schauerlich. Was nur die Menschen davon haben, Vergängliches aufzubewahren, wenn das Unvergängliche von ihnen genommen ist?

Fort damit — es riecht nach den Grüften; es spricht von Tod und Verwesung.

Trockene Blumen, Jeremias! — sie zerfallen in Deiner Hand. Ihr waren sie werth und lieb; galten in ihrem Leben wie Zeichen, die man in ein Buch legt. — Das Buch ist aus; was sollen sie noch? Bald

wird Keiner mehr da sein, der ihre duftenden Räthsel löst. — Sie haben recht, daß sie voran gehen, ehe das Geistige verweht.

Wir waren verwandt, unsere Mütter Schwestern. Ihre hatte ein reiches Loos, meine eine Niete gezogen. — Die Reiche wollte es der Armen gut machen, unser Tauftag wurde zusammen gefeiert. Es gab ein großes Doppelfest. Man hat mir oft erzählt, wie wir Beide zum Nachtisch unsere Aufwartung machten. Wie wohlhäbig und vergnügt sie ausgesehen in ihrem Spitzenkleidchen, wie grämlich ich; wie mein eigener Großvater, sagten die Leute. Sie fanden es ganz natürlich; es ging schlecht zu in unserm Haus. Der Vater speculirte immer mit Unglück auf Glück; die Mutter rechnete darauf, ehe sie es hatte.

Mit Thränen war ich genährt; warum sollte ich lachen? Jammer und Noth waren meine Wartefrauen. Die Mutter schlug sich noch eine Weile mit ihnen herum — dann wurde es ihr zu viel, noch dazu mit einem Schreihals wie ich, der sich wehrte, tobte und durchaus die Existenz nicht annehmen wollte, die ihm geboten war. — Sie machte sich fort aus dem Leben.

Der Vater kümmerte sich nicht um mich, ich wuchs auf unter grauem Himmel, wie die meisten Menschen; ein verdrießliches, kränkliches Kind, das immer seiner Zeit voraus war, nämlich herausgewachsen aus den Kleidern. Der Vater sah es nicht — er ging der Fährte des Glücks nach, wie der Hund dem Wild. — Mich interessirte diese Jagd nicht. Glück! — ein sehr zweifelhaftes Ding, um ihm so athemlos nachzulaufen.

Man konnte nicht sagen, daß ich neidisch war; ich hatte eine Art ingrimmiger Weltverachtung.

„Wartet nur", dacht' ich; „bei irgend einem Zipfel wird Euch das Unglück schon packen, Ihr lustigen, aufgeputzten Eintagsfliegen" — und so kam es auch — hier — dort — sah ich sie stürzen mit verbrannten Flügeln oder erstarrt in ungewohnter Kälte. — Ich schmunzelte und freute mich, daß sie nun auch wüßten, was Leben heißt.

Alle Sonntage kroch ich heraus aus meiner dunklen Höhle im Hintergäßchen, wo nicht Sonne, noch Mond hineinsah. — Es ging viel Gold durch unsere Finger, aber nie hab' ich dessen Glanz verspürt; schmutzig, dunkel, eingeengt wohnten wir wie von seinem Dämon geneckt und beherrscht.

Also alle Sonntage kroch ich heraus und war eingeladen in das große Haus meines Onkels.

Das war, als ob Einer aus der Nacht an das Tageslicht kommt. Gold war auch hier die Losung; aber hier zeigte es sein verführerisches Wesen, hier glänzte es, hier ließ es sich halten.

Das Landhaus lag vor der Stadt, mit Kuppeln und Krönchen verziert. Wie eine kokette Schöne bespiegelte es sich in einem künstlichen See, auf dem getriebene Lotos schwammen. Der Park umgab es stolz; seine alten Bäume waren aus wer weiß welchem vergessenen Winkel durch Gold der Natur abgerungen, hierher geschleppt. In den Glashäusern reiften ausländische Früchte, wenn man sie haben wollte, man

brauchte nur zuzugreifen; die Trauben hingen Einem in den Mund, aber so viel die Reichen der Natur auch abzwingen und abdringen, es hat doch nicht die rechte Würze zur falschen Jahreszeit.

Stumm und verachtend ging ich neben der Erbin all' dieser Reichthümer her, mich groß fühlend in dem Gedanken, daß ich diese Freuden verachte. Manches Mal sah sie mich verwundert an, wenn ich die Frucht, die ihr doch so gut schmeckte, zurückwies, oder mit den Schultern zuckte über ihr kindisches Lachen. — Muhme Vincenzia und ich waren dazumal klein; jung bin ich nie gewesen. Jung sein, heißt sorglos sein, ich aber bin mit der Sorge geboren. Sie dagegen sah aus wie ein Ding aus einer andern Welt, als brauche man ihr nur ein paar Flügel anzuheften. Ihr Kleid war immer weiß.

Ich besinne mich noch, wie ich sagte: „Dein Kleid wird auch nicht immer rein bleiben, Vincenzia; es ist recht dumm, daß sie es Dir angezogen haben, nun kannst Du nicht mit mir in den Wald gehen — da giebt's Flecke! Mit solchem Staat kann man nichts thun, als auf goldenen Stühlen still sitzen, bis Jemand kommt, der Einen herunter wirft, um sich selbst darauf zu setzen."

Sie lachte. „Das wollte ich doch sehen, wer so bös wär', mich hinunterzuwerfen; aber wegen der Flecke mache Dir keine Sorge, ist's nicht mehr rein, wird's gewaschen. — Weiße Kleider giebt's genug in der Welt."

Ich führte sie damals absichtlich recht tief in die Nässe, denn es ärgerte mich, daß sie's so leicht nahm mit den Flecken und so sicher war, gleich wieder rein zu sein. — „Die soll einmal sehen", dacht' ich, „daß nicht alle Wege gebahnt sind und wie unbequem und unsauber die Welt ist außer ihrem kiesbestreuten Park. — Einmal muß sie es ja doch erfahren."

Das Kind lief neben mir her, ohne zu klagen, immer mit den lustigen Augen, obgleich der Rock längst unkenntlich war und die kleinen Füße kaum fort wollten.

„Warum", frug sie, „hast Du mich so schlecht geführt, Jeremias? Wir hätten viel mehr Spaß haben können, ich weiß dort Wiesen voll Blumen und Erdbeeren."

„Auf den Spaß kam's nicht an", erwiederte ich barsch; „Du solltest etwas lernen, Vincenzia."

Sie sah verwirrt auf ihre zerstörte Persönlichkeit.

„Du solltest lernen, daß nicht Alles rosig ist auf der Welt."

Sie schlug ihr helles Gelächter auf. „Muß man das lernen, Jeremias, wenn's Einem gut geht? Man glaubt es ja doch nicht und wer weiß, Mancher braucht's auch nicht. Ich schüttele mir's ab wie der Fido das Wasser, als wir ihn in das kalte Bad warfen."

„Wenn das nur immer so geht", antwortete ich, und vor meiner schwarzen Seele stieg wie ein Flor alles Unglück auf, das sie betreffen könnte. — Ich erzählte ihr so Einiges, sie hörte zu, als sei's ein interessantes Märchen; aber kaum war ich zu Ende, fing sie wieder an zu

lachen und sich zu freuen über irgend ein dummes Ding, das nicht der Mühe werth war.

Alles zeigte ich ihr, was schadhaft war — den Spalt an der Lieblingspuppe, den Wurm in der Knospe — sagte den Tod der Schooßthiere voraus. Sie sah es dann wol, weinte auch darüber, verdoppelte ihre Zärtlichkeit; aber die verrätherische Freude brach immer wieder durch in den lustigen Augen.

Sie verfolgten mich ordentlich bis in meine dunkle Kammer, als spotteten sie über mich, über alles Elend, als gäb's keines für sie.

„Vincenzia", sagt' ich ihr oft, und wurde ganz gelb vor Zorn, „Du hast ein zu leichtes Herz und es geht Dir zu gut; Du wirst nichts lernen und überhaupt vom Leben nie etwas wissen."

Sie sah zu mir hinauf, verstand, daß ich sagte: „Da reichst Du nicht hin", erröthete beschämt und schwieg.

So erwuchsen wir mit einander. Mir wurde das Leben immer mühevoller, dorniger; es war, als stolpere ich nur so vorwärts über Gestrüpp und Wurzeln. — Vor ihr dagegen lag's wie eine sonnige Landschaft, überall Blumen am Weg.

Sie war schön geworden. Erst hatte ich immer gedacht: Die bleibt zu klein; aber plötzlich, als wär's eine Lilie, schoß sie hoch auf und stand da in voller Herrlichkeit. Oftmals frug sie: „Jeremias, was starrst Du mich immer so trübselig an? ist etwas Unrechtes an mir?"

„Nein", sagte ich, „es ist nur Alles zu schön und zart; das kann doch nicht so bleiben."

„Gewiß nicht, da sei nur getrost; wenn Du nur Geduld hast, werd' ich so runzelig wie die alte Gartenliese. Du wünschest es wol recht, hättest mich dann wol lieber?"

„Nein", antwortete ich verstimmt, „es wäre mir ganz fatal, wenn ich Dich so verschrumpfen sähe und grämlich werden."

„Ach was", rief sie, „warum sollte ich das werden? Dann sitz' ich ganz vergnügt im Kreis meiner Kinder und Enkel, lasse mich pflegen, erzähle ihnen von meiner Jugend, o" — fuhr sie fort, sich erwärmend, „es muß wunderhübsch sein, solch' eine fröhliche, alte Großmutter zu werden!"

Bei den vielen Festen, die im Haus gegeben wurden, stand ich in einem Winkel des Saales und guckte nach ihr hin. „Sie werden ihr die Seele vergiften", dacht' ich, wenn die jungen Herren so um sie herscherwenzten, wie die Motten um das Licht. — „Ja, nicht nur Geld hat sie, schön ist sie auch, so Eine möchte Jeder haben! Werth hält sich der albernste Tropf dessen — die Kriecher! Ich wollte, ihre schwarzen Herzen enthüllten sich alle auf einmal. Das wäre ein Anblick!" Ihr sagte ich es auch; sie lachte hell auf. „Es wäre schrecklich", rief sie; „aber Du, Jeremias, Du bist noch viel schlimmer. Sie hängen doch noch ein Mäntelchen darüber, Du trägst Deinen schwarzen Sinn obenauf wie einen Schmuck."

Vincenzia zeichnete und malte; — es nahm kein Ende der Bewunderungen; sie freute sich des Lob's. — Das boste mich, daß sie sich über die lügenhafte Menschheit freuen sollte.

„Die machen Dir Alle etwas weiß", sagte ich; „wärst Du ein armes, bedürftiges Wesen, Du solltest sehen, welcher Beifall Dir würde! Dein Johannes hat einen Kopf wie eine Kohlrübe und der heiligen Anna wird das Buch vom Schooß rutschen, woraus sie der schiefen, kleinen Person, die über das Buch hinaus guckt, lesen lehren will."

Sie sah mir über die Schulter. „Du hast mir die Augen aufgemacht", sagte sie; „jetzt sehe ich Alles — grad' wie wenn sich eine verzauberte Gesellschaft auf die unangenehmste Weise entzaubert. Schade! ich wollt', ich wär' wieder blind!"

Das ärgerte mich nun noch weit mehr.

„Wer die Wahrheit nicht ertragen kann, muß sich zur Lüge halten", rief ich; „laß Dich beschmeicheln, verhätscheln, bis Du nicht mehr rechts von links unterscheiden kannst."

„So meint' ich's nicht", antwortete sie; „nur meine Kunst, die ist so zart, schwach und wackelig, die verträgt's nicht, daß man sie so unsanft hinstößt, sie könnte daran vergehen."

Ich schwieg, denn es traf mich. Zur Zeit malte ich Etwas; wäre ich reich gewesen, hätte es ein brillantes Dilettantentalent abgegeben, zum Künstler reichte es nicht zu — das Genie war mir zu knapp, die Kritik zu groß zugemessen. Ehe ich noch den Schwanz der Krähe fertig hatte, sah ich, daß sie nicht lebensfähig war; nun laufen zwar viele solche Krähen herum und sind darum doch bewunderungswürdig, vielleicht gerade deshalb, denn ist es nicht wunderbar, wie lebendig oft solch' ein verzeichnetes Ding aussieht, und ein anderes, anscheinend richtiges, todt — es ist aber damit wie mit der Seele, wo sitzt sie im Menschen? — Verzeichnet ist übrigens Alles — Carricaturen, wohin man sieht, und die Natur macht die schlimmsten.

Also: ich war ein zu großer Kritiker, um ein guter Künstler zu werden; der muß unschuldig sein, wie ein Kind, das selbst nicht weiß, daß es die Engelsmanieren noch an sich hat.

Unschuldig genug war Vincenzia — ein Lamm; sie fand selbst Alles wunderschön, was sie zeichnete; aber da fehlte es wieder an Genie. — Eine verdrehte Wirthschaft auf Erden, dem Einen fehlt der Rock, dem Zweiten wieder die Aermel dazu, Alles bunt durch einander gewürfelt — Keiner kann dem Andern aushelfen, so gehen sie geflickt, zerlumpt, erbärmlich umher und beneiden sich unter einander um die glänzenden Lappen.

Sie führte ein sehr lustiges Leben. Vom Morgen bis Abend nichts als was sie Vergnügen nannte, ein wirrer Rausch von Freuden, die mir Lasten schienen, denen ich vor Ende des Tages mit Widerwillen den Rücken gekehrt hätte.

Abends, wenn sie spät nach Hause kamen und ich an der Treppe wartete auf einen Gruß, sprang sie herauf, als wär's nichts, schüttelte ihr fröhliches Haupt und rief: „Ach, Jeremias! es war wundervoll, ich möchte den Tag gleich wieder von vorn anfangen!"

Manches Mal lag ich lang noch wach in meiner ruppigen Kammer

und sah die Vincenzia in aller Fröhlichkeit vor meiner Seele tanzen und lachen und immer wieder, wie man Jemanden am schwindelnden Abgrund stehen sieht, dachte ich an den Tag, der an Alle kommt, an den Tag, wo ihr die Welt ihr wahres Gesicht zeigen würde.

Er kam bald. — Der Vater fallirte; er war ein fröhlicher Lebemann gewesen, liebenswürdig, wie es die Leute nannten, nämlich Jedem bequem; von ihm hatte Vincenzia die lachenden Augen und das blonde Haar. Was so Einer thut, wenn das Unglück kommt, weiß man schon — er geht ihm aus dem Weg; wenn es nicht mehr anders zu machen ist, durch den Tod.

Frau und Kind — daran denkt er natürlich nicht. Er denkt überhaupt gar nichts, er will nur mit der Sache nichts mehr zu thun haben.

Ich fand die Beiden im hintersten Winkel des Hauses. Die Mutter lag krank auf dem Bett; die arme Seele! Sie war kaum für das Glück kräftig genug gewesen. Vincenzia kauerte neben ihr, wie ein unglückliches Vögelchen, dem im Flug der Flügel gebrochen ist. Sie weinte nicht, aber ihre trostlosen Augen suchten mich. „Jeremias", sagte sie, „ich glaube, mein Herz ist todt."

„Das stirbt nicht so leicht", antwortete ich, „das kann mehr Noth vertragen, als Einem lieb ist."

Troſtreden waren nie meine Stärke und es peinigte mich, daß ich ihr Leiden so bitter fand. Aus sollte schon Alles sein!... O nein, das wäre bequem! Dies war nur der Anfang von einer Kette niedrigen Jammers, die ich voraussah, in der langsam diese glänzenden Augen erlöschen würden und das Lachen verlernen, wie so Viele.

Ich ging hinauf zu dem Todten. — „Der ist glücklich", dachte ich, und zürnte über ihn, daß er sich fortgemacht hatte. „Dies Herz ist wirklich todt — oder vielmehr, es war wol nie lebendig. — Das Bequemste bleibt es."

Keiner der Freunde, die sonst das Haus umschwärmten, war zu sehen. Die Einen waren zu reich und glücklich, die hatten bessere Dinge vor; die Anderen waren zu arm, mit eigener Noth beschäftigt — der Strom ging eben drüber fort und wer nicht mehr mitschwimmen kann, bleibt zurück.

Freunde! Wie viel giebt es denn in der Welt? Jeder sucht seinen Vortheil zuerst; Einer nennt's Familienliebe, Jeder hat einen noblen Titel, hinter dem er seinen Egoismus versteckt.

Ich kenne sie Alle und kann's ihnen nachrechnen; treulos ist der Mensch von Natur. Wie sie ihre Interessen hier verfolgten in dem geselligen Treiben dieses glänzenden Hauses, und wie sie es verließen, wie die Ratten ein leckes Schiff, als es zu sinken begann!

Im Vergnügen hat man sie die Fülle, wer elend ist, bleibt einsam! — Nicht, als gäbe es nicht genug Elende, die sich zusammen thun könnten, nein — der Schmerz ist auch egoistisch — allein will er sein, denn Jeder hält den seinen für den größten und fürchtet, daß man an seine Krone rühre.

Zu Denen gehörst Du, Jeremias; weggebissen hättest Du die schmucken Leute, wenn sie nicht von selbst gegangen wären — eine Art Wollust ergriff Dich, daß sie im Leiden Dir näher gerückt sei — was wolltest Du denn eigentlich? Wolltest Du sie als Frau in Dein schmutziges Loch führen, in Dein Elend? — Nichts wollt' ich von den Weibern, von Niemand wollte ich Etwas; überhaupt von der ganzen Welt nichts, nichts von all' dem Plunder, der sich in der Hand aus Gold zu Asche verwandelt, Nichts von dem armseligen Leben, das nirgends ausreicht und Krankheit und Tod zum Schluß hat. Neugierig war ich nur, ob sie wieder lächeln würde — es kam grob — armes Ding; die leichten Herzen kommen auch nicht durch, im Gegentheil.

Ich versuchte, die verwirrten Verhältnisse auseinander zu bringen. Wieder Nichts, als gierige Hände, die den Armen das Letzte entreißen wollten. Es braucht nur Einer mit Geld zu thun zu haben, um die Menschen von ihrer wahren Seite kennen zu lernen. Ich plagte und ärgerte mich von früh bis spät — im besten Fall ging Null mit Null auf. — Was sollte werden? — In unserm Hause war nur meine Kammer, die ich ihnen geben konnte; wenn ich es that, hatte ich den Zorn des Vaters auszuhalten — und wie paßten die Beiden in das dunkle Gäßchen!

„Das Schicksal versteht's", sagte ich hohnlachend zu mir — „der Tod des Vaters war allein noch nicht bitter genug; davon hätte die junge Seele ja genesen können!"

Mutter und Tochter saßen noch immer dicht aneinander gedrängt im Hinterzimmer. Sie ahnten, was ihnen bevorstand, aber wie kann sich Jemand, der im Ueberfluß lebt, einen Begriff vom Mangel machen? — Mir wurde ganz heiß, wenn ich daran dachte. Ich sollte ihnen das Alles klar machen, ich — warum gerade ich? — Natürlich — weil ich liebte, war ich dazu ausersehen, ihnen das Messer noch recht in der Wunde herumzudrehen.

Die Mutter antwortete nur mit Thränen. Vincenzia hob sich empor aus ihrer gedrückten Stellung, als wäre sie wieder lebendig geworden, wie eine halb erstarrte Biene, die sich von Neuem regt, um Honig zu sammeln; natürlich meinte sie, sie brauche nur auszufliegen, die Blumen ständen draußen schon bereit.

Mich ärgerte der Eifer und die Zuversicht der jungen Seele, die in Enttäuschung enden mußte.

„Es ist viel schlimmer, als Du denkst", sagte ich; „Geld verdienen ist schwer."

„Desto besser", antwortete sie, „so werd' ich in der Anstrengung dieses elende Gefühl der Gleichgiltigkeit verlieren, das mich packt, als wär's der Tod."

„Du kannst es nicht", fing ich wieder an, und sah auf ihre zarte Gestalt mit den verwöhnten, rosigen Fingern; „Du meinst, die Welt wird fortfahren, Dich auf den Händen zu tragen; es ist keiner von Euren sauberen Freunden dagewesen."

„Keiner!“ — wiederholte sie, „nicht Einer!“

„Auch der nicht“, antwortete ich ihren Gedanken.

„Aber Du doch“, sagte sie, und versuchte zu lächeln.

Sie zogen in meine kleine Kammer, ich schlief auf dem Boden; sie wußten nichts davon. Ich glaube, sie meinten, Bett und Wohnung sei Einem angeboren. Vincenzia gab mir kleine Arbeiten, von denen sie dachte, daß sie sich theuer verkaufen würden — bunte Spielereien — ich versuchte es nicht einmal. — Hier oben, wenn man die Schublade aufzieht, liegen sie alle vergilbt, verstäubt. Ich nahm die Nächte dazu, um Beide zu erhalten; es war spärlich genug und der Vater nannte mich einen Thoren, der es nie zu Etwas bringen werde. Eines Tages entdeckte Vincenzia doch, wie es stand.

„Was! Jeremias“, sagte sie, „hätt' ich doch nie gedacht, daß ich Dich auf lügenhaftem, versteckten Wesen betreffen würde; wem soll ich nun noch vertrauen?“

Ich wurde über und über roth wie ein ertappter Dieb; denn ich fühlte, daß sie Recht hatte. Ich war aus meiner Natur herausgegangen — so konnte es nicht bleiben. Sie gab mir das Letzte, was ihnen noch von Luxusandenken aus vergangener Zeit übrig war, ich verkaufte Alles und miethete ihnen eine Dachkammer in entferntem Stadtviertel. Eins aber, ohne was ich mir keine Existenz für sie denken konnte, verschaffte ich ihnen — ein Gold, welches oft den herrlichsten Wohnungen fehlt — den Sonnenschein.

Weit über Gärten sahen sie fort, tief unter ihnen das Gewühl der Straße. Als ich Vincenzia hineinführte, jauchzte sie auf.

Jedes Kännchen, jedes Tellerchen, das ich hineingeschafft, bewunderte sie, ordinaires Zeug, das ihr sonst nie in die Hand gekommen wäre.

Sie nahm's überhaupt wie ein Kinderspiel, genoß allen ungewohnten, niedern Dienst als herrlichen Spaß. Einst auf der Treppe, als sie Wasser vom Brunnen geholt und die Wangen ihr glühten, rief sie mich an. „Jeremias“, rief sie, „wie ich mich vergnüge, wirklich, dies Wirthschaften und Handthieren ist fast hübscher, als auf Bälle gehen — und dabei geht der Verdienst ganz gut. Sie machen mir doch die Cour hier, meine Kunden nämlich, bald laufe ich für Diese einen Gang, bald warte ich der Andern die Kinder, immer bekomme ich weit mehr, als ich verlange; auf mein freundliches Gesicht, sagen sie immer.“

„Vincenzia“, antwortete ich, „das ist Alles recht gut, daß Du Dich so findest; aber dabei kannst Du doch nicht bestehen, und dann die Zukunft —“

„Die ist in Gottes Hand“, sagte sie. „Doch im Grunde ist's wahr, ich könnte mehr erwerben. Weißt Du, womit? — Mit meiner verachteten Kunst. — Ich kann sie ja beim Handwerk vermiethen — es hat doch nicht Jeder solch' einen feinen Geschmack wie Du; ich arbeite mittelmäßig für die Mittelmäßigen, da hab' ich ein sehr großes Publicum.“

„Nun, so gieb her“, sagt' ich, „Du sollst die Sachen doch nicht selbst herumtragen.“

Das war ein schwerer Vormittag! Nichts als abschlägige Antworten und: „Das sehen Sie doch wol selbst, daß das schlecht ist! Lassen Sie das Mädchen nähen, plätten, kochen."

Nähen! Plätten! Kochen! Aber das konnte sie ja nicht, das gehört ja nicht zur Erziehung der meisten Mädchen, die lernen ja immer nur, was sie nicht brauchen können . . .

„Da hast Du Deine Schätze", sagt' ich und warf sie vor ihr auf den Tisch; „es giebt kein Mensch einen Heller dafür."

Sie lachte. „Das glaub' ich, wenn Du sie mit dem Gesicht recommandirt hast. Du bist gewiß gegangen wie ein Straßenräuber. Wenn das Schicksal uns bös ist, müssen wir ihm schon etwas schmeicheln, Jeremias. Wären die Dinge vortrefflich, redeten sie für sich selbst; so muß man ihnen das Wort reden. „Ich brauche Geld", muß man in sehr sanftem, höflichen Ton sagen, wenn man auch nicht betteln kommt."

Am nächsten Tag ging sie selbst. Ich sehe sie noch wiederkommen mit den paar elenden Thalern — wahrhaftig, die hätte ich auch bekommen können, bei denen waren die Käufer nicht übervortheilt. Sie war selig — übermüthig, als hätte sie einen Schatz entdeckt. „Ich brauche nur wieder hinzugehen", rief sie, „ich bekomme das immer, es ist eine Goldgrube; ich bin Deine Goldgrube, Mütterchen", und damit küßten sie sich, daß sie sich fast erwürgten.

Der Nachbar muß nach dem Jubel gedacht haben, Wunder welch' ein Glück da eingezogen sei!

„Kinder, nichts als große Kinder", dachte ich, und schüttelte meinen Kopf.

„Wer weiß, was noch Alles aus mir wird", sagte Vincenzia und die Augen strahlten ihr ordentlich — „eine große Künstlerin, ein Genius, Jeremias, der über Euch Allen in den Lüften schwebt."

„Dafür ist gesorgt", antwortete ich; „mache Dir darauf keine Hoffnung, Du hast nicht das Zeug dazu."

„Nun, auch gut", rief sie zurück, „ich bleibe auch lieber unter Euch, auf den Wolken ist kein behaglicher Sitz."

So malte sie eine ganze Zeit auf Holz, auf Porzellan, für Buchdeckel, was man gerade verlangte. Wenn die Kunst wirklich nach Brod geht, findet sie es fast immer; sie geht meist nur nach ganz anderen Dingen. Die Sachen waren sehr schwach und Vincenzia lachte, wenn ich sie mit einem Seufzer hinstellte, ohne Etwas zu sagen.

„Sprich Dir's von der Seele herunter", rief sie; „es ist garstig — es ist abscheulich, die Kunst so herabzuziehen — Du thätest es nie, lieber verhungern. Ich bin aber bescheiden und siehst Du, für die Mutter arbeiten ist doch der größte Ruhm, wenn's auch keine Lorbeeren bringt. Sieh' doch nur, wie sich's hier schon verwandelt hat — aber Du siehst nichts, für Dich ist die ganze Welt ein dunkles Ofenloch."

„Rußig genug ist sie", sagte ich; „nur nicht so warm"; sah mich aber auf ihr Geheiß doch um.

Es war mir immer besonders heimlich dort gewesen, warum, wußte

ich nicht. Jetzt sah ich, wie sie das Plätzchen geschmückt hatte — Blumen am Fenster, Alles so sauber und geschmackvoll, die Mutter im weißen Häubchen und warmer Jacke. Die arme Frau, sie wußte nicht viel mehr davon; der Mann hatte nicht sich allein, auch die Frau zur Hälfte getödtet — wer sieht sich auch um nach den Anderen? Wenn's Einem schlecht geht, stößt man ganz gern noch Einen mit hinunter. Sie war schwach im Kopf und gelähmt an den Gliedern — lebendig allein in der Liebe zu ihrem Kind. Das war ein Warten, Hätscheln ohne Ende. Mir war's zu viel; was haben nur die Menschen davon? Mir fällt es nie ein, Jemanden zu küssen. Alle Thiere und Kinder im Haus zog sie mit ihrer Schmeichelei an sich; von den unnützen Spatzen, die sich immer dick fressen, wo sie nicht sollen, lockte sie ganze Schaaren an ihr Fenster und freute sich, als wär's eine große Eroberung, wenn Eins so frech war, auf den Tisch zu hüpfen. So hatte sie bald ein ganzes Theil Freunde zusammen, wie sie's nannte; die Augen lachten wie zuvor und wenn ich frug: „Vincenzia ist Dein Herz noch todt?" — antwortete sie: „Da's damals nicht gestorben ist, hoff' ich, es stirbt niemals."

Das Frühjahr kam. — Vincenzia's Blumenflor stand ganz in Blüthe. Drüben, wo sie das Atelier gebaut hatten, war ein junger Maler eingezogen; sie konnten sich gerade in die Fenster sehen und es dauerte nicht lange, so war er im Stübchen, brachte der Mutter bald Dies, bald Jenes, eine Blume, eine Frucht zur Erquickung. Er hatte eine Art Aehnlichkeit mit Vincenzia, das waren die blonden Haare und die fröhlichen Augen.

Bald war er an das Haus gewöhnt wie ein treuer Hund; war er nicht drinnen, so war er draußen vor der Thür, immer in der Nähe, immer wie durch Zufall da, wenn man ihn brauchte; darin haben solche Leute eine besondere Geschicklichkeit.

Abends las er vor, die Dichter, die Beide liebten; sie hatten ganz einerlei Geschmack, mir kamen sie vor wie ein paar Sommervögel auf blumiger Wiese.

Ich paßte ihnen mißtrauisch auf, aber es war nichts Unrechtes an ihnen, sie waren vergnügt mitsammen wie die Kinder am Sonntag, saßen am Fenster, genossen aus dieser elenden, kleinen Dachluke den Frühling wie gewiß wenig Menschen sonst — entzückten sich, wenn eine verirrte Nachtigall im Garten sang oder des rothnäsigen Nachbars Reseda so süß duftete; genug, machten die Kinderkrankheit durch, von Dichtern gepriesen, von Verständigen belächelt, die man Verliebtheit nennt — diesen verdrehten Zustand, in dem man nicht roth von blau unterscheidet und allein glaubt, scharf zu sehen, den man denkt, allein zu besitzen und doch mit der halben Menschheit theilt.

Ich saß derweil bei der Mutter in der Tiefe des Zimmers, sie konnte selbst diese warme Frühlingsluft, die den Anderen wie ein Kuß schien, nicht mehr vertragen. Ich sah ihre dürren Finger an und dachte, ob Die noch eine Erinnerung von ihrem damaligen Zustand hat, als der schöne, reiche, junge Mann um sie warb — Besser — besser — nicht

— 's hat Alles ein zu trauriges Ende hier im Leben, es bleibt eine Tragödie, so lustig der Anfang auch sein kann. Vor uns das dunkle Thor, das Alle passiren müssen — Allen wird vorher abgenommen, was sie reich machte und beglückte, Alle kriechen hindurch in elender, erbärmlicher Gleichheit ...

Die Sommervögel dachten an nichts Dergleichen und waren im Himmel. Er versuchte, auch ihr etwas von seiner Kunst mit seiner Liebe abzugeben, er hatte den richtigen Funken, aber so stark die Liebe ist: darüber hat sie keine Macht. Wunderbar — je schwächer er sie fand, je demüthiger sie ganz von unten zu ihm aufsah, je fester schlossen sie sich an einander an.

Der Schluß der Malstunde war immer, daß er sie selbst malte, und das war auch das Vernünftigste; als die Kirschen reiften, standen sie im Hochsommer ihrer Liebesgluth. Es war, als fasse die kleine Dachluke die Wonne bald nicht mehr; wunderlich stand sie ihr, dürftig, schäbig, wie das Ding war, aber doch, als trüg's immer eine Rose im Knopfloch. Vincenzia war übermüthiger als je.

„Jeremias", rief sie, „ich kannte den Schmerz nicht, aber ich kannte auch die Wonne nicht."

Sie küßte, herzte Alles, die dicke Portierfrau und ihre garstigen Bälge, selbst mich küßte sie einmal, was mich damals sehr verstimmte, denn ich wußte genau, an wessen Adresse all' die Zärtlichkeit ging.

Gesagt hatte er noch nichts, sonst hätte es nicht all' der Umschweife gebraucht. Ich gönnte ihr Alles, gönnte ihr, was sie auf dieser elenden Welt nur irgend von Plaisir haben konnte. Ich sah nur wieder das Ende — wenn sie nun kärglich leben mußten; er vielleicht verdrießlich, wie die meisten Ehemänner, wenn sie alt werden und den Schlafrock der Gefühle in der Sicherheit ihrer Liebe anziehen, schreiende Kindermäuler! — Nun, was geht's mich an!

Sie saßen fort und fort am Dachfenster, guckten Sonne, Mond und Sterne an oder, wenn die nicht da waren, sich selber.

Es ging dem jungen Menschen gut in seiner Kunst; eine Art Wohlleben zog bei ihm ein und verbreitete sich wie ein warmer Strahl zu Vincenzia herüber. Die dürftige Zelle schmückte sich — für die Mutter gab es bald diese, bald jene Bequemlichkeit, die sonst unerschwingbar war.

Ich stand dabei, ein unnützes Möbel; aber wenn ich eine Weile fort blieb, holten sie mich gleich wieder heran, es schien, als gehöre mein langes Gesicht zu ihrer vollständigen Seligkeit, wie das Salz zur Suppe.

Wo es so herrlich hergeht, kommt natürlich das Schicksal und macht einen Strich durch die Rechnung; ich wartete schon lange darauf.

Eines Morgens weckte der zärtlichste Kuß die Mutter nicht mehr. — Es war ganz natürlich, daß sie starb, krank wie sie war. Man hätte darauf vorbereitet sein können, ich erwartete es alle Tage, sah, wie sie zusammenfiel wie morsches Gemäuer. Die Menschen haben eben keine Augen, wohnen am Fuß des Verderbens und wundern sich, wenn es

kommt, bauen immer wieder ihre Gärtchen und Häuschen an und hoffen, der glühende Strom wird gerade sie verschonen.

Mehr als einmal wollt' ich Vincenzia sagen, wie es stand; aber ich fühlte, sie würde es doch nicht verstehen. Aus all' ihren Himmeln stürzte sie herab, wie Einer im Traum in die Untiefe versinkt. Es muß doch etwas Besonderes um eine Mutter sein, ich hab' es nie gekannt. Wie sie sich an das elende Stückchen Dasein klammerte, das sie warten und pflegen mußte, das nichts konnte, als sie lieben — als wäre mit ihm die Stütze ihres Lebens zusammengebrochen. Mitgenommen wollte sie sein wie ein kleines Kind, das nicht weiß, was es begehrt. Ich konnte ihr Weinen nicht mit anhören, schloß die Thür, ging herunter in das Gärtchen, um Luft zu kriegen und mich zurechtzufinden. Da blühten die Blumen, als wollten sie sagen: „Was kümmert's uns? Wir haben jetzt gute Zeit"; und der Schusterjunge von drüben pfiff ein lustiges Lied.

So sind die Menschen; die wohnen hier auf einander gepfropft wie die Häringe und wenn Eins stirbt, merken sie's nicht — weshalb auch? Von wem von ihnen wird's vermißt? Der junge Maler freilich, der hatte ein besonderes Interesse; er stand neben mir im Gärtchen zwischen den blühenden Büschen und starrte hinauf.

„Geht nach Haus, Anselm", sagte ich; „sie kommt jetzt doch nicht — laßt ihr Zeit; sie wird's ja doch verwinden, was verwindet man nicht — und hier steht schon das Glück dahinter!"

Aber es kam anders, als ich meinte. Nie vergesse ich den Tag, an dem wir ihr nahmen, was sie noch von der Mutter in den Armen hielt. Verdrehte Menschen, nehmt ihnen eine Sorge und sie jammern, als wär's ein Glück gewesen.

„Gönn' ihr doch die Ruh', Vincenzia", sagte ich, „denk' an die qualvollen Nächte, an die Noth, die Du mit ihr hattest."

„Ach, es war doch so schön, trotz Allem", rief sie immer wieder; „Du weißt nicht, was es heißt, eine Mutter verlieren! Es heißt Grund und Boden hier in der Welt verlieren, es heißt, den natürlichen Platz an einem Herzen verlieren, dem man gehörte, wie die Blüthe dem Baum."

Mit jedem Tag wurde es schlimmer, denn jeder trug eine neue Leere in sich, wo sie den Liebesdienst nicht leisten konnte, von dem ihre Seele schien gelebt zu haben. Sie lag auf ihrem Bett, den Kopf in den Kissen, zog sich nicht an, verdiente auch nichts mehr. Die Blumen am Fenster verdorrten in ihren Töpfen.

„Was ist das Herz doch für ein wunderliches, trotziges Ding!" dachte ich; „hat das Glück vor der Thür und will es nicht fassen; es paßt eben nicht dafür, es ist geboren zum Schmerz, zur Qual, und hat es keine, so macht es sich welche."

Ich begoß indeß die Blumen, fütterte die Vögel, brachte, was sie brauchte, es war ja so wenig; „lange kann's nicht dauern", dachte ich; „dann wird sich's ändern." Aber der Sommer verging, der Winter kam, immer war's noch beim Alten. Da eines Tages sagte ich (die Spatzen

fingen eben an nach dem Frühjahr zu schreien): „Unser Nachbar, der Anselm, scheint fortgezogen; oder ist er am Ende krank? Er kommt gar nicht mehr und die Vorhänge sind niedergelassen."

Sie richtete sich langsam auf und sah hinüber nach dem blinden Fenster, das aussah wie ein geschlossenes Auge.

Am nächsten Tag fand ich sie auf — sie saß und schaute hinüber, ich sprach von da ab nicht mehr vom Anselm — ich dachte: „Das Herz hast Du gut getroffen an der Stelle, an der's noch lebendig war — keines so elend, das nicht elender werden könnte — besser aber im Schmerz, als todt."

Das Fenster wurde nun ihre Sonne, um die sie sich drehte; man konnte an ihr merken, wie's mit ihm stand. Natürlich lag er krank; solche verliebte junge Menschenkinder sind auch nicht stärker als die Inséparables — hängt Eins den Kopf, gleich folgt das Andere. Eines Tages wurde drüben aufgemacht. Die Sonne schien gerade wieder hell wie ein Freudenfeuer, da steckte die Vincenzia an ihrem Fenster eine lange Maiblume auf wie eine Signalfahne und lächelte dabei.

Nicht lange, sah ich, daß er dort war; so telegraphirten sie eine Weile in der Blumensprache, ohne Einverständniß und schienen sich doch sehr gut zu verstehen. Das Roth kehrte zurück auf Beider Wangen, schneller als ich gedacht, und das Lachen auf ihre Lippen.

„Die Noth wäre überstanden", sagte ich zu mir; „nun wird's wieder Sommer für eine Weile."

Nächster Tags klopfte es an meine Thür; es war der junge Maler — ich wartete schon auf ihn. Lange brauchte er, ehe er mit Dem heraus kam, was er wollte; ich half ihm auch nicht, so gut ich es wußte. Natürlich wollte er die Vincenzia. Der Vater war ihr Vormund.

Nachdem er sich redlich gequält, sagte ich: „Junger Freund, die Mühe hättet Ihr Euch sparen können; mein Vater giebt sie Euch lieber als gern. Was für den Einen die Welt, dafür rührt oft der Andere keinen Finger, es ist Alles relativ. Er ist froh, wenn er die Vincenzia los ist. Ich übergebe sie Euch hiermit feierlichst; wie die großen Herrschaften, die per procuration heirathen, könnt Ihr den Act für vollzogen rechnen."

Er machte seine unschuldigen, fröhlichen Augen weit auf und lachte.

„Sie soll es besser bei mir haben wie eine Prinzeß", sagte er zuversichtlich.

„So!" antwortete ich und sah mir den kecken Burschen von oben bis unten an. „Ihr thut ja, als ob Ihr das Schicksal des Mädchens in Händen hättet."

„Mir ist, als hätte ich die ganze Welt heute in Händen!" rief er übermüthig.

Meine Seele zog die düstere Farbe alles Dessen auf, was da kommen könnte; er aber sprang die Treppe hinunter, pfeifend über die Stufen hinweg, daß ich meinte, er müsse sich das Genick brechen.

Ueber Mittag sagte ich's dem Vater — er antwortete mir zuerst

mit dem Courszettel, dann aber verstand er's. „Die kleine Vincenzia — das Kind!"

„Sie ist kein Kind mehr — leider", sagte ich.

„Nun, dann weiß sie, was sie dabei für ein Geschäft macht; es ist ihre Sache. Besorge, was Du irgend besorgen kannst, und macht mir mit unnützen Dingen nicht so viel Mühe, ich habe wahrhaftig den Kopf ohnedies voll genug."

In ein paar Tagen wurden die Beiden zum ersten Mal aufgeboten. Nach drei Wochen standen wir, ein verlornes, kleines Häufchen in der großen Kirche zur Trauung. Nicht einmal die Gassenbuben hatten es der Mühe werth gehalten, einzudringen. In den Bänken saß hie und da ein altes Weib — die behalten ihre Neugierde bis zum letzten Athem. Angehörige gab's kaum. Mit Mühe hatte er eine bejahrte, unverheirathete Tante aufgetrieben, sie ein junges Ding als Brautjungfer, das sich ein kärgliches Brod erwarb und lustig war wie ein Finke, der nicht weiß, daß es Winter wird. Die Küster halfen aus. Mein Vater war auch da in steifer, weißer Cravatte, ganz geschäftlich, und begriff nicht, daß so Etwas werth sei, die kostbare Zeit im Leben wegzunehmen.

Die Glocken aber sangen, ohne sich stören zu lassen, feierlich langsam ihr Lied.

Schön und jung sahen die Beiden aus wie ein Maimorgen. „Da ist es keine Kunst", dachte ich, „fröhlich und fromm zu sein; wo soll die Bitterkeit herkommen, ehe man den Becher Wermuth getrunken hat, der Jedem hier gereicht wird, den Becher, in dem mit ausgesuchter Grausamkeit das bitterste Leiden für jeden Einzelnen gemischt wird — wo man Gott sucht und nicht findet, wo Alles, was gut und schön in Einem war, zertreten wird und zerbrochen wie eine Saat vom Hagel — sie schlägt nicht aus, sie trägt keine Frucht mehr. Was wollte sie? — wofür war der Keim gelegt? — Besser, ihn gleich ersticken und sagen: Was quälst Du Dich, was ringst Du empor zum Sonnenlicht — ein Veilchen stehst Du und blühst — nachher — was ist an dem Veilchen gelegen? Zur Erde mußt Du hinunter. Kein Wunder, daß ihr Herz jetzt licht ist im Licht, im Dunkel wird sie werden wie ich . . ."

Sie zogen miteinander in das Atelier — saßen dort wie ein Paar Turteltauben.

Die erste Zeit kam ich nicht mehr; aber sie ließ mir keine Ruhe. „Jeremias", sagte sie, „ohne Dich ist unser Bild nicht fertig; Du bist der Schatten, wir sind das Licht. Nicht, als ob ich dem lieben Schatten zu nahe treten wollte; wie erquicklich ist er, wie geborgen fühlt man sich in ihm! Obgleich Du nicht viel älter bist als ich und ein Mann", fuhr sie fort, mich halb gerührt anlachend, „hast Du Etwas von der Mutter an Dir, grad' für mich — es ist das größte Lob, das ich Dir sagen könnte — und nicht wahr, Du nimmst es gern an?"

Ich nahm meine dicke, schwarze Brille ab, denn die Gläser waren blind geworden, um ihr in die Augen zu sehen, und sagte: „Ich will sein für Dich, wozu Du mich brauchst, Vincenzia."

So kam's, daß ich so viel bei ihrem Leben dabei war. Alles schien ihnen Wonne und Spaß; wenn das Essen gut war, wenn's schlecht war, wenn viel Geld im Haus war, wenn's zu verrinnen anfing, daß mir die Haare zu Berge standen. Aus allen Schwierigkeiten kamen sie glücklich heraus, all' meine schlimmen Prophezeiungen machten sie zu Nichte. Ich wunderte mich, daß sie nie sich an ihr vergangenes prächtiges Leben erinnerte.

„So recht", sagte sie, „hatte ich keinen Theil daran; es war mir, als wär's eine Silberrobe, die mir zukäme, wie dem Pfau sein Gefieder. Dagegen hier — hier ist's so behaglich — hier kann ich's so behaglich machen, das ist die Hauptsache. O, Jeremias, Du weißt nur nicht, wie köstlich das ist, als gute Fee in seinem Haus zu wirthschaften."

„Feenhaftes seh' ich nichts dabei, sich die Finger am Heerd schwarz zu machen oder zusammenzuflicken, was ein Anderer zerreißt."

„Du wirst es nie begreifen", sagte sie in komischer Verzweiflung, „wenn Du auch heirathest; das verstehen nur Frauen."

Ihre Kunst war ganz vergessen; sie holte die Sachen nur einmal hervor, um darüber zu lachen. „Ich that's nur wegen der Mutter", sagte sie erröthend, denn ihr Blick hatte sich geschärft an der Gabe ihres Mannes; „es war doch ein gutes, harmloses Mittel, was Vielen Freude machte — all' Denen, die wie ich nicht wußten, was wirklich schön sei. Dafür muß es doch auch Künstler geben."

„Handwerker", sagte ich grausam dazwischen.

„Nun ja, Handwerker, wenn Du willst; aber es ist ein liebenswürdiges Handwerk. Man arbeitet doch gleichsam an der Pforte des Himmels und hofft immer, daß sie sich durch ein Wunder aufthun wird. Am besten freilich, wenn man sich nicht braucht sein Brod zu verdienen", fuhr sie fort, ihrem Mann um den Hals fallend; „wenn man sich geborgen fühlt und sorglos, als dürfe man ein Kind bleiben sein Leben lang. Ich glaubte, als die Mutter starb, ich würde das Gefühl nie wieder haben, und nun hab' ich es doch! Richtige Liebe sieht doch immer der Mutterliebe ähnlich. Ich kann wieder ohne Schmerz an die Verlorene denken; mir ist, als wüßte sie, daß ich glücklich bin. Damals war Alles so trostlos; ich dachte immer, säh' sie ihr armes Kind, keine Seligkeit könne ihr helfen."

So redete sie oft zu uns, lachte, als ob man ein Kind aufjauchzen hörte, hatte die Seele voll von Vergnügen.

Ich aber rief immerfort in mir: „Wenn nur das Leben sachte mit ihr verfährt! Müssen denn alle holden Blüthen vergehen?"

Für's Erste ging's immer voran mit ihnen. Er gewann den Preis zu einer Reise nach Italien. Er schenkte ihr dafür ein Kleid. Ich habe sonst Putz der Weiber immer verachtet. Hier hatte er etwas Feierliches. Eine schwarze Seide war's; sie freute sich unmäßig.

„Stell' Dich doch nicht, als ob Du zum ersten Mal schönes Zeug sähest, Vincenzia", sagte ich und dachte an all' die Prachtgewänder; „solche Kleider hast Du doch wahrhaftig die Fülle gehabt."

„Solch' ein Kleid", wiederholte sie, „noch nie, Jeremias, solch' eins! erworben wie dies . . ."

„Nun ja, es war sehr unvernünftig, für eine solche Lappalie so viel Geld auszugeben; Verschwendung ist's."

„Verschwendetes Geld", sagte sie, „ist nur das, was Laster weckt oder Neid zu Haus bringt. Dies trägt seine Liebe und als solche will ich's auch tragen und als solche ist's mein größter Schmuck."

Im Herbst gingen sie fort — gerade als es bei uns anfing Winter zu werden, daß Einem war, als hätte man eine dicke graue Schlafkappe bis über die Augen gezogen. Dazwischen gingen die Schneeflocken als Boten, daß es noch weit böser kommen könne. Er hatte sie wieder versorgt wie eine Prinzessin; zurücklegen thaten die Beiden nichts, lebten von der Hand in den Mund.

Ihr Lachen war noch das Letzte, was ich von ihr hörte, als sie mir entschwand.

Wenn eine Musik verklungen ist, die unsere Sinne ganz erfüllt hat, geht die Melodie noch eine Weile mit uns — so ihr Lachen.

Ich ging nach dem Atelier, denn ich hatte versprochen, dann und wann danach zu sehen, verhing die Bilder, schloß fort, was noch umher lag — mir war so wüst im Gemüth, als hätte ich eines Verstorbenen Nachlaß zu ordnen. Abschied und Tod — wie weit liegt es auseinander. Oft keine Spanne weit. Als wäre die Seele daraus entflohen, starrte mich das verödete Gemach an. — Wirres Zeug lag am Boden, Papier, der Strauß, der uns gestern noch in ihrer Hand entzückte.

Ich machte, daß ich fort kam. Bei mir zu Hause wurde es auch nicht besser; ich fand den Vater krank. Es war seine letzte Krankheit.

Er wußte nicht recht von sich, rechnete und sprach irre; ich saß an seinem Bett und hörte darauf, bis ich oft kaum wußte, wer der Wirrste von uns Beiden war.

Ob die Sonne schien oder nicht, merkten wir in der dunklen Kammer nicht, nur daß der Winter sehr kalt sei; denn das Holz wurde knapp.

Die Leute hatten geglaubt, der Vater sei ein Geizhals und Schätze von Gold erwarteten mich — dem war aber nicht so. Sein ganzes Leben war ein Rechenfehler gewesen Vincenzia's Vater hatte es doch wenigstens eine Zeit lang gut gehabt! Er aber plagte sich, ohne je Etwas zu erreichen.

Ich sah das verlorene Leben so vor mir liegen und fragte mich immerfort: „Warum?"

Keinem zur Freude, nicht einmal ihm selbst. All' die Mühe und Arbeit — umsonst.

Währenddessen schrieben die Beiden aus Italien entzückte Briefe; es war eine Gluth darin, ein Sonnenschein, daß ich oft dachte: „Ist das dieselbe Welt? Sind wir dieselben Menschen; wir, am Boden mühselig hinkriechend, wie Gewürm — sie frei im goldenen Sonnlicht flatternd, als gäb's keine Erde und keinen Jammer?

Es faßte mich zum ersten Mal in meinem Leben eine wilde Sehnsucht, auch glücklich zu sein, und wie das wilde Thier an dem Käfig rüttelt und in die Ketten beißt, die ihm die Freiheit rauben, so wehrte ich mich gegen die Fesseln, in denen ich lag. — Kummer, Noth, Bedrängniß, Alles wollte ich abschütteln; hingehen — mich ausstrecken auf dem warmen Rasen, unter dem immer blauen Himmel — am ewigen Meer die Wellen zählen — die unzähligen, die nimmer endende Wollust tragen . . . armer Jeremias! — Schüttelt man seine Natur ab? Was hätt' es Dir geholfen, wenn Du mit Deinem bleichen Gesicht dort gestanden hättest? Wie bald hättest Du herausgefunden, daß der Himmel auch dort nicht immer blau ist! Bleib' Du nur hier; die grauen Wolken sind Deine Heimat.

Ich saß Tag für Tag am Bett des Vaters und als er starb, hatte ich gerade noch so viel, ihn zu begraben.

Sie schrieben mir schöne Briefe aus Italien und boten mir ihre Zimmer an. Es lächelte mir eigentlich, bei ihnen zu wohnen — aber es paßte nicht für mich. Die helle Sonne beleuchtete mich so blendend und scharf, Alles war mir so fremd, wie dem Uhu das Tageslicht.

Sobald ich wieder Etwas verdient hatte, kroch ich in dies Hinterzimmerchen, in dem ich hoffe, die Augen zu schließen. Es kann Keiner hineinsehen, ich aber konnte in das Atelier gucken, saß da, hielt Wacht über ihr Eigenthum und wartete auf ihr Wiederkommen.

Im nächsten Brief kam die Nachricht von der Geburt eines Sohnes — natürlich eines Kindes wie kein anderes; glücklicherweise sind die Kinder alle verschieden und Jeder glaubt das beste zu haben. Sie hatten es erst Jeremias nennen wollen; aber der Name war ihnen doch zu kläglich vorgekommen. Pathe aber müsse ich sein; es solle jetzt Vincenz heißen. Hier ist ihr Brief. Wie alt er aussieht und wie jung damals all' die Freude war!

Sie schreibt: „Jeremias! Als ich die Mutter verlor, dacht' ich, es gäbe kein Glück mehr. Als ich den Anselm hatte, glaubt' ich, mehr Glück könne kein Herz fassen. Seit ich mein Kind habe, glaube ich, die Seligkeit hat kein Maß und kein Ende — es geht immer höher hinauf; mit ihm wächst die Liebe und Wonne, wie es die Gliederchen streckt und zum Mann wird. Du wirst es wieder nicht begreifen, Jeremias; denn wahrhaftig, eh' wir es mit Händen griffen, hatten wir doch auch keine Idee davon. Das Bübchen liegt auf meinem Schooß, athmet ganz still, als wär's kaum auf der Welt, und ich fühl' — es ist mein — ganz mein. Er soll ein großer Künstler werden, wie sein Vater; er hat grad' den Zug des Genies auf der Stirn. — Das ist eine lächerliche Rede — nicht wahr? Als ob man so Etwas wissen könne! Nun, mag er werden, was er will — mein Glück ist und bleibt er."

Als das Kind ein Jahr alt war, kamen sie zurück. Mir wurde ganz wunderbar, als ich den kleinen Buben sah, und auch ich mußte ihm lächerlich erscheinen, denn er schrie laut vor Spaß und faßte nach mir mit den dummen, kleinen Händen, die trotz aller Energie doch nicht recht

wissen, was sie wollen. Kinder in dieser Nähe waren mir noch nicht vorgekommen; ich mochte wol etwas zurück gerückt sein. „Er thut Dir nichts", sagte sie, mich beruhigend, indem sie mit ihrer Hand sein Händchen nahm und mir die Wange strich. „Du gefällst ihm. Kinder und Hunde wissen immer, wer's ehrlich meint."

Sie fingen ihr altes Leben wieder an; nur daß die Mutter immer das Kind auf dem Schooß hatte. Er malte bald Beide, bald Eins; es entstand ihm unter der Hand wie Zauber.

„Du hast noch das Beste", sagte ich endlich zu ihm, „was man sich im Leben wünschen könnte. Künstler haben eine aparte Welt, zu der sie sich retten können wie auf ein grünes Eiland, wenn unsereins im Strom ertrinkt."

„O", antwortete er, „ich brauche mich nicht zu retten; es ist ja hier wie im Paradies, ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne!"

Mir war's gleich fatal, daß er sich dessen so rühmte. Die Leute erfahren doch sattsam genug, wie unhaltbar dergleichen ist, und immer wieder rühmen sie sich dessen, als wär's unwandelbares Eigenthum.

Unterdeß zog schon das Gewitter am Himmel auf. Sie merkten noch nichts, aber ich, der am Geldmarkt saß, merkte es schon lange. Immer kriegerischer wurde die Zeit.

„Es giebt Krieg", sagt' ich einmal zum Anselm; „aber mich und Dich geht's wenig an — es wird Keinem darum besser oder schlechter gehen. Bestellungen hast Du auf lange Jahre im Voraus und Kunst ist eine Münze, die doch bald irgendwo wieder gilt, wenn nicht die ganze Welt dem Barbarismus verfällt. Meine Güter dagegen liegen im Mond und sind unangreifbar. Auf meinen elenden Körper macht kein Feldherr Anspruch und was Dich anbetrifft, so wirst Du Dich wol zu drücken wissen. Solche Leute wie Du sind selten und zu schade für Kanonenfutter. Ein Bramarbas, der das blutige Handwerk aus Passion treibt, bist Du doch sicherlich nicht."

Er sah mich schnell an und dann wieder auf seine Arbeit. „Ich habe mich noch nie um meine Pflicht gedrückt", sagte er.

Gespannt hatte Vincenzia, den Knaben auf dem Arm, zugehört; sie sagte nichts. An der Thür aber nahm sie mich vor. „Müßte er mit?.."

„Was junge Knochen hat", antwortete ich, „und Lust, sie zu Markt zu tragen, muß natürlich mit. Er fände aber gewiß Mittel und Wege, loszukommen — Dich zum Beispiel und den Knaben. Wer soll Euch füttern in der Zeit? Frag' ihn das doch, es ist ein Unsinn mit seinem Muth — er hat im Grund nicht für einen Pfifferling, fährt ja zusammen, wenn's knallt. Aber das brauchst Du ihm nicht zu sagen, das sage ich Dir nur, um Dir Muth zu machen, ihn Euch zu erhalten."

„Es ist, Gott sei Dank, noch kein Krieg!" sagte sie aus innerstem Herzen.

Heute war das noch wahr. — In acht Tagen schon nicht mehr. Anselm hatte seine Berufung. Er war ein zarter, junger Mann, aber doch kräftig; als er sein Jahr abdiente, wurde kein Fehl an ihm gefunden.

Starr und still stand Vincenzia mit ihrem Knaben neben ihm und sah in das verhängnißvolle Blatt.

Ich zog sie bei Seite. „Warum heulst und schreist Du nicht wie die Weiber da drunten? Eine oder die Andere behält gewiß ihren Mann; es läßt sich ja leicht ein Fehler finden.“

Aber sie blieb still, setzte das Kind auf die Erde und ging auf den jungen Mann zu.

„Muß es sein, Anselm?“ frug sie und die Stimme zitterte ihr.

„Ja, es muß sein“, antwortete er, indem er sie fest in seine Arme schloß, als wollte er gar nicht fort. „Es gehen gewiß Viele so schwer von Haus fort, so schwer wie ich; warum soll ich es besser haben? Am schlimmsten sind doch Die daran, die nichts verlassen, was ihnen theuer ist, die kein Herz haben, das an ihnen hängt.“

„Und Deine Kunst?“ sagt' ich — „eine Hand wie die Deine? . . .“

„Die Kunst ist ewig“, antwortete er; „die stirbt nicht, wenn ich auch falle.“

„So denk' an Deine Hand, die Weib und Kind ernährt.“

„Arbeiterhände sind viel darunter, die Mehrzahl; was berechtigt mich, meine zurückzuziehen? . . . In welchen kläglichen Ton bringst Du mich, Jeremias! Warum soll ich denn nicht glorreich wiederkommen? Warum nicht Glück haben, wie Einer? Eine jede Kugel, die trifft ja nicht. Aengstige mir die Vincenzia nicht mit Deinen schwarzen Ideen. — Nein!“ fuhr er fort, auf mich zutretend, „ich weiß, Du bist unser bester Freund — wärst Du nicht hier, wer weiß, wie ich fortkäme.“

„So ist's ein Unglück“, sagte ich bitter, „daß ich dabei bin — besser, wenn ich fort wäre und Du bliebst hier“; und ich sah ihn wieder liegen auf dem Schlachtfeld und sah daneben Vincenzia mit den trostlosen Augen, mit dem Tod im Herzen, mich ohnmächtig, sie zu trösten. „Könnte ich noch für Dich gehen“, fuhr ich fort; „aber ich bin auch dazu nicht einmal gut. Ob ich Muth habe oder nicht, danach fragt nicht einmal Einer bei mir. Muth — als ob's nur eine Sorte gäbe — im Feld der Kugel gegenüber! . . .“

„Das ist's nicht“, sagte er; „ich halt's für meine Pflicht und der Mann, der sie wissentlich verletzt, muß sich selbst verachten.“

Ich sah mir den lustigen Sommervogel an, wie er so sprach, und dachte, ob er weiß, wohin er geht? Ob sich vor seiner Seele das Bild zeigt, wohin ihn seine Pflicht führt? Seine Pflicht thun! Als ob das so leicht wäre! Wird ihm nicht, wenn sie mit ganzer Schwere auf ihn fällt, die Last zu groß sein und die treulose Seele in feigen, nutzlosen Wünschen, die es ungeschehen machen möchten, ihn noch im letzten Augenblick verrathen?

Aber die Erregung stand ihm gut und die Vincenzia, wenngleich ihr die Thränen die Wangen hinunterliefen und das Kind immer mit dem Tüchlein wischte, sah ihn glücklich und stolz an.

Sie packte ihm Alles ein auf das Beste; er mußte als Gemeiner mit, da war nicht viel. Von den Uebungen hatte er sich immer gedrückt und so war er nicht avancirt.

Ich sah, wie er fortritt; der kleine Vincenz freute sich und klatschte in die Hände. Die Mutter lief nach mit ihm bis oben in das Haus, daß er den Vater so lang sähe, als irgend möglich.

Dann saßen wir still zusammen in dem Atelier. Das Kind machte die Unterhaltung, es lief immer zwischen uns her und packte uns seine Spielsachen auf. — Tag für Tag kamen Berichte in den Zeitungen, auch einmal ein Zettelchen von ihm, bei dem sie aufjauchzte, als sei sie gerettet. Sieg auf Sieg kam — dann die große Siegerschlacht, die bekränzte Stadt. — Dann die Todtenlisten. Der Jubel, der Alles mit fortriß, hatte auch sie erfaßt. „Er wird nicht verwundet sein — er kann es nicht sein, mein Herz ist zu fröhlich! Er wird wiederkommen!"

Aber sein Name stand auf der Todtenliste.

Ich hatte ihn schon gelesen; ich war ihr ganz gram, daß sie es mir so schwer machte, ihr zu sagen, wie es stand.

Am nächsten Tag brauchte ich es nicht mehr.

Sie hatte das Blatt in Händen und las immer wieder den einen Namen. — Das Kind zupfte sie, weinte und rief — sie sah in das Blatt wie verzaubert. Ich nahm ihr das Kind fort — da legte sie den Kopf auf die Hände — ich weiß nicht, weinte sie oder lag sie nur so — — sie vergaß uns Beide ganz.

„Davon erholt sie sich nicht", sagte ich — „jetzt ist sie auch fertig — der Vorhang kann fallen, das Stück ist aus." Ich brachte das Kind zu einer gütigen Nachbarin und ging wieder zu ihr.

Sie lag noch wie vorhin. Ich rief sie bei Namen, sie sah mich an, grad' mit den trostlosen Augen, wie ich sie im Geist gesehen. „Wenn ich nur weinen könnte", sagte sie, „wenn ich ihn nur da hätte — todt vor mir ... Blos dies eine Wort unter den vielen und damit soll's aus sein — Alles aus für uns Beide."

„Was hilft alles Andere —", sagte ich; „ist es nicht genug, zu wissen, daß er todt ist? Sei froh, daß es Dir erspart ist, was es sonst noch für Erklärungen geben könnte; daß Du sein Bild hast, unverzerrt, unentstellt durch Krankheit, durch Noth —"

„Ich fass' es aber so nicht", antwortete sie trostlos; „ich fass' es nicht, daß er todt sein soll! O Jeremias, Du begreifst nicht, was es heißt, ein Stück von sich selbst im Grabe wissen und die Stelle nicht kennen. Im Schmerz ihn zu sehen, würd' ich doch fühlen, daß ich ihn verloren habe, und mein Herz wäre nicht wie von Stein."

Sie lief nächsten Tages überall herum, wo sie ein Bröckchen Nachricht zu finden glaubte; spärlich traf's hier oder da — Alle hatten ihn im Leben gesehen.

„Er ist am Ende doch nicht todt", sagte sie, Hoffnung schöpfend. „Mir ist, als müßt' ich verrückt darüber werden, wenn ich in dem kleinen Wort das unfaßbare Elend finden soll."

„Es müssen es doch Viele darin finden", sagt' ich, auf die langen Listen blickend.

„Viele" — wiederholte sie trostlos und ihr Jammer schien zu steigen bei dem Gedanken.

Am andern Morgen fand ich sie mit einem Ring und Brief; es war ihr eigener, der letzte, den sie geschrieben auf das Ungewisse hin. Ein Kamerad hatte ihn von ihm genommen, eh' er in die Grube kam.

Sie weinte jetzt — der Brief war fast verlöscht von ihren Thränen. — Ich brachte ihr das Kind. Sie nahm's auf den Schooß. „Du bist jetzt Alles, was ich von ihm habe", wiederholte sie; der Kleine aber, ein unbändiger, wilder Kerl, machte sich los und wollte fort von der Weinenden, zurück zu seinem Spiel.

„Laß ihn laufen", sagt' ich, als ich merkte, daß es ihr nah' ging; „er weiß noch nicht, was Schmerz ist, und man flieht ihn instinctiv, so lange man kann — wehrt sich wie der Knabe; aber er faßt Alle doch zuletzt, brennt ihnen das Herz aus, verbittert ihnen Alles, bis auch die letzte Freude erstirbt. Dazu sind wir ja da, zum Vergehen, zum Sterben — man sieht es ja überall; die ganze Natur stirbt. Was hilft ihr Auferstehen? Sie stirbt immer wieder; in Allem fühlt man schon das Ende, die Verwesung voraus."

Sie sah mich erschreckt an, faltete unwillkürlich die Hände und rückte fort von mir.

„Dafür wären wir hier" — sagte sie, „ist es Das, was ich lernen soll? Nein, Jeremias! zum Leben sind wir geboren, zur ewigen Freude — wenn wir sie nur festhalten können. Aber", sagte sie zusammenbrechend, „mir ist jetzt, als ob ich stürbe . . ."

„Darum eben", antwortete ich bitter; „für das Ganze paßt es, im einzelnen Fall ist's nicht durchzuhalten."

Sie hörte nicht mehr auf mich, las den Brief und sah den Ring an — das Kind spielte geräuschvoll mit seinen Soldaten, ließ sie attaquiren, sich unter einander todtschießen — in das offene Fenster wehte die warme Luft hinein und der Sonnenschein bestrich Mutter und Kind.

Ich hielt es nicht aus, ging hinauf in meine düstere Kammer, zürnte der ganzen Welt, allem Schönen darin und allem Schlechten.

Jetzt ging das Leben wieder ruhig seinen Weg, als sei nichts geschehen. Wir sprachen kein Wort mit einander von dem Anselm, sprachen von anderen Dingen und dachten nur an ihn — dachten, wie er todt lag auf dem Schlachtfeld.

Das große Atelier wurde aufgegeben, die Bilder verkauft, auch nicht eins konnte sie behalten und die reichen Leute, die Geld hatten, schmückten sich damit ihre Zimmer.

Sie suchte ihre alten Arbeiten hervor und zog wieder in das kleine Stübchen.

Aus Mitleid that schon Mancher Etwas in der Zeit, sie hatte immer vollauf zu thun. Das Kind neben ihr wuchs auf in übermüthiger Gesundheit und Kraft.

„Mein Herz lebt noch an einem Eck", sagte sie und sah glücklich auf den prächtigen, kleinen Burschen, „es ist mir ein wahrer Trost, daß

ich mich noch über irgend Etwas freuen kann. Wie sollte ich sonst wieder zu ihm kommen, der in ewiger Freude ist?"

Einmal jubelte sie laut, es war, als der Junge seine erste Zeichnung machte — es war gar kein löbliches Unternehmen: ein Mann zu Pferd, auf die Thür mit Kohle gezeichnet.

Sie rief mich aber hinzu, zeigte es mir und sagte: „Es ist, als ob der Vater ihm die Hand geführt hätte; sieh' nur, grad' der Strich, grad' die Kühnheit."

Der Junge stand stolz dabei, die Hände in den Hosentaschen.

„Wenn er Etwas lernt, kann Etwas aus ihm werden", sagte ich; „mit dem Talent ist's noch nicht gethan."

Ich plagte mich eine ganze Weile mit ihm herum; ich seh' ihn noch die Thür aufreißen, die Mappe unter dem Arm. Ein übermüthiger Bursch war's, mit lockigem Haar, der die Ferien für wichtiger hielt, als die Studien.

Er war sehr begabt, es ging rasch mit ihm vorwärts, so faul er auch war; noch ganz jung bekam er ein Stipendium zu einem Studienjahr in Paris. Mir war die Sache bedenklich, ich ging zur Vincenzia. Sie saß, wie ich sie jetzt fast immer fand, malend am Fenster, der Junge brauchte so viel. Es war wieder Frühjahr und die Spatzen lärmten und schrieen vor Wonne. Unter der Wittwenhaube waren die Haare grau geworden; aber die Augen leuchteten noch wie zuvor, Glück verheißend, Glück verlangend.

„Es wäre besser für Dich", sagte ich, „Du könntest den Jungen hier bei Dir behalten."

„Für mich gewiß", antwortete sie, „aber man kann doch nicht hier immer bei sich haben, was man lieb hat. Genug, wenn's nur überhaupt in der Welt ist — von mir kann er leider nicht lernen, was er braucht."

Ich verwünschte die Menschen, die immer meinen, junge Leute müssen die Nase in allen Schmutz stecken als Bildungsmittel. „Der Junge hat einen gefährlichen Charakter", sagte ich, „um so allein selbstständig herumzuspazieren. Der Junge müßte in der Zucht bleiben. Der Junge müßte —"

Ich stockte und sah sie an; sie dachte dasselbe. Er müßte einen Vater haben — den konnten wir ihm doch nicht wiedergeben.

Wer weiß auch, ob es Etwas geholfen hätte. Manche gehen von Jugend auf in ihr Verderben, Jeder sieht sie die Straße hinunterlaufen und aufhalten kann sie doch Keiner.

Er reiste ab, von der Mutter versorgt mit Allem, was sie sich irgend absparen konnte; er wußte, er war ihr Ein und Alles und er schrieb doch nicht, ließ auch nichts von sich hören.

Einmal noch wurde er lobend erwähnt in einer Zeitung. Vincenzia brachte mir das Blatt und las es vor mit einem Nachdruck auf jedem Wort. Als das Jahr um war und er nach Haus kommen sollte, wartete sie Tag für Tag — saß am Fenster und sah die Straße hinunter.

Eine Weile ertrug ich's; dann sagte ich: „Vincenzia, ich werde ein-

mal nach Deinem Jungen sehen, er ist ja mein Pathe. Reisen ist ja ein Vergnügen, wie die Leute sagen, ich hab's noch nicht ausprobirt. Geld hab' ich darauf zurück gelegt, Du brauchst Dir also keine Sorgen zu machen."

Wie ich ihn fand in der großen Stadt, sagt' ich der Mutter nicht; löste ihn aus mit dem letzten Geld, das ich noch hatte, und brachte ihn ihr.

Sie schrie auf vor Entzücken, küßte seinen hübschen, lockigen Kopf, nannte ihn ihren verlorenen Sohn und als wir Drei um den kleinen Tisch saßen, hofft' ich, ihr Glück finge wieder an.

Er zeigte seine Skizzen, seine Pläne, die Unsterblichkeit schien ihm ganz sicher.

Vincenzia hatte recht gesehen; es war Etwas vom Genie in dieser wilden, mächtigen Phantasie. Vom Genie — nicht der Genius selbst, der die schwindelnden Bahnen sicher durchzieht, wie der Stern am Himmel. Er hatte, wie so Viele, die Flügel des Ikarus, stark genug, um sich an der Sonne zu verbrennen.

Ich sah ihn schon fallen; aber die Mutter glaubte noch an ihn. Ihr redliches, liebevolles Herz suchte umsonst sich an ihn zu klammern, zu verehren, was verächtlich war, zu entschuldigen, was schlecht war — die Mühe, in der sich Viele verzehren, Liebe zu halten, wo Liebe aufhört. Eine Zeit lang kam er noch eilig zu ihr heran, erpreßte ihr die paar Groschen, die sie mühselig gewann, und dann verschwand er wieder.

Wir saßen meist Beide Abends beisammen und sie wartete immer. Sie hatte etwas Gespanntes, Geängstigtes bekommen.

„Ich glaubte nicht", sagte sie, „als ich das Blatt in Händen hielt, daß der Kummer noch höher steigen könnte; aber jetzt gehen mir die Wasser bis an die Seele. Wohin soll das, wie werd' ich mich retten vor dieser dunklen Macht, die mich zu gewinnen scheint? Wenn es ganz dunkel wird, kann es nie wieder licht werden."

Ich schwieg; in mir war es ganz dunkel. Mußte ihr denn auch dieser letzte Stern noch erlöschen? Sie schien so für das Glück geschaffen; geschaffen für den Festtag des Lebens.

Es ist, als läge in der Vernichtung der Geschöpfe eine grausame Lust des Himmels. Ich kämpfte wie ein Titan. Mit welchem Recht all' diese Qualen, all' diese Blitze auf ein armes, unschuldiges Haupt? Hatte man sie gefragt, ob sie leben wollte? Leben? Sterben, langsam sterben!

Dann und wann hörte man von dem jungen Menschen; er war bald in dieser, bald in jener großen Stadt, nirgends konnte er lange bleiben. Sein wüstes Leben, sein Ruf trieb ihn fort. Ich fing schon an, die Zeiten zu segnen, wo sie nichts von ihm hörte.

Sie lebte so hin, wenn man das leben nennen mag — ein giftiger Hauch war über das frische Gesicht gestrichen und hatte es wie einen Schatten zurückgelassen. Ich hätte dem Jungen mögen den Hals umdrehen. Muß denn der Gute immer unter dem Schlechten leiden! Ich

wollte, sie hätte kein Herz, und ich freute mich auf die Zeit, wo es endlich todt für ihn sein würde, um nicht mehr zu leiden.

„Die Zeit wird auch kommen", sagte ich mir, und sah darauf hin, wie auf eine Zeit des Trostes.

Jahre verstrichen. — Wir waren alt darüber geworden, unsere Gewohnheiten ausgeprägt. Alle Abende um Acht nahm ich meinen Hut, schloß meine Kammer und ging hinüber.

Sie konnte nichts mehr bei der Lampe vornehmen; ihre Augen waren angegriffen vom vielen Arbeiten, wie sie sagte — vom vielen Weinen, wie ich wußte.

Da traf ich eines Tages einen jungen Mann bei ihr — ich hätt' ihn nicht wieder erkannt. Aber sie schlang den Arm um ihn, wie zum Schutz. Sie wußte, daß ich ihm gram war, und sagte: „Der Vincenz ist wieder da, freu' Dich für mich."

Ich wußte nicht, ob ich mich darüber freuen sollte. Er sah so herabgekommen aus, sein Blick, scheu und unsicher, paßte nicht zu der dreisten, zuversichtlichen Begrüßung, die er mir zu Theil werden ließ.

In ihren Augen aber leuchtete es wieder und ich sah, es war nicht mehr ganz dunkel dahinter.

Für jeden Andern wäre sein Anblick ein tägliches Aergerniß gewesen; wie er sich füttern ließ von der Mutter, die selbst nichts hatte, umherlag auf den bequemen Plätzen, deren die Wohnung freilich nicht viel bot. Sein Talent untergegangen, sein Körper ruinirt, sein Charakter auf immer verloren.

Dennoch sah sie aus, als sei das Glück wieder eingekehrt. Bald diesen, bald jenen Leckerbissen hatte sie für ihn, für seinen Hund; denn solch' eine Bestie hatte er auch noch bei sich, die abgewartet sein wollte, wie ein kleines Kind.

Ich blieb fort — ich konnte es nicht mit ansehen, konnte den Burschen nicht vertragen, wie er das Brod der Mutter vor dem Munde wegaß.

Sie las ihm vor — heilige Geschichten, an denen sie hoffte seine Seele zu erwecken. Er spottete und lachte sie aus wegen ihrer kindischen Weisheit, wegen der Einfalt, die sie sich bewahrt hatte, und in welcher sie mir immer vorkam, als sei sie nicht von dieser Welt. Hie und da erschien noch einer seiner lustigen Brüder, der wol hoffte, noch etwas von ihm zu haben. Einen warf ich einmal die Treppe hinunter, weil ich's nicht vertragen konnte, ihn da oben in dem stillen Zimmerchen zu wissen, weil ich ihn kannte, weil ich die Welt kannte, weil mir ekelte vor dieser Mischung des Reinen und Unreinen. von der Liebe zusammengeflickt, von einer Liebe, die eigentlich gar nicht ihnen, sondern dem Himmel gehört und die sie ohne Dank hinnehmen, als müßte es so sein.

Glücklicherweise dauerte es nicht lange, wiewol noch ein Jahr. Die letzte Zeit war ich mehr dort gewesen. Sie zwang ihn nicht in seinen Fieberanfällen, in denen er tobte wie ein Wahnsinniger. Ihr hielt er die Reden, die er in den schlechten Häusern gelernt; nahm sie für Die, mit denen er gelebt. Sie beugte das Haupt und schämte sich vor mir...

Endlich war es überstanden. Ich kam Morgens hin. „In meinem Arm, auf meiner Schulter ist er gestorben", wiederholte sie immer und wiederum leuchteten die Augen.

Um das Begräbniß zu bezahlen, hatte sie dem Wirth die Miethe schuldig bleiben müssen; um dem Sohn sein letztes Haus zu schmücken, nahm sie sich Alles, was noch von Behaglichkeit im Raum war.

„Willst Du ihn nicht sehen?" bat sie, mich scheu von der Seite anblickend; denn sie wußte, ich war ihm gram. „Er sieht aus, als hätt' er Alles vergessen, so ruhig und schön."

Sie hob die geflickte Decke auf, die die Kammer von der Stube trennte; ein kalter Windhauch drang hinein. Er war sorgfältig in einen schönen Sarg gebettet. Seine große, männliche Gestalt fiel mir auf, der Adel auf seiner Stirn. Hatte der eine Augenblick, der Augenblick des Todes genügt, ihm die Seele rein zu waschen?

Das Hündchen richtete sich am Sarg auf und wollte ihm die Hände lecken; ich dachte doch, die Thiere, die der Natur so viel näher stehen als wir, wüßten, was darin vorginge.

Wir sagten nichts und das Hündchen lief hin und her. Dann und wann sah Vincenzia mich an mit einer seltsamen Glückseligkeit im Ausdruck, mit einer Art Frage im Blick, ihr beizustimmen, daß er schön sei, daß man ihn lieben dürfe

Sorgfältig schlug sie das Tuch endlich wieder über sein Gesicht und als ich ging, sagte sie noch einmal:

„Er ist in meinem Arm gestorben, auf meiner Schulter, Jeremias", und durch die Thränen sah ich wieder die schimmernden Augen ihrer Kindheit.

Drei Tage und drei Nächte hielt sie bei ihm die Todtenwache. Es war bitter kalt und der Wind bewegte den mangelhaften Vorhang hin und her; ihr Bett stand dicht an der Thür — das Zimmer war ja kaum größer, als von der Thür in das Bett.

Als sie ihn fortgetragen hatten, kam ich und schlug ihr vor, ob es nicht besser wäre, wenn wir uns im selben Haus eine Wohnung suchten, es wäre noch eine neben mir. Aber sie wollte nicht fort; sie stand grad' und fütterte ihre Spatzen.

„Die würden gar nicht wissen, wo ich geblieben bin, die armen Dinger, und dann mag ich Niemand zur Last fallen, und wär' ich Dir so nah', würdest Du doch Last davon haben."

Sie wurde jetzt ganz ruhig, gleichmäßig und freundlich. Wenn ich kam, hatte sie ein Lächeln für mich, pflegte das Hündchen und die Spatzen, freute sich, wenn sie frech waren.

Der Schnee lag draußen tief. „Sie wollen immer doppelte Portion", sagte sie, „aber dazu verdiene ich nicht genug, meine Augen werden so schlecht."

Sie wiederholte das oft, aber ich ahnte nichts; ahnte nicht, daß noch ein Schmerz für sie aufbehalten war. Einem alle Last — der Andere soll frei durch das Leben gehen. Ich nahm Partei für sie, oftmals in

meiner Verzweiflung, wenn Eins so fröhlich vorbei ging, geziert, behängt mit allem Glück, verwünschte ich das arme Ding und drohte ohnmächtig gen Himmel. Durfte sie nie Ruhe haben, durfte sie nicht noch das bischen Licht in den Augen behalten? Ich verlangte ja nichts weiter für sie — sie war ja glücklich — zufrieden. Sie freute sich so am Himmel; wenn die Sonne unterging, trat sie jedes Mal hinaus auf das Dach, wo man es sehen konnte, wir haben oft mit einander dort gestanden.

Im Entzücken schlug sie die Hände ineinander und der Glanz vom Himmel leuchtete wider in ihrem Gesicht. Oft frug ich mich, wer ist Das, der so selig neben Dir steht? Ist das die arme, von allen Seiten mit Leiden überhäufte Seele? Und wenn es Frühjahr wurde — wie sie auslief nach dem ersten grünen Blatt, die grauen Kätzchen der Silberpappel wie eine neue Hoffnung in das zerbrochene Krügelchen steckte, wie sie sich mit dem Hund über eine gute Mahlzeit freute, sie nie ohne Dank gegen Gott genoß! Sie dankte — und ich zog die Brauen zusammen und zürnte. Hat denn der Himmel keine Freude an der Freude?"

Ich bemerkte, wie sie sich öfter über die Augen fuhr.

„Es liegt ein Schleier darauf", sagte sie einstmals, und ihr Gesicht war sorgenschwer und bekümmert; „Jeremias, jetzt werd' ich Dir doch am Ende auf dem Halse bleiben. Ich glaube, ich werde blind. Ich ertrüg's schon, ich muß zufrieden sein, ich habe ja so viel Schönes in der Welt gesehen und so viel Liebes; aber daß Du die Last davon hast — denn das weiß ich schon, Du wirst es Dir nicht nehmen lassen. Ich wollte nur, ich könnte es Dir auf irgend eine Art leichter machen. Stricken werd' ich immer können, aber das bringt so wenig ein!"

Ich sah sie nicht an, grimmig und verstockt in meinem Schmerz. „Das fehlte noch, daß der Himmel Dir das schickt", sagte ich; „hattest Du nicht genug zu tragen?"

Sie nahm meine Hand. „Jeremias, und das Glück, das er mir schickte, rechnest Du das für Nichts?"

„Dir nur schickte, um es Dir zu nehmen! . . ."

„Das kann mir Keiner nehmen", sagte sie zuversichtlich und in den kranken Augen blitzte es auf. „Wenn Du es nur zufrieden bist", setzte sie demüthig hinzu; „wenn Du nur nicht zu viel übernimmst mit einer alten, blinden, gebrechlichen Frau."

Es ging schneller mit der Blindheit, als wir Beide glaubten. Ich nahm sie zu mir. Eine alte Verwandte bediente uns. Es kam mir vor wie ein Leichenzug, als sie aus ihrem Sonnenschein in meine dunkle Wohnung zog. Sie mochte es auch wol fühlen; als fröre sie, zog sie ihre Decken und Kleider dicht um sich.

Wenn ich kam, versuchte sie zu lächeln; aber es war ein winteriges Lächeln und machte mir nichts als Schmerz.

Sie paßte nicht hierher; es war, als hätte man die Lerche in einen dunklen Käfig gesteckt. Schon die dumpfige Luft meines Zimmers konnte sie nicht vertragen. Sie sagte nichts, aber sie zehrte ab.

Ich hatte mir etwas Geld gespart. Ich lief oft Stunden lang in

der Winterkälte umher, um das elende Gefühl, daß es nicht das Rechte für sie wäre, los zu werden, um mir zu ersinnen, was ich thun könnte. Ja, wenn ich reich gewesen wäre, ich hätte ihr große, sonnige Räume geschafft, mit Teppichen ausgelegt — Kamine darin, Alles, wie sie es gehabt hatte in ihrer Kindheit. Ob sie wol daran dachte; ob es Das wäre, das sie vermißte? Ich glaubte es selbst nicht.

Inzwischen ging die Zeit ihren Weg, schon waren die Blüthen erschlossen und wenn man hinaus kam vor's Thor, war's Frühjahr; an dem Schwalbengezwitscher, das klingend die Lüfte durchzog, hatte sie es gemerkt.

Sie blieben nicht lange auf dem engen Hof.

Heute stand ich draußen, weit fort, wo die Gärten aufhören und das Feld anfängt; ich war auf meinen wilden Läufen dahin gekommen, wieder in der Sehnsucht, in dem Sinnen, wie ich Vincenzia erfreuen könnte. — Ich stand am Fluß, mir war, als sei ich meilenweit fort. Die Stadt lag wie in einem Dunstkreis. Die Sonne sank eben glänzend golden und tauchte hie und da in das dunkle Wasser mit ihren schimmernden Strahlen, daß es hoch aufleuchtete. Ich dachte an die Zeit, als sie neben mir stand auf dem kleinen Dach und plötzlich, wie einem Blinden die Schleier vom Auge fallen, wußte ich, was ich zu thun hatte; im Winter ist's unerreichbar für den Armen, da kann er nicht viel Anderes thun, als hungern, frieren, entbehren — aber im Sommer ist der Himmel ihm gnädiger.

Ich ging an den Hütten entlang, unansehnliche, kleine Dinger; aber vor ihnen ausgebreitet lag die ganze Pracht blühender Wiesen — duftend von Heuschobern — Feld mit wogenden Halmen, in der Entfernung sogar Wald. Die Kühe kamen behaglich brüllend nach Haus. In einem der besten frug ich nach ein paar Dachkammern — der Erste hatte es nicht, der Zweite ja — vor der Thür war eine Bank unter'm Nußbaum; Stockrosen, Sonnenblumen machten sich breit, aber die herrliche Sommerluft legte sich veredelnd über Alles und die frische Erde duftete, als ruhte noch eine endlose Schaar Blüthen in ihrer Tiefe.

Wie ein Kind, welches denkt, die Blume wächst, die es ohne Wurzel in die Erde steckt, ging ich nach Haus, zufrieden. — Zufrieden? bis ich durch's Stadtthor ging. — Da fiel mir ein — gewiß wird's regnen, in Strömen, sobald ich Vincenzia draußen habe! Ich sah schon den Weg mit den Pfützen und hörte den Sturm im Nußbaum rasen und die Stockrosen zerbrechen — das zerbrechliche Häuschen erzittern wie ein Kartenhaus. Aber es kam anders — der Himmel schien es müde zu sein, sie zu verfolgen.

Ich brachte das arme, gehetzte Reh hinaus auf die Weide. Als sie fern der Stadt die frische Luft fühlte, stand sie still — athmete hoch auf. „Welche Wonne!" sagte sie. — So ging's fort — ihr Entzücken steigerte sich. Als ich sie im Stübchen hatte und wir noch zum Fenster hinaus lagen, all' den wirren Geräuschen des ländlichen Abends lauschend, weinte sie.

„Du sollst lachen, Vincenzia“, sagte ich etwas barsch; denn ich konnte nicht sehen, wie die Thränen aus den blinden Augen flossen.

„Es ist ja Freude“, sagte sie und versuchte zu lächeln, ihr altes leuchtendes Lächeln; denn wahrhaftig, Keiner hätte den Augen angesehen, daß sie blind waren.

„Es ist Sommer“, rief sie ein über das andere Mal; „Gott sei Dank, daß ich das noch erleben durfte — noch einmal all' die Herrlichkeit spüren, die darin liegt, wenn der Baum die Rinde sprengt und die lebensvollen Aeste dehnt — wenn Alles sich regt zur Auferstehung — wenn alles Elend wie der Winter überwunden scheint . . .“

Ueber jeden Schritt freute sie sich, fühlte, wie die kleinen Lämmer den weichen, wolligen Pelz bekamen, merkte auf den Liebesgesang der Vögel, die sich suchten, fanden, Kleine erzogen — wie das Nest voll wurde und wieder leer.

Ganze Vormittage lagen wir im Wald; jedes summende Insectchen genoß sie in seiner Lust, fühlte in seinem Wohlleben die Wonne der ganzen Natur. Ein schöner Morgen reihte sich an den andern. Meine paar Groschen würden wol ausreichen, ihr diese Freude zu gewähren, aber sie sollte sie nicht haben. — Erst konnte sie nicht mehr in den Wald — dann nicht mehr unter den Nußbaum — dann nicht mehr aus dem Zimmer. Sie hatte ihr Lager dem Fenster zugewendet.

Ich murrte und grämte mich wieder, ging herum wie eine verdammte Seele, die nirgends Ruhe findet — da lag sie nun oben im engen Kämmerchen, das sie bald mit einem noch engern vertauschen würde, und konnte nicht einmal das bischen Luft genießen, das ich mit schweren Opfern für sie erkauft hatte! . . .

Die Rosen blühten grad' in der Fülle, sie glühten in der Abendsonne. Ich war ihnen gram, wie der ganzen Schönheit ringsum, riß sie ab, wollte sie unter die Füße treten; aber da dachte ich an sie da oben, wie sie Blumen liebte, und ich konnte es nicht.

Ich ging hinauf, den ganzen Busch in der Hand. Sie hatte viele Nächte hindurch nicht mehr geschlafen, keine Ruhe gehabt — der höchste Wunsch, den man jetzt für sie haben konnte, war die ewige Ruhe.

Ich trat hinein, ohne zu wissen, daß ich die Rosen noch in der Hand hielt.

Die kleine Magd stützte sie. Die Abendsonne lag noch wie Gold am Himmel.

Sie suchte das Licht. Wie sie mich spürte, regte sie die Hand nach mir.

„O, wie das duftet“, sagte sie — „Jeremias, Du bringst mir den Sommer.“

Ich schüttete die Rosen auf ihr Bett — sie holte tief Athem. — „O, wie das köstlich duftet“, wiederholte sie — und über ihr Gesicht ging der alte Glanz — „wie ich mich freue! — Wie schön muß es draußen sein!“

„Ich weiß es nicht“, sagte ich finster, „ich fühl's nicht, ich sehe nur Dich.“

„Mich!" wiederholte sie — „bin ich denn ein so trauriger Anblick? Ich bin ja so glücklich!"

Mühsam versuchte sie, die Rosen in der Hand zu fassen. „Jeremias", sagte sie, „weißt Du, was sie mir gesagt haben? Daß mein Herz noch lebt. Es lebt noch, obgleich ich sterbe; es kann noch die Seligkeit fassen, für die es bestimmt war — von der es immer wieder ein Zeichen bekam — wie aus dem gelobten Land — —"

Sie suchte mir die Rosen zu geben; aber sie fielen zwischen uns auf den Boden — und nicht lang, so war's zu Ende mit ihr.

Ich wartete nicht, bis die Freuden da draußen sich überlebt hatten — der Baum kahl, die Blüthe erfroren; ich ging wieder zurück in meine dunkle Kammer.

Die Rosen nahm ich nicht mit. Was sollte ich mit ihnen? Aber dann und wann ist mir doch, als zöge ihr Duft durch das Zimmer.

Pietro Aretino.

„Der Wein von Asti schäumt im Becher;
Stoßt an, Ihr Mädchen, Glück und Lust!
Wie selig ruht ein müder Zecher
In Eurem Arm, an Eurer Brust!
Wie uns're Marmorstadt im Pfuhle
Behaglich froh ihr Bildniß schaut:
So eitel bist Du, seid'ne Buhle,
Doch keine kalte Marmorbraut.
Wenn uns nur stets die Götter gönnen,
Daß wir von Herzen lachen können!
Nur ihre frevelnden Verächter
Erobern ihr olympisch Reich;
Nur ein unsterbliches Gelächter —
Das macht die Menschen göttergleich.

„Stoßt an! Wozu denn schuf ein Werde
Die große und die kleine Welt?
Wozu denn dreht sich diese Erde,
Als weil der Taumel ihr gefällt?
Wie lächerlich dies ew'ge Kreisen
In einer immergleichen Bahn!
Da sagen uns die neunmal Weisen:
Weil sie sich dreht, ist's wohlgethan!
O nein, das ist der Trost der Schwachen!
Der Kreisel muß der Peitsche lachen.
Denn nur ein stolzer Weltverächter
Erträgt dies todte Einerlei;
Nur ein unsterbliches Gelächter —
Das macht vom Zwang der Welt uns frei.

„Stoßt an! Wie liegt im Marmorglanze
Das stolze Meereswunder da!
Am Lido lockt im Wogentanze
Verbuhlt die keke Adria!
Die Säulen und die Kuppeln ragen,
Langweilig starrt das Viergespann;
Nie schirrt an einen Siegeswagen
Die Gondelstadt die Rosse an.
Und Löwenrachen, Seufzerbrücken
Verkünden ihres Ruhmes Tücken.
Das Staatsschiff schaukelt auf den Wellen
Und dankt den Winden sein Geschick;
Wie klingeln laut die Narrenschellen
Beim Carneval der Republik!

„Der Ruhm ist nur ein Gut der Thoren,
Ein Gut, das Sclavensinn beglückt!
Ein Einz'ger nur ist freigeboren,
Nicht von gemeinem Loos bedrückt,
Das ist der Witz, der alles Hohe
Mit seinen Pfeilen arg bedrängt
Und mit der funkensprüh'nden Lohe
Grausam des Kaisers Bart versengt;
Des Kaisers Bart, um den sich streiten
Die gläub'gen Narren aller Zeiten.
Nicht selig wird die Menschheit werden,
Bis er in alle Luft zerstiebt,
Und bis der freie Geist auf Erden
Nichts als die eigne Freiheit liebt."

Er spricht's und wiegt sich auf dem Stuhle,
Die Lippe höhnt, das Auge flammt,
Zur Linken eine seid'ne Buhle
Und rechts ein schmuckes Kind in Sammt.
Von Ehrenketten klirrt sein Busen,
Das ist Pietro Aretin,
Der ungezog'ne Sohn der Musen,
Italiens erster Harlekin.
Es schuf Natur in übler Laune
Den ungeberdigsten der Faune.
Sein Witz ist einer Welt Entzücken
Und ist die Geißel einer Welt,
Und Papst und Kaiser muß sich bücken,
Wenn dieses Meßners Glöcklein schellt.

Da spricht die lock'ge Buhle heiter:
„Die Thorheit dieser Welt ist groß!
Des Dogen Neffe, mein Begleiter,
Ruht tief in der Lagune Schoos.
Er schlang um mich demant'ne Bande,
Doch wurden sie für ihn zum Fluch;
Ich hatte hundert Prachtgewande,
Ihm fehlt zuletzt — das Leichentuch.
Der greise Doge, starr vor Schmerzen,
Blickt in die Flut, den Tod im Herzen.
Wie treu er sein Erinnern wahrte,
Kann ich zu nächt'ger Stunde sehn,
Und dann aus seinem Silberbarte
Die allerschönsten Flechten drehn."

„„Der Doge selbst! Wie wird sie grollen,
Die angetraute Adria,
Und donnernd ihre Wogen rollen,
Wenn sie in Deinem Arm ihn sah.

Der Doge gürtet seine Lenden,
An einer Nymphe Brust zu ruhn,
Der Dreizack fällt ihm aus den Händen,
Dem meerbeherrschenden Neptun.
Auf, daß ich die gekrönte Sünde
Dem Meister Tizian verkünde,
Daß er im Netz die Venus male,
Und den Neptun im Silberhaar!
Aufhängen wir im Dogensaale
Das farbenprächt'ge Liebespaar.""

„„Ja, Gott ist mächtig in den Schwachen!""
Er ruft es höhnend! Kuß auf Kuß
Und Glas auf Glas, dazu ein Lachen,
Von dem der Saal erdröhnen muß.
Die Venus mit erregten Geistern
Birgt in den Polstern ihr Gesicht,
Den überlust'gen Krampf zu meistern —
Doch immer noch gelingt ihr's nicht.
Weit eher wird's der andern glücken,
Am Schaum des Asti zu ersticken.
Auch Aretin lacht unaufhaltsam;
Der Sessel schwankt, der Sessel fällt —
Da hat das Marmorflies gewaltsam
Ein weltberühmtes Haupt zerschellt.

Das Grinsen auf der blassen Lippe
Erstarrt jetzt wie zu ew'gem Hohn —
Da steht der Tod mit seiner Hippe —
Die bleichen Dirnen sind entflohn.
Gespenstig kichert's in der Ecke,
Gell wiederhallt des Saales Rund,
Und hundert Fratzen an der Decke
Verziehn hohnlachend ihren Mund.
Und warnend ruft der Sensenschwinger,
Ausstreckend seine Knochenfinger:
„Ihr hört es nicht bei trunk'nen Festen,
Wie meine Hand die Sense wetzt!
Ich lache immerdar am besten,
Ich lache immerdar zuletzt!"

Rudolf Gottschall.

Ein Besuch bei Proudhon.

(1863.)

Als ich im Sommer 1863 in Paris ankam, schien Frankreich, und begreiflicherweise die Hauptstadt voran, von einer großen Erregung ergriffen. Einerseits war die Opposition in der Kammer lauter als gewöhnlich, andererseits erregte die Einnahme der Stadt Mexiko durch die französischen Waffen die Gemüther. Vor allem Andern aber war es die Sympathie für das so schwer heimgesuchte Polen, über welches Murawieff eben alle Schrecknisse losließ, welche demnächst folgenschwere Ereignisse herbeiführen zu wollen schien. In allen größeren Städten des Landes waren Polencomités zusammengetreten, welche Sammlungen einleiteten und den Ertrag derselben an das Pariser Comité abführten. Die Journale läuteten mit allen Sturmglocken, es hatte das Aussehen, als ob die polnische Frage noch binnen Jahresfrist europäische Dimensionen annehmen, oder mit anderen Worten, als ob Louis Napoleon, der in Mexiko endlich freiere Hand bekommen, sich gegen Rußland wenden werde, um die Opposition im Lande zum Schweigen zu bringen.

Ein paar Tage nach meiner Ankunft saß ich bei Charles Edmond, dem Bibliothekar des Senats, der seine Wohnung im Palais des Luxemburg hatte, und sah ihm zu, wie er eben allerhand Briefschaften ordnete und in einem eleganten Kofferchen niederlegte, denn er sollte nächster Tage ein Duell zu bestehen haben. „Seltsam", sagte er mitten in seiner Beschäftigung, „daß Du die Lust am Reisen noch immer nicht verloren hast! Ich meinestheils sage mit Diderot: quel triste plaisir, que de voyager! Ich kann nur noch an meinem eigenen Schreibtisch schreiben und in meinem eigenen Bette schlafen. Auch fühle ich mich nirgends wohl als hier, in der Stadt, die meine zweite Heimat geworden ist, in der ich meine Freunde, meine Stellung und mein bischen Namen gewonnen habe. Noch vor wenig Jahren war ich genöthigt, den Prinzen Napoleon, den eine wahre Reisewuth verzehrt, da- und dorthin zu begleiten. Es machte mich immer ganz unglücklich."

„Du bist", erwiederte ich, „erst ein so decidirter Freund der Ruhe geworden, seitdem Du Charles Edmond heißest. Der Pole Chojecki war ein ganz anderer Mann. Der hatte nirgends Ruhe. Jetzt flog er zwischen Paris und Warschau hin und her, jetzt war er in der Krim, jetzt in Egypten. Wo bist Du nicht überall gewesen, seitdem wir uns als junge Leute in Prag kennen lernten!"

Der Freund hatte, während ich sprach, einige Briefpackete in die Hand genommen, die er gleichsam wie eine kostbare Last wog, und sagte nun mit der ihm eigenthümlichen Melancholie: „Ich sagte, daß ich die Stadt nie mehr verlassen möchte, in welcher meine Freunde leben.

Wenn nur diese Schaar sich nicht fortwährend um uns verringerte, hier von dem Tod abgerufen, dort durch Verhältnisse von uns getrennt! Sieh', dies dicke Packet Briefe: sie sind von der Rachel. Sieh', dies andere: es ist von George Sand! Und ich kann es auch schon zusammenbinden und siegeln, da ich weiß, daß kein Brief mehr nachkommt. Und hier, dies Packet, es sind Briefe Proudhon's."

„Was?" rief ich, „Du bist mit Proudhon befreundet? Von allen Leuten, die Paris bewohnen, interessirt mich kaum Jemand mehr als er. Gesehen habe ich ihn schon ein paar Mal, aber nie gesprochen. Du mußt mich zu ihm führen —"

„Freund, das geht nicht", erwiederte Chojecki. „Ich bin von Proudhon getrennt, seitdem er, bizarr und excentrisch wie immer, den Polen gegenüber eine so feindliche Haltung angenommen hat. Uebrigens ist er so unfreundlich, launisch und misanthropisch — man ist nie sicher, wie er Einen empfängt."

„Und doch bestehe ich darauf, daß Du mir dazu verhilfst, ihn kennen zu lernen", sagte ich. „Ich habe es mir vorgenommen, nichts mehr aufzuschieben und nicht mehr auf einen fernern Zufall zu warten, um mich bei Denen einzuführen, die mich wirklich interessiren. Ihre Zahl ist ja verhältnißmäßig sehr gering. Unerwartet kommt der Tod heran und man kann dann nicht wieder gut machen, was man versäumt hat! Ich kann es mir nicht verzeihen, daß ich so oft in Frankfurt war und nie ernstlich versuchte, an Schopenhauer heranzukommen; nicht verzeihen, daß ich in Solothurn war und nicht Sealsfield, den Einsiedler im Hause „unter den Tannen", kennen lernte. Man muß die altmodische Schüchternheit abstreifen und zudringlich sein bei bedeutenden Männern — sie gesehen zu haben ist mindestens so viel, als eine große Stadt gesehen zu haben."

„Ich will Dir also einen Brief an Darimon mitgeben", erwiederte der Freund nach einigem Nachdenken. „Der ist Proudhon's genauester Freund, und besser kannst Du nicht eingeführt werden, als durch ihn."

Er griff nach einem Blatt Papier und schrieb ein paar empfehlende Zeilen nieder. Gleich darauf eilte ich fort und stieg in eine Droschke, um das Billet an seine Adresse zu bringen.

Ich fand in Darimon, dem ehemaligen Mitredacteur des „Peuple", der seit mehreren Jahren Abgeordneter und einer der Fünf von der Opposition war, einen sanft aussehenden, blonden Mann, der mich auf's Zuvorkommendste aufnahm.

„Mein Freund Chojecki", sagte er, nachdem er das Billet gelesen, „bittet mich, Sie zu Proudhon zu führen. Er wohnt in Passy. Ich bedauere aber, Ihnen sagen zu müssen, daß ich von Proudhon getrennt bin und ihn nicht mehr besuche. Er hat bei den Wahlen eine so eigenthümliche Haltung eingenommen und gegen uns so scharf Opposition gemacht, daß, wenn wir überhaupt noch zusammenkommen sollen, der erste Schritt der Annäherung von ihm ausgehen müßte. Ein paar Zeilen an ihn könnte ich Ihnen freilich mitgeben, doch ich muß Sie avertiren, daß

Proudhon un sauvage, ein Bär ist, der die Besucher seiner Höhle oft sehr schlecht empfängt."

„In diesem Falle", meinte ich entmuthigt, „lassen wir die Sache ruhen —"

„Nicht doch", rief Darimon. „Sie haben gewiß in Deutschland unter Ihren Professoren viel solcher wunderlichen Heiligen. Empfängt Sie Proudhon schlecht, so denken Sie sich, daß Sie bei einem solchen gewesen, und die Sache ist abgethan."

Eine Viertelstunde später fuhr ich nach Passy. Die Ablehnungen zuerst Chojecki's, dann Darimon's, mich persönlich einzuführen, waren ein beredter Commentar zu Proudhon's Stellung und Charakter. Er hatte sich allmälig von einer, dann von einer andern Fraction der Demokratie abgelöst, von dem zersetzenden Geiste getrieben, der in ihm wohnte, unbekümmert darum, ob er nicht zuletzt ganz allein bleibe. Sein Kopf isolirte ihn. Während das napoleonische Regime und die Macht der Ereignisse ihre thatsächliche Kritik an der Revolution und der Idee der Demokratie ausübten, übte er an ihnen seine ideelle Kritik. Es lag aber auch nicht in seiner Natur, den Freund zu schonen. Ja er glich, nach Allem, was man von ihm erzählte, dem alten Philosophen Cardanus in dem Punkte, daß es ihm ein Vergnügen machte, seinen Freunden die unangenehmsten Dinge zu sagen.

In Passy angelangt, suchte ich Nummer Zehn in der Grande Rue auf. Der Gedanke, daß ich in wenig Minuten vor einem der entschiedensten Tribunen des revolutionären Gedankens stehen würde, regte mich bis zu einem gewissen Grade auf und je größer meine von lange her datirende Verehrung für den Mann war, desto größer war meine Furcht, von ihm barsch und unfreundlich aufgenommen zu werden und ihn gewissermaßen plötzlich zu verlieren. In dieser Stimmung wäre ich beinahe wieder umgekehrt, doch mit einem Ruck schob ich mich vorwärts und zog an der bezeichneten Thür des zweiten Stockwerks die Klingel.

Eine Frau in den mittleren Jahren öffnete und sagte mir, daß Monsieur Proudhon ausgegangen sei, jedoch in anderthalb Stunden wieder zurückkehren werde. Es mochte seine Frau sein. Ich ließ Darimon's Billet in ihren Händen zurück und versprach wieder zu kommen. Langsam schlenderte ich am Bahnhof von Passy vorbei in's Bois de Boulogne.

Dieser großartige Promenadeplatz der Pariser bot eben einen wunderbaren Anblick dar. Durch die ungeheuren Alleen zog ein Strom von Equipagen, in welchem die glänzende Carosse wie das bescheidenste Lohnfuhrwerk vertreten war. Die Damen hatten ihren schönsten Putz angelegt. Jetzt kamen Reiter, bald einzeln, bald truppenweise, angebraust; jetzt jagten Amazonen mit wehenden Schleiern und nachflatternden Gewändern, von ihren Cavalieren gefolgt, vorbei. Die weiten Rasenplätze der großartigen Anlage standen mitten unter sengender Julihitze frisch wie Alpenmatten da, denn die sorgsamste Bewässerung tränkt sie bis an die entlegensten Punkte, und die Blumenparterres mit den selt-

samen, exotischen, künstlich acclimatisirten Gewächsen prangten in vollster Farbenpracht. Auf einem kleinen blauen See, der mehr einem mächtigen Flußarm ähnlich sich durch grüne Hügel schlängelt, schaukelten buntbemalte Gondeln, während auf einer koketten kleinen Insel die Bühne des Pierrot Debureau mit flatternden Fahnen zum Besuch einlud. Schiffer, wie venetianische Gondoliere gekleidet, führten dem Kindertheater zahlreiche Kleine im Schutz ihrer Bonnen zu. Das Ganze bot das großartigste Bild eines glänzenden Tummelplatzes des öffentlichen Lebens.

Und durch das Gedränge der Carossen, Gigs, Fiaker und Droschken kam eine leichte Americaine, von vier prachtvollen Pferden gezogen, daher, der die übrigen Wagen, so gut es anging, Platz machten. Zwei Herren in schwarzen Civilröcken saßen darin, der rechts Sitzende führte die Zügel. Hinten saß der Lakai. Die Spaziergänger lüfteten ihre Hüte, denn der Wagenlenker war der Kaiser.

Da haben wir's! dachte ich. Louis Philippe, der freigewählte Bürgerkönig, fuhr nie anders als in einem kugelfesten Wagen, von reitenden Soldaten aller Art escortirt — ich selbst sah einst seinen Galawagen mit der Schnelligkeit des Sturmwindes und mit dem Gerassel einer explodirenden Maschine von St. Cloud nach Paris fliegen — ihn selbst mehr einem Staatsgefangenen ähnlich, der auf die Festung abgeführt wird, als einem Monarchen; Napoleon dagegen, durch einen Staatsstreich und wildes Gemetzel Kaiser geworden, kutschirt eigenhändig seine Americaine im Menschengewühl des Bois de Boulogne. Welche Lehre liegt in dieser Thatsache! Muß nicht vor diesem einfachen Factum unser ganzes Gebäude willkürlich aufgebauter Theorien zusammenbrechen und einer andern Anschauung Platz machen?

Der in Deutschland verbreiteten Meinung nach, monologisirte ich weiter, ist Frankreich tief mißvergnügt, ja unglücklich. Es seufzt unter einer Militairdictatur, unter dem Joche des Cäsarismus, die Presse ist geknebelt, die freie Meinungsäußerung abgeschafft. Dieser Zustand dauert nun aber schon elf Jahre. Wie es möglich sei, eine Despotie, gegen die sich Alles sträubt, durchzusetzen und aufrecht zu erhalten bei einem entzündlichen Volk von so großer Empörungsfähigkeit, von so zartem point d'honneur, von so großer Courage und von so geringem Pietätsgefühl für Kaiser oder Könige — das wird nicht weiter erklärt; das Dogma von der vorhandenen und regierenden Despotie ist einmal da. Es ist ein Factor geworden, auf welchen die Conjectural-Politiker ihre Rechnungen basiren. Was hat man nicht in Folge der letzten Wahlergebnisse für düstere Prophezeiungen gelesen! Sie wurden in Deutschland so aufgefaßt, als habe die Hand des Volks an die Wand der Tuilerien ein neues Mene tekel upharsin geschrieben! Und was finde ich nun, da ich Paris betrete? Ein Volk, das mit hoher Genugthuung dem Fremden bis zum Ueberdruß wiederholt, es habe endlich seine alte, tonangebende Stellung in der Welt wieder erobert; eine Presse, die fort und fort behauptet, der jetzige gesellschaftliche Zustand basire auf den

Principien von 1789, und wohin ich mich auch kehre, lauter Leute, die mit einem Achselzucken antworten, wenn man ihnen sagt, daß Europa sie des Verlustes ihrer Freiheit wegen bedauere!

Der Irrthum Deutschlands ist, daß es die Zustände, wie sie in Frankreich beim Beginn des napoleonischen Regimes waren, im Auge behält und nicht weiß, wie sehr seitdem die napoleonische Idee die Ueberzeugungen langsam gebogen hat. Die Regierung, welche so unpopulär begann, hat allmählig Anhänger in allen Reihen geworben. Die äußere Größe ihrer Politik und die großartige Dimension ihrer Erfolge hat allgemach Allen imponirt. Der öffentliche Geist ist in eine ganz neue Bahn, in eine ganz andere Richtung geleitet worden. Der Mann, den alle Welt — und ich nicht minder als alle Andern — für den antiquirten Nachahmer seines Onkels hielt, hat sich als der Erfinder einer durchwegs modernen Politik bewiesen, und seine Pläne, in der ihm eigenthümlichen Art tief und vorsichtig angelegt, kommen immer mehr zu Tage. Er hat, ohne eigentlich selbst Soldat zu sein, den kriegerischen und militairischen Geist der Franzosen wieder geweckt und ihm eine ungeheure Mission nach außen gegeben. Das war sein Werk; wer mag es verkennen, daß in diesem Augenblick selbst die äußersten Parteien, wenn sie auch nicht gerade bekehrt worden, doch die Schärfe ihres Hasses aufgegeben haben?

Und mit solchen Menschen, guter Proudhon, wolltest Du Deine sociale Republik aufbauen! Gesetzt, sie wäre durch Ueberrumpelung und durch Gewalt zu gründen gewesen, wie lange hätte sie bestanden? Du wolltest die Grundlagen der Gesellschaft umbauen und Dein Vorhaben war, wie wenn die Erde, die von Anbeginn in der Richtung von Westen nach Osten gekreist, sich fortan von Osten nach Westen drehen solle. Ach, die Welt geht unbeirrt ihren alten Gang weiter, ihre Axe bleibt dieselbe. Ist sie eine wesentlich andere geworden, seitdem babylonische Könige oder römische Cäsaren geherrscht? Man muß es verneinen. Gewänder und Namen und Titel haben sich geändert, die Grundgewalten sind dieselben geblieben. Was soll ich nun eigentlich bei Dir? Alle Thatsachen spotten des alten Weltverbesserers! Sollen wir uns über den großen Irrthum unterhalten, in welchem wir uns vor fünfzehn Jahren befanden?

So ergingen sich meine Gedanken. Die anderthalb Stunden waren um. Und wenn ich nicht geglaubt hätte, Proudhon erwarte mich, ich wäre gar nicht wieder hingegangen.

Als ich das zweite Mal die Klingel im Hause der Grande Rue zog, flog die Thür rasch auf und ein Mann, den ich sogleich als den socialen Philosophen erkannte, stand vor mir. Es war ein Mann vom Aussehen eines Vierzigers, obwol um zehn oder zwölf Jahre älter, von gesunder, röthlicher Gesichtsfarbe, mit einem blonden, ziemlich starken Vollbart. Auf der mächtigen Stirn saß ein sammetenes Käppchen, eine einfache graue Leinwandblouse ließ den Leib, von starkem Knochenbau, noch quadratischer erscheinen, als er in Wirklichkeit sein mochte.

„Kommen Sie endlich?“ rief er mir mit einer sonoren Stimme entgegen, indem er mir die Hand reichte und mich in ein kleines von Möbeln überfülltes Zimmerchen führte. „Nehmen Sie Platz! Was bringen Sie Gutes aus Brüssel, Monsieur Hervay?“

„Ich bedaure, vor Allem sagen zu müssen, daß ich nicht Herr Hervay aus Brüssel bin, den Sie erwartet zu haben scheinen.“

„Nicht Herr Hervay? Dann verzeihen Sie die übercordiale Art meines Empfanges. Aber wer sind Sie dann?“

„Sie haben wol den Brief erhalten, den ich der Dame hier vor anderthalb Stunden übergeben —“

„Welcher Dame?“

„Der Dame, die mir geöffnet.“

„Das war meine Frau. Sie hat mir nichts übergeben. Von wem war der Brief?“

„Von Herrn Darimon.“

„Ich habe keinen Brief erhalten“, rief Proudhon mit Ungestüm. „Darimon hat mir seit Monaten nicht geschrieben. Meine Frau ist fortgegangen, sie hat mir nichts übergeben. Unsere Bekanntschaft fängt mit lauter Quiproquos an! Ich halte Sie für Herrn Hervay, einen Buchhändler, der mir geschrieben und seinen Besuch für heute in Aussicht gestellt hat — Sie sind es nicht. Sie wollen mir einen Brief überbracht haben — ich weiß nichts von einem Briefe.“ Er begann rechts und links im Zimmer umherzuschießen. „Nein, nein, ich finde keinen Brief —“

„Geben Sie sich“, bat ich, „keine weitere Mühe. Ich glaube den Inhalt des Briefes zu kennen. Herr Darimon empfahl Ihnen zu wohlwollender Aufnahme einen deutschen Schriftsteller, der sich viel mit Ihren Büchern beschäftigt hat und Paris nicht verlassen wollte, ohne Sie kennen gelernt zu haben — dieser Schriftsteller bin ich.“

„Wie heißen Sie?“

Ich nannte meinen Namen.

„Sind Sie“, sagte Proudhon in barschem Ton, „der Verfasser jenes Romans, den die „Revue germanique“ seit Anfang dieses Jahres bringt? Eine Art Pamphlet gegen die Jesuiten?“

„Allerdings.“

„Dann ist's so gut“, sagte Proudhon, mir die Hand reichend, „als ob der Brief von Darimon da wäre. Nehmen Sie Platz und verzeihen Sie mir die unwirsche Art meines Empfangs. Ich werde zuweilen von ganz besonderen Besuchern überlaufen.“

„Es ist sonst nicht meine Art, Berühmtheiten heimzusuchen“, sagte ich, indem ich mich setzte. „Man fällt ihnen meist zur Last und hat selbst wenig davon. Und doch ist es ein natürlicher Wunsch, den Autor zu sehen, mit dem man im Geiste viel beisammen war . . .“

„Es will mir in der That scheinen“, sagte Proudhon, „wie wenn die Deutschen anfingen, mir einige Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Es macht mir Vergnügen, zu sehen, daß man meine Bücher jenseits des

Rheins übersetzt, wenn es auch nichts einträgt. Die Deutschen sind ein Volk des arbeitenden, nie ruhenden Denkens und Suchens. Ich bedaure täglich, daß ich kein Deutsch verstehe; leider bin ich zu alt, es noch zu erlernen. Apropos — kennen Sie Ludwig Feuerbach?"

„Allerdings", erwiederte ich. „Ich habe ihn noch im vorigen Jahre im Dorfe Bruckberg bei Nürnberg besucht. Deutschland hat keinen verehrungswürdigern Gelehrten. Ihn in seinem Studirzimmer in der Einfachheit eines griechischen Weltweisen gesehen zu haben, ist eine Erinnerung für das ganze Leben."

Das Gespräch ging auf die letzten Bücher und Broschüren Proudhon's über.

„Ich arbeite viel", fuhr der sociale Philosoph nach allerlei Zwischenreden von mir fort; „ich nehme ein Gebiet nach dem andern vor, denn allenthalben gilt es, mit den Ruinen des Alten aufzuräumen. Ich habe mit der Nationalökonomie begonnen, habe in meinem Buche „De la Justice" mich der practischen Philosophie zugekehrt, dann mit meinem Werk „Ueber Krieg und Frieden" Grundlinien der politischen Wissenschaft gezogen. Die Religion habe ich schon seit längerer Zeit aufgegeben, ich denke noch zu ihr zurückzukehren. Ich komme leider weit später als Andere dazu, meine Gedankenwelt darzulegen .... Ich kam zu Fuß nach Paris, das Ränzel auf dem Rücken. Ich studirte und aß trockenes Brod dabei. Vielleicht ist Ihnen das Aeußerlichste über mein Leben bekannt. Ich bin bis in's einunddreißigste Jahr Ouvrier, Buchdrucker gewesen, und war dann lange Zeit Commis. Ich habe eine schlechte Erziehung erhalten und hatte somit viel nachzuholen. Ja, ich war beinahe ein Vierziger, als ich meine Laufbahn als Schriftsteller begann. Dann kamen Processe, kamen Jahre der Haft ... Mir scheint oft, als stünde ich erst am Beginn meiner Laufbahn, und doch — sehen Sie —", er lüftete sein Käppchen, „ich bin schon kahl! Ich bin ein Fünfziger."

Es lag in der Art, wie Proudhon das Alles sagte, etwas so Natürliches, Herzliches und Herzgewinnendes, ein gemüthliches Etwas, das ich noch bei keinem seiner Landsleute gefunden; denn ein Hauch des Formellen, Höflichglatten, das nie aus einem gewissen Kreis herausgeht, weht mich sonst im Umgang mit jedem Franzosen erkältend an. Ich fühlte mich plötzlich völlig à mon aise. Ich erzählte ihm von der jugendlichen, verehrungsvollen, mit einer Art von Grauen gemischten Scheu, mit welcher ich ihn, den damals wie eine Art Robespierre bezeichneten Mann, im Jahre 1849 unter den Wuthausbrüchen der Majorität auf der Tribüne seine, die Capitalien aller Reichen gefährdenden Anträge stellen und begründen hörte. Ich erzählte ihm, wie ich dereinst in Zorn und Trauer gerathen, als das Verdict der republikanischen Jury ihn zu dreijährigem Gefängniß verurtheilt. Ich erzählte ihm endlich von dem zehrenden Interesse, mit dem ich damals den „Peuple", und als dieser verboten ward, die „Voix du Peuple" gelesen.

„So lange, als noch der „Peuple" erscheint", pflegte damals mein

Hausherr zu sagen, „wird der deutsche Doctor nicht von Paris abreisen, denn es ist ihm gar zu wichtig, was der jeden Morgen für einen Leitartikel bringt.“

Proudhon hörte diese Reminiscenzen lächelnd an. Ich fuhr fort: „Die Ereignisse haben seitdem Vieles anders gestaltet, als man damals glaubte. Vieles, sehr Vieles von den damaligen Ueberzeugungen hat im Sturm über Bord geworfen werden müssen. Und doch bleibt Ihrer Thätigkeit von damals ein unvergänglicher Werth erhalten! Es liegt im Wesen und Charakter des Capitals, sich für souverain und absolut zu halten. Der Vielbesitzende vergißt, daß er der großen Staatsgemeinschaft angehöre. Da müssen immer wieder Männer, wie Sie, kommen, die eindringlich die Rechte der staatlichen Gesellschaft predigen. Das ist Ihr Verdienst, und nach Material in diesem Sinne wird man stets im Arsenal Ihrer Schriften suchen gehen.“

Proudhon entgegnete nichts, abspringend fragte er: „Nun! Was sagt und denkt man in Deutschland über Frankreich?“

„Man hält es für mißvergnügt“, antwortete ich.

„Darin täuscht man sich“, erwiederte Proudhon. „Es ist im Gegentheil hier zu Lande aus der Mode gekommen, unzufrieden zu sein. Frankreich hat den Geschmack am Revolutioniren verloren, der Mann, den ganz Europa mißachtete, ist heute ein gar populärer Name.“

„Allerdings hat er zu imponiren verstanden.“

„Er ist jedenfalls bedeutender, weit bedeutender, als er uns Allen zuerst erschienen“, fuhr Proudhon mit nachdenklicher Miene fort. „Als er von London hier anlangte, ließ er uns rufen: ich und Darimon sprachen ihn öfter — doch seine absonderliche Art und Weise und die allgemeine, über ihn auslaufende Meinung führte uns noch irre; wir hielten wenig oder nichts von ihm. Erst jetzt sehen wir, es liegt mehr in diesem Mann, als er zeigte, und daß eben Niemand ihm Das zutraute, was er vermag, das half ihm beim Emporkommen . . .“

„Ich war vorhin im Bois de Boulogne“, sagte ich, „und sah den Kaiser im Wagen. Ich folgte ihm eine Weile und möchte sagen, daß das Bild dieses stumm und unbeweglich dasitzenden, sein Gespann durch so viel Hindernisse lenkenden Mannes mir gleichsam eine Illustration seiner Politik war. Ein Grundzug dieser ist eine mit merkwürdiger Festigkeit gepaarte Ruhe, die nie in Zorn zu gerathen scheint, nie aufwallt und ungestüm wird, die Hindernisse niemals niederrennt, sondern sie umgeht, oder noch besser, unterminirt; darum hört man auch sagen, Louis Napoleon sei kein Franzose, was sich eben so auf seine bezweifelte Abkunft, wie auf seinen Charakter bezieht. Seine Politik ist immer das Resultat langsam vorbereiteter Combinationen, welche die gewünschten Ereignisse allmählig und wie von selbst herbeiführen und der Welt erst später völlig klar werden. Er mag während der langen Zeit, die er im Gefängnisse zugebracht, das Warten gelernt haben, Geduld und die unnachgiebig zähe Ausdauer. Es war oft wunderbar anzusehen, wie er aus dem wirrsten Gedränge durch eine kluge Wendung

plötzlich herauskam. So sind auch in der Politik alle seine entscheidenden Züge sorgfältig maskirt, wie die eines Schachspielers, daher der oft wiederholte Ausspruch, daß er stets wie ein Verschwörer vorgehe. Und dabei diese halb geschlossenen Augen, diese Starrheit der ganzen Erscheinung! Sie entspricht seinem innersten Wesen, so ist er selbst, der stumme, verschwiegene, einzige Erfinder und Mitwisser seiner Plane! Es liegt etwas Unmittheilsames in ihm, und dieser Umstand, daß er in seinem Geiste nie ruhend, das letzte Ziel seiner Absichten nie kundgiebt, das verleiht ihm etwas Unheimliches und Dämonisches."

„Er ist darum doch nicht finster oder düster", sagte Proudhon, „nur aber immer traurig. Homo tristissimus, „der melancholischste der Menschen", sagt Sueton."

„Und doch giebt's in den Tuilerien fortwährend Feste mit der Entfaltung eines maßlosen Prunkes —"

„Mit diesem Prunk und Allem, was Pomp, Glanz, Sinnengenuß heißt, verhält es sich eigenthümlich", erwiederte Proudhon. „Er selbst ist nulla captus dulcedine rerum, ihm macht keine Lust der Dinge Lieblichkeit." Er mag die größten Hoffeste und die schönsten Jagden veranstalten, gewiß bleibt es, daß er sich nicht dabei unterhält; denn ihn freut nichts als Rechnen, Combiniren, die Ereignisse herbeiführen und aus dem Hintergrund hervorleiten. Er hat weder die Reisesucht, noch die Jagdlust seiner übrigen gekrönten Collegen. Er hat die Tuilerien ausgebaut und sie mit dem Louvre verbunden, doch nur, weil er der Ansicht ist, daß sich die Völker den König denken wie das Haus, das er bewohnt. Für seine Person sind die Anforderungen seines Geschmacks höchst gering. Am auffälligsten und unheimlichsten soll dieser Contrast bei den großen Diners hervortreten, und er stellt in diesen eigentlich nur den Todtenkopf dar, den die alten Egypter bei ihren großen Gastmählern mit aufzustellen pflegten."

„Wenn wir einmal auf dieses Kapitel kommen", sagte ich, „wäre ich in der Lage, eine kleine Anecdote zu erzählen, die als Beleg Ihrer Aeußerung dienen möchte — doch es ist spät geworden, ich fürchte —"

„Nein, nein, erzählen Sie!"

„Es mag vier Jahre her sein, daß ich auf einer badischen Bahn in einem Coupé zweiter Classe fahrend mit einem Mann in den mittleren Jahren zusammentraf, der durch sein eigenthümlich würdevolles und gemessenes Wesen auffiel und in Benehmen und Tournüre ganz einem höhern Staatsmann glich. Er begann von Paris zu erzählen und theilte mir endlich gewissermaßen als eine Vertrauenssache mit, daß er längere Zeit ein Gast in den Tuilerien gewesen. Schon sah ich alle meine Vermuthungen bestätigt und war überzeugt, vielleicht einen der einflußreichsten Träger deutscher Politik vor mir zu haben, als ein weiteres Wort von ihm mir eine neue Aufklärung gab. Der Mann war der Chef de cuisine eines deutschen Königs und hatte sich lediglich in der kaiserlichen Küche aufgehalten, um, wie er sagte, die neuesten Standpunkte in sich aufzunehmen und die neuesten culinarischen Entdeckungen französischer

Künstler in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. Noch immer interessirte mich mein Reisegefährte, ich hoffte von ihm, der den Mann vom zweiten December so lange in der Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, manches Interessante zu erfahren, und stellte allerlei Fragen. Er aber kam immer auf „seinen Grafen" zurück, worunter er seinen Hofmarschall verstand; zuletzt, als ich ihn direct fragte, was er von Louis Napoleon, dem Geiste seiner Regierung und dem möglichen Bestand derselben halte, äußerte er sich folgendermaßen:

„„Ich bin", sagte er, „mit großen Erwartungen in die Tuilerien eingetreten, wo ich mich schon unter Louis Philippe längere Zeit aufgehalten, denn das Verhältniß unserer Höfe war damals ein sehr intimes. Ich darf sagen, daß ich sehr enttäuscht worden bin und wirklich nicht weiß, wie ich vor meinem allergnädigsten Herrn, der viel erwartet, und auch vor meinem Grafen werde bestehen können! Aber da sieht man und da zeigt es sich recht klar, wie die Revolutionen verderblich auf alle Künste und Wissenschaften wirken, besonders auf die Kochkunst. Frankreich hat nichts mehr, was wir Deutsche nicht auch hätten! Aber so geht es, wenn ein Monarch wenig darauf giebt, was man ihm vorsetzt; denn es ist unbestreitbar, daß alle Künste von dem Anstoß leben, den sie von oben her empfangen. Der Kaiser scheint gar nicht zu wissen, was er ißt. Ein einfaches Filet de boeuf ist ihm das Liebste, das sollte man ihm eigentlich alle Tage vorsetzen, und das Uebrige läßt er vorübergehen. Wie anders hat doch die Kochkunst unter den Orleans geblüht!*) Da war ein wahrer Wetteifer unter den größten Männern in diesem Fache, die Erfindungen drängten sich, ich kann sagen, es war eine fruchtbare Zeit! Unter uns gesagt", fügte der Chef de cuisine leise und mit einem bedeutungsvollen Zwinkern der Augen hinzu, „bei Tische merkt man es ganz besonders, daß Louis Napoleon doch nur ein Emporkömmling ist. Er mag viel gelernt haben, aber Essen hat er nicht gelernt.""

Proudhon lachte, dann ward er plötzlich wieder ernst und sagte: „Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich den Mann, gegen den ich lange und grimmig gekämpft, nicht unterschätze. Uebrigens ist es ausgemacht, daß er große Fehler begangen hat. Die mexikanische Expedition war im höchsten Grade unpopulär und er mag sich Glück wünschen, daß Forey endlich die Stadt genommen .... Doch reden wir von Anderem. Was macht Deutschland?"

„Es schießt und singt und turnt, es giebt dabei viel Toaste. Die Berge kreisen und Mäuse werden geboren. Auch versucht man in Deutschland noch immer, die große Krankheit mit Moschus und Lavendelwasser zu curiren."

„Sie scheinen", sprach Proudhon, der meine in Scherz eingekleidete Bemerkung gleich verstand, „an der Thatkraft Deutschlands nicht minder zu verzweifeln als ich. Das deutsche Volk ist wirklich ein seltsames

---

*) Wie gut die Bourbonen aßen, siehe bei Capefigue.

Volk! Die Idee beherrscht es so stark, daß es die Ausführung für eine überflüssige Sache hält, und doch läßt sich wieder nicht sagen, daß es für eine große Idee ein großes Opfer zu bringen im Stande wäre. Ich achte die deutsche Nation sehr hoch, sie ist die von Vorurtheilen freieste, sie besitzt einen Erkenntnißtrieb wie keine zweite, sie hat den verzehrenden Eifer des Faust, die Wahrheit in allen Schlupfwinkeln des Himmels und der Hölle zu erspähen. Bei allen glänzenden Eigenschaften hat sie aber einen ungeheuren Mangel: sie hat keine Entschlußfähigkeit, sie kommt nicht zur That. Sie ist zu bedenklich, sie will umreißen und umbauen, aber dabei womöglich nichts ändern und dem Neubau das alte Aussehen retten. Sie ist voller Compromisse — sie will Neues und das Alte zugleich. Wir Franzosen sind gewiß nüchterner, kenntnißärmer, berechnender und egoistischer; aber wir haben Etwas, das in der Welt sehr viel ist: wir haben Feuer. Von diesem zuweilen ergriffen, knausert Frankreich weder mit seiner Ruhe, noch mit seinem Gelde, noch mit seinem Blute mehr. Mit der kühnen Hand eines Hazardspielers wirft es die politischen Würfel hin, während Deutschland sein nationales Capital in eine Sparkasse legt, und sich von dessen Zinsen in kommenden Zeiten alle Wunder verspricht."

„Ihre Kritik", mochte ungefähr meine Antwort lauten, „ist sehr bitter, vielleicht scheint sie mir nur so, weil ich selbst ein guter Deutscher bin und mich gleichsam mit angegriffen fühle."

„Es ist eine große Sache um's Feuer, um den Enthusiasmus", sagte Proudhon, meine Worte gleichsam überhörend. „Alle Kenntnisse haben ohne diese Eigenschaft des Gemüths kein Leben. Der Maler braucht sie, der Schriftsteller, der Dichter, der Soldat — eine Nation muß sie auch besitzen, und wird nicht ohne sie groß. Frankreich besitzt sie, und darin liegt das Geheimniß seiner Größe. Immer auf's Neue wieder muß sich Frankreich für Etwas entzünden — jetzt für Eroberungen, jetzt für innere große Reformen. Jetzt ist die Zeit militairischer Erfolge da und Leute, wie ich, scheinen beseitigt und vergessen. Es ist nicht so. Vielleicht über Nacht wird Frankreich an die Lösung anderer Fragen gehen und von den edlen Instincten, die ihm innewohnen, übermannt, die sociale Revolution als „Surprise" hinstellen. Ich habe die Genugthuung, jene Epoche vorbereitet zu haben."

Eine Stunde war unter solchen Gesprächen wie ein Traum vergangen; ein Blick auf die Uhr, die auf dem kleinen Kamin hin- und herpendelte, sagte mir, daß es Zeit sei, meinen Besuch abzubrechen. Zudem klingelte es draußen, man hörte Stimmen; der Besuch, den Proudhon in mir vermuthet, war da. Ich nahm Abschied. Der gefürchtete, auch im Leben als unwirscher Charakter bezeichnete Mann hatte einen wahrhaft herzerfrischenden Eindruck auf mich gemacht. Ich schied heiter von Passy, glücklich, einen Menschen, den ich als Schriftsteller und Forscher ehrte, als Persönlichkeit noch weit über dem Bilde, das ich mir von ihm gemacht, gefunden zu haben.

* * *

So war Proudhon im Sommer 1863. Wer hätte ahnen können, daß anderthalb Jahre später der rüstige Mann von der unbarmherzigen Hand des Todes ereilt werden würde? Doch war es so. Am 19. Januar 1865 starb Proudhon nach kurzer Krankheit, am selben Uebel, welchem auch Heine erlegen.

Zu Hause angelangt, hatte ich alle Punkte unseres Gesprächs bis in's Detail notirt, und noch oft im Laufe der Jahre habe ich an Proudhon's Aeußerungen über Deutschland gedacht. Noch eine ganze Weile sang und turnte, schoß und toastirte das deutsche Volk, noch eine ganze Weile glaubte es die große Krankheit mit Moschus und Lavendelwasser heilen zu können. Da kam ein Arzt von einer Seite, von welcher man es am wenigsten erwartet hätte, verjagte die alten Doctoren und brachte seine bekannten heroischen Mittel in Anwendung. Man behauptet, daß er dadurch die Scheidewand zwischen Deutschen und Deutschen tiefer gegraben. Ich glaube es nicht. Das aber weiß ich bestimmt, daß Deutschland heute ganz anders in der Achtung der Welt dasteht, als dazumal im Sommer des Jahres dreiundsechzig, wo es bereits für äußerst höflich bei einem Franzosen galt, wenn er, europäische Staatenverhältnisse gegen einander abwiegend, Deutschland nicht ganz mit Schweigen überging oder mit blos wohlwollender Phrase abfertigte.

Alfred Meißner.

Herzensnoth.

Ein Herz zu haben, wer
Begehrt es nicht?
Ein Herz zu haben, wen
Versehrt es nicht?

Ein Herz zu kränken, wer
Verübt es nicht?
Ein Herz zu kränken, wen
Betrübt es nicht?

Dich weinen sehn, ach wie
Entzückt' es mich?
Nun ist's geschehn, und wie
Bedrückt es mich?

Ad. Wilbrandt.

Von Rom nach Neapel.

Reiseskizze von **Hermann Lessing.**

Wer durch einen längeren Aufenthalt in Rom in zwei Welten heimisch geworden, in der Welt der Vergangenheit und der Gegenwart, wer die Stätten der classischen Zeit anstaunt und die modernen Pygmäen mit dem Vergrößerungsglas betrachtet, der kann sich oft des Gefühls nicht erwehren, als werde die ewige Stadt von ihren steinernen Ruinen erdrückt. Alle übrigen Städte, selbst die kleinsten, setzen jetzt ihren Ruhm darein, in irgend einer großartigen Anlage, in einem Bauwerk, wie es den Forderungen der Zeit entspricht, ihre schöpferische Kraft, ihren Geschmack, ihren Schönheitssinn zu zeigen; Rom, dem ein so reiches Material geboten ist, verschmäht nicht nur jede Decoration, nein, selbst das unumgänglich Nöthigste darf hier keine menschenwürdige Existenz beanspruchen. Hat sich die nordische Kapitale, die jüngste Hauptstadt, aus Sumpf und Sand erhoben, so zerbröckelt die ewige in Schutt und Schmutz. In civilisirten Ländern weiß Jeder, daß zu einer Eisenbahn ein Bahnhof gehört, mit einer Empfangshalle, in der sich das reisende Publicum versammelt; an der Tiber ist diese Erfahrung noch nicht zur Kenntniß der hohen geistlichen Behörden gekommen. Wenn wir auch den Luxus der Wartesäle verschmähen, die die verschiedenen Classen der Gesellschaft mit chinesischer Abgrenzung repräsentiren, so geht selbst der bescheidenste Cynismus doch nicht so weit, jedes Schutzes gegen Regen und Sonnenschein entbehren und auf den freien Gebrauch seiner Glieder verzichten zu müssen. Papst Gregor XVI. hat bekanntlich die Versammlungen der Naturforscher und die Anlage von Eisenbahnen verboten, Pius IX. hat die Dampfkraft und die Schienen zwar nicht auf den Index gesetzt, aber die Möglichkeit sie zu erreichen, gleicht einer Bahn mit Hindernissen. Auch der biedere Hesiod sagt: vor die Tugend setzten die Götter den Schweiß, und als an einem schönen Märztage ein diensteifriger Facchino, der unsere Droschke und Gepäck als Beute betrachtete, uns plötzlich zurief: „ecco la stazione!“ da drang uns die nahende Tugend aus allen Poren. Bei zwanzig Grad Wärme mit einem dichten lärmenden Menschenstrom in einen Bretterverschlag, einen ehemaligen Schafstall oder Waarenspeicher, eingepfercht zu werden, welche Gelegenheit, um die stärksten Beweise von Resignation und Selbstbeherschung zu geben! Ja, der oberste Hirt macht uns noch im letzten Augenblick des Abschieds zu geduldigen Schaafen, eine Metamorphose, vor der ich wenigstens meine Begleiterin zu schützen suchte und nun allein in die Massen vordrang, die Alle per Dampf nach Neapel wollten, um den dampfenden und speienden Vesuv zu sehen. Nachdem ich endlich, mit Geduld und Ellbogen bewaffnet, einen Platz nicht weit von der Eisenbahnkasse erobert, nachdem ich schon die Worte „strada ferrata, Napoli“ mit unbewaffnetem Auge lesen konnte, riß mich ein päpstlicher Sbirre mit gebietendem Dreimaster aus allen meinen Träumen und Hoffnungen, indem er mir mit Worten und Gesten klar machte, daß ich für ein Fahrbillet noch nicht reif sei. Was Louis Napoleon großmüthig für ganz Europa abgeschafft, was kein Welfe, kein Ghibelline mehr verlangt, hier, den Thermen des Diokletian gegenüber, bedarf jeder Sterbliche einer solchen Legitimation und unbarmherzig wird der ahnungslose Reisende wieder zu einer anderen Bretterbude dirigirt, um seinen Paß gegen einen Passirschein einzulösen, der dann wieder an der nur zwei Stunden entfernten

Grenze eingelöst wird. Der Beamte, der Bewohner des Blockhauses, streckte mir sofort, nachdem ich glücklich Posto gefaßt, seine langen Finger wie ein Hummer seine Scheeren entgegen, warf einen durchdringenden Blick auf mein Antlitz, wie er noch den naiven Polizisten eigen ist, die sich nicht verstellen können, und nahm mein geviertheiltes Sittenzeugniß mit bureaukratischem Ernst in Empfang. Auch mein Paß, der von Berlin bis Rom seine jungfräuliche Keuschheit bewahrt hatte, war erst an der Tiber, den bestehenden Vorschriften gemäß, einigen Vexationen von Stempeln und Steuern unterworfen worden, wobei er so mißhandelt worden war daß er dem Kirchenstaat glich, von dem die böswilligen Garibaldiner Victor Emanuel an der Spitze, die Fetzen nach allen Seiten abgerissen haben. Ich bat den päpstlichen Mandarin dritter Classe mit der Gänsefeder, um eine vorsichtige Behandlung des Patienten, und er erfüllte meine Bitte mit römischer Urbanität in vollem Maße. Nachdem er die deutschen Schriftzeichen oder, wie man hier sagt, gothischen Charaktere gesehen, deren Lösung ihm ein Räthsel des Oedipus schien, war er sofort von meinem loyalen deutschen Charakter überzeugt und überreichte mir mit einer anmuthigen Verbeugung des Kopfes, wie sie dem Fremden, dem forestiere gegenüber nie ausbleibt, die amtliche Contremarke, die ich als letztes Erinnerungszeichen an die geistliche Behörde mit dem Krummstab bis zur nahen neapolitanischen Grenze treu bewahren sollte. Jacob Grimm, der Schöpfer der schönen Kindermärchen, der ein kindlich frommer Mann war und gerade starb, als er den Artikel „fromm" in seinem berühmten Wörterbuch vollendet hatte, war doch ein solcher Rebell, daß er sein Lebelang gegen die deutschen Lettern gekämpft, aber wie oft sind sie in der Fremde unsere Rettung und schützen den unverstandenen Deutschen vor unbefugtem Verdacht und spähender Neugier! Erfreut durch diesen reichen Segen unserer originellen Kalligraphie, erlöste ich meine harrende Begleiterin, die noch immer an den tausendjährigen Schwitzbädern des Diocletian ihr Auge gebadet hatte und war nun entschlossen, umdrängt von Engländern, Facchini's, Landleuten und Buben, die um Cigarrenstumpfe bettelten, die nöthigen Kassenbillets an den Mann zu bringen. „La carta, non si prende" hieß es plötzlich, „de la monnaie" setzte der dolmetschernde Eisenbahnbeamte am Schalter hinzu, man nimmt kein Papiergeld. Es dauerte lange, bevor die reiselustige Menge aus allen Welttheilen diesen vernichtenden Ruf verstanden hatte, und wären wir nicht in Rom, wir hätten gefürchtet, daß der Zug abginge. Aber diese moderne Furcht, die im übrigen Europa und Amerika schon manchem Heißsporn Gesundheit und Leben gekostet, ist auf classischem Boden unbegründet, man hat hier immer Zeit, sie ist noch kein Geld, geschweige ein Peterspfennig. Der Zug wartet so lange bis Alle abgefertigt sind, und nach den gottlosen excommunicirten Ländern kommt man noch immer früh genug. Welches Glück, daß noch ein Fleck Erde existirt, wo die Maschine nicht über den Menschen gesiegt hat und wo wir im Augenblick der Abreise, durch Reisetaschen, Bücher, Stöcke und Regenschirme gehemmt, doch das schwierige Geschäft der Geldberechnung in verschiedenen Münzsorten mit Ruhe vollziehen können. Hier ist niemals Gefahr im Verzuge und wir haben noch Zeit, mit Hülfe einiger passenden Interjectionen unsere Ansicht über die neue nationalökonomische Praxis laut werden zu lassen, die einzig in ihrer Art ist. Der Kirchenstaat scheut sich nämlich nicht, Papiergeld zum vollen Werth auszugeben; will man aber mit demselben Geld in einer öffentlichen Kasse eine Zahlung leisten, so gilt es nur als

Maculatur und wird nicht angenommen. Nun existirt zwar in Rom ein amtliches Ufficio, ein Bureau unweit der piazza Navona, wo man für einen Scudo Schein denselben Werth in Silber empfängt, aber diese für den Credit so nützlichen Staatsdiener haben laut Anschlag ihr Local nur eine Stunde des Tages von Eins bis Zwei geöffnet. Kommt man vor ein Uhr, ist es noch nicht geöffnet, kommt man nach eins, ist es schon geschlossen, und bei der Schwierigkeit, die Zeit in Rom zu bestimmen und der festverschlossenen Thür hört hierüber jede Discussion auf. Da die Eisenbahngesellschaft auch von dieser milden Praxis profitirt, so wurden die Werke der päpstlichen Druckerei mit den beiden gläubigen Engeln mit Protest zurückgewiesen; ein Reiselustiger nach dem andern mußte diese traurige Erfahrung machen; nur der Klang des französischen Goldes rührte das harte Herz des Kassirers. Nachdem das specifische Gewicht der Fahrgäste in beträchtlicher Weise vermindert war und die Locomotive leichteres Spiel hatte, ließ endlich die Dampfpfeife im langsamen Tempo ihre schrillen Töne erklingen und wir stiegen in die bereitstehenden Wagen.

Es ist ein herrlicher, wenn auch nur kurzer Genuß, auf den glatten Schienen durch die römische Campagna zu fahren, deren wellenförmige, so malerische Hügel sich bereits mit dem saftigsten Grün geschmückt hatten, und wir müssen es unserm Locomotivenführer nachrühmen, daß er wahrscheinlich aus künstlerischen und archäologischen Rücksichten den Train seiner Wagen in einem gemäßigten und gemüthlichen Schritt sich bewegen ließ. Man konnte kaum mit größerer liebevoller Rücksicht die fächelnde Luft durchschneiden, so daß selbst das empfindlichste Zartgefühl für atmosphärische Strömungen nicht verletzt wurde. Von alten Bekannten, die am Wege schon seit Jahrtausenden sich niedergelassen, nahmen wir einen lang anhaltenden Abschied, und die steinernen Invaliden, die aus unzähligen Kämpfen mit alten und modernen Barbaren doch noch einige Glieder sich erhalten, schienen es zu wissen, daß der Rauch der vorüberfahrenden Maschine ihre verwitterten Züge nicht mehr als es geschehen zu schwärzen vermöge. Die via Appia, diese Meilen lang sich ausdehnende Gräberstraße, ein endloser Kirchhof, konnte nur von der kolossalen Phantasie der Römer geschaffen werden; die Todten nahmen fast mehr Platz ein als die Lebenden, und nur die Aegypter, die, wie Herodot sagt, ihre Gräber die ewigen Häuser nannten, können die Söhne der Wölfin in diesem überirdischen Cultus der Leichname übertroffen haben. Ein Monument, ein Säulenstumpf, ein Relief, eine Inschrift, eine ganze Familie mit Frau und Kindern, so treten die redenden Steine dem Fußwanderer nach und nach entgegen; jetzt, vom Wagen aus betrachtet scheint es, als ob die Todten reiten, als ob sie unsere ewigen Begleiter sein wollten. Und die unübersehbaren Bogen der antiken Wasserleitungen, der Aqua Claudia und Felice, jene immensen Viaducte, die in der Perspective sich noch zu verlängern schienen, jagen wie fabelhafte Riesen daneben. Das ist die malerischste Staffage für die öde Campagna, diese brachliegende, mit Marmorresten übersäete Stätte, in der kein lebendes Wesen die Stille unterbrechen möchte, dieser so magische geheimnißvolle Kreis, deren Mittelpunkt ein künstliches Himmelsgewölbe, St. Peter, deren Peripherie die Albaner und Sabiner Gebirge bilden.

Auf unsere Reisegesellschaft schien die großartige Scenerie einen so ergreifenden Eindruck zu machen, daß die Sprache zu arm war, ihre Empfindungen auszudrücken; von verschiedenen Nationalitäten stammend, schwiegen sie in allen Sprachen und hätten wir zwei Deutsche nicht nach gewohnter Art

das Eis gebrochen, so wäre das Taubstummeninstitut vollkommen gewesen. Das mangelnde „very nice", das man sonst in jedem italienischen Eisenbahncoupé zu hören bekommt, suchten wir durch deutsche Laute zu ersetzen, um einen hörbaren Tribut für die Schönheit der Gegend unseren Reisegefährten zu entlocken, aber vergebens. Sollten wir wirklich unter Trappisten gerathen sein, die bekanntlich nicht sprechen dürfen, selbst wenn ihnen das Feuer auf den Nägeln brennt, selbst wenn ihnen, wie im gegenwärtigen Augenblick, das liebliche Frascati erschiene mit seinen Villen und weißen Häusern auf grünen Hügeln sich lagernd, die den vollen Glanz der italienischen Sonne einsaugen? Da es ein psychologisches Interesse ist, fremde Gestalten bis auf ihre Wiege zu verfolgen, und jeder Reisende, ohne es zu wissen, ein Völkerpsycholog wird, so suchten wir die Abkunft unserer schweigenden Touristen nach allen Gesetzen eigener Erfahrung zu ergründen. Der Eine war offenbar ein Italiener, seine schwarzen Locken, seine feingeschnittenen Züge, denen der noch im Entstehen begriffene Bart keinen Abbruch that, seine nachlässige Haltung, die außer der bequemen Wagenecke noch nach anderen Stützpunkten für das dolce far niente suchte, zeigten das Kind des Südens, das auch ohne den nationalen Calabresen, der allen Bewegungen nachgiebt, sich nicht verleugnet hätte; für ihn bot das Land nichts Neues, auch schien er mit ganz anderen Gedanken beschäftigt zu sein und trotz seiner Jugend die Wißbegierde nicht zu seinen Schwächen zu gehören. Aber die beiden Anderen; sie zeigten in ihren Physiognomien keine wesentlichen Unterschiede, sie waren beide kühle, starkknochige Blondins mit blauen Augen und lichten Haaren, man hätte sie für Germanen halten können, wenn die treue Uebersetzung dieses Wortes als Brüder in allen Fällen die richtige ist. Selbst ihre Reisebücher, in denen sie hin- und herblätterten, waren dieselben; es war der grüneingebundene Murray, dieses Orakel des Westens, während der rothe Bädeker das Bestreben hat, wie einst Oesterreich, die Cultur nach Osten zu tragen. Eine Sprache mußte ihnen daher gemeinsam sein und doch wollte keiner den ersten Ton des Verständnisses anschlagen. Das Räthsel löste sich, als wir ihre Reiserequisiten einer näheren Prüfung unterzogen. Der Eine hatte eine Reisetasche über seinem Kopfe schweben, die, den haut gout des russischen Juchten ausströmend, mit starkem Schloß und unzähligen Messingknöpfen so fest zugeknöpft war, wie es nur ein Engländer in der Wirklichkeit zu sein pflegt; der Andere hatte neben sich ein leichtes Ränzel placirt, das aus eingeborenem amerikanischen Ledertuch gefertigt war. Seitdem die fremden Waaren einen Eingangszoll von fast 50 Procent geben müssen, wenn sie den atlantischen Ocean passirt, ziehen die amerikanischen Herren die Producte ihrer eigenen Industrie vor und lieben es, sogar ihren langen Hals statt mit Leinwand mit Papier zu umhüllen, während das schöne souveraine Geschlecht unter den Yankees nur die Mähne und Toilette der Pariser Löwinnen für die einzig standesgemäße hält. Unsere Gefährten waren daher nach allen Paragraphen der Völkerpsychologie endlich durch die inductive Methode entdeckt worden, es waren ein Engländer und ein Amerikaner, und obgleich sie so dicht nebeneinander saßen, wußten sie es doch zu vermeiden, sich mit den Augen zu begegnen, denn zwischen ihnen lag die Unabhängigkeitserklärung, das verstoßene Mutterland, der Krieg gegen den Süden, die Alabama-Frage und ein Chimborasso von Blut und Leichen.

Glücklicherweise leben wir in der Zeit des Dampfes, der die Länder so schnell durchschneidet wie die Gedanken; das Schlachtfeld verschwindet vor

dem freundlichen Saatfeld, und die Eisenbahnliteratur, womit die Reisenden vorzugsweise genährt werden, versteigt sich nie zu fünfactigen Tragödien. Man lebt ja schon auf der Eisenbahn wie auf einem speienden Vulcan, und es ist immer ein Glück, wenn man mit gesunden Gliedern davonkommt und nicht in der Rubrik der Unglücksfälle eine statistische Unsterblichkeit erlangt. Chi va piano, va sano dachte der Locomotivenführer und wir konnten mit Muße das Land betrachten, das mehr und mehr angebaut ist, je weiter man von Rom sich entfernt, und mit Weinstöcken und Oelbäumen bepflanzt, die im Thal und auf Hügeln die beste Staffage liefern, um so malerischer, je weniger die Symmetrie bei ihrer Cultur gewahrt ist. Und trotz der blendenden Sonne erscheinen die Oelbäume so grau wie unsere alten vaterländischen Weiden, durch die der Erlkönig bei Nacht und Nebel hindurchjagte, so daß wir wenigstens ein Pendant zu der heimischen Farbe der Theorie haben, während sonst in Italien der immergrüne Baum des Lebens in den verschiedensten Abarten das charakteristische Element ist. Das ganze Gebiet der alten Volsker, das von dem hoch hervorragenden Monte Lupino beschirmt wird, macht durch seine Fruchtbarkeit einen lachenden Eindruck; jedoch steigen auf den vielen kleinen Stationen wie Lavinia und Ferentino weder Coriolane noch kriegerische Volsker aus noch ein; es sind immer fromme Väter und Jünglinge, die in ihren schwarzen und weißen Soutanen und den breitkrämpigen schattenreichen Hüten von der höllischen Eisenbahn den meisten Gebrauch machen und den ganzen Verkehr des Landes zu vermitteln scheinen. Und wirklich sind es manche Punkte, die einen längeren Aufenthalt verdienen, wie ihn in alter Zeit nur der Vetturin machte; Orte, an die uns die süßesten Erinnerungen knüpfen und die wir bisher nur aus der Weinkarte kannten, sahen wir jetzt, wie Velletri, in geographischer Breite vor uns liegen. Wie glücklich sind doch die Berge und Thäler, in denen man die Wissenschaft auf Flaschen ziehen kann, und Metternich, für den Deutschland und Italien nur geographische Begriffe waren, der als verhaßtes Opfer eines schlechten Schulunterrichts fiel, wird doch durch seinen Johannisberger in den Annalen der Menschheit eine der angenehmsten Seiten ausfüllen.

Da der Kirchenstaat, seitdem die bösen Garibaldiner ihn so verschnitten haben, nur eine geistige Größe ist, ähnlich den kleinen deutschen Fürstenthümern, so sind wir in zwei Stunden an der Grenze. Der Bahnhof ist hier ein ebenso ärmlicher Schuppen wie seine Vorgänger, der aber noch besonders von mehreren päpstlichen Gendarmen bewacht wird; auch Soldaten, die auf ihren Käppis die gekreuzten Schlüssel des Petrus als Landeswappen tragen und das Gewehr geschultert auf- und abslaniren, geben der Grenzstation ein mehr imponirendes Ansehen. Ein Gendarm des heiligen Vaters tritt an den Wagen heran und bittet uns auszusteigen, das französische s'il vous plait hinzufügend, das selbst bei der Polizei das italienische se vi piace verdrängt hat. Der höfliche Mann im Dreimaster macht uns darauf aufmerksam, daß wir gleich unser Handgepäck mitnehmen möchten, das hier revidirt wird, auch sollen wir, gegen die in Rom erhaltene Contremarke, unseren landesüblichen Paß mit dem nöthigen Durchgangsvisum hier wieder als unantastbares Eigenthum erhalten. Welche Fülle von Geschäften! Der Beamte wirft noch einen prüfenden Blick bis unter die Wagensitze, da es oft vorkommen soll, daß päpstliche Deserteure, denen die geringe Besoldung Gewissensqualen verursacht, diesen nicht mehr ungewöhnlichen Weg benutzen, um aus dem Bereich des Krummstabs zu entfliehen. Glücklicherweise verbarg

unser Wagen keine lebendige Contrebande, die von dem Piedestal einer befreundeten Macht geschützt war; auch wurde uns in dem Bahnhofsbureau, das in sehr primitivem Zustande mit Schreibmaterialien möblirt war, unser nationaler Paß gegen das ricontro di passoporto mit einem gnädigen Kopfnicken wieder zugestellt. Nach dieser Ceremonie empfingen uns die Beamten Victor Emanuels, die eine angrenzende, aber mehr geräumige Localität als Schauplatz ihrer Thätigkeit sich auserkoren hatten; diese edlen Zöllner hatten sich im Sinne eines aufgeklärten Jahrhunderts schon zu der Höhe der Freihandelstheorie emporgeschwungen, betrachteten unsere Reiseutensilien und ließen uns mit Schloß und Riegel ungekränkt von dannen ziehen. Was soll man auch aus Rom ausführen können? Höchstens Schmucksachen, Kunstgegenstände und schlechte Copien; im italienischen Tarif sind aber diese kostbaren Artikel erst wenn sie einen Centner Gewicht haben mit einer kleinen Steuer belastet, und so viele Damen auch Rom besuchen und Brochen und Armbänder exportiren, wer möchte sich einen solchen Mühlstein an den Hals hängen! Was nun die Herren betrifft, die etwa dem italienischen Tabaksmonopol Eintrag thun wollten, so liefert das römische Monopol ebenso schlechte Producte, so daß es Niemandem einfallen soll, einen Schleichhandel mit päpstlichen Cigarren zu treiben und für den Herzog von Torlonia, der die Fabrikation dieser Glimmstengel gepachtet hat, eine Propaganda zu machen, die sich sogleich durch ihren Geruch verräth. Wer überhaupt dem Laster des narkotischen Krautes huldigt und seine Bedürfnisse aus dem classischen Lande bezieht, für den hat Italien schon seine Einheit gewonnen und eine Cigarre, die an der Tiber unter Aufsicht eines Prälaten gedreht ist, ist von ihrer weltlichen Schwester, die am Po ihrer Entwickelung entgegensieht, in Hinsicht ihrer Güte nicht zu unterscheiden. Da Deutschland in dieser Beziehung das freieste Land ist, wo Jeder diesseits und jenseits des Mains ein Blatt vor den Mund nehmen darf, ohne wie in England, Frankreich, Oesterreich den Regierungsstempel dabei bezahlen zu müssen, so ist es natürlich, daß der Reisende, der von Norden nach den Staaten Victor Emanuels kommt, beim ersten Eintritt an der Landesgrenze sehr streng beobachtet wird, und es werden die Koffer männlichen Geschlechts, die gewöhnlich nur die verbotene Waare enthalten, mit großer Aufmerksamkeit untersucht, wogegen die Damen nur mit einer oberflächlichen Galanterie behandelt werden, wie sie sonst dem Italiener nicht eigen ist. Für die italienischen Douaniers ist die Gleichberechtigung des schönen Geschlechts noch nicht vorhanden und es mag dies für deutsche Reisende, die dem heimischen Genuß einer mit Dampf erfüllten Atmosphäre nicht entsagen wollen, ein patriotischer Wink sein, um ihre zügellosen Leidenschaften zu befriedigen.

Da wir nun dem Kirchenstaat mit heiler Haut entronnen waren, unsere Plätze wieder eingenommen und in dem ketzerischen Lande uns befanden, wo König, Regierung und Volk excommunicirt sind, so fiel es uns sogleich auf, mit welcher Leichtigkeit diese schweren Strafen hier von der Bevölkerung ertragen werden. Nach altem Kirchenrecht ist der mit dem Bann Belegte aqua et igni beraubt und es darf ihm weder Feuer noch Wasser gereicht werden; unserer Maschine, die nur mit Hülfe dieser beiden Elemente sich bewegen kann, wäre dies sehr schlecht bekommen, und ihre Diener waren daher eifrig bestrebt, den Bann aufzuheben, während diese kurze Procedur von einigen umherstreifenden Facchinis benutzt wurde, sehr weltliche politische Blätter den Reisenden anzupreisen. Ja, die Zeiten sind anders geworden

und der arme Kaiser Heinrich IV., der, um vom Banne losgesprochen zu werden, im kalten Winter des Jahres 1077 in Schnee und Eis, wie ein armer Sünder, über die Alpen kletterte, wie wird er seinen lieben Vetter, den jetzigen König von Italien beneiden! Denn wie wir aus einer Caricatur des Mailänder Fischietto sehen, jener kleinen Pfeife, die Alles auspfeift, was ihr nicht gefällt, ist Victor Emanuel nicht bloß ein Galantuomo, sondern auch ein echter Lebemann, der, aufrichtig constitutionell, seinen Ministern die Arbeit läßt, während er die Freuden der Civilliste mit Behagen genießt. Obgleich ihm der Papst schon seit Jahren Bedenkzeit gelassen und ihn mehrmals freundschaftlich ersucht, ihm doch wenigstens die Hälfte seines Reiches wieder zu erstatten, will sich der martialische Victor nicht dazu verstehen und da er, wie ein alter Kriegskamerad, stets gestiefelt und gespornt erscheint, wird er niemals in solcher Toilette wie Heinrich IV. in Canossa, nämlich barfuß und im wollenen Kittel, im reuigen Bußgewande zu erblicken sein. Schon der alte Göttinger Schlözer, der Verfasser der Staatsanzeigen, sagt, daß die Zeitungen das beste Mittel sind, die Menschen aus ihrem Schlummer aufzurütteln, und wirklich begann der Italiener, der wieder in der Ecke seinen Platz eingenommen, etwas lebendiger zu werden und betrachtete aufmerksam die Passanten, die ihr Unterkommen suchten und die aufgethürmten Reiseeffecten, die das visum der Censur erhalten hatten. Wir benutzten diesen glücklichen Moment und legten ihm die Frage vor, die allen Reisenden die geläufigste ist, die Greise und Kinder im Munde führen, nämlich wie der Ort heißt. Als er das „come si chiama?" und italienische Laute von uns gehört, erwachte sein patriotisches Gefühl und er belehrte uns, nachdem er noch den Schaffner zur größeren Sicherheit gefragt, daß die Grenzstation Isoletta heiße. Der Italiener schien aber hier an der Grenze seines Wissens angelangt zu sein und er fügte nur noch hinzu, daß zwanzig Minuten Aufenthalt, die aber bald verstrichen sein müßten, das Einzige wäre was ihm von Isoletta bekannt ist. Und wirklich fing nach dieser erschöpfenden Erklärung die Locomotive wieder zu schnauben an, die beiden feindlichen Brüder stiegen noch schnell ein und wir fuhren nun durch das schöne Thal des Liris, das, in der herrlichsten südlichen Vegetation prangend, über Reben, Mandelbäume, Feigen und Ulmen unsere Blicke schweifen läßt. Bei diesem Reichthum wollen wir nicht vergessen, daß hier einer der gelehrtesten Peiniger der aufstrebenden Jugend, daß hier Cicero das Licht der Welt erblickte, der oft in heißen Nachmittagsstunden mehr unsere Geduld mißbrauchte als Catilina die seinige. Wenn man seinem Feinde eine goldene Brücke bauen soll, so war dies hier nicht geschehen; eine Brücke unweit von Cicero's Villa heißt noch heute ponte di Cicerone, aber sie ist kaum mehr als Eselsbrücke zu gebrauchen, da von ihren drei Bogen nur noch ein einziger dem Zahn der Zeit widerstanden hat. Auch Horaz liebte diese anmuthige Gegend, wo viele Römer und Römerinnen, wenn sie für einige Zeit in Zurückgezogenheit leben wollten, ihre Wohnsitze aufschlugen, und er preist die Gefilde quae Liris quieta mordet aqua, welche der Liris mit sanfter Welle bespült.

Diese classischen Erinnerungen schienen auf unseren Italiener nicht gerade begeisternd zu wirken; ja, nachdem er gehört, daß wir Preußen wären und aus dem classischen Lande der Schulen und Casernen stammten, erklärte er geradezu, daß ihm speciell die Preußen einen bösen Streich gespielt hätten, wenn auch, setzte er begütigend hinzu, a loro malgrado, wider ihren Willen.

Das war neu; sonst wird man immer, nach 1866, sobald man die Heimat an der Spree nannte, mit einem großen Jubel aufgenommen; ja, das Volk ruft sogar laut bravissimo! wie uns das einige Mal geschehen war. Hier war ein Florentiner, wie er sich kundgegeben, der sich über uns zu beklagen hatte. Die Sache verhielt sich aber folgendermaßen. Es war noch unter dem Ministerium Ratazzi, als mit Hülfe eines Ministerialrathes, der nach Berlin geschickt wurde, und des Herrn von Usedom, der damals noch preußischer Gesandter war, die Schulen nach berliner Muster und Lectionsplan eingerichtet wurden; auch das preußische Abiturientenexamen mit seiner strengen Clausur und seinen drakonischen Aufgaben wurde plötzlich eingeführt. Von fünfzig Florentiner Abiturienten aus den verschiedenen Lyceen hatten vierzig das traurige Schicksal, daß die Examinatoren einen da capo-Ruf erschallen ließen und unter diesen vierzig befand sich der arme Bruder des Italieners. Dieser povero fratello machte aber kurzen Proceß, verkaufte seine Handbibliothek und eilte mit vielen seiner Unglücksgefährten unter die Fahnen Garibaldis, der damals, es war im October 1867, seinen neuen Zug nach Rom vorbereitete. In der Schlacht von Mentana wurde der unglückliche Abiturient durch einen französischen Chassepot verwundet, lag Wochen lang krank und wurde nun endlich, da er hinlänglich durch das Leben geprüft worden, vom dankbaren Vaterland in einer untergeordneten Finanzbranche angestellt. Dieses tragische Geschick hatte unserem Italiener alle classischen Erinnerungen an Preußen und Cicero verdorben. Hinc illae lacrimae!

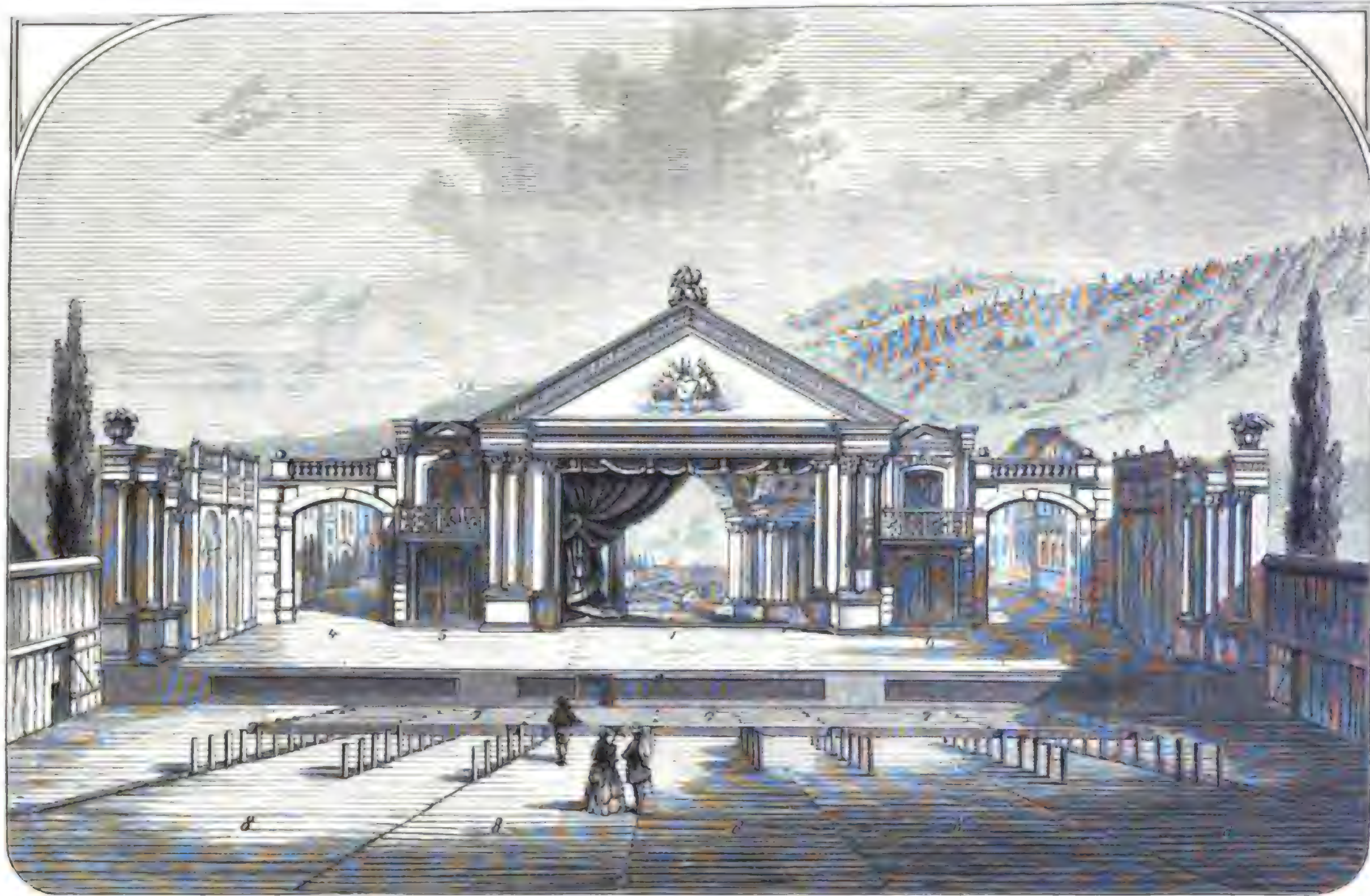
Sonst war in der italienischen Geschichte immer nur die Liebe das perpetuum mobile. Jetzt ist an die Söhne Hesperiens auch die rauhe Arbeit getreten und sie haben mit der Prosa des Lebens zu kämpfen. Selbst die Abruzzen, denen wir uns jetzt nähern, haben für den Eisenbahnreisenden den Schimmer ihrer Romantik verloren und wir sehen nur, daß die Aepfel der Hesperiden nicht auf allen Stationen in goldenen Schalen glänzen. Die Vegetation hat plötzlich aufgehört und die Locomotive überzieht mit ihrem Dampf braunes Gestrüpp und Dorngesträuch, das auf dem felsigen Boden ein mühsames klägliches Leben fristet. Kahle Steinungeheuer, Berge, manchmal so spitz wie die Pyramiden, so daß die Räuber gut klettern müssen, thürmen sich im Hintergrunde auf und die ärmlichen Bahnhofsgebäude, an denen kein Tourist sich blicken läßt, scheinen weiter keinen Zweck zu haben, als der Maschine ihre Nahrung zu geben. Unsere practischen Reisegefährten, der Amerikaner und der Engländer, nachdem sie ihren Murray mehrmals auswendig gelernt, benutzten diese monotone Strecke, um sich dem Schlaf des Gerechten mit tönender Resonanz hinzugeben. Endlich nimmt die Landschaft wieder eine freundlichere Physiognomie an, Kastanien, Eichen, Feigen und Ulmen und dazwischen mehr menschliche Wohnungen, nicht blos Räubernester, zeigen uns, daß wir dem glücklichen Campanien und seiner Hauptstadt, dem alten Capua, uns nähern. Zwar ist vom alten Capua nicht viel mehr übrig geblieben und auch das neue hat außer seiner gothischen Kathedrale keine besonderen Reize, aber für uns hatte die Stadt dieselbe Wichtigkeit wie einst für die Soldaten des Hannibal, die hier, wie die Fabel sagt, sehr geschwelgt haben sollen und viel von ihrer Tapferkeit und militairischen Disciplin einbüßten. Wenn man stundenlang bei hoher Temperatur durch die Abruzzen gefahren ist, das läßt den Gedanken an die officielle Restauration mit halbstündigem Aufenthalt in verführerischem Lichte erscheinen. Zwar sah der Kellner im Wartesaal trotz seines Fracks, der einem wohlthätigen Stammgast

entlehnt zu sein schien, nicht sehr verführerisch aus, seine ungekämmten schwarzen Haare waren unter einer gleichfarbigen defecten Mütze verborgen und seine vielfarbigen Hände zeigten, wie viel Hungrige schon vor uns gespeist hatten. Aber in Italien ist man an solche Erscheinungen gewöhnt, nur der Engländer sagt, Reinlichkeit kommt nächst Gottesfurcht, während der Südländer diesem Zwillingspaar keine besondere Achtung erweist. Wir bestellten, mit Ergebenheit in unser Schicksal und da es bereits drei Uhr war und die ora del pranzo, die Stunde des Mittagessens, doch heut' nicht wiederkehrt, Beefsteak mit nationalen Maccaroni. Das Beefsteak hat die Reise um die Welt angetreten, das Wort wird überall verstanden, wenn auch nicht seine Bereitung, es ist in die Universalsprache aufgenommen und zeigt in der Weltliteratur die fleischliche Superiorität der Engländer. Aber unser Bistecca, wie die Italiener radebrechen, war entweder den edlen Theilen eines Büffels oder einer majorennen Kuh entnommen, es war nicht möglich, daß dies dürre Präparat am Feuer in succum et sanguinem übergehen konnte und wenn Mephistopheles sagt, daß Blut ein ganz besonderer Saft sei, so war hier seine Weisheit zu Ende. Meine Begleiterin meinte, daß es, selbst auf weißen Atlas gelegt, keinen Fleck machen würde und echt in der Farbe sei. Dagegen zeigten die Maccaroni, jene spiralförmigen Mehlproducte, die das Alpha und Omega der Bevölkerung sind, die Höhe der neapolitanischen Kochkunst, wenn sie sich streng in den nationalen Schranken hält. Sie entschädigten uns für Alles, was das Fleisch gesündigt und wir konnten mit gutem Gewissen unsere Zeche bezahlen. Da Capua eine Bevölkerung von 10,000 Einwohnern hat und die Bewohner der heiteren Zone das dolce far niente und die Freuden der Contemplation lieben, so war der Perron des Bahnhofes sehr belebt und Geistliche, Lazzaroni, Facchini, Straßenjungen, Frauen und Kinder genossen hier eine Siesta, die durch das lärmende Anerbieten kleiner Dienstleistungen leicht mit dem thätigsten Treiben mühevoller Arbeit verwechselt werden konnte.

Unser Weg führte uns nun durch die große Ebene des alten Campaniens, durch die campania felice, die vom Himmel zu einem Schlaraffenland auserkoren ist. Es ist wunderbar und zeugt von einem starken Charakter, wie schnell sich der letzte neapolitanische König Franz II. von diesem gesegneten Himmelsstrich trennen konnte, als ihm die unhöflichen Piemontesen im Jahre 1860 hier den Weg vertraten. Damals war der Bourbone noch nicht im Besitz jenes silbernen Ehrenschilds, das ihm einige norddeutsche Edelleute zum Geschenk gemacht, und es mag dieser Waffenmangel im geeigneten Augenblick seine Entschuldigung sein. In seinem riesigen und casernenmäßigen Schloß Caserta hatte vor Zeiten Goethe gewohnt und er bemühte sich hier, von dem damaligen Hofmaler Hackert die Kunst zu erlernen, wie man jedes Blatt eines Baumes mit mathematischer Treue nachbilden könnte; ja selbst jeder Stein am Wege wurde mit solcher liebevollen Aufmerksamkeit behandelt, daß man genau seine geognostische Familie nachweisen konnte. Was heutzutage der photographische Mechanismus erreicht, war damals die höchste Kunstleistung und Philipp Hackert war ebenso berühmt wie in allen Sätteln gerecht, so daß selbst die Kaiserin Catharina II. eine Seeschlacht bei ihm bestellte; damit diese aber recht treu dargestellt werden konnte, wurde Graf Orloff von seiner Gebieterin beauftragt, im Hafen von Livorno eine russische Fregatte in die Luft zu sprengen. Wir müssen uns mit diesen maritimen Erinnerungen begnügen, da vom Meer und vom Golf von Neapel noch

nichts sichtbar ist; aber die Fruchtbarkeit und Ueppigkeit des Bodens ist hier so groß, daß wir trotz aller gespannten Erwartungen auf die Reize der Parthenope unsere Wünsche noch beherrschen können, so daß bei dem Blick auf dieses Paradies zum erstenmal der Lauf der Locomotive uns zu beschleunigt erschien. Wir fahren wie im Triumphzuge vor jenen blühenden Guirlanden vorüber, mit denen der Weinstock und die Ulme sich umschlingen; Horaz besingt schon diesen Bund der Herzen, während er die Platane betrauert, die dem Cölibat verfallen ist. Aber hier, in diesem reichen Garten, empfindet sie keine Einsamkeit; die Dryaden der immergrünen Eichen, der Pinien, der schlanken Silberpappeln, der Granaten, Mandeln und Oliven, umrauscht von den schwellenden Halmen des türkischen Weizens, sind hier in voller Lust und die Palme genießt das frische Leben und trauert nicht „einsam und schweigend auf brennender Felsenwand". Goethe ruft ganz realistisch aus: „In dieser Gegend lernt man erst verstehen was Vegetation heißt und warum man den Acker baut." Selbst unsere practischen Engländer und Amerikaner werden bei dieser Scenerie etwas lebendiger, sie spielen nicht mehr die Stumme von Portici und ein lang vermißtes „beautiful indeed!" scheint ein pausenreiches Gespräch einzuleiten.

Auf der vorletzten Station Cancello wird schon der Vesuv sichtbar, er grollt noch, wie der schwarze Dampf zeigt, der sein Haupt umgiebt. Ob er noch Feuer speit, für uns eine Lebensfrage, ließ sich noch nicht entscheiden, da die letzten Strahlen der Sonne doch noch zu mächtig waren und jede andere Flamme neidisch verdunkelten. Endlich kommen wir unserem Ziele näher, Casinos, Villen, Landhäuser, Schlösser, große Kirchhöfe und dicht bei den Todten ein Lärm und Schreien der Lebendigen, als wenn man im Irrenhause wäre, dazu noch die schneidenden Accorde der Dampfpfeife; der Conducteur braucht nicht Napoli zu rufen, wir sind glücklich angelangt in der otiosa Neapolis, in der müßigen Stadt, wie Horaz sie nennt, und ein Haufen von Müßiggängern, von Facchinis, Dienstmännern, Commissionairen, Gamins, und Kutschern in allen Trachten umgiebt uns und läßt es an thätlichen Angriffen nicht fehlen. Das Angebot ist zehnmal so groß als die Nachfrage und nur mit Hülfe einiger körperlicher und wörtlicher Injurien können wir durch die Massen dringen. Endlich gelingt es uns, bis zu einem Wagen zu gelangen und uns für einen der Schreihälse zu entscheiden, aber obgleich wir schon Posto gefaßt und der Facchino das Gepäck bringt, umschwirren uns noch immer die gellenden Rufe: vettura, une voiture, Mossiu. Die Italiener können das ö nicht aussprechen und außer der römischen Besatzung sind es noch einige Laute und Diphthonge, die Italien und Frankreich für immer scheiden. Als das Pferd schon im vollen Lauf war, springt noch ein Kerl mit ganz zerfetzter Garderobe auf den Kutschersitz; er war der Diener des Kutschers, so schmutzig wie ein gefälschter Rembrandt, so daß die siamesische Zwillings-Verwandtschaft von homo und humus, von Mensch und Dünger, in ihm sich verkörperte. Mit mehr als zwei Händen gesticulirend, zeigte er uns, als wir einen freien Platz erreicht, wie auf ein Volksvergnügen deutend: „ecco il fuoco del Vesuvio, gran eruzione", ja, er ist noch in Thätigkeit, wir sahen deutlich am Horizont emporsteigende Flammen. Mit diesem glücklichen feuerspeienden Gedanken landen wir drei Treppen hoch in dem von Deutschland und Italien, von Bädecker und dem Italiener warm empfohlenen Albergo delle Crocelle.



Das Theater in Oberammergau.

1. Die eigentliche Bühne. 2. Das Proscenium (ausschließlich für den Chor der Schutzengel bestimmt). 3. Eine Straße Jerusalems. 4 Die Straße nach Golgatha. 5. Das Haus des Pilatus. 6. Das Haus des Kaiphas. 7. Orchester. 8. Zuschauerraum.

Das Passionsspiel in Oberammergau.

(Die Vorbereitungen und Proben.)

Von **Arthur Müller.**

Wer zum ersten Male München besucht und, die Stadt durchwandernd, die imposante Maximiliansstraße hinab auf die schöne Isarbrücke gelangt, dessen Blicke werden, wenn er dem Lauf des hellgrünen, klaren, wild sich hastenden Bergwassers mit dem Auge stromaufwärts folgt, vorausgesetzt, daß ihm das Glück einen nebelfreien Tag geschenkt hat, — am südlichen Horizonte durch einen breit und trotzig sich hinlagernden riesigen Wall von Gebirgen gefesselt werden, die in grotesken Linien zu und neben einander gestellt sind und ebenso auch von dem Himmel sich abheben. Vor Allem wird ihm ein kolossaler Gebirgsstock auffallen, mit jähem Absturz gegen Westen, der alle anderen Häupter weit überragt: es ist dies die zwischen Isar und Lech in ihrer höchsten Spitze zehntausendeinhundert bayrische Fuß hoch aufragende Zugspitz. In den zu diesem Gebirgsstock gehörigen Voralpen aber, in dem obern Ammerthale, liegt das durch sein Passionsspiel in den weitesten Kreisen berühmt gewordene, sonst überaus stille und einsame Gebirgsdorf Oberammergau.

Wie in hier nicht näher zu erörternder Weise bei den alten Griechen aus den Spielen zu Ehren des Gottes Dionysos das griechische, aus den autos sagramentales das spanische Drama hervorging, so entwickelte sich auch bei uns aus den kirchlichen Passionsspielen, wie sie das Mittelalter in Schwung brachte, unser deutsches nationales Drama. Mit einem solchen Passionsspiele haben wir es hier zu thun. Schon aus dem Titel läßt sich für Den, der mit der Literaturgeschichte unseres Volkes nur einigermaßen vertraut ist, auf das hohe Alter „des Passions" — wie es hier im Volksmunde heißt — mit Sicherheit schließen; er lautet also: „Das große Versöhnungsopfer auf Golgatha oder die Leidens- und Todesgeschichte Jesu nach den vier Evangelisten mit bildlichen Vorstellungen aus dem alten Bunde zur Betrachtung und Erbauung."

Auf meinen vielen Kreuz- und Querzügen durch mein liebes, theures deutsches Heimatland hatte mich in jüngster Zeit eine liebe Erinnerung an vor Jahren gemeinschaftlich froh verlebte Stunde wieder einmal zu einem alten Freunde geführt, der unterdessen unmittelbar am Fuße jenes oben erwähnten Gebirgsstocks in dem bayrischen Markte Partenkirchen sich eine Heimstätte gegründet hatte. Als ich im vergangenen Januar hier ankam, fand ich schon die ganze Umgegend erfüllt von den großartigen Vorbereitungen, welche für die in diesem Jahre stattfindenden Passionsspiele von den Oberammergauern in's Werk gesetzt wurden. Nachdem ich schon so viel von diesen Spielen gelesen und gehört hatte, lag mir, als Dramatiker, zumal bei der kurzen Entfernung meines gegenwärtigen Aufenthaltsortes von Oberammergau — drei Stunden — selbstverständlich viel daran, schon vor der erst im Mai stattfindenden ersten Aufführung mich wenigstens einigermaßen bezüglich dieses dramatischen Phänomens zu orientiren und einen Blick in das Innere eines Organismus zu thun, der so weit belobte und berühmte Früchte zu

tragen im Stande war. Demgemäß machte ich mich eines Sonnabends auf, um die mich interessirenden Details einheimsen und den schon seit geraumer Zeit jeden Sonntag stattfindenden Proben beiwohnen zu können.

Oberammergau ist ein großes, sauberes, wenn auch nicht in großartiger, so doch in anmuthiger Umgebung gelegenes Alpendorf. Was ich zu meinem Leidwesen hier vermißte, sind die Holzgalerien, die sonst den Bauernhäusern in den Alpen einen so wohnlichen und malerischen Charakter zu geben pflegen. Die Bewohner des Ortes selbst stehen bezüglich ihres Aussehens und Gebahrens, besonders die Männer, in einem auffallenden, aber wohlthätigen Gegensatz zu dem gewöhnlichen Schlage des oberbayrischen Gebirgsvolkes. Während bei diesem der schon bis auf das Kind in der Wiege sich erstreckende häufige Biergenuß, zusammen mit der unermüdlichen, niemals aussetzenden Arbeit des Ultramontanismus, jede Art von geistiger Regsamkeit und Bewegung im tiefsten Wuste eines wahrhaft heidnischen Aberglaubens zu ersticken pflegt und die sonst von der Natur im Allgemeinen durchaus schön und regelmäßig angelegten Gesichter mit dem unverkennbaren Gepräge brutaler Stupidität, besonders in den leeren, stieren, blöden Augen, gezeichnet hat: trifft man bei den Oberammergauern fast durchweg nicht blos auf intelligente, sondern sogar auf seelisch durchgewirkte, ja stellenweise auf überraschend schöne Züge mit auffallend durchgeistigtem Ausdruck. Der Grund für diese Erscheinung liegt jedenfalls einmal in ihrer Beschäftigung mit der plastischen Kunst, die in ihren Holzschnitzereien oftmals wahre Triumphe feiert; dann aber nicht minder in der Pflege der dramatischen und Schauspielkunst, die selbst während der zehnjährigen Pause zwischen je zwei Passionsspielperioden niemals ganz ausgesetzt, sondern, besonders in neuerer Zeit, auf mehreren Gesellschaftsbühnen im Orte auch nach der weltlichen Seite hin geübt wird. Und das eben ist ja die Art aller Kunst, daß, wo immer von ihrem heiligen Licht auch nur ein Strahl hinfällt, sie sogleich die äußere Erscheinung durchleuchtet und verklärt.

An dem Passionsspiele nimmt natürlich fast die ganze dazu brauchbare Bevölkerung — in diesem Jahre über fünfhundert Personen! — den eifrigsten und hingebendsten Antheil. Die Gemeindevertretung wählt die Darsteller der einzelnen Rollen; kein Mitglied der Gemeinde darf sich weigern, die ihr zugetheilte zu übernehmen. Die schwierigste Aufgabe aber ist immer die, eine würdige Vertreterin für die Jungfrau Maria zu finden, was bei den primitiven wald- und bergursprünglichen Sittlichkeitsanschauungen, wie sie durch Oberbayern gäng und gäbe sind, den Kenner der hiesigen Culturzustände keineswegs überraschen kann. Im Jahre 1840 entspann sich deswegen sogar in der Gemeinde ein so weit gehender Scandal — die damalige Darstellerin der Jungfrau Maria sah nämlich der Vermehrung ihres keineswegs nach legitimen Principien gegründeten Familienstandes entgegen —, daß der nunmehr verstorbene Cardinal, damalige Bischof von Freising, Graf Reischach, die Fortsetzung des Passionsspieles für immer verbieten wollte. Seit jener Zeit aber ist kein Aergerniß mehr, diesen delicaten Punkt betreffend, in den Festen der Gemeinde verzeichnet worden.

Was das historische Material über das Passionsspiel anlangt, so ist mir bis jetzt davon nur wenig erreichbar gewesen. Wahrscheinlich haben die Mönche des nahegelegenen, zu Anfang dieses Jahrhunderts säcularisirten Benedictinerklosters Ettal nach einem aus dem Mittelalter herstammenden Manuscripte das Passionsspiel für die Oberammergauer zurecht gemacht.

Die erste Aufführung fand unkundlich nachweisbar im Jahre 1634 statt. In Folge einer Pest nämlich, die 1633 im „Werdenfelser Landl" wüthete und in Oberammergau speciell binnen drei Wochen vierundachtzig Menschen dahinraffte, that diese Gemeinde das Verlöbniß, daß sie, wenn Gott dem schrecklichen Sterben Einhalt thäte, alle zehn Jahre zu seinen Ehren ein Passionsspiel aufführen wollte. Und da unser Herrgott nun den Bedingungssatz sofort nach gethanem Verlöbniß so nachdrücklich acceptirte, daß fortan auch nicht eine einzige Person mehr von der Pest befallen wurde, so haben die Oberammergauer, dem Gelübde ihrer Vorfahren getreu, es bis heute sich nicht nehmen lassen, auch den Nachsatz zu erfüllen. Natürlich hat das Stück im Laufe der Jahre, je nach den Anschauungen der Zeit, Um- und Abänderungen erfahren, und während noch im vorigen Jahrhundert z. B. in der „Verzweiflung des Judas", neben der „Kreuzigung" die Haupteffectform des Dramas, eine Schaar von Teufeln, zur Betrachtung und Erbauung der Zuschauer, sich zu dem wüstesten Texte der angemessenen Beschäftigung hingab dem Verräther den Leib aufzureißen und sein Gedärme an einer großen Haspel aufzuwickeln: bin ich heut' in den Stand gesetzt, aus dem Text und der Handlung des Passionsspieles, das bisher seinem Wortlaute nach seltsamerweise für die zeitschriftliche Presse nicht vorhanden war und geflissentlich öffentlicher Mittheilung vorenthalten blieb, gerade jene Judasscene dem Leserkreis des Salons zu unterbreiten in der Gestalt, wie sie dem heutigen Publicum vorgeführt werden wird. Ein schlagenderer Gradmesser für die Culturdifferenz zwischen Damals und Jetzt, als die Gegensätze dieser Scene bieten, dürfte kaum aufzufinden sein. Für mich speciell knüpfte sich in Folge einer nahe liegenden Ideenassociation die Bemerkung daran, daß wir, die europäische Menschheit, doch erst seit wenigen Decennien uns in dem entschiedenen Uebergangsstadium von der Brutalität des Mittelalters zu der Humanität des wahren Christenthums befinden.

Doch zurück zu unserer Scene. Von den achtzehn Vorstellungen, in welche das Passionsspiel eingetheilt ist, und von welchen eine jede durch Prolog, Gesang, Musik und lebende Bilder, — letztere ihrem Stoffe nach dem alten Testamente entnommen und in sinniger Weise die Handlung parabolisch begleitend, — eingeleitet wird, ist sie die zehnte. Mit ihr hat die Tragödie ihren Höhepunkt erreicht und ist bereits in die Katabase eingetreten. Sie wird eingeleitet von dem Vorbilde: „Der Brudermörder Kain, von Gewissensbissen gequält, irrt unstät und flüchtig auf der Erde umher, 1 Mose 4, 10—17"; und daran sich anschließend lautet sie folgendermaßen:

Die Verzweiflung des Judas.

Judas (allein).

Wo geh' ich hin, die Schande zu verbergen,
Die Qualen des Gewissens abzustreifen?
Kein Waldesdunkel ist versteckt genug,
Und keine Felsenhöhle tief genug!
O Erde, thu' Dich auf! Verschlinge mich!
Ich kann nicht da sein mehr!

(Nach einer Pause.)

Ach, meinen Meister,
Den besten aller Menschen habe ich
Verkauft, ihn zur Mißhandlung abgeliefert,

Zum schmerzensvollsten Martertode! — Ich —
Abscheulichster Verräther! — O, wo ist
Ein Mensch, auf dem noch solche Blutschuld liegt? —

Wie gütig war er immer gegen mich!
Wie freundlich tröstete er mich, wenn manchmal
Mir finstrer Unmuth auf der Stirne lag!
Wie wunderselig fühlt' ich mich, wenn ich
Zu seinen Füßen saß, und Himmelslehre
Wie Honigseim von seinem Munde floß!

Wie liebreich mahnte, warnte er mich noch,
Als ich schon über schändlichen Verrath
Hinbrütete — der gute Herr! Und ich?
Ich hab' ihm so vergolten! — —

Vermaledeiter Geiz, nur Du hast mich
Verleitet, hast mich blind und taub gemacht!
Du warst der Ring, an dem der Satan mich
Erfaßt, um in den Abgrund mich zu ziehn! —
Ach, nun kein Jünger mehr, darf ich nie wieder
Der Brüder Einem unter die Augen treten!
Ein Ausgestoßner, überall verhaßt,
Verabscheut überall, von Jenen selbst,
Die mich verführt; als ein Verräther nun
Gebrandmarkt, irre einsam ich umher
Mit dieser Feuergluth in meinem Innern!

Ach, Einer wäre noch! O dürfte ich
Sein Antlitz nochmals schau'n! Ich würde mich
Anklammern ihm, dem einz'gen Rettunsanker!
Doch dieser Eine liegt im Kerker, ist
Vielleicht getödtet schon durch Feindeswuth!
Ach nein, — durch meine Schuld, durch meine Schuld!

Ich, ich bin der Verworfene, der zum Kerker,
Zum Tode ihn gebracht! O, weh mir Auswurf
Der Menschheit! Mir ist nicht zu helfen mehr!
Für mich ist keine Hoffnung! Mein Verbrechen,
Es ist zu groß, es ist durch keine Buße
Mehr gut zu machen! Er ist todt, und ich —
Ich bin sein Mörder!

Unglückselg'e Stunde,
Da meine Mutter mich zur Welt gebracht!
Soll ich noch lange dieses Marterleben
Hinschleppen? Diese Qualen in mir tragen?
Wie ein Verpesteter die Menschen fliehn?
Geflohn, verachtet sein von aller Welt? —
Nein, keinen Schritt mehr weiter! Nimmer kann ich's
Ertragen! Hier will ich, verfluchtes Leben,
Aushauchen Dich! An diesem Baume hänge
Die unglückseligste Frucht!

(Er zieht einen Strick hervor und legt ihn um den Ast eines Feigenbaumes.)

Ha, komm' Du Schlange,
Umstricke mich! Erwürge den Verräther!

(Während er die Vorbereitungen trifft, sich zu hängen, fällt der Vorhang.)

Wer möchte leugnen, daß hier echt tragisches Pathos vorliegt, gedeckt von durchaus angemessener poetischer Form? Von ganz besonders ergreifender Wirkung und rührender Schönheit erscheint mir die Stelle, in welcher er, der Verräther, nur noch bei dem Verrathenen selbst Heil und Erlösung finden zu können glaubt:

„Ach, Einer wäre noch! O dürfte ich
Sein Antlitz nochmals schau'n! Ich würde mich
Anklammern ihm, dem einz'gen Rettungsanker!"

Und geradezu bewundernswerth inspirirt finde ich jene kühne, energische, in ihrem Doppelsinn auf die Versucherin beim ersten Sündenfall anspielende Metapher, in der er den Strick anredet:

„Ha, komm' Du, Schlange ꝛc."

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, einen neuen Beweis für die wahrhaft dämonische Gewalt anzuführen, welche die Tragödie auf die unbefangenen Gemüther auszuüben pflegt. Gregor Lechner, der vortreffliche Darsteller des Judas, hatte sich mit wahrem Entsetzen über meine Zumuthung, entschieden geweigert, mich die vorstehende Scene aus seiner Rolle abschreiben zu lassen, und selbst nachdem die Erlaubniß zur Copie behufs der Veröffentlichung durch den „Salon" von dem geistlichen Rath Herrn Daisenberger eingeholt war, verstand er sich nur unter Bangen und Zagen zu der Auslieferung seiner Rolle für meinen Zweck. „Denn dafür, daß die Sache in die Welt hinauskommt, werde doch ich allein wieder von der Gemeinde verantwortlich gemacht", sagte er. — „Ach, Sie glauben gar nicht", fügte er niedergeschlagen hinzu, „was ich wegen des Judas, den zu spielen ich doch gezwungen bin, Alles ausstehen muß. Allgemein bin ich verhaßt, und, wenn ich gar mit Tyrolern zusammenkomme, besonders in der Passionszeit, — dann muß ich immer frohe sein, wenn ich meine Glieder wieder heil nach Hause tragen kann." — Der arme, ehrliche Gesell! Ich bitte hiermit öffentlich die Oberammergauer Gemeinde um Gnade für ihn. Er trägt auch nicht die geringste Schuld an der Verbreitung der abgedruckten Scene.

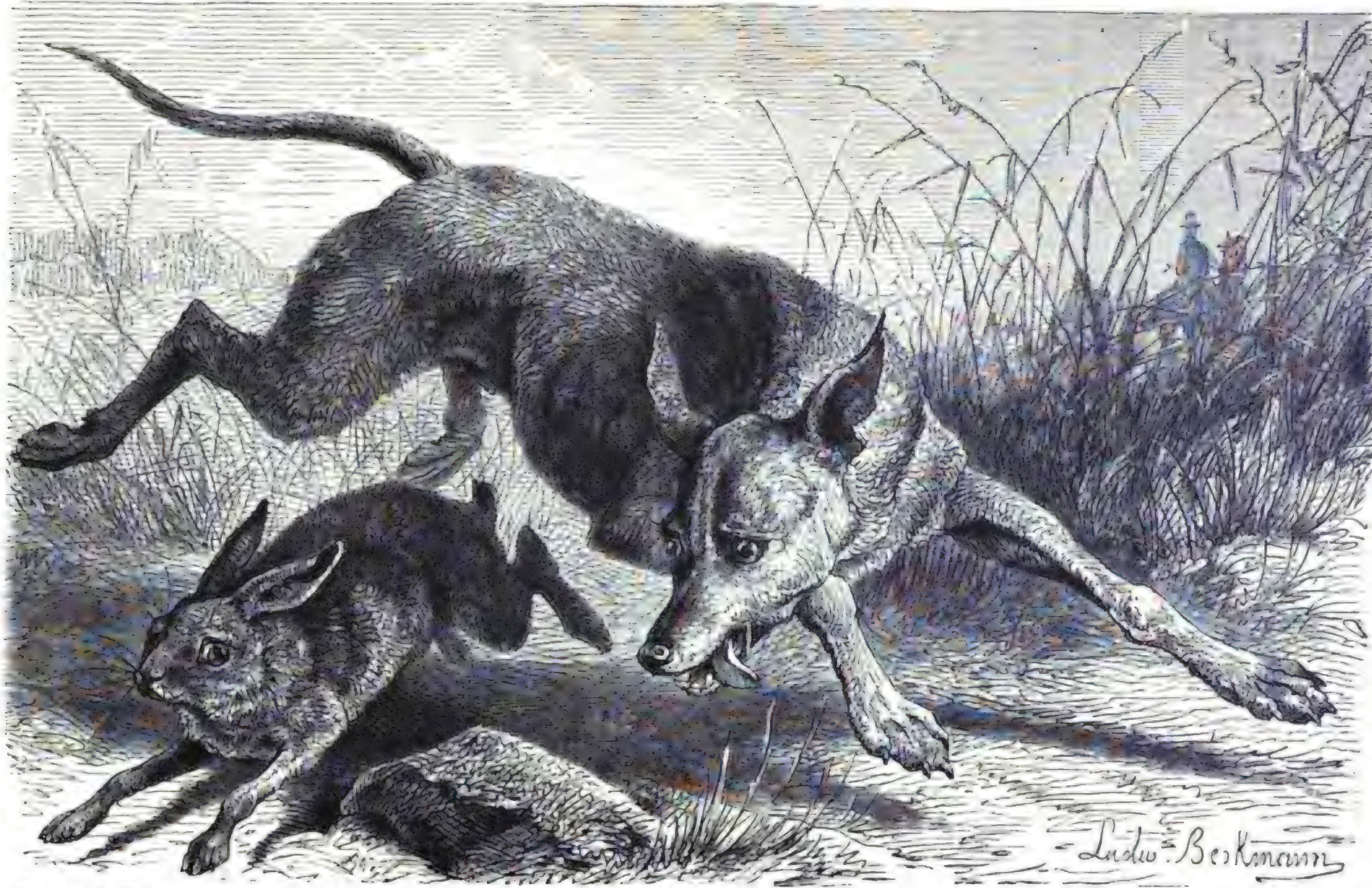
Sonntag Nachmittags besuchte ich, nachdem der Herr Bürgermeister mir zwei Textbücher für die Gesänge hatte zustellen lassen, von 2—½4 Uhr die Musik-, von ½4—5 Uhr die Spielprobe. Ich gestehe mit Freuden ein, daß ich nach allen Richtungen hin meine Erwartungen bei Weitem übertroffen fand. Die Hauptdarsteller sind geradezu ausgezeichnet; man möchte sagen, daß sie für ihre Rollen geboren, gewachsen und ihr Leben lang erzogen worden sind. Ein Orchester von vierzig Mann, unter der Leitung des Lehrers Herrn Guttjell, greift mit ebensoviel Sicherheit und Feuer, wie Discretion in das Ganze ein. Unter den Mitspielern nenne ich vor Allen den schon vortrefflich bewährten Darsteller des Judas, Gregor Lechner, des Petrus, Jacob Hett, des Kaiphas, Johann Lang. Neu in der Besetzung sind Christus, Josef Mair, die Jungfrau Maria, Franciska Flummer.

Josef Mair besonders ist eine imposante Persönlichkeit mit klangvollem Organ, langem schwarzen Bart und Haar, das er sich bereits seit zwei

Jahren wachsen läßt, und einem schönen, schwärmerischen, dunklen Auge, dessen Wirkung durch den bläulichen Schmelz des Augapfels noch bedeutend erhöht wird. Er wird den Christus tadellos durchführen. — Unter dem Chor der weiblichen Schutzgeister befinden sich ein paar reizende Gesichtchen, von denen das Eine der Schwester der Darstellerin der Jungfrau Maria, Josepha Flunger, das andere, ein rechtes, echtes Soubrettengesichtchen, Marie Haser angehört.

Für dieses Jahr sind fünfundzwanzig Vorstellungen in Aussicht genommen. Was würde wol Adeline Patti, die sich erst jüngst geweigert hat, gegen ein Honorar von 5000 Francs in einem Concert zu Wiesbaden mitzuwirken, dazu sagen, wenn sie erführe, daß hier das höchste Honorar für sämmtliche fünfundzwanzig Vorstellungen in — 110 Gulden besteht, und daß Christus dafür also fünfundzwanzigmal jedesmal achtundzwanzig Minuten lang am Kreuze hängen muß?

Zum Schluß noch ein paar Bemerkungen und Rathschläge für Diejenigen, welche das Passionsspiel zu besuchen gedenken. Dasselbe findet statt an folgenden Tagen: am 22. und 29. Mai; am 6., 12., 19. und 25. Juni; am 3., 10., 17., 24. und 31. Juli; am 7., 14., 21. und 28. August; am 8., 11., 18., 25. und 29. September. Von Herrn Assessor Gais vom königlich bayerischen Bezirksamt Werdenfels, zu Garmisch wohnhaft, der als königlicher Commissair den Vorstellungen in Oberammergau beiwohnen wird, ausdrücklich beauftragt, theile ich hierdurch mit, daß der genannte Herr gern bereit ist, nicht nur jede gewünschte Auskunft zu geben, sondern auch in Oberammergau oder der Nachbarschaft Quartiere zu besorgen. — Als die schönste von München nach Oberammergau einzuschlagende Route empfehle ich auf's dringendste den Weg auf der Eisenbahn bis Penzberg, von da zu Fuß oder Wagen bis an den lieblichen Kochelsee, dann über diesen nach Urfeld, den wildromantischen Walchensee entlang, durch Wallgau mit seinen wahrhaft erhabenen Umgebungen nach Mittenwalde, (vortreffliche Betten und Verpflegung auf der Post); von hier über Partenkirchen, durch herrliche Hochgebirgsthäler nach Oberau, Kloster Ettal (mit weit berühmtem Biere) und endlich Oberammergau. Der Rückweg dürfte am zweckmäßigsten über Garmisch, den Plansee entlang, durch Reutte über Hohenschwangau nach Peißenberg und von da auf der Eisenbahn wieder nach München zu nehmen sein. Der Weg über Murnau ist zwar der kürzeste, aber genußloseste. Zu einem längeren Aufenthalte eignen sich ganz besonders Partenkirchen mit seinem Kainzenbad, Garmisch und Mittenwalde. Noch seien der Aufmerksamkeit des Publicums die schönen Holzschnitzereien zu Oberammergau und Partenkirchen, sowie der photographische Verlag der Herren Steigenberger und Johannes zu Oberammergau dringend empfohlen, der wahrhaft künstlerische Erzeugnisse bietet und dem wir auch die diesem Artikel beigegebene Illustration, die Passionsbühne von Oberammergau darstellend, verdanken.



Gez. von L. Beckmann. Gest. von Th. John.

Eine Hasenhetze

Die Jagd mit Windhunden.

(Hetzjagd.)

Von **W. Br. Warburg.**

Man pflegt wol im bürgerlichen Leben einen Menschen, welcher Alles, was er thut, mit Hast und Ueberstürzung ausführt, einen Windhund zu nennen; die Allegorie hierzu liefern allerdings diejenigen Thiere, welche wir jetzt zum Gegenstande unserer Betrachtung wählten, bei denen eben das höchste Maß der Schnelligkeit ausschließlich ihren Nutzungswerth begründet. Beim Jagen mit Windhunden, dem sogenannten Hetzen, bedingt deren größere oder geringere Lauffähigkeit allein die Erfolge. Die Windhunde scheiden sich also weit strenger nach ihren Leistungen, als andere jagdbare Hunde; nirgend muß das Individuum mehr Meister seiner Sache, Herr der Situation sein, als hier; was die schaffende Hand der Natur dem Windhunde versagte, vermag Dressur und Arbeit nicht anzuerziehen; grade zu laufen, wo die Disposition dazu mangelt, zu nehmen, wo die Körperbeschaffenheit es verbietet, das läßt sich lehren nimmermehr.

„Drei Elemente, innig gesellt,
Bilden den Windhund, stell'n ihn in's Feld!
Allzuerst Augen, die Hasen zu sehn,
Daß sie dem Köter nicht flüchtig entgehn;
Zweitens des Knochenbaus sehnige Kraft,
Die ihm die dauernde Schnelligkeit schafft;
Drittens zu fangen Talent und Geschick,
Biegung im Halse und Macht im Genick!
Köter, die nehmen, sind allzeit geehrt!
Ein Hund, der nicht läuft, ist das Futter nicht werth."

Um diesen Anforderungen nachhaltig genügen zu können, sind bei der Beurtheilung der Windhunde die hiernach angeführten Merkmale zu beobachten.

Der Kopf soll mittelstark, lang und schmal sein, mit flacher Stirne und spitzer Schnauze; das langgeschlitzte Gebiß muß mit scharfen Fängen versehen sein; helle, lebhafte und hervorstehende Augen, eine abwärts gebogene Nase und sich nach hinten überlegende Behänge von langer, schmal und spitz zulaufender Form bilden die übrigen Embleme eines tadellosen Windhundkopfes. Der lang und schlank gestreckte, eingezogene Leib wird von hohen, dünnen Läufen mit anscheinend schwachen, aber durch und durch muskulösen Schenkeln und fleischigen Hüften getragen; dem langen, magern Hals schließt sich ein kräftiges Genick und Schulterblatt und ein hoher, breiter, aufwärts gebogener Rücken an, welcher sich in eine lange, dünne, nach der Spitze zu posthornartig gebogene Ruthe verjüngt.

Ein proportionirt gebauter Windhund von sehnigem Knochenbau wird vorn stets niedriger gebaut sein, als hinten, damit ihm das „Neh-

men", das Abfangen der Hasen und Füchse durch diese Körperbildung ermöglicht sei und erleichtert werde; die dünnen trockenen Zehen und Krallen sind luchsartig construirt und die Füße mit festen — wir möchten fast sagen — aalhautartig bezogenen Ballen versehen, um großartigen Anstrengungen beim Laufen Widerstand leisten zu können.

Je mehr oder weniger durch die äußere Erscheinung der Thiere diesen Erfordernissen entsprochen wird, um so erfolgreicher oder ungenügender werden sie zu verwenden sein; die Haltung der Windhunde, ihre Condition wird, dem entsprechend, auf ein kräftiges, jedoch schlank erhaltendes Futtersystem zu begründen sein; gemeinhin wird man den Hunden, welche im Zwinger gehalten werden müssen, damit sie sich nicht das Allein-Jagen, das „Revieren" angewöhnen, eine einzige Hauptmahlzeit, aus Brod in Brühe von Hammelpfoten und Knochen und reichlich frischem Wasser bestehend, verabfolgen; das Nagen an Knochen empfiehlt sich nicht für Windhunde, und auch die Darreichung von reinem Fleisch untersagen die strengen Grundsätze der alten Jägersleute.

Wir für unsere Person befinden uns leider nicht mehr in der Lage, noch hetzen und Windhunde halten zu können, sonst würden wir unbedenklich den Fortschritt anstreben und Versuche anstellen, Windhunde nach Banting's Grundsätzen mit gutem Fleische zu füttern; Kraftfutter — nicht voluminös — kann nur Kraft, um welche es sich handelt, erzeugen.

In zu kalten Ställen dürfen die an und für sich frostigen Thiere nicht überwintern.

Die Farbe der Windhunde ist sehr verschieden; sie wechselt von weiß, gelb, wolfsgrau, mausefahl, isabellenfarbig bis in die dunkelsten Farben-Töne hinein; auch giebt es getigerte und bunte Nüancirungen. Hunde von kurzem und glatten Haar hält man in der Regel für geschwinder, lang- und rauhhaarige — häufig polnische Hunde genannt — dagegen für ausdauernder.

Zu den Erziehungsprincipien für junge Thiere übergehend — wir erwähnen hier, daß die Naturgeschichte den Windhund canis familiaris grajus nennt, und daß die beiden Unterabtheilungen des Windspiels, canis familiaris italicus und des irländischen Windhundes, canis familiaris hibernicus zur gleichen Species zählen — müssen wir voraussetzen, daß von deren Benutzung vor zurückgelegtem ersten Lebensjahre nie die Rede sein kann; wir würden junge Hunde sogar nie vor erreichtem zweiten Jahre in Arbeit bringen, da nach unserem Dafürhalten dann erst die Kräfte gewährleistet sind. Man beginnt damit, die Hunde „strickbändig" zu machen in ganz ähnlicher Weise, wie man die Jagdhunde koppelbändig macht; die Heranbildung junger Windhunde für verwandte Zwecke hat natürlich viel Uebereinstimmung mit jener Methode, welche wir für Jagdhunde empfohlen; weshalb wir auf das dort Angeführte verweisen.

Nachdem die Hunde sich daran gewöhnt haben, auf Zuruf des Jägers an den Strick, welcher wieder am Hetzriemen befestigt wird, zurückzukehren, und sich in praxi auf das Commando „Allons ici! hierher!" zu sammeln, beginnt man damit, die jungen Hunde in sogenannten

Stricken — ein Strick besteht aus zwei, höchstens drei Hunden — auszuführen. Gleichgültig, ob der Jäger geht oder reitet, werden die Hunde stets auf der rechten Seite desselben am Hetzriemen geführt; dieser ist aus Haaren und Hanf zusammengedreht; seine Länge richtet sich darnach, ob die Hunde vom Pferde herab oder von einem Fußjäger geführt werden sollen. Der Jäger zu Pferde befestigt das eine Ende des Hetzriemens am Sattelknopf, der Fußjäger dagegen an einem Bandelier, welches er über die linke Schulter zur rechten Seite herunterhängt; das andere Ende des Hetzriemens wird durch den Ring des Hundehalsbandes gezogen oder an dem sogenannten Hetzband befestigt. Dieses besteht wiederum aus zwei bis drei Zoll breiten Riemen, auf deren Oberseite sich zwei kleine messingene Ringe befinden. In den Ringen läuft ein größerer Ring von länglicher Form, durch welchen der Hetzriemen hindurch gezogen wird. Das Hundehalsband ist in der Regel von Leder mit Schweineborsten gefüttert, und führt oben einen, sich in einem Gewinde drehenden Ring zur Aufnahme der Hetzriemenschleife, welche ihrerseits so beschaffen sein muß, daß sie neben hinlänglicher Haltbarkeit mit einem einzigen Ruck zu lösen ist, damit die Hunde a tempo anhetzen können. Wir sehen, daß auch die Jäger, gerade wie die Seeleute, ihren geheimnißvollen Knoten — unlösbar bindend und doch sofort zu lösen — besitzen. Von Hetzriemen haben wir im Laufe der Zeit viele mit anscheinend äußerst sinnreiche mechanische Vorrichtungen gesehen; seitdem wir aber erlebten, daß die höchst inventiöse Zusammenstellung eines solchen gerade im entscheidenden Augenblick ihren Dienst versagte, die Hunde, gebannt am Fleck, nicht anhetzen konnten und der Hase sich in einiger Entfernung hinsetzte, um uns, Männerchen machend, zuzurufen: „Vivat der Inventor!“ haben wir beschlossen, den alten Hetzriemen, der so lange genügte, und mit welchem Jagden von so reicher Ausbeute abgehalten worden sind, wie sie die kommende Zeit schwerlich wird bieten können, in Ehren zu halten und jeder Verbesserung uns hartnäckig zu verschließen.

Die Jäger sind überhaupt zumeist abergläubische Käuze, welche am Alt-Hergebrachten und an den Gewohnheitsrechten kleben.

Das erste Ausführen der Windhunde erfordert einige Vorsicht, damit die jungen Köter nicht vom Pferde getreten und beschädigt werden; dieses muß nun deswegen bereits an solchen Schulzweck gewöhnt sein. Nicht ohne Grund behauptet man von den Windhunden — in zweiter Reihe auch von den Jagd- und Parforce-Jagdhunden —, daß sie unter allen Gattungsgenossen die geringste Begabung besäßen. Kommen die Köter dem Pferde zu nahe, so werden sie durch den Zuruf: „Wahre Dich, schon Dich!“ hilft dies nicht, durch einen Anzug mit dem Hetzriemen gewarnt; eine vertrauliche Mittheilung unter der Hand mit der Knappe der Hetzpeitsche bringt zuletzt, wenn nichts helfen will, die Hunde stets dahin, sich Mutterwitz zu kaufen. Bei Schul- und Uebungstouren werden die Schüler in systematisch ansteigenden Gangarten und Zeitabschnitten, zwei junge Köter eines Strickes stets unter der Aegide eines älteren, kundigen Lehrers, in's Feld geführt und für ihren Beruf erzogen.

Der alte Hund, welcher den gehetzten Hasen vor dem Zerreißen zu schützen hat und wol gar apportirt, wird technisch der „Retter" genannt.

Für die Praxis sind drei Hauptlehren in's Auge zu fassen:

Zuerst vermeide man sorglich weite Anhetzen; junge Hunde, welche gleich anfangs auf zu große Entfernungen angehetzt und deswegen Theilnehmer von Fehlhetzen wurden, laufen häufig selbst bei nahen Anhetzen gar nicht mehr, und sie sind alsdann verhetzt!

Die zweite Lehre ist die: jungen Hunden im ersten Felde nicht zu viel Arbeit zu geben, ihre Kräfte nicht zu überlasten, da sie durch ein Zuviel ebenfalls wie im ersten Fall verhetzt werden können.

Das dritte Hauptaugenmerk für gute Hetzer, und solche, die es werden wollen, besteht darin, nie Hasen anzuhetzen, welche auf Jäger und Hunde zulaufen; thut man dies dennoch, so schießen die Hunde fast stets über den Hasen hinweg, rollen ihn über und dieser entkommt, namentlich, wenn Verstecke sich in der Nähe vorfinden, sicherlich. Man lasse in solchen Fällen die Hunde erst los, wenn der Hase vorbei ist, so daß die Hunde hinterher schießen; schlechte Anhetzen ein für alle Male fahren zu lassen, ist eine große Weisheit!

Sobald die Hunde ein Stück Wild genommen haben, muß der Jäger möglichst schnell zur Stelle sein, um das Pflücken und Zerrupfen — wol gar das Anscheiden — der Hasen, am Nachhaltigsten mit der Peitsche, zu verhindern. „Laissez! los! laß los! Gieb aus!" das sind hierbei die betreffenden Commandoworte.

Zwei Retter dürfen nicht in einem Strick laufen; gerade weil Beide nach ihrer Pflicht retten wollen, wird der erhetzte Haase dann erst recht zerrissen.

Die beste Zeit, um Lehrlinge auszuführen und anzuhetzen, sind die Vormittagsstunden kühler — aber nicht kalter — und windstiller Herbsttage; die Hasen halten dann aus und die jungen Hunde erlernen auf einem freien ebnen Felde von gutem Geläufe fast spielend ihr Pensum.

Daß die Jahreszeit wesentlich den Erfolg bedingen muß, liegt auf der Hand: wo Nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren! Wenn die Hasen nicht auf dem Felde liegen, kann man nicht hetzen; eben so wenig, wenn die Fluren bestellt und nicht frei sind. — Nach der Ernte geht der Hase zu Holz; dieses verläßt er erst dann, wenn die Herbstnässe und das fallende Laub ihn daraus vertreiben; dann wählt er die Stoppeln zum Aufenthalt, um nach vollendeter Wintersaatbestellung sich auf diesen zu äsen und während dessen sein Quartier im angrenzenden Sturzacker aufzuschlagen; bei trockenen Spätherbsttagen liegt der Hase auch wol in Brüchern und auf Haideflecken.

Bei Glatteis, bei Blachfrost oder an der Oberfläche hart gekrusteter Schneedecke zu hetzen, zumal, wenn letztere wol die Hasen, nicht aber die verfolgenden Hunde trägt, ist Vandalismus, weil die Hunde eben so leicht zu Schaden kommen können, als der Erfolg unsicher ist; das Gleiche gilt bei fettem oder Lehmboden nach heftigen Regengüssen.

Bei weichem, matschigem Schnee ist das Hetzen eine Ergötzlichkeit

für Bauernfixe und Schmutzfinken, nicht aber für Jäger und anständiger Leute Hunde; solcher Jagdbetrieb erniedrigt den Nimrod zum Wildpretschlächter und wird durch den Ausdruck „Aasjägerei" genügend gebrandmarkt.

Das für die Erstlinge junger Windhunde zu erwählende champs de Mars darf um keinen Preis ein reich befährtetes Feld sein; bestandene Aecker, Feldhölzer, Ackerraine bieten dem Wildpret überall Verstecke dar; viele sich kreuzende Wildspuren, wol gar zwischendurch aufspringende Hasen bewirken, daß die Hunde Change machen und die, der Ausbildung so schädlichen Fehlhetzen sind meist die unvermeidlichen Folgen von falsch erwählten Jagdterritorien.

Sowol in Beziehung auf Jahreszeit wie Terrainverhältnisse ist es geboten, die Zöglinge sobald als möglich und so schnell hinter einander als thunlich mit allen vorkommenden Geläufen bekannt zu machen, schon damit sie keine einseitige Richtung bekommen; sind junge Hunde vorzugsweise daran gewöhnt worden, mit Erfolg auf hartem Terrain zu hetzen, so müssen sie auf Sandboden angebracht werden, um auch dort nicht auszulassen und sofort in alle Branchen ihres Geschäfts eingeweiht zu werden.

Sonntagsjäger, sogar kopflose, nicht denkende Leute von Fach pflegen wol zu sagen: der Hase laufe besser auf Sand, als auf festem Boden! der Windhund liebe mehr hartes Terrain, oder umgekehrt; und was dergleichen Geschwätz mehr ist.

Die Wahrheit ist die, daß Hasen, Füchse wie Hunde den gleichen Gesetzen der Natur unterworfen sind, nach welchen ein Wesen vor dem anderen begabt, nach welchen die Leistungen der einzelnen Wesen nach den einwirkenden Verhältnissen verschieden sind; Nahrung, Witterung sprechen gewichtige Worte mit, und es ist ganz legitim, daß ein Hase, welcher sich auf der frischen, strotzenden Herbstsaat geäst und einen Ueberfluß von Kräften hat, viel schneller läuft, als etwa im trockenen Hochsommer, wo es ihm an Aesung gebrach und er officiellen Mangel litt.

An dieser Stelle müssen wir auch darauf hinweisen, daß der Hase in den allermeisten Fällen da zu Hause ist, wo er gesetzt wird und also an das Geläufe gewöhnt ist. Hunde, welche auf ganz unbekanntem Fundus jagen, werden leicht zurückbleiben und den Hasen möglicherweise aus dem Gesicht verlieren.

In Kürze wird sich aber ein überhaupt nutzbarer Windhund acclimatisiren, und auch auf neuem Terrain seine Schuldigkeit thun. Hat man nun die Hunde so weit, daß sie sich practisch verwenden lassen, so sucht man die Feldstücke, eines nach und neben dem anderen, bedächtig ab; geht das Stück Wild auf, und man hält die Anhetze für gut, so löst man mit einem Ruck den Hetzriemen und bringt die Hunde unter dem Zuruf: „hetz, hetz!" in Lauf.

Beim Hetzen zu Fuße bedient man sich vor den Windhunden wol eines ganz kurz zu führenden Stöbers zum Auffinden des Wildes; dies wird entweder ein hierzu besonders geeigneter Jagdhund, oder aber ein alter, bedächtiger Hühnerhund sein; ein Retter im Strick-Windhunde ist hierbei unentbehrlich.

Das Hetzen vom Pirschwagen aus, welches man vornehmlich — alsdann per Schlitten — auf Füchse bei frischem Schnee practicirt, bietet keine wesentlich anderen Momente dar; die Hunde sitzen alsdann im Wagen und hetzen von dort aus an.

Nach Fehlhetzen — und der beste Jäger kann sie häufig nicht vermeiden, sucht man sofort weiter; soll der Ausbildung junger Hunde kein bleibender Nachtheil zugefügt werden, so muß durchaus eine gute Hetze den Tag schließen. Auch Windhunde macht man, gerade wie Jagdhunde nach guten Hasenhetzen, „genossen" und giebt ihnen das Gescheide zum Besten; diese Gratification muß aber am Punkt der Anhetze verabreicht werden. Reiten mehrere Jäger mit einem Strick Hunde zu Feld, so gehen diese in der Mitte der Reiter; bei zwei Stricken gehen die Hunde zu beiden Seiten der Hetzer; bei drei Stricken ist der dritte wiederum au centre; in allen diesen Fällen wird immer nur der Strick Hunde gelöst, vor welchem das Wild aufgeht, und welcher gute Anhetze hat; mehrere Stricke zusammen loszulassen würde Mord und Todtschlag geben.

Es giebt auch Windhunde, welche allein ihren Hasen oder Fuchs nehmen, auch wol zwei oder drei des Tages; man nennt sie Solofänger. Wollte man dem bloßen Namen stets Glauben schenken, so gäbe es deren sogar überwiegend viele, denn wir sind niemals einem Gamin begegnet, dessen Windhund — wenn er nämlich nicht selbst dessen Beruf vorstand — nicht ein Solofänger gewesen wäre. Aber wir machen uns ohne alle Ostentation anheischig, Alles das freiwillig roh zu essen, was die Windhunde, welche man in den Straßen der Residenzen das Pflaster treten und die Hausflure und Treppen unsicher machen sieht, nehmen; es ist das in Wahrheit kein zu großes Wort, was wir gelassen aussprechen.

Windhunde, welche aus eigner Initiative bei der Verfolgung des Wildes Abkürzungen machen und in die Richt laufen, entbehren der Schnelligkeit und handeln im richtigen Selbstbewußtsein eigner Schwäche; unverständige Jäger erheben jedoch solche Mittelmäßigkeitssoldaten wol gar um dieser, ihrer Lasterhaftigkeit wegen bis in die Wolken. Verhetzte Hunde — und solche finden sich in Folge zu anstrengender oder zu langer Thätigkeit zuweilen vor — hebt man in die Höhe und schüttelt sie gehörig zurecht; hilft diese einfache Procedur nicht, so gießt man ihnen einen tüchtigen Schuß Pulver in den Hals, und hält sie vorerst vom Saufen zurück; einige Tage Ruhe stellen in acuteren Fällen am Sichersten wieder her. Der, welchem seine Hunde lieb sind, muß sorglich darauf achten, daß die Thiere von solchen Attaquen nicht etwa Rheumatismen, Gelenkschmerzen oder Gliederlähmungen zurückbehalten; ein vorsichtiger Jäger wird es daher auch niemals verabsäumen, seinen Hunden nach beendigter Hetze eine langsame Bewegung zu geben, damit sie abdampfen und trocken in den Zwinger zurückgebracht werden.

Für gute und sichre, dreiste Reiter ist eine gute Hasenhetze ein Matadorvergnügen; eine Parforcejagd bietet noch größere Reize, die Hetzjagd ist jedoch leichter für den Einzelnen zu beschaffen, schon weil ein Strick Windhunde leicht, eine Meute Parforcejagdhunde aber nur unter

sehr erheblichem Aufwand zu erhalten ist. Der früher höchst passionirte und, wie er von sich rühmen darf, nicht ganz unerfahrene Hetzer schließt für die beiden Hetznüancen, auf die Gefahr hin, für weitläufig zu gelten, noch einige specielle Winke an.

Je längere Jahre der Jäger über's Blachfeld ritt, um zu hetzen, um so bewanderter wird er auch in Kenntniß der Gewohnheiten des Wildes sein; das schwierigste und doch wichtigste Kriterium für einen Hasenhetzer ist das, den Hasen im Lager zu finden oder ihn auf der Fährte auszumachen; man muß wahrlich schon manchen Lampe im Lager gesehen haben, wenn man nicht an ihm vorbeireiten soll, ohne ihn zu erkennen oder wol gar über zu reiten. Häufig genug haben wir von unserer Peitsche vom Pferde herab Gebrauch machen müssen, um Hasen, welche so fest lagen, daß man sie hätte mit der Hand greifen können, aufzujagen und vor die Hunde zu bringen.

Ein alter Nimrod jedoch erkennt Lampen im Lager so sicher, wie die Sterne am Himmel, wenn er in die Abendsprache geht, denn bei der Rückkehr von der Kneipe dürfte er auch diese nicht mehr schauen; schon ehe er das Thier selbst sieht, weiß er, wo der Hase liegt, weil diesen der, allerdings nur dem geübten Jägerauge bemerkbare Hasenrauch, welcher von der Herbstausdünstung herrührt, verräth.

Auch die Fährte des Hasen auf der Neue auszumachen ist eine Kunst, trotzdem man die Spuren ersichtlich klar vor Augen hat; die zahllosen Wiedergänge, welche ein und derselbe Hase macht, erschweren dies ungemein; man findet oft so viele Hasenspuren, daß man meint, eine ganze Legion müsse da gewirthschaftet haben, und wenn man die Sache kundig untersucht, rühren sie doch alle von einem und demselben Hasen her, welcher sich über Nacht äste und wässerte.

Wenn der Hase in's Lager rückt, fängt er das, um eine etwaige Verfolgung seiner zahlreichen Feinde zu erschweren, und sich gleichzeitig gegen die Einflüsse der Witterung zu verwahren, sehr schlau an; im Sommer nistet er sich gegen Norden, im Schutz der vorliegenden Höhen, im Winter gegen Süden ein; fest auf den Boden niedergedrückt, unter Erdschollen in eine Mittelfahre des Sturzackers eingegraben, gleicht er in Farbe und äußerer Erscheinung zum Verwechseln einem Erdkloß. Bevor nun Lampe in sein Quartier einrückt macht er rund um dasselbe herum die mannigfachsten Hakenzüge, um zuletzt mit einem weiten Sprunge, durch welchen er alle Verbindung mit jenen, absichtlich verworrenen Wiedergängen abschneidet — sich in sein Castrum zu lanciren; in Folge dieser Prohibitivmaßregeln kommt es wol vor, daß die Hunde rund um das Lager herum flankiren und dicht daran vorbei gehen, ohne den Hasen zu finden. Was sollte auch aus der Jagd werden, wenn alle Hunde alle Hasen fänden und alle Jäger alles ihnen vorkommende Wild todtschössen oder hetzten! Auch die Hasen mögen in ihren Conventikeln beten: „deus protegat gentem!“

Der gehetzte Hase, wenn es mit ihm zu Ende geht, macht in der Regel — aber nicht immer — einen hohen Sprung in die Luft, den so-

genannten Todtensprung; sobald er wieder aus der Luft herabkommt nehmen ihn dann die Hunde — Lampe ist ein todter Mann und die Hetze zu Ende.

Des Hasenhetzens ohne Hunde, des Zu-Tode-Reitens derselben durch mehrere zu diesem Zweck solidarisch verbundene Jäger, welche sich das Thier gegenseitig zutreiben, um es durch unablässige Verfolgung zu Tode zu bugsiren — man nennt dieses Reiten darum auch Hasenbugsiren — müssen wir an dieser Stelle erwähnen, aber wir thun es unter dem Ausdruck waidmännischer Indignation. Beim Fuchshetzen debütiren junge Windhunde in der Regel weit schlechter, als auf Hasen; sie nehmen den Fuchs selten bei der ersten Jagd. Hier ist ein vierfüßiger Anführer der Strick-Hunde eine Nothwendigkeit! Ein alter, kraftvoller Hund, der obenein nicht der allerschnellste zu sein braucht, wird mit wahrem Gaudium Reinecken den Garaus machen, und wenn dieser auch noch so listig wäre und sich seiner Haut mit Verzweiflung wehrte.

Dem Fuchs gegenüber sind Seitens des Jägers übrigens viel strengere Formalitäten inne zu halten, als die Hasenhetze erheischt; Beobachtung der größten Vorsicht in Beziehung auf die Luftströmung, und daß man dieser die Richtung unter Wind abgewinne, die entschiedenste Lautlosigkeit Seitens der Jäger, wie der Hunde, das sorgfältige Vermeiden leuchtender Gegenstände in Tracht und Pferdeausstattung, das dürften hierbei die wesentlichsten Hauptpunkte sein. Beim geringsten Geräusch, beim Anblick ungewöhnlicher Gestalten — und die Schärfe der Fuchsorgane ist sprüchwörtlich geworden — gehen die Füchse in's Gebüsch zurück, eventuell zu Bau, und dann heißt es: „Adieu plaîsir". Winselnde oder laut anschlagende Windhunde sind ein Unding.

Auf den zu Tode gehetzten Fuchs — selbst wenn er schon in die Steigbügelriemen eingeklemmt ist — habe man Acht und traue ihm nicht; es sind Exempel vorgekommen, daß solche todten Füchse das Pferd in die Dünnungen und den Jäger derartig in die Schenkel gebissen haben, daß Beide bösartige Wunden davon trugen.

Beobachtet man die aufgestellten Regeln bei der Hetzjagd, hält man gegen die Windrichtung an, so kann man einen Fuchs — namentlich wenn er mausen geht — vorzüglich mit einem Schlitten unglaublich nahe „anfahren".

Unzweifelhaft macht das Hetzen großes Vergnügen; dennoch muß diese Passion, leidenschaftlich und zur Ungebühr betrieben, jede Jagd ruiniren; vor Allem darf sie nur mit zuverlässigen Hunden ausgeübt werden, denn Fehlhetzen verderben das beste Revier unbedingt in ganz kurzer Zeit.

Gretchen.

Novelle von E. Diethoff.

I.

„Kurfürst Emmerich Josef war ein schöner, behaglicher Mann, der gut zu Pferde aussah." —
Goethe (Aus meinem Leben).

In den Gassen des alten Frankfurt wogte und drängte die Menschenmenge; aber in der Straße, die von der Brücke zum Römer führte, stand sie Kopf an Kopf fest wie eine Mauer und nur das summende Geschwirr der Tausende von Stimmen gab Zeugniß von der ungeduldigen Erwartung und Spannung der Menge. Vom Römer rauschte die große Reichsfahne herab, von einem frischen Winde blähend entrollt. Der frühe April hatte zu dem großen Tag der Kaiserkrönung zwar Frühlingssonnenschein gegeben, aber Blumen noch nicht. Die Häuser in der Fahrgasse und sonderlich um den Römerberg mußten sich mit Gewinden von Tannengrün und Winterepheu genügen lassen, der fehlende Schmuck der Blumen aber wurde reichlich aufgewogen durch die anmuthigen, blühenden Frauengestalten, welche im glänzendsten Putz, vielfarbigen Blumen nicht unähnlich, die Fenster und Erker füllten.

Dem Römer gegenüber hatten mehrere junge Leute einen guten Standort sich zu erringen und zu behaupten gewußt, von welchem aus man mit Bequemlichkeit und ohne gedrängt zu werden den nahenden Zug übersehen konnte. Es war die steinerne Sitzbank vor einem dieser alterthümlichen Häuser, auf welcher an Sommerabenden die Insassen die kühlere Luft zu genießen und nachbarlichen Umgang mit den Umwohnenden und Vorbeigehenden pflegten.

Zwischen den jungen Leuten stand ein Mädchen von ungemeiner Schönheit, erhöht durch den Reiz eines sittsamen Benehmens. Sie trug die Festtagstracht der niederen Bürgerclasse, ein Kleid von feinem schwarzen Tuch, dazu eine breite, mit Spitzen besetzte weiße Schürze und ein feines, gesticktes, weißes Kammertuch, welches den tiefen Ausschnitt des Mieders sittsam verhüllte. Ein kleines Spitzenhäubchen war zierlich auf dem leicht gepuderten, blonden Haar aufgesteckt, statt allen Schmuckes trug die Schöne ein Veilchensträußchen im Mieder und um den Hals an schwarzem Taffetband hangend ein mit Perlen besetztes goldenes Kreuzchen. Manch' ein Blick der Untenstehenden, manch' feinere oder gröbere Schmeichelworte trafen das hübsche, sittsame Kind, aber sie blickte so ruhig und hell darein, daß auch diese, ihre Erfolglosigkeit begreifend, verstummten.

Jetzt stieß der Eine der jungen Leute in ziemlich unfeiner Weise das Mädchen mit dem Ellnbogen an. „Da sieh' hinauf, Gretchen, da oben steht er; heute hat er's gar vornehm, als Rathsverwandter vom

Römer herab auf uns niederzusehen. Wenn ich denke, wie gut es dem Burschen geworden ist — Alles hat er: die Verwandtschaft, das Vermögen und den Kopf! Manch' ein armer Schlucker wäre zufrieden mit Einem von den Dreien! . . ."

Das schöne Mädchen hatte einen Blick nach dem Römer hinauf geworfen, wo an einem Fenster neben ein paar stattlich geputzten Frauen ein Jüngling im Tressenkleid stand, ein Knabe noch fast, aber mit einem Ausdruck auf der stolzen Stirn, um den schönen Mund, mit einem Blick in den glanzvollen, braunen Augen, der die frühe Reife, die ewige Jugend des Genies bedeutete. Er hatte die Hand auf die Brüstung des Fensters gelegt und spähte vorgebeugten Leibes in das Getümmel unter ihm hinab. Jetzt traf ein Blick seiner großen Augen den Blick der blauen Augen, die sich zu ihm erhoben hatten, und das geheime Band der Sympathie, der ersten, keuschen Liebe machte die beiden schönen jungen Menschen erröthen und die Blicke, die sich so gern gefunden hätten, hinwegwenden.

„Sie kommen! Sie kommen!" Dieser Ruf ging jetzt über die wogende Menge und aller Augen richteten sich nach dem Punkte, von wo der feierliche Aufzug kommen mußte. Und sie kamen — voran schritten die kaiserlichen Hatschiere und die Garden der Stadt. Jauchzender Zuruf der Menge erschallte und über den Stimmwogen der Tausende klangen majestätisch die weitschallenden Glocken, dröhnte der Donner der Geschütze vom Main her und schmetterten von dem First des Römers Trompeten und langgezogene Posaunenstöße hinein. — Langsam schritt der glänzende, feierliche Zug dem Dome zu, die goldstoffenen Kleider der Botschafter blitzten im Frühlingssonnenlicht, die weißen Federn wallten auf den spanischen Hüten.

Ein älterer Mann hatte noch einen Platz neben den jungen Leuten auf der Steinbank erobert, er schüttelte oftmals mißbilligend den Kopf und versicherte in den Pausen, während welcher der Zuruf des Volkes verstummte, jedesmal die Umstehenden, das sei lange keine Krönung, wie man sie bei Karl dem Siebenten gesehen; und überhaupt, was wollten die Krönungen von heutzutage bedeuten, wo die weltlichen Kurfürsten sich durch ihre Ambassadeure vertreten ließen?

„Aber die geistlichen Kurfürsten sind in Person erschienen —", wandte das schöne Mädchen bescheiden ein.

„Was ist das?" fragte der Alte geringschätzend. „Das sind keine geborenen Fürsten; was will das bedeuten?"

Das Mädchen erröthete; aber dieses Mal vor Unwillen. „Ich meine", sprach sie dann langsam, „ich meine, die Person des geistlichen Kurfürsten gelte mehr, als die Person des geborenen Fürsten; diesem giebt seine Geburt die Würde, sei er auch, wie er sei; den geistlichen Kurfürsten aber macht die Würdigkeit zum Fürsten, die freie Wahl und das fromme Ansehen — —"

„Oder französisches, oder preußisches, oder österreichisches Geld, je nachdem", spottete ihr junger Begleiter.

Das Mädchen antwortete nicht, denn eben kamen die Kurfürsten, prächtig und alterthümlich in Purpursammet und Hermelin gekleidet, auf stattlich aufgeschirrten Rossen herangeritten, dann kam der Baldachin, der über den Majestäten schwankte, mit gelbschwarzen Federbüscheln in den Ecken und einem goldenen, doppelköpfigen Adler inmitten. Der Zug verlor sich in dem Dome, aber das Volk blieb stehen, wo es stand; denn man mußte Kaiser und König nochmals zurückkommen sehen und dann das dem Volke bedeutendste Schauspiel der Dienstleistung der Erzämter mit anschauen und erleben.

Zwischen dem Gang zum Dome und der Rückkehr zum Römer aber war eine lange Pause, welche von Denjenigen, die die Fenster und Balcone füllten, dazu benutzt ward, mit kalten Speisen sich zu stärken und in altem Rheinwein dem hochwichtigen Tag seine Ehre zu geben. Das Volk unten auf dem Platz getröstete sich einstweilen mit der Aussicht auf den Ochsen und den Weinbrunnen, der ihm nach alter Sitte würde preisgegeben werden.

Die jungen Leute auf der Steinbank hatten sich ebenfalls eine kleine Collation mitgebracht. Der unzufriedene Alte, um sich für den überlassenen Platz dankbar zu beweisen, hatte aus seiner Flasche, welche er sorgsam bisher im Arme gehalten, in einen kleinen Zinnbecher eingeschenkt und dem Mädchen geboten. Sie hielt den kleinen, blinkenden Becher in der Hand, aber nochmals, ehe sie trank, flog ihr Auge aufwärts zum Römer; da stand der schöne Jüngling, von glänzendem Sonnengold umwoben, in seiner erhobenen Hand hielt er einen grünen Römer, ein Sonnenstrahl sprühte daraus wie ein Blitz, jetzt hob er das Glas, sein Auge traf das Mädchen, er schwenkte wie grüßend den rheinischen Kelch und den Kopf zurückwerfend, trank er in einem einzigen Zuge ihn aus. Die glühende Röthe stieg dem Mädchen wieder von dem verhüllten Busen bis zur klaren Stirn; aber auch sie setzte den kleinen Becher an die Lippen, und so tranken über diese Tausende hinweg unter dem Klang der Glocken und Posaunen diese Beiden Eines dem Andern zu.

„Ei, Gretchen!" rief jetzt wieder der eine von ihren Begleitern, „es ist wahr und wahrhaftig der Amtskeller von B . . . m, den ich vorhin gesehen habe; schau', dort seh' ich ihn wieder, die lange Gestalt im chocoladefarbenen Atlasfrack, da, jetzt zieht er den Hut und grüßt gegen den Erker hinauf; aber was macht der Mann ein grämlich Gesicht!"

Der andere von Gretchen's Begleitern, welcher älter als sein Genosse zu sein schien, legte sein scharfes, wieselartig geschnittenes Gesicht in spöttische Falten.

„Ich weiß, wo der Schuh ihn drückt", sprach er; „der ist auch nicht wegen der Krönung gekommen, nein, er hat gedacht, hier vielleicht Gönner zu finden, die ihm aus der Patsche helfen möchten. — Aber so geht's, wenn man Geld will, findet man Niemanden zu Hause."

„Sucht der Amtskeller Geld?" fragte der Erste verwundert.

„Und wie!“ lachte der Zweite; „es brennt ihm auf die Nägel, kann er's nicht bekommen, so ist Schimpf und Schande bei ihm daheim.“

„Wie können Sie das sagen, Fuchs?“ rief das Mädchen unwillig. „Sie sollten sich schämen, so zu reden gegen einen Mann, der Ihr Vorgesetzter und Wohlthäter gewesen.“

„Nun, was den Vorgesetzten und Wohlthäter betrifft . . .“, lachte der junge Mensch; „aber die Amtskellerin ist ja Ihre Firmpathe, Gretchen, und darum möcht' ich den Leuten wieder aufhelfen.“

„Wenn Sie das thun sollen! . . .“ rief Gretchen fast verächtlich.

„Meinen Sie?“ sprach er ärgerlich und bestrebt, ihr wichtig zu erscheinen, sagte er mehr als sonst nach seiner klugen und zurückhaltenden Weise. „Meinen Sie, ich könnte dem Mann nicht helfen? — Oder auch ihn nicht verderben, wenn ich wollte? Es ist schon genug, daß ich weiß, wie es bei ihm steht — er hat einen Kassenreceß —“

Das Mädchen erbleichte, aber rasch sich fassend, sagte sie: „Das hat Ihnen der Herr Amtskeller keinenfalls selbst gesagt —“

„Wie Sie wollen“, sagte er, „jedenfalls ist er zu mir gekommen und hat mich aufgesucht, der stolze Herr, der mich doch unlängst erst als einen unnützen Schreiber schnöde genug entlassen hat. — Allerdings ist die Sache jetzt anders; mein guter Freund da oben“, und er deutete nach dem Römer, wo der schöne Jüngling lebhaft mit einem jüngern Mädchen sprach, welches eine große Familienähnlichkeit in den Gesichtszügen mit ihm zeigte, ohne jedoch schön zu sein, „mein guter Freund da oben hat mir ja einen Posten bei dem Hypothekenamt verschafft. Freilich, wenn man einen regierenden Bürgermeister zum Großvater hat, dann hat man gut protegiren... Aber, um wieder auf den Amtskeller zu kommen. Ich hatt's bald weg, warum er kam; da und dort ist er umsonst nach Geld suchen gegangen. Nun meint' er, ich könnte ihm vielleicht auf Handschrift, oder als Hypothek auf seiner Frau paar Aeckerchen siebentausend Gulden verschaffen — — „Ei, Herr Amtskeller, sollten Sie bei Dero schönem Einkommen und Revenuen noch Geld bedürfen?“ sagt' ich, obgleich ich gut genug unterrichtet bin, wie es bei ihm steht; ich bin nicht umsonst fünf Jahre lang Schreiber bei ihm gewesen, und weiß wahrscheinlich mehr in seinen Büchern Bescheid als er selbst. Dafür weiß der Herr Amtskeller auch bessern Bescheid in der Hoch- und Niederjagd und die Domherren kehren gern bei ihm ein.“

„Daß der Mann übel stehen sollt', hätt' ich Tag meines Lebens nicht gedacht“, sagte der sommersprossige Melchior, „und er hat es Dir eingestanden?“

„Mit Ja und mit Nein — — nun hab' ich ihm gesagt, ich wollt' ihm helfen; natürlich will ich meine Procente davon. Und da seht Ihr, heute Morgen hat mir der Hausknecht aus dem Weidenbusch einen Brief gebracht“ — und er schlug prahlend auf das Portefeuille, welches er aus der Brusttasche gezogen hatte.

Das schöne Mädchen hatte sich abgewendet und blickte, auf der Bank sich emporrichtend, über die Menge hin, sie suchte den Mann,

dessen Frau sie mit tiefer Anhänglichkeit und Ehrfurcht zugethan war. Wenn Wahrheit in Dem war, was der leichtfertige Gesell sprach, dann würde die verehrte Frau mit in den Jammer gezogen werden.

Und es war nicht unmöglich, daß es Wahrheit sei; denn der Amtskeller war ein zwar ehrlicher, aber schwacher Mann, der die Ehre, welche die Besuche der Domherren zur Jagdzeit ihm gab, stets mehr als billig und über sein Vermögen mit einer splendiden Bewirthung zu bezahlen pflegte.

Aber die Frau — die brave, sorgende, häusliche Frau — die Mutter von sieben Kindern! Ein schwerer Seufzer hob die Brust des Mädchens und sie warf seitwärts einen Blick nach dem Schreiber, der in gezierter Haltung auf seinem hohen Standpunkt stand, den Hut unter dem Arm, um die nach beiden Seiten abstehenden dick gepuderten ailes de pigeon nicht zu zerdrücken, die Hand unter die blumige Weste geschoben, in welcher er den Brief des angstvollen Mannes verbarg. Und von Diesem wollte der sonst so stolze, unbescholtene Mann sich helfen lassen! Ein Grausen überlief sie, da war die Hülfe schlimmer als die Schuld. Es war ihr, als stehe sie auf Kohlen, als müsse sie fort, fort von diesen Leuten und zum ersten Male kam ihr der Gedanke, daß, wie rein auch das Kleid ihrer Seele sei, von der Nähe solcher Umgebung sie befleckt werden möchte.

„Wohin, Bäschen?" fragte Melchior, als er sie eine Bewegung machen sah zum Herabsteigen.

„Fort, nach Hause", stammelte sie.

„Das ist unmöglich in dem Gedränge", meinte der junge Mensch, „und was willst Du? Zu Hause ist jetzt Niemand, und gleich kommen Kaiser und König wieder über die Brücke, dann wirft der Erzschatzmeister goldene und silberne Geldstücke aus, vielleicht erhaschen auch wir so ein Stück oder gar einen von den Beuteln mit dem kurpfälzischen Wappen selber! Wer so einen auffängt, dem leitet der Beutel Reichthum in's Haus. Ich hab' es von sicheren Leuten, daß aller unserer reichen Leute Vorfahren in Frankfurt einmal solch' einen Kaiserbeutel aufgefangen haben. Schau, da kommen sie wieder. Kaiser und König zu Fuß!"

Wieder klang der brausende Jubel des Volkes. Aus den Fenstern wehten die weißen Tücher der Frauen, Glocken, Posaunen und Kanonendonner mischten sich jauchzend und dröhnend darein, und über die weißrothe Breterbrücke schritt der vorletzte der langen Reihe römischer Kaiser, ein blonder Jüngling mit Augen so blau wie der lichte Himmel über ihm, mit einer Seele so licht und so warm wie der Frühlingstag, der auf seine alte Krone strahlte. Entzückt hing das Auge des Jünglings im Römerfenster an dem königlichen Jüngling, sie Beide sollten der Zeit ihren Namen geben — Beide aufwärts streben zum Ideal des Menschenthums. Was aber dem freien Adlerschwung des Einen gelang, das überstieg die Kräfte des Andern, der Völker und Nationen mit sich hinaufziehen wollte und von der schweren Last, die abwärts drängte, erstickt ward. — Aber jetzt noch war es die Krone Karl's des Großen, nicht

die Märthyrerkrone, welche Joseph II. trug; jetzt war er der schöne, junge, römische König, dem das Volk entgegen jauchzte.

II.

„Als ich Gretchen bis an ihre Thür begleitet hatte, küßte sie mich auf die Stirn. Es war das erste- und letztemal . . .“

Goethe (Aus meinem Leben).

Es war Abend geworden und Straße auf, Straße ab zog die Menge, die Illumination zu sehen. Auch der Jüngling, der heute früh am Fenster des Römers gestanden, war unter der Menge und dieses Mal hing das hübsche Mädchen an seinem Arm. Sie hatte die schwere, feierliche, schwarze Festtracht abgelegt, und über das saubere Kleidchen von bedrucktem Baumwollenstoff ein kurzes, brauntaffetnes Mäntelchen gehängt, unter dessen gefalteter Kapuze das rosige Gesicht mit den leichtgepuderten Löckchen gar lieblich und anmuthig hervor sah. Der Jüngling hatte einen Roquelaure umgehängt und einen stattlichen Dreispitz aufgesetzt; sie lachte seiner Vermummung, denn er sah komisch ehrwürdig darin aus, ihr argloser Sinn dachte nicht daran, daß diese ehrbare Tracht dazu dienen sollte, ihn unkenntlich zu machen.

Der Jüngling sprach lebhaft und malte alle Einzelheiten des Zuges wieder, der heute Morgen vor seinen Augen sich entrollt.

„Wer mir am besten gefallen wollt', das war der Kurfürst von Mainz, er ist ein schöner, behaglicher Herr und sah gut aus zu Pferde“ sprach er.

Das Mädchen lächelte. „Das freut mich, daß er auch Ihnen gefiel, denn ich bin ihm in großer Ehrfurcht zugethan, ist er doch mein Landesherr und war mir auch sonst hold.“

„Sind Sie denn eine Mainzerin?“ fragte er, „ich glaubte, Sie seien aus dem Würzburgischen?“

„Ein Jägerkind aus dem Spessart“, lachte sie, „aus Mainzer Gebiet. Den Kurfürsten Emmerich Josef kenne ich gar gut, er ist ein milder, freundlicher Herr. Da er einmal als Domherr zur Jagd war, vertrat er sich schlimm den Fuß und lag wol vierzehn Tage lang bei uns im Forsthaus, damals war ich ein Kind und that ihm ab und zu Handreichung, sammelte auch frühmorgens im Walde die neunerlei Kräuter, welche die Base dem Herrn auf den kranken Fuß legte, denn sie war stark in der Heilkunst. Damals schenkte mir der Herr das Perlenkreuzlein, das ich am Halse trage, und sagte, ich dürfe mich einmal damit an ihn wenden, wenn ich sollt' in Noth kommen — —“

„Und thaten Sie es, Gretchen?“

„Nein, man denkt gar leicht schlecht von den Mädchen, die sich an der Domherren Gunst wenden — und ich kam ja auch bislang nicht in Noth; so lange man zwei Hände hat zur Arbeit kann man sich ihrer leicht erwehren, und braucht nichts weiter. Aber da fällt mir ein — —“

„Was fällt Ihnen ein, Gretchen?“

Sie stockte; da er aber drängte, sagte sie endlich: „Sie sollten den Umgang mit unseren jungen Leuten meiden. Sie sind schöner Leute Kind und sollen einen glatten Weg gehen. Diese treibt die Lust und das Verlangen, das sie nicht befriedigen können, zu Manchem, was nicht gut ist. — Sie thun mit aus Uebermuth und weil — —"

„Und weil ich Sie sonst nicht sehen kann", unterbrach er sie heftig. „O, Gretchen, Gretchen, wenn Du mir nur ein vertrauend Wort schenken wolltest, Du könntest aus mir machen, was Du wolltest. Ich kann von Dir nicht lassen!"

Sie schüttelte den Kopf. „Sie müssen es dennoch thun, Sie wissen, ich bin Ihnen gut, aber gerade deswegen rathe ich Ihnen, brechen Sie mit dieser Gesellschaft, es thut kein gut. Ich bin diesen Verwandten Dank schuldig, aber ich kann nicht Alles loben, was ich sehe, und ich denke auch nicht zu bleiben."

„Du willst fort?" rief er heftig, „ich lasse Dich nicht!"

Sie löste sanft ihren Arm aus dem seinen und faßte seine Hände. „Kommen Sie hierher, Wolfgang, ich will Ihnen sagen, warum —." So sprechend zog sie ihn in den Schatten, welchen eine vorspringende Mauerecke bildete.

Unfern glühte der Saalhof in glänzender Beleuchtung, auf dem Main schwammen Kähne mit bunten Lampen und zuweilen stiegen zischend und flammend Raketen zum gestirnten Nachthimmel empor, ferne Musik klang über die geschmückte Stadt.

In diesem Augenblick bogen zwei Männer um die Ecke; der Eine redete laut, es war der Schreiber Fuchs, der Andere — — Gretchen erkannte seine Gestalt und die eigenthümliche Haltung: es war der Amtskeller. Sie gingen den Weg nach der unfern gelegenen Wohnung von Gretchen's Verwandten, wo auch der Schreiber wohnte. — Eine heftige Unruhe ergriff das Mädchen. „Ich muß hinein!" drängte sie. Der Jüngling wollte sie zurückhalten. „Bleibe, mein Gretchen, wer weiß, wann wir je wieder zusammen sein können, und Du wolltest mir Etwas sagen."

„Lassen Sie mich gehen, es möchte ein Unglück geschehen und ich kann es vielleicht hindern", sprach sie; „was ich Ihnen sagen wollte, sage ich Ihnen jetzt, wir dürfen uns nimmer sehen, und jetzt beim Scheiden sag' ich's Ihnen — weil ich Sie liebe — ja, ich liebe Dich, aber nicht nur, wie das Weib den Mann, ich liebe Dich, wie die Schwester den Bruder, wie die Mutter das Kind, es ist mir, als ob ich jede Art von Liebe, der das Weib fähig ist, für Dich empfinde, aber es ist kein Wunsch in meiner Seele für mich, ich wünsche nur Dein Glück, Deine Ruhe!"

„Ich finde Beides nimmer ohne Dich!" rief er, „sage, daß Du mich wärmer liebst, Gretchen, als mit dieser wunschlosen, klaren Liebe, und ich werfe Alles hinter mich, um Dich zu erringen, Dir leben zu können!"

Sie schüttelte den Kopf. „Welch' großer Preis wäre das für einen geringen Kauf. Es müßte Sie gereuen. Ihnen ist ein anderer Weg vorgezeichnet als mir, Sie wären nicht zufrieden auf dem meinen und ich nicht

glücklich auf dem Ihren. Wenn mich nicht Alles täuscht, und ich glaube an Ahnungen, dann ist Ihnen ein großer Weg gezeichnet, aber wie Viele auch Dir nahe treten werden, ich habe doch mein Theil an Dir gehabt."

Sie waren, während sie sprachen, an dem Hause der Verwandten angelangt, Gretchen stieg die Stufen zur schmalen Hausthür empor. In schmerzlichem Schweigen war der Jüngling ihr gefolgt. — „Gretchen!" rief er, „sage mir ein ander Wort als Lebewohl!"

Sie wandte auf den Stufen sich um, sie stand etwas höher als der Jüngling, mattes Sternenlicht ließ die Umrisse ihres lieblichen Gesichts erkennen, jetzt beugte sie sich vor und drückte einen langen Kuß auf seine Stirn, eine Flammengarbe stieg mit buntem Licht aus einem Kahn am Main über ihnen empor.

Der Jüngling hatte den Leib des Mädchens nicht erfaßt; wie ein Schauer der Andacht ging es durch seine Seele bei diesem keuschen Kuß.

„Das ist wie ein Segen", sprach er.

„Das sollte es sein", sprach sie, „lebe wohl!"

Der Riegel klang — er stand allein — über und um ihn sprühte das vielfarbige Feuerwerk und darüber standen die hehren Sterne unwandelbar am dunklen Frühlingshimmel, über den lichte, weiße Wölkchen glitten wie Schwäne in einem unendlichen Meer. Vom Römer her klang ein schmetternder Trompetenstoß, eine laute Fanfare jubelte ihm entgegen, als er aus der dämmerigen, alterthümlichen Gasse in die von sprühenden Flammen und Funken erhellte Stadt trat. Aus dem Dämmer tretend, traf sein Auge eine von Sternen umgebene, flammende Inschrift, es war leer an diesem Platze und wie er allein auf sie zuschritt, war es, als gälte ihm dieser Gruß — „Vivat Rex Imperator!" — Aber er beugte die schöne Stirn, welche Gretchen's Kuß geweiht.

III.

> „Ich komme, um Sie zu retten; denn es ist von nichts Geringerem, als nachgemachten Handschriften . . . untergeschobenen Schuldscheinen und ähnlichen Dingen die Rede."
>
> Goethe (Aus meinem Leben).

Drinnen in der engen, dunklen Hausflur, in welche das Mädchen eingetreten, stand sie still. War es ein Kampf, der in ihrem Innern stürmte, weil sie so fest die Hand auf die Brust drückte? Aber, war in dem Herzen auch Weh, diese helle Stirn blieb unberührt davon. In einer Mauernische stand eine einfache Küchenlampe, dürftig den Flur erhellend, drinnen in der Stube hörte sie Stimmen und sah sie Licht durch den halboffenen Thürspalt schimmern Jetzt hörte sie den Schreiber reden: „— — zu was die Bedenklichkeiten, Herr Amtskeller? Das Mittel, das ich Ihnen an die Hand gebe, ist allerdings nicht so, wie ängstliche Leute es wünschen, aber es ist immer doch besser, als wenn die Commission die leeren Kassen findet." — Gretchen hörte die in gepreßtem Tone gegebene Antwort des Amtskellers, ohne sie zu verstehen;

die laute Stimme des jungen Menschen aber fuhr fort: „Es liegt dann statt der Summe ein Hypothekeninstrument in Ihrer Kasse, die Visitatoren werden freilich die Köpfe schütteln und das nicht ganz in der Ordnung finden, aber ich kenne die Mainzer, sie werden froh sein, daß sie der ganzen Arbeit ledig sind. Zeit gewonnen, Alles gewonnen; indessen verlange ich für mich selber Nichts, als daß Sie und Ihre Frau Liebste den Einfluß bei der kleinen Margarethe, der Frau Amtskellerin Firmpathe, für mich geltend machen . . ."

Das Herz wollte der Lauscherin auf dem Hausflur stocken. Was für ein Handel, dessen Preis *sie* sein sollte!

Jetzt sprach er wieder: „Sind Sie es zufrieden, Herr Amtskeller, dann besorge ich Ihnen die Papiere."

Aber nun verstand sie auch, was der Andere sagte: „Ich habe Sie reden lassen, Fuchs, und habe gehört, was Sie mir zutrauen. Weiß es Gott, keine härtere Strafe hätte mich treffen können, als daß Sie mir auch das Verbrechen zutrauen. Daß Sie, der junge Mensch, den ich einst erbarmend in mein Haus nahm, mir, dem das Haar ergraut, leichtfertigen Tones eine Fälschung rathen und daß Sie glauben, es wäre mir möglich, darein zu willigen . . ."

Ein Pfeifen des jungen Menschen schnitt seine Worte ab. Aber wieder ward die gramvolle Stimme laut: „Glauben Sie mir, junger Mensch, Nichts, was jetzt über mich kommen mag, kann sich mit der Schmach, der Demüthigung dieser Stunde messen, in welcher Sie mich als Einen Ihres Gleichen betrachteten."

„Ganz nach Ihrem Belieben, geehrter Herr Amtskeller; aber ich denke, ein unschuldiges Papierlein, wenn es auch nicht echt ist, bleibt doch immer besser, als ein paar echte, eiserne Handschellen."

„Bube!" knirschte der gemarterte Mann.

In diesem Augenblick stieß Gretchen die nur angelehnte Thür auf und trat ein. Erschreckt fuhr der Schreiber herum: „Was wollen Sie? Was thun Sie?"

Doch Gretchen eilte zu dem am Tisch wie niedergebrochen lehnenden Mann.

„Herr Amtskeller", sagte sie, „ohne mein Zuthun habe ich vernommen, was Sie geredet, und daß Sie der Versuchung dieses Elenden widerstanden — —"

Der junge Mensch machte eine höhnische Geberde. Gretchen achtete nicht auf ihn. „Herr Amtskeller", sprach sie, „Gott wird Ihnen diese Stunde anrechnen und Ihrer Frau und Ihrer Kinder gedenken, glauben Sie mir!"

Der Amtskeller drückte die ihm gebotene Hand und wandte sich dann zu dem Schreiber: „Fuchs, wir wollen Beide vergessen haben, was geredet worden ist, es soll Alles sein, als sei Nichts gewesen. Geben Sie mir meinen Brief wieder."

Aber dieser zog sein Gesicht in ein schadenfrohes Lächeln und mit einer spöttisch-demüthigen Verbeugung sagte er: „Vergebe mir der sehr

ehrenwerthe Herr, wenn ich Dero Scripturen und Autographen als ein liebwerthes Andenken zu behalten trachte."

„Fuchs!" rief der Mann, „bedenke, wie Du als armer Waisenknabe, von Frost geschüttelt, an meinem Ofen niedersaßest, wie Du mein Brod gegessen — —"

„Und wie Dero Gestrengen mich mit einem Fußtritt aus dem Paradiesesgärtlein der Amtskellerei entließen", schaltete dieser ein.

„Lassen Sie ihn, Herr Amtskeller", sprach das Mädchen, „er ist schlecht und seine Absichten gehen auf das Böse; aber Gott regiert die Welt und er läßt nimmer das Schlechte den Sieg behalten!"

„Wünsche recht viel Andacht zur frommen Unterhaltung, geehrter Herr; Ew. Gestrengen werden im Mainzer Zuchthaus den Werth der Tugend erkennen lernen!" sprach der Schreiber, und ehe der jetzt zum Aeußersten gebrachte Mann ihn ergriffen, hatte er schallend die Thür hinter sich zugeschlagen und die in lautloser Stille in der Stube Verbliebenen hörten ihn, ein freches Lied singend, auf der Gasse vorübergehen.

Ganz zerschmettert hatte der Amtskeller in einen alten Lehnstuhl sich geworfen. Mit Wehmuth betrachtete ihn das Mädchen; was war aus dem stolzen Beamten geworden, der sich heute so tief gedemüthigt hatte?

„Herr Amtskeller", sprach sie endlich, das peinliche Schweigen brechend, „gab es keine andere Hülfe mehr für Sie als Diesen?"

„Ich dachte oft an ihn", antwortete der Mann, „er lief mir in den Weg, da ich von meinen sauren Gängen zurückkam; wie der Versucher trat er an mich heran."

„Aber Sie haben der Versuchung widerstanden, darum kann es nicht so schlimm werden."

Er schlug die Hände vor das Gesicht. „Da draußen", rief er, „prasseln Tausende in nutzlosem Feuerwerk zum Himmel auf; um neun Menschen vor der Schmach und dem Elend zu retten, sind keine Hundert zu finden."

Das Mädchen trat ihm näher und die Hand auf den alten Stuhl legend, beugte sie sich zu dem Gramvollen nieder: „Verzagen Sie nicht, Herr Amtskeller; zwar bin ich nur ein armes, schlichtes Mädchen, aber vielleicht finde ich den Weg, auf welchem Ihnen Rettung wird."

Er sah sie an. „Du bist ein gutes Kind, und wenn Du sprichst, da ist es, als ob Waldeskühle und Frische an meine heiße, müde, kummervolle Stirn wehten."

Sie lächelte und sich mit Gewalt zur Munterkeit zwingend, sprach sie: „Durfte mir der Wald doch auch eine Mitgift geben, da ich sein Kind bin."

IV.

„Glück zu, o noble Dame, er ist ein Fürst Dein Sohn,
Und nach dem Kaiser sitzet er auf dem ersten Thron."

Im Hôtel seines Botschafters in Frankfurt saß der Kurfürst Emmerich Josef von Mainz. Der jüngere Sohn des alten Hauses von Breidbach-Bürresheim im Trier'schen war er zu so hohen Ehren gekommen und die alte siebenundachtzigjährige Mutter hatte es noch erleben dürfen, den Sohn im Kurfürstenhut und Purpur zu sehen und von einem zeitgenössischen Poeten in einem Carmen angesungen zu werden, dessen Anfang diesem Kapitel als Ueberschrift steht.

Er war wirklich ein schöner Mann, der Kurfürst Emmerich Josef, besonders schön durch das Wohlwollen, welches sein ganzes Wesen athmete. Jetzt hatte er es sich bequem gemacht, denn die Tage der Kaiserwahl und Krönung hatten Aufregung und Mühen genug gebracht; er hatte den Hermelin abgelegt und saß in einer violetten Soutane, behaglich seine Pfeife rauchend, in der tiefen Fensternische des prächtig mit alter Vertäfelung und Holzbildhauerei geschmückten Gemachs. Es war still um den Fürsten, still und behaglich; nur ein großer Jagdhund, sein Liebling, knurrte zuweilen im Schlafe. Plötzlich drang von der Galerie ein Geräusch von Stimmen, in welches eine weinende Weiberstimme sich mischte. Der Kurfürst horchte auf und griff nach der silbernen Glocke; der erste Kammerdiener trat mit erhitztem Gesicht ein.

„Nun, Anton, was giebt es da draußen?" fragte der Herr.

„Ein Mädchen, kurfürstliche Gnaden, verlangt ungestüm zur Audienz zugelassen zu werden. Die Person läßt sich nicht fortweisen . . ."

„So wird uns am Ende nichts übrig bleiben, als sie einzulassen. Was will sie denn? Und wer ist sie?"

„Das Erstere will sie nur Ew. kurfürstl. Gnaden selbst sagen und für's Zweite behauptet sie Margarethe, ich weiß nicht, Wild oder Vogel zu heißen und das Kind eines von Ew. kurfürstl. Gnaden Forstleuten im Spessart zu sein, wo Hochdieselben dermaleinst an einem verstauchten Fuß zu leiden geruhten."

„Was!" rief der Kurfürst — „das Gretchen! — Nun, die lasse Er mir ein, Anton, und bitte Er dem Kinde die Thränen ab, die Seine Barschheit ihm erpreßt."

Eine kurze Weile nachher stand Gretchen vor dem Fürsten — purpurroth, gesenkten Kopfes und mit den Spuren der Thränen auf den Wangen.

„Ei, ei, Du Waldvöglein, wie kommst Du hierher?" fragte der Fürst, „gefällt es Dir nimmer unter den Tannen im Spessart?"

„Wol, kurfürstliche Gnaden, aber an den Tannen wächst kein Brod und da mein Vater starb — — —"

„Ist Dein Vater todt? Gott hab' ihn selig, er war ein Jäger von altem Schrot und Korn. Und was führt Dich zu mir, mein Kind? Hast Du irgend ein Anliegen, eine Bitte an mich, die ich erfüllen kann? Ich will's gern thun, denn ich weiß noch gar gut, wie Du meiner so

sorgsam gewartet und wie geschickt Du im Morgenthau die Heilkräuter für den Kranken zu finden wußtest. Rede, was soll's?"

„Ach, kurfürstliche Gnaden, ich komme nicht, für mich zu reden —"

„Und für wen denn?"

„Für den Amtskeller von B . . . . . m."

„Was geht Dich der Mann an? Und was fehlt ihm? Hat er nicht ein gutes Einkommen, ein braves Weib und schöne Kinder?"

„Und eine Schuld auf der Seele, kurfürstliche Gnaden; diese Schuld komm' ich abzubitten."

„Du? Was ist's?"

„Er hat einen Defect in der Kasse", sprach das Mädchen zaghaft.

Der Kurfürst erschrak sichtbar. „Das ist ein böses Ding", rief er, „da muß die Gerechtigkeit ihren Lauf haben, da ist nichts abzubitten. Aber wie weißt Du davon? Dir hat der Mann doch keinenfalls davon gesagt?"

Jetzt erzählte das Mädchen in schlichten Worten, wie sie es erfahren, und eindringlich redete sie von dem Jammer des Mannes und wie er muthig dem Versucher widerstanden.

Der Kurfürst trat auf sie zu und sah ihr scharf in's Gesicht. „Und Du bist auch in diese wüste Geschichte verwickelt? Mädel, mach' mir keine Umschweife!"

Sie sah ihn klar an. „Ja, kurfürstliche Gnaden, aber nicht thätig; man hat auch mich verhört, weil es so der Lauf des Gesetzes fordert, es sind auch noch Andere darein gekommen, vornehmer Leute Kinder, die eben so unschuldig sind wie ich."

„Hm, hm, das ist eine böse Geschichte und der Hauptmaleficant hat Briefe von dem Amtskeller, sagst Du?"

„Um dieser willen kam ich zu Ew. kurfürstlichen Gnaden, um des Kassendefectes willen nicht; das ist nicht meine Sache zu vertreten. Aber ich weiß, daß der Fuchs dem Amtskeller übel will und wenn diese Briefe von den Acten an kurfürstliche Gerichte abgeliefert werden, dann möchte es ein übles Licht auf den Mann werfen, von dem nur ich allein sagen kann, wie er in der Stunde der Versuchung bestanden."

„Du bist ein muthiges Mädchen", sprach der Fürst, „und es ist mir leid um Dich, daß Du in so üble Gesellschaft gerathen. Du hättest im Walde bleiben sollen! Was haben die Frankfurter über Dich gesprochen?"

„Daß ich, da ich eine Ausländerin sei, die Stadt verlassen müsse."

„Nun, Du bist eben doch ein mainzisch Kind, melde Dich bei der Weißzeugbeschließerin, der Anton soll mit der Frau reden, sie wird Dir Arbeit geben können. Melde Dich gelegentlich wieder einmal bei mir, ich will sehen, ob ich Etwas für den Mann thun kann. Ich weiß, er hat viele Kinder, und die Domherren hielten immer stark Einlager bei ihm, ist sonst ein braver Mann — — aber die Gerechtigkeit will ihren Lauf. Jetzt kannst Du gehen, aber ich will noch einmal mit Dir reden, um zu sehen, ob Du bei der Wahrheit geblieben — — hast Du einen Schatz?"

Das Mädchen erröthete noch tiefer. „Nein, kurfürstliche Gnaden."

„Das Nein klingt nicht sehr hell“, lächelte der Fürst, „das möchte lieber ein Ja sein, ich merke wol, ich werde Dich in die Beichte nehmen müssen. Jetzt geh.“

Sie ging, sich tief neigend, und der Fürst sah ihr mit mildem Blick nach, dann wandte er sich zu dem eben eingetretenen ersten Kammerherrn, dem Baron von Erthal. „Das Kind hat mir ein Stück Poesie zurückgerufen. Ich war zur Jagd im Spessart und vertrat mir beim Absteigen schlimm den Fuß. Im Hause des Försters lag ich, in einem schlichten, einsamen Hause und hörte die Tannen rauschen und Nächtens den Schrei des Brunsthirsches. Im Hause war Niemand als eine alte Base und des Försters Kind, denn er selber war stets im Walde. Es war wie im Märchen, die Alte wußte Heilsegen und Kräuter, und alte Sagen und Lieder. — Das Kind aber saß Tage lang bei mir, machte die Umschläge und redete mit mir in schlichter, verständiger Weise, fragte und hörte, als ob ich ihm ein Evangelium verkündigte; damals ist mir der Wunsch aufgegangen und der Schmerz, auch ein Kind mein nennen zu dürfen, und ich habe den armen Mann im Walde um diesen Schatz beneidet, den er besaß, ohne sich viel drum zu wissen. Ich habe der Zeit und des Kindes vergessen; da aber das Mädchen wieder vor mich trat, ist mir diese Zeit lebendig geworden und lächeln Sie nur, mein Lieber, dieses Vatergefühl, das uns verboten ist, hat sich in mir für das gute Kind geregt.“

„Es steht in kurfürstlicher Gnaden Macht, für das Mädchen zu sorgen und sie in höhern Stand zu erheben“, meinte der Baron.

„Behüte mich Gott, mein Lieber, das fällt mir nicht ein, ich will das Kind lassen, wie es ist, so ist es am besten. Aber ich nehme Antheil an ihrem Wohl und Wehe.“

Aber nicht an Gretchen allein dachte der Fürst, auch ihre Bitte trat ihm vor die Seele und er erinnerte sich der Amtskellerei, worin auch er, da er noch Domherr war, zuweilen eingekehrt und sich des heitern Bildes einer freundlichen Häuslichkeit gefreut hatte — und diese Familie sollte jetzt zerstört werden, über ihr hing ein bitteres Geschick. — Aber wie das abwenden? Der Kassendefect wurde jedenfalls entdeckt und dann durfte der Regent des Landes nicht in die Gerechtigkeit eingreifen. — Aber nein — — der Kurfürst von Mainz weiß ja noch nicht darum, das hat das Gretchen dem Emmerich Josef vertraut und dieser kann helfen.

Er lächelte vor sich hin. „Ich reite selbst hinaus; ein frischer Ritt wird mir gut thun nach der Hofluft, die ich so in Fülle geathmet.“

V.

> „Nach allem Diesen konnte ich mich zuletzt nicht halten und fragte, was aus Gretchen geworden sei, zu der ich ein- für allemal die größte Neigung bekannte.“ Goethe (Aus meinem Leben).

Der alte Pfarrer von B . . . . . m war hoch erstaunt und wußte vor freudiger Demuth nicht wo ein noch aus, als der Kurfürst von

Mainz, nur von einem Stallmeister begleitet, an seine Thür geritten kam.

„Kurfürstliche Gnaden, diese hohe Ehre — — ich bin tief beschämt. Womit kann ich meinem allergnädigsten Herrn dienen? — Mein armes Haus — —"

„Mach' Er keine Umstände, Herr Amtsbruder, ich bin gekommen, mit Ihm ein Geldgeschäft zu machen."

„Mit mir, Ew. kurfürstliche Gnaden?" rief der Pfarrer, seines Staunens kaum Herr werdend.

„Ja, mit Ihm. Er kennt den Amtskeller von B . . . . . m; was hält Er von dem Mann?"

„Ein braver Mann, Gnaden, aber wie mich dünken will, in letzter Zeit in Sorgen. Er hat das Haus voll Kinder und die Stellung bringt manche Ausgabe mit sich — —"

„Nun, ich sehe Er weiß davon. Ich will dem Mann helfen. Aber ich gebe es Ihm unterm Siegel der Beichte auf, daß er nun und nimmer sage, von wo das Geld ihm gekommen. Sage Er dem Amtskeller, es sei von Seinem Eigenen, oder was Er will, nur nichts von mir, und in acht Tagen bin ich wieder in Mainz, dahin bringt Er mir die zwei Schuldscheine, die Er sich von dem Amtskeller hat ausstellen lassen. Hat Er verstanden?"

„Kurfürstliche Gnaden sind der wahre Priesterkönig", sprach der Pfarrer gerührt.

„Mach' Er mir keine Schmeicheleien, Herr Amtsbruder, und vergesse Er die Schuldscheine nicht. Mit den Zinsen will ich billig sein, aber Etwas muß der Mann bezahlen, damit er seiner Schuld eingedenk bleibt, die Zinsen können in Seinen Almosenkasten wandern. — Das Capital hat mein Stallmeister im Sattel — und jetzt, Herr Amtsbruder, ich bin schnell geritten und die frische Luft schärft den Appetit, lasse Er mir von Seiner Jungfer Köchin einen Eierkuchen backen und ich traue es Ihm zu, daß Er auch einen Tropfen im Keller haben wird, der einem mainzer Pfarrherrn keine Schande macht."

„Ach, solch' ein Herr!" sprach, da der Kurfürst wieder weggeritten, die alte Schaffnerin und schlug die Hände zusammen. „Solch' ein Herr! Vor Angst und Hast ist mir der Pfannkuchen auf der einen Seite ganz verbrannt; aber der Kurfürst hat ihn dennoch belobt! Die Mainzer wissen, was sie an ihm haben!"

„Ja, Jungfer Crescenz", sagte der alte Pfarrer, „das ist einmal ein golden Herz unterm Purpur; wollt's Gott, es wären noch mehr derart! — Und daß Sie es weiß, heute in acht Tagen gehe ich nach Mainz."

„Du meine Güte und Ew. Hochwürden Hemden sind alle auf der Bleiche!" rief die Schaffnerin verzweifelt.

„Ich gehe nach Mainz und müßte ich ohne Hemd und barfuß hingehen", sprach der Pfarrer energisch.

Und er ging dahin, aber angethan mit der blendendsten Wäsche und mit einem frohen Sinn, wiewol schwer bepackt mit dem Dank und

Segenswünschen der geretteten Familie für den unbekannten Wohlthäter. Indessen, wie schwer dieser auch wog, der ehrliche Pfarrer trug leicht daran.

In einem freundlichen Cabinet der kurfürstlichen Residenz, aus dessen Fenstern man über das goldene Mainz, den glänzend stolz hinfluthenden Strom, hinüber nach den Rebenhügeln von Hochheim sah, fand der alte Pfarrer den Fürsten. Er wollte reden von dem Dank und der Freude der Familie, aber der Fürst winkte ihm mit der Hand.

„Ich kann mir schon denken, daß es den Leuten jetzt leichter um's Herz ist; doch wo hat Er die Schuldscheine?"

„Hier, kurfürstliche Gnaden", und der brave Pfarrer legte, da ihm kein Präsentirteller zur Hand war, die Papiere auf seinen breiten Hut, sie mit tiefer Verbeugung dem Fürsten darbietend.

„Das ist gut", sprach Emmerich Josef, sie ihm abnehmend und auf den Tisch legend. „Und nun — weiß Er was? Heute ist mein Geburtstag. Den Tag meines Schutzpatrons feiert das Land mit Kanonendonner und Glockengeläute; den Tag aber, da in dem alten Amthause zu Saarburg der Emmerich Josef von Breidenbach zur Welt kam, den pflege ich ganz allein zu feiern. Heute aber soll Er daran Theil haben, Herr Amtsbruder; heute will ich mir ein ganz besonders solennes Fest geben; ich will auch einmal für mich selber was darauf gehen lassen. Setze Er sich, Herr Amtsbruder, und mach' Er sich's bequem."

Auf dem Tische standen Flaschen und zwei grüne Römer, der Kurfürst schenkte ein. „Prosit, Herr Amtsbruder, der Wein ist da drüben am Hochheimer Berg gewachsen, Hochheimer Domdechanei, und war jung, da Er und ich noch in den ersten Hosen gingen, stoß Er an. — Aber, was ich sagen wollt' — — Er raucht doch, Herr Amtsbruder?"

„Jawol, kurfürstliche Gnaden, es ist zwar eine üble Angewohnheit —"

„Aber sie schmeckt doch", meinte der Kurfürst und schlug an die silberne Glocke. Der Kammerdiener brachte zwei prächtige Meerschaumpfeifen auf silbernem Credenzbret, dazwischen stand ein brennendes Licht auf vergoldetem Leuchter.

„So", sagte der Fürst, „und nun, Herr Amtsbruder, zünde Er an." Mit diesen Worten faltete er kunstgerecht die beiden Schuldscheine zu Fidibussen zusammen und reichte den einen dem Pfarrer. Dieser, vor Schrecken aller Ehrfurcht vergessend, faßte des Kurfürsten Arm.

„Was thun Ew. kurfürstliche Gnaden? Das sind ja des Amtskellers Schuldscheine!"

„Hab' ich Ihm nicht gesagt, ich wollt' mir eine Güte thun und was draufgehen lassen an meinem Geburtstag?" sprach der Fürst; „zünde Er nur an!" Mit diesen Worten legte er den einen der angebrannten Schuldscheine auf seine Pfeife und sog, sich zurücklehnend, in langsamen, behaglichen Zügen den Duft des aromatischen Krautes ein, zaghaft hatte der Pfarrer das Gleiche gethan.

Durch das Cabinet zogen die bläulichen Ringe, kräuselnd flossen sie durch das geöffnete Fenster und mit ihnen des Amtskellers Sorge in die Frühlingsluft.

„Ja, ja", sprach der Kurfürst, seinem Sinnen Worte gebend, „wenn man so Jahr für Jahr zum andern legt, dann frägt man wol: Und was war Dein Leben? Ich hab's weit gebracht nach menschlichem Anschauen, und Herrschaft und Würde ist eine schöne Sache; aber Jungsein ist das nicht, und jung sein ist doch das Schönste, was das Leben bietet. Es ist eine ganz andere Welt, die man mit jungen Augen sieht."

Der Pfarrer nickte und paffte weiter.

Der Kurfürst fuhr fort: „Da ist das Gretchen, von dem ich zuerst über den Amtskeller hörte; was ist dieser Opfermuth der Jugend, diese enthusiastische Entsagung jung und beglückend — ich wüßte nicht, welche Ehren und Würden diese Jugend ersetzen könnten. Das ist wie ein heller Brunnen, in dem Himmel und Erde sich spiegeln. — — Sie hat so eine Art Liebschaft gehabt mit einem frankfurter Bürgersohn. — Ich hab' sonst nicht viel Fiduz auf die Poesie und die Jugend der Frankfurter; aber da kann ihnen aus ihren Comptoirstuben ein Vogel ausfliegen, wie ihnen noch keiner gepfiffen hat. Das Gretchen hat mir wie einem Vater und Beichtiger Gedichte und Lieder von dem Jungen gegeben, lose Blätter, achtlos geschrieben; aber wie ist das jung, wie ist das hell! Ein ganzer Maientag weht Einem daraus entgegen . . . Stoß' Er an, Herr Amtsbruder!"

Spät kehrte der alte Pfarrer zu der bangenden Schaffnerin wieder heim, und reizte lebenslang ihre Neugier auf Das, was er mit dem Kurfürsten verhandelt haben möge durch seine versteckten Anspielungen und mysteriösen Andeutungen.

In das Cabinet des Kurfürsten aber trat das Gretchen, mit hellem Auge zu dem Herrn aufschauend.

„Ich habe Dich rufen lassen, mein Kind", sprach dieser gütig. „Mit dem Amtskeller ist es im Reinen und Du redest nicht weiter darüber. Aber wie steht es mit Dir? Was soll aus Dir werden?"

„Kurfürstliche Gnaden", sprach das Mädchen beherzt, „ich hab' mir Alles reiflich erwogen, ich möchte nicht in der Welt bleiben und doch nicht aus der Welt gehen."

„Das sollst Du auch nicht, Dir wird noch ein freundlich Loos beschieden sein als Gattin und Mutter."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, kurfürstliche Gnaden. Den, den ich geliebt habe, den lieb' ich noch, ich hab' mich ihm anverlobt mit einem Kuß auf seine Stirn, und wie jung er auch noch sei, ich könnt' keines Andern sein, nach ihm. Aber es ist weit von mir, daß ich wünsche, mein Leben mit dem seinen zu vereinen; mir genügt Das, was ich besaß. Immer und jederzeit kann ich mit fröhlicher Ruhe an ihn denken und denkt er zuweilen an mich, so kann es mit gutem Gewissen sein."

„Das ist Glück!" sagte der Fürst; „aber wer ist er denn, daß er so unerreichbar über Dir steht, Du hast mir seinen Namen noch nicht genannt, wie heißt er?"

„Wolfgang Goethe!" antwortete sie, „und nicht deswegen steht er

so unerreichbar über mir, weil er des kaiserlichen Raths Sohn ist, auch ich bin braver Leute Kind — aber . . . weil er . . . er selber, weil er der Wolfgang Goethe ist."

„Du kannst Recht haben", sprach der Fürst; „in diesen Liedern, die Du mir gabst, ist Etwas von der wilden Urkraft des Genius, die es nicht dulden mag, daß Irdisches sich an sie hänge — der wird seinen Weg wol allein durchstürmen müssen. — Aber Du? Was soll das heißen, Du wolltest aus der Welt gehen? Du willst doch nicht Nonne werden?"

„Nein, kurfürstliche Gnaden, aber doch zu einem Orden der frommen Schwestern, zu den barmherzigen Krankenpflegerinnen."

„Du?" rief der Fürst betreten. „Schlage Dir diese Gedanken aus dem Kopf; was soll Deine frische Jugend, Dein frohgemuther Sinn in den Spitälern und in den Lazarethen?"

Sie lächelte holdselig. „Kurfürstliche Gnaden, wo braucht es mehr der Frische und der Heiterkeit als da, wo sie zumeist fehlt, bei den Kranken, den Siechen, den Alten und den Hülflosen? Sollen gebrochene Herzen besser zu diesem Dienste sein als ein Herz, das seine volle Liebeskraft mitbringt? Soll ein müder Geist die Müden besser erquicken können, als eine heitere Seele? Ich bringe einen guten Willen, ein frohgemuthes Herz dahin und wehre diesem Herzen nicht, an die Frühlingstage zu denken, die ihm geworden. — — Soll mir die Liebesthätigkeit versagt bleiben, weil ich keinem Einzelnen sie widmen mag? Kurfürstliche Gnaden — ich habe nicht Vater, noch Bruder, noch Gatten und Kind, dort, wohin es mich treibt, kann ich all' dieser Liebe, all' diesen Pflichten genügen. Ich gehe aus der Welt und bleibe doch in ihr. Lassen Sie mich dahin ziehen!"

Der Kurfürst stand gerührt, er blickte in das schöne, klare Angesicht, das bittend zu ihm aufschaute.

„Gehe mit Gott, meine Tochter", sprach er mit väterlicher Zärtlichkeit, „gehe! Auch Deiner wird nicht vergessen sein."

Und sie ging und ihrer ward nicht vergessen. — — Wolfgang Goethe erfuhr nie, wohin sie sich gewendet; aber er gedachte ihrer noch, da der Kranz des Olympiers seine unsterbliche Stirn schmückte, diese Stirn, die ihr Kuß geweiht. Sein schönstes, sein idealstes Frauenbild trägt ihren Namen; und als den Preis ihres Entsagens gab er ihr — Unsterblichkeit!

Ein Tag in Canton.

Von **Bruno Beheim-Schwarzbach.**

Die hervorragenste Eigenthümlichkeit Chinas ist eine beständige Unbeweglichkeit im inneren Leben. Nichts vermag die orthodoxen Sitten seiner Bewohner zu erschüttern, nichts kann sie beeinflussen. Der Chinese wird sich stets gleich bleiben, ob umgeben von aller Civilisation des Westens, oder von Seinesgleichen in einer Bambushütte hinter Theebrühe und Wasserpfeife. Alles Gute und Neue, das von den europäischen Ansiedlern in das Land eingeführt worden, vermag ihm kaum zu imponiren — viel weniger die fixe Idee, daß sein Volk das in jeder Hinsicht vollendetste der Erde sei, zu erschüttern. Das Land China wird seinen Bewohnern immer das Ideal irdischer Vollkommenheit bleiben; ja, mehr als dies: es ist ihr Paradies, wenn auch voller Schmutz und üblem Geruche, aber doch immer ein Himmelreich, nach welchem die bezopften Engel aus weiter Ferne stets zurückkehren, um dort zu sterben.

Von Generation zu Generation hat sich der Particularismus in dem chinesischen Volke immer tiefer eingewurzelt; durch die Muttermilch auf Kind und Kindeskinder übertragen, hat er sich mit dem Feische verfleischt, daß sich seine Träger, wie ich glaube, nicht dechinesificiren könnten, sollten sie auch den besten Willen dazu haben. Sie mögen sich drehen und wenden zur rechten oder linken Hand, vorwärts, rückwärts — nach allen Seiten: der Zopf, der hängt ihnen hinten!

Viele Europäer glauben, daß in Hong-Kong das chinesische Leben das maßgebende sei. Dem ist aber nicht so. Es ist wahr, die Mehrzahl der Einwohner sind Chinesen, aber die Stadt hat sich schnell und total anglisirt und das ganze Leben und Treiben in den nach europäischer Art erbauten Straßen stimmt mit unserer Idee von Civilisation ziemlich überein. Hong-Kong sehen, heißt nicht China sehen. Zu letzerem Zwecke besuche man die uralte Stadt Canton, welche ein ebenso treues Charakteristicum von China ist, wie es Cairo von Egypten und Moskau von Rußland sind. An den Küstenplätzen, wie in Shangai, Makao, Hong-Kong, ja selbst in Peking, da ahnt man nur die originelle Erdenpraxis der Himmelssöhne — in Canton jedoch packt einem die volle reale Gewißheit mit unwiderstehlicher Gewalt und man erschrickt staunend vor diesem Gemisch von zweideutiger Bescheidenheit, unbeholfener paradoxer Courtoisie, Verkehrstalent und erfinderischem Scharfsinn. Canton ist der Spiegel Chinas; wer das Land kennen lernen will, wie es war, wie es ist und wahrscheinlich noch nach Hunderten von Jahren sein wird, der sehe in diesen Spiegel — erschrecke aber nicht vor der krassesten Prosa und vor dem irdischen Schmutze, mit welchem jene Stadt überreich bedacht ist.

An Bord eines jener amerikanischer Flußdampfer, deren größter Theil der Maschine schwebeartig oberhalb des Deckes angebracht ist, und die in China ebenso populär zu sein scheinen, wie auf dem amerikanischen Süßwasser, verließ ich in Gesellschaft eines andern Herrn Hong-Kong um neun Uhr Morgens, en route nach Canton. Ich muß gestehen, daß meine

Erwartung in Hinsicht der Bequemlichkeit auf dem Schiffe bei weitem übertroffen wurde, obgleich ich es gewohnt war, auf amerikanischen Dampfbooten besser aufgehoben zu sein, als in einem Hôtel ersten Ranges. — Ein höflicher schwarzer Steward führte uns nach dem obern Deck, wo wir von dem Capitain verbindlichst empfangen wurden, der gleich darauf in liebenswürdigster Weise bei dem excellenten Frühstück präsidirte.

Die Sonne stand im Zenith, als wir die Ueberreste der durch den englisch-chinesischen Krieg so berüchtigten Coque-Befestigungen zu Gesicht bekamen; trotz ihrer Ausbreitung — oder in Folge derselben — konnten sie niemals zur erfolgreichen Vertheidigung gegen europäischen Seeleute und Soldaten dienen.

Die prachtvoll eingerichtete Cajüte, anstatt auf dem Hinterdecke, lag ziemlich weit vorn in der Nähe des Bugspriets, so daß wir den Vortheil einer kühlen Brise genießen konnten, welche uns nicht jenen unangenehmen eigenthümlichen Geruch zuführte, der jedem Haufen chinesischer Passagiere zu entströmen pflegt. Bei einem Gange durch die besonders für diese Leute bestimmte Cajüte sahen wir, wie Opium geraucht wird. Einst war ich der Meinung gewesen, daß dieses Schauspiel etwas absonderlich Widerliches in sich berge und diese Idee ist, wie ich glaube, die allgemeine in Deutschland. So weit ich es nun beobachtet habe — ich hatte oftmals Gelegenheit dazu — ist es nicht anstößiger, als wenn ein Herr seine Füße auf einen gegenüberstehenden Stuhl legt und sich die Cigarre an einer Wachskerze anzündet. Die Opiumpfeife besteht aus einem circa zwei Fuß langen Rohre mit einem kleinen Kopfe in der Nähe seiner Mitte. Der Raucher wird durch die Vorbereitung einige Zeit in Anspruch genommen, da das Opium zuerst über eine kleine Lampe an seiner Seite gehalten und vermittelst eines Stiftes wiederholt herumgedreht, zu einer pyramidenartigen Gestalt geformt wird. In halb aufgelöstem Zustande wird es in das kleine Pfeifenloch hineingezwängt und angezündet. Wenige Züge aus dem Rohre genügen, um es zu vertilgen; dann zeigt sich ein Ausdruck himmlischen Behagens im Gesichte des Rauchers.

Oberhalb der Coque-Befestigungen fand ich die Scenerie mehr grotesk als pittoresk. Bei Whampoa offenbarte sich eine starke Verschiffung, hauptsächlich inländischer Art; die diesen Platz umgebende kleine Insel und in's Wasser hineinragende Felspartien, dienen den dort hausenden Seeräubern vielfach zu Schlupfwinkeln.

Es regnete stark, als wir Canton gegenüber hielten; dies gab mir sogleich Gelegenheit, die Paletots der chinesischen Bootsleute zu bewundern, welche von getrocknetem Grase fabricirt und deren Ende durch Bambusschnüre zusammengehalten werden. Könnte auch ein hungriger Esel leicht in Versuchung gerathen, diese gemüseartigen Ueberröcke zur Mahlzeit zu gebrauchen, so sind sie doch sehr modern auf dem Flusse, scheinen auch allen Anforderungen zu genügen.

Mein oben erwähnter Reisegefährte war mit mir zusammen an ein und dasselbe Haus in Canton empfohlen. Er war ein spanischer Arzt mit einem deutschklingenden Namen, welcher, auf einem Regierungstransportschiffe von Habana nach China gekommen, die nicht sehr erhebende Aussicht hatte, während der Rückreise die Gesundheit chinesischer Kulis zu wahren. Solche für Westindien in Whampoa anzuwerben, war der Zweck des genannten Schiffes. Die armen Menschen müssen dann in den Binnenländern spanischer

Colonien unter strenger Aufsicht Jahre lang arbeiten, ehe sie nur die ihnen vorgestreckten Kosten der Ueberfahrt tilgen können; Wenige sehen ihr geliebtes Sonnenland wieder. Die Art und Weise der Kuli-Anwerbung ist nicht zu gewissenhaft, denn Manche machen wol gegen ihren Willen die Reise mit. Oftmals ist das Ganze ein Verfahren, bei welchem sich die Sklaverei hinter einem milderen Namen versteckt. — Mein Begleiter schien aber nichts weniger als ein Barbar zu sein; im Gegentheil, seine Manieren waren die liebenswürdigsten der Welt. Er sprach recht gut Englisch, einige Worte Deutsch, rauchte den Tag hindurch gegen hundert Cigaretten und kaufte sich, in Canton angekommen, sogleich eine Opiumpfeife mit Utensilien, um die ihn stets plagende Schlaflosigkeit zu beseitigen.

In Canton war kein Boot für uns in Bereitschaft und wir hörten zu unserem Leidwesen, daß der Herr, an dessen Gastfreundschaft wir zu appelliren gedachten, von der Stadt abwesend sei. Nichtsdestoweniger ließen wir uns sans façon in seinem Hause häuslich nieder und vertieften uns dort bald in die Arbeit, Sherrywein mit aromatischem Bittern zu mischen — eine Mixtur, die von den Europäern in Ostasien sehr geschätzt wird. Nach einem inhaltsschweren Diner ließen wir Thee und Manilla-Cigarren auf den Balcon des Hauses bringen, um dort im dolce far niente auf Schaukelstühlen eine Stunde zu verbringen.

Ich konnte den Gedanken nicht unterdrücken, was für ein Gefühl einen respectablen Hausherrn in Deutschland beschleichen würde, wenn er nach Abwesenheit von wenigen Tagen heimkehrend in seinem Hause zwei Individuen antrifft, welche er im Leben niemals gesehen und die nun in aller Ungenirtheit an seinem Tische essen und seine besten Weine mit einer Seelenruhe trinken, als wenn das Alles ihr Eigenthum wäre. Jedoch das Reisen in fremden Ländern erweitert die so engbegrenzten heimatlichen Anschauungen, macht kosmopolitisch; sicher ist, daß unser Appetit, oder unsere Behaglichkeit durch ähnliche Gedanken nicht beeinträchtigt wurden.

Von dem Balcon unseres Hauses beobachten wir das fremdartige Flußleben — das Schwimmen, Segeln, Rudern dicht unter unseren Füßen, flußauf, flußab und kreuzend in wunderbar geformten Booten, welche chinesische Producte und Nahrung jeder Art tragen und dabei ganzen Familien als Heimatsstätte dienen. An der Spitze eines jeden Bootes sind zwei mächtige Augen gemalt; „s'pose no got eye, no can see" behauptet der Chinese in seinem gebrochenen Englisch. — Des Nachts, wenn diese Boote mit farbigen Papierlaternen behangen und von ihnen beleuchtet werden, bieten sie ein mysteriöses, pittoreskes Bild, das den Fremdling an die Märchen von „Tausend und eine Nacht" erinnert. — Es ist nicht schwer zu glauben, daß 60 bis 70,000 Menschen beständig auf dem Flusse leben.

Ich kann mir unmöglich einbilden, daß zur Feier unserer Ankunft an jenem Abende eine theatralische Vorstellung, eine Art Sing-Sang aufgeführt wurde; jedoch unser guter Stern wollte es und wir beschlossen, zu diesem Schaustücke zu gehen.

Von Kulis, die bunte Papierlaternen trugen, begleitet, verließen wir das Haus durch seine Hinterthür, (die Vorthür öffnet auf den Fluß hinaus) betraten einen mit Steinen belegten Weg, der bald in einen mit Bambusholz belegten überging, durchkreuzten Reis- und andere Felder, einige ärmlich aussehende unbeleuchtete Straßen und gelangten dann zu dem chinesischen Tempel der Thalia. Nach Erkletterung einer zweifelhaften Leiter fanden wir

uns auf einem Bambusgestell neben einem Haufen Chinesen — wurden dann von einem mysteriösen Individuum, welches, wären dort Logen gewesen, sicherlich den Logenaufseher vorgestellt hätte, eine zweite Leiter bergab geholfen und gelangten endlich en face der Bühne, obgleich nicht nahe genug, um uns an dem Dialog erfreuen zu können. Letzteres machte schon deshalb nicht viel aus, weil Keiner von uns Chinesisch verstand; die Bewegungen, die Mimik der Spieler waren jedoch zuweilen so drastisch deutlich, daß wir mit genügender Sicherheit der Handlung in dem Stücke folgen konnten. Oftmals sprangen sämmtliche Mimen mit ohrenfelldröhnendem Gekreische wie wahnsinnig auf der Bühne umher, rauften sich die Zöpfe und warfen in vollster Extase ein Kleidungsstück nach dem andern von sich; oftmals wieder stand der Rumpf säulenstarr, während mit den Armen die sonderbarsten Figuren zickzackweise in der Luft gemalt wurden, mit plötzlichem Einhalten; nicht selten schwiegen die Spieler Minutenlang still, schnitten sich dabei aber gegenseitig so gräuliche Fratzen, daß solche sogar auf einer amerikanischen Minstrel-Bühne Furore gemacht hätten.

Das Stück, auf dessen Einzelheiten ich nicht näher eingehen kann, war ein würdiges Exemplar der chinesischen Dramen, denn die Bühne kann in diesem Lande nicht als hohe Schule der Moralität angesehen werden; nichtsdestoweniger war der „Sing-Sang“ für die 5 bis 6000 Chinesen, die in dem Gebäude wie ein Haufen Frösche in einem Reisfeld zusammenhockten, eine Ursache allgemeiner Belustigung, die oftmals in nicht zu zarter Weise gezeigt wurde. Die Cantonesen sind jedoch ein frivoles Völkchen, die Pariser Chinas, und betrachten dergleichen Sachen in einem anderen Lichte, als etwa ein hochcivilisirter Moralist.

Die Bühneneinrichtung, wie auch die Musik ließen Vieles, oder besser Alles zu wünschen übrig — wenn überhaupt jenes grauenvolle Geräusch Musik genannt werden kann. Um Anderen eine Idee von diesen Symphonietönen der Bewohner des himmlischen Reiches zu geben, empfehle ich, einige Ferkel stark quiken zu lassen, während zwei Dudelsäcke, ein paar Topfdeckel und eine große Trommel den Tact zu halten suchen. Die Beleuchtung der Bühne stellte zu gleicher Zeit die Beleuchtung des ganzen Hauses vor und bestand aus baumwollenen, in öligen Behältern schwimmenden Fäden; ein Supernumerarius ging alle zwei bis drei Minuten umher und putzte sie mit den Fingern. Vorhang und Seitencoulissen existirten nicht, ebensowenig andere Decoration in unserem Sinne.

Das Unangenehmste für mich bei der ganzen Verhandlung war der Umstand, daß sich gegen fünfhundert Chinesen auf einen über uns befindlichen Querbalken hinaufgedrängt hatten. Da das Haus nur nach augenscheinlich höchst primitiven architektonischen Grundsätzen gebaut war, so schwebte mir beständig ein mögliches Herabpurzeln der Chinesen auf unsere Köpfe, von einer Höhe von 60 bis 70 Fuß, vor Augen; eine solche Unterbrechung hätte wol selbst den dramatischen Appetit eines Damokles gestillt. Ich glaube, daß wir nur der Biegsamkeit des Bambusholzes, welches die chinesischen Gebäude, trotz ihres gebrechlichen Aussehens, tapfer zusammenhält, unser erwünschtes Davonkommen verdanken.

Da am anderen Morgen unser unbekannter Wirth von seiner Reise noch nicht retournirt war, so benutzte ich die Zeit vor dem Frühstück, um einen jungen Chinesen, dessen Bekanntschaft ich ein Jahr vorher in Californien gemacht hatte, aufzusuchen. Dieser hatte sechs Monate vor mir San Fran-

cisco verlassen; nachdem er mir dort sein Bild, seine Adresse, eine kunstvoll aus Elfenbein geschnitzte Wanduhr und schließlich mit wehmüthigem Gesicht auch seine Hand gegeben hatte, bat er mich dringend, ihn aufzusuchen, falls ich einst nach Canton käme. Ich hatte ihm dieses versprochen, ohne zu ahnen, daß es sich so schnell erfüllen würde.

Es bedurfte einiger Mühe, das Haus seines Vaters zu finden, obgleich es nur wenige hundert Schritte von meiner Wohnung lag. Durch eine kleine niedrige Thür trat ich in einen großen Raum, der, nach dortiger Volksansicht, sehr elegant ausgestattet war. Vorn, in der linken Ecke saßen mehrere Männer auf kleinen Schemeln um ein Kohlenbecken und rauchten die so unbequemen Wasserpfeifen; rechts führte eine zweite Oeffnung in ein kleineres Gemach, wo zwei Leute emsig beschäftigt waren, ziemlich umfangreiche Goldbarren auf das genaueste zu wiegen, während ein dritter an ihrer Seite auf einer Strohmatte lag, neben sich eine Opiumlampe und mit langsamen Zügen gierig den Giftdampf einsog, dessen Wirkung seinen Körper mumienhaft verändert, seine Augen starr und gläsern gemacht hatte. Im Hintergrunde des ersten Gemaches saß der Eigenthümer, ein äußerst fetter Chinese, und fächelte, indem er einem Schreiber etwas dictirte, mit der einen Hand seinem durch eine offene Jacke halb entblößten Operkörper Kühlung zu, während die andere Hand die Kugeln einer Rechenmaschine emsig hin- und hergleiten ließ.

Mein Eintritt brachte durchaus keine Veränderung hervor. Die erstgenannten Leute rauchten, nachdem sie mich angesehen, ruhig weiter; die Goldwieger blickten nicht einmal von ihrer Arbeit auf, nur der Dicke gaumelte einige Worte lauter hervor, von denen ich nicht wußte, ob sie an den Schreiber oder ob sie an mich gerichtet waren. Des Chinesischen vollkommen unkundig, mußte ich mich darauf beschränken den Namen des Gesuchten, Tom-King-Lo, wiederholt auszusprechen, ohne ihn aber anders beantwortet zu erhalten als durch eine unverständliche Handbewegung von Seiten des fetten Herrn. Dies frappirte mich deshalb, weil offene Unhöflichkeit bei den Zopfträgern selten zu finden ist; da ich aber gewohnt bin, eine mir selbstgestellte Aufgabe ohne genügenden Grund nicht leicht zu verlassen, so setzte ich mich zu dem Kreise der Chinesen am Kohlenbecken und zündete mir dort eine Cigarre an, in der Absicht, vorläufig zu warten. Die Leutchen machten erstaunte Augen, rückten ihre Schemel etwas weiter von dem, auf welchem ich saß, und aus dem Munde des Einen hörte ich das anstößige Wort: Fanqui (fremde Teufel)! Ich weiß nicht, ob und wie ich auf diese Provocation geantwortet hätte, denn in diesem Moment trat Tom-King-Lo ein. Mich sehen, erkennen und zum Erstaunen Aller mit den Worten „my dear friend, how are you!" in seine Arme schließen, war das Werk eines Augenblicks. Wenige Worte von ihm genügten, um die Anwesenden über seine durchaus nicht chinesische Begrüßungsformel aufzuklären. Hätte ich mich plötzlich als den Kaiser Chinas, oder als Buddah in höchsteigener Person entpuppt, so hätte die Devotion nicht größer sein können, die mir nun von allen Seiten entgegengebracht wurde. Manilla-Cigarren, Wasserpfeife, eingemachte Früchte, Zuckergebäck, glühend heiße Theebrühe, aber ohne Zucker und Milch — Alles drängte man auf mich ein und sogar der Dicke führte mich zu seinem Sessel, erzählte dann eine lange, von vielen Gesticulationen begleitete Litanei, deren Inhalt mir nur als übermäßig langweilig verständlich war.

Durch Tom-King-Lo erfuhr ich, daß sein Vater an demselben Tage meines Besuches durch das Fallissement eines englischen Geschäftshauses in Hong-Kong bedeutende pecuniäre Verluste erlitten habe; dadurch erklärte sich mir auch das sonderbare Entgegenkommen bei meinem Eintreten. — Mein chinesischer Freund bot sich mir, nachdem er mich vergebens aufgefordert hatte, bei ihm zu wohnen — ich kannte die chinesische Kochkunst nur zu gut — als Führer in Canton an, was natürlich dankbar angenommen wurde.

Wir holten zuerst den zu Hause gebliebenen Spanier ab — segelten von der Honanseite, wo wir wohnten, zur gegenüberliegenden Cantonseite, nahmen Tragsessel und begannen dann die Stadt zu erforschen.

Nun erst fing die Phantasmagie in allem Ernste ihr Werk an. In zwei Minuten waren wir in ein Chaos von Häusern hineingeführt und beinahe so vollständig von der Außenwelt abgeschlossen als wie in einer Kohlenmine. Ich glaube, die Besuche von Europäern sind noch selten in Canton, denn von den Frontseiten der Häuser starrten uns die Gesichter von Männern, Frauen und Kindern haufenweise entgegen. Da die Straßen nur sechs bis acht Fuß breit sind, so schwebten wir durch eine ununterbrochene Allee von chinesischen Physiognomien; Tausende, nein Hunderttausende von schräggeschlitzten Augen betrachteten uns mit unverkennbarer Neugierde; lange schwarze Zöpfe hingen meilenweit zu unseren Seiten herunter; platte, kurze Nasen prangten zwischen vorstehenden Backenknochen; und da sich die aus drei Personen bestehende Gesellschaft oft aus den Augen verlor, so fühlten wir uns wie hülflose Atome in ein Meer geworfen, dessen Wellen aus fremdartigen menschlichen Fratzen zusammengesetzt und durch Felsen von Läden und Häusern eingeschlossen waren. Die Spitzen der „Gebäude" küßten sich oft über die Straßen hinüber; Ladenzeichen sammt anderen Aushängeschildern hingen an ihren Seiten herunter, so daß der Himmel verdunkelt schien und in uns, die wir in einer beängstigenden Luftlosigkeit eingeschlossen waren, das Gefühl der Ein- und Absperrung sich erhöhte.

Von allen Städten, die ich gesehen, hatte ich bisher Aspinwall für die Metropole der Unreinlichkeit und des übelriechenden Schmutzes gehalten. Jedoch Aspinwall ist nur ein unbedeutendes Fischerdorf im Vergleich mit Canton: es sollen hier zwei Millionen Menschen leben, aber ebenso leicht hätte ich an doppelt so viel geglaubt. Wir passirten Straßen nach Straßen, viele Stunden lang, ohne je aus ihnen hinauszukommen.

Unser erster Besuch galt einer renommirten Porcellanfabrik, welche sich, so klein sie auch von Außen zu sein scheint, sehr bedeutend nach hinten und nach den beiden Seiten zu erweitert. Gern hätte ich dort ein kleines Vermögen für Vasen ausgegeben, denn es waren so kostbare Sachen darunter, wie ich sie selbst in den ausgewählten Porcellan-Galerien der englischen Aristokratie niemals gesehen habe. — Von dort gelangten wir nach dem Tempel der fünfhundert Götter, dessen Außengebäude schmutzig und schäbig genug aussehen; noch ist der Haupttempel viel besser. In angrenzenden Ställen wurden eine große Masse geheiligter Schweine aufbewahrt, welche uns mit vertraulichem Grunzen bewillkommten. Die fünfhundert aus Bronze geformten Figuren stehen museenartig in einer Reihe und sind meistens phantastisch bis zum Extrem; in allen ihren Gesichtern spiegeln sich Gefühle resp. Leidenschaften. So bezeichnet eine Figur — ein Soldat — durch Herausreißen seines Herzens die Willigkeit, für sein Vaterland zu sterben. Der Hauptgott ist eine wahrhaft majestätische Bronzefigur von enormer

Größe und stellt einen Kaiser aus der zweiten Dynastie vor, welcher als einer der größten Wohlthäter Chinas verehrt wird. Vor ihm brannten eine Masse Joßhölzer, an welchen wir profane Menschenkinder unsere Cigarren anzündeten; hinter ihm prangte ein Gemälde, welches durch drei Figuren die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft allegorisch bezeichnen sollte.

Innerhalb der großen Tempelmauer standen seitwärts mehrere kleinere Gebäude in directer Verbindung mit dem Haupttempel. Dahin wurden wir zu dem Hohenpriester geführt, welcher uns in einer höchst bequemen Wohnung mit vielen „tschin-tschin" zum Sitzen aufforderte und Thee nebst Zuckerkuchen präsentiren ließ. Die Chinesen trinken den Thee glühend heiß, ohne Zucker und Milch und wir folgten dem Brauch, so weit wir es konnten. Da ich eine Flasche mit Sherry bei mir hatte, so bot ich dem alten Herrn einen Schluck an, welchen er auch herzhaft zu sich nahm; einer der anderen Priester entschuldigte sich jedoch aus dem Grunde, weil er — wie unser Führer verdolmetschte — sehr leicht „wackelig" würde.

Nach einem höflichen Abschiede von unseren kirchlichen Freunden bestiegen wir die Palankine und fanden außer der Mauer einen Haufen Menschen, die da warteten, um uns anzugaffen. Es sei hier bemerkt, daß uns während des ganzen Umzuges nicht die kleinste Unhöflichkeit weder in Blicken noch in Geberden begegnete. Im Gegentheil, Viele lächelten uns in freundlicher Weise zu und Manche „tschin-schinten", d. h. begrüßten uns, indem wir passirten. Eine gewisse Art von Bonhomie, die durch das Ganze zu herrschen schien, frappirte mich. Wie die Leute in diesen engen luftlosen Straßen mit dem auf ihnen herumliegenden Schmutze ihre Gesundheit erhalten können, das ist mir ein Räthsel. Typhus und Scharlachfieber, Pocken und Krätze glaubt man beständig in den Häusern Cantons vorzufinden; bleiche, zerfressene Gesichter und ausgetrocknete Knochen sollten logischerweise der größten Zahl der Einwohner angehören. Dennoch, trotz dem Fehlen aller jener Umstände, welche uns zur Erhaltung der Gesundheit unvermeidlich scheinen, haben die Cantonesen ein behäbiges und ziemlich gesundes Aussehen. Auch glaube ich, es weisen keine Recordbücher nach, daß Canton öfteren und verderblicheren epidemischen Krankheiten ausgesetzt war, als viele europäische Städte, die für leidlich gesund gelten. Herzlichst will ich wünschen, daß stets unsere Fabrikarbeiter nur halb so stark und wohl aussehen mögen, wie die Durchschnittszahl der Männer und Frauen, welche uns in den Straßen jener Heidenstadt begafften.

Ebenso begann ich unwillkürlich zu wünschen, für eine Woche ein Chinese zu sein, um zu wissen, was für ein Gefühl es ist, seinen halben Oberkopf abrasirt zu haben und einen Zopf bis zu den Hacken herunter zu tragen; um fähig zu sein, dieses für mich so mysteriöse sociale Leben zu ergründen, welches, trotz aller Widersprüche, rosig und glücklich zu sein scheint — in welchem beinahe alle Ideen, Gedanken, Gefühle und Gebräuche in politischer, religiöser, literarischer wie alltäglicher Hinsicht im grellsten Gegenüber zu den meinen stehen; um im weiten Gewande und in spitzen Schuhen vor einer Ladenthür zu sitzen, zu rauchen und auf's Gemüthlichste Chinesisch zu plappern, während ein Barbier meinen Zopf zusammenflicht. Man kann sich denken, daß die Barbiere, bei einer Population von zwei Millionen, deren männlicher Theil beständig seinen Kopf rasiren läßt, eine bedeutungsvolle und zahlreiche Classe bilden. Die Operation wird in höchst ungenirter Weise meist öffentlich ausgeführt: vor den Läden, an den Straßenecken — in

der That an jedem Platze, wo eine Möglichkeit um sich niederlassen zu finden ist.

Von dem Tempel der fünfhundert Götter richteten wir nach dem Tempel der Ewigkeit unsern Cours. An dem Außenthore desselben sind vier gigantische Figuren postirt; das Gesicht der einen ist grün, der zweiten weiß, der dritten schwarz und der vierten roth. — Tom-King-Lo erzählte uns eine Legende, welche behauptet, daß der rothbestrichene Riese, dessen rechte Hand ein Schwert hält, an dem letzten Tage *) seinen Arm erheben und mit einem Streiche den Kopf des ganzen Menschengeschlechts abschlagen werde. Jedoch mit schlauem Lächeln fügte er hinzu: „Die Bücher behaupten dies zwar, aber ich glaube, es ist nur eitel Geschwätz.“ — Im Innern des Tempels brannten viele Joßhölzer vor einem großen Götzen, dessen Züge zu schwarz waren, um unterschieden zu werden. Ich war neugierig zu wissen, welche Kraft man ihm zuschreibt und fragte Tom, wo er, der Heilige, in Wirklichkeit wohne. Die Antwort war, entweder in der Mongolei oder in Japan, er wisse es nicht genau, habe sich auch nie danach erkundigt — nur bete er vor diesem Neger (Blackman), wenn ein Glied seiner Familie erkrankt sei. Er versicherte uns auch, daß sie einen Himmel-Heiligen hätten — schien aber wenig Gewicht darauf zu legen, weil er wahrscheinlich die Grundidee jener russischen Sentenz theilte: Gott ist weit, aber der Czaar ist nahe!

Es wäre hier der Ort, Einiges über die diversen Religionsansichten zu sagen, welche in dem chinesischen Volke herrschen, wie beinahe jedes Individuum seinen Privatgott hat und wie die verschiednen Anliegen an verschiedene Götzen gerichtet werden; wie sich die Letzteren oft von ihren wegen nicht erfüllter Wünsche gereizten Anbetern en canaille behandeln lassen müssen. Da ich aber diese Beschreibung nicht über den Raum einer Skizze auszudehnen beabsichtige, so werde ich die hier angedeutete Idee zu einem späteren Aufsatze aufbewahren.

Von dem Tempel der Ewigkeit führte uns mein chinesischer Freund — welcher sich, nebenbei bemerkt, viel Mühe gab, mich auf die Eigenthümlichkeiten seines Volkes aufmerksam zu machen und manche derselben selbst in's Lächerliche hinüberzog — nach einem Eßhause, in dessen Fenstern vollständig gebratene Hunde neben Körben voll noch lebender Katzen hingen. Er bestellte einige kleine Pasteten, von denen er versicherte, daß sie nur Schneckenfleisch und die zartesten Theile ganz junger Ferkel enthielten. Wir kosteten und fanden sie in der That sehr schmackhaft; die darauf folgenden eingemachten Früchte aber waren so delicat, daß ich zweifle, ob sie in derselben Güte in Europa zu finden sind.

Wir brauchten uns von dem Eßhause nicht weit tragen zu lassen, bis wir nach dem Richtplatze Cantons kamen — ein Platz, welcher wol im Laufe eines jeden Jahres durch mehr Menschenblut getränkt wird als irgend ein anderer Ort der Erde während vieler Jahrzehnte. In dem einen Jahre 1859 soll dort der damalige Gouverneur von Canton gegen 60,000 — schreibe: sechzigtausend — Menschen (Rebellen) haben hinrichten lassen **). Ich will nicht die mitunter nur geringfügigen Vergehen nennen, welche die Todesstrafe zur Folge haben, noch weniger aber will ich die verschiedenen wirklich grausenhaften Todesarten anführen, welche dort zur Tagesordnung gehören. Es genüge die Bemerkung, daß der betreffende Ort ein verhältnißmäßig kleiner ist, mit einer gewissen Anzahl von aufrechtstehenden Pfählen resp.

*) Die Idee des letzten Tages in dem Tempel der Ewigkeit!
**) Historisch.

Kreuzen bedeckt. Menschliche Gerippe, besonders eine große Zahl Schädel, lagen haufenweise durcheinander. Ich wollte mir einen der letzteren mitnehmen, stand aber auf inständiges Bitten Tom-King-Lo's, der, wie jeder Chinese, eine gute Portion Aberglauben besaß, davon ab.

Der Nachmittag war schon weit vorgerückt, als wir nach einem Haupt-joß-Hause getragen wurden, wo wir die Vorbereitungen zu einer bemerkenswerthen Feier zu sehen Gelegenheit hatten. Einmal im Jahre versammeln sich die Mandarinen, d. h. der Adel, um in corpore ihre Heiligen zu begrüßen. Die Ceremonie, die wir sahen, war ein Vorexerciren zur großen Parade. In Front des Joßhauses waren auf einem Bühnengestell circa achtzig Männer und Knaben in vier Reihen aufgestellt, Alle überreich in blaue Seide gekleidet. In der einen Hand hielten sie Bambusstäbchen, an deren Spitzen Pfauenfedern thronten, in der anderen Hand ein Instrument, welches einer kleinen rothangestrichenen Flöte ähnelte. Eine Musikbande, aus einem Tam-Tam, einer Art Harfe und einem Gong bestehend, war ebenfalls anwesend. Nach einem erfrischenden Intermezzo dieser Instrumente hielt ein alter Mandarin seinen Aermel in die Höhe und sprach einige Befehle. Sofort beugten sich die Anwesenden nach der rechten oder linken Seite oder vorwärts — Alle jedoch Tact haltend und die Pfauenfedern mit den Bambusstäben leicht schwingend. Einige ihrer Stellungen waren wirklich recht graziös, aber eine derselben spottete meiner angenommenen ernsthaften Miene: die Federn mit den rechten Armen weit von sich streckend, balancirten sie auf den Spitzen ihrer linken Füße und brachten die rothen Flöten an ihre Nasen so an, daß von je zwei Flöten der resp. Nachbarn ein rechter Winkel gebildet wurde. Die Versuchung, dem Flügelmann einen Stoß zu versetzen, damit das Ganze in einem Haufen zur Erde purzle, war beinahe unwiderstehlich. Da ich fürchtete, daß mich diese Versuchung, falls wiederholt, überwältigen könnte, so retournirten wir nach unseren Sesseln. Die öffentliche Neugierde war diesmal zwischen den Mandarinen und uns getheilt. — Wiederum bogen wir in enge überfüllte Straßen ein, wiederum schienen wir in einem Meere von menschlichen Physiognomien zu schwimmen, deren charakteristischer Typus und deren wirres Sichdurcheinandermischen meinen Kopf zu betäuben anfing. Die uns tragenden Kulis waren im Schweiße gebadet und keuchten hörbar, dennoch hielten sie mit starken Schritten bis zum Ende tapfer aus.

Bei der Ankunft in unserm Quartier — sechs Uhr Abends — fanden wir den bis dahin für uns unsichtbar gewesenen Wirth vor. Er begrüßte uns höchst zuvorkommend, entschuldigte sich seiner Reise wegen und erleichterte seinen Keller um einige Flaschen Champagner. — Wir hatten an der anderen Seite des Flusses bei dem spanischen Consul zu diniren versprochen und durchkreuzten das breite Wasser während eines solchen Donnerwetters, wie ich es nie vorher, wol aber später im indischen Archipel gesehen. Der ganze Himmel war zuweilen fünfzehn bis zwanzig Secunden lang eine einzige Flamme. Keiner jedoch schien sich daraus etwas zu machen und wir dinirten mit großem Comfort, obgleich sich die Donnerschläge über dem Hause zu brechen und die Blitze in die Fenster zu fahren schienen.

Der nächste Morgen brachte uns nach Hong-Kong zurück. Wir verließen Canton mit dem Wunsche, einst zurückzukehren, um in ruhiger Muße alles Das kennen zu lernen, was uns die Zeit eines kurzen Tages noch vorenthalten hatte.



Gez. von Norbert Schrödl jun. Gest. von Th. John.

Susette Gontard. Friedrich Hölderlin.

Hölderlin's Diotima*).

Von **Wilhelm Rullmann.**

Am 18. Juni des Jahres 1786 bewegte sich in Hamburg von dem Borkenstein'schen Wohnhause „Zum Wandrahmen" aus ein festlicher Hochzeitszug durch die Straßen der Stadt und die sonnigen Felder über Altona dem kleinen Dörfchen Ottensen zu. In dem ersten Wagen, der reich mit Blumen geschmückt war, wie denn auch Kutscher, Bediente und Pferde denselben lustig grünen und bunten Schmuck trugen, saß die schöne, aber heute recht ernst dreinsehende Braut, Jungfrau Susette Borkenstein, mit ihrer Mutter und zwei Freundinnen. In dem zweiten Wagen, der ebenso geschmückt nachfolgte, saß neben dem Bruder der Braut der glückliche Bräutigam, Herr Jacob Friedrich Gontard, aus einem angesehenen Frankfurter Kaufmannshause, der auf einer Reise nach England begriffen, hier in Hamburg von schönen Augen zurückgehalten und bald von der Gegenliebe seiner Angebeteten beglückt war. Von Frankfurt aus war die Einwilligung der Familie gekommen, auch Frau Borkenstein, schon lange Zeit Wittwe, deren sorgsam gehüteter Augapfel das in Anmuth des Geistes und Körpers heranblühende Töchterchen war, hatte gern eingewilligt, unter der Bedingung, daß sie mit den geliebten Kindern in das Haus am Main ziehen dürfe, was natürlich von dem neuen Sohn mit Freuden zugestanden wurde. Heute sollte nun die fröhlich eingegangene Verbindung fest und dauernd geschlossen werden, und zwar nicht in der geräuschvollen Stadt, sondern in friedlicher Stille des Landes, in dem Dörfchen Ottensen, wo Frau Borkenstein ein Landhaus besaß und wo außerdem ein von ihr hochverehrter Mann wohnte, der das Fest durch seine Gegenwart verherrlichen sollte.

Der weiße Schleier war über den Myrthenkranz zurückgeworfen, aber der Schleier der Wehmuth lag auf den schönen Augen der Braut, die zum Wagenfenster hinaus auf die sonnbeglänzten Felder blickten. Thränen am Hochzeitstage! Wen können sie befremden in den Augen einer Braut, die den harmlos fröhlichen Tagen der Kindheit Lebewohl sagt und der ernsteren Hälfte des Lebens entgegensieht? Und eine Thräne schimmert auch im Auge der Jungfrau Susette. Und doch scheint sich ihr Blick zu erheitern, während sie hinaus auf die grünen Wiesen und Felder schaut, oder zum blauen Himmel hinauf, an dem sich kein Wölkchen zeigt und die Sonne in ihrer ruhigen Majestät thront. Ein so heller sonniger Himmel war ihr Leben bis jetzt. Ob einmal Wolken aufsteigen werden? Da auf einmal fällt ein trauriger Grabgesang in ihr Ohr, ein schwarzer Zug wallt lang-

*) Das von uns — zum erstenmale — mitgetheilte Portrait „Diotima's" ist nach einer im Familienbesitz befindlichen Marmorbüste, welche der seinerzeit berühmte frankfurter Bildhauer Ohnmacht verfertigt hat. Ein anderes Bild der edlen Frau, mit welcher die nachfolgenden Blätter sich beschäftigen, ist unseres Wissens, bisher niemals veröffentlicht worden. Anmerkung der Redaction.

sam vorüber, ein Leichenwagen —! „Wer mag da begraben werden?“ fragte unbesonnen die eine ihrer Freundinnen und noch unbesonnener antwortete die andere: „das ist die junge Frau Emmel aus dem Goldenen Hirsch! Der Leichenbitter ist auch bei uns gewesen. Die arme Frau! Sie ist in dem ersten Wochenbett gestorben!“ Da bricht ein Strom von Thränen aus den Augen der schönen Braut! Was für eine Vorbedeutung bei ihrem ersten Schritt in das neue Leben, das vor ihr liegt! Vergebens legt die Mutter ihre sänftigende Hand auf die heiße Stirn der Tochter, vergebens beschwichtigen die Freundinnen — die Thränen fließen unaufhaltsam und heftig schluchzend steigt die Braut, als der Zug vor dem Landhaus in Ottensen angekommen ist, aus dem Wagen. Auch der Bräutigam versucht vergebens die Weinende zu trösten — da schreitet eine hohe edle Männergestalt aus dem geöffneten Portale den Kommenden entgegen, zuerst die Mutter, seine langjährige Freundin, begrüßend. Schnell vertraut ihm diese die Ursache des Kummers, der die Augen der Braut mit Thränen gefüllt hatte. „Seid getrost, Jungfrau Susanna“, sagte er dann, zu dieser gewandt und ihre Hand fassend, „und härmt Euch nicht an Eurem Hochzeits- und Ehrentag. Laßt Euch nichts Anderes eine Vorbedeutung sein an diesem Tage, als den sonnigen blauen Himmel, der uns heute so freundlich anlacht, wie noch an keinem Tage dieses Jahres. Und so laßt auch die Sonne Eurer schönen Augen wieder hinter den trüben Wolken hervorsehen, daß sie ihre Strahlen werfe auf den Herrn Bräutigam, der jetzt so traurig dasteht.“

Und Jungfrau Susette lächelte zwischen die Thränen hindurch ihren Tröster, den auch von ihr so hochverehrten Mann, freundlich an, warf sich dann ungestüm an die Brust ihres Bräutigams und folgte diesem bald freudig und gefaßt zum Altar.

Es war Klopstock, der Dichter der Messiade, der die weinende Braut getröstet hatte.

Wenige Wochen darauf schaltete Susette als Hausfrau in dem Hause ihres Gemahls in der alten Reichsstadt am Main. Die Gontard'sche Familie, in die sie als neuer Zuwachs eintrat, war dort eine der angesehensten und weitverzweigtesten. Frau v. Staël, der bei einem glänzenden Diner, das man ihr zu Ehren gab, von dem Haupte der Familie die einzelnen Glieder derselben vorgestellt wurden, soll nach ihrer Rückkehr in ihr Tagebuch, das die Eindrücke ihrer Reise wiedergab, die Bemerkung notirt haben: „Francfort est une très jolie ville; on y dine parfaitement bien; tout le monde parle français et s'apelle Gontard.“ Bemerkt darf hier noch werden, daß auch die Goethesche „Lilli“ aus einem Nebenzweige dieser Familie abstammte.

In diesen Kreis trat an der Seite ihres Gatten und ihrer Mutter, die ihr nachgefolgt war, die junge Frau, deren Liebenswürdigkeit und Schönheit Alle für sich einnahm. „Susette wird“ — heißt es in dem von einem alten Frankfurter, dem im vorigen Jahre verstorbenen bekannten Buchhändler Karl Jügel herausgegebenen „Puppenhaus“ *), das interessante Mittheilungen

*) Aus diesem Buche, sowie aus der Schwab'schen Biographie Hölderlin's hat Heribert Rau, der bekannte Verarbeiter deutscher Culturgrößen, seinen „culturhistorisch-biographischen“ Roman „Hölderlin“ zusammenfabricirt. Auch wir entlehnen jenem lebensvoll und warm geschriebenen Buche die meisten Notizen über Hölderlin's Diotima, die jedoch durch Mittheilungen eines noch lebenden ehrwürdigen Sprosses der Gontard'schen Familie wesentlich ergänzt sind.

über berühmte Frankfurter Persönlichkeiten, namentlich auch über die Gontard'sche Familie enthält — „als eine vollendete Schönheit von echt griechischer Gestalt geschildert. Ihr langes, dunkelbraunes Haar und ihr sprechendes Auge von gleicher Farbe erhöhten noch um so mehr die blendende Weiße ihres Teints, und je länger man die wundervollen Formen dieser Gesichtsbildung betrachtete, je mehr steigerte sich der bezaubernde Eindruck, den das Imponirende dieser Erscheinung auf einen Jeden machte, der sich ihr nahte." Das Zarte und Liebliche, das in ihrem Wesen lag, trat als ein neues Element in den Gontard'schen Familienkreis, in dem trotz der französischen Abstammung doch jener altfränkische biedere, aber auch manchmal recht derbe Ton herrschte, welcher der alten guten Zeit so eigenthümlich war und dessen Repräsentant auch der Humor der Frau Räthin Goethe war. Das Fremdartige ihrer Erscheinung in der neuen Umgebung wurde noch erhöht durch den spitzen Hamburger Dialect, der mit der breiteren frankfurter Mundart, die sich auch in diesen feinen Kreisen geltend machte, auf eigenthümliche und keineswegs abstoßende Weise contrastirte. Frau Susette gefiel sich auch im Allgemeinen in dieser neuen Umgebung, obgleich ihrer zarten Natur gerade dieser derbere Ton nicht immer zusagen mochte. Wenigstens wird erzählt, daß, als sie bei ihrer Ankunft in Frankfurt in der neuen Hauseinrichtung auch eine vollständig und reich mit Spitzen und seidenen Decken ausgestattete — Wiege vorfand, in der einstweilen eine Puppe Platz genommen, sie in ernstliche Thränen ausbrach und sich lange Zeit nicht beruhigen konnte.

Und jene düstere Vorbedeutung am Hochzeitstage — sie sollte nicht ganz ohne Erfüllung bleiben!

Bei der Geburt des ersten Kindes schon, eines Sohnes, der in der Taufe den Namen Henri erhielt, hatte sie ein schweres Wochenbett durchzumachen. Ihr Gehirn wurde durch das Fieber so sehr angegriffen, daß ihr reiner und schöner Geist lange Zeit verstört blieb und erst nach und nach das Uebel entwich. Härter noch traf sie ein anderer Schlag des Schicksals. Ihre inniggeliebte Mutter erlag einem krebsartigen Uebel, das eine von den geschickten Händen des Dr. Sömmering, aber leider zu spät vollzogene Operation nicht mehr beseitigen konnte. Ihr Schmerz war grenzenlos; nur in der zärtlichen Fürsorge für ihre Kinder fand sie Linderung, da ihr geschäftseifriger Gatte wenig um sie war, den Tag fast ganz auf dem Comptoir und den Abend gern bei einer Kartenpartie zubrachte. Der Beistand der Mutter im Hauswesen sollte nun durch eine Haushälterin ersetzt, die Erziehung der Kinder einem Hauslehrer anvertraut werden. Ein solcher fand sich durch Vermittelung des Homburgischen Geheimraths Sinclair, an den sich Herr Gontard wandte, in der Person des jungen — Friedrich Hölderlin.

Hölderlin stand damals in der Blüthe seiner Jugend und Schönheit und war eine Erscheinung, der die Begeisterung für die Kunst, Liebe zur Wissenschaft und der Umgang mit vorzüglichen Geistern einen unverkennbaren Adel aufgedrückt hatte. Er hatte sich bereits durch einige lyrische Productionen bekannt gemacht, obgleich die eigentliche Entfaltung seines dichterischen Talentes erst gerade in die Zeit seines Frankfurter Aufenthaltes fällt.

Von Homburg, wo er sich einige Wochen bei seinem Freunde Sinclair aufgehalten hatte, begab sich Hölderlin nach Frankfurt, um seine neue Stellung im Gontard'schen Hause anzutreten. Er wurde dort sehr freundlich aufgenommen und fühlte sich bald ganz heimisch. Sein Beruf sagte ihm um

so mehr zu, als er ihm freie Zeit genug ließ für eigene geistige Beschäftigung und andererseits die Saat, die er streute, in dem aufgeweckten Geiste der Kinder einen fruchtbaren Boden fand. Die behaglichen Eindrücke, die er in seiner neuen Umgebung empfand, sprechen deutlich aus den ersten Briefen, die er von Frankfurt aus an seinen Halbbruder Fritz und an seinen Freund Ludwig Neuffer richtete. „Es war auch Zeit, daß ich mich wieder etwas verjüngte", schreibt er dem Ersteren, „ich wäre in der Hälfte meiner Tage zum alten Manne geworden. Mein Wesen hat nun wenigstens ein paar überflüssige Pfunde an Schwere verloren und regt sich schneller und freier, wie ich meine." Und an Neuffer schreibt er: „Mir geht es so gut wie möglich. Ich lebe sorgenlos und so leben ja die seligen Götter."

Jenen schönen behaglichen Tagen hat Hölderlin ein Denkmal gesetzt in seiner Ode an den „Main".

„. . . nimmer vergeſſ' ich Dich
So fern ich wandre, schöner Main! und
Deine Gestade, die vielbeglückten.

Gastfreundlich nahmst Du, Stolzer! bei Dir mich auf
Und heitertest das Auge dem Fremdlinge,
Und stillhingleitende Gesänge
Lehrtest Du mich und geräuschlos Leben."

Aber diese stillhingleitenden Gesänge erhielten bald einen lebhafteren Rhythmus, wie auch das geräuschlos hinfließende Leben in stürmischere Bewegung gerieth, je mehr die ruhige Bewunderung, mit der er Anfangs zu der Herrin des Hauses aufgeschaut hatte, sich in leidenschaftliche Zuneigung verwandelte. Das erste Zeugniß von dieser Umwandlung giebt ein Brief an Neuffer, vom 10. Juni dieses Jahres datirt. „Ich konnte wol sonst glauben", heißt es dort, „ich wisse, was schön und gut sei, aber seit ich's sehe, möchte ich lachen über all' mein Wissen. Lieber Freund! es giebt ein Wesen auf der Welt, worin mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehen, wie schülerhaft all' unser Denken und Verstehen vor der Natur sich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh' und Leben, und Geist und Gemüth und Gestalt ist ein seliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, auf mein Wort, daß selten so etwas geahnet und schwerlich wieder gefunden wird in dieser Welt. Du weißt ja, wie ich war, wie mir Gewöhnliches entleidet war, weißt ja, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich so karg geworden war mit meinem Herzen und darum so elend; konnt' ich werden, wie ich jetzt bin, froh wie ein Adler, wenn mir nicht dies, dies Eine erschienen wäre und mir das Leben, das mir nichts mehr werth war, verjüngt, gestärkt, erheitert, verherrlicht hätte mit seinem Frühlingslichte? Ich habe Augenblicke, wo all' meine alten Sorgen mir so durchaus thöricht erscheinen, so unbegreiflich wie den Kindern." Und eine andere Stelle findet sich in demselben Briefe, die sowol von dem intimeren geistigen Verkehr der Beiden Zeugniß ablegt, als auch von jenem Nachhall der Sentimentalität, der aus der Wertherperiode noch in jene Zeit hinüberragte. „Was Du mir mittheiltest, hat Dir herrlichen Lohn gewonnen. Sie hat es gelesen, hat sich gefreut, hat geweint über Deine Klagen."

Frau Susette Gontard war eine jener Frauen, auf die alles geistig Hohe, insbesondere eine wahrhaft poetische Natur einen unwiderstehlichen Zauber ausübt. Sie, die in ihrem Mädchenalter mit schwärmerischer Ver-

ehrung zu dem Dichter der „Messiade", dem Freunde ihrer Mutter, aufgeschaut hatte, konnte nicht unempfänglich sein für den Reiz einer so edlen Dichternatur, wie sie ihr in Hölderlin entgegentrat. Dieser hinwieder fühlte sich immer mächtiger gefesselt an den Zauber dieser imponirenden Erscheinung, an welcher der echt griechische Charakter der Gesichtslinien den für das Hellenenthum so Begeisterten nicht am Wenigsten anziehen mochte. Zugleich aber ließ der Adel dieser beiden Naturen ein anderes Verhältniß nicht zu, als das einer idealischen Freundschaft, die freilich mehr und mehr jener Liebe entgegenwuchs, die zu allen Zeiten so selten ist.

Auf der Reise, die Hölderlin im Sommer dieses Jahres mit der Familie machte, mußte diese zarte unausgesprochene Neigung durch die intimeren Beziehungen, wie sie das ungezwungenere Zusammensein so leicht fördert, noch befestigt werden. „Die kaiserliche Armee", schreibt Hölderlin seinem Bruder an demselben Tage, an welchem er seinem Freunde Neuffer seine schwärmerische Neigung gestanden hatte, „ist jetzt auf ihrer Retirade von Wetzlar her begriffen und die Gegend von Frankfurt dürfte wol zunächst einen Hauptheil des Kriegsschauplatzes abgeben. Ich reise deswegen mit der ganzen Familie noch heute nach Homburg ab, wo sich Verwandte meines Hauses befinden." Man kehrte bald von Homburg zurück, aber nur um vor den einbrechenden Franzosen über Hanau und Fulda, nahe genug an dem Kanonendonner vorbei, sich nach Kassel zu flüchten.

„Auch Herr Heinse, der berühmte Verfasser des Ardinghello, lebt mit uns hier" — schrieb er von dort seinem Bruder. „Er ist wirklich ein durch und durch trefflicher Mensch. Es ist nichts Schöneres, als so ein heiteres Alter, wie dieser Mann hat" Von Kassel aus begab man sich nach Driburg, einem kleinen Bade in der Nähe von Paderborn. Der diesem Orte benachbarte muthmaßliche Schauplatz der Hermannsschlacht ist in dem später entstandenen Gedicht „Emilie vor ihrem Brauttag" gefeiert.

„Wir reisten dann
Hinein in andre Gegenden, in's Land
Des Varusthals, dort, bei den dunklen Schatten
Der wilden, heil'gen Berge lebten wir
Die Sommertage durch und sprachen gern
Von Helden, die daselbst gewohnt, und Göttern."

Es mögen vielleicht die schönsten und sorgenfreiesten Tage seines Lebens gewesen sein, die Hölderlin dort in der Nähe der verehrten Frau und zugleich in befriedender Stille der Natur verlebte. An Leib und Seele gestärkt und durch den Gebrauch des Mineralwassers zugleich von einem nervösen Kopfschmerz befreit, kehrte der Dichter mit der Familie im Spätherbst des Jahres nach Frankfurt zurück. „Ich habe eine Welt von Freude umschifft", schreibt er von dort an seinen Freund Neuffer, „seit wir uns nicht mehr schrieben. Ich hätte Dir gern indeß von mir erzählt, wenn ich jemals stille gestanden wäre und zurückgesehen hätte. Die Woge trug mich fort, mein ganzes Wesen war immer zu sehr im Leben, um über sich nachzudenken. Und noch ist es so! Noch bin ich immer glücklich, wie im ersten Moment. Es ist eine ewige fröhliche, heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in dies arme geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat. Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher. Er orientirt sich ewig an diesem Madonnenkopfe. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr und mein uneinig Gemüth besänftigt, erheitert sich täglich in ihrem genügsamen Frieden. — — Ich lege Dir ein Gedicht an Sie bei, das ich zu Ende des Winters machte."

Das Gedicht, das hier gemeint ist, sind die schönen schwungvollen Reime, welche die Aufschrift „Diotima" tragen, einen Namen, der aus dem platonischen Gastmahl entlehnt ist.

„Diotima! edles Leben!
Schwester, heilig mir verwandt!
Eh' ich Dir die Hand gegeben
Hab' ich ferne Dich gekannt!
Damals schon, da ich in Träumen
Mir entlockt vom heitern Tag
Unter meines Gartens Bäumen
Ein zufriedner Knabe lag,
Da in leiser Lust und Schöne
Meiner Seele Mai begann!
Säuselte, wie Zephyrtöne,
Göttliche! Dein Hauch mich an."

Noch weit leidenschaftlicher, weit überschwänglicher als in diesem und anderen Gedichten spricht sich die Verehrung der Geliebten im zweiten Theile des „Hyperion" aus. Der erste Band des Romans war Ostern 1797 bei Cotta erschienen; in Frankfurt reifte der zweite Theil der Vollendung entgegen. Auch hier erscheint der Name der Geliebten Hyperions, Melite, in Diotima umgewandelt und die bald weichen, bald wilden Ergüsse der Leidenschaft, wie sie hier in einer gehobenen lyrischen Sprache austönen, sind deutliche Zeugnisse seiner immermehr sich steigernden Liebe. Die schönen, so oft an's Erhabene streifenden Gedanken, die zwischen diese leidenschaftlichen Ergüsse gestreut sind, wie oft mochten sie ihre Entstehung dem Wechselgespräch mit der verehrten und feingebildeten Frau verdanken! Welche Befriedigung mußten diese beiden Liebenden, die Beide in gleicher Weise vor dem deutlich gesprochenen Worte zurückbebten, doch im Genusse solcher Stunden finden, in denen der junge Dichter Stellen aus seinem Hyperion vorlas, die der eifrig lauschenden Herrin seines Hauses und seines Herzens eine Liebe verriethen, die sie in dieser stummen Huldigung so gern entgegennahm. Und wie mochte der Dichter, der schon so früh das Gefühl der Einsamkeit in seinem jungen Herzen herumgetragen hatte, solche Stunden der Weihe segnen! Gewiß nach einer solchen Stunde war es, daß er, auf sein einsames Stübchen zurückkehrend, jene Verse niederschrieb, in denen er den Genius seiner Diotima anruft:

„Send' ihr Blumen und Früchte aus nie versiechender Fülle,
Send' ihr, freundlicher Geist, ewige Jugend herab!
Hüll' in Deine Wonnen sie ein und lass' sie die Zeit nicht
Sehn, wo einsam und fremd sie, die Athenerin, lebt,
Bis sie im Lande der Seligen einst die fürstlichen Schwestern,
Die zu Phidia's Zeit herrschten und liebten, empfängt!"

Wahrlich, dieses Jahr, das ihm in seligem Genuß einer idealen Liebe und zugleich in freundschaftlichen Verkehr mit einem Hegel dahinfloß, war ihm von einem freundlichen Geschick verliehen als Entschädigung für jenes traurige Greisenalter, in welchem später die Tage seines Lebens wie trübe Wellen dahinfließen sollten.

Aber das nächste Jahr brachte eine unheilvolle Stunde, die ihn von der Seite der Geliebten hinwegriß und einem freudenlosen Dasein entgegenführte. Hören wir, was uns von wohlunterrichteter Seite darüber mitgetheilt wird.

Herr Jacob Friedrich wußte es und hatte kein Arg dabei, daß Hölderlin seiner Frau Bücher brachte und ihr öfters das Beste der neuesten Er-

scheinungen vorlas. Er war gewohnt, jeden Abend seine Partie zu machen und zufrieden, seine Frau bis zu seiner Heimkehr angenehm unterhalten zu wissen. Nicht so die Haushälterin, ein Fräulein Wilhelmine Schott, die Hölderlin liebte und, ohne Aussichten für sich selbst, das stille Glück zu mißgönnen begann, dessen sich dieser im Umgang mit seiner Herrin zu erfreuen hatte. Sie wußte es so einzurichten, daß sie dem Herrn Jacob Friedrich selbst die Thür öffnen mußte, wenn er am Abend heimkehrte, und wenn er dann die stereotype Frage: „Ist meine Frau zu Hause?" an sie richtete, so wußte sie ihrer sich häufig wiederholenden Antwort: „Herr Hölderlin liest ihr vor!" — nach und nach eine Betonung zu geben, die endlich in einem Momente übler Geschäftslaune wie ein zündender Funke wirkte. Mit dem nicht sowol Eifersucht, als vielmehr beleidigten Stolz verrathenden Ausrufe: „Sitzt denn der Mensch beständig bei meiner Frau!" — stürzte er in's Zimmer und auf Hölderlin zu. Ein jäher Zorn übermannte den jungen, sich schuldlos wissenden Dichter und es würde zur ärgerlichsten Scene gekommen sein, hätte nicht ein Blick auf die erschrockene Herrin ihm seine ganze Fassung wiedergegeben. Rasch verließ er das Zimmer, packte seinen Koffer und kehrte noch in derselben Nacht diesem Hause und damit Verhältnissen den Rücken, die ihn um so mehr beglückt hatten, je reiner er sich derselben bewußt sein konnte. //

„Ich habe meine Lage verändert", schrieb Hölderlin unter dem 12. November 1798 aus Homburg an seinen Freund Neuffer. „Ich habe meine Lage verändert, seit ich Dir das Letztemal schrieb und habe im Sinne, einige Zeit hier in Homburg zu privatisiren." Wie ruhig kalt lauten diese Worte und doch, was war in der Brust des unglücklichen Dichters vorgegangen seit jener Veränderung, die sie melden! Ein goldener Traum, der so lange beglückend sein jugendliches Haupt umschwebt und seine Seele wie auf Adlersflügeln getragen hatte, war von rauher roher Hand zerstört worden, das Ideal verlor sich in der Wirklichkeit und einsam und verlassen stand der Dichter in einer kalten öden Welt, die ihm nichts zu geben hatte für sein glühendes, aus seinem Paradiese verstoßenes Herz.

Und doch nicht ganz einsam und verlassen! Eine treue Freundeshand, deren Werth er jetzt wieder schätzen lernte, nahm ihn auf unter ein gastliches Dach; in Homburg, bei seinem Freunde Sinclair verlebte er die nächste Zeit, um, wie er seiner Mutter schrieb, „durch ungestörte Beschäftigung endlich einen geltenden Posten in der gesellschaftlichen Welt vorzubereiten." Diese Worte sollten das besorgte Mutterherz über den plötzlichen Wechsel seiner Verhältnisse beruhigen; in der Wirklichkeit stand ihm ein so ernstes praktisches Streben fern. Seine Seele hatte bereits ihre Spannkraft, sein Lebensmuth alle Energie eingebüßt. Damals bereits verlor er sich in jenes dumpfe Hinbrüten, das so oft der Vorbote des gestörten Geistes- und Gemüthslebens ist, aus dem ihn sein treuer Freund vergeblich zu freudiger Aufraffung seiner inneren Kräfte zu erwecken suchte. In der freundlichen Umgebung Homburgs, am Saume des nahegelegenen Hardtwaldes, dessen Eichen er besungen, befindet sich ein Plätzchen, von dem aus man die schönste und freieste Aussicht nach Frankfurt hat*). Dorthin lenkte er täglich die Schritte, dort sah er

*) Auch in einem Briefe an seine Schwester bezeichnet Hölderlin diesen Ort als sein Lieblingsplätzchen. Homburger Freunde des Dichters werden dort in den nächsten Tagen (an seinem Todestag, 7. Juni) einen Denkstein errichten, der an seinen Aufenthalt in Homburg erinnern soll.

Stundenlang nach dem silbernen Streifen des Maines hinüber und der freundlichen Stadt, in der er so glückliche Tage verlebt hatte, in der die Geliebte noch weilte. Dort wol dichtete er „Memnon's Klage um Diotima" und den Nachruf an sie:

O lebe wohl! Es scheidet und kehrt zu Dir
Die Seele jeden Tag und es weint um Dich
Das Auge, daß es heller wieder,
Dort wo Du säumest, hinüberblicke.

Auch Briefe empfing er von seiner Diotima, vielleicht durch Vermittlung seines Freundes Sinclair, Briefe, die von dem Seelenadel der seltnen Frau Zeugniß geben, die zu erwiedern der Empfänger wol Gelegenheit fand, vielleicht aber auch auf den Wunsch der Geliebten unterließ.*)

Aus dieser Umgebung, in welcher der Gegenstand seiner Liebe und Sehnsucht ihm so nahe und doch so fern war, riß sich Hölderlin endlich mit Gewalt los. Weit entfernt von der Stätte seines ehemaligen Glückes wollte er vielleicht den Versuch machen, diese unselige Leidenschaft, die sein Wesen verzehrte, zu unterdrücken. Er nahm eine Hauslehrerstelle bei dem hamburgischen Consul in Bordeaux an.

Wie viel hatte unterdessen auch jene edle Frau gelitten, die an die Seite eines Mannes gekettet war, dessen Wahlspruch war: „Les affaires avant tout!" — aus deren Nähe der Freund für immer verstoßen war, der allein ihre schöne Seele verstanden hatte!

Indignirt von jenem Acte der Brutalität, den sich ihr Gemahl gegen den Freund hatte zu Schulden kommen lassen, im Gefühl ihrer gekränkten weiblichen Würde hatte sie am anderen Tage schon jenem auf das Bestimmteste erklärt, daß, wenn er Hölderlin nicht alsbald zurückrufe, sie ihn verlassen und sich zu ihrem Bruder nach Hamburg begeben werde. Jetzt erkannte Herr Gontard seine Uebereilung und er war gern bereit, jedes von ihm geforderte Opfer zu bringen, um den Frieden des Hauses wieder herzustellen. Indeß fand sein Onkel Heinrich einen anderen das Hochgefühl des Geldmanns weniger beugenden Weg. Er schickte den sich schuldbewußten Neveu in Geschäften nach Wien, indem er voraussetzte, daß ein Mutterherz, dem allein die Sorge für geliebte Kinder überlassen ist, am schnellsten vergessen lernt. Und so kam es auch. Nach der Rückkehr des Gatten schien der eheliche Friede wieder hergestellt, wenigstens äußerlich, und mehr verlangte Herr Jacob Friedrich Gontard nicht. Frau Susette freilich ging stiller im Hause umher als sonst und tief in ihrem Herzen ruhte das Bild ihres Freundes, des jugendlichen Dichters. Vielleicht, daß es mehr und mehr verblaßte, seit sie ihn in weiter Ferne wußte und sie sich immer mehr der zärtlichen Fürsorge für ihre heranwachsenden Kinder hingab.

*) Schwab, der Biograph Hölderlin's, sagt, daß er diese Briefe einmal vorübergehend gesehen habe und theilt einige Stellen daraus mit, die ihm in der Erinnerung geblieben waren. Wie dem Verfasser dieses Artikels von Herrn Hamel, Bibliothekar in Homburg (der nächstens interessante Schriftstücke, die sich auf Hölderlin beziehen, auch Briefe Hölderlin's veröffentlichen wird) auf Erkundigungen nach den Briefen der Diotima mitgetheilt wurden, befanden sich dieselben im Besitz einer Cousine des Dichters, die nicht zur Veröffentlichung zu bewegen war. Diese Dame ist in den letzten Jahren gestorben und da man in ihrem Nachlasse nichts vorgefunden, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Briefe vernichtet wurden. Von Briefen Hölderlin's an seine Freundin war keine Spur aufzufinden; waren solche vorhanden, so wurden sie wahrscheinlich früh genug den Flammen übergeben.

Indeß hatte die Aufregung jener Zeit eine krankhafte Reizbarkeit bei ihr zurückgelassen, die sie für jeden äußeren Einfluß empfänglich machte. Im Frühjahr 1802 bekamen die Kinder die Rötheln, die sich der zärtlich sie pflegenden Mutter alsbald mittheilten. Eine leichte Erkältung trat hinzu und am 22. Juni riß der Tod die edle Frau aus der Mitte ihrer Kinder und von der Seite eines Mannes, der jetzt in wahnsinniger Verzweiflung vor ihrem Todtenlager kniete. Ja, er konnte sich selbst sagen und die innere Stimme des Gewissens rief es ihm vielleicht zu:

„Dies zarte Saitenspiel zerbrach in Deiner
Metallnen Hand. —"

Hölderlin sollte nur zu bald den Tod der noch immer heißgeliebten Frau erfahren. An der Mittagstafel des Hamburgischen Consuls in Bordeaux erschien eines Tages ein Frankfurter Kaufmann als Gast. „Nun, was giebt es Neues in der alten Mainstadt?" fragt der Hausherr in gleichgültigem Tone. Und in demselben gleichgültigen Tone wird die Antwort gegeben. „Nichts Besonderes! Doch etwas, was Sie vielleicht interessiren wird. Da ist vor vierzehn Tagen die schöne Frau Gontard-Borkenstein, die ja aus Ihrem Hamburg gebürtig ist, an den Rötheln gestorben." Kaum sind diese Worte gesprochen, so wenden sich Aller Blicke nach dem Hauslehrer. Mit todtbleichem Gesicht und verstörten Mienen springt dieser von seinem Stuhle, eilt er zur Thüre hinaus. Niemand sah ihn dort wieder.

So wie er war, ohne Mütze und Wanderstab, hatte sich Hölderlin auf die Straße hinausgestürzt, durcheilte er in glühender Sommerhitze Frankreich und die Schweiz, kam er endlich in die schwäbische Heimat, in das Haus seiner Mutter zurück, als ein — wahnsinniger Bettler.

Vierzig Jahre überlebte der unglückliche Dichter den Tod seiner Diotima. Ob ihm manchmal in den traurigen Tagen jenes schattenhaften Greisenalters, in denen das melancholische Flötenspiel seine einzige Erheiterung war, das Angedenken jener glücklichen Tage am Ufer des Main vor den umnebelten Geist trat und das Bild jener schönen Frau zu ihm heranschwebte, die er so sehr geliebt hatte, das Bild seiner Diotima?

Die Meistersinger von Nürnberg.

(In Berlin zum ersten Mal aufgeführt am 1. April 1870.)

In dem Augenblicke, wo dieser Artikel erscheint, werden zwei Monate vergangen sein seit jenem Ereignisse, das in die Musik- und Theaterwelt der preußischen Hauptstadt gewaltige Aufregung gebracht, und die Aufmerksamkeit der Kritik und des Publicums eine Zeit lang fast ausschließlich beschäftigt hat. Unsere Betrachtungen sind die spätest kommenden, befinden sich also in dem äußerlichen Nachtheile, daß sie nicht mehr auf das Tagesinteresse rechnen können, genießen aber anderseits den großen Vortheil, daß sie nicht in jenes Gewühl des Parteigetriebes fallen, wo jedes Urtheil fast nur so viel galt, als es zur Unterstützung der Parteizwecke beitrug.

Wollten wir nun unseren ästhetischen Principien folgen, so würden wir vor Allem das Werk selbst prüfen und dann auf die Tendenzen seines Schöpfers übergehen. Denn uns ist jedes Kunstwerk zuerst ein Erzeugniß der bestimmten Kunst, also ein Tonstück, ein Gemälde, ein Gedicht; was es innerhalb seines eigenen naturnothwendigen Wirkungskreises bedeutet, das gilt uns als Hauptsache, alles Andere als die folgerichtige Wirkung. Jedes große Kunstwerk dringt aus der Sphäre seiner Darstellung in die höhere der Ideen, ja es steht im Zusammenhange mit den höchsten; aber sein Ursprung liegt nicht in den Ideen des schaffenden Künstlers, sondern in seiner Phantasie und in seiner speciellen technischen Befähigung*). Gegenüber Wagner läßt sich diese Entwickelungs-Methode nicht anwenden, weil die öffentliche Meinung ihm eine Ausnahmsstellung zugewiesen hat. Das Publicum ist gewöhnt, in Wagner einen musicirenden Philosophen (nicht einen philosophirenden Musiker) zu erblicken, der nach a priori aufgestellten Grundsätzen componirt, der nicht Musik, sondern ein von Musik getragenes Kunstwerk schafft, und dieses nicht als Selbstzweck, sondern als Träger seiner Ideen hinstellt; es wird durch die polemischen Schriften Wagner's oft verleitet, über dessen Musik nachzudenken, noch bevor es sie gehört hat, und wenn es sie hört, mit ihr noch eine Masse von Principien mit in den Kauf zu nehmen, die mit der ästhetischen Bedeutung eines Kunstwerkes in ebenso losem Zusammenhange stehen als — die moralischen Tendenzen mancher seiner Gegner.

Wir werden uns bei seinen allgemeinen Principien nicht aufhalten. Ob die Poesie nur durch Zertrümmerung der Staaten zur wahren Geltung gelangen kann**), ob die Musik nur dann in ihrer Reinheit wieder hergestellt werden kann, wenn die Juden sich nicht mehr mit ihr beschäftigen (vorläufig sind sie das Hauptpublicum seiner Opern), ob, wie sein letztes Narrenmanifest verkündet, er allein die Werke der großen Meister zu dirigiren vermag, werden wir nicht erörtern. Dergleichen Hallucinationen sind für uns von

---

*) Τεχνη = Kunst.

**) „Die Poesie kann erst wieder Raum finden, wenn wir wieder ein Schicksal haben. Das kann aber nur dann geschehen, wenn es keine Politik mehr giebt, d. h. wenn die Staaten aufhören." Das Kunstwerk der Zukunft.

jeher werthlos gewesen, obwol sie in der jetzigen Zeit selbst bei großen Künstlern vorkommen. Der Verfasser besitzt einen Brief des edlen Berlioz, vom Jahre 1854, worin dieser ihm von den Erfolgen seines „Faust" schreibt und mit dem Postscriptum endet: „Évidemment l'absurde est le vrai, car si l'absurde n'était pas le vrai, Dieu serait cruel d'avoir mis dans le coeur de l'homme un si grand amour de l'absurde."

Und Berlioz hat gegen Wagner's Ansichten protestirt!

Wenn wir nun den oben angeführten Principien keine Bedeutung zuerkennen, so dürfen wir ein anderes nicht ignoriren, welches Wagner für die Musik überhaupt und für das Musikdrama insbesondere aufstellt, das auch von allen Parteien als sein maßgebendes anerkannt wird. Er hat es am vollständigsten in den Worten ausgesprochen *): „Erklären wir dem Musiker daher, daß jedes, auch das geringste Moment seines Ausdruckes, in welchem die dichterische Absicht nicht enthalten und welches zu ihrer Verwirklichung nicht als nothwendig bedingt ist, überflüssig, störend, schlecht ist; daß jede seiner Kundgebungen eine ausdruckslose ist, wenn sie unverständlich bleibt, und daß sie verständlich nur dadurch wird, daß sie die dichterische Absicht in sich schließt u. s. w."; und dann: „Beschränken sich nun Dichter und Musiker gegenseitig nicht, sondern erregen sie in der Liebe ihr Vermögen zur höchsten Macht, sind sie in der Liebe somit ganz, was sie sein können, gehen sie in dem sich dargebrachten Opfer ihrer höchsten Potenz gegenseitig in sich unter, so ist das Drama nach seiner höchsten Fülle geboren." Wagner legt also einerseits dem Musiker die Pflicht auf, bestimmte Absichten in unverkennbarer Weise auszudrücken und benimmt ihm andererseits das Recht, in der Oper seine Selbstständigkeit zu wahren. Die Musik soll in der Dichtkunst untergehen und vereint mit ihr als Musikdrama auferstehen. Betrachten wir dieses Princip im Allgemeinen und dessen Verwirklichung in den „Meistersingern".

Es ist zuvörderst die Frage zu erörtern: Was kann die Musik darstellen, daß es nach der dichterischen Absicht des Componisten und nicht anders verstanden werden müsse? Ist sie befähigt, bestimmte, selbstbewußte durch äußere Eindrücke erzeugte Gefühle auszudrücken?

Alle jene Affecte und Gefühle, die rein beziehender Art sind — d. h., die ohne ein bestimmtes Individuum gegenüber bestimmten Verhältnissen nicht denkbar sind — entziehen sich von vornherein der musikalischen Darstellung. Weder die nach Besitz des geliebten Gegenstandes strebende Liebe, noch den Böses wollenden Haß, weder durch Beleidigung entflammten Zorn, noch durch Ueberredung oder Selbstnachdenken herbeigeführte versöhnliche Stimmung, weder nach Ruhm und Ehre strebender Ehrgeiz, noch genügsame entsagende Bescheidenheit, weder durch das Glück Anderer erregter Neid, noch die wohlwollende Theilnahme, weder Furcht in der Gefahr, noch Muth in derselben, weder Freude an einem bestimmten Ereignisse, noch Trauer über dasselbe kann die Musik darstellen. Nur der Dichter vermag es und in der Weise, daß wir jeden Affect nach seinem Wesen erkennen müssen. Ihm bietet die Sprache das fertige Wort, er entwickelt die innern Vorgänge psychologisch, daß wir Ursache und Wirkung vor uns sehen. Als Dramatiker ruft er den Darsteller zu Hülfe, der durch Geberde, Miene und Declamation die Affecte wirksamer als jede Beschreibung, zur Anschaulichkeit bringt. Die Musik hat Accorde, Bewegungen, Rhythmen, aber keine bestimmten Begriffe. —

*) In Oper und Drama.

Der Maler vermag den Menschen in einer bestimmten Situation darzustellen, sein Werk bringt den Vorgang bleibend vor unsere Augen, daß wir jede Einzelheit vollkommen fassen und den Gegenstand nicht anders sehen können. Die Musik vermag das nicht, weil sie nur in der Zeit, nicht im Raume wirkt, weil die Töne an uns vorüberrauschen und wir die Formen nur mit dem inneren Auge der Phantasie erkennen.

Was vermag nun die Musik darzustellen?

Alle jene Stimmungen des Gemüths, welche in keiner Beziehung stehen zu irgend einem Object, in welchen die Seele sich frei fühlt von einem Begehren irgend eines Aeußerlichen; die feierlichen erhabenen Stimmungen, das Ahnen des Unendlichen, Unermeßlichen (im Chorale), die heiter-ernste Stimmung der Pracht des Gepränges (im Marsche), die idyllischen Stimmungen der inneren Ruhe und Harmonie, die ungetrübte Heiterkeit, selbst rauschende Lustigkeit, die Freude am Dasein, ebenso die Wehmuth, das Versinken in Trauer, das unendliche süß-schmerzliche Sehnen der Liebe; auch die stürmischsten Affecte, das Toben sich kreuzender, wirrer, leidenschaftlichster Regungen, den dumpfen Seelenschmerz, der sich nur auf sich selbst zurückwirft; hier öffnet sich der Musik ein Feld, auf welches ihr keine andere Kunst folgen kann: wenn ein und dasselbe Motiv in verschiedenartigster Gestaltung peinigend wiederkehrt, immer stärker anschwillt und einherbraust, oder wenn mehrere leidenschaftlich erregte Motive zu gleicher Zeit vereinigt das Ohr treffen, wie manchmal in den Symphonien Bethoven's, dann bemächtigt sich des Zuhörers eine Stimmung, die keine andere Kunst zu erzeugen vermag, ob in solcher Stimmung der Eine sich des Verlustes seines Vermögens erinnert, der Andere der Untreue einer Geliebten, der Dritte eines an sich unbedeutenden Ereignisses, das ist gleichgiltig, die Hauptsache bleibt, das in Jedem nur die Erinnerungen an seine schmerzlichsten Gefühle wach werden. — Die Wirkung der Musik ist von den verschiedensten Philosophen in mannigfaltiger Weise erklärt worden, aber ein Punkt bleibt doch immer der Analyse entzogen. Hegel spricht von der „Kunst des Gemüthes", welche „sich unmittelbar an das Gemüth wendet" und versucht zu erklären: „die Töne klingen nur in der tiefsten Seele nach, die in ihrer ideellen Subjectivität ergriffen und in Bewegung gesetzt wird", oder „die Musik befängt das Bewußtsein, das keinem Objecte mehr gegenübersteht, und im Verluste seiner Freiheit von dem fortfluthenden Strome selbst fortgerissen wird"; Schopenhauer, Hegel's erbittertster Gegner, behauptet: „Die Musik ist keineswegs Abbild der Ideen, sondern Abbildung des Willens selbst, dessen Objectivation die Ideen sind" und gelangte gar zu dem absonderlichen Schlusse, daß die Musik in einer höchst allgemeinen Sprache das innere Wesen, das Ansich der Welt, den Willen ausspreche, in einem einartigen Stoffe, nämlich bloßen Tönen, mit der größten Bestimmtheit und Wahrheit*), und daß, wenn es gelänge, eine vollkommen richtige, vollständige und in's Einzelne gehende Erklärung der Musik, als eine ausführliche Wiederholung dessen, was sie ausdrückt, in Begriffen zu geben, diese sofort auch eine Wiederholung und Erklärung der Welt in Begriffen, oder einer solchen ganz gleichlautend, also die wahre Philosophie sein würde**). Der

---

*) Und Schopenhauer stellte Rossini neben Mozart!

**) Schopenhauer lehrt, daß „das Ansich des Lebens, der Wille, das Dasein, ein stetes Leiden, theils jämmerlich, theils schrecklich ist", und daß die wahre Philosophie zur Verneinung dieses Willens führt. Was hat nun die Musik mit diesem „An-

große Ästhetiker Vischer spricht von dem Wesen der inneren Gefühle in den Worten: „Ich vernehme nur mich selbst wie ich gestimmt bin, ich bin nur bei mir, verkehre nur mit mir — die Dinge klingen in mir an, ich höre das Echo, nicht den Rufer; um diese Natur des Gefühls streng zu fassen, muß man dasselbe rein für sich nehmen, wie es erfahrungsmäßig nur als verschwindendes Moment vorkommt.“ Und er bezeichnet die Wirkung der Musik: „Jeder Zuhörer glaubt die besonderen Geheimnisse seiner Brust aufgeschlossen.“ Dagegen bestreitet der gelehrte und geistreiche Dr. Hanslick der Musik die Fähigkeit, Gefühle darzustellen, giebt aber doch zu, daß die Musik „starke Gefühle aus ihrem Schlummer wachsingt“ uns in „süße und schmerzliche Stimmungen einlullt“, sagt, „ihr Reich ist nicht von dieser Welt“, ja sogar daß sie als Gesangsmusik „nie aufgehört hat, die theuersten und wichtigsten Bewegungen des Menschengeistes zu theilen und zu verherrlichen.“ Alle die angeführten Sätze gehen von verschiedenartigsten Standpunkten aus, treffen aber alle in dem einen Punkte zusammen: daß die Tonkunst vom Innersten des Menschen ausgeht und auf das Innerste wirkt, und daß der Vorgang ihrer Wirkung sich nicht so klar analysiren läßt, wie der anderer Künste. Es bleibt noch die Frage zu erörtern: Ist die dramatische Musik (also die der Oper) nicht Ausdruck bestimmter Gefühle, da sie doch zu vorher gedichteten Worten gesetzt wird, also durch diese Worte erst quasi hervorgerufen wurde? Wir haben darauf zu antworten: Bestimmte Gefühle (die wir bereits erklärt haben) vermag die Musik auch in der Oper nicht darzustellen, wol aber die Stimmungen der vom Dichter vorgeführten Individuen, die Regungen jedes Einzelnen im Allgemeinen, nicht in den unmittelbaren Beziehungen zu den anderen Mithandelnden. Allerdings ist die unmittelbare Wirkung solcher musikalischen Wiedergabe einer Stimmung in der Oper unendlich stärker, weil sie durch den Gesang und die Mimik unterstützt wird; aber die Grundursache der Wirkung wird durch deren Verstärkung nicht geändert! Der wahrhaft dramatische Tondichter wird zu keinem Texte eine Musik componiren, die einen anderen Charakter der Stimmung trägt, als der Text andeutet, er wird nicht jedes beliebige Motiv, wenn es nur klingt, unter die Worte setzen (wie die Italiener seit Rossini), er wird alle die musikalischen Elemente des Rhythmus, der Klangfarben benutzen, um die Charakteristik auf's Höchste zu steigern; aber nur ein unbegreifliches Verkennen der Kunstgesetze kann ihn zu dem Glauben verleiten, daß er jedem einzelnen Worte, jedem Begriffe einen sofort unverkennbaren musikalischen Ausdruck zu geben vermag. Was kann er thun, wenn der Dichter sagt: Ich liebe Dich, oder ich hasse Dich, oder ich schwöre Dir Rache*)! Er wird unternehmen, durch musikalische Mittel die Stimmung im Zuhörer anzuregen, aus welcher jene Worte (als Begriffsformen) hervorgegangen sind. Und je größer sein musikalisches Talent ist, um desto großartiger wird

---

sich“ zu thun? Den krassen Widerspruch in den obigen Sätzen über Musik hat schon einer der wärmsten Anhänger Schopenhauer's, der verstorbene Dr. Lindner (Redacteur der Voss. Zeitg.) in seinem Aufsatze „Künstlerische Weltanschauung“ hervorgehoben.

*) In dem Duette Telramunds und Ortruds, wo sie Lohengrin Rache schwören, ist den düstersten Worten eine musikalische Phrase unterlegt, die ganz genau im Tannhäuser in einer ganz anderen Situation — wo Tannhäuser reuig klagt — sich wiederfindet. Die melodische Phrase „Mein lieber Schwan“ erklingt in den Meistersingern im ersten Gesange Walthers.

er seine Mittel entfalten und mithin die Stimmung erregen. Vor Allem jedoch muß seine Musik so viel reinen specifisch musikalischen Gehalt besitzen, daß sie auch vom Texte losgelöst, ein selbstständiges charakteristisches Kunstgebilde darstellt, daß sie eine ästhetische, eine den Gesetzen ihrer eigenen Kunst erklärliche Wirkung hervorbringe. Verwerflich ist die reine Klangmusik, die ohne einen individuellen Charakter nichts anregt, als sinnlichen Ohrenkitzel; aber undenkbar ist jene Musik, die an sich nichts böte und nur als Begleiterin des Dichterwerks zu Etwas würde! Was Wagner in seinen Schriften anstrebt, ist einfach Zerstörung des Wesens der Tonkunst; er will ihre unmittelbare stelbstständige Wirkung aufheben und sie zur mittelbaren herabzwingen; aber er ist ein viel zu genialer Tondichter, er besitzt in seiner Phantasie zu viel große musikalische Gedanken, um nicht mit seinen geschriebenen Principien in Widerspruch zu gerathen; und nirgends tritt dieser Widerspruch stärker hervor als in den Meistersingern.

Wir sind nun zu dem Punkte gelangt, von dem wir eigentlich ausgehen wollten, zu dieser für uns neuesten Oper Wagner's und deren Bedeutung.

Prüfen wir zuerst den Text. Die dichterischen Absichten, das „versöhnende Princip", welche nach der Erklärung der unbedingten Anhänger und der Commentatoren Wagner's die Grundlage der „Meistersinger" bilden, sind uns insofern gleichgiltig, als zwischen ihnen und dem Kunstwerke kein nothwendiger Zusammenhang besteht. Das Buch enthält Bedeutendes und Schönes auch für den Leser, der jenen Accidenzen keine Rücksicht widmet, bietet mannigfaltige treffende Charakteristik der einzelnen Individuen, sowie allgemeinere Verhältnisse und Beziehungen und trifft den Ton der Situation oft meisterhaft. Es ist das Werk eines Dichters. Wenn auch bedenklich erscheint, daß Beckmesser, der von den Meistersingern und selbst vom ehrenhaften und aufgeklärten Pogner anerkannte „Beste", der „Merker" als ein so überaus dummer Kerl und sehr elender Reimer dargestellt wird: wenn die Sprache hier und da einen Zwang erleidet, daß man im ersten Augenblicke kaum seinen Augen trauen möchte*), so wollen wir darüber nicht rechten mit dem Dichter, dem so manches Schöne gelang, und der mit seiner drastischen Komik herzliches Lachen zu erwecken versteht.

---

*) Eva sagt zu Sachs:

„Was ohne Deine Liebe,
Was wär' ich ohne Dich,
Ob je auch Kind ich bliebe,
Erwecktest Du nicht mich?
Durch Dich gewann ich,
Was man preist,
Durch Dich ersann ich,
Was ein Geist!"

und dann weiter:

„Denn, hatte ich die Wahl,
Nur Dich erwählt' ich mir:
Du warest mein Gemahl,
Den Preis nur reicht' ich Dir! —
Doch nun hat's mich gewählt
Zu nie gekannter Qual:
Und werd' ich heut' vermählt,
So war's ohn' alle Wahl!
Das war ein Müssen, war ein Zwang!
Euch selbst, mein Meister, wurde bang."

So viel über die Dichtung für sich, prüfen wir den Operntext, d. h. die Bestimmung der Worte für den Tonsetzer. Da findet sich Vieles, das solcher Bestimmung ganz widerstrebt: Darlegungen und Reflexionen ohne alle Stimmung, Gefühlsregung oder Situation, Kleinmalerei, die sich gut liest, aber einen Gegensatz bildet zu dem Wesen der Musik, die nur erregen, aber nicht beschreiben kann; endlich auch eine, manchmal für ästhetische Darstellung bedenkliche Komik. Vor Allem die vielbesprochene Prügelscene im 2. Acte. Wir gehören nicht zu den Puristen, welche der Gedanke an eine Prügelei auf der Scene in moralische Entrüstung versetzt; wir meinen, so lange das Finale in Figaro's Hochzeit, wo der Graf nach dem Stelldichein mit der falschen Susanne eine ganze Gesellschaft aus dem Gartenhause herauszieht, nur mit Entzücken, ohne das mindeste Bedenken angehört und gesehen wird, so lange das Trio in Cimarosa's „Matrimonio segreto", wo die Damen den nicht sehr weiblichen Wunsch „crepate" austauschen, mit herzlichem Lachen und Wohlgefallen vernommen wird, muß man auch nicht zu strenge sein, wenn Wagner Lehrjungen und verschlafene Philister handgreifliche Argumente vorbringen läßt. Aber eine andere Frage als die der Sittlichkeit ist die ästhetische, ob eine Prügelei als Stoff für eine ganze Scene, und insbesondere für musikalische Behandlung gewählt werden darf? Nein! Wol ist uns bekannt, daß die Komödien der „Classiker" noch ganz andere Dinge enthalten; so lange aber die (gewiß geniale!) Lysistrate des Aristophanes und die (überaus komische) Beschreibung von Falstaff's Tode der Bühne fern bleiben — wir behaupten, selbst Wagner würde die Aufführung nicht erlauben —, so lange wird eine bis in's Kleinste entwickelte Prügelei kein Vorwurf für den Tondichter abgeben — des Finale-Fußtrittes nicht zu gedenken, mit dem Hans Sachs David tractirt, während er zu gleicher Zeit den Ritter mit der Hand nach seinem Hause zieht! Was wir hier gegen die Fehler des Textes gesagt, gilt vorzugsweise den beiden ersten Acten; der dritte ist, wenige Ausnahmen abgerechnet, voll von Leben, Bewegung, Regung und solchen Situationen, die sich zur Entfaltung der Tonkunst in ihrer Vollkraft eignen.

In der Musik der Meistersinger müssen zuvörderst drei wichtige Momente betrachtet und gesondert werden: die Erfindung der Motive, die rein technische Ausarbeitung und Durchführung, ihre Verwebung, Zusammenstellung und Verwendung für die „dichterische Absicht"; hierauf ist die charakteristische Behandlung der zwei durch den Text gebotenen Gegensätze, des Ernsten und des Komischen zu prüfen.

Der prägnant hervortretenden Motive sind in den Meistersingern nur wenige, aber sie überragen an Ursprünglichkeit und Schönheit alle, die Wagner in seinen anderen Opern geschaffen hat. Die beiden Gesänge Walther's, der Meistersinger-Zug (dessen Anklänge durch die ganze Oper spielen), die kleinen liedartigen Phrasen der Lehrjungen, die einzelnen melodischen Sätze in der Soloscene Hans Sachs' und in dessen Duett mit Eva, der ganz prachtvolle choralartige Chor im letzten Acte: „Wach auf", sind von mächtiger Wirkung und werden diese nur auf den Hörer nicht ausüben, der von vornherein ein Gegner der ganzen Richtung ist, oder den Componisten Wagner vom Menschen und Autor Wagner nicht abstrahiren kann.*)

Die technische Durchführung der Motive und deren orchestrale Behandlung und Ausarbeitung ist durchwegs meisterhaft und erhebt sich dort, wo

*) Die Abstraction ist allerdings ein schweres Stück Arbeit!

sie wirklich melodisch schön Erfundenes trägt, zu hoher künstlerischen Sphäre; die Scene, wo die Meistersinger sich versammeln, bis zum Aufrufe der Namen, ist ein Musterwerk in jeder Beziehung. Die Stimmführung zeigt fast überall die sichere bildende Hand des wahren Tonkünstlers.

Was nun die Verwebung und Zusammenstellung der einzelnen Motive in dichterischer Absicht betrifft, so ist dies eine von Wagner zuerst consequent angewendete, aber schon von — — Meyerbeer versuchte Methode. Schon dieser hat Hauptmotive anklingen lassen, bevor sie sich ganz entwickelten, besonders aber die schon erschienenen bei jeder Gelegenheit andeutend wiederkehren lassen: im Robert ertönt öfters der Pilgergesang des ersten Actes (von Robert's Abstammung), in den Hugenotten zu oft der (sehr mißbrauchte) Choral; im zweiten Acte des „Propheten" während Johann den Wiedertäufern seinen Traum erzählt, spielt das Orchester die Melodie der Krönung, die erst im vierten vollständig erscheint*), und seine Erinnerungen an die Mutter und an die Geliebte werden durch Anklänge an frühere Motive dargestellt; in der Afrikanerin tritt Selica unter denselben Klängen auf, mit welchen drei Acte später die Wilden in das gescheiterte Schiff bringen. Wir wollen hier nicht etwa Meyerbeer als ein Muster aufstellen**), aber andeuten, daß uns bei Wagner nicht als großartig neu erscheinen kann, was uns bei Meyerbeer nicht besonders imponirt hat. Wagner gebraucht diese musikalischen Anspielungen, quasi Allegorien, in geistreicher, edler und manchmal wirksamer Weise, wie z. B. im letzten Gesange Hans Sachs', wo das Motiv der Meistersinger und Walther's Minnelied vereint erklingen; aber in den meisten Fällen stellt er Zumuthungen an den Hörer (und auch an den, der seine Oper mit Aufmerksamkeit und guten Willen studirt), daß über dem Forschen nach der Absicht jeder wahre Kunstgenuß verloren gehen muß. Wenn in der ersten Scene des ersten Actes bei dem „seligen Lächeln" Eva's, die, in der Kirche sitzend, Walther anschaut, ein Tact der Melodie ertönt, die dieser im dritten singt, wenn in der Scene, wo Beckmesser Hans Sachs, der die freie Sangeskunst vertheidigt, an die bestellten Schuhe erinnert und im Orchester die Phrase auftaucht, bei welcher im zweiten Acte die Schuhe angefertigt werden, und im dritten die Schuster ihren Einzug halten; wenn dann im dritten Acte eine Masse früher gehörter Phrasen zu gleicher Zeit bald wie höhnend, bald wie versöhnend erklingen, so ist, um das Alles zu erkennen und herauszuhören, mehr eine logische Begriffstrennung, mehr die Lösung von Denk-Exempeln, als die Thätigkeit der verbindenden, empfindenden Phantasie nothwendig, ohne welche ein Kunstwerk weder geschaffen noch erfaßt wird. Solche Absichten verstimmen nicht bloß, sie stimmen oft gar nicht, weil die Töne aufhören, Musik zu sein. Der Verfasser ist kein Gegner der Zukunftsmusik, schon aus dem Grunde, weil eigentlich jeder große Tonmeister (mit Ausnahme Haydn's und Gluck's) ein Zukunftsmusiker gewesen ist; aber bei der ersten Aufführung,

---

*) „Sehet den Propheten."

**) Der Verfasser hat im Jahre 1851, also lange bevor Wagner's „Oper und Drama" bekannt war, in Wien (in der nicht mehr existirenden österr. Reichszeitung) sich gegen den Propheten erklärt. Die Juden haben ihn nicht anathematisirt, nur ein seitdem verstorbener Dresdner Banquier hat in dem offenen Empfehlungsbriefe, den er ihm für Meyerbeer gab (1852), den Ausspruch niedergeschrieben: „Der junge Mann hat nur einen Fehler, daß er den Propheten nicht zu erkennen und zu würdigen vermag!"

im dritten Acte, im Duett Hans Sach's und Beckmesser's, wo alle mögliche Motive durcheinanderkreuzten, die Tactart jeden Augenblick ohne die mindeste Nothwendigkeit wechselte und im Gebrause der Dissonanzen kein consonnirender Lichtstrahl erscheinen wollte, entfuhr ihm der Nothruf: Herr Gott, wenn das die Musik der Zukunft ist, so danke ich Dir, daß ich nicht mein Enkel bin! Und es bedurfte alle der großen Schönheiten, die dieser Scene folgten, um deren Eindruck in ihm ganz zu verwischen.

Wir kommen nun zu der Frage, wie Wagner die Gegensätze des Ernsten und Komischen behandelt hat. Da die von uns hervorgehobenen und gepriesenen Motive (mit Ausnahme der kleinen von den Lehrlingen gesungenen Phrasen) alle dem ernsteren Genre angehören, so genügt der Hinweis auf dieselben, und wir können dem Komischen ausführlichere Besprechung widmen.

Eigentlich komisch kann die Musik überhaupt nicht sein, aber so heiter, so lustig, so wechselnd launig, daß sie mit Hülfe der Worte den Eindruck des Komischen hervorbringt. Jene Heiterkeit muß in der Kunst wie im Leben vorzugsweise durch Wohlklang dargestellt werden, das Dissonirende kann nur bei sehr maßvoller Anwendung wirken, weil es bei österem Hervortreten den leidenschaftlich erregten Stimmungen entspricht. Der Melodienstrom, der aus Figaro's Hochzeit fließt *), die unerreichbare Schönheit und Heiterkeit der komischen Partien in Don Juan, die wahrhaft volksthümliche reizende Lieblichkeit der Gesänge im Freischütz, die Grazie und Feinheit in Cimarosas Heimlicher Ehe, die Frische und Munterkeit im Barbier von Sevilla, sie sind unumstößliche Beweise, daß in der komischen Musik der Wohllaut vorwalten muß. Was aber Wagner in den komischen Partien seiner Meistersinger versucht hat, übersteigt nicht blos das Maß des Aesthetischen (darüber sind Controversen möglich), sondern ist auch meistens vollkommen uncharakteristisch. Das heftige, nur in grellen Dissonanzen sich bewegende Motiv, nach welchem Beckmesser dem Ritter Walther die Fehler seines Liedes vorhält, paßt viel eher auf einen Rachegesang Ortrud's, als auf die possirliche Wuth jenes eifersüchtigen Stadtschreibers (über sein Duett mit Hans Sachs haben wir schon unsere Meinung ausgesprochen); Die in den Märschen der Schuster, Schneider und Bäcker angedeuteten melodischen Phrasen werden von den charakteristisch sein sollenden Arabesken und Dissonanzen des Orchesters ganz verdeckt und bleiben ungehört; was David dem Ritter vorsingt, ist so farblos und musikalisch gehaltlos, daß es ganz ohne Wirkung bleibt. Das vielverpönte Ständchen und den Prügelchor finden wir — im Gegensatze zu den meisten Urtheilen — sehr gut erfunden, den letzteren ganz meisterhaft contrapunktisch ausgeführt; nur wirkt das erste durch die endlosen Wiederholungen unangenehm, der Chor aber kann — abgesehen von der bedenklichen Situation — nicht zur Geltung gelangen, weil siebzehn verschiedene Stimmen, die zwischen einem äußerst schwierigen contrapunktischen Orchestersatze und zwischen Pausen, abgerissene Phrasen, manchmal in jähestem Harmonie-Wechsel ausführen sollen, niemals ganz richtig singen und nur wüstes Geschrei vollführen werden. Daß Wagner auch heitere Motive zu erfinden und durchzuführen weiß, hat er in den Lehrjungchören und im Walzer des dritten Actes, der ein Cabinetstück seiner Art ist, bewiesen.

*) Und welche Charakteristik! Wie singt Bartolo: „Und sollt' ich alle Gesetze verbrechen!"

Fassen wir nun unser Gesammturtheil über die Meistersinger: Ueberall, wo Wagner den Tondichter in sich walten läßt, hat er Schönes, ja Hochbedeutendes geschaffen, wo er seine Principien voranstellt, nur Absonderliches zu Tage gefördert; also den Widerspruch zwischen Jenem und Diesen recht anschaulich dargelegt.

Aber — leben wir denn nicht in einer Zeit der Widersprüche, und der sonderbarsten? Diese Zeit hat einen Philosophen, einen sehr bedeutenden Denker erzeugt, der jedes Wesen aus einem vorher bestandenen unveränderlichen Willen entstehen, jede Erkenntniß nur als eine Vorstellung gelten ließ, aber doch keinem anderen Willen, keiner andern Vorstellung als der seinigen das Recht der Existenz zuerkannte; einen genialen Autor, der hinter Lucullischen Gastmahlen mit sehr lustiger Gesellschaft für das Wohl der arbeitenden Classe agitirte, und der, ein principieller Gegner des Duells, in einem solchen, von ihm angeregten, gefallen ist; einen Componisten, der die Noth als die Retterin der gefährdeten Kunst bezeichnet, aber für seine Person alle Raffinements erschöpft*). Sie hat große Umwälzungen entstehen lassen durch Die, welche als die entschiedensten Gegner dieser Umwälzung galten! Und wird nicht der Verfasser dieser Besprechung selbst von einem Widerspruche beherrscht, wenn er, die Thaten und Schriften Wagner's mit Widerwillen betrachtend, sich von seiner Musik willig hinreißen läßt? Hatte nicht der treffliche Immermann Recht, wenn er den Widerspruch als „Herrn der Welt und des Liedes" besang:

„Ordnung und Zusammenhang,
Diese Polizeiverwalter,
Hast Du gnädigst abgesetzt,
Wir vergessen was wir sangen,
In den früheren Romanzen
Und wir fall'n aus dem Charakter
Ohn' uns just den Hals zu brechen." —

— — — — — — — — — —

Die Aufnahme des Werkes war keine für die Zukunft maßgebende. Bei der ersten und zweiten Aufführung haben die verschiedenen Gruppen der Theaterbesucher ihre ästhetischen Meinungen einerseits in Füßegetrommel und Zischen, andererseits in wüthigem Klatschen und Lungen erprobenden Zurufen dargelegt; es wurde Weihrauch gedampft für den Reformator und Versöhner, oder spukbannendes Kraut verbrannt gegen den musikalischen Antichrist (und Anti-Jud). Später ist etwas Ruhe in die Gemüther eingekehrt. Vielleicht gewinnt das Publicum die Objectivität, um gleich uns über die Fehler hinwegzusehen, und nur die Schönheiten der Oper im Auge zu behalten. A. H. Ehrlich.

*) Sein Verehrer Nohl vertheidigte ihn einmal in der Allg. Ztg., er sei nicht luxuriöser eingerichtet als die meisten „Industriellen am Rheine". Die armen Millionäre, die's noch nicht weiter gebracht haben in ihrer Einrichtung!



Gez. von H. Kauffmann. Gest. von A. Gaber.

Regenwetter.

Regenwetter.

Die Haide seh' ich gern, wenn trüb zur Rüste geht
Der Regentag, und wenn von Nebeldunst umweht
Fern Horizont und Erd' verschwimmen.
Der Regen rauscht, es zieht der Wind durch Moos und Moor,
Bald leis und stürmisch bald, gleich einem Geisterchor,
Und o! — wie lieb' ich diese Stimmen!

Nun bleicht der Tag, nun bricht sein Schimmer noch einmal
Sich durch die Wolken Bahn — ein Schimmer, weiß und fahl,
Die Haide ganz in Zwielicht tauchend;
Für einen Augenblick wird es im Westen hell,
Und über'm Hügel färbt ein Leuchten kurz und grell,
Die Räderspur, von Nässe rauchend.

Und nunmehr rollt es dumpf, nun schallt's wie Pferdetrab —
Ein Wagen ist's — er kommt vom Hügel dort herab,
Das nahe Dörflein zu gewinnen;
Getrost! — nach solcher Fahrt ruht doppelt gut sich's aus —
Bald winkt der Kirchenthurm, bald ist erreicht das Haus,
Und o! — wie traulich ist es drinnen!

Ich aber wandre gern, wenn grau die Haid' und leer,
Wenn dumpf der Tag versinkt, und wenn im Regen schwer
Die Weiden klagen und die Föhren; —
So zog ich einst dahin durch Schottlands Moor und meint',
Wenn mit dem Haidewind die Dämm'rung sich vereint,
Die Geister Ossian's zu hören!

R.

Im Rathhaus von Antwerpen.

Kommt man von Brüssel in Antwerpen mit der Eisenbahn an, so kann man sich, hat man nur um wenige Schritte den Bahnhof verlassen — eine Idee von der künftigen Großartigkeit der von ihrem steinernen Festungsgürtel jetzt glücklich befreiten belgischen Kunst- und Handelsmetropole machen. Dort, wo früher die gewaltigen Ringmauern mit ihren Schießscharten trotzten und die Wallgräben ihr trübes, schlammiges, regungsloses Wasser zeigten, dehnen sich jetzt nach rechts und links weite Ebenen aus, worauf bereits große Verkehrsadern à la Haußmann abgegrenzt sind. Nächsten Sommer entsteht dort eine neue Stadt. Hier und da erblickt man bereits eine Gruppe von Häusern, welche gleich den ersten Colonisten zusammengerückt zu sein scheinen, in Erwartung der Nachkommenden.

Auch das tief gewölbte Festungsthor und seine mit gewaltigen Eisennägeln beschlagenen Thüren ist dem Boden gleichgemacht; an seiner Stelle steht, unter Gottes freiem Himmel, wie ein „Lug in's Land" David Teniers auf steinernem Postament, das Gesicht der werdenden Stadt zugekehrt.

Es ist aber ein gar roher plumper bronzener Gesell, der eher an einen jener herumziehenden Mäusefallen feil haltenden Slowaken als an den antwerpener Maler erinnert, der, mag immerhin Ludwig XIV. sich geringschätzig von dessen Magots, wie er die Teniers'schen Gestalten zu nennen beliebte, abgewendet haben, trefflich zu malen verstand und das niederländische Volksleben jener Zeit so drastisch zu veranschaulichen wußte, daß manche seiner Bilder, besser als viele dicke Geschichtsfolianten, uns jene Zeiten vor die Augen des Geistes bringen.

David Teniers war und bleibt ein Glückskind; von welchem Künstler läßt sich noch sagen, daß er sowol während seiner Lebenszeit wie nach seinem Tode überschätzt wurde? Bei Teniers ist dies entschieden der Fall. Er kann sich daher um so leichter mit seinem bronzenen Märtyrerthum trösten als die Gesellschaft groß, und selbst sein Herr und Meister, Peter Paul Rubens, der Malerfürst, nicht viel besser in seinem Denkmal auf der Place verte davongekommen. Das sculpturale Unglück Antwerpens ist übrigens sprichwörtlich geworden, so daß die weisen Väter der Stadt unlängst, betreffs der Statue des Operncomponisten Grisar, beschlossen, fortan dieselbe so wie alle künftigen Monumente möglichst in bedeckten Räumen unterzubringen, wo sie weniger der Oeffentlichkeit und der Kritik ausgesetzt sind. Probatum est.

Es mögen wohl mehrere Jahre her sein, da traf ich einst zufällig mit Henri Leys auf dem Museumplatz zusammen: „Sollte Einem das nicht das Streben nach Ruhm verleiden?" frug er mich halb scherzend, halb ernst, indem sein Blick die dort errichtete klägliche Marmorfigur Van Dycks, des Don Juans der vlämischen Malerschule streifte. „So lange man lebt, zappelt man im Fegefeuer der Kritik — und nach dem Tode verfällt man der Hölle der Bildhauer." —

„Darum giebt es auch", entgegnete ich ihm, nur ein wirklich würdiges Denkmal für das Genie."

„Und das wäre? . . ."

„Das, was es sich selbst mit höchst eigenen Händen in seinen Werken setzt."

Henri Leys sah mich an, drückte mir die Hand — und wir sprachen dann von anderen Dingen.

Längst hatte ich das Gespräch vergessen. Es kam mir aber wieder frisch in's Gedächtniß, als ich mit dem Sohn des seitdem leider verstorbenen Künstlers den Antwerpener Rathhaussaal betrat, der streng nach seinen Angaben restaurirt worden, und den er dann mit herrlichen Fresken geschmückt. Es war sein Schwanengesang. Aber hatte auch die kalte Hand des Todes ihm den Pinsel entrissen ehe die letzte Portraitfigur vollendet, so konnte der große Künstler nichts desto weniger mit dem Poeten Tibur's das Exegit monumentum! anstimmen.

Ja, Heinrich Leys, Du bist nicht ganz gestorben, Du lebst fort und fort und zwar Dein bestes Theil, in diesem Meisterwerk, wie keines seit Peter Rubens' Zeiten auf niederländischem Boden geschaffen worden ist!

Niemand als Leys selbst legte Hand daran. Er begnügte sich nicht, wie die meisten modernen Künstler, Kaulbach, Schwindt und Andere, die Composition zu entwerfen, die Cartons anzufertigen und das Weitere seinen Schülern zu überlassen. Alles ist sein Werk. Er retouchirte selbst, nachdem die Decorationsmaler den Plafond gemalt, alle dort angebrachten Wappenschilder der Bürgermeister, welche in Antwerpen auf einander gefolgt. So entstand ein Kunstwerk, das an malerischer und geistiger Einheit, an Farbenmusik und innerer Harmonie seines Gleichen sucht.

Der Genius eines auf dem Höhepunkt seines Schaffens angelangten Künstlers, bei dem Wissen und Können in schönster Ebenbürtigkeit zusammenwirken, konnte allein eine so schwere Aufgabe bemeistern und in so glänzender Weise lösen.

Hier ist der Vorwurf nicht mehr stichhaltend, den gewisse Kritiker Leys machten: statt der Kunst Archäismus zu treiben und die gothischen Altmeister zu copiren. Hier tritt er uns ein Schöpfer im vollen Sinne des Wortes entgegen.

Konnte man bisher von der Freske mit einer gewissen Berechtigung sagen, daß sie bedeutendere Wirkung und größere Resultate als die Oelmalerei zu erreichen sucht, indem sie der Natur weniger sclavisch nachfolgt, so hat dagegen Leys durch die seinigen den unumstößlichen Beweis geführt, daß eine mit brillanter Farbenwirkung verbundene realistische Naturauffassung, ohne jedes conventionelle Zubehör, nicht nur mit dem großen historischen Styl vereinbar, sondern unerläßlich ist, um die volle, ganze Wirkung zu erzielen.

Der Vorwurf der sich eng aneinanderschließenden vier großen Freskenbilder ist die Verherrlichung der Commune, die sich in den Niederlanden bekanntlich weit zeitiger als irgendwo entwickelte und die Gemeinheiten zu einer Blüthe und einem Selbstgefühl gebracht, daß z. B. Brügge am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sich mächtig genug glaubte, um dem ganzen heiligen römischen Reiche zu trotzen. Es hielt Kaiser Maximilian so lange gefangen bis derselbe die von ihm verlangte Charte verbrieft und verbürgt. —

In Brügge zeigt man heute noch mit Stolz das Haus, wo der Kaiser gefangen saß. Wie man sieht flößte schon damals das gottbegnadete Königthum den Niederländern blutwenig Respect ein. Ihren neuen Herrschern öffneten sie die Thore ihrer befestigten Städte erst, wenn letztere feierlichst geschworen, die Gerechtsame und Freiheiten der Stadt zu hegen und zu pflegen.

Die Basis des wahren Genies ist jederzeit eine gesunde Logik. So wählte denn auch Leys mit richtigem Tact, der sowol den denkenden Künstler als den unentarteten Abkömmling der alten Vläminger kennzeichnet, als Vorwurf des ersten Bildes: den Einzug (le joyeuse entreé.) des Erzherzogs Karl, wie er vor dem Weichbild Antwerpens dessen Privilegien zu achten schwört.

Die Composition ist ebenso originell als packend. Zuerst fällt der Blick auf die am Fuße einer Estrade gruppirten Wappenherolde und Mönche, dann aber steigt derselbe förmlich von Stufe zu Stufe und haftet wie fest gebannt an der vom geheimnißvollen Halbdunkel sich loslösenden Scene des knieenden Erzherzogs, der vor dem Altar in die Hände des Bürgermeisters Johann van der Werve und auf das Crucifix den Schwur ablegt, den er wie viele Fürsten vor ihm und nach ihm auf die fürchterlichste Weise brechen sollte, denn der dort schwört ist niemand Anderes als der Erzherzog Karl, der später als Karl V. die ersten Holzstöße der Inquisition auf den niederländischen Boden von Spanien aus verpflanzte.

Dieser Freske gegenüber und zwar demselben Längenverhältniß entsprechend, übergiebt die Herzogin Margaretha von Parma dem Bürgermeister im Augenblick einer drohenden Emeute den Schlüssel der Stadt, um dergestalt dessen Verantwortlichkeit aber auch gleichzeitig seine, auf der Charte der Commune fußende polizeiliche Oberhoheit anzuerkennen.

Diese Scene ist im vollen Licht dargestellt, läßt aber schon der nur symbolischen Handlung willen ziemlich kalt.

Welch' reiches Leben aber entfaltet sich dagegen in den zwei großen Wandgemälden zu beiden Seiten des Kamins. Hier ist es die genueser Familie der Pallavacini, welche in dem Rathssaale, Männer, Frauen und Kinder, ein ganzer Clan, von dem antwerpner Gemeinderath das Bürgerrecht empfängt.

Dort haranguirt der Bürgermeister Lancelot von Ursel die Gilden (1542) um sie zur Vertheidigung der Stadt anzufeuern.

Leys zeigt in diesen beiden Bildern, wie sehr er die alten germanischen Meister studirt und in den Geist jener Epoche vor und während der Reform eingedrungen ist. Er hat der Gothik und ihren Epigonen sogar die Naivetät der Auffassung abgelauscht — oder richtiger gesprochen, es ist ein Triumph seiner Kunst, daß man es glauben muß, so ganz absichtslos, durch die Nothwendigkeit und nicht durch die Gesetze der Composition bestimmt, treten jene Darstellungen dem Beschauer entgegen. Der schlichten, aber großen Auffassung entspricht eine intensive Lebenswahrheit. Alles lebt und webt.

Vergeblich späht man nach einer akademischen Gruppirung, nach einer oder der anderen conventionellen Figur, wie sie sonst gang und gäbe sind, und deren sich viele Künstler, selbst die besseren, als Lückenbüßer bedienen. Hier steht, drängt und spricht Alles zusammen ganz wie die Wirklichkeit sich bietet und eben in dem Umstand, daß man zuerst gar nicht an die Composition denkt, sondern in die Handlung hineinversetzt ist, liegt ein hohes und seltenes Verdienst des Meisters.

Ist die erste Sehensbegierde gesättigt und der Gesammteindruck erzielt, so bietet sich dem eingehendern Beschauer die ergiebigste Ausbeute. Ueberall, vom Großen bis zum Kleinsten charakteristische Auffassung, feine Individualisirung und eine Localfarbe, die wirklich an's Unbegreifliche grenzt.

Man sehe nur auf dem Bilde der Familie der Pallavacini die geniale Individualisirung der verschiedenen italienischen und vlämischen Gestalten, und welch' prächtige Gegensätze zwischen der trotzig frechen wettergebräunten spanischen Soldateska und dem versoffenen Trio der antwerpener Stadtsoldaten!

Wollte ich auf dem verwandten literarischen Gebiete irgend eine Analogie in der Kunst realistischer Darstellung längst verflossener Zeiten und Menschen suchen, so finde ich nur gewisse Scenen in Goethe's „Egmont“ und seinem „Götz von Berlichingen“.

Dichter und Maler sind gleich geehrt durch diese Parallele. Der antwerpener Rathhaussaal wird bald, ist er nur einmal dem Publicum eröffnet, gewiß als eines der vollendetsten Kunstwerke der Gegenwart anerkannt werden. Nicht umsonst hat Henri Leys die letzten zehn Jahre seines Lebens fast ausschließlich diesen Fresken gewidmet; zwölf große Portraitfiguren, jener Fürsten und Fürstinnen Brabants und Burgunds, welche Antwerpen am Meisten Freiheiten gewährt und die gleichsam als Bindeglieder zwischen den vier großen Wandgemälden dienen, habe ich noch nicht einmal angeführt und doch erheischen sie allein einen längern Bericht. Karl der Kühne von Burgund z. B. ist so gezeichnet und gemalt, daß Albrecht Dürer nicht anstehen würde sein verschlungenes D darunter zu setzen.

Vasari erzählt, daß, als Michel Angelo sein Jüngstes Gericht in der Syxtinischen Kapelle vollendet, er eines Morgens ganz erschrocken that: er war nicht mehr im Stande einen Brief zu lesen ohne ihn horizontal zu halten, so sehr hatte sein Auge sich daran gewöhnt nur in wagerechter Richtung zu schauen.

Es vergingen mehrere Monate darüber bevor Michel Angelo's Auge wieder seine normalen Fähigkeiten zurückgewonnen.

Heinrich Leys hatte sich dergestalt in das Mittelalter und die Reformationsepoche hineingelebt und deren künstlerisches Gefühl oder richtiger gesprochen, deren künstlerische Form sich so zu eigen gemacht, daß sie ihm gleichsam zur zweiten Natur geworden.

Nicht nur sein Atelier und seine Bilder, sein ganzes Hauswesen hatte etwas Gothisches.

Um die Fresken des Rathhaussaales, der erst im Monat August dem Publicum zugänglich sein wird, zu sehen, bedurfte es der besondern Erlaubniß der verwittweten Baronin Leys.

Meiner Anfrage wurde auf's Liebenswürdigste entsprochen. Der Sohn des Verstorbenen empfing mich sehr freundlichst und führte mich vorher in das verwaiste Atelier: Es gemahnte mich wie ein verlassener Tempel ohne Priester.

Vom Atelier aus, zu welchem wir uns durch den Garten begaben, führte mich derselbe dann durch das Treibhaus zum Speisesaal — Als wir eintraten, wußte ich wirklich nicht wie mir geschah. . . . Wahrheit oder Dichtung? Wirklichkeit oder Schein — —?

In schwarze Trauerkleider gehüllt stand Madame Leys umgeben von ihren beiden Töchtern da, als sei sie von dem Fries herabgestiegen, welcher

den ganzen Saal umgiebt, der erste meisterhafte historische Versuch, worin Leys das häusliche Leben im Mittelalter durch einen Cyclus von Bildern dargestellt.

Natürlich harmonisirt die ganze Ausstattung des Saales bis in's geringste Detail; man fühlte sich gleichsam dort als ein Bürger von anno 1500.

Leys war kein Romantiker, beileibe nicht. Das, was man dafür auf den ersten Blick halten könnte, war nur der merkwürdige Zug des Mannes, der sich dergestalt mit seiner künstlerischen Richtung identificirt, daß er selbst, nach vollbrachter Tagesarbeit, im Kreise der Seinigen, wo er in patriarchalischer Weise lebte, sich in derselben Stimmung erhielt.

Leys hat sich seine Frau und Kinder abconterfeit. Aber trotz der modernen Costüme denkt man eher ein Bildniß von Holbein oder Lucas Cranach vor sich zu haben als ein modernes Portrait.

Um Leys ganz zu verstehen und richtig zu beurtheilen bedurfte es vielleicht dieser kurzen Andeutungen; wäre es auch nur, um zu beweisen, daß bei einer so herrlich angelegten Künstlernatur nicht von einem Nachahmen früherer Meister und noch weniger von einem parti pris die Rede sein kann.

Dabei darf nicht vergessen werden, daß, ist die Form auch hier und da zwar mittelalterlich, der Geist seiner Schöpfungen jung und von den heutigen Zeitideen durchtränkt ist.

Ein anderer Vorwurf, der selbst von manchen Personen geäußert wird, die im Stande sind in der etwas seltsamen oder veralteten Schaale den Kern zu genießen, will den Meister für das zahlreiche Heer der Nachahmer verantwortlich machen, welche seinem Beispiel gefolgt und heute gewissermaßen eine Schule, einen lebenden Anachronismus bilden.

Henri Leys konnte diese Verantwortlichkeit mit den Worten Michel Angelo's zurückweisen: „Mein Styl, sagte der alte Buonarotti, wird viel Narren machen.“ Max Sulzberger.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im Mai 1870.

Lieber Freund.

Sie haben mich oft wegen meiner Projectenmacherei verspottet. Diesmal hoffe ich Sie zur Bewunderung zu zwingen. Ich habe nämlich die Absicht, ein großartiges Organ zur Beförderung der christlich-germanischen Gesinnung zu begründen. Allein kann ich das Unternehmen nicht in's Leben rufen, und somit bietet sich mir jetzt die Gelegenheit dar, alle Freundlichkeiten, welche Sie mir seit Jahren erwiesen haben, mit Einem Schlage wett zu machen: ich schlage Ihnen vor, mein Socius zu werden.

Gestatten Sie mir, in großen Strichen die Grundzüge des neuen Unternehmens zu entwerfen.

Das Blatt, welches natürlich illustrirt werden müßte — denn ohne Illustration geht's heutzutage nicht mehr, da die meisten Leser — „Leser" nach der Melodie „lucus a non lucendo" — blos die Bilder besehen, würde wöchentlich einmal erscheinen und zwar unter dem anheimelnden Titel: „Das traute, deutsche Heim". Wir brauchen dazu bedeutende Capitalien, gediegene Langweiligkeit, christliche Gesinnung und Tendenz. Sie brauchen blos die ersteren zu stellen — die Capitalien — für die anderen nothwendigen Requisiten komme ich auf.

Unser Blatt würde sich äußerlich in nichts von den bestehenden Unterhaltungsblättern unterscheiden. Es würde dasselbe Format haben, dieselben Holzschnitte bringen und in derselben typographischen Ausstattung erscheinen. Dagegen würde der Inhalt ein wesentlich anderer sein. Jeder Mitarbeiter würde uns den Nachweis zu führen haben, daß er a) dem Schulfach angehört b) die Regulative für zu freisinnig hält c) unter dem Ministerium Mühler befördert worden ist. Alle unsere Artikel würden eine wohlthuende Bildung und echt christlichen conservativen Geist athmen, wodurch wir der Mühe überhoben wären, uns um andere Geister zu kümmern. Wir würden, mit anderen Worten, geistlich sein, um nicht geistreich sein zu brauchen.

In diesem Sinne würde zunächst die Haupterzählung, welche an der Spitze des Blattes erscheint, gehalten sein müssen. Die Helden dürften nur dem rechtgläubigen Feudaladel, dem alten wackern Zunfthandwerkerstande und der Geistlichkeit angehören. Von Liebe würde natürlich nur dann die Rede sein können, wenn die Eltern ihre Zustimmung zur Vermählung gegeben haben. Alle Worte, welche den Geist auf unlautere Dinge hinlenken, wären durchaus zu vermeiden. Es würde also nicht die Rede sein können von „nackter Wahrheit", man würde Ausdrücke wie „vom Scheitel bis zur Sohle" auf den index verborum prohibitorum setzen, anstatt des anstößigen Wortes „Meerbusen" würde man das gute deutsche Wort „Golf" gebrauchen, man würde nur von einem „gewitterschweren" Himmel sprechen dürfen rc. rc.

Die Handlung der Erzählung wäre einfach: Der gottergebene Graf

Kuno von Stolzenburg, welcher auf der Universität niemals ein Colleg geschwänzt und im Winter stets Thee, im Sommer saure Milch getrunken, arbeitet im Schlosse seiner Ahnen an einer Biographie des heiligen Chrysostomos. Allabendlich geht er in's Dorf hinab und spendet dort den Krüppeln und Lahmen, sowie Allen, die mühselig und beladen sind, reichliche Almosen. Dabei vergißt er nicht, der kleinen Dorfkirche eine Orgel und schöne Glocken zu kaufen, und wenn die Glocken mit ihrem ehernen Munde den Ruhm des Allmächtigen verkünden, dem bösen Fortschrittsmann, welcher sich gegen die Obrigkeit auflehnt, den Angstschweiß auf die Stirn treiben, dann spielt ein beseligtes Lächeln um den schöngeformten Mund des edlen Grafen, er schlägt die Augen auf zum Sternenzelt und spricht mit herzinniger Befriedigung: „O, welche Wonne ist es doch, meinen andächtigen Geist auf den Schwingen der weihevollen Töne emporgetragen zu fühlen, der Töne derjenigen Glocken, welche ich der Kirche zu schenken die Ehre hatte. Ihr schnöden Mammonsdiener, wüßtet Ihr, wie beseligend eine solche Empfindung das gläubige Herz durchzuckt, Ihr würdet sofort Eurer Kirche eine Glocke schenken. Die besten bekommt man bei XX in Y.' (Der Glockenfabrikant wird unbedingt auf das „traute deutsche Heim" abonniren.)

Graf Kuno ist eine Waise. Er ist vier Wochen nach dem Tode seiner Mutter geboren — das wird gesagt, um das kindliche Gemüth des Lesers nicht zu beunruhigen — und als der Klapperstorch ihn brachte, rief sein trostloser Vater entzückt aus: „Nun habe ich doch auch ein Andenken von meiner geliebten Frau!"

Als Kuno vierzehn Jahr alt war, fiel der alte Graf Stolzenburg auf dem Felde der Ehre. Kuno fand im Hause des würdigen Pfarrers Redlich eine zweite Heimat.

Seine liebste Gespielin war Gottfrieda, des Pfarrers rosiges Töchterlein, eine züchtige Maid mit langen blonden Zöpfen. Als sie confirmirt werden sollte — Kuno hatte inzwischen die Universität bezogen — sprach der Vater zu ihr: „Jetzt, mein liebes Kind, ist der Augenblick gekommen, da Du zu wählen hast, ob Du ein Jüngling oder Mägdelein werden, ob Du Dich als Knabe oder Mädchen willst confirmiren lassen."

Gottfrieda erröthete und sprach mit unschuldsvollen Tone: „Wenn der gute Herr Vater mir die Wahl lassen, so möchte ich ein Knäblein werden, dieweil auch Kuno, wie man mir gesagt hat, ein Knäblein ist."

„Wer hat Dir das gesagt?" fragte der Vater mit strenger Miene.

„Die treue Hausmagd!" versetzte Gottfrieda. „Martha hat es mir gesagt."

Martha wurde sofort des Dienstes entlassen. Indessen wußte der Vater genug. In den schlichten Worten seines Kindes war ja das offene Geständniß ihres Wohlwollens für Kuno enthalten. Er sprach mit der Mutter, welche gerade die Wäsche zählte.

O Haushalt, köstliches Gut! Welch' einen erquickenden Anblick bietet der Wäschschrank dar! Da liegt auf blankgescheuerten Brettern in weiser Ordnung aufgestapelt das schneeige Linnen; je zwölf und zwölf Stück mit einem rothen Bande verbunden. Der Blick der sorgenden Gattin hatte soeben ein Hemd erspäht, an welchem ein Knopf schadhaft geworden war, sie legte es bei Seite, um nach dem Dank für das genossene Mittagsmahl einen neuen Knopf anzusetzen. Der Pfarrherr erzählte seiner treuen Hauswirthin die besorgnißerweckende Antwort, welche Gottfrieda ihm gegeben hatte. O,

möchten doch alle Gatten in wichtigen Lebensfragen ihre Frauen zu Rathe ziehen! Denn das von Gott angetraute Weib ist des Mannes besserer Theil. Wo freilich durch die sogenannte „Civilehe" das hehre Band, welches sich um die Familie schlingt, gelöst, wo die Ehe zu einem Schachervertrage erniedrigt wird, welcher baar ist aller höheren Weihe — da kann von einem harmonischen Zusammenwirken gleichgestimmter Seelen nicht die Rede sein, da sprießt die Saat des Bösen auf, da müssen zwieträchtige Verbindungen entstehen, wie wir sie bei den Juden und Fortschrittsleuten so häufig wahrnehmen.

Die Frau Pastorin faltete das Hemd zusammen, glättete es mit der arbeitsgewohnten Hand und sprach: „Er hat uns bis hierher geholfen, er wird uns weiter helfen." Und in der That, auf Zureden ihrer Mutter entschloß sich Gottfrieda dazu, das Geschlecht dieser letzteren zu wählen und wurde als Mägdlein confirmirt.

Sie werden nun ungefähr schon merken, worauf ich hinauswill, lieber Freund. Ich will den Sinn für christliche Familie, für alte gute Sitte und Zucht wecken und fördern und überall dem sogenannten Fortschritt entgegentreten. Sie glauben gar nicht, wieviel Leute es giebt, die sich davon verblüffen lassen. Wir werden also gute Geschäfte machen und kommen nebenbei in den Geruch der Heiligkeit, was gar nicht zu verachten ist. Man speculirt heutzutage mit allem Möglichen, der Eine mit Freigeisterei und burschikosem Deutschthum, der Andere mit Pikanterien und Zweideutigkeiten — weshalb sollte man da nicht auch einmal mit Gläubigkeit, Moralität, christlicher Gesinnungstüchtigkeit speculiren können? Und ich versichere Sie, das Letztere ist das Bequemste. Wenn wir auch noch so langweilig und trocken sind, wir werden dennoch auf den Beifall aller Wohlgesinnten rechnen können. Wenn Voltaire orthodox gewesen wäre, hätte er seinen Witz sparen können. Witz, Laune, Munterkeit, Esprit — dergleichen Bagatellen kann der Libertiner allerdings nicht entbehren, wenn er sich den Ruf eines geistreichen Schriftstellers erwerben will, von uns verlangt man aber nichts als Sittlichkeit. Haben Sie jemals von Knak ein Bonmot verlangt oder nur erwartet?

Auf Geist können wir also verzichten; aber ohne alle Liebe wird's nicht gut gehen. Das Liebescapitel ist allerdings mit größter Vorsicht zu behandeln; je langweiliger es ist, desto besser; um so weniger wird der in der sündhaften Brust jedes Menschen schlummernde Keim sinnlicher Neigung geweckt werden. Man würde den weiteren Verlauf der Geschichte etwa so schildern:

Eines Abends, als Kuno den Armen reichliche Spenden ausgetheilt und Gottfrieda die vom Felde heimkehrenden Schnitter mit einem Labetrunk reinsten Quellwassers erquickt hatte, begegneten sich Beide unter der alten Linde vor dem Pfarrhause. Sie hatten sich lange nicht gesehen. In den Zweigen der Linde schmetterten lustige Vögelein ihre Dankeslieder in die laue Luft und priesen den Schöpfer. Kuno blieb stehen. Gottfrieda auch.

Kuno sprach: „Grüß Gott, Gottfrieda!"

„Habe Dank, Kuno!" erwiederte die sittige Jungfrau.

„Hörst Du die Vögelein?" fragte Kuno.

„Stellenweise", erwiederte das Mädchen und erröthete.

„Nun, so singe ein passendes Liedchen, holde Maid."

Gottfrieda verneigte sich schamhaft und sang leise und glücklich lächelnd:

„Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir!"

Sie sang die vierzehn Strophen ohne sonderliche Anstrengung und mit vielem Gefühl. Kuno sang die drei letzten Strophen in Quinten mit. Er behauptete, das sei die zweite Stimme. Darauf sprach Kuno: „Ich wünschte, wir könnten immer zusammen singen.“

„Ich auch.“

„Ich freue mich immer, wenn wir uns sehen.

„Ich auch.“

„Und ich bin traurig, wenn wir uns verlassen.“

„Ich auch.“

„Nun, so wollen wir immer beieinander bleiben.“

„Ja, aber zunächst wollen wir die Einwilligung der lieben Eltern einholen, damit es uns wohlergehe . . .“

„Und wir lange leben auf Erden!“ ergänzte Kuno.

Er reichte ihr den kleinen Finger der linken Hand, sie legte den kleinen Finger der rechten Hand daneben, sie häkelten ein und begannen wiederum ein der Situation angemessenes Lied in Quinten vorzutragen:

„Bewahr uns, Herr, vor Schreck und Noth,
Vor Pestilenz und jähem Tod!“

Da erschien der würdige Vater auf der Schwelle des Pfarrhauses. Er hatte die Hände in den Taschen seines weiten Rockes, blätterte in der Bibel und putzte die Brille.

„Ehrwürdiger Herr!“ sprach bescheidentlich der junge Mann. „Ich werde immer bei Gottfrieda bleiben.“

„Güngling, Güngling!“ erwiederte der treue Hirt dem Schafe, „das geht nicht. Du bist ga noch viel zu gung“

„Ich werde ja älter.“

Dieser schlagenden Antwort vermochte der Pfarrer keinen triftigen Grund entgegenzuhalten. Er erhob seine beiden Hände und legte sie, während er sich die Rührungsthränen von den Wangen wischte, segnend auf die Hände des glücklichen Paares.

„Und Du wirst meine Tochter glücklich machen, Güngling?“

„Spaß!“ sprach Kuno.

„Und Du wirst dem Güngling eine treue Gattin sein, Gungfrau?“

„Ei wei!“ flüsterte Gottfrieda.

Und auf diese Weise machte die sittige Pfarrerstochter eine gute Partie. Kuno stimmte bei den Wahlen immer für den Landrath. Es war ein glückliches und recht amüsantes Paar. —

Nächst der Erzählung werden wir vor Allem den biographischen Theil des Blattes pflegen müssen. In der ersten Nummer werden wir Virchow's Portrait mit einer Skizze bringen. Ich denke, wir schreiben ungefähr wie folgt:

Das „traute deutsche Heim“ ehrt jede politische Ueberzeugung. Wir gehören nicht zu jenen Fanatikern, welche gegen jeden Andersdenkenden ihr Anathema schleudern. Und wir können dies nicht besser documentiren, als dadurch, daß wir gleich in dieser, unserer ersten Nummer das Portrait eines Mannes bringen, welcher ziemlich allgemein als ein entschiedener Fortschrittsmann verlästert wird. Wir wollen unsererseits gern zugestehen, daß Virchow in seinen jungen Jahren den breiten Weg des Lasters und Fortschritts gewandelt, wir wissen sogar, daß es eine Zeit gab, da er sich mit dem wissen=

schaftlichen Nachweise beschäftigte, daß die Engel, falls sie mit menschengleicher Gestalt ausgestattet seien, unmöglich Flügel haben könnten, da die Bildung des menschlichen Rückgrats und der menschlichen Schulterblätter die Befähigung zum Flügeltragen als ein wissenschaftliches Unding erscheinen lasse; indessen das sind vergangene Zeiten. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß gerade die halbverlorenen Seelen, wenn sie den Läuterungsproceß siegreich durchmachen, dem Staat und der Kirche den größten Gewinn bringen. Und wie Paulus Saulus gewesen sein mußte, so mußte auch der Held der Wissenschaft, welchen wir jetzt als triumphirenden Gegner eines gewissen „Affenprofessors“ bewundern, in seiner unerfahrenen Jugend der freisinnige Virchow gewesen sein, welcher der Obrigkeit viel Kummer bereitete und von der Fortschrittspartei als Idol angefeiert wurde. Dieser Virchow ist nicht mehr. Zeigten sich früher schon Symptome eines gläubigen Gemüths in dem jungen Menschen, so ist jetzt seine Erweckung als eine vollendete zu betrachten. Die Affentheorie hat er als unchristlich und unsittlich mit dem geweihten Schwerte der Wissenschaft bekämpft und nachgewiesen, daß das Weib aus der Rippe des Mannes gemacht sei.

Denn „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, heißt es im achtzehnten Verse des zweiten Capitels des ersten Buches Mose, und deswegen heißt es auch schon im siebenundzwanzigsten Verse des ersten Kapitels desselben Buches Mose „und er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein“. Wir sind durch zuverlässige Privatinformationen in den Stand gesetzt, zu versichern, daß Virchow jedesmal, bevor er eine Leiche secirt, sich abwendet, eine stille Betrachtung anstellt über die Vergänglichkeit alles Irdischen, und dann mit einem Seufzer und aufgeschlagenen Augen fromme Worte spricht. Seine Schüler verharren mit gesenktem Haupte in ihrer andächtigen Haltung, bis er seine kurze, innige Bitte vollendet hat. Virchow hat auch in der Wissenschaft Einiges geleistet. Im Uebrigen ist, da seine parlamentarische und communale Thätigkeit den Jugenderinnerungen zur Last gelegt werden muß, über ihn nichts weiter zu sagen, als daß er zu den Unserigen gehört.

Von Wichtigkeit ist auch die Rubrik der „Tagesbegebenheiten“. Für die Probenummer würde vielleicht eine objective Darstellung des Mordes bei Pantin anzuempfehlen sein. Wir würden schreiben: Ist es nicht eine wunderbare Fügung des Himmels, daß in demselben Augenblicke, da eine angebliche Vertretung des deutschen Volks das Recht der Obrigkeit über Tod und Leben der Unterthanen über den Haufen stoßen will, da man aus übelangebrachter Sentimentalität die wirksamste aller Strafen zu beseitigen versucht, die Vorsehung eine Gräuelthat wie den Mord bei Pantin zuläßt, um das getrübte Rechtsbewußtsein des Volkes zu klären?

Trauppmann verbrachte seine Jugend im Elsaß. In der nächsten Nähe seines elterlichen Hauses wohnte ein liberaler Kreisrichter. Die Erwähnung dieses Umstandes mag geringfügig erscheinen. Wenn man indessen erwägt, daß jugendliche Gemüther den Einflüssen ihrer Umgebung gar leicht zugänglich sind, so verdient auch diese Einzelheit ihre volle Beachtung. Als charakteristischer Zug aus seiner Jugend mag noch hervorgehoben werden, daß er sich von der Gratulation zum Geburtstag seines würdigen Lehrers regelmäßig ausschloß. Seine Lectüre beschränkte sich fast ausschließlich auf die liberalen Blätter, dagegen würdigte er die Tractätchen des evangelischen Brudervereins kaum eines flüchtigen Blicks. Im Kreise seiner Freunde äußerte er mehrfach:

wenn er im Jahre 1848 schon gelebt hätte, so würde er sich jedenfalls an der Revolution betheiligt haben. Mit wahrhafter Begeisterung verkündigte er allerorten, daß der Mensch von den Affen abstamme. Die Keime einer so gearteten „modernen Bildung“ mußten zur verhängnißvollen Frucht heranreifen. Trauppmann beschloß demnach, zu morden. Die schrecklichen Einzelheiten seiner That glauben wir als bekannt voraussetzen zu dürfen; mit dem Schrei: „Ich stimme mit Nein!“ drang er auf seine Opfer ein und metzelte sie nieder. Das sind die Folgen des demokratischen Katechismus: Gleiches Recht für Alle! In Trauppmann verkörpert sich die ganze Verruchtheit der modernen sogenannten freisinnigen Gesellschaft. Er ist der blutige Vertreter jener als „Freiheit“ ausposaunten Zügellosigkeit, welche aller Schranken, die Sitte und Gesetz aufgerichtet haben, spottet und in der Befriedigung viehischer Habgier und elender Selbstsucht schwelgt. Dahin haben es unsere sauberen Materialisten glücklich gebracht. Und nun fragen wir, Angesichts des Verbrechens von Pantin, wir fragen, hatte Stahl Recht, als er ausrief: Die Wissenschaft muß umkehren? Wir gestehen, daß wir dem wüsten Unwesen, welches man jetzt als Fortschritt der Wissenschaft zu bezeichnen beliebt und welches, wie wir nachgewiesen haben, den Raubmord zur letzten Consequenz hat — wir gestehen, daß wir diesem Fortschritt allerdings nicht huldigen und daß wir die liberalen Scheltworte: „Dunkelmänner“, „Rückschrittsmänner“, „verkappte und offene Reactionaire“ als Ehrentitel für uns in Anspruch nehmen.

So ungefähr würde der Artikel gehalten sein. Ich weiß wohl, daß das Alles dummes Zeug ist, aber das schadet nichts: semper aliquid haeret. Wenn wir consequent damit fortfahren, alle Laster und Verbrechen als naturgemäße Producte des modernen Geistes, alle Edelthaten und hervorragenden Leistungen als Ausfluß einer bibelfesten, strengconservativen Erziehung hinzustellen, schließlich bleibt doch etwas hängen. Die Hauptsache ist, daß wir in der Verdächtigung der Liberalen nicht ermatten; verlassen uns unsere Kräfte, so werden wir bei dem Redacteur des „Bayerschen Vaterland“ jedenfalls Unterstützung finden. Auf der einen Seite verdächtigen wir also unsere machtlosen Gegner, auf der andern fördern wir den Sinn für Unterwürfigkeit unter jeden Gewaltigen, für knechtischen Gehorsam und Duckmäuserthum — das Geschäft muß floriren! Denn wer macht bessere Geschäfte

„. . . als die Heuchler
Vom Platz, die wie Quacksalber auf dem Markt
Mit lästerlicher, frecher Gaukelei
Straflos das Volk bethören, und verspotten,
Was jedem Menschen für das Höchste gilt?
Nichtswürd'ge, die aus Geiz und Eigennutz
Die Frömmigkeit zum Handwerk und zur Waare
Erniedern, und mit Seufzern und Geberden
Aemter und Würden kaufen; jene Rotte,
Die auf dem Weg zum Himmel ird'schem Gut
Wetteifernd nachrennt; die zugleich devot
Und gierig supplicirt; die ihre Laster
Mit ihrer Frömmigkeit zusammenflicht
Und hämisch, treulos, hinterlistig, falsch,
So oft es gilt dem Feind zu schaden, frech
Mit Glaubenseifer ihre Bosheit deckt —
Um so gefährlicher in ihrem Haß,
Als sie mit Waffen ficht, die wir verehren . . .“

Diese schönen Verse hatte ich gerade abgeschrieben — ich wollte sie eigentlich als die meinigen ausgeben, um dadurch die Leichtfertigkeit, meine eigensten Verse als die Dichtung eines Andern bezeichnet zu haben, wieder gut zu machen, aber ich thus lieber nicht und gebe die Quelle an: „Tartüffe" in der Uebersetzung von Wolf Baudissin — als mir ein literarisch bewanderter Freund mittheilt, daß ein solches Unternehmen, ganz genau, wie ich es beabsichtigt hatte, bereits in Deutschland existirt. Es ist ein eigenthümliches Verhängniß, das über mir waltet: alle meine guten Ideen hat irgend ein Anderer schon einmal vor mir gehabt, und wenn Thränen meinen Augen entstürzen, oder Frühlingsschauer mein Herz durchzucken, so kann ich darauf wetten, daß das auch schon einem Andern vor mir passirt ist. Ja, wenn der Mensch Unglück haben soll!

Aber ich habe einen Leidensgenossen, und Sie wissen, daß solamen miseris socios habuisse malorum. Ich spreche von Silberstein, wie Sie sofort errathen haben werden, das heißt, von August Silberstein, von Professor Dr. August Silberstein in Wien, Ritter des Falkenordens &c. Silberstein hat einen Namensvetter, der auch Schriftsteller ist. Beide sind Landsleute, Beide Doctores philos. Der Ritter des Falkenordens heißt August, der andere heißt Adolf. Die Gleichheit besteht also nicht nur im Stande, nicht nur im Namen, im Doctortitel und Vaterland, sondern auch in den Wäschezeichen A. S. Es ist die reine Komödie der Irrungen. Nicht nur daß August, dem Ritter des Falkenordens, bisweilen Complimente über Artikel gemacht werden, die Adolf geschrieben hat, in jüngster Zeit wurden ihm auch theilnahmvolle Schreiben zugesandt, die für Adolf bestimmt waren. Das war auf die Dauer nicht zum Aushalten;

„Die zwei Antipholus, so täuschend gleich,
Und die zwei Dromio, Eins dem Ansehn nach —
Und mich hielt man für ihn, wie ihn für mich;
Daraus entstanden diese Irrungen."

August, der Ritter des Falkenordens, sah sich daher in die Nothwendigkeit versetzt zu erklären: daß alle seine Dichtungen in Versen wie in Prosa stets mit seinem vollen Namen und dem Insiegel seiner Ritterschaft geziert seien, daß er sich ferner niemals mit Kleinigkeiten abgegeben und niemals Theaterkritiken geschrieben habe. Dergleichen überläßt er natürlich subalternen Geistern, einem Lessing, Börne und dergleichen Leuten. Adolf umkreist auf den Schwingen seines weißen Falken die höchsten Höhen des Parnaß; ach nein, das ist August! Adolf hat ja keinen Orden und schreibt Kritiken. Nun fange ich auch an die Beiden zu verwechseln. Ich sehe ein, es wird August, dem Ritter des Falkenordens, nichts Anderes übrig bleiben, als Johann Hoff's Wege zu betreten und wie dieser erklärte, daß die „rothen Schilder" die Waare des homonymen Concurrenten deckten, zu publiciren, daß er künftig alle seine Dichtungen in Versen und in Prosa „August Silberstein mit dem weißen Falken" unterzeichnen würde. Abgesehen von allem Andern, macht ein solcher Zusatz sich gut und ist vielleicht auch wirksam, denn „wo Vögel sind, da fliegen Vögel hin!"

Mit bestem Gruß
harmlosest ergeben
der Ihrige.

Im Rauchzimmer.

Die Wände unseres Rauchzimmers sind ziemlich einfach gehalten. Wenige Büsten nur sind an denselben aufgestellt, und die Bilder, die dazwischen in schlichten Rahmen hängen, lassen sich leicht zählen. Man erblickt da vor Allem das hohe Haupt Goethe's, dessen Stirn mit der mächtigen Wölbung uns die heitere Ruhe des griechischen Weisen lehrt. Neben ihm thront Schiller, aus dessen Zügen wir das energische Streben nach den höchsten Idealen lesen. Lessing fehlt nicht; die Helligkeit des Geistes leuchtet wie Sonnenschein auf seinem Angesicht, und ich glaube, daß in seiner Gegenwart Keiner von uns ein Wort sagen möchte, welches gegen die Würde des freien, denkenden Mannes gedeutet werden könnte. Ihm gegenüber haben wir Shakespeare einen Platz gegeben: denn Lessing war es, der den deutschen Geist zu ihm hingeführt hat, wie zu einer Quelle neuen Lebens. Diesen vier Dichtern reihen sich die Köpfe der großen Componisten an, welche für die Musik als unbestritten repräsentativ gelten müssen, ein oder der andere Stich erinnert an die Meister der Sculptur und Malerei — damit ist für jetzt unsere Galerie geschlossen. Denn wir sind dem Bilder- und Zeichendienst nicht geneigt und der Charakter unserer Gesellschaft bringt es mit sich, daß wir Alles vermeiden, was eine Verschiedenheit der Meinung herbeiführen könnte. Zwar darf ich wol sagen, daß wir in den großen und allgemeinen Fragen einig sind. Wir Alle lieben das Vaterland mit einer aufrichtigen Liebe und segnen den Tag, der ihm neue Herrlichkeit verliehen vor den Nationen der Welt, wiewol wir des Blutes und der Thränen niemals vergessen werden, die seinethalb geflossen. Wir fühlen das Band nicht zerschnitten zwischen uns und unseren Brüdern, noch eine Linie künstlich aufgerichtet, die uns von ihnen zu trennen vermöchte. Stärker als je zuvor empfinden wir diesen Zug hinüber und herüber; und halten es für heilige Pflicht, ihm in jedem Wort, das wir sprechen, einen warmen Ausdruck zu leihen. Ja, das alte, schöne Lied vom „Haus, das zerfallen" — auch wir haben es gesungen; auch wir sahen nicht ohne Wehmuth das Band zerschnitten, „das schwarz, roth und gold" . . . Wessen Träume gehörten ihm nicht einmal? Allein mit solchen Bändern — das haben wir doch nun wol Alle gelernt in der langen Zwischenzeit — bindet man nicht die Hände der Mächtigen, die, statt großherzig zu sein, nur allzuoft eigennützig waren; noch ist es die Einheit der Farben, welche die Einheit der Bestrebungen ersetzen kann. Nicht minder warm, als je zuvor, schlägt ein deutsches Herz dem andern heut entgegen; der Unterschied ist nur, daß, was Alle wollten, aus dem Traumland in das Land der Wirklichkeit herabgetreten. Freilich, daß man auf diesem Boden rauher wandelt und härter anstößt, als auf den Wolken etwa; doch das liegt in der Natur der Sache.

Doch ist es ein schlechtes Zeichen geselligen Talentes und verstößt gegen alle Gesetze des guten Tons, wenn Derjenige, der seine Freunde zu sich einlädt, das Gespräch auf einen Gegenstand bringt, welches die persönlichen Ansichten eines der Anwesenden verletzt, ob man sie nun billigt oder verwirft; denn der „Salon" ist kein Ort der Debatte, und was das Rauchzimmer betrifft, so haben wir es uns ganz besonders für die harmlose Plauderei reservirt. Denn Männer der verschiedensten Ansichten pflegen sich in ihm regelmäßig zu treffen; Mitglieder der entgegengesetzten Parteien zünden sich dort an demselben Licht ihre Cigarren an. Selten daher berührt das Gespräch ein politisches Thema oder eine politische Persönlichkeit; ein Jeder beweist durch diese Rücksicht, daß er die Ueberzeugung des Andern respectirt, um sie, wenn es sein muß, auf einem andern Terrain entweder zu bekämpfen oder zu unterstützen.

Es hat mich daher wahrhaft ergriffen, als am vergangenen Sonntag ein älterer Herr aus unserer Mitte sich erhob und um die Erlaubniß zu einigen Worten bat. Es herrschte an jenem Tage nicht die muntere Conversation, wie sie meist im Rauchzimmer geführt wird; vielmehr eine ernste, fast feierliche Stimmung. Es war ein wunderbar holder, wonniger Maientag; so, wie die Dichter ihn zu besingen pflegen. Der Flieder auf dem Wilhelms- und Leipziger Platz begann in Lila zu schimmern; die Gärten des Schöneberger Ufers und der Potsdamer Straße waren mit dem Silber und Roth der Obstblüthen bedeckt. Dorther kamen die Meisten von uns. Wir waren in Schwarz gekleidet. Wir hatten dem Begräbniß eines der besten der Männer, eines der edelsten der Patrioten beigewohnt.

Der Herr, welcher um das Wort gebeten hatte, sprach mit tief bewegter Stimme. „Sie wissen", sagte er, „daß ich nicht zu der Partei des Mannes gehöre, dessen Hingang Sie mit stummem Schmerz ehren, nachdem Sie Zeugen der Huldigungen gewesen, welche diese Stadt in einigen ihrer erleuchtetsten Geister, in der großen und imposanten Menge ihrer Intelligenz und Arbeit an seinem Grabe dargebracht hat. Ich bin nicht sein Parteigenosse gewesen; allein ich war mehr: sein Freund! Wir sind in derselben Heimat, auf rother Erde geboren, wir waren Nachbarskinder, Schulkameraden, Commilitonen auf der Universität. Wir begannen unsere juristische Carrière gleichzeitig und hielten Schritt mit einander in den Beförderungen bis zu den höchsten Ehrenstellen. Das Jahr 48 trennte uns. Bis hierher waren wir gemeinsam gegangen; nun schieden sich unsere Wege: der seine zur Linken, der meine zur Rechten. Wo wir uns fortan trafen in den politischen Versammlungen, da standen wir auf den feindlichen Flügeln, einander bekämpfend in Wort und Schrift. Aber niemals, in keinem Augenblick der langen Zeit, die seitdem vergangen, habe ich aufgehört, mit Hochachtung, die sich bald zur Bewunderung steigerte, auf diesen Mann zu sehen, der, jeder unlautern Regung, jedes unnoblen Gedankens fremd, für seine Ueberzeugung stritt und litt, sie heilig hielt und für sie der Schmach ruhig entgegen ging, ja den Tod selber nicht gescheut haben würde. Ueber Das, was zwischen uns ungelöst bleiben mußte, wird die Zukunft entscheiden. Aber ich preise das Volk glücklich, welches solche Männer hervorgebracht — in all' ihrer Unbeugsamkeit dennoch so milde, so reich an Gemüth. Ein großer Mann und ein guter Mensch — ich kann es sagen, denn ich habe ihn gekannt; und ich darf es sagen, denn über den Parteifragen, die uns trennten, gab es ein Höheres, das uns verband — die Liebe zum Vaterland! Man sagt, die

preußische Demokratie habe mit ihm ihren Führer verloren: wenn es dies allein wäre, so würde die Trauer um ihn nicht so allgemein sein und ich hätte, für meine Person, kein Recht, hier und heut' zu sprechen. Jedoch nicht ein einzelnes Land oder eine einzelne Partei, sondern Alle haben in ihm das Muster eines deutschen Mannes und eines hochherzigen Patrioten verloren — an diesem Grabe sollte ganz Deutschland stehen! Ich beantrage daher, diese Versammlung wolle beschließen, daß sein Bild hier einen Platz erhalte, zum Zeichen, daß wir den Mann ehren, welcher, wiewol er das Haupt einer scharf prononcirten Partei gewesen, dennoch Allen ehrwürdig erscheint!"

Während der alte Herr noch redete, hatten sich seine Augen gefeuchtet; und nachdem er geendet, erhoben sich, um seinem Antrag beizustimmen, Alle wie Ein Mann. Nicht Einer blieb sitzen.

Seit jenem Tag hängt das Bild Waldeck's an einer von den Wänden, welche die Büsten und Bilder unserer großen nationalen Geistesfürsten zieren. Wir haben es nicht mit Lorbeer kränzen wollen, sondern ihm vielmehr einen Schmuck von Immergrün gegeben. Denn die Mitglieder unserer Gesellschaft sind nicht einig darin, daß man nur auf dem Wege, den Waldeck eingeschlagen, zu dem erhabenen Ziele der vaterländischen Größe gelangen könne; doch sie stimmen ohne Ausnahme darin überein, daß ein Volk der höchsten nationalen Güter werth und würdig sei, welches weiß, was es an einem Mann, wie Waldeck, besessen hat.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Der Salon.

Gräfin Eva.

Novelle von E. K. Lenze.

Es war ein heißer Septembertag Still war die ganze Natur. Kein Vogel sang und kein Blatt rauschte, nur das Summen der träge herumschwirrenden Insecten wurde gehört und dazu brannte die Sonne auf unbarmherzige Weise hernieder.

Kein Wunder also, wenn der einsame Wanderer hastig den durch die schattenlose Wiese führenden Fußweg entlang eilte, um das schützende Obdach des nahen Waldes zu erreichen.

Es war ein großer, schöner Mann mit schwarzem Vollbart, durchdringenden grauen Augen und einem unendlich schwermüthigen Ausdruck um den Mund. Erst sechsunddreißig Jahre mochte er ungefähr zählen und doch waren schon leichte Furchen auf seiner Stirn gezogen und nur selten erhellte ein Lächeln seinen fast düstern Blick. Seine Reisetasche hatte er im Gasthof des nahen Dorfes gelassen, wo er Mittag gemacht, in der Hand trug er ein Skizzenbuch.

Jetzt, als er endlich in den Schatten der mächtigen Bäume getreten war, hob er den leichten Strohhut von der Stirn, sich damit Kühlung zufächelnd, und sah sich nach einem Ruheplatz um. Der Wald zog sich einen Hügel hinauf, von Zeit zu Zeit waren kleine lichte Stellen, von welchen man einen freien Blick genoß auf den nahgelegenen See und das mächtige Hochgebirge, das sich nur wenige Stunden hinter demselben erhob.

Auf einer dieser Stellen stand ein großes, schön geschnitztes Crucifix und vor demselben eine Kniebank.

„Dort oben muß es schön sein", dachte sich der Fremde, „und vielleicht giebt es ein hübsches Bild mit dem Kreuz im Vordergrund, knieende Bäuerin als Staffage", sprach er halblaut weiter, indem er, ohne auf den im bequemen Zickzack führenden Weg zu achten, kerzengerade zu der Stelle über dem Kreuz hinaufzuklettern begann. Oben angekommen, warf er sich unter einen Baum in das herrliche, weiche Moos, und den Kopf auf eine hervorragende Wurzel gelegt, sah er hinaus in die wunderbare Gegend und dann hinauf in den blauen Himmel, der durch die Zweige sichtbar wurde.

Es ist wol etwas Eigenes um das Gefühl, welches Einen in solcher Waldeinsamkeit beschleicht. Da vergißt man Kummer und Sorgen, die Waldesluft kühlt die heiße Stirn, die Vögel singen von Wonne und Seligkeit und Ruhe und Friede halten Einkehr in das Menschengemüth.

Auch von der Stirn unsere's Wanderers verschwanden die Falten; über seine Züge breitete sich eine unendliche Ruhe aus und seine Gedan-

ken flogen hinauf in den großen, lichten Raum, der sich über seinem Haupt wölbte

Plötzlich hörte er das Geräusch eines leichten Trittes auf dem Kies des Weges. Er hob den Kopf. Eine schlanke Mädchengestalt kam den Hügel herunter, in einer Hand einen schönen Blumenkranz, mit der andern ihr Kleid etwas in die Höhe haltend, so daß man gerade den leichten, sichern Tritt ihrer kleinen Füße sehen konnte.

Der Fremde rührte und regte sich nicht. Unbeweglich und ungesehen blieb er liegen und beobachtete die reizende Erscheinung im langen, hellgrauen Battistkleide, wie sie den Kranz am Fuße des Kreuzes aufhing, einige Augenblicke betend davor verharrte, dann, sich auf die Kniebank setzend, einen langen traurigen Blick in die Gegend sandte. So konnte er gerade ihr edles Profil sehen, die feine Nase, die reine Stirn, den kleinen, rothen Mund, das runde feste Kinn und das große, strahlende, braune Auge. Um das Bild zu vollenden, eine biegsame, hohe Gestalt mit unbeschreiblicher Grazie der Bewegungen, und reiches, goldblondes Haar, das von den Schläfen zurückgestrichen in einem dichten Knoten vereinigt war, aus welchem zwei lange, glänzende Locken auf die Schultern fielen.

„Wer mag das junge Mädchen wol sein?" grübelte der Fremde. „Wie kommt sie in diese wilde Gegend, woher ist sie, wo wohnt sie? — Nicht weit von hier, denn sie hat nicht einmal einen Hut auf . . ."

Aber seine Gedanken wurden jetzt unterbrochen, denn das Mädchen, welches unbeweglich dagesessen, erhob sich rasch von ihrem niedrigen Sitze und die Arme wie verlangend ausstreckend, rief sie: „Fort von hier, nur fort, ach, hinaus in die Welt, etwas sehen, etwas hören, etwas erleben! . . ."

Dann ließ sie die Arme langsam sinken, starrte noch eine Weile mit sehnsüchtigem Blick in die Ferne und verließ hastig ihren Ruheplatz, den Weg wieder zurückschreitend, welchen sie gekommen war.

Ihre Stimme hatte so wehmüthig geklungen, daß sie dem Lauscher bis in die Seele drang. Leise klappte er sein Skizzenbuch zu, das er vorher unwillkürlich geöffnet hatte, und sich geräuschlos erhebend, folgte er vorsichtig der anmuthigen Gestalt, die den Hügel hinauf eilte.

Da war sie auf dem Gipfel angekommen, bog um eine scharfe Ecke und war ihm aus den Augen entschwunden. Fast im selben Augenblick hörte er eine tiefe Glocke ertönen, eine Thür sich knarrend öffnen und mit Geräusch schließen, dann war Alles wieder still.

„Die Fee ist in ihr Zauberschloß zurückgekehrt", sagte der Fremde halblachend; „will sehen, ob ich sie von ihrem Zauber und aus ihrem Schloß erlösen kann?"

Noch einige Schritte, er bog um dieselbe grüne Ecke, die vorher das Mädchen seinen Blicken entzogen hatte, und unwillkürlich stieß er einen lauten Ausruf des Erstaunens aus, denn da lag ein uraltes, graues Schloß vor ihm, so romantisch, so malerisch, daß es wol ein Wort der Beschreibung verdient.

Die Hälfte des Grabens, der früher um das Schloß geführt, war auf der Vorderseite aufgefüllt worden und bildete eine breite Terrasse, auf welche die Zimmer des untern Stocks führten. Die andere Hälfte des Grabens war in eine Art Teich verwandelt worden, über welchen eine steinerne Brücke in den geräumigen, gut gehaltenen Hof führte. In der Mitte desselben befand sich ein tiefer Brunnen mit einem breiten, schön aus Marmor gemeißelten Kranz, überschattet von einer riesigen Linde. Das Schloß, einige hundert Jahre alt, mit gothischen Fenstern und Zinnen um das Dach, war im halben Viereck erbaut, und an dasselbe lehnte sich ein Thurm, von dem behauptet wurde, er stamme aus der Römerzeit.

Beide, Thurm wie Schloß, waren überwuchert von Epheu, wildem Wein und allerlei Arten von Schlingpflanzen, die lustig und kühn bis zum Dach gipfelten und dort, bald einen Kranz, bald einen Feston schlingend, selbst durch die Dachrinne gekrochen waren und über dieselbe in leichten, langen Ranken herabhingen. Vor der Terrasse, von welcher man eine herrliche Aussicht genoß, lag ein kleiner, aber geschmackvoll angelegter Blumengarten, dann zog sich eine nur mit niedrigem Bosquet bepflanzte Anlage bergab, welche sich zuletzt im Walde verlor.

Mit steigender Bewunderung hatte der Fremde das reizende Besitzthum im weiten Bogen umgangen und dabei auch bemerkt, daß nur der untere Stock bewohnt und zwei Fenster im ersten Stock sich geöffnet zeigten; sonst waren überall die Läden geschlossen, was einen fast düstern Anblick gewährte.

„Das Schloß und seine unglückliche Bewohnerin intriguirt mich", murmelte unser Freund; „warum will sie fort und kann nicht? Ist sie am Ende verheirathet und ihr Mann eifersüchtig, tyrannisirt sie, sperrt sie ein?"

Es mußte ihm plötzlich wol sehr schwül geworden sein, denn er nahm seinen Hut ab und begann sein früheres Fächerspiel.

„Das Schloß muß ich zeichnen", fuhr er fort, „zuerst von außen ohne Erlaubniß und dann die Aussicht von der Terrasse mit Erlaubniß. Also hier bleiben werde ich auf jeden Fall! Malerische Gegend, ein Geheimniß in schönster Gestalt, herrliche Luft, keine Freunde und Befreiung von meinen Fesseln — wenn auch nur momentan", fügte er mit einem bittern Lächeln hinzu.

Er warf noch einen Blick auf's Schloß zurück, stieg bergab und erreichte nach einer Viertelstunde den bescheidenen Gasthof, in welchem er seine Reisetasche zurückgelassen. Dort miethete er für die nächste Woche ein kleines, aber freundliches Zimmer mit der Aussicht auf den See.

Während er noch am Fenster stand und vergebens im hereingebrochenen Dämmerlicht das Schloß zu unterscheiden suchte, klopfte es und der Wirth mit einer brennenden Kerze und dem in Deutschland unvermeidlichen Fremdenbuche, trat ein.

„Darf ich Sie bitten, Ihren werthen Namen einzuschreiben", sagte

er gravitätisch, das Buch auf den Tisch legend und die eingetunkte Feder bereit haltend.

Der Fremde näherte sich, fuhr wie nachdenkend mit der Hand über die Stirn und schrieb in festen, sicheren Zügen: Norbert.

Der Wirth verlor bei diesem einfachen Namen etwas von seiner würdevollen Haltung.

„Und Ihre Profession, wenn ich bitten darf?“

Wieder zögerte Herr Norbert einen Augenblick, beugte sich dann nieder und schrieb: „Maler.“

„Ah — Maler“, sagte der Wirth etwas gedehnt, mit einem schiefen Blick auf die kleine Reisetasche. „Und von wo kann ich Ihnen Ihr Gepäck kommen lassen?“

„Ich habe einen kleinen Koffer in B. auf der Post zurückgelassen“, er nannte den Namen des nächsten Städtchens, „welchen Sie mir morgen holen lassen können.“

Die Miene des Wirths erhellte sich. Ein Reisender ohne Gepäck ist ein Mensch ohne Charakter, und ein kleiner Koffer in solchem Fall immer noch besser, als nur eine Reisetasche.

„Sagen Sie mir“, fuhr Norbert fort, „wem gehört das schöne, alte Schloß da oben und von wem ist es bewohnt?“

„Ja“, hub der Wirth an mit wichtiger Miene, „das ist eine eigene Geschichte.“

„Nun, erzählen Sie mir die Geschichte, — rauchen Sie vielleicht?“ und er legte mehrere Cigarren neben dem Wirth auf den Tisch.

„Sehr freundlich“, lächelte dieser vergnügt — „gnädig“ hätte er fast gesagt, aber er dachte an Herrn Norbert, Maler und den kleinen Koffer und begnügte sich mit „freundlich“.

„Ja, sehen Sie, das Schloß gehört schon seit vielen hundert Jahren der Familie Ebensee, ist aber lange nicht bewohnt worden und war zuletzt fast eine Ruine. Vor vierzehn Jahren sind auf einmal Maurer und Zimmerleute, Maler und Tapezierer geschickt worden. Die haben gewirthschaftet und gearbeitet, und als endlich Alles fertig war, ist eines Tages der Herr Baron angekommen mit seiner einzigen Tochter, die an einen Grafen Waldenau verheirathet gewesen war, und deren Kind, die junge Gräfin Eva, die jetzt allein mit ihrem Großvater lebt.“

„Aber die Mutter?“ fiel Norbert ein.

„Ja, die ist gestorben, schon vor vier Jahren. Sie war sehr unglücklich, sagt man, und immer leidend. Ihr Mann hat sie nur wegen ihres Geldes geheirathet, sie schlecht behandelt, Schulden gemacht und zuletzt ist er durchgebrannt und soll in Amerika elend zu Grunde gegangen sein. Das war ein schwerer Schlag für die Gräfin und den Herrn Baron, denn er hat den Grafen früher geliebt wie seinen Sohn, und wollte ihm, weil er selbst keine Söhne hatte, Alles vererben. Aber wie er zu all' diesen Geschichten noch erfahren hat, daß sein Schwiegersohn ungeduldig auf seinen Tod wartete und speculirte, da war's ganz aus. Seitdem haßt er alle Menschen, traut Niemandem und hat sich und

seine Enkelin ganz abgesperrt von der Welt. Er hat ihr freilich so eine französische Erzieherin für fünf Jahre gegeben, aber die ist voriges Jahr fort. Die arme Gräfin dauert mich schon", sagte der Wirth und wiegte mitleidig seinen dicken Kopf, „sie ist erst neunzehn Jahre, so schön und so gut. Die muß sich hübsch langweilen dort oben in der Einsamkeit, ganz allein mit dem Herrn Baron. Der ist schon bald über sechzig Jahre alt und das ist denn keine Gesellschaft mehr für junges Blut. — Ja, das sind Geschichten", seufzte der Wirth ganz nachdenklich. „Schaffen's jetzt nichts mehr", fügte er im Geschäftston bei, „dann wünsche ich eine recht ruhsame Nacht", und er entfernte sich, Norbert seinen Gedanken überlassend. —

Die Nacht war vorüber und der Morgen frisch und thauig angebrochen.

Norbert richtete sich eifrig seinen Aquarellapparat ein und stieg dann wie gestern den Hügel hinauf, ließ sich neben dem Kreuz häuslich nieder und begann mit Pinsel und Farben seinen Angriff auf die Gegend.

Der Morgen verging, die Skizze war vollendet, noch Niemand hatte sich sehen lassen. Ungeduldig geworden, wollte er sich erheben, um sich dem Schlosse zu nähern, da hörte er wieder den Kies knirschen, rasch wandte er den Kopf. Eine ältliche, gut gekleidete Frau mit einem kleinen Korb am Arme wandelte mit schwerem Schritt und solidem Aussehen den Weg herunter; doch kaum war sie ihm aus den Augen, als plötzlich das junge Mädchen von gestern so schnell an ihm vorübereilte, daß sie seiner nicht gewahr wurde.

„Walburga! Walburga!" rief sie athemlos.

„Gnädige Gräfin", antwortete Walburga's Stimme aus der Tiefe.

„Warte einen Augenblick, Du hast einen Brief vergessen."

„Richtig!" ertönte es wieder.

Norbert hörte die Beiden noch einen Augenblick zusammen sprechen, dann kehrte Gräfin Waldenau langsam zurück.

Nur einen Moment konnte Norbert ihr schönes Gesicht betrachten, da hob sie den Blick und schien sichtlich erstaunt, Jemanden hier oben zu finden. Mit einer gewissen Neugierde sah sie auf Maler und Malerei, setzte jedoch in etwas beschleunigterem Schritt ihren Weg fort.

„Jetzt oder niemals!" dachte Norbert, und achtungsvoll den Hut ziehend, näherte er sich ihr mit einer Verbeugung, die den Weltmann verrieth.

„Gnädige Gräfin", begann er, und sonderbarer Weise klang seine Stimme etwas beklommen, „verzeihen Sie, wenn ein Unbekannter es wagt, Sie anzusprechen. Ich treibe etwas Malerei und bin gestern auf meinen Irrfahrten bis an Ihr Schloß gelangt, welches in seiner malerischen Schönheit mich ganz bezaubert hat. Ich habe nun die große Bitte an Sie, gnädige Gräfin, zu stellen, ob ich vielleicht die Erlaubniß erhalten könnte, das Schloß zu malen."

Sie hatte ruhig zugehört, die großen, braunen Augen auf ihn gerichtet.

„Das Schloß gehört nicht mir“, sagte sie dann mit klangvoller Stimme; „doch wenn Sie wünschen, kann ich meinen Großvater um seine Erlaubniß bitten.“

„Nur, wenn es Ihnen durchaus nicht unangenehm ist“, fiel Norbert rasch ein.

„Nicht im Mindesten“, antwortete sie.

„Darf ich mir morgen die Antwort holen?“

„Wenn Sie wünschen, können Sie dieselbe schon heute Nachmittag erhalten“, und Eva wandte sich mit einer leichten Verbeugung zum Gehen; doch plötzlich blieb sie wieder stehen.

„Ist es unbescheiden“, frug sie halb schüchtern, „wenn ich Sie bitte, mir Ihre Skizze zu zeigen? Es ist hier mein Lieblingsplatz“, fügte sie wie entschuldigend bei.

„Ach, wie reizend“, rief sie entzückt aus, als Norbert ihr sogleich sein Zeichenbuch vorgebreitet. „Die Berge und der See und die Bäume — Alles so naturgetreu, so wahr! Wie das Dorf sich wiederspiegelt, und da die weidende Herde! Ach, wie glücklich sind Sie, so schön malen zu können!“

„Sehr glücklich bin ich, wenn Gräfin mir die Ehre erzeigen wollen und das kleine Bild behalten.“ Er löste rasch das Blatt aus dem Buche und gab es Eva in die Hand.

Eine leichte Röthe überflog ihr Gesicht.

„Für mich?“ frug sie halb verlegen, „das ist zu viel, das kann ich doch nicht annehmen“, und sie legte das Bild auf die Kniebank.

„Gut, dann muß ich es zerreißen“, sagte Norbert, äußerlich sehr gleichgültig, aber innerlich sehr geärgert durch ihre Weigerung.

„Zerreißen!“ rief Eva aus.

„Natürlich, was ich einmal weggegeben, kann ich nicht mehr zurücknehmen, also . . .“, und er faßte das Blatt mit beiden Händen.

„Was Sie gegeben, gehört nicht mehr Ihnen, folglich haben Sie kein Recht es zu zerstören.“ Rasch entschlossen nahm Eva dem Maler das Blatt aus den Händen. „Ich danke Ihnen vielmals dafür, es macht mir große Freude. Heute Mittag werde ich mit meinem Großvater sprechen und von drei Uhr an können Sie die Antwort erfahren.“

Und bevor Norbert noch Etwas sagen konnte, war sie fort.

Rasch flog sie den Berg hinauf, ihren kostbaren Schatz sorgfältig in der Hand haltend. An der Schloßpforte angekommen, läutete sie; ein alter Diener öffnete.

„Ist schon angerichtet, Mathias?“ frug sie hastig.

„Noch nicht, aber in drei Minuten ist Alles bereit“, antwortete dieser, einen Blick auf die große, alte Uhr werfend, die, mitten unter Lanzen, Schlachtkolben, Schwertern und Schildern aufgehängt, schon oft Eva durch ihr langweiliges und eintöniges Ticken zur Verzweiflung gebracht hatte. Jetzt warf sie ihr geschwind noch einen zürnenden Blick zu, bevor sie die breite, dunkelbraun polirte Treppe hinauf eilte. In ihrem Zimmer stellte sie das Bild auf den Schreibtisch und sich davor,

die Hände auf dem Rücken, es wohlgefällig bald von nah, bald von fern betrachtend.

Dann, nach echter Mädchenart, fing sie an, sich vorzuwerfen, wie ungeschickt und linkisch sie sich benommen habe. „Es ihm aus der Hand zu reißen und davon zu laufen! ... So dumm, so einfältig; wie ein Backfisch ..."

Es ist nun einmal die besondere Passion aller sehr jungen Mädchen, stets nachträglich mit ihrem Benehmen unzufrieden zu sein, und es ist merkwürdig, wie unglücklich sie sich dann machen können! ...

Eva's Wangen glühten noch, als sie in das Speisezimmer eintrat. Mathias blickte sie vorwurfsvoll an, denn es waren bereits fünf statt drei Minuten vergangen, seit er ihr die Thür geöffnet, und Mathias liebte die Pünctlichkeit wie seine Seele.

Baron Ebensee, ein großer, noch stattlicher Mann mit schneeweißem Haar, saß schon an dem Tische und streckte seiner Enkelin die Hand entgegen. Eva beugte sich und küßte sie, nahm dann gegenüber ihrem Großvater Platz und fing an, sich zu entschuldigen.

„Verzeih, lieber Großvater, wenn ich Dich habe warten lassen, aber ich habe dieses Mal eine wirkliche Ursache —", und sie erzählte mit wenigen Worten ihr Zusammentreffen mit dem Maler und seine Bitte, ohne jedoch des geschenkten Bildes zu erwähnen.

Baron Ebensee's Gesicht umzog sich.

„Ich habe durchaus keine Lust, von einem Malerzug überschwemmt zu werden. Diese Leute wachsen wie Pilze aus der Erde; wo sich Einer einmal angesiedelt hat, kommen Dutzende nachgezogen."

„Aber ich bitte Dich, lieber Großvater, da ist ja nur Einer, er malt so schön und er scheint so — so gentlemanlike und — welche herrliche Idee", fuhr sie, die Hände zusammenschlagend, fort, „vielleicht könnte er mir Stunden geben, glaubst Du nicht? Ach, das ist ja schon längst mein höchster Wunsch."

„Wenn Du ihn gut bezahlst, giebt er Dir gewiß Unterricht; um Geld thun die Menschen Alles", antwortete der Baron mit spöttischem Lächeln.

„Er sieht gar nicht arm aus", sagte Eva in etwas gekränktem Ton, „und es wäre auch gerade kein Unglück, wenn er mir wöchentlich ein paar Stunden gäbe. Es würde mir ein so großer Genuß sein, zeichnen zu können —", und sie sah ihren Großvater bittend an.

„Nun, wenn es Dich amüsirt, so kannst Du ihn ja fragen; Du weißt, meine Kasse steht immer zu Deiner Disposition", und damit brach er das Gespräch ab.

Eva saß wie auf Kohlen, bis endlich die Tafel zu Ende war und ihr Großvater sich auf sein Zimmer zurückgezogen hatte. Dann flog sie die Treppe hinauf, durch einen langen Gang zu ihrer alten, treuen Dienerin Walburga, die sie von Kindheit an gepflegt, geliebt und — verzogen hatte.

„Wally, Wally", rief sie frohlockend, „große Neuigkeit, freudige

Botschaft! Denke Dir, was geschieht — ich werde malen lernen, Großpapa hat's erlaubt; denke Dir, wie herrlich, wie einzig!"

„Nur langsam", sagte Walburga, die mit strahlendem Gesicht ihren Liebling angesehen; „so geschwind geht das doch nicht. Von wem sollte denn die Gräfin Stunden haben?"

„Das will ich Dir jetzt gleich erklären." Und Eva, sich auf eine Kommode setzend, die neben dem Arbeitstisch der alten Frau stand, erzählte auf's Neue ihr kleines Abenteuer, aber dieses Mal ausführlicher.

„Du wirst sehen, welche Bilder ich malen werde", fuhr sie dann feurig fort, „herrliche Landschaften, reizende Genrebilder, Stillleben, Portraits; Dich auch, wie Du dasitzest mit Deinem langweiligen Korb voll ewig zerrissener Strümpfe, Deinem schwarzen Kleid, Deinen grauen Haaren und die kleine Haube darauf. Hinter Dir kommt das Fenster, zu dem die grünen Ranken hereinschauen. Ich sage Dir, das wird ein hübsches Bild."

Eva warf den kleinen Kopf etwas zurück und betrachtete die Alte mit halbgeschlossenen Augen.

„Ein Atelier muß ich auch haben, und eine Galerie baue ich mir für meine Bilder. O, es wird ein himmlisches Leben", und sie sprang von ihrer Kommode herunter und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab. „Jetzt giebt es Etwas zu thun, zu arbeiten, die Stunden werden fliegen, statt zu schleichen, und die Tage vergehen wie der Wind."

Doch plötzlich hielt sie inne. „Die Glocke!" rief sie; „da ist er. Sage Mathias, er solle den Herrn in den großen Salon führen; ich komme gleich hinunter."

Walburga fand den Fremden im Vorsaal, mit ruhigem Interesse die Waffen besehend.

„Du siehst mir nicht aus wie ein Künstler", dachte Walburga, die sich diese Art Menschen nur mit langen, ungekämmten Locken, einer riesigen Mappe und einem weißen Schirm in der Hand vorstellen konnte.

„Wollen der Herr nicht hier eintreten", sagte sie, indem sie eine der nächsten Thüren aufwarf, „die gnädige Gräfin werden sogleich erscheinen."

Norbert nickte leicht und die rothdamastene Portière aufhebend, trat er in einen hohen, geräumigen Saal mit geschnitzter, reich verzierter Decke, alten Möbeln, alten Tapeten und alten Bildern. Alles war alterthümlich schön und vom besten Geschmack; die herumstehenden Nippsachen hätten manchen Sammler zum höchsten Entzücken gebracht.

Nicht lange hatte er zu warten, da hörte er die Thür gehen und sich umwendend, gewahrte er eine weiße, schmale Hand, die Portière aufhebend. Eva's schlanke Gestalt folgte, und wie sie einen Augenblick dastand, ihre herrliche Figur hervorgehoben durch den rothen Vorhang, der auch ein wunderbares Licht auf ihr Gesicht warf, war Norbert so frappirt von ihrer edlen Schönheit, daß er sich unwillkürlich noch tiefer verbeugte, als es sonst seine Gewohnheit.

„Sie kommen, sich die Antwort zu holen", begann Eva gleich, „und

es freut mich, Ihnen sagen zu können, daß Schloß und Garten zu Ihrer Disposition stehen."

„Sie sind wirklich sehr gütig", antwortete Norbert, „und ich werde so frei sein, von Ihrer Erlaubniß reichlichen Gebrauch zu machen. Der Blick, zum Beispiel, von der Terrasse muß ganz einzig schön sein und das Schloß ist so malerisch, daß ich kaum erwarten kann, bis ich es vor mir auf der Leinwand sehe. Empfangen Sie meinen besten Dank, gnädige Gräfin, für Ihre freundliche Vermittelung", fügte Herr Norbert hinzu, indem er einige Schritte gegen die Thür machte.

„Noch ein Wort", rief Eva, die Hand ausstreckend, wie um ihn zurückzuhalten, „ich habe eine große Bitte an Sie, Herr . . ."

„Norbert", fiel der Fremde ein.

Eva neigte dankend das Haupt. „Eine so große Bitte, daß ich kaum wage, sie zu stellen."

„Ihre Bitte ist schon gewährt", sagte Norbert lächelnd, „also brauchen Sie keinerlei Besorgniß zu hegen. Sagen Sie mir ganz offen, was Sie wünschen."

„Würden — würden Sie sich entschließen können, mir — Zeichenstunden zu geben?" Und Eva sah flehend zu ihm auf.

„Zeichenstunden! . . ." rief der Fremde aus, „famose Idee, Pardon, ich wollte sagen, ausgezeichneter Gedanke! Natürlich mit dem größten Vergnügen; wann wollen Sie beginnen, morgen oder noch heute? Je eher, je besser."

„Sie sind wirklich zu freundlich, sich mit mir plagen zu wollen", sagte Eva. „Ich bitte Sie, mir Ihre Bedingungen nur zu stellen, ich werde sie mit dem größten Vergnügen erfüllen."

Der Fremde sah das junge Mädchen einen Augenblick erstaunt an.

„Ja so, Bedingungen", sagte er dann gedehnt, „das heißt wol Bezahlung. Nun, gnädige Gräfin", fuhr er dann in entschiedenem Tone fort, „ich gebe nur Stunden pour l'honneur, nie für Geld; wenn Sie mich also nicht kränken wollen, sprechen Sie nicht mehr davon. Holen Sie Ihren Hut, Bleistift und Papier habe ich bei mir. — Haben Sie je gezeichnet?" frug er dann plötzlich; bis jetzt hatte er in seinem Eifer ganz vergessen, diese Frage zu thun.

„Gezeichnet?" entgegnete Eva halb verlegen, „ja, das schon, aber wie! Stunden habe ich nie gehabt; meine Berge sehen aus wie verkrüppelte Maulwurfshügel, meine Bäume wie zerzauste Wolle und neulich habe ich eine Kuhherde gezeichnet, bei der Walburga mich fragte, warum ich meinen Schafen Hörner gemacht hätte. Ich fürchte, Sie werden viel Geduld mit mir brauchen." Und Eva seufzte ganz nachdenklich.

„Nun, wer weiß", sagte Norbert lachend, „auf jeden Fall wollen wir gleich daran gehen. Aber zuerst, denke ich, versuchen wir es mit einigen kleinen Vorlagen, bis Sie den größeren gewachsen sind."

„Ja, das wird das Beste sein", rief Eva eifrig, „und während ich meine Uebungen versuche, malen Sie nach der Natur, um Ihre kostbare

Zeit nicht ganz zu verlieren. Ich kann Ihnen einen reizenden Platz nicht weit von hier zeigen."

Ein paar Minuten später konnte man Lehrer und Schülerin über die Brücke wandeln sehen, dann in den Park eintreten, eine schattige Allee entlang gehen und an deren Ende sich vor einem kleinen Tempel auf den steinernen Stufen, die denselben umgaben, lagern.

Wunderschön war hier die Aussicht. Links stand das Schloß, am Fuße des Hügels der kleine, tiefblaue See, dann die herrliche Kette der Alpen, deren höchste Spitzen mit dem glitzernden, silbernen Schmuck des ewigen Schnees gekrönt waren. Um den Tempel standen im Halbkreis mächtige Buchen und Eichen, aus denen die Vögel ihr süßes Lied ertönen ließen; sonst war die ganze Natur wie in feierliche Stille getaucht.

Nach minutenlangem Schauen breitete Norbert seiner lieblichen Schülerin ein Blatt Papier vor, auf welches er mit einigen Strichen ein paar massive Steine gezeichnet hatte, und ihr den Bleistift in die Hand gebend, bat er sie, zu beginnen. Auch er richtete sich ein, ein Aquarell von der Gegend aufzunehmen; doch immer und immer wieder mußte er den Kopf wenden und in das vom Eifer sanft geröthete Antlitz Eva's blicken, das in seiner Reinheit und Unschuld ihm unaussprechlich sympathisch däuchte. Sie zeichnete fleißig, mit sorgsamer Aengstlichkeit auf die Vorlage sehend, sprach jedoch kein Wort. Norbert wurde das Gefühl der Stille förmlich drückend; er wollte und mußte ihre Stimme wieder hören, die ihm klang wie die schönste Musik und er zerbrach sich den Kopf nach einer passenden Bemerkung.

„Bleiben Sie den Winter auch hier?" frug er endlich, um doch etwas zu sagen.

Eva nickte, ohne aufzusehen.

„Zu der Zeit muß es doch ziemlich einsam sein", fuhr er weiter fort.

Da hob sie das Haupt.

„Ziemlich", rief sie, „das ist nicht das Wort! Schrecklich, entsetzlich einsam! Wenn Tag für Tag dieselbe weiße Decke auf der Erde liegt, kein Vogel singt, selbst der Brunnen friert und nicht mehr plätschert wenn Alles still ist und gestorben, die Sonne so früh untergeht und die Abende endlos sind, da faßt mich oft eine wahre Verzweiflung." Sie ließ den Stift fallen und preßte die Hände zusammen. „Ich möchte hinaus, fort in die Welt; ich möchte reisen, Musik hören, Bilder sehen, Menschen kennen lernen, leben, einmal leben, bevor ich sterbe." Ihr Auge flammte und sie schien tief ergriffen.

„Sie waren wol noch nie in der sogenannten Welt?" fragte der Künstler, der ihr mit großer Theilnahme zugehört.

„Nie!" und sie schüttelte den Kopf mit fast finsterm Blick. „Immer hier eingesperrt, immer einsam, ohne Bekannte, ohne Freunde. Ein paar Gutsnachbarn, langweilige Menschen mit einem Küchengarten als Herz und einem Kartoffelacker als Hirn, kommen ein oder zwei Mal jährlich; wir geben den Besuch zurück, sonst Nichts und Niemand. Mein Großvater liebt die Welt nicht."

„Er hat Recht“, unterbrach sie Norbert fast heftig.

„Recht?“ frug Eva ganz erstaunt.

„Ja, Recht“, wiederholte er, „die Welt betrügt und lügt; außen ist sie schön, glänzend, bezaubernd, aber innen voll moralischer Häßlichkeit, Heuchelei, Neid und Niedrigkeit.“

„Auch Sie hassen die Menschen —“, rief Eva, „aber warum denn?“

„Weil ich sie kennen gelernt habe“, sagte Norbert kurz.

„Ich kann nicht glauben, daß sie so schlecht sind, wie ich immer höre“, und Eva schüttelte ungläubig das Haupt. „Gewiß, gewiß, Sie täuschen sich. Ich kann es von meinem Großvater begreifen, denn er hat bittere Erfahrungen gemacht; aber warum sollen alle Menschen schlecht sein, weil er sich in Einem getäuscht? Vielleicht geht es Ihnen auch so und später werden Sie einsehen, daß Sie ungerecht geurtheilt.“

„Ich fürchte, das werde ich nie“, sagte Norbert mit traurigem Lächeln.

„Und dann, welche Hülfsquellen stehen Ihnen zu Gebote! Sie sind Mann, Sie können schaffen und wirken; wir armen Mädchen dagegen, trotz allem oft fast peinlichen Thätigkeitsdrang, müssen zusehen und uns mit Kleinigkeiten abfinden lassen.“

„Nun, wer weiß“, sagte Norbert, halb lachend; „es kann eine Zeit kommen, wo Sie die jetzt gehaßte Einsamkeit aufsuchen und lieben werden und glücklich sind, keinen Menschen zu sehen und von Niemandem Etwas zu hören.“

„Ich hoffe, die Zeit wird nie kommen“, sagte Eva sehr energisch, „denn dann müßte ich viel Enttäuschungen erfahren haben. Doch bitte, sehen Sie einmal meine Steine an, die schauen noch etwas unglücklich darein; finden Sie nicht?“

Der Maler corrigirte und belehrte bis die Sonne sich ihrem Untergange neigend, Eva mahnte, daß es Zeit sei aufzubrechen.

Für den folgenden Tag wurde um zehn Uhr Morgens die nächste Lection festgesetzt; sie sollte wieder im kleinen Tempel stattfinden, wo der Künstler seine Schülerin erwarten würde.

An der Brücke trennten sie sich.

Eva ging zu Walburga, ihr von der Stunde zu erzählen, und dann in den Salon, wo ihr Großvater sie erwartete, dem sie einen kürzern Bericht abstattete. Als sie erwähnte, daß der Maler für seine Stunden keine Bezahlung annehmen wollte, zog der Baron seine Augenbrauen ungläubig in die Höhe.

„Das ist eine Finte, damit man zuletzt, von seiner Noblesse gerührt, ihm noch mehr giebt.“

„Aber Großpapa, wie kannst Du nur so Etwas denken“, rief das junge Mädchen. „Wenn Du ihn nur sehen wolltest . . .“

„Ich danke für seine Bekanntschaft“, sagte der alte Herr kalt. „Hole das Schachbret, das ist mir lieber.“

Schweigend stand Eva auf, um seinem Wunsche Folge zu leisten; aber in ihren Augen glänzte es fast wie Thränen. Sie war an solche

Reden ihres Großvaters schon gewöhnt und obwol stets unangenehm davon berührt, hatten sie sie doch nie so gekränkt, ihr so weh gethan, wie eben heute. Daran dachte sie freilich nicht. Sie fühlte, ohne sich Rechenschaft über das Gefühl zu geben.

Der Abend verging wie gewöhnlich. Nach dem Schach kam der Thee, dann las Jeder für sich und mit dem Schlag Zehn wünschte Eva dem Baron gute Nacht und ging in ihr Zimmer.

Es war die Zeit, wo sie ihre Mutter am meisten vermißte. Keine theure Hand ruhte jetzt segnend auf ihrem Scheitel und die Lippen, die stets so zärtlich ihr sanfte Ruhe gewünscht, waren für immer kalt und stumm. Heute war Eva ganz besonders weich gestimmt. Kaum hatte Walburga sie verlassen, so öffnete sie das Fenster und mit beiden Armen sich auf die Brüstung lehnend, starrte sie hinaus in die Dunkelheit. Leise plätscherte der Springbrunnen, die Blumen sandten ihre süßen Düfte empor; Eva sah nach dem einsamen Licht, das unten im Dorfe brannte und sich wiederspiegelte im See. Tiefer und tiefer sank ihr Haupt, bis es zuletzt auf einem weißen Arm ruhte und als sie es nach einiger Zeit wieder erhob, waren ihre Wangen feucht und ihre Wimpern naß

Die nächste Woche schwand wie im Fluge. Täglich ging Eva mit erhöhtem Fleiße an das Zeichnen und freute sich über ihre Fortschritte mit unschuldigem Stolze. Die Stunden, die sie plaudernd und zeichnend auf den Stufen des kleinen Tempels zubrachte, waren die Lichtpunkte des ganzen Tages. Eine unaussprechliche Zufriedenheit, eine Heiterkeit und ein Frohsinn, wie sie noch nie gekannt, zogen in ihre Seele ein. Auch äußerlich konnte man einen Unterschied gegen ihr früheres Wesen bemerken. Ihre Wangen waren tiefer geröthet, ihre großen Augen blitzten frisch und fröhlich in die Welt hinein, und ihre Kleidung, immer geschmackvoll, war es jetzt doppelt, um, wie sie sich selbst entschuldigend sagte, dem Künstlerauge nicht wehe zu thun. Klar und hell ertönte ihre Stimme schon am frühen Morgen in jubelnden Weisen, ihre Füße schienen kaum den Boden zu berühren; sie war, wie Norbert einmal lächelnd bemerkte, Erato und Terpsichore zu gleicher Zeit.

Eines Nachmittags saß Norbert, sie erwartend, auf dem gewöhnlichen Platze. Drei Uhr, die Stunde, zu der sie sonst immer kam, war vorbei; jetzt schlug es halb vier, dann vier; — Norbert verging fast vor Ungeduld. Zwanzig Mal war er schon aufgesprungen und hatte die Allee entlang gespäht; zuletzt erging er sich in allerlei möglichen und unmöglichen Vermuthungen. War Eva krank, abgereist, hatte er sie beleidigt, war sie des Zeichnens müde oder hielt ihr Großvater sie zurück? So quälte er sich, bis endlich, da seine Blicke abermals die Allee hinunter flogen, ein weißes Kleid am Ende derselben erschien. Er eilte ihr entgegen.

„Um's Himmelswillen", rief er, „ist Etwas geschehen? Waren Sie krank, oder haben Sie mich — ich wollte sagen, Ihre Zeichenstunde — ganz vergessen?"

„Weder das Eine, noch das Andere“, erwiederte Eva, „aber wir haben Besuch gehabt.“

„Besuch?“ frug Norbert argwöhnisch; „von alten Damen mit ihren grämlichen Eheherren oder von ländlichen Fräuleins?“

„Diesmal nicht“, antwortete sie lachend. „Es war ein sehr netter junger Mann, der Herr von Möllern, mit dem ich als Kind manchmal gespielt habe.“

Norbert pfiff leise vor sich hin.

„Ich habe ihn seit mehreren Jahren nicht gesehen“, fuhr Eva arglos fort, „er hat sich erstaunlich herausgemacht, ist viel gereist und kommt jetzt gerade aus Paris, von dem er uns viel Interessantes mittheilte. Es hat mich sehr gefreut, ihn wieder zu sehen. — Aber warum packen Sie denn Alles zusammen?“ frug sie ganz erstaunt, als sie Norbert's Beschäftigung gewahrte.

„Es ist zu spät, um anzufangen“, sagte dieser verstimmt.

„Zu spät? Wir können ja fast noch eine Stunde arbeiten. Möllern hat mir auch viel von den herrlichen Bildern in Rom erzählt und versprochen, er wolle mein Cicerone sein, sollte ich je hinkommen. — Sehen Sie einmal“, unterbrach sie sich selbst, sich auf die Stufen lagernd und Norbert ihre Zeichnung hinhaltend, „mein Bauernhaus ist ganz respectabel ausgefallen, finden Sie nicht? In Tyrol soll es so malerische Bauernhäuser geben.“

„Hat Ihnen das vielleicht auch Herr von Möllern erzählt?“ frug Norbert, indem er eifrigst einen Bleistift spitzte.

Der Ton seiner Stimme machte Eva aufsehen.

„Was haben Sie — Ihnen ist nicht wohl —!“ rief sie dann, als sie seine Blässe bemerkte. „Was fehlt Ihnen, Herr Norbert? Sie leiden.“

Ein finsterer Ausdruck überflog die Züge des Künstlers.

„Ja wol, ich leide“, sagte er mit gepreßter Stimme.

Nun ward Eva wirklich besorgt. Aengstlich fragte sie, ob er vielleicht eines Arztes bedürfe? Norbert suchte sie zu beruhigen. Aber das Zeichnen wollte heute Keinem glücken. Endlich klappte Eva ihr Buch zu. „Es geht nicht, es geht nicht, ich bin so zerstreut. Ich muß immer an alle Herrlichkeiten denken, von denen ich heute gehört, und wünsche mich hin, ach — wie vergebens!“

„Der junge Mann muß sehr anregend erzählt haben“, bemerkte Norbert trocken.

„Ja, außerordentlich; möchten Sie ihn nicht kennen lernen? Er wird bald wieder kommen.“

„Danke!“ rief der Künstler hastig aus, „ich — ich liebe nicht, neue Bekanntschaften zu machen. Lassen Sie uns gehen; es fängt an kühl zu werden.“

„Ihnen ist offenbar nicht wohl“, sagte Eva ganz ernst. „Ich bitte Sie, schonen Sie sich und kommen Sie lieber morgen nicht.“

„Wenn Sie es wünschen“, sagte Norbert, sich etwas steif verneigend.

„Ich wünsche das Gegentheil, wenn es Ihnen zuträglich ist", antwortete das junge Mädchen einfach.

Sie waren indeß aufgebrochen und bis an die Brücke gelangt.

„Leben Sie wohl", sagte Eva, ihrem Lehrer freundlich die Hand bietend, „und morgen, wenn Sie können, kehren Sie gesund wieder."

Norbert ergriff ihre Hand und drückte sie einen Augenblick sanft; dann ließ er sie plötzlich fallen und ging, ohne ein Wort zu sagen, den Berg hinunter.

„Er ist krank oder hat einen Kummer", murmelte Eva, ihm besorgt nachschauend; „wenn ich ihm nur helfen könnte", setzte sie mit einem Seufzer hinzu, indem sie sich nachdenklich dem Schlosse näherte.

„Höre, Walburga", sagte das junge Mädchen an demselben Abend, als die alte Frau ihr beim Auskleiden behülflich war. „Du hast mir früher immer allerlei Geschichten erzählt und jetzt habe ich seit Ewigkeiten keine mehr von Dir gehört."

„Das kommt, weil Gräfin über dem Zeichnen und Malen für gar Nichts mehr Sinn haben", antwortete Walburga, ein wenig gekränkt.

„Ach, was Dir einfällt!" lachte ihre schöne Herrin; „da, setze Dich hierher." Sie rollte einen Lehnstuhl an das Fußende des Bettes und sprang dann mit einem leichten Satz hinein.

„So beginne", sagte sie, sich behaglich in die Kissen lehnend und die Alte anblinzelnd, „aber interessant muß es werden, sonst schlafe ich ein. Weißt Du keine Geistergeschichten? Alte Bilder, die um Mitternacht, „wenn Niemand wacht", lebendig werden; Gespenster, die in einem alten Schloß in den langen Gängen herumschlurfen — mit Kugeln rollen und Ketten rasseln; oder eine Räubergeschichte mit Einbruch, Diebstahl und Flucht; nun, nun, fällt Dir gar nichts ein, Du besinnst Dich so lange."

„Ich wüßte schon Etwas", sagte Walburga langsam; „aber eine Räuber- oder Gespenstergeschichte ist es nicht."

„Also erzähle, was Du weißt", rief Eva halb schon ungeduldig.

„Du hast vielleicht noch nie von Deiner Großtante Beate gehört?" frug Walburga. „Unten in der Bibliothek hängt ihr Bild."

„Das junge Mädchen mit den großen, schwarzen Augen und den braunen Locken? Ja, ich weiß; ich frug einmal Großpapa, wer sie sei; aber er sagte nur ganz kurz und kalt: meine verstorbene Schwester, und weiter zu forschen habe ich mich nicht getraut. Was ist mit ihr geschehen? — erzähle doch!"

„Es ist schon lange her", hub Walburga an, die Hände auf dem Schooß faltend, „ich war ein junges Ding von vierzehn, fünfzehn Jahren, wie ich zuerst zu Baron Ebensee's kam, aber ich kann mich gar gut erinnern, wie schön Fräulein Beate war. Und dabei ebenso gut wie schön. Sie war wie ein Engel auf Erden; ihr Herz war nur zu weich und empfänglich. Sie verlor ihre Mutter, als sie noch Kind war, und hatte keine Schwester, sondern nur Brüder. Als ihr Vater zum zweiten Mal heirathete, fand sie in ihrer Stiefmutter keine Stütze, und ihre

Stiefschwester, die jetzige Baronin Halden, war noch ein kleines Kind, wol zwanzig Jahre jünger, als Beate in die Welt geführt wurde. — Die Stiefmutter war eine geistreiche Frau und alle Leute, die einen Namen hatten, oder sich einen machen wollten, kamen in ihr Haus.

„Da ging es Abends oft bunt her. Musiker aller Art, Künstler und Dichter drängten sich in den Salons und bis spät Nachts dauerten meistens die Vorlesungen oder Concerte.

„Eines Abends, nach einem solchen Fest, ging ich wieder zu Fräulein Beate, um ihr beim Auskleiden zu helfen; denn ich war damals ihr Kammermädchen. Doch sie wollte mir nicht erlauben, auch nur eine Stecknadel herauszuziehen. „Ich muß lernen, Alles allein zu thun", sagte sie mir, und als sie bemerkte, daß ich sie erstaunt ansah, setzte sie ganz ruhig hinzu: „Ich werde einen armen Künstler heirathen." Ach — liebe Gräfin, ich kann Dir gar nicht sagen, wie mir's da zu Muthe war; denn ich kannte den alten Herrn Baron und wußte, wie stolz und hart er sei. All' mein Flehen hat nichts genützt; denn so sanft Fräulein Beate auch aussah, den Willen hatte sie vom Vater geerbt und der war wie lauter Eisen. — Du kannst Dir denken, wie's dann gegangen ist. Der Baron und die Baronin waren ganz wüthend; sie wurde gequält, eingesperrt, enterbt, aber plötzlich, eines Morgens — war sie fort.

„Am nächsten Tag erhielt ich einen Brief, worin sie mir schrieb: sie sei verheirathet, ganz selig und ziehe mit ihrem lieben Gemahl nach Italien. Sonst Nichts, und manche Nacht bin ich wach gelegen und habe an Beate gedacht und gewünscht, sie nur noch einmal vor meinem Tode zu sehen; denn ich hatte sie gar innig lieb.

„Da, nach acht langen Jahren, ich bin noch immer bei Deinem Großvater gewesen, bringt mir eines Tages ein kleiner Bube einen Brief. Wie ich die Handschrift sehe, bin ich gleich ganz außer mir gewesen, ich reiße den Brief auf, da steht: „Liebe Wally, komme Abends sieben Uhr zu mir; sage aber keinem Menschen ein Wort darüber, Beate."

„Kein Tag ist mir so lang gewesen, wie dieser, und kaum war es halb Sieben, so habe ich mich auf den Weg gemacht. Wenn nicht die genaue Adresse auf dem Brief gestanden hätte, so würde ich mich nicht in das elende Haus getraut haben, das ich danach fand. Drei Treppen hoch stieg ich und als ich eben anlangte, zitterte ich so sehr, daß ich mich an die Mauer lehnen mußte, sonst wäre ich wahrlich niedergesunken. Ich klopfte, aber die Stimme, die mich eintreten hieß, war mir fremd. — Ach, es war wol meine Beate, die so gerufen hatte; aber wie verändert, wie alt, wie hager und wie arm! Ihre Kleidung war geflickt und wieder geflickt und ihr ganzer Hausrath, ihre elende Stube so dürftig, daß es mir das Herz zusammenschnürte.

„Sie fiel mir um den Hals und lange konnten wir vor Weinen Nichts reden. Endlich faßte sie sich, sie hat immer viel Gewalt über sich gehabt, und fragte nach ihrem Vater, ihrer Stiefmutter und ihren Geschwistern. Mir verbot sie aber strenge, nur ein Wort von unserm Wiedersehen oder von ihrer Rückkehr zu sagen. „Ich will ruhig hier

sterben", sagte sie dann, und als ich sie ganz erschrocken ansah, fuhr sie fort: „Ach, Du glaubst mir nicht? Aber ich weiß es, ich fühle, daß ich bald erlöst sein werde. Tröste mich nicht; der Tod ist mein Trost!" — „Aber Dein Mann?" stieß ich heraus. Sie wurde blaß bis in den Mund. — „Der ist todt", sagte sie. — „Armes Kind", rief ich, „wann, wo denn, an was?" — Da lachte sie, aber so ein Lachen zu hören will ich Dir nicht wünschen. — „Er ist im Spital gestorben und weißt Du, an was, an was?" — Sie packte meinen Arm und flüsterte mir in's Ohr: „Am delirium tremens; weißt Du, was das heißt? Säuferwahnsinn!" — „Großer Gott, liebes Kind, was hast Du durchgemacht!" rief ich. — „Viel, furchtbar viel", schrie sie fast und rang die Hände; „aber laß mich nicht daran denken, sonst verliere ich den Verstand. O Gott, gieb mir Geduld, gieb mir Kraft, auszuhalten bis an's Ende, und laß das Ende kommen bald, o bald!"

Eva hatte sich halb aufgerichtet und sah, das Kinn in die Hand gestützt, der Alten starr in's Gesicht. „Weiter", sagte sie endlich leise.

„Jeden Abend bin ich dann zu Beate gegangen", fuhr Walburga fort; „am Tag war eine barmherzige Schwester bei ihr. Beate hat mir dann erzählt, wie glücklich sie zuerst war, aber welche schreckliche Zeiten gekommen sind, als sie den Fehler ihres Mannes entdeckte, der auch täglich roher und heftiger wurde und ihr das Leben zu einer fast unerträglichen Last machte. Sie litt schrecklich, besonders zuerst, wie sie ihren Mann noch liebte. — „Du weißt nicht", sagte sie mir einmal, „was das ist, Jemanden, den man liebt, sündigen zu sehen; das Herz bricht Einem dabei, es ist der größte Schmerz, den man auf der Welt empfinden kann. Alles Andere ist nichts dagegen." — Zuletzt wurde sie stumpf gegen Alles. Wenn ihr Mann im widerwärtigsten Zustande nach Hause kam, lärmte, tobte und fluchte, blieb sie ruhig und kalt. „Wie ein Stein lag es auf meinem Herzen", sagte sie mir, „und auf meinem Hirn. Ich konnte nicht mehr weinen, nicht mehr empfinden, ja nicht mehr denken. Erst als ich einige Zeit nach dem Tod meines Mannes hierher kam, löste sich die Eisrinde von meiner Seele und jetzt kann ich wieder fühlen und Gedanken fassen." — Eines Tages nahm mich die Schwester bei Seite und sie sagte mir, länger als ein bis zwei Tage könne Beate nicht mehr leben. — Da konnte ich nicht anders. Ich ließ mich zu Hause beim Herrn Baron melden, ich müßte ihn sprechen.

„Ich sehe ihn noch, wie er an seinem Schreibtisch stand, als ich eintrat. „Was willst Du?" fragt er. Ganz schwindelig ist es mir da geworden, ich suche nach Worten, wie ich es am besten sagen kann, und finde keine. Dabei war es todtenstill im Zimmer, nur die Uhr hat laut getickt, als ob sie sagen wollte: Sprich schnell, sprich schnell, die Zeit ist kurz. „Herr Baron", sagte ich da ganz plötzlich, und meine eigene Stimme hat mich erschreckt, — „die Beate ist hier." — Als ob ihn ein Schuß in's Herz getroffen hätte, so ist er zusammengefahren. Nur einen Augenblick war er still, dann hat er ganz laut und fest gesagt: „Ich kenne keine Beate."

„Ich hab' gemeint, ich müßte sterben vor Verzweiflung, als ich das gehört. Ich kann mich nicht erinnern, was ich Alles dann gesagt habe. Ich bin vor ihm auf die Kniee gefallen und habe gebeten und gefleht: „Kommen Sie zu ihr, sie ist krank, sie stirbt, sie hat bereut, was sie gethan hat!" — Endlich bin ich aufgesprungen, habe ihm seinen Stock und seinen Hut gegeben und habe ihn an der Hand zur Thür hinausgezogen. Unten in der Straße habe ich einen Wagen gerufen, wir sind eingestiegen und fortgefahren. Das Treppensteigen ist dem armen alten Herrn schwer geworden; kaum aber sind wir an Beaten's Thür gekommen, so hören wir schon einen Schrei: „Vater!" ruft sie. „Ich komme", antwortete der Baron und wankte hinein. Was da drinnen vorgegangen ist, weiß Gott allein; aber nach zwei Stunden ist der Baron herausgekommen und Beate war todt."

„Die arme Beate!" — sagte Eva nachdenklich. „Wally?" fragte sie dann plötzlich, „nicht wahr, ihr Mann war Sänger?"

„Nein, er war Maler", antwortete Walburga fast scheu und sah zu Boden.

Eva warf sich unruhig auf die Seite. „Warum erzählst Du mir so traurige Geschichten? Warum, warum? — Gute Nacht . . ." Und sie drückte ihr Gesicht in die Kissen.

„Gute Nacht, gnädige Gräfin", antwortete Walburga ruhig und wollte das Zimmer verlassen. Kaum war sie an die Thür gelangt, so hob Eva den Kopf.

„Wally!" rief sie, „komm her!"

Die Alte ging zurück. — Da richtete sich das junge Mädchen in die Höhe, schlang beide Arme um den Hals ihrer treuen Pflegerin und küßte sie sanft auf die runzelige Wange. „Gute Nacht", wiederholte sie ganz weich, sank zurück und schloß die Augen.

Schon um neun Uhr wartete Eva den nächsten Morgen im Tempel und als sie Norbert's festen, elastischen Tritt hörte, schoß eine jähe Röthe über ihr feines Gesicht und sie beugte sich tiefer über ihre Zeichnung. Nach der ersten Begrüßung und befriedigendem Bulletin von Seiten des Malers rief dieser aus, indem er sich behaglich auf die Stufen setzte: „Ah, hier ist Ruhe und Friede! Heute ging es in meinem „Hôtel" schon stürmisch zu. Mir scheint, der Wirth handelt nach dem russischen Sprüchwort: Liebe Deine Frau wie Deine Seele und klopfe sie wie Deinen Pelz. In aller Frühe ging das Schreien, Poltern und Fluchen los und die ganze Morgenruhe, mir sonst so heilig, wurde zerstört. Es liegt doch trotz aller Gutmüthigkeit eine furchtbare Rohheit im Volke!"

„Ja, die Männer . . .", hub Eva an.

„Bitte, auch die Frauen", unterbrach sie Norbert, halb scherzend, halb im Ernst. „Wenn eine Frau wirklich gut ist, so ist sie besser, als der beste Mann; ist sie aber schlecht, so ist sie ärger als sieben schlechte Männer, und ist sie gar roh, so giebt es auf der weiten Welt kein ekelhafteres Schauspiel."

„Ganz richtig“, gab Eva zu; „aber Sie müssen doch eingestehen, daß meistens die Männer die Anregung zum Streite geben und auch die Hauptstifter der unglücklichen Ehen sind. Ihr Eigensinn, Egoismus, ihre Härte und zornige Ungeduld muß die armen Frauen oft bis zur Verzweiflung bringen.“

„Was schieben Sie uns Alles in die Schuhe?“ rief Norbert, „das kann ich nicht auf meinem Geschlecht ruhen lassen! Glauben Sie ja nicht, daß wir die Ehen unglücklich machen; im Gegentheil, fast immer, ich möchte sagen, acht unter zehn Mal, sind die Frauen daran Schuld. Ihre Eitelkeit, Launen, Mangel an klugem Nachgeben und Sanftmuth sind die Eigenschaften, die schon manches häusliche Glück untergraben, ja völlig zerstört haben. Eine gute und sanfte Frau hat immer Einfluß auf ihren Mann; sie leitet, ohne daß er es merkt, seine Herzenserziehung, und ich habe darin schon Wunder gesehen. Eine schlechte Frau aber kann auch den besten Mann zum Teufel machen.“ — Er erhob sich rasch und ging mit erregten Schritten auf und ab. Eva sah ihm erstaunt nach, doch in wenig Minuten schien er seine Fassung völlig wieder gewonnen zu haben.

„Unsere Conversation war nicht gerade höflich“, bemerkte er, halb lachend, „aber wenn man in Eifer geräth, so denkt man an Nichts, außer daran, Recht zu behalten.“

Während er sprach, hatte er sein Skizzenbuch aufgeschlagen und zeigte Eva seine letzte Zeichnung.

„Sehen Sie, Gräfin, nur noch etwas Weiß muß aufgetragen werden, dann ist es fertig, und ich denke, wir könnten heute Nachmittag einen neuen Platz aufsuchen. Aber wie ungeschickt“, fuhr er dann fort, sich selbst unterbrechend, „jetzt habe ich mein Malwasser vergessen; gewöhnlich trage ich es in dieser kleinen Feldflasche bei mir.“

„Dem ist leicht abgeholfen“, sagte Eva; „nur wenige Schritte von hier ist im Wald eine Quelle“, und sie zeigte mit der Hand nach der Richtung, von wo man ein leises Plätschern und Murmeln hörte. Norbert legte sein Skizzenbuch nieder, nahm die Flasche und ging der bezeichneten Stelle zu, während das junge Mädchen das Kinn in die Hand stützte und vor sich hinstarrte. Das Zeichenbuch lag offen zu ihren Füßen, da begann der Wind sein Spiel. Ein Blatt wandte sich und Eva sah ihr Portrait, den Kopf leicht zurückgeworfen, die Augen wie begeistert geöffnet; schon zeigte sich ein anderes Blatt und wieder war sie es, wie sie unter dem Kreuze sitzend in die Weite schaute — noch ein neues Blatt und sie sah sich unter einem emporgehobenen Vorhang stehend. Jetzt warf der Wind rasch mehrere Zeichnungen nach einander über, im Flug sah Eva sich im Profil, ganze Figur, in altdeutscher Tracht, als Norma, als Engel im wallenden Gewand und großen Flügeln, auf dem Haupt einen leuchtenden Stern — da blieb das Buch offen. Norbert konnte jeden Augenblick zurückkehren, noch einmal beugte sie sich nieder und starrte sich an; dann streckte sie ihren kleinen Fuß aus, steckte ihn unter die eine Hälfte des Buches — es war zugeklappt und

sie nahm hastig den Stift wieder auf. Der Künstler nahte sich, Eva schrak zusammen, denn als sie ihre Zeichnung betrachtete, stand mitten in der Landschaft — sein Name! Ohne sich zu besinnen, riß sie das Blatt in tausend Fetzen.

„Was haben Sie vor?“ rief Norbert erstaunt, als er seine Schülerin so beschäftigt sah.

„Es war zu häßlich . . . so schlecht gezeichnet . . . ich war zerstreut“, murmelte sie verwirrt.

Norbert sah sie scharf an. „Haben Sie auch Launen?“ sagte er dann langsam.

„Nein, gewiß nicht!“ rief Eva fast mit Thränen. „Ich mußte, ich konnte nicht anders!“

Der Künstler aber hob wenige Minuten später unbemerkt eines der Stückchen Papier auf, das größer war als die übrigen und ihm dadurch auffiel. Drei Buchstaben standen darauf — die Anfangsbuchstaben seines Namens.

Eva konnte sich das Benehmen ihres Lehrers während der nächsten Stunde nicht erklären. Bald war er ausgelassen lustig, lachte und pfiff den Vögeln ihr Lied nach, dann wurde er plötzlich wieder ernst, nachdenkend, lächelte vor sich hin und wenn er sich unbeobachtet glaubte, ruhten seine Blicke mit wonnigem Entzücken auf seiner lieblichen Nachbarin. Endlich war es Zeit heimzukehren. Doch der Maler blieb im Tempel, behauptete, keinen Hunger zu haben und hier auf Eva warten zu wollen.

Noch war es nicht ganz drei Uhr, da kam sie schon flüchtigen Schrittes die Allee entlang, ein kleines Körbchen in der Hand haltend. — „Der Mensch, der von Luft leben kann, ist noch nicht geboren“, begann sie scherzend, „sehen Sie in mir Ihre Lebensretterin.“ Und sie fing an Brod, etwas kalte Küche, eine kleine Flasche Wein und ein Besteck auszupacken. „Schweigen Sie“, unterbrach sie Norbert's Dank, „und essen Sie und dann soll unsere Waldfahrt beginnen. Ich weiß einen Platz auf dem nächsten Hügel, dort ist die Aussicht fast noch schöner wie hier. — Nun, wie fühlen Sie sich jetzt?“ frug sie nach einigen Minuten, als der Maler eben sein Glas auf ihre Gesundheit geleert hatte.

„Stark wie Goliath“, rief dieser aufspringend, „und bereit, Ihnen, wunderthätige Waldfee, bis an's Ende der Welt zu folgen.“

„Avanti“, lachte Eva fröhlich, „und hoffen wir auf eine glückliche Entdeckungsreise!“

Mit raschen Schritten gingen die Beiden durch den Wald, dann über eine große Wiese, inmitten welcher Norbert stehen blieb und bedenkliche Blicke zum Himmel sandte, der sich dicht zu umwölken begann.

„Fürchten Sie sich vor dem Donner?“ spottete Eva lächelnd.

Sie schritten weiter, kamen wieder in einen Wald, wo es bald begann, sehr steil zu werden. Eva aber brauchte nur selten Hülfe, leicht und gewandt sprang sie über das Felsengeröll hinweg, während Norbert's Blicke von ihrer raschen Anmuth unwiderstehlich gefesselt waren.

„Da sind wir endlich!“ rief sie frohlockend, nachdem sie die höchste Felsenspitze erklommen hatten und am Raude eines wilden Abgrundes standen, der steil in den See abfiel. „O, ist es nicht herrlich hier! Es donnert“, setzte sie plötzlich hinzu und sah sich um, als ob man sie angerufen hätte.

Schwarz und groß stand ein furchtbares Gewitter am Himmel; je näher die Wolken kamen, je mehr schienen sie zu eilen.

„Wir müssen umkehren“, sagte Norbert hastig, „vielleicht entrinnen wir noch dem Regen. Geschwind, kommen Sie, Gräfin!“

„Werfen Sie nur einen Blick auf die Gegend“, bat diese, „damit Sie doch nicht den Weg umsonst gemacht haben. Sehen Sie den wundervollen Effect des Wetters!“

Norbert sah sich flüchtigen Blickes um.

Ein Theil der Berge war von der Sonne scharf und hell beleuchtet, während die andere Hälfte schon im düstern Grau des Regens verhüllt war, der wie ein dichter Vorhang sich über das Land zog. — Jetzt kam auf den Flügeln des Windes der Sturm einhergebraust. Heulend fuhr er dahin, vor seiner Gewalt bogen sich die Bäume wie Weidenruthen, im tollen Wirbel tanzten die dürren Blätter, er peitschte die Wogen des Sees, daß sie schäumten, brach krachend Aeste ab und warf sie bald hierhin, bald dorthin. Er erreichte Eva, riß ihr den Hut vom Kopfe und wehte ihn in den Abgrund, sie selbst wankte, so daß Norbert den Arm um sie warf, um sie aufrecht zu erhalten. Prasselnd fielen große Hagelkörner, ein blendender Blitz zerriß die Wolken und machte den Himmel secundenlang zu einem Feuermeer, dann ertönte mit furchtbarer Gewalt die Stimme des Himmels. Weithin rollte der Donner, alle Echos erweckend. — Das junge Mädchen hatte sich halb betäubt an Norbert's Arm geklammert.

„Kommen Sie“, rief dieser, und er war fast genöthigt, zu schreien, um sich vernehmlich zu machen; „Sie stehen auf einem dem Wetter zu sehr ausgesetzten Platz, folgen Sie mir.“

Eva fest bei der Hand haltend, zog er sie nach sich und begann den Berg hinabzuklimmen. Der Hagel hatte nur ein paar Minuten gedauert, es folgte weder Donner noch Blitz dem ersten Schlag, nur der Regen strömte in Bächen vom Himmel. Im Nu waren beide Wanderer gänzlich durchnäßt. Norbert blickte Eva besorgt an; doch diese hatte ihre Fassung wieder ganz gewonnen und nickte ihm lächelnd zu.

Das Hinabsteigen war schwierig; der Regen hatte den Boden schlüpfrig gemacht und die nassen Kleider hinderten jede freie Bewegung. Norbert war unermüdlich, stützte und führte Eva, räumte die hindernden Aeste aus dem Wege, bog die Zweige zurück, welche drohten, Eva ihre nassen Blätter in's Gesicht zu schlagen — kurz, war auf Alles bedacht, um ihr das ermüdende und beschwerliche Gehen zu erleichtern. Sie kamen an mehreren entwurzelten und geknickten jungen Bäumen vorbei.

„Wie viel Unheil dieser eine Sturm angerichtet hat“, sprach Norbert, und weiter fuhr es ihm durch den Sinn: „So verwüstet oft eine

unglückliche That ein ganzes Menschenleben." — Seine Lippen preßten sich zusammen, dann schüttelte er heftig den Kopf — fort mit allen trüben Gedanken, nur jetzt keine traurige Vergangenheit, wo die Gegenwart ihn so reizend anlachte. Rüstig schritten sie über die Wiese.

„Sie können viel aushalten", sagte der Maler.

„Sie haben mir viel dabei geholfen", antwortete Eva und sah ihn so vertrauensvoll an, daß er unwillkürlich ihren Arm noch fester an sich drückte. Sie erröthete, ihr Auge irrte einen Moment unsicher umher, senkte sich dann zu Boden, und auf dem ganzen weitern Heimweg wurde fast kein Wort mehr gesprochen.

Auf Schloß Ebensee war mittlerweile gerade vor Anbruch des Gewitters Besuch gekommen. Herr von Möllern, ein großer, stark aussehender Mann mit breiter Figur, stark blondem Haar und Bart, war von seinem Gut herübergeritten, um einige Stunden bei seinen Nachbarn zu verplaudern. Er mochte sieben- bis achtundzwanzig Jahre alt sein, war viel gereist, gebildet, der Liebling der ganzen Umgegend; von den Höheren geehrt, von seinen Untergebenen angebetet.

Wer einmal seine kräftige, frische Stimme, sein herzliches, fröhliches Lachen gehört, wer seinen treuherzigen, offenen Blick und den guten, wahren Ausdruck seiner sonst durch keine besondere Schönheit ausgezeichneten Züge erblickt, der vergaß Felix Möllern nicht so schnell.

„Er kommt mir vor, frisch und kräftig wie ein Tannenwald, auf den die Sonne scheint", sagte einmal eine etwas sentimentale Dame seiner Bekanntschaft und hatte damit nicht so unrecht.

Er streckte seine großen Glieder auf den kleinsten Stuhl aus, den er im Zimmer finden konnte, und verbarg keineswegs die Enttäuschung, die er empfand, als er hörte, Eva sei ausgegangen. Das Gewitter beunruhigte ihn noch mehr als Baron Ebensee, der seine Enkelin in irgend einer Hütte sicher wähnte. Zehnmal schlug Felix vor, auszureiten, um Eva zu suchen; doch da man nicht wußte, in welcher Richtung sie gegangen, mußte er sein Vorhaben immer wieder aufgeben. Die beiden Männer sprachen dabei von Diesem und Jenem und endlich bat der alte Herr seinen Gast, ihm bei der Anlegung neuer Treibhäuser mit seinem Rath behülflich zu sein. Als dieser, gefällig wie immer, mit Vergnügen einwilligte, entfernte sich der Baron, um die Pläne zu holen.

„Er ist ein guter Mensch", murmelte er vor sich hin, während er durch den langen Corridor schritt, „ein braver Mensch, glaube ich. Eva gefällt ihm, lieber Dieser, als irgend ein Anderer . . . da ist sie ja", unterbrach er sich und eilte an das nächste Fenster, von wo aus er die Brücke und den Weg bis zur Hausthür sehen konnte. — Aber was war das? Das junge Mädchen hatte den Arm des Malers gefaßt, sie schien befangen und doch zutraulich, nachdenklich und doch heiter; jetzt hatten sie die Pforte erreicht . . . konnte der Baron seinen Augen trauen? . . . Der Maler — und mit welchem Hohn, mit welcher Verachtung dachte sich der Baron Ebensee das Wort! — der Maler erfaßte ihre Hand,

er streifte den nassen Handschuh zurück und ... o Himmel ... seine Lippen berührten sie! ...

Der alte Herr erstarrte. Zuerst erwartete er, Eva würde den frechen Menschen entrüstet und mit scharfen Worten zurückweisen, doch nein, — sie schien nicht sehr böse, sie lächelte sogar erröthend.

Dem Baron schwindelte es; er hielt sich am Fenstersims — und schloß die Augen.

Seine Enkelin, die Gräfin Waldenau, im geheimen Einverständniß mit einem wildfremden Maler — das mußte er erleben! Er stöhnte laut, öffnete die Augen — der Künstler war fort, Eva hatte geläutet.

Festen, schweren Schrittes ging Baron Ebensee die Treppe hinunter und begegnete seiner Enkelin in der Vorhalle.

„Sehe ich nicht aus wie eine gebadete Maus?“ rief sie ihm lachend entgegen. „Hast Du Dich recht gesorgt, lieber Großvater? Doch es wird mir nichts schaden, hoffe ich.“

„Gehe nur und kleide Dich um“, antwortete der Baron möglichst ruhig, „und komme dann in den Salon, der junge Möllern ist da.“

Jetzt kam auch Walburga gelaufen, schleppte Eva schnell auf ihr Zimmer, jammernd und klagend über den schrecklichen Zustand ihrer jungen Herrin.

„Nun, beruhige Dich“, sagte diese endlich fast ungeduldig, „ich bin ja weder ertrunken, noch verbrannt und nun geschwind, mich friert.“

„Im Salon ist es wärmer“, sagte Walburga und warf ihr noch einen Shawl um die Schultern.

Eva lief hinab, ohne sich einen Augenblick Zeit zum Nachdenken zu gönnen. Möllern eilte ihr entgegen mit so viel Fragen und Bedauern, daß sie ihm kaum auf Alles antworten konnte. Er ließ nicht nach, bis sie etwas heißen Wein getrunken hatte, schlug ein Feuer im Kamin vor und häufte alle Sophakissen auf und um Eva, bis sie lachend um Gnade bat und versicherte, sie sei dem Ersticken nahe. — Felix blieb bis neun Uhr und der Abend verging rasch und angenehm.

Eva war schöner als je; eine wunderbare, innere Freudigkeit verklärte ihr feines Gesicht und jede ihrer Bewegungen war von bezaubernder Anmuth. Sie sang einige Lieder ohne Kunst, aber mit feinem Geschmack und glockenreiner Stimme. — Alles schien ihr neu und schön. Sie sah sich um, als ob sie zum ersten Male die Pracht und den Comfort des alten Saales gewahr würde, und wunderte sich fast, als es dunkel wurde, daß heute die Sonne untergehen konnte.

Als sie sich später auf ihr Zimmer begeben und die Dienerin verabschiedet hatte, fand sie lange keine Ruhe. Sie wußte jetzt, was mit ihr vorgegangen, warum ihr das Leben so herrlich, die Welt so schön däuchte. Und bei den seligen Gedanken, die sie überflutheten, verbarg sie tieferröthend ihr strahlendes Gesicht in ihren Händen.

Eva war nicht die einzige Wachende. — Ihr Großvater ging unruhig durch das lange, düstere Zimmer, das er bewohnte. Endlich nach vielem Sinnen setzte er sich und schrieb:

„An die Frau Baronin Halden."

„Liebe Schwester!

„Dieses Mal komme ich mit einer Bitte zu Dir, die Du mir hoffentlich nicht abschlagen wirst. — Ich wünsche nämlich, meine Enkelin Eva Etwas von der Welt sehen zu lassen und würde sie gern für ein paar Monate zu Dir schicken.

„Ich weiß, daß in Deinem kleinen Haushalt eine Person mehr immer einige Depensen verursachen würde und biete Dir also für jeden Monat dreihundert Thaler, damit Du auch kleine Soiréen geben und überhaupt ihr den Aufenthalt angenehm machen kannst. Für eine Loge im Theater, Concerte und Toiletten bin ich auch mit Freuden bereit zu sorgen.

„Es wäre mir aber besonders lieb, könntest Du sie gleich aufnehmen.

„Morgen, Mittwoch Abend, erhältst Du meinen Brief, telegraphire mir umgehend die Antwort, die ich Donnerstag früh erhalten werde, und wenn dieselbe bejahend ist, so kann Eva Freitag Morgen nach B. fahren, von dort die Bahn benutzen und um vier Uhr ist sie bei Dir.

„Walburga wird sie natürlich begleiten und bei Dir bedienen.

„Es grüßt Dich Dein

Wolfgang."

„Sie braucht immer Geld und macht gern ein Haus, darauf baue ich", murmelte der Baron vor sich hin, als er sein Siegel auf den Brief drückte.

In aller Frühe wurde ein reitender Bote damit nach B. geschickt, der dort auf die Antwort warten und dieselbe gleich zurückbringen sollte. — Doch Eva erfuhr nichts von alledem.

Beim Frühstück, als dieselbe über den immer noch strömenden Regen klagte, sagte der Baron: „Ich habe dem Zeichenlehrer absagen lassen; man kann nicht verlangen, daß er bei diesem Wetter herauf kommt. Ich denke, er hat an seiner gestrigen Wasserpartie genug gehabt."

Eva erblaßte und verstummte. Sie hatte gehofft, ihre Stunde zu Hause zu nehmen, sie hatte die Minuten gezählt bis zu dem Wiedersehen und jetzt . . . wer weiß, wann das Unwetter aufhören würde!

Der Tag verging langsam, das junge Mädchen irrte unruhig im Hause herum, bald in der Bibliothek ein Buch aufschlagend, bald eine Zeichnung beginnend, dann setzte sie sich wieder zu Walburga oder sah träumerisch zum Fenster hinaus und versuchte die Tropfen zu zählen, die auf einen bestimmten Stein im Hofe fielen.

Da, es mochte sechs Uhr sein, ertönte die Hausglocke. Im Nu war Eva aufgefahren; ihr Auge funkelte, ihre Wangen rötheten sich, sie strich die Haare hinter das kleine Ohr und horchte zur Thür hinaus. Aber kaum hatte sie die Stimme des Ankömmlings gehört, so zog sie sich zurück, schlug die Thür unwillig zu und ging mit raschen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab. Nur langsam leistete sie nach einiger Zeit dem Wunsche ihres Großvaters Gehorsam, der sie hatte rufen lassen. Auf dem Gange hörte sie schon Möllern's kräftige Stimme.

„Er hat kommen können trotz allen Regens!“ dachte sie mit einem vorwurfsvollen Blick in die Gegend des Dorfes und zögernd betrat sie den Salon.

Doch Herr von Möllern's frischer Fröhlichkeit vermochte Niemand zu widerstehen.

Unwillkürlich wich Eva's gedrückte Stimmung einer heitern und nach kurzer Zeit rief Felix: „Jetzt sehen Sie doch wieder vergnügter aus, Gräfin, und das ist mir eine wahre Last vom Herzen. Ich kann nicht sagen, wie es mich drückt, Jemanden traurig zu sehen.“

„Man kann doch nicht immer lachen“, wandte Eva ein.

„Gewiß nicht“, rief Felix ganz eifrig; „aber eine gewisse innere Fröhlichkeit kann man doch meistens trotz allem Ernst bewahren. Natürlich, ich weiß, es giebt Kummer und Sorgen im Leben; aber wozu Alles so schwer als möglich, statt so leicht als möglich zu nehmen? Man braucht deswegen nicht leichtsinnig zu sein. — Es giebt aber Leute, die eine förmliche Passion für traurige Gefühle haben, die in Melancholie schwelgen, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, darin wahre Gourmands sind. Wenn sie keine wirkliche Ursache haben, was eigentlich bei diesen Leuten selten der Fall ist, so schaffen sie sich einen Weltschmerz an, machen aus der Mücke einen Elephanten — les voilà heureux dans leur malheur! — Puh“, sagte Felix und schüttelte sich, „solche Menschen können mich wahrhaft empören mit ihrem melancholischen Augenaufschlag, mit ihrem geheimnißvollen Geseufze, ihrem Mondgestarr, ihrem matten Lächeln und ihrer romantischen Appetitlosigkeit. Es ist etwas Ungesundes, Schwaches in diesen Geschöpfen“, und er athmete tief auf und hielt einen schweren Eichenstuhl mit ausgestrecktem Arm in die Luft, wie um sich von seiner gesunden Kraft zu überzeugen.

„Es scheint, Sie würden gegen diese Gefühle gymnastische Uebungen anempfehlen“, sagte Eva mit etwas malitiösem Lächeln.

Felix wurde roth und setzte hastig den Stuhl nieder.

„Pardon“, sagte er; ich weiß, es war nicht Salonmanier; aber ich mußte mir ein bischen Luft machen. Uebrigens glauben Sie mir, Gräfin, wenn diese Unglückshelden und -Heldinnen täglich zwei Stunden turnen und zwei Stunden spazieren gehen würden, Appetit- und Schlaflosigkeit wenigstens wären bald curirt.“

„Sie scheinen noch nicht viel Kummer gehabt zu haben“, sagte der Baron, der, im Zimmer herumgehend, Felixen's Auseinandersetzungen mit halbem Ohr gelauscht hatte.

„Was nicht ist, kann werden“, antwortete dieser, mit einem Seitenblick auf Eva, indem er einen leichten Seufzer ausstieß. „Wenn es kommt, so hoffe ich es richtig ertragen zu können.“

„Und wie werden Sie das anstellen?“ sagte die Gräfin, ihn neugierig ansehend.

„Ich werde leiden, ohne Anderen zur Last zu fallen. Getheilten Schmerz finde ich nicht halben, sondern doppelten Schmerz. Man leidet nicht nur allein, sondern zieht auch Andere in Mitleidenschaft. Sie

werden spöttisch sagen, das sind Grundsätze; doch ich hoffe, sie halten Stich, sollte ich, was der Himmel verhüten wolle, einmal geprüft werden. — Doch jetzt genug von Kummer, Unglück und Elend. Erheben Sie Ihre Stimme, Gräfin Eva, und singen Sie uns ein fröhliches Lied."

Viel hätte Eva darum gegeben, diesen Wunsch nicht erfüllen zu müssen; allein sie schämte sich, vor diesem mit so gleichmäßigem Humor gesegneten Mann launenhaft zu erscheinen. Also setzte sie sich an's Clavier und sang ein Lied nach dem andern — was Felix ihr eben vorlegte.

Hätte sie hinausgesehen, hätte ihr Auge die eingebrochene Dunkelheit durchdringen können, gewiß, ihre Stimme hätte den matten, gleichgiltigen Klang, ihre Augen den traurigen Blick verloren. Draußen im strömenden Regen stand ein Mann und lauschte den Tönen, die zu ihm drangen, wie ein Verdammter dem Gesang der Engel lauschen mag. Dicht vor dem Fenster stand er und von dem Epheu, welcher dasselbe überwucherte, vor aller Entdeckung geschützt, sah er mit unaussprechlichen Gefühlen Felix sich über Eva beugen, zu ihr sprechen, ihr neue Lieder bringen, ihr mit strahlendem Gesicht zuhören, sah sie lächeln und zu ihm aufblicken.

Seine Hände ballten sich. „Ich verdiene sie nicht, ich verdiene sie nicht", murmelte er, „und doch — sie muß mich lieben, sie muß sich mir beugen; ich schwöre es, sie muß mein werden! . . ."

In diesem Augenblick trat Mathias ein und meldete das Abendessen. Möllern bot Eva den Arm und führte sie hinaus, der Baron folgte. — Norbert starrte noch einen Augenblick in das verlassene Zimmer. Das Feuer flackerte, die Lichter brannten und doch schien es ihm, als sei es da drinnen dunkel und kalt geworden.

„Der Herr Baron haben heute früh ein Telegramm erhalten", bemerkte den nächsten Morgen Walburga, als sie eben Eva's lange, schöne Flechten aufsteckte.

„Ein Telegramm!" rief diese ganz erstaunt. „Woher denn? Ist am Ende Tante Halden krank, oder ist sonst Etwas geschehen?" Und sie eilte schneller als gewöhnlich hinab, um ihren Großvater am Frühstückstisch zu finden. Er sah angegriffen aus und vor ihm lag die erbrochene Botschaft.

„Ist Etwas geschehen, Großvater?" rief Eva, ihm die Hand entgegenstreckend.

„Nein und ja", entgegnete dieser; „doch nimm Platz, ich muß Dir Etwas erklären."

Und er setzte ihr mit ruhigen Worten, aber doch bewegter Stimme auseinander, wie er es für gut, ja nothwendig finde, jungen Mädchen die Welt zu zeigen, sie das Leben kennen lernen zu lassen, wie er ihrer Tante geschrieben und daß er heute die Antwort erhalten habe.

Eva hatte wie versteinert dagesessen. Ihre Augen waren groß und starr auf sein Gesicht geheftet.

„Und die Antwort?“ stieß sie hervor.

„Lautet bejahend“, sagte Baron Ebensee.

„Wann muß ich fort? Doch nicht bald, doch nicht bald?“ frug sie klagend.

„Morgen Abend erwartet Dich Tante Halden.“

Eva wurde blaß und sich in den Sessel zurücklehnend, schloß sie die Augen. Doch nur einen Moment. Dann sprang sie auf und warf sich neben ihrem Großvater auf den Boden.

„Warum so schnell?“ flüsterte sie, ihr Haupt an seine Kniee lehnend.

„Weil ich es wünsche, weil ich es für gut, für nothwendig halte“, sagte er mit herber Trauer.

„Wenn ich Dich aber bitte — nur noch eine Woche, nur noch drei Tage lasse mich hier“, fuhr sie leise fort.

Er hob ihr schönes Haupt empor und hielt es einen Augenblick zwischen seinen Händen. „Bitte mich nicht“, sagte er dann langsam, aber bestimmt; „es nützt nichts. Ich habe Dir früher nichts von meinem Plane gesagt, weil ich Dir alle peinliche Ungewißheit ersparen wollte. Nun ist er gefaßt und unabänderlich. Walburga wird Dich begleiten und auch dort bei Dir bleiben. Morgen früh um acht Uhr reist Ihr von hier ab.“ Er verließ das Zimmer, aber unter der Thür wandte er sich noch einmal um. „Apropos“, sagte er in gleichgiltigem Ton, „ich werde Deinem Zeichenlehrer“, und er betonte das Wort, „schreiben, ihm für seine Bemühungen danken und ihm sein Honorar schicken. Ich finde nicht, daß Du viel bei ihm gelernt hast.“ Und er schloß die Thür hinter sich.

Mit einem unterdrückten Schrei sprang Eva von ihren Knieen auf: „Deswegen . . . er weiß also Etwas, oder ahnt es . . .“ Und sie ging mit fest verschränkten Armen und blitzenden Augen im Zimmer auf und ab. „Ich kann mir nicht helfen, Niemand kann mir helfen, außer Einem, der nicht will.“ Sie strich sich das Haar mit beiden Händen aus dem Gesicht. „Ich muß Norbert schreiben“, flüsterte sie; noch einen Augenblick blieb sie in tiefes Nachdenken verloren stehen und ging dann langsam nach ihrem Zimmer. Dort angekommen setzte sie sich an ihren Schreibtisch und nach ein paar Minuten lagen folgende Zeilen vor ihr:

„Auf Befehl meines Großvaters muß ich morgen nach M. reisen, um dort bei seiner Schwester, der Baronin Halden, ein paar Monate zuzubringen. Um acht Uhr fahre ich von hier fort.“

Als sie die Adresse schreiben wollte, fiel es ihr eigentlich erst auf, daß sie sich nie nach seinem Taufnamen erkundigt hatte. Oft hatte sie ihn fragen wollen, doch nie den geeigneten Moment gefunden. So adressirte sie denn einfach: „An Herrn Norbert, Maler“ — und das Fenster öffnend, spähte sie nach einem sicheren Boten. Der Zufall wollte, daß der zwölfjährige Sohn des Gärtners die Blumenbeete jätete; den rief sie herauf und ihm eine nagelneue Münze in die Hand legend, trug sie ihm auf, den Brief dem Herrn Maler in das Wirthshaus des Dorfes

zu bringen. Der Kleine ging, das Schreiben sorgsam haltend, die Treppe hinab; unten begegnete er dem Baron, der, als er den Brief in der Hand des Knaben sah, sogleich den Zusammenhang errieth.

„Ist das für den Maler?" frug er das Kind und auf dessen bejahende Antwort nahm er ihm das Schreiben ab, indem er hinzufügte, „Du brauchst nicht hinzugehen, ich will es besorgen."

Hätte Eva ahnen können, daß ihr Brief, allerdings uneröffnet, im Kamin ihres Großvaters ein Häufchen Asche war, während sie ihn längst in Norberts Händen wähnte, die fieberhafte Spannung, die sie den ganzen Tag über peinigte, hätte gewiß einer energischen Empörung Platz gemacht. So aber wußte sie von nichts und lief vergebens nach jedem Stück, das sie in den Koffer gelegt, an das Fenster, um von Hoffnung in Verzweiflung zu gerathen.

Der Tag, der Abend und eine schlaflose Nacht waren vergangen und Eva hatte nichts von Norbert gehört, der seinerseits zehn Uhr kaum erwarten konnte, um den gewohnten Weg zum Schloß anzutreten.

Gegen acht Uhr kam die junge Gräfin herunter, um ihrem Großvater Lebewohl zu sagen. Er erschrak, als sie vor ihm stand, blaß, mit schwerem Blick und müder Haltung.

„Es ist höchste Zeit, daß sie geht", dachte er sich und schloß sie fest an seine Brust. „Mein Herzenskind", murmelte er ihre kalten Lippen küssend, „Gott segne und erhalte Dich und führe Dich glücklich zu mir zurück."

Da brach Eva in ein krampfhaftes Schluchzen aus, sie schlang die Arme fest um seinen Hals, doch nur einen Augenblick, dann riß sie sich los, sprang in den Wagen und lehnte sich in die Ecke zurück. Walburga folgte, Mathias stieg auf den Bock, der Kutscher ließ die Peitsche auf den Rücken der Pferde fallen, fort rollte der Wagen und der Baron kehrte schwermüthig in das stille, einsame Schloß zurück.

Als unsere Reisenden durch das Dorf fuhren sah Eva gespannt zum Fenster hinaus, doch von Norbert war keine Spur zu erblicken.

Die Reise war eine traurige. Der starke Sturm hatte die letzten Spuren des Sommers hinweggefegt, der Regen hatte die laue Luft in naßkalte Octoberatmosphäre verwandelt. Unter jedem Baum lagen Haufen von modernden gelben Blättern, der Himmel war grau, die Straßen aufgeweicht, die Berge hinter dichtem grauen Nebel versteckt. Fröstelnd hüllte sich Eva in ihren Mantel und die Augen schließend, erging sie sich in trüben Gedanken und Vermuthungen, warum wohl Norbert auf ihre Zeilen weder gekommen sei, noch sonst habe von sich hören lassen.

Um dieselbe Zeit aber erstieg der Maler den Schloßberg. Auf sein Läuten wurde ihm wol die Thüre geöffnet, doch zugleich gemeldet, Gräfin Waldenau sei abgereist und der Herr Baron sende diesen Brief. Als Norbert heftig die Enveloppe aufriß, fand er einen Fünfzigthalerschein. Und sonst kein Wort. —

Noch am selben Tage verließ der Maler das Dorf und Mathias erfuhr Abends im Wirthshaus und mag es wol seinem Herrn erzählt

haben, wie freigebig der Fremde gewesen sei, denn er habe dem Pfarrer fünfzig Thaler für die Armen des Dorfes gesandt.

In einer der elegantesten Straßen M.'s stand das von der Baronin Halden bewohnte Haus. Machte schon die hohe Außenseite, die breite steinerne Stiege einen stattlichen Eindruck, so wurde derselbe noch erhöht, wenn man das Innere der Wohnung betrat. Die Zimmer, wenn auch nicht zahlreich, waren geräumig und auf's Geschmackvollste ausgestattet. Besonders reizend war ein grau und kirschroth eingerichtetes Boudoir, das die Schlafzimmer von den Salons trennte. Unzählige Familienportraits und Miniaturen bedeckten die Wände, grüne, frische Pflanzen standen im Fenster, bequeme Fauteuils luden zum angenehmsten Nichtsthun ein, ein weicher, dicker Teppich mit rothen Korallenzweigen auf hellgrauem Grund bedeckte den Boden.

Vor dem offenen Kamin saßen zwei Personen, ein Herr und eine Dame, im eifrigsten Gespräch vertieft. Die Dame: Baronin Halden, eine schön gewesene Dame mit etwas zu starker Figur und dem sichtlichen Bemühen, jünger zu erscheinen, als sie war; der Herr: ein ältlicher Mann, etwas gebückt, etwas grau, sehr süß und folglich sehr langweilig.

„Also Ihre Nièce ist eine Gräfin Waldenau", frug er eben.

„Jawol, Hoheit", bestätigte die Baronin. „Ich nehme sie aus Erbarmen zu mir, um ihr etwas Manier, etwas von Bildung zu geben. Natürlich . . . auf dem Lande aufgewachsen, was kann man da erwarten?"

„Ich zweifle nicht, daß die junge Dame unter Ihrer Leitung, Baronin, ein vollkommenes Muster werden wird", erwiederte Prinz August mit einer verbindlichen Verbeugung. „Quand on parle du soleil . . ." fügte er gleich hinzu, als ein Diener im Nebenzimmer die Thür aufriß und unter der Portière des Boudoirs erscheinend pianissimo meldete: „Comtesse Waldenau!"

Die Baronin erhob sich: „Mein kleines Landconfect", sagte sie mit einem Lächeln, welches gütig sein sollte; doch erstaunt blieb sie stehen, als statt des ländlichen Backfisches eine elegante junge Dame auf sie zu eilte und ihr die Hand küssend ausrief: „Guten Abend, liebe Großtante, ich bringe Dir die besten Grüße von Großpapa!"

Das Wort „Großtante", brachte die Herrin des Hauses wieder zu sich: „Laß mich Dich zuerst vorstellen. Hoheit erlauben gnädigst, daß ich Ihnen meine Nichte, die Gräfin Eva Waldenau präsentire."

Die Hoheit richtete einige schmeichelhafte Worte an Eva und verabschiedete sich entzückt von der jungen, frischen Schönheit, die er erblickt.

„Wer ist denn der alte Mann?" frug Eva, als ihre Tante wieder in das Boudoir trat, nachdem sie den Prinzen bis an die Treppe geleitet hatte.

Die Baronin blickte sie mit Erhabenheit an:

„Es ist Prinz August, Onkel des regierenden Herrn", sagte sie mit Würde.

„Wirklich, das sieht man ihm nicht an", bemerkte mit großem Gleichmuth das junge Mädchen. „Doch nun, liebe Großtante . . ."

„Ich wünsche, daß Du mich Tante nennst", unterbrach sie hastig die Baronin. „Großtante klingt mir doch etwas zu vorsündfluthlich. Aber laß Dich einmal betrachten", fuhr sie fort und zog ihre Nichte an das Fenster. „Ich habe gar nicht gewußt, daß Du so groß bist. Du bist größer als ich; eigentlich etwas zu groß für eine Frau. Und wie kommt es nur, Du bist ja ganz modern gekleidet? Habt Ihr denn Modeläden in Eurem Dorf?"

„Das gerade nicht", antwortete Eva lächelnd, „aber meine gute alte Gouvernante wohnt jetzt in Paris und schickt mir direct Alles, was ich brauche."

„Ah", machte die Baronin, „Du mußt mir ihre Adresse geben, ich liebe nur pariser Quellen. Und was hast Du noch bei ihr gelernt? Sie war Französin, also sprichst Du wenigstens das gut?"

„Nun ja, es geht", gab Eva zu; „auch habe ich Clavierspielen und etwas Singen bei ihr gelernt, dann Englisch und Großpapa gab mir bis letztes Jahr deutsche und lateinische Stunden, dann noch Geschichte und Literatur, Botanik, etwas Astronomie . . ."

„Höre auf, höre auf", rief die Baronin entsetzt. „Du kannst zu viel für ein Mädchen. Lateinisch, Botanik und Astronomie . . . wie willst Du je heirathen! Männer hassen gelehrte Frauen! Ich bitte Dich, erzähle nur Niemandem davon; es ist gut, daß wir allein sind!"

„Aber Tante", fiel Eva etwas entrüstet ein, „ich bin nicht hierher gekommen, um zu heirathen!"

Die Baronin blickte sie ungläubig an: „Ah, zu welchem Zwecke sollte Dich sonst Dein Großvater geschickt haben? — Doch nun komme, ich zeige Dir Dein Zimmer, ruhe Dich etwas aus, um sechs Uhr diniren wir und um halb acht fahren wir in die Oper, wenn Du nicht zu müde bist."

Schweigend folgte Eva ihrer Tante, die sie durch einen breiten, schön gehaltenen Gang in ein wunderhübsches Zimmer führte: „Dies ist Dein kleiner Salon und dies", sie öffnete eine Tapetenthür, „Dein Schlafzimmer. Richte Dich ein und laß es Dir bei mir gefallen." Sie bot ihrer Nichte die Wange zum Kuß und ließ sie dann allein.

Eva stand einige Augenblicke wie betäubt von den vielen verschiedenen Eindrücken, die sie den Tag über empfangen. Die Reise, die neuen Gegenden, das Gewühl in den Straßen der Stadt, die fremde Umgebung — Alles schwirrte ihr durch den Kopf und todtmüde warf sie sich auf das Sopha, die Augen schließend, um doch ein wenig Ruhe zu genießen. Bevor sie sich's versah, war sie eingeschlafen.

Es mochte fast eine Stunde vergangen sein, da kam Walburga leise hereingeschlichen und Eva fuhr in die Höhe.

„Was giebt es, wo bin ich?" sagte sie hastig, wie verwirrt in dem fremden Gemach herumblickend, „ach — ich habe geschlafen", fuhr sie fort, „und geträumt, so herrlich geträumt." Sie sah wehmüthig vor sich nieder. — Sie war wieder in Ebensee gewesen, Norbert ging an ihrer Seite, sie hatte den Druck seiner Hand gefühlt, — es war ein Traum!

„Gute Wally“, sagte sie endlich, ihr Haupt an die Brust der treuen Dienerin legend, „wie gefällt es Dir hier? Ich bin so egoistisch, ich habe noch gar nicht gefragt, wie es Dir geht und wo Du wohnst. Weißt Du, meine Tante hat mich sehr enttäuscht, sie ist so kalt, so unsympathisch.“

„Nur Geduld, mein Herzenskind“, tröstete Walburga, „man muß sich an Alles gewöhnen. Heute wird Dir Vieles trüber vorkommen als morgen, wenn Du wieder frisch und ausgeruht bist.“

„Ich bin ausgeruht“, sagte Eva sich erhebend, „und nun an die Toilette. Gehe und frage die Jungfer der Tante, was man in's Theater anzieht; ich weiß nicht einmal, ob ich etwas Passendes habe.“

Da erschien die Baronin. „Was willst Du heute tragen? Zeige mir ein wenig Deine Garderobe — Alles schön und gut“, entschied sie dann nach der Inspection, „aber Mangel an Abendtoiletten. Kleider machen Leute“, fügte sie hinzu, einen Blick in den Spiegel werfend und den Effect ihres maisgelben Kleides musternd. „Nimm für heute dieses blauseidene, morgen besorgen wir das Nöthige.“

Viel wurde im Theater diesen Abend von der neuen reizenden Erscheinung gesprochen, die mit verklärtem Angesicht und großen, strahlenden Augen der wunderbaren Musik der „Armide“ lauschte. — Eva vergaß sich selbst, die Menschenmenge, die sie zuerst fast ängstlich betrachtet, die glänzende Beleuchtung, die sie überrascht hatte, nur in der Musik lebte sie noch.

Als der Vorhang fiel athmete sie tief auf. „Gehen wir jetzt“, sagte sie sich erhebend und glücklich war es, daß die Baronin eben durch den Höflichkeitsschwall eines Bekannten in Anspruch genommen war, Eva wäre sonst einem Sermon über ihr sonderbares Benehmen nicht entgangen. Zu Hause angekommen, lief sie in ihr Zimmer, wo sie Walburga fand. „Wally“, sagte sie, ihre Arme um den Hals der alten Frau werfend, „ich weiß jetzt, wie die Musik im Paradies klingt.“

Die nächsten vier Wochen vergingen, wie ebenso viele Tage. Die Morgenstunden waren bei Eva durch Zeichnen und Musikstunden ausgefüllt. Besonders im Singen machte sie rasche Fortschritte. Von Natur war sie mit einer selten schönen und biegsamen Stimme ausgestattet, ihr Gehör war fein und ihr Fleiß unermüdlich. — Nachmittags wurden Visiten und Einkäufe gemacht und der Abend war dem Theater und der Geselligkeit gewidmet. Eva schwindelte es manchmal vor der Menge fremder Namen und Gesichter, die sie, so an die Einsamkeit gewöhnt, sich alle merken sollte.

Die Baronin war entzückt über den Erfolg, den sie überall mit ihrer Nichte errang, indem sie sich fest einbildete, nur durch ihre Ermahnungen und durch ihr Beispiel sei Eva so anmuthig ruhig in ihren Bewegungen, so höflich und zuvorkommend, so anregend in ihrer Conversation.

Durch alle die wechselnden Eindrücke, die fast jeder Tag mit sich brachte, bewahrte Eva Eines fest und unerschütterlich: den Glauben an

Norbert. Ueberall begleitete sie der Gedanke an ihn, nie schlich ein Zweifel an seine Liebe in ihr Herz. Wie wäre es auch nur möglich, daß er sie betrügen könnte, er — der ihr als das Ideal des Mannes erschien! — Sie ahnte, daß ihrem Briefe ein Unglück zugestoßen sei, vielleicht hatte ihn der Bote verloren oder zu spät hingetragen; trotzdem hoffte sie zuversichtlich auf ein Wiedersehen. Sie erinnerte sich ihn einst von M. wie von einer wohlbekannten, oft besuchten Stadt sprechen gehört zu haben. Sie konnte ihm ja jeden Tag begegnen, in der Straße, im Concert, im Theater. — Seit ihr dieser Gedanke gekommen war, verfehlte sie keine Vorstellung. Einmal wurde in einer Gesellschaft ihre Passion dafür erwähnt und eine Dame sagte scherzend zu ihr: „Kinder lieben meistens das Theater über Alles.“ Da sah Eva sie mit einem so eigenthümlichen Lächeln an, daß die Dame ganz verlegen wurde. „O, Du gute Seele“, dachte sich die junge Gräfin, „Du weißt freilich nicht, warum ich in's Theater gehe und auf wen ich warte!“ — Wenn von Künstlern oder Bildern gesprochen wurde, lauschte sie mit gespannter Aufmerksamkeit, immer hoffend, doch einmal seinen Namen zu vernehmen; aber nie wurde ihr dieser Trost. „Ist er so wenig berühmt?“ dachte sie schmerzlich; „und doch verdient er von Allen gekannt, um von Allen bewundert zu werden!“

Jeden Mittwoch Abend hatte die Baronin Halden offenes Haus und seit Eva's Ankunft fanden sich die Salons gefüllt wie sonst nie. — Es waren in der That auch angenehme Stunden, die man dort verbrachte. Man kam und ging wenn man wollte, es wurde geplaudert, gelacht, musicirt, Karten gespielt, kurz alles Mögliche getrieben.

An einem dieser Abende hielt vor einem der größten Hôtels der Stadt ein elegantes kleines Coupé, auf seinen Eigenthümer wartend, der eben in Begleitung einiger guten Kameraden das Rauchzimmer verlassen, und nun die Thür des Wagens öffnend, sich anschickte einzusteigen.

„He, Harold“, sagte er dann plötzlich innehaltend, „hast Du nicht Lust mitzufahren; ich verbringe den Rest des Abends bei der alten Halden.“

„Ich bin dabei“, entgegnete der Angesprochene „nur fürchte ich, der Rauch wird noch etwas in unseren Kleidern stecken.“

„Nun, wir öffnen alle Fenster und fahren zuerst noch ein Viertelstündchen spazieren, das wird wohl helfen.“ Er rief dem Kutscher die nöthigen Befehle zu, die beiden Freunde stiegen ein und der Wagen rollte fort. Zuerst war Graf Amrau beschäftigt, die Fenster herunterzulassen, dann warf er sich in die Ecke zurück und räusperte sich.

„Nun?“ fragte Herr von Harold, der mit Graf Amrau im selben Regiment diente, sein Busenfreund war und mit ihm als Löwe in allen Salons umging.

„Ich will Dir etwas mittheilen . . . Aber zuerst eine Frage. Wie findest Du die Nichte der Baronin Halden?“

„Die göttliche Gräfin Eva? Wie sollte ich die nicht entzückend, hinreißend, bezaubernd finden!“

„Nur langsam“, rief Amrau, „Du sprichst von meiner — Braut!“

„Von Deiner . . . . . Braut?“ gab der Andere im höchsten Erstaunen zurück. „Bist Du verlobt . . . mit ihr . . . seit wann?“

„Eigentlich noch nicht“, gestand der Graf, „ich habe auch noch nicht um sie angehalten, aber — ich werde es thun.“

„Wenn sie Dich aber ausschlägt?“ frug sein Freund gespannt.

„Dazu ist sie zu wohl erzogen“, sagte Graf Amrau hochmüthig.

Jetzt warf Harold sich in die Ecke zurück. „Nun“, sagte er ruhig, „wenn sie noch frei ist, dann halte ich um sie an.“

„Was?“ rief der Graf, „das geht nicht; dazu habe ich Dir die Idee gegeben!“

„Verzeih, ich hatte sie auch ohne Dich. Doch weil Du mir zuerst davon gesprochen, sollst Du den ersten Versuch machen. Kann man edler handeln?“

„Großmüthiger Freund“, sagte Amrau halb im Scherz, „zur Belohnung schicke ich Dir gleich nach meiner Verlobung zwölf Flaschen Champagner.“

„Gut, und habe ich mehr Glück, so erhältst Du das Gleiche von mir.“

„Halt!“ schrie plötzlich Amrau seinem Kutscher zu, als sie eben an einem glänzend beleuchteten Parfümerieladen vorbeifuhren. Er sprang aus dem Wagen und kehrte in einigen Minuten mit einem Flacon voll Eau-de-Cologne zurück, das er im Wagen ausgoß.

„So“, rief er, indem er das leere Fläschchen auf die Straße warf, als sie wieder fortfuhren; „jetzt hoffe ich, ist auch der mindeste Rauchverdacht erstickt und wir duften wie die Götter.“

„Um Himmelswillen, was machst Du —!“, rief Harold, dem der starke Geruch zu gewaltig in die Nase drang. „Man erstickt ja und kriegt feuerrothe Augen.“ Er hielt sich ein Tuch vor's Gesicht, während sein Freund lachte. In dem Augenblicke waren sie am Haus der Baronin angelangt und die Equipage hielt mit einem Ruck, welcher die Kunst des Kutschers und die Dressur der Pferde in der Vollendung zeigte.

Nun giebt es eine Art Menschen, welche unter Herren angenehme und gemüthliche Gesellschafter sind, den Damen aber zu imponiren glauben, wenn sie vor ihnen nur in superlativen Ausdrücken reden und dabei ihrem ganzen Benehmen etwas möglichst Geschraubtes und Geziertes geben. So finden sie sich unwiderstehlich und ahnen in ihrem Selbstbewußtsein nicht, wie lächerlich und affectirt sie erscheinen. Amrau und Harold gehörten zu dieser Classe und wenn sie auch gemächlich aus dem Wagen stiegen, so begann doch schon auf der Treppe die Metamorphose. — Die Taille wurde etwas in Façon gedrückt, dem Haare mittelst eines Taschenkamms der richtige Schwung gegeben, noch ein liebender Blick in den Spiegel des Vorzimmers geworfen, und dann mit ein wenig erhobenen Achseln der Eintritt in die Salons gemacht.

Im ersten Zimmer fanden die Beiden einen jungen Officier ihres Regiments ziemlich vereinsamt dastehend, der, als er ihrer ansichtig wurde, freudig auf sie zuging.

„Guten Abend, Golter", rief Amrau, ihm nachlässig zunickend, und etwas leiser frug er: „Wo ist die schöne Comtesse?"

„Dort sitzt sie im Boudoir; aber es stehen so viele Menschen in der Thür, daß ich nicht durchgekommen bin."

„Nun, folge uns nach, wir machen Platz", sagte Harold.

Herr von Golter, ein langer, linkischer Mensch, gänzlich unbegabt, aber unendlich gutmüthig, hatte das Unglück, an einer ganz entsetzlichen Schüchternheit zu leiden. Amrau und Harold waren seine Vorbilder, denn ihr sicheres Benehmen und siegesgewisses Auftreten flößte ihm eine solche Ehrerbietung ein, daß er jede ihrer Bewegungen mit wahrer Andacht studirte. So sich verbeugen zu können — und, o Himmel, mit welcher Grazie sie es eben jetzt vor der Baronin thaten! — so den Kopf zu tragen, so unübertrefflich das Lorgnon zu gebrauchen, mit solchem Muth den Damen ins Gesicht zu schauen . . . die Glücklichen! Golter sah mit Wehmuth auf seine langen Beine nieder und knirschte fast vor Zorn, als die Baronin einige freundliche Worte an ihn richtete und er fühlte, wie ihm die Röthe in's Gesicht stieg. Aber warum Gesellschaften besuchen und sich dieser Qual aussetzen? — Armer Golter! Seitdem er Eva zum ersten Mal gesehen, war seine Ruhe dahin, seitdem war er doppelt linkisch und doppelt verzweifelt darüber, seitdem aber auch verfehlte er keine Gesellschaft, wo er nur die mindeste Chance hatte, die schöne Gräfin Waldenau zu treffen.

Sorgfältig wand er sich jetzt durch die verschiedenen Gruppen, die ihm im Wege standen, trat hier einer Dame einige Falten ihrer Schleppe ab, oder blieb mit seinen Sporen in einem kostbaren Spitzenvolant hängen, stieß dort unsanft einen Herrn mit seinen spitzen Ellenbogen in die Rippen und gelangte endlich, zerknirscht und angegriffen von den vielen Entschuldigungen, die er vorbringen mußte, in einer Ecke des Boudoirs an, wo er sich mit einem Seufzer der Erleichterung in einen Fauteuil versenkte, natürlich nicht, ohne zuerst einen Cylinder gänzlich unter seiner Wucht erdrückt zu haben.

Wie reizend schien ihm Eva heute! Angethan mit kirschroth und weiß gestreiftem Seidenkleid saß sie inmitten einer Gruppe von Herren und Damen, lebhaft plaudernd und mit dem Fächer spielend. Man sprach eben von einer bekannten Dame.

„Sie ist überspannt", hörte Golter den Baron Gebenberg, einen ältern lustigen Herrn, sagen.

„Verzeihen Sie", entgegnete Eva, „ich kann das nicht finden."

„Doch, doch", rief Gebenberg, „sie strebt nur nach Idealen, spricht nur von Idealen" . . .

„Einen Augenblick, Baron", fiel Gräfin Waldenau ihm in's Wort, „jeder Mensch muß doch ein Ideal haben, nicht wahr?"

„Oh — Romantik der Jugend! Das ist gar nicht nothwendig; wozu braucht man denn ein Ideal, was thut man damit?"

„Aber Baron Gebenberg," rief Eva fast ungeduldig, „Sie werden doch zugeben, daß jeder Mensch trachten muß, sich zu modeln, zu vervoll-

kommnen?" Der Baron nickte. „Wie kann er das aber thun", fuhr sie fort, „wenn er nicht ein Vorbild hat, dem er nachstreben kann, dem er ähnlicher werden will! Ein Jeder, der sich über das Niveau des Gewöhnlichen heben möchte, muß Großes wollen, selbst wenn er nie die Gelegenheit hat, es zu vollbringen. Ein Jeder, der ein Ziel erreichen will, muß sich zuerst das Ziel bestimmen. Das Ich in der Vervollkommnung und Vollendung, die großen Thaten, das Ziel sind dann unsere Ideale, und der Wunsch, das Bestreben, sie zu erreichen, erheben und veredeln uns. Freilich giebt es noch viel höhere und schönere Ideale, doch die sind überirdischer Natur und damit will ich Sie nicht belästigen . . ."

„Süblim gesprochen, Gräfin haben wirklich einen fabelhaften Geist", murmelte Amrau, der in einer Position, die schon längst den Neid Golters erregt hatte, am Kamin lehnte. Wie gern hätte er auch etwas Schmeichelhaftes gesagt; er hatte zwar kein Wort von Dem verstanden, was Eva auseinander gelegt, wie hübsch wäre es aber gewesen, wenn ihm eine elegante Höflichkeit eingefallen wäre! Nein, er konnte nichts sagen; aber er konnte fühlen, er konnte Eva lieben, treu und ausdauernd, nach Jahren würde sie doch vielleicht ahnen . . . seine Gedanken spannen sich weiter und weiter. Er saß da, die Augen mit schwärmerischem Ausdruck nach dem Plafond gerichtet, während die Anderen über Ideale weiter disputirten. Helene v. Beeren, ein lustiges junges Mädchen, kam auf den Einfall, Jeder müsse eins seiner Ideale nennen. „Gräfin Eva, Sie müssen beginnen", rief sie; „ich bin nicht so indiscret, nach Ihrem persönlichen Ideal zu fragen, nur sagen Sie uns irgend ein Ideal im Gebiete der Kunst, oder der Literatur, oder was Sie die idealste Beschäftigung finden."

„Oder, oder, oder", gab Eva scherzend zurück„ während ihr doch ein helles Roth über das Gesicht geflogen war. „Wie viel Ideale glauben Sie denn, daß ich habe? Nun, wenn Sie sich damit zufrieden geben wollen, so erkläre ich hiermit, daß ich in einem vollkommenen Gesang den idealsten Genuß finde."

„Gut, jetzt kommen Sie an die Reihe, Graf Amrau", fuhr Helene fort; „doch nein, bemühen Sie sich nicht, ich weiß, was Ihr Ideal ist."

„Wirklich!" rief Amrau aus, einen feurigen Blick auf Eva werfend.

„Ja wohl, in einer gut passenden Uniform auf einem schönen Pferd durch belebte Straßen zu reiten." Alles lachte, während Amrau etwas verlegen aussah. „Ihr Ideal, Baron Gebenberg", plapperte Helene weiter, „ist ein gutes Diner — ohne Damen", fügte sie halblaut hinzu, „und Herrn von Golters Ideal wirkt in dem Augenblicke sehr begeisternd, denn ich glaube, oder fürchte, er macht — ein Gedicht." Armer Golter! Als ob ihm eine Bombe in den Schooß gefallen wäre, so fuhr er zusammen; er wurde dunkelroth bis an die Haarwurzeln und während er mit unverständlichen Worten den Verdacht von sich abwälzen wollte, sah er wie Eva's weiße Zähne zwischen ihren frischen Lippen blitzten. — Sie lachte — ja, und lachte über ihn! — Er erfaßte seinen Helm und verließ schleunigst das Zimmer, ohne auf die Wehrufe von verschiedenen Gestoße-

nen und Getretenen zu achten, um mit den grimmigsten Gefühlen bis spät Nachts in den Straßen herum zu irren.

„Helene“, sagte die junge Gräfin Waldenau, als dieselbe später Abschied von ihr nahm, „ich fürchte, Sie haben den armen Golter gekränkt.“

„Weil er so schnell davongelaufen ist?“ lachte Helene. „Warum sieht er so verzückt aus! Solche Gesichtsausdrücke sollte man für die Einsamkeit versparen und nicht en publique zum Besten geben. Uebrigens, gute Gräfin Eva, ist es ihm ganz gesund, ein wenig geneckt zu werden. Nichts reibt die Schüchternheit so schnell ab.“

Eva zuckte die Achseln und schwieg, nicht ahnend, daß sie selbst den Dolch in Golters weiches Herz gestoßen habe.

„Ich führe Dich heute zur Fürstin Werdenfels“, sagte die Baronin, als sie mit ihrer Nichte beim Frühstück saß. „Dort wirst Du mit Deiner Kunstmanie ein kleines Vergnügen haben. Der Fürst ist nämlich ein Kunstfreund, Kenner und Gönner und hat eine sehr hübsche Bildergalerie. Ich denke, es wird Dir Spaß machen, sie zu sehen und dann gehört es zum guten Ton, dort gewesen zu sein, da man in Gesellschaft oft davon spricht. — Die Werdenfels sind sonderbare Menschen“, fuhr sie nach einigen Minuten fort, „Du wirst sehen, wie schön die Fürstin ist, aber doch ist es eine sehr unglückliche Ehe. Sie ist kokett und verschwenderisch, er überspannt und heftig. Er ist auch nur selten hier, bewohnt dann ganz allein einen Pavillon im Garten und erscheint nur hie und da bei den Festen seiner Frau; auch eine eigenthümliche Idee, denn, ich glaube, sonst sehen sie sich nie. Ueberdies ist ihr Ruf nicht gerade brillant.“

„Aber warum gehen wir dann hin?“ frug Eva erstaunt.

„Ma chère, ich kann sie nicht fallen lassen, denn Alles geht hin. Sie ist von sehr guter Familie und giebt die schönsten Bälle und Gesellschaften in der Stadt.“

Einige Stunden später hielt der Wagen der Baronin vor einem großen, schöngebauten Haus, welches, mitten im Garten gelegen, sich fast schloßartig ausnahm. Die beiden Damen wurden durch mehrere prachtvolle Zimmer und Säle geführt, zuletzt gelangten sie durch einen langen, reizenden Wintergarten in ein rosa behangenes und meublirtes Boudoir, an dessen Schwelle ein Diener ihre Namen flüsterte und verschwand. Die Fürstin, in dunkelbraunen Sammet gekleidet, erhob sich halb aus der Ecke der Chaise-longue, auf welcher sie lag und begrüßte die Baronin freundlich, Eva aber etwas kühl. Während der höchst uninteressanten Conversation, welche folgte, hatte das junge Mädchen Zeit, die gepriesene Schönheit zu betrachten. — Sie war nicht mehr in der ersten Jugend, aber von einem so eigenthümlichen, interessanten Aussehen, daß Eva kaum die Augen von ihr wenden konnte. Ihre Züge waren fein und regelmäßig, ihr Teint durchsichtig blaß, selbst ihre Lippen ohne

Farbe, ihr Haar kohlschwarz und ihre Augen groß und dunkel, bald feurig und blitzend, dann wieder sanft und schmachtend.

Doch sonderbar, — trotz dieses gewinnenden Aeußern, fühlte Eva sich eher abgestoßen als angezogen und auch die Fürstin betrachtete Gräfin Waldenau von Zeit zu Zeit mit mißtrauischen Blicken.

„Sie sind erst seit kurzer Zeit hier?“ frug Fürstin Werdenfels plötzlich das junge Mädchen; aber ebenso schnell, ohne nur auf eine Antwort zu warten, erhob sie sich und schlug der Baronin vor sie in die Bildergalerie zu geleiten. Dort angekommen entschuldigte sie sich mit wenig Worten, die Damen schon zu verlassen; aber sie habe Audienz und müsse dazu Toilette machen.

„Nun, höflich ist sie nicht“, bemerkte Eva, als sie nach Besichtigung der Galerie, die von gebildetem Kunstgeschmacke zeugte, wieder nach Hause fuhren.

„Eine verwöhnte Beauté“, sagte die Baronin; „ja, ja, nicht Alle können Weihrauch gleich gut vertragen, das hat mein Mann oft gesagt.“

Eva war kaum in ihr Zimmer gelangt und hatte Hut und Mantel abgelegt, als ihre Tante hastig herein stürzte.

„Endlich, endlich!“ rief sie mit strahlendem Gesicht und frohlockender Stimme; „Du liebes Kind! lasse Dich umarmen, „und sie drückte das erstaunte Mädchen an ihr Herz. „Ich gratulire Dir, Du wirst reich, Du wirst angesehen, Du wirst glücklich!“

Und sie gab Eva einen erbrochenen Brief, den diese rasch durchflog

„Dein ganzes Trousseau lassen wir aus Paris kommen“, fuhr die Baronin aufgeregt fort, und was wird Dein Großvater zu dieser Neuigkeit sagen!“

„Liebe Tante“, fing Eva an, „beruhige Dich; mein Großvater wird Nichts sagen, und um das Trousseau brauchst Du Dich auch nicht zu bemühen, — denn ich heirathe den Grafen Amrau nicht!“

Die Baronin fiel in einen Stuhl. „Kind, bist Du wahnsinnig . . die beste Partie im ganzen Königreich, bedenke doch, was kannst Du dagegen haben?“

„Zwei ganz einfache Gründe“, entgegnete Eva; „erstens kenne ich den Grafen nicht . . .“

„Nonsens, Du hast ihn wenigstens zwölfmal gesehen und er hat ja hier öfters den Abend zugebracht!“ schaltete die Tante ein.

„Und zweitens liebe ich ihn nicht.“

„Sentimentale Schwärmerei“, rief Baronin Halden; „er liebt aber Dich!“

„Das ist mir nicht genügend; bitte, liebe Tante“, fuhr Eva bestimmt fort, als dieselbe sie wieder unterbrechen wollte, „lassen wir die Sache ruhen und sprechen wir nicht weiter davon. Du bist gewiß so gut, dem Grafen Amrau einige Zeilen zukommen zu lassen, die ihm alle und jede Hoffnung nehmen.“

„Undankbares Geschöpf!“ rief die Tante fast mit Thränen, brach aber dann kurz ab und fuhr zum Zimmer hinaus.

Die nächsten Tage hatte Eva einen schweren Stand. Kaum daß die Baronin sie eines Blickes oder Wortes würdigte und so schob sie ihr eines Morgens stillschweigend eine Karte zu, in welcher Fürstin Werdenfels Baronin Halden mit ihrer Nichte zu einem musikalischen Abend gebeten hatte.

„Nimmst Du an?“ frug Eva und als ihre Tante blos nickte, ohne eine Silbe zu sagen, erhob sich das junge Mädchen und kniete neben der Zürnenden nieder. „Liebe Tante“, sagte sie mit herzlichem Tone, „ich bitte Dich, sei mir nicht länger böse. Ich versichere Dich, ich habe nicht anders handeln können; also verzeihe mir, daß es mir nicht möglich war, Deinen Willen zu erfüllen!“

Die Baronin war eigentlich recht froh, auf so gute Weise von dem Stillschweigen erlöst zu werden, das sie ihrer gekränkten Würde schuldig zu sein glaubte, wiewol es ihr schon lästig und langweilig zu werden begann. Sie konnte sich zwar nicht enthalten, der Sünderin eine kleine Predigt zu halten; doch die musterhafte Geduld und Ergebung, mit welcher ihre Ansprache entgegen genommen wurde, rührte ihr Herz und die Versöhnung wurde mit einer feierlichen Umarmung beschlossen.

Der Abend, der für die musikalische Soirée bestimmt war, war angebrochen. Eva stand im langen, duftigen, weißen Kleide, eine Lotosblume mit ein paar grünen Schilfblättern im Haar und einem antiken Smaragdschmuck, den sie von ihrer Mutter geerbt, um den blendenden Hals und die edelgeformten Arme, in ihrem Zimmer und wartete auf ihre Tante, die wie gewöhnlich mit ihrer Toilette nicht fertig werden konnte.

„Ich kann nicht begreifen“, sagte Eva zu Walburga, die in stummem Entzücken ihren Liebling von allen Seiten betrachtete, „ich kann nicht begreifen, warum die Fürstin mich hat bitten lassen, zu singen. Es ist wirklich grausam; ich werde wahrscheinlich stecken bleiben vor Angst, und dann die Tante . . .“ sie zuckte die Schultern und machte eine leichte Grimasse.

„Ich sehe nicht ein, warum Du Dich fürchten sollst“, entgegnete die Alte; „Du singst schöner als irgend Jemand, deß bin ich einmal ganz gewiß.“

„O Du gute Wally“, lachte Eva; „aber nicht bei Allen habe ich einen Stein im Bret wie bei Dir, also werde ich nicht mit gleicher Milde beurtheilt werden.“ Sie blätterte in ihrem Notenhefte. „Ich bin neugierig wie die Fürstin heute aussehen wird; vorgestern bei L. hättest Du sie sehen sollen, sie war prachtvoll. Ich muß sie immer bewundern, aber Sympathie habe ich nicht für sie.“

Die Baronin trat ein. „Fertig?“ frug sie. „Laß Dich sehen. Sehr gut, die Toilette sehr distinguirt, der Schmuck süperb, und jetzt komm.“

Die junge Gräfin warf noch schnell einen großen scharlachrothen Mantel um die Schultern und folgte schleunigst der Baronin, die, in meergrünem Atlas, siegesbewußt die Treppe hinunterrauschte. —

Im Palais Werdenfels strahlte Alles von Licht und Glanz. Alle Säle waren geöffnet, der Wintergarten mit farbigen Lampen verziert, hie und da fand sich ein reizendes Boudoir mit bequemen Causeusen und weniger grellem Licht, zum stillern Besprechen und Ausruhen wie gemacht. Der größte Saal enthielt außer einem in der Mitte stehenden Erard keine anderen Möbel als ein paar Reihen Fauteuils.

Baronin Halden kam, wie meistens, etwas spät. „Ich kann nicht leiden pünktlich zu sein", pflegte sie zu sagen, wenn sie nicht zur richtigen Zeit fertig wurde; „es ist so entsetzlich bürgerlich."

Fürstin Werdenfels empfing sie an der Thür mit liebenswürdigem Lächeln, indem sie ihre Freude ausdrückte, die beiden Damen bei sich zu sehen. Auch sie war ganz in Weiß gekleidet, nur trug sie um den Hals eine große rothe Korallenschnur, was ihre Blässe noch mehr hervorhob.

„Nehmen Sie meinen Arm, Gräfin", sagte Baron Gebenberg zu Eva, „ich führe Sie in den Appartements umher und suche Ihnen dann ein hübsches Plätzchen, wo Sie ruhen können, bis Sie zum Singen gerufen werden. Sie sehen, ich weiß, welcher Genuß uns bevorsteht und kann mir auch denken, wie Sie sich darauf freuen."

„Ich versichere Sie", entgegnete Eva, „ich glaube, ich brenne durch! Vor dieser Menschenmenge zu singen — nein, das ist mir nicht möglich."

„Nur Muth, nur Muth, frisch gewagt ist halb gewonnen, ce n'est que le premier pas qui coûte, — aber da ist ja Fürst Werdenfels! Er muß erst heute angekommen sein."

„Wo?" fragte Eva neugierig umherblickend.

„Dort — nein, jetzt ist er gerade in das andere Zimmer gegangen. Mein guter Freund, aber ein kurioser Kauz. Ich muß ihn Ihnen wirklich vorstellen."

Sie waren mittlerweile in's Nebenzimmer gelangt und blieben vor einem Tisch stehen, der voll von allerlei Nippsachen stand.

„Sehen Sie sich einmal diese Confusionssammlung an, Gräfin; sie wird Sie amüsiren. — Pardon, einen Moment", und er rief Jemandem zu: „Grüße Dich der Himmel, lieber Freund, seit wann bist Du wieder hereingeschneit? Apropos, ich muß Dich vorstellen..." und Eva vernahm noch abgerissene Worte: „ganz reizende Erscheinung . . . Schönheit der Stadt . . . Alles ist entzückt."

„Namens?" sagte eine andere Stimme lachend.

„Hier steht sie", war die Antwort des Barons.

Was war es, das Eva's Herz plötzlich stocken ließ? Was nahm ihr die Röthe von den Wangen? Warum fühlte sie, als ob plötzlich eine eisige Luft sie angehaucht? —

Sie wandte sich: „Fürst Werdenfels — Gräfin Waldenau", hörte sie den Baron sagen.

„Verzeihen Sie, Gräfin, wenn ich Sie verlasse, aber ich sehe Prinz Friedrich braucht mich zu seiner Partie." Und fort eilte er.

Einen Augenblick war Todtenstille; wie durch einen Schleier sah Eva — Norbert vor sich stehen. —

„Eva“, stieß er hervor, „endlich!“

„Endlich!“ wiederholte sie, aber zu gleicher Zeit streckte sie die Hand aus, wie um sich zu halten.

„Mir schwindelt“, murmelte sie, und tiefe Blässe überzog ihr Gesicht.

Fürst Norbert Werdenfels nahm ihren Arm.

„Fassen Sie sich“, flüsterte er, „hier sind zu viel Menschen, verrathen Sie uns nicht, folgen Sie mir!“

Und er führte sie rasch und entschlossen nach dem Wintergarten. Derselbe war gänzlich leer, Alles hatte sich dem Musiksaal zugewandt, wo die Vorträge bereits begonnen hatten. Eva warf sich in einen Stuhl, mit Mühe Athem holend, Norbert versuchte ein Fenster zu öffnen, als ihm dies nicht gleich gelang, schlug er ungeduldig mit der Faust eine Scheibe ein. Die frische Luft strömte auf die junge Gräfin, die nach wenig Minuten sich wieder erholt hatte. Fürst Werdenfels, der, sie ängstlich beobachtend, in einiger Entfernung von ihr gestanden hatte, näherte sich ihr.

„Eva!“ begann er mit bewegter Stimme . . .

Aber sie sprang von ihrem Sitze auf, ihre Augen blitzten und auf ihren Wangen flammte jetzt ein tiefes Roth. „Verlassen Sie mich, Fürst Werdenfels“, rief sie, „Sie haben mich betrogen, ich muß Sie verachten!“

Und sie schleuderte ihm einen Blick zu, der ihn bis in's Herz traf.

„Das dürfen Sie nicht“, entgegnete er in gewaltsamer Erregung, „hören Sie mich zuerst!“

„Ich habe genug gehört“, unterbrach ihn Eva mit einem bittern Lachen und wandte sich ab.

Da frug plötzlich eine Stimme: „Was haben Sie genug gehört?“

Eva sah auf. Unter der Thür stand die Fürstin.

„Man wartet auf Sie zum Singen, Gräfin Waldenau; ich suchte Sie überall, endlich vernahm ich Ihre Stimme und finde Sie in dieser Einsamkeit.“

Sie sah mit lauernden Blicken bald Eva, bald ihren Mann an.

„Mir war nicht ganz wohl“, murmelte Eva entschuldigend.

„Ah, wollen Sie vielleicht lieber nicht singen? Fühlen Sie sich nicht stark genug?“

Eva's Stolz erwachte. „Ich denke, ich bin wieder ganz hergestellt und bereit zum Singen.“

Sie sah Norbert einen Moment fest und kalt in's Auge und verließ mit erhobenem Kopf und sicherem ruhigen Schritt das Glashaus.

Mechanisch nahm sie den Arm des Baron Gebenberg, der den beiden Damen im nächsten Zimmer begegnete, mechanisch folgte sie ihm an's Clavier, wo er sie begleiten sollte, und erst als sie ihr Notenblatt in der Hand hielt, begann sie plötzlich zu erbeben. In glücklicher Hoffnung hatte sie zum Vortrag „Die Widmung“ von Schumann gewählt, dieses schwungvolle, hinreißende Lied, das die Seligkeit eines fest ver-

trauenden und glaubenden Herzens ausathmet! Bitterer Hohn erschien ihr jetzt jedes Wort, vor ihren Augen flimmerte es, sie fühlte als ob die Stimme in ihr erstorben wäre.

„Nun, Gräfin“, sagte der Baron aufmunternd, der ihr Zögern nur der Angst der Sängerin zuschrieb, „nur Courage, es wird schon gehen.“

Eva raffte sich gewaltsam zusammen. Norbert war vielleicht in der Nähe, kein Zucken der Wimper, kein Zittern des Tons sollte ihm verrathen, was sie litt. Die Kraft ihres Willens siegte. — Fest und klar erhob sich ihre Stimme, mit Feuer und Innigkeit, mit seelenvoller Weichheit und jubelnder Freudigkeit sang sie das Lied bis zum Ende.

Lauter Beifall erscholl. Alles war entzückt von ihrem Vortrag, hingerissen von ihrer wunderbaren Schönheit, wie sie dastand, den Blick etwas erhoben, Begeisterung in den Zügen.

Norbert lehnte in einer Fensternische, hinter einem Vorhang halb verborgen; die Arme fest über der Brust gekreuzt, als wolle er die Gefühle ersticken, die da drinnen tobten. Er hätte stöhnen können vor Schmerz und mußte sie doch bewundern in ihrer edlen Kraft. — Sollte er sie verlieren — war er fähig, das zu ertragen? Nein — Alles, Alles würde er aufbieten, um sie zuletzt doch noch für sich zu gewinnen. Seine Blicke irrten einen Augenblick zu seiner Frau hinüber; er schauderte förmlich vor der kalten, bösen Schönheit, wie sie ihm jetzt erschien.

Fast geisterhaft lächelte Eva den Baron Gebenberg an, der sie mit Lobeserhebungen überschüttete. Alles, Baron Harold an der Spitze, drängte sich zu ihr; Jeder wollte wenigstens ein paar Worte des Dankes sagen, bis zuletzt Eva sich zur Baronin Halden flüchtete.

„Sehr gut gesungen“, fing diese an . . .

„Liebe Tante“, unterbrach sie die Gräfin, „möchtest Du nicht nach Hause gehen? Man zwingt mich sonst noch einmal zu singen und ich kann nicht mehr.“ Wirklich zitterte sie auch am ganzen Körper wie im Fieber.

„Du bist aufgeregt und müde“, sagte die Baronin sich erhebend, „übrigens ist es mir ganz recht, wenn wir aufbrechen. Du weißt, ich hasse die späten Stunden; cela prend de la fraicheur.“

Kaum konnte Eva es erwarten, daß sie das Kammermädchen, denn sie erlaubte Walburga nie so spät aufzubleiben, fortschicken konnte. Dann stürzte sie an die Thür und schob den Riegel vor. Endlich, endlich, war sie allein! Die Kraft versagte ihr, langsam sank sie auf den Boden nieder, das Gesicht drückte sie in den Teppich, ihre Haare flossen in üppiger Fülle über den armen todtmüden Körper. Ein dumpfer entsetzlicher Schmerz überkam sie; sie hätte aufschreien mögen, aber ihre Lippen waren wie verschlossen, sie hätte weinen mögen, aber ihre Thränen waren versiecht! . . . Das war also das Ende von ihrer Seligkeit! — Ihr Ideal war vernichtet, zu ihren Füßen lag das Götterbild zertrümmert, sie war getäuscht, betrogen worden; der arme Maler, dem sie Alles geopfert, weil sie ihn frei glaubte, er war ein reicher Fürst, mit Banden gefesselt, von denen ihn in ihren Augen nichts als der Tod erlösen

konnte. — Alles war vorbei. — Wie Jemand, der in der Wüste schlafend vom Paradiese träumt, beim Erwachen Alles doppelt öde und leer findet, so konnte Eva nur mit innerm Grauen an die Zukunft denken. — Nicht mehr lange, das fühlte sie deutlich, konnte sie hier bleiben und dann — wohin? — Wieder zurück nach Ebensee, wo sie jetzt Alles an das höchste Glück und den tiefsten Schmerz erinnern mußte? . . .

Sie richtete sich auf, nicht wissend, wie lange sie schon dagelegen. Ihr Kopf brannte, sie hielt ihre beiden kalten Hände an die glühende Stirn und stöhnte leise. Halb besinnungslos warf sie sich auf's Bett und versank in einen schweren Schlaf.

Wer kennt nicht das erste Erwachen nach einem Unglück? — Zuerst das bange Ahnen, wie man sich dann besinnt — da plötzlich steht wieder das Gespenst vor uns, grell beleuchtet vom Lichte des Tages. Und dann die langen schleppenden Stunden, das müde Haupt, die bleischweren Glieder, all' die tausend peinigenden Kleinigkeiten, die an das verlorene Glück erinnern.

Auch Eva erging es so und über ihr verstörtes Aussehen, das sie vergebens zu verstecken suchte, befragt, schützte sie eine Migräne vor und zog sich in ihr Zimmer zurück. Dort stand sie am Fenster und starrte hinaus auf die Straße, ohne etwas zu sehen, oder ging langsam auf und ab. — Da hörte sie in der nahgelegenen Kirche das Mittagsgebet läuten. Fast ohne zu wissen was sie that, nahm sie Hut und Mantel, verließ das Haus und betrat nach wenigen Minuten die Kirche. Sie war leer, eine feierliche Stille herrschte in den halbdunkeln Räumen. Eva sank auf die Kniee, ihre Hände falteten sich, das Haupt legte sie auf den Betstuhl; Worte kamen nicht aus ihrem Munde, aber ihr ganzes Herz erhob sich um Kraft flehend zu Gott und ein paar schwere Thränen rollten über ihre Wangen und fielen auf den staubigen Boden.

Am selben Morgen ließ Fürst Werdenfels bei seiner Frau fragen, wann er sie sprechen könnte und auf die Antwort, sie sei bereit ihn zu empfangen, begab er sich in den Wintergarten, wo sie eben beim Frühstück saß. Nach einer kühlen Begrüßung begann der Fürst eine kurze Auseinandersetzung über ihr getrenntes Leben, ihre Charaktere, die nicht zusammenpaßten, wie fühlbar ihm der Mangel eines Familienkreises sei, „kurz“, schloß er, „ich glaube es wäre am Besten, eine so unglückliche Ehe wie die unsere aufzulösen.“

Die Fürstin erschrak heftig. „Scheiden!“ rief sie mit bebender Stimme.

Norbert sah sie erstaunt an: „Ist Dir das unangenehm?“ fragte er; „ich dachte fast einem Wunsch von Dir zuvorzukommen.“

Die Fürstin schwieg zuerst, dann sagte sie, immer noch bewegt: „Die Stellung einer geschiedenen Frau ist eine sehr schwierige und peinliche. Ich denke, wenn möglich, setzten wir unser bisheriges Leben fort.“

„Es ist mir aber nicht möglich“, rief der Fürst aufstehend und hastig auf- und abgehend, „dies Leben tödtet mich. Auch habe ich noch

besondere Gründe, die mir eine Scheidung erwünscht machen. Besinne Dich darüber und Du wirst Dich an den Gedanken gewöhnen. Du hast ja sonst Deine Freiheit so gern." Und er verließ den Wintergarten, ehe sie ein Wort erwiedern konnte.

In eigenthümlichen Zwiespalt der Gefühle blieb die Fürstin zurück. — Gänzliche Freiheit! — Doch hatte sie dieselbe nicht jetzt auch, konnte sie nicht thun und lassen was sie wollte, und war nicht eine geschiedene Frau viel mehr der Beobachtung und den Bemerkungen ausgesetzt? — Und was waren die Gründe, die ihrem Mann diesen Schritt eingegeben hatten? — Eine glühende Eifersucht flammte plötzlich in ihr auf. Sie erhob sich rasch, ihre Augen funkelten.

„So lange ich einen Finger rühren kann, willige ich nicht ein!" rief sie. „Hier soll Keine meine Nachfolgerin sein!"

„Du wirst heute Abend nicht mit mir ausgehen können", sagte Baronin Halden, als sie bei Tische bemerkte, daß Eva fast nichts genoß, „und es ist wirklich besser, Du bleibst allein, denn für Kopfschmerzen ist die größte Ruhe nöthig."

„Gewiß, liebe Tante", entgegnete Eva sanft, „lasse Dich nur ja nicht aufhalten."

Um acht Uhr rollte der Wagen der Baronin mit ihr fort und Eva ging in das kleine Boudoir. Sie schraubte die Lampe herunter und lagerte sich auf den dicken weichen Pelz, der vor dem Kamin lag. Ein lustiges Feuer flackerte darin und beleuchtete mit hellem Schein das schöne blasse Gesicht, das in die Flammen starrte. So vertieft war sie in ihren Gedanken, daß sie das leise Rauschen der Portière nicht hörte.

Den ganzen Abend hatte Fürst Werdenfels vor dem Hause der Baronin herumgespäht, endlich sie allein fortfahren sehen und war jetzt die Stiege heraufgeschlichen, fest entschlossen, Eva zu sprechen. Durch einen glücklichen Zufall fand er die Hausthür nur angelehnt und hatte sich in den Salon gewagt ohne Jemandem zu begegnen. Er kannte das Haus, da er früher öfters die Baronin besucht hatte; so war er in das Boudoir gerathen, wo er wie versteinert stehen blieb.

Eva rührte und regte sich nicht. Da, auf einmal bewegten sich ihre Lippen und den Blick starr auf das Feuer geheftet, begann sie halblaut ein kleines Gedicht zu recitiren, das sie erst vor Kurzem kennen gelernt:

„Ich sah das Paradies mir offen
Doch nur im Traume;
Denn wachend ist das nicht zu hoffen
Im Erdenraume.
Das Paradies wird nicht erworben,
Eh' man gestorben.
Drum Herz, wenn Du es willst erwerben,
So laß uns sterben." *)

---

*) Rückert.

Bei den letzten Worten zitterte ihre Stimme, ihre Wimpern erglänzten feucht, ihr Haupt senkte sich auf die Brust.

„Nein", rief plötzlich Norbert, rasch aus dem Dunkel, in dem er gestanden, hervortretend; „nein, nicht sterben, leben wollen wir, lange, glücklich leben!"

Eva sprang mit einem Schrei in die Höhe.

„Erschrecken Sie nicht und fliehen Sie mich nicht", fügte er erregt hinzu, als sie zurückwich, eine zitternde Hand wie abwehrend gegen ihn ausgestreckt. „Hören Sie mich an, wenn Sie nicht wollen, daß ich wahnsinnig werde."

„Reden Sie", sagte Eva, sich gewaltsam fassend, „reden Sie und dann — trennen wir uns für immer!"

„Halten Sie Ihren Urtheilsspruch zurück, bis Sie meine Geschichte vernommen." Er schwieg einige Secunden, dann begann er mit gepreßter Stimme rasch und in abgerissenen Sätzen zu erzählen: „Ich war erst zweiundzwanzig Jahre alt, da begegnete ich in der Gesellschaft Leontinen. Sie war liebenswürdig, schön, bezaubernd. — Zu jung, um nicht die inneren Vorzüge über die äußeren zu vergessen, bildete ich mir ein, sie zu lieben und heirathete sie nach einem kurzen Brautstand, worin sie mir Alles dünkte, was ich mir wünschen konnte. — Sie auf der Höhe der Vollkommenheit glaubend, war die Enttäuschung, die mich nur zu bald traf, eine entsetzliche. Ich bin nicht hierher gekommen, um der Ankläger jener Frau zu sein; lassen Sie mich also einen Schleier ziehen über Das, was ich gelitten. Mein Dasein wurde mir zur Qual, das Leben ward mir eine Hölle. — Nachdem ich sechs Jahre Schweres durchgemacht, ertrug ich es nicht länger. Ich zog mich in meinen Pavillon zurück und meine einzigen Erholungen bildeten Malerei und Reisen. Da, auf einer meiner rastlosen Irrfahrten, traf ich Sie — Eva, von dem Tag an fühlte ich mein Unglück doppelt und doch ward es mir leichter. Ihr Vertrauen zu mir selbst, Ihre unschuldige Frische, unberührt von dem Gifthauche der Welt, stärkte mich, kräftigte mich. Ich sah ein, daß ich ohne Sie nicht leben könne und in mir reifte der Entschluß, meine Fesseln zu zerreißen, mich gerichtlich scheiden zu lassen, frei und mit meinem vollen Namen zu Ihnen zurückzukehren. Glauben Sie mir, ich wagte oft kaum, Ihnen in's Gesicht zu sehen, ich verschwieg Ihnen ja meine wahre Lage, meinen Stand, meinen Namen, aber ich wollte Ihnen Kämpfe und Aufregungen ersparen. Erst wenn die Scheidung vollzogen war, wäre ich vor sie hingetreten; Alles hätte ich Ihnen gesagt, Alles anvertraut, in ihre Hände hätte ich mein Glück, mein Leben gelegt! — Es ist nicht gekommen, wie ich gehofft", schloß er mit bebender Stimme, „Sie wissen jetzt Alles — Eva, verstoßen Sie mich nicht!" Er hielt ihr beide Hände entgegen.

Eva sah ihn traurig an. „Fürst Werdenfels", sagte sie dann langsam, „selbst wenn ich Sie lieben würde, ich könnte Sie nie heirathen. Ich bin katholisch und Sie wissen . . ."

Der Fürst unterbrach sie heftig. „Wenn Sie mich lieben würden?

Eva, um Himmelswillen, ich beschwöre Sie, nehmen Sie das Wort zurück!"

„Ich kann nicht", erwiederte sie, „es ist die Wahrheit."

„Es ist nicht möglich!" stieß Norbert hervor, „oder haben auch Sie mich getäuscht? Und doch, wie ich hereinkam, sah ich Thränen in Ihren Augen und gestern diese gewaltsame Bewegnng, war das auch Komödie?..."

„Hören Sie jetzt mich!" rief Eva; „ja, ich gestehe es, ich habe Sie geliebt — wie sehr, brauche ich jetzt nicht zu sagen. Alles würde ich für Sie aufgegeben haben, Ihnen überall hingefolgt sein" ... Der Fürst wollte sie unterbrechen, Eva aber fuhr rasch fort. „Was ich bei der furchtbaren Entdeckung empfunden, dafür habe ich keine Worte. Sie, den ich über Alle hochgehalten, hatten mich hintergangen: ich hatte Sie frei geglaubt und Sie gehörten einer Andern an. Ein starker Sturm kann auch den gewaltigsten Baum entwurzeln und wenn Sie vorher Thränen in meinen Augen sahen — Fürst Werdenfels, die Wunde schmerzt, auch wenn der Pfeil daraus entfernt ist."

„Eva!" rief er erschüttert.

„Wir beweinen unsere Todten; doch", setzte sie mit blitzenden Augen hinzu, „alle Thränen der Welt können sie nicht wieder lebendig machen! Ich habe mich geprüft, in meinem Herzen ist tiefer Kummer, aber keine Liebe mehr!"

„Also ein Tag hat genügt, diese starke Liebe zu vernichten?" frug Werdenfels bitter.

„Nein", rief Eva, sie richtete sich in die Höhe und ihre Wangen flammten; „nicht ein Tag, sondern eine Stunde, ja, ein Augenblick des Zweifels hat sie getödtet. Ohne Vertrauen, wie kann ich lieben? Wäre ich Ihrer Treue sicher, könnte ich Ihren Worten Glauben schenken? — Sie haben sich schwer an mir vergangen und furchtbar Ihre Worte bewahrheitet: „Die Welt betrügt" ... Ihre Stimme brach, sie konnte nicht weiter sprechen.

Eine momentane Pause entstand.

„Sie sind gerecht, aber streng", sagte Norbert düster. „So bleibt mir denn keine Hoffnung und ich muß zurückkehren in das Leben, das ich hasse, verabscheue und das mich so unendlich elend macht ... Leben Sie wohl." Er sah gespannt auf Eva, doch sie blieb unbeweglich. „Hassen Sie mich", fügte er herb hinzu, „das wird Ihnen die Wunde gänzlich heilen!"

„Norbert", sagte Eva sanft, „so wollen wir nicht scheiden. — Ich will beten, aus vollem Herzen beten, daß Ihnen das Leben leichter wird, als es bisher war." — Sie stockte. „Leben Sie wohl", flüsterte sie dann leise und reichte ihm die Hand. Er faßte sie und sah ihr einen Augenblick mit starren Blicken in's Gesicht. Dann beugte er sich, führte ihre Hand an die brennenden Lippen und stürzte zum Zimmer hinaus.

Eva stieß einen Schrei aus: „Norbert!"

Doch er hörte sie nicht mehr, sie vernahm wie die Hausthür sich schloß, er war fort, sie war allein ...

Allein! Ein entsetzliches Gefühl der Einsamkeit überkam sie. Keine Seele, der sie sich anvertrauen, keine treue Brust, an die sie sich lehnen konnte, keine liebende Hand, um ihre Thränen zu trocknen — sie war allein!

Eine wilde Unruhe jagte sie von dem Sessel auf, in welchen sie gesunken war, mit raschen Schritten durchmaß sie das Zimmer. Wie flammende Schwerter durchzuckten tausend Gedanken ihr Gehirn. — Hatte sie nicht an die Ewigkeit ihrer Liebe geglaubt, war sie jetzt wirklich erstorben, konnte sie ihn so unglücklich machen, wäre es ungerecht, sich über ihren Glauben hinwegzusetzen und nicht vielmehr christliche Barmherzigkeit, sein ganzes zukünftiges Leben zu einer Seligkeit auf Erden zu machen?

Sie blieb plötzlich stehen. — „Nein!“ rief sie aus, „ich kann nicht! Kann man glücklich werden, wenn man seinem Glauben entgegen lebt, wäre das nicht eine falsche Aufopferung, eine falsche Barmherzigkeit? — Bei dem, was man als wahr anerkannt, muß man bleiben und jeder Schritt von diesem Weg ab führt in die Verirrung. — Und dann, hat dieser Betrug nicht meine Liebe zu tief verletzt? Ich kann nicht mehr an ihn glauben und ohne Glauben giebt es für mich keine Liebe! — Jetzt nur fort von hier, wieder zurück nach Hause“, und eine unbeschreibliche Sehnsucht erfaßte sie nach ihrem ruhigen, heimischen Zimmer, nach dem stillen gleichförmigen Leben.

Da trat Walburga ein. „Wie geht's Dir, mein armes Kind?“ frug sie besorgt.

„Ach, Wally, ich bin so müde“, sagte Eva mit einem schweren Seufzer und lehnte sich in das Sopha zurück.

„So“, sagte die Alte, „da wird es wol besser sein, Du siehst heute Niemanden mehr.“

„Ist denn Jemand da?“ frug Eva rasch das Haupt erhebend.

„Ja, denke nur: Herr von Möllern ist soeben angekommen. Er wollte Dir einen Brief und Grüße von Deinem Großvater selbst gleich bringen. Ich habe ihm zwar gesagt, Du seist nicht ganz wohl, aber er wünscht doch sehr, Dich einen Augenblick zu sehen, wenn es Dich nicht zu sehr anstrengt.“

„Herr v. Möllern!“ rief Eva; „er kommt von zu Hause! Führe ihn herein, ich bitte Dich, liebe Wally, es wird mir nichts machen!“

In der nächsten Minute stand Felix vor ihr; er hatte ihre Hand gefaßt, sah ihr besorgt in's Angesicht und war so bewegt, daß er kaum reden konnte.

„Sie sind krank“, sagte er endlich.

Aber Eva konnte nicht antworten. Sie schlug die Hände vor's Gesicht und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Eva ... Gräfin!“ rief Felix erschrocken, „was ist geschehen, ich bitte Sie, sagen Sie mir nur ein Wort. Hat Sie Jemand beleidigt? Der soll es mit mir zu thun haben“, und er schlug sich auf die Brust, daß es dröhnte.

Eva suchte ihre Ruhe wieder zu erringen. „Herr v. Möllern“, sagte sie dann, „verzeihen Sie mir mein kindisches Benehmen. Aber ich habe solches Heimweh! Wenn Sie wüßten, wie ich darunter leide; ich muß wieder nach Ebensee zurück — wie kann ich aber? Mein Großvater will mich für den ganzen Winter hier lassen und wie soll ich das aushalten?“ Sie rang die Hände.

Möllern sann einen Augenblick nach. Er sah mit Besorgniß, wie angegriffen Eva war.

„Baron Ebensee hat mich eigentlich hierher geschickt, um zu sehen, wie es Ihnen geht“, begann er nachdenklich. „Wenn Sie wünschen nach Hause zurückzukehren, so könnte ich . . . hm . . . was könnte ich eigentlich“ — wiederholte er, indem er ganz zerstreut über Eva's Anblick ward.

„Sie könnten ihm sagen . . .“

„Richtig“, fuhr er lebhafter fort, „ich könnte ihm sagen, daß . . . daß die Luft Ihnen hier nicht bekommt oder daß das unruhige Leben Sie zu sehr angreift. Ich weiß aber nicht einmal, ob dies wahr ist. — Gräfin Eva, gestatten Sie mir, mit Ihrem Großvater zu reden, wie ich will, so denke ich, Sie werden auch ohne Unwahrheit die Erlaubniß zu Ihrer Rückkehr erhalten.“

Sie bewilligte Alles, was er verlangte, und bat nur noch, Baron Ebensee möchte selbst seiner Schwester über Eva's beschleunigte Abreise schreiben.

Felix verabschiedete sich bald nachher. Er ahnte, daß es noch etwas Anderes als Heimweh sei, was Eva in so aufgeregten Zustand versetzte; doch er war natürlich zu discret zu fragen. Er setzte sich in den nächsten Nachtzug, der nach B. abging, und zermarterte sich während der schlaflosen Stunden den Kopf, was wol geschehen sein möge

---

Als Norbert mit schwerem Herzen das Haus der Baronin verlassen hatte, ging er in sein Palais zurück. Er ließ sich wieder bei seiner Frau melden und fand sie auf dem Sopha in ihrem Boudoir sitzend, in rosa Atlas gekleidet, strahlend von Schönheit und Pracht. Auf den Knieen hielt sie eine Cassette, aus welcher sie eben ihren Schmuck wählte. Sie bemerkte augenblicklich das verstörte Aussehen ihres Mannes und befahl den Kammerjungfern, die sie umgaben, sie allein zu lassen.

„Als ich Dir heute von einer Scheidung sprach“, begann Norbert, kaum wartend bis die Thür geschlossen war, „schien Dir der Gedanke peinlich. Ich komme, Dir zu sagen, daß ich den Vorsatz aufgegeben habe, außer wenn Du es dennoch wünschen solltest.“

Die Fürstin schüttelte heftig den Kopf und beugte sich tiefer über die Cassette.

„Es soll sein, wie Du willst“, fügte Norbert hinzu. „Lebe wol, ich reise morgen wieder ab.“ Und er verließ das Zimmer.

Die Fürstin starrte auf das brillantne Armband, das sie eben herausgenommen; zwei große Thränen blitzten darauf.

„Thorheit!“ rief sie dann plötzlich und trocknete sie rasch mit

ihrem Taschentuche; „will ich jetzt anfangen, die zärtliche Gattin zu spielen?" —

Den nächsten Morgen erhielt Eva ein Telegramm von ihrem Großvater, das ihre Rückkunft in acht Tagen festsetzte. Die Baronin Halden war ganz bestürzt über die unbegreifliche Caprice ihres Bruders. „Gerade nun Du im besten Train bist! Und zu Neujahr solltest Du bei Hof vorgestellt werden — es ist wirklich unverzeihlich!"

Doch es half nichts; die Koffer wurden gepackt. Eva war in fieberhafter Unruhe, der Boden brannte ihr unter den Füßen, sie hätte am liebsten Niemanden mehr gesehen und doch schleifte die Baronin sie von Visite zu Visite. Ueberall wurde Ueberraschung und Bedauern ausgesprochen. Auch bei der Fürstin Werdenfels fuhren die beiden Damen vor; diese aber war nicht zu Hause.

Die acht Tage waren vorüber. Eva hatte M. verlassen, sie war in Schloß Ebensee angekommen, ihr Großvater hatte sie entzückt an sein Herz gedrückt und die Freude des Wiedersehens hatte ihr über die ersten Tage hinweggeholfen. — Ueberall lief sie herum, ging durch alle Stallungen, besuchte die Gärtnersleute und der Herr Pfarrer wurde zur Feier ihrer Rückkehr zu Tische gebeten, was sonst nur ein bis zwei Mal jährlich geschah. Möllern kam fast täglich, bald zu Tische, bald Abends, manchmal für den ganzen Nachmittag, manchmal nur für ein halbes Stündchen. Sein belebender Humor, seine treue Herzensgüte, sein einfaches, sicheres Benehmen waren für Alle, die mit ihm umgingen, stets eine Erquickung. Auch Eva und Baron Ebensee fühlten sich wohlthätig von seinen Besuchen berührt. Mit Ungeduld erwarteten sie immer sein Kommen und nach wenig Wochen wurde er regelmäßig von der jungen Gräfin gescholten, wenn er zu spät eintraf oder zu kurz blieb. Auch ihr Großvater begann aufzuthauen, er ließ sich in allerlei Besprechungen mit Felix ein; Landwirthschaft, Politik, Literatur, Alles kam nach und nach an die Reihe, und so verflossen die Stunden rasch und angenehm. Selbst die Winterabende, die Eva sonst so fürchtete, wurden verkürzt und wenn sie behaglich in einem Lehnstuhl vertieft den Gesprächen der beiden Männer lauschte, so kam oft ein so tiefer Friede, eine so vollständige Ruhe über sie, daß sie vermeinte, nichts mehr wünschen zu können. Sie fragte nicht nach dem Grund, der Herrn von Möllern antrieb, so oft, selbst bei dem größten Unwetter, von seinem Gut herüberzureiten, und wenn je eine leise Ahnung in ihrer Seele aufsteigen wollte, so erstickte sie dieselbe im Keime. Sie glaubte mit dem Leben abgeschlossen zu haben, und war doch erst an dessen Anfang angelangt. — Da wurde dies zufriedene Leben unterbrochen. Felix mußte zu seinen Eltern reisen, die ihm das Gut ganz übergeben hatten und den Winter in Meran zubrachten; kurze Zeit danach, man war Anfang Februar, begann ein schwerer Schneefall, der mehrere Tage dauerte. — Die Wege wurden ungehbar, eine weiße Decke breitete sich über die ganze Landschaft, die Berge waren verhüllt, Alles war todt und still, nur einige hungrige

Krähen hüpften schwerfällig und traurig auf dem Schnee und die armen Spatzen und Finken sammelten sich in Schaaren vor Walburga's Fenster, die sie täglich mehrmals fütterte.

Eva versank in Apathie und düstere Gleichgiltigkeit. Musik und Zeichnen waren ihr antipathisch geworden, sie las wenig, arbeitete wenig, und mit Besorgniß sah Walburga, wie blaß ihre Wangen und wie selten ein Lächeln war. Die treue Dienerin nahm sich einmal das Herz, ihr Leid dem Baron zu klagen. Der hörte sie schwermüthig an. „Sie muß sich selbst aus dieser Gemüthsstimmung herausarbeiten", sagte er dann, „wir können ihr nicht helfen."

Eines Tages saß Eva zusammengekauert in einem großen Lehnsessel, der am Fenster stand. Die Arbeit war ihren Händen entglitten; doch sie bemerkte es nicht, unverwandten Blickes sah sie hinaus auf die erstorbene Landschaft. Tiefe Wehmuth spiegelte sich in ihrem schönen Gesicht. Ein unbestimmtes, ihr noch unklares Gefühl regte sich in ihr. Sie glaubte, sie trauere um ihr verlorenes Glück, um die selige Vergangenheit, während die Empfindung der Gegenwart und der Zukunft angehörte.

Und doch wußte sie, daß sie Norbert nicht mehr liebte; ja, hätte er jetzt frei vor ihr gestanden, nie hätte sie sich entschließen können, ihre Hand in die eines Mannes zu legen, der ihr ihre Liebe unter falschen Vorwänden abgestohlen hatte.

Da trat Walburga ein. „Liebe Gräfin", sagte sie bittend, „wenn Du nur ein wenig ausgehen wolltest. Du sitzest jetzt die ganze Woche zu Hause und hast wirklich schon die Zimmerfarbe. Mathias hat mir auch verrathen, daß Du fast gar nichts ißt. Luft und Bewegung thun Dir gewiß gut. Siehst Du, dort im Garten hat Dir der Gärtner einen Weg geschaufelt, gehe nur eine halbe Stunde auf und ab." — Gehorsam ließ Eva sich ankleiden und einwickeln. Zuletzt brachte Walburga noch den großen, scharlachrothen Mantel, warf ihn ihr um und zog dessen Kapuze sorgfältig über den Kopf des jungen Mädchens. Ein schwaches Lächeln flog über ihr Gesicht. „Erfrieren werde ich nicht. Adieu, liebe Alte; wenn ich nicht zurückkomme, so mußt Du mich im Schnee suchen lassen", und sie verließ das Haus.

Ein paar Mal ging sie den bezeichneten Weg auf und ab, doch bald wurde ihr der Raum zu beschränkt und sie wandte ihre Schritte nach dem Wald, mit Mühe den Weg suchend, der den Berg hinabführte. Eiskalt sauste der Nordwind, sie watete in tiefem Schnee, der unter ihren Füßen knirschte, zuletzt war sie vom Weg abgekommen und gerieth in eine falsche Richtung. — Sie war kalt, naß und müde. Ein eigenthümliches Gefühl der gänzlichen Entmuthigung überkam sie. — War es noch der Mühe werth, den Weg nach Hause zu finden? Was erwartete sie dort? Sollte das Leben immer so weiter gehen? Immer diese Zwecklosigkeit, immer diese Seeleneinsamkeit? — Am liebsten hätte sie sich hingelegt und wäre eingeschlafen. Alles war so ruhig um sie; wer hätte sie aufgeweckt? —

Da erschallte plötzlich ein Pfiff, eine Stimme rief: „Cäsar, Cäsar!“ ein großer Bernhardinerhund brach aus dem Gehölz und nicht weit von Eva erschien — Herr von Möllern zu Pferd.

„Gräfin!“ rief er im höchsten Erstaunen. „Wie kommen Sie hierher? Sind Sie es denn wirklich? Aber Sie sind gar nicht auf dem richtigen Weg.“

Er schwang sich vom Pferd und die Zügel über einen Ast werfend, eilte er, Eva zu Hülfe zu kommen, die ein dichtes Gestrüpp kaum durchdringen konnte.

„Warten Sie, nur langsam; jetzt hierher, treten Sie in meine Fußstapfen, jetzt ein Sprung — da sind Sie glücklich. Aber, um's Himmels willen, was haben Sie denn vor?“

„Ich bin spazieren gegangen“, entgegnete Eva lächelnd, den Schnee von ihrem Mantel schüttelnd.

„Ein schöner Spaziergang!“ brummte Möllern. „Wenn Sie nicht so naß wären, würde ich Sie auf mein Pferd setzen; so aber müssen Sie sich Bewegung machen, um sich warm zu erhalten.“

Er führte sein Pferd und sie schritten weiter.

„Welches Glück, daß ich heute früh angekommen bin! Ich glaube, Sie hätten sich gar nicht mehr nach Hause gefunden, denn der Nebel steigt und es wird bald dunkel sein. Was haben Sie getrieben, Gräfin Eva, seit ich fort war?“

„Horchen Sie“, sagte Eva, plötzlich stehen bleibend und die Hand erhebend. — Alles war todtenstill. — „Diese Stille, diese Einsamkeit“, fuhr sie fort. „Es erdrückt mich! Selbst die Luft scheint mir von Blei!“ Sie schritt hastig fort. „Sie fragen, was ich getrieben? — Gar Nichts! Ich habe nicht gezeichnet, nicht gesungen, Nichts gelesen und Nichts gearbeitet. Alles ist für mich ohne Interesse, weil, was ich treibe, ohne Interesse für irgend Jemanden ist.“

„Gräfin, das können Sie nicht sagen!“ rief Möllern.

„Früher, da war es besser“, fuhr Eva traurig fort. „Zuerst, wie meine liebe Mutter lebte, und dann, wie meine Erzieherin bei mir war. Bedenken Sie, wie allein ich jetzt bin!“ Sie hielt inne.

„Eva“, sagte Möllern erregt, „nur ein Wort und es soll anders werden! Ich liebe Sie — werden Sie meine Frau.“

Eva fuhr zusammen. Einen Moment war Alles in ihr verwirrt, dann faßte sie sich gewaltsam.

„Herr von Möllern“, sagte sie sanft, „es kann nicht sein. Sie sind so gut, daß Sie eine Frau verdienen, die Ihnen mit ganzem Herzen zugethan ist. Ich achte und schätze Sie, aber lieben ...“ Und sie schüttelte das Haupt.

„Eva“, sagte er und faßte ihren Arm, „Sie sind so verändert gegen früher ... ist ein Anderer glücklicher als ich?“

„Nein“, erwiederte sie, ihr tieferröthendes Gesicht abwendend, „das ist vorbei; mein Herz ist jetzt ...“ völlig frei, wollte sie sagen, aber sie brachte es nicht über die Lippen.

Felix athmete tief auf; dann gingen die Beiden schweigend weiter, Jedes in trübe Gedanken versunken.

„Da ist das Schloß", sagte endlich Felix, wie aus einem Traum erwachend. „Leben Sie wohl, Eva; wir werden uns jetzt länger nicht mehr sehen."

Er faßte ihre Hand zum Abschied, wandte sich und war schon einige Schritte weit entfernt, als er noch einmal umkehrte.

Eva stand unbeweglich an der Brücke.

„Ich bitte Sie, Gräfin", sagte er, „gehen Sie gleich hinein, „Sie werden krank, wenn Sie noch länger in den kalten, nassen Kleidern bleiben."

Seine selbstlose Sorgfalt traf sie bis in's Herz; ohne ihn, das fühlte sie plötzlich mit peinlicher Deutlichkeit, würde ihr das Leben unerträglich sein.

„Felix!" rief sie bewegt, „gehen Sie nicht fort! Sie sind mein einziger Freund, ich kann Sie nicht entbehren — haben Sie Geduld mit mir!"

Vier Jahre sind vergangen. Es ist Mai, Alles grünt und blüht, die frischen, hellgrünen Buchen und Birken stechen aus den dunkeln Tannenwäldern hervor, die Wiesen sind wie blumendurchwirkte Teppiche, die Luft wie Balsam und der Himmel tiefblau. Es ist ein Tag, wo das Herz, überwältigt von der neubelebten Herrlichkeit der Natur, zu zerspringen droht, wo man sich nicht satt sehen, nicht genug freuen kann!

Auf der Landstraße, die von B. nach Ebensee führt, rollt ein Postwagen und in dem Reisenden, der darin sitzt, erkennen wir, trotz tiefer Furchen und sogar einiger grauen Haare, Norbert Werdenfels wieder.

Nicht ohne Spuren waren die letzten Jahre an ihm vorübergegangen. Ein im Tiefinnersten unglücklicher Mann, war er von Welttheil zu Welttheil geflohen. In Indien erhielt er die Kunde vom plötzlichen Tod seiner Frau und wenn dieselbe ihn auch unwillkürlich zuerst erschütterte, so öffnete sich doch vor seinen Augen eine so selige Zukunft, daß er nach wenig Wochen die Heimreise antrat. Ein heftiges Fieber, das ihn ergriff, hielt ihn zwei Monate in Kairo fest. Endlich war er wieder fähig zu reisen. Er eilte nach M., wo er sich nur ein paar Tage aufhielt, Niemanden sprechend als seinen Rechtsanwalt, dem er die nöthigen Anweisungen bezüglich der Erbschaftsangelegenheiten seiner Frau gab. Die Fürstin hatte ihr ganzes bedeutendes Vermögen ihm zugesichert, so lange er sich nicht wieder verheirathen würde; in diesem Fall aber sollte es einer entfernten Verwandten zufallen. Er hatte vor, das Palais zu verkaufen, Nichts durfte an seine verstorbene Gemahlin erinnern — Eva's reiner Fuß sollte ein nur ihr geweihtes Heiligthum betreten.

An dem Tag, wo wir ihn wiedersehen, hatte er in aller Frühe M. verlassen; es war jetzt Nachmittag, er näherte sich mehr und mehr seinem Ziele.

Vier Jahre waren vergangen; er hatte nie etwas über Eva erfahren, der Muth hatte ihm gefehlt, zu schreiben oder nachzuforschen, er wollte selbst vor sie hintreten, sein eigener Anwalt sein, ihr sagen, was er gelitten, wie er gerungen und wie sein ganzes zukünftiges Leben nur ihrem Glück geweiht sein solle.

Einmal kam ihm der Gedanke, ob Eva wol noch in Ebensee sei, und er hatte sich auf der Post in B. erkundigt, ob der Baron noch lebe.

„Ja wol“, erwiederte der Wirth, „er ist wohl und rüstig und haust noch immer auf seinem Schloß droben. Seine Enkelin wohnt auch bei ihm.“ —

Norbert hatte sich mit Diesem begnügt und war fortgefahren, ohne weiter zu fragen.

Jetzt kam er durch's Dorf, jetzt fuhr er am See entlang. Wie bekannt kam ihm Alles vor. „Halt!“ rief er dem Postillon zu und stieg am Rande des Waldes aus. „Warte, bis ich zurückkomme oder Dir etwas sagen lasse“, und raschen Schrittes stieg er den Berg hinan. Sein Herz klopfte gewaltig, als er am Gipfel ankam, seine Zunge klebte am Gaumen und die Kniee wankten. Die Krankheit hatte ihm ein gutes Stück Kraft genommen. Er verließ den Fußweg und warf sich unter einer schattigen Traueresche nieder, um sich einen Augenblick zu sammeln und auszuruhen. Die Esche stand dicht neben der Brücke, er lag, versteckt durch die tief herabhängenden Zweige, wie in einem grünen Zelte, konnte aber durch einzelne Aeste bequem in den Hof sehen.

Die Schloßpforte stand offen, der Baron trat heraus und spähte die Fahrstraße hinunter.

„Ich sehe noch nichts!“ rief er in's Haus zurück.

„Noch nichts?“ antwortete eine Stimme.

Norbert's Hand faßte krampfhaft das Gras, das neben ihm sproßte und keimte — das war Eva's Stimme! Und da kam sie selbst, ihren Arm in den ihres Großvaters legend, schritt sie langsam der Brücke zu.

Norbert's Auge ruhte mit fast wahnsinnigem Entzücken auf ihr. Sie war schöner als je, ihr Auge strahlte hell, um ihren Mund spielte ein glückliches Lächeln, sie schien Norbert größer geworden zu sein.

Da ertönte Hufschlag. Eva lief rasch über die Brücke und schwenkte ihr Taschentuch.

„Endlich! endlich!“ rief sie, als ein Reiter den Fahrweg entlang galoppirend kurz vor ihr anhielt, sich vom Pferde warf und den Arm um ihre schlanke Gestalt legte. „Kommst Du endlich, lieber Mann! Zehn ganze, lange Tage warst Du fort!“

Norbert hörte nichts mehr. Er war in die Höhe gefahren und hielt sich am Baume fest. Seine Sinne schwanden fast, er starrte den glücklichen Menschen nach, die lachend und plaudernd in den Hof zurückschritten und dann sich mit großem Interesse über Etwas beugten, das Walburga, die mittlerweile herausgetreten war, sorgfältig im Arm hielt.

Plötzlich schlug der Verborgene sich mit der flachen Hand vor die

Stirn und brach in ein kurzes, bitteres Lachen aus. „Ich Thor", murmelte er, „hätte ich mir das nicht denken können!"

Er wandte sich rasch, verließ sein Versteck und eilte den Berg hinunter, so schnell seine Füße ihn trugen. „Postillon", sagte er, als derselbe ihm beim Einsteigen behülflich war, „wen hat die Gräfin Eva Waldenau geheirathet?"

„Den Herrn von Möllern, einen guten, ausgezeichneten —"

„Fahr zu", unterbrach ihn Norbert heftig und warf sich im Wagen zurück.

Die Peitsche knallte und Norbert verließ den Ort, der ihm zur Hölle geworden, nachdem er das Paradies dort gesucht.

Und Eva? — Sie war glücklich und die Glücklichen haben keine Geschichte.

Sonette von Hermann Lingg.

1.

Von allen Masken hatt' ich mir die letzte,
Das letzte mir erwählt von allen Loosen,
Das schwerste: fern zu sein fortan vom Tosen
Des Weltlärms, der mich doch so oft verletzte!

Dem Becher, dessen Feuerquell mich letzte,
Rief ich leb' wohl, leb' wohl dem Liebeskosen;
Da sah ich schönste Dich von Edens Rosen,
Die Gott in dieses Erdenthal versetzte.

Ach, gönnt denn nie das Schicksal uns die Narben,
Und die Betäubung, wenn wir still geworden
Im Wahn, daß alle Hoffnungen schon starben?

Nein, immer wieder, um sie uns zu morden,
Bemalt der Tod sich mit den hellen Farben
Von Freuden, die in uns zertrümmert worden.

2.

Du weißt, das heit're Himmelsblau dort oben,
Ein Schleier ist es nur, dahinter lauert
Das tiefe Schwarz, in dem das Weltall trauert
Um jeden Lichtstrahl, der in Nichts zerstoben.

Die Hand des Wissens hat ihn weggehoben
Den schönen Trug, doch unsre Seele schauert
Vor jener Nacht, die Alles überdauert,
Sie fühlt vom Sein sich trügerisch umwoben.

Mit Deinem Schleier, Kind, dem himmelblauen,
Verhält sich's anders, der verhüllt gerade
Ein schön'res Blau, und dem darf man vertrauen.

Zum Himmel blickend, denk' ich oft: Wie schade,
Er lügt! In Deinen Blick zu schauen
Versöhnt mich wieder und ich schenk' ihm Gnade.

3.

Der Lorbeerrose dunkelrothe Blüthe
In Deinen Locken war wie schlummertrunken
Auf Deine weiße Schulter hingesunken,
Dein Athem flog und Deine Wange glühte.

Du tratest zum Altan, der Himmel sprühte
Im Glanz der Winternacht demant'ne Funken,
Und Du hast still empor zu Dem gewunken,
Der stets geschaut auf Deine Herzensgüte.

Er hat Dir immer treu den Arm geboten,
Er konnte schützend immer Dich erreichen,
Wo Deinem Seelenfrieden Feinde drohten.

Nun schickt herüber aus dem Land der Todten
Sein Geist Dir eine Flocke Schnee zum Zeichen,
Du mögest nicht vom Weg der Unschuld weichen.

4.

Oft wie ein Vorwurf klingt es leise klagend
Mir in die Seele tief von Deinem Munde;
Ich weiß ja wol, ich hätte meine Wunde
Verschließen sollen, standhaft Dir entsagend.

Ich durfte, statt so kühne Träume wagend,
Dich stumm nur lieben, segnen nur die Stunde,
Da ich Dich fand, doch nie zu inn'gem Bunde
Die Hand Dir reichen, streng mein Leid ertragend.

O, wirf sie, wenn Dich meine Kränze drücken,
Wirf sie von Dir, verbiet' mir, untersage,
Wenn Dich es schmerzt, mein frevelhaft' Entzücken.

Anstatt auf Flügeln Dich emporzutragen,
Will ich mit einem Trauerflor Dich schmücken,
Wenn nur nicht Deine Blicke mich verklagen.

5.

Hinunter sind sie unversöhnt gestiegen,
Die ich geliebt, in's Grab mit ihrem Grolle,
Sie ließen dem Enterbten keine Scholle,
Und keine Frucht und keine Segnung liegen.

Dem Schatten, der auf mir lag, obzusiegen,
Versucht' ich lang — umsonst! Komm' nun, was wolle,
Ich weiß, daß ich kein Friedenswort mehr zolle
Dem Schicksal, das ich nicht vermocht zu biegen.

Ich hab nur Dich, doch was ich auch verloren,
Durch Deine Liebe wird mir eine schöne,
Versunk'ne Welt noch einmal neu geboren.

Wie viele Stimmen, wie verbundne Töne,
Seid, theure Schatten, mir zurückbeschworen
Durch Dich, daß ich in Dir sie mir versöhne.

6.

Athene, der Du gleichst, sie hat gewaltet
Im Bildungsgang der Menschheit zu der Sitte;
So war sie auf dem Parthenon in Mitte
Der Götter abgebildet, schön gestaltet.

Von ihr kam, was die Macht der Kunst entfaltet,
Zu ihr alljährlich kam im Chortanzschritte
Der Festzug, ihr vor Allen galt die Bitte:
„Ihr hohen Götter schützet und erhaltet!"

Ich sah Dich einstmals mir entgegenkommen —
Bedeutungsvoll genug — beim Säulengange
Der Propylä'n, der Abend war erglommen.

Es war die Zeit vor Sonnenuntergange,
Ich hab', o Muse, Deinen Wink vernommen,
Du riefest mich noch einmal zum Gesange.

Die Herzogin von Berry. †

Von **Adolf Ebeling.**

Ausnahmsweise wird man mir schon einmal einen ernsten Artikel gestatten, ein Memento, das wie ein dunkler Gast in unsere heiteren Kreise tritt — wenn es aber sein muß, so erscheint mir der gegenwärtige Junimonat als der passendste Zeitpunkt, „denn Blumen", sagt Jean Paul, „verhüllen die Gräber besser als Schnee."

* * *

Am 20. April d. J. sah man in dem Dörfchen Murek, nicht weit von Gratz, der Hauptstadt Steiermarks, ein eigenthümliches Schauspiel. Von dem nahegelegenen Schloß Brunsee, das zur Pfarrei Murek gehört, bewegte sich in der Frühstunde ein Leichenzug durch die Thalschlucht und hielt vor der Dorfkirche, die der Friedhof umgibt. Die Menge drängte sich dem Sarge nach in das Gotteshaus, aber viele mußten draußen bleiben, denn die Kirche war zu klein, um sie Alle zu fassen. Dieselben bestanden zumeist aus den Bewohnern der Umgegend, steyrischen Bauern, die mit ihren Frauen und Kindern gekommen waren, um der verstorbenen Schloßherrin von Brunsee die letzte Ehre zu erweisen. Dicht um den Sarg schaarte sich freilich eine Anzahl schwarzgekleideter Herren, die augenscheinlich den höheren Ständen angehörten; auch einige Damen waren darunter, die man indeß wegen der verhüllenden Trauerschleier nicht erkennen konnte. Um den einfachen Katafalk brannten nur sechs hohe Kerzen, und da nur wenige Betstühle vorhanden waren, mußten die meisten auf den Steinfliesen knieen; aber Alle waren tief erschüttert. Der Hauptleidtragende war ein Mann in den besten Jahren, von einnehmenden, wenn auch bleichen Zügen, und eines jener bekannten Gesichter, das auch ein Fremder, der plötzlich hinzugekommen wäre, sofort erkannt haben würde, weil er es in irgend einem Schaufenster unter anderen Portraits oft gesehen. Manche von den Herren redeten ihn ehrfurchtsvoll mit „Sire" und „Majestät" an, wie einen König. Das war er auch für sie, denn bei seiner Geburt hatten die berühmten Kanonen der Invaliden hundert Schüsse und einen über die Weltstadt und weit in das Land hineingesendet, um den sehnlich erwarteten Thronerben zu begrüßen. Nur daß zwischen dem Einst und dem Jetzt zwei schreckliche Worte lagen: Revolution und Exil. Damals dachte man freilich nicht an die Möglichkeit einer solchen Wandlung. Im großen Empfangsaale der Tuilerien saß in seinem Rollsessel der alte gichtgelähmte, aber noch immer geistesfrische Ludwig XVIII. und empfing die Deputationen der „guten Stadt Paris und der treuen Provinzen", die gekommen waren, um Sr. Majestät ihre Huldigungen zu dem freudigen Ereigniß darzubringen, wodurch der Thron der Bourbonen auf alle Zeiten gesichert erschien. So steht es wenigstens im Moniteur vom 2. October 1820, der nur leider seit einem halben Jahrhundert das traurige Privilegium hat, fast immer das Gegentheil von dem zu prophezeihen, was eintrifft. Die vornehmsten Personen jener Audienz durften sogar nach altem französischen Hofgebrauch in das Zimmer der Wöchnerin treten, wo das neugeborene Knäblein in seiner goldenen Wiege lag . . . „Heil Dir, der einst König sein wird!"

Der trauernde Mann an dem schlichten Sarge ist eben jener Königs-

sohn, der Graf Chambord, und die, welche er beweint, ist seine Mutter, die Herzogin von Berry, die ebenfalls für den Thron bestimmt war und deren rechtmäßige Gruft in den Königsgräbern von Saint-Denis sein sollte. Jetzt nimmt ein unbekannter Dorfkirchhof in der fernen Fremde ihre irdischen Ueberreste auf, und der Sohn soll bereits den Wunsch ausgesprochen haben, dereinst an ihrer Seite zu ruhen. Armes, schwergeprüftes Königsgeschlecht, das sich mehr und mehr und unaufhaltsam seinem Ende zuneigt, vergessen, verlassen und kaum beweint, und bei dessen hartem Schicksale wir immer von Neuem und fast gegen unsern Willen an die Sünden der Väter denken müssen, die an den Kindern heimgesucht werden von Glied zu Glied! Wenn aber die frühere Verschuldung groß gewesen, so ist ebenfalls die Sühne groß, und nur das Leben zürnt; der Tod, wie er allerlösend ist, ist auch allversöhnend, und wir legen gern einen Kranz von duftenden Frühlingsblumen — ein tröstendes Auferstehungsbild — auf diesen Sarg.

Am 16. Juni 1816 landete in Marseille die achtzehnjährige Prinzessin Caroline Luise, die Tochter Königs Franz I. von Neapel und die Braut des Herzogs von Berry. Eine bewimpelte und beflaggte Flotille begleitete den stattlichen Dreimaster, der die Prinzessin mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge über das Mittelmeer nach Frankreich brachte, und als sie den französischen Boden betrat, wurde sie wie eine Königin empfangen. Der Duc de Lévis, der sie im Namen des Königs willkommen hieß, redete sie italienisch an . . . „Kein Italienisch!“ rief sie sofort auf Französisch dem Herzoge zu, „ich bin von nun an eine Französin und verstehe keine andere Sprache als die französische.“ Diese Antwort gefiel den galanten Franzosen, zumal die Prinzessin durch ihre natürliche Liebenswürdigkeit und Grazie sofort alle Herzen eroberte. Ihre viertägige Reise von Marseille nach Fontainebleau, wo sich der Hof aufhielt, glich einem Triumphzuge; nichts wie Ehrenpforten, Laubgewinde und Blumenkränze, Flaggen und Fahnen, unter ihnen die weiße bourbonische obenan, und eine jubelnde Bevölkerung, die von allen Seiten zusammengeströmt war, um sie zu begrüßen. Am 16. Juni hielt sie ihren feierlichen Einzug in Paris, an der Seite ihres Gemahls; sie trug ein schlichtes weißes Kleid, ohne allen Schmuck, und eine Syringenblüthe im Haar. Von jenem Moment an wurde sie die beliebteste Persönlichkeit der gesammten königlichen Familie, die leider über allzugroße Popularität nicht klagen konnte. Ihr Glück dauerte indeß nur kurze Zeit. Am 20. Februar 1820 wurde der Herzog von Berry, als er seine Gemahlin nach dem Schluß der Oper in ihren Wagen heben wollte, von dem Fanatiker Louvel erstochen. In die tiefe Trauer fiel ein Freudenstrahl, als die Herzogin sieben Monate später von einem Prinzen entbunden wurde. Dies war eben das obenerwähnte Kind, auf welchem nun die Hoffnung der bourbonischen Dynastie beruhte. Die Mutter erlangte dadurch, als spätere Regentin von Frankreich, eine große politische Bedeutung, die sie jedoch nie mißbrauchte. Im Gegentheil, bei der stets wachsenden Impopularität des Großvaters, der als Karl X. seinem Bruder auf den Thron gefolgt war, spielte sie oft die undankbare Rolle einer Vermittlerin und noch während des Carnevals von 1830 suchte sie die streitenden Parteien, die bereits das Signal zu einem gewaltsamen Zusammenstoß erwarteten, im Pavillon de Marsan der Tuilerien, wo sie residirte, wie auf einem neutralen Gebiete zu vereinigen. Aber sie konnte den verderblichen Lauf der Reaction, die mit dem Sturz

des Königthums endigte, nicht hemmen und sie ward mit in den Abgrund gezogen. Die Chronisten jener Epoche erzählen ein seltsames Abenteuer, fast wie ein ironischer Schicksalswink, das der Herzogin auf dem letzten großen Maskenballe, mit dem sie den Fasching schloß, passirt sein soll. Sie erschien auf demselben als Maria Stuart und noch dazu in auffallender Aehnlichkeit mit den bekannten Portraits der schottischen Königin. Ein italienischer Sänger verfolgte sie und machte ihr endlich in einem Liede zur Guitarre eine durch die Maskenfreiheit erlaubte Liebeserklärung. Sie ging auf den Scherz ein, ernannte ihn für den Abend zu ihrem Rizzio und gab ihm ein Rendez-vous für den nächsten Sommer in Holyrood . . . und einige Monate später bezog sie mit der flüchtigen französischen Königsfamilie den alten Palast zu Edinburgh und zwar dieselben Zimmer, die vor dreihundert Jahren Maria Stuart bewohnt hatte, deren Liebling dort vor ihren Augen von Darnley umgebracht wurde.

Mit dem Exil der Bourbonen beginnt eigentlich erst die wirkliche politische Rolle der Herzogin von Berry. Die Unthätigkeit in Holyrood drückte sie schwer, zumal ihr Sohn, der damals zehnjährige Graf Chambord, durch die Thronentsagung Karl's X. und des Herzogs von Angoulême zu seinen Gunsten, der eigentliche rechtmäßige König und sie, durch dessen Minderjährigkeit, die ebenso rechtmäßige Regentin von Frankreich geworden war. Sie trat nun ihr abenteuerliches Wanderleben an, das längst der Geschichte angehört und das auch der Leser gewiß in seinen Haupttheilen kennt. Ich will deshalb hier nur kurz auf einige weniger bekannte und mehr persönliche Details desselben hinweisen, etwa wie ein im Voraus genommenes Blatt aus den Memoiren der Verstorbenen, die man uns jetzt nach ihrem Tode in Aussicht stellt.

Um mit den Parteigängern ihres Sohnes in directe Verbindung zu treten, begab sich die Herzogin zuerst durch Deutschland nach Italien, wo ihr der Herzog von Modena sein Lustschloß Massa einräumte, das dicht am Meere lag und so den Verkehr der Verbündeten mit Frankreich erleichterte. Dahin schiffte sie sich denn auch endlich in der Nacht des 24. April 1832 auf dem Dampfer Carlo Alberto ein. Am 29. stieg sie in der Nähe von Marseille in einem kleinen Fischerdorfe an's Land und hielt sich den Tag über in einer ärmlichen Hütte versteckt, um den Erfolg abzuwarten, den die Nachricht von ihrer Ankunft in der Stadt selbst hervorbringen würde. In jenen Stunden mochte sie wol an den obengeschilderten glänzenden, enthusiastischen Empfang denken, der ihr vor sechszehn Jahren in eben jener Stadt Marseille zu Theil geworden war. Aber die Stimmung der Bevölkerung hatte sich bedeutend geändert, ihre Proclamation fand keinen Anklang; sie verließ daher den Süden und begab sich sofort in die Vendée. Sie machte diese zweite lange Reise durch das ganze westliche Frankreich in ihrer eigenen Kalesche, mit Extrapostpferden, und ohne die geringste Gefahr für ihre Person, obwol die Regierung genau von Allem unterrichtet war und nur den Carlo Alberto auf der Rhede von Marseille erwartet hatte, um die Herzogin zu arretiren. Dies erklärte sich durch den folgenden Umstand, der zugleich die erste jener komischen Episoden bildet, an denen diese romantische Expedition so reich ist. Kaum war das Dampfschiff in Sicht (die Herzogin hatte es bereits, wie obenerwähnt, verlassen), als der Hafencommandant einen Stabsofficier an Bord schickte, äußerlich zur Inspection, aber mit ge-

heimen Instructionen. Dieser Officier (leider ist mir der Namen des guten klugen Mannes nicht gegenwärtig) erkennt auch sofort die Herzogin in einer verschleierten Dame, die auf dem Verdeck hin- und hergeht. Erfreut über den glücklichen Fang und schon von Auszeichnungen, Orden u. s. w. träumend, giebt er nach einigen nichtssagenden Formalitäten dem Capitain den Befehl, nach Ajaccio umzukehren, was dieser auch ohne Weiteres thut, zumal der Befehl durch einen Regierungsdampfer, der sich zur Mitreise anschickt, energisch unterstützt wird. Von Ajaccio aus meldet der Officier den günstigen Erfolg seines Unternehmens und macht schon Anstalt, den Carlo-Alberto mit Allem was darauf ist, nach Holyrood zu expediren; da erhält er plötzlich von der Admiralität die trockene Weisung, er sei ein Dummkopf, die Herzogin sei längst in der Vendée, wo man sich bereits für sie schlage und er, der Officier, solle nur so still wie möglich zurückkehren. Jene Dame, die der allzu Diensteifrige für die Prätendentin gehalten, gehörte einfach zum Gefolge, das zum größten Theil an Bord des Dampfschiffes zurückgeblieben war, um keinen Verdacht zu erregen.

Bald stand der ganze westliche Theil der Vendée in Aufruhr und die Tage der früheren Chouannerie aus der großen Revolution schienen zurückgekehrt zu sein. Aber es fehlte den Henriquinquisten, wie sich die Anhänger der Herzogin seltsamer Weise nach dem Grafen Chambord als Henri Cinq nannten, an verständiger Leitung unter einem bedeutenden Chef, sonst hätten sie den Regierungstruppen, die den kleinen Guerillakrieg mit augenscheinlicher Gleichgültigkeit führten, entschieden längeren Widerstand geleistet. Das Drama auf der Pennissière ist bekannt; Jules Sandeau hat es gewissermaßen durch seine schöne Novelle „Mademoiselle de Kérouar" unsterblich gemacht. Diese Novelle ist, nebenbei bemerkt, eine wahre Perle der modernen französischen Literatur und ich empfehle sie denjenigen meiner Leser und vollends meiner Leserinnen, die sie noch nicht kennen sollten, auf das Angelegentlichste. Es ist eine der rührendsten und zugleich nobelsten Geschichten, die ich kenne.

Die Herzogin selbst zog von Ort zu Ort, stets verfolgt und Tag und Nacht in Gefahr gefangen zu werden. Ueberall rief ihre Gegenwart eine wenn auch nur flüchtige Begeisterung hervor . . . sie, die zarte, hochgeborene Dame, die Königstochter und Mutter eines Königs und an die Pracht und das Wohlleben der Tuilerien gewöhnt, ertrug willig alle Entbehrungen, aß mit den Bauern Buchweizenbrod und Haferbrei, schlief in dem groben Bette irgend einer abgelegenen Meierei und setzte am nächsten Morgen auf einem schlechten Pferde durch Schluchten und Hohlwege ihre abenteuerliche Reise fort. So kommt sie einst in einen ärmlichen Pachthof, um dort zu übernachten. Zwei Männer treten ihr entgegen, die nur mit Lebensgefahr durch die feindlichen Truppen bis zu ihr gelangt sind: Chateaubriand und Berryer, Beide unwandelbar der weißen Fahne getreu, aber auch Beide überzeugt, daß die Sache der Bourbonen in Frankreich auf immer verloren ist. Sie bringen zugleich traurige Nachrichten von der Verhaftung der letzten Führer, die bereits nach Paris geschafft sind, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Das rührt die unglückliche Frau, sie fängt an, das Nutzlose und Unsinnige ihrer Handlungweise einzusehen und verschwindet bald darauf vom Schauplatz. Aber sie hatte Frankreich nicht verlassen, wie ihre Anhänger verbreiteten, um sie vor weiteren Verfolgungen zu schützen, sondern sie lebte sorgfältig verborgen in Nantes. Ihre materielle Lage war dabei eine klägliche; denn ihre finanziellen Hülfsquellen versiegten und sie hatte überdies noch den

Schmerz, viele ihrer früheren Anhänger von sich abfallen zu sehen. Außerdem beunruhigte sie das Schicksal ihrer gefangenen Freunde; sie gebot ihrem Stolz Schweigen und schrieb im Interesse derselben einen bittenden Brief an ihre Tante, die Königin Marie-Amélie, die Gemahlin Louis-Philippe's. Dieser Brief, der unbeantwortet blieb, ist ein merkwürdiges historisches Actenstück geworden und beginnt mit den Worten:

„Malgré la différence actuelle de nos situations,
un volcan est aussi sous vos pas, Madame,
et vous le savez.“

Die Herzogin prophezeihte gut; nur daß der Vulcan noch anderthalb Decennien unterirdisch fortkochte, bis er in der Februarrevolution zum feuerspeienden Berge wurde . . . denn auch die Königin Marie-Amélie starb entthront im Exil. —

So war denn der Aufruhr in der Vendée unterdrückt, aber die Prätendentin machte durch ihre bloße Gegenwart in Frankreich dem Ministerium des Bürgerkönigs viel zu schaffen. Der kleine Thiers, damals Minister des Innern, schickte die feinsten Spürhunde der geheimen Polizei nach allen Richtungen in die Departements der Westküste, ließ sich auch Berichte über Berichte senden, aber man entdeckte die Flüchtige nicht. Da kam ihm ein dunkler, lichtscheuer Genosse zu Hülfe — in der Politik sind alle Mittel, auch die verächtlichsten, erlaubt, wenn sie nur zum Ziele führen: der Verrath. Eines Tages erhält Thiers einen anonymen Brief, in welchem man ihn um ein Rendez-vous bittet, mit dem Versprechen, ihm den Aufenthalt der Herzogin von Berry gegen eine Belohnung zu verrathen. Thiers läßt den Polizeipräfecten kommen und zeigt ihm den Brief. Der Präfect räth ab und macht sich sogar anheischig, den anonymen Briefsteller zu überrumpeln; aber der Minister verbietet ihm vor der Hand jegliche Einmischung und entschließt sich, der Einladung Folge zu leisten. Als Ort war die sogenannte Allée des Veuves in den Elyseischen Feldern bezeichnet, eine damals sehr verrufene Gegend, die man nach Sonnenuntergang nicht ohne Noth besuchte, und als Stunde zehn Uhr Abends, und es war Ende October. Also ganz wie in einem Roman. Thiers steckt zwei geladene Pistolen in die Tasche und stellt sich ein. Viele können noch heute nicht begreifen, wo der kleine Mann damals den Muth zu dieser Heldenthat hernahm . . . es konnte ja eine Falle sein, um sich seiner Person zu bemächtigen und ihn als Geisel zurückzuhalten — er, der sich in der Februarrevolution zitternd in den Kellern der Tuilerien versteckte, in steter Angst, daß man ihn an der nächsten besten Laterne aufknüpfen würde . . . Aber die Staatswohlfahrt mußte hier alle anderweitigen Bedenken überwiegen, und dann hatte Thiers i. J. 32 auch wol ein besseres Gewissen als Anno 48. Genug, er findet den Unbekannten; unter dem Schleier der Nacht werden die ersten Worte über das verächtliche Geschäft gewechselt und schon am nächsten Morgen sitzt der Verräther im Cabinet des Ministers und stipulirt seine Bedingungen.

Er verlangt zuerst eine ganze Million Franken, erklärt sich aber, nach der kategorischen Weigerung des Ministers, eine so große Summe zu bewilligen, mit einer halben zufrieden, baar in Paris, aus der Hand Sr. Excellenz oder eines Bevollmächtigten zu empfangen, foi de gentilhomme. Dieser Zusatz klingt vorzüglich schön. Thiers unterschreibt den Revers auf Ehrenwort und der infame Handel ist abgeschlossen. Wer war dieser

Elende? Ein Jude aus dem Elsaß, Namens Deutz, der aber vorher katholisch geworden war. Ein sauberer Christ! und die Juden durften sich freuen, ihn nicht mehr in ihrer Glaubensgemeinschaft zu wissen; obwol dies im Grunde nichts sagt, denn es hat zu allen Zeiten und unter allen Bekenntnissen Gauner und ehrlose Schufte gegeben. Deutz hatte noch dazu früher im Dienste der Herzogin gestanden, er war von ihr mit Gnaden überhäuft und noch in letzter Zeit mit einer confidentiellen Mission betraut worden. Alles traf mithin in diesem Menschen zusammen, um ihn auf den Gipfel der Infamie zu stellen; und einer solchen Creatur bediente sich das Julikönigthum, um sich eines lästigen Gegners zu entledigen! Aber, wie gesagt, die Politik . . . Eilen wir mit abgewandtem Gesicht vorüber, und fast möchte ich um Entschuldigung bitten, hier vor meinem respectablen Leserkreise diesen geächteten Namen genannt zu haben. Es bedurfte auch der prächtigen Verse Victor Hugo's nicht, voll Zorn und Entrüstung, um den Verräther für alle Zeiten zu brandmarken; im Gegentheil, ich finde, daß damit dem — (ich lasse hier Platz für ein deutsches Kernwort) viel zu viel Ehre angethan ist.

Die Herzogin bewohnte in einer entlegenen Gasse von Nantes ein unscheinbares Häuschen, in welchem sich als geheimstes Asyl eine Dachkammer befand, die mit dem übrigen Theil des Gebäudes nur durch einen Kamin, in welchen man eine Leiter gestellt hatte, verbunden war. Der Mann, dessen Namen ich nicht mehr aussprechen will, kannte diesen Schlupfwinkel genau, denn er hatte sie dort besucht. Es war ihm mithin ein Leichtes, die Häscher zu orientiren. Am Morgen des 8. November 32 ward das Haus plötzlich von Gendarmen umstellt und die Visitation begann, Zimmer für Zimmer. Die Herzogin hatte aber Zeit gehabt, in die kleine obenerwähnte Mansarde zu flüchten und alsdann die Leiter nachgezogen. Da sie der Aufforderung, herabzukommen, kein Gehör schenkte, so machte man Anstalt, im Kamin ein Feuer anzuzünden. Nach einigen Historikern soll dies wirklich geschehen sein — gleichviel; die geängstete, gänzlich verlassene Frau, um nicht zu ersticken oder gar zu verbrennen, mußte sich ergeben. Sie hatte nur das eine Wort: „trahison“ und brach dann in bittere Thränen aus. Aber als sie unter den Häschern stand, in fast ärmlicher Kleidung und vor der Zeit durch Gram und Sorgen gealtert, fühlte Jeder unwillkürlich die Majestät dieses Unglücks und keiner wagte, sie zu berühren. Der General Bugeaud, der spätere Duc d'Isly, näherte sich ihr eherbietig und bat sie, ihm die Erfüllung seiner schweren Pflicht zu erleichtern. Sie folgte dem General in einen bereitstehenden Wagen, der schnell dem Hafen zufuhr. Dort bestieg sie ein Schiff, das sofort die Anker lichtete, um sie nach der Festung Blaye (am Ausfluß der Garonne, oberhalb Bordeaux) zu bringen, die ihr vor der Hand als Staatsgefängniß angewiesen wurde. Von ihrer übrigens sehr geringen Dienerschaft nahm sie nur eine Kammerfrau mit, und einige Effecten trug sie zusammengeknüpft in einem seidenen Tuche. So endete der abenteuerliche Feldzug der Herzogin von Berry zu Gunsten Heinrich's V. —

Bevor wir zu dem völligen Schluß unserer Skizze übergehen, wollen wir noch kurz einer pikanten Scene gedenken, die wenige Tage darauf in Paris stattfand. Als nämlich der „Moniteur“ die Verhaftung der Herzogin mit allen nöthigen Details gemeldet hatte, erschien der Verräther wieder im Ministerium des Innern, um seinen Judaslohn in Empfang zu nehmen.

Gezahlt mußte die halbe Million werden, doch nach dem bekannten Wort: man liebt den Verrath, aber haßt den Verräther, wollte Thiers den Menschen nicht wieder sehen und überließ seinem Cabinetschef Didier die Regulirung der Sache. Dieser bestellt ihn zu sich in seine Privatwohnung, jedoch spät Abends, und das mit Recht, damit Niemand den ehrlosen Besuch bemerke und nicht etwa am andern Tage die Schwelle mit Koth bewerfe. Didier läßt seinen zehnjährigen Sohn hinter eine Portière treten und bedeutet ihn, zuzuschauen, was im Zimmer vorgehe, sich aber nicht zu rühren. Ein Mann tritt ein, linkisch und scheu wie ein armer Sünder. „Sie sind der und der, nicht wahr?“ redet ihn Didier an. — „Der bin ich“, lautet die tonlose Antwort. — „Der Minister“, fährt Didier fort, „hat mich beauftragt“, Ihnen diese beiden Packete zu übergeben . . . . Halt! nicht so!“ ruft er hastig, als der Andere sich nähert, um sie ihm aus der Hand zu nehmen. . „nicht so!“ und greift nach einer Feuerzange und reicht ihm mit dieser die beiden Packete „und nun zum Hause hinaus, so schnell Sie können, denn ich stehe nicht dafür, daß ich Sie nicht in der nächsten Minute über den Haufen schieße.“ Der Patron läßt es sich nicht zweimal sagen und rennt davon. Didier schüttet ein Glas Wasser auf den Fußboden, klingelt und befiehlt dem Diener, das Parquet sorgfältig zu waschen. Da kommt der Kleine hinter der Portière hervor. „Hast Du gesehen?“ fragte ihn der Vater. — „Ja, Papa, aber ich weiß nicht recht . . .“ — „Höre Kind und vergiß diesen Tag nicht: der Mann, der eben hier war, der dort auf jenem Platze stand, den ich abwaschen lasse, ist der verworfenste Mensch in ganz Frankreich und vielleicht in Europa. Er hat seine Wohlthäterin verrathen und an's Messer geliefert. In den Packeten, die ich ihm mit der Feuerzange überreichte, war sein Lohn.“ — Etwas theatralisch vielleicht, aber um so glaubwürdiger; denn es ist echt französisch, und, ehrlich gestanden, wer von uns hätte nicht ebenfalls sein Zimmer nach einem solchen Besuche gelüftet und sich vor einer solchen Bekanntschaft bekreuzt? Glücklicherweise war der kleine Didier kein enfant terrible, sonst hätte er leicht die verfängliche Frage thun können: aber Diejenigen, Papa, die dem Manne gesagt haben, es zu thun, und die ihn dafür bezahlten?

Der Verräther selbst verschwand und ging in die Fremde. Erst viele Jahre später tauchte er wieder auf, aber die Zeit, die doch sonst Alles heilt oder vergessen macht, hatte das Kainszeichen an seiner Stirn nicht gelöscht. Und so fluchwürdig war das Andenken an diesen Menschen, daß sein Bruder, der durch Fleiß und Rechtschaffenheit ein bedeutendes Vermögen gewonnen hatte, gezwungen war, um den steten Anspielungen zu entgehen, als habe er von dem Verbrechen profitirt, öffentlich und vor Gericht durch Auflage seiner Handlungsbücher die Quelle seines Wohlstandes beglaubigen zu lassen.

Die Herzogin war nun Staatsgefangene in Blaye, wo sie durchaus anständig und rücksichtsvoll behandelt wurde. Aber der Regierung erwuchs daraus eine nicht geringe Verlegenheit. Sie vor irgend ein Tribunal zu stellen — das einzige, einigermaßen statthafte Tribunal war die Pairskammer, aber auch dieses konnte die Angeklagte als „princesse du sang“ mit Recht verwerfen — hätte die kaum beruhigten Parteileidenschaften wieder wach gerufen, und das Ministerium hatte außerdem nach anderen Richtungen hin alle Hände voll zu thun, um sich selbst und die neue Ordnung der Dinge zu befestigen. Ueberdies war dasselbe durch den schnell ruchbar

gewordenen Verrath in der öffentlichen Meinung gewaltig compromittirt. Sie frei zu lassen, wäre noch unrathsamer gewesen; denn sie würde natürlich ihre Streifzüge von Neuem begonnen haben. Man erzählt, daß Louis-Philippe in diesem Dilemma Talleyrand um Rath fragte. Der alte Fuchs, noch wenige Jahre vorher einer der eifrigsten Anhänger der Bourbons und ein persönlicher Courmacher der Herzogin, rieth dem König, sie auf Ehrenwort frei zu lassen; doch Thiers erklärte sich energisch dagegen und soll im Ministerrath gesagt haben: „Wie kommt denn der Talleyrand dazu, auf einmal von Ehre zu sprechen?" Die Verlegenheit war also dadurch nicht gehoben. Da kam plötzlich, wie vom Himmel herabgefallen, eine glückliche Lösung und noch dazu auf eine ganz unerwartete, äußerst seltsame Art.

Zu Anfang des Jahres 33 verbreitete sich nämlich, erst leise, dann lauter und verbürgter, das Gerücht, die Herzogin sei schwanger und sehe ihrer baldigen Entbindung entgegen. Anfangs meinte man, es sei eine von der Regierung ausgesprengte Verleumdung, um die Prätendentin noch mehr zu discreditiren; aber bald lag ihr eigenes Geständniß vor, das sie, von der Evidenz gezwungen, abgelegt hatte, weil sie ihren Zustand nicht länger verbergen konnte. Die Fürstin war bereits seit Ende des Jahres 31 mit dem Grafen Luchesi-Palli, einem neapolitanischen Edelmann, heimlich vermählt, ihr Gemahl war unter ihren Reisebegleitern gewesen und hatte sie erst bei ihrer Verhaftung in Nantes verlassen. Das änderte die ganze Lage der Sache vollständig und durchaus; die politische Rolle der Herzogin war damit vorbei. Sie war eine ungefährliche Privatperson geworden, denn die Gräfin Luchesi-Palli konnte keine Ansprüche mehr im Namen ihres minderjährigen Sohnes auf den französischen Königsthron erheben und noch weniger als Regentin auftreten. Im Lager der Legitimisten herrschte unaussprechliche Beschämung und Bestürzung .... „Wie ist es möglich?" fragte man sich gegenseitig, „wie konnte sich Ihre Königliche Hoheit so vergessen?" Und doch mußten auch sie sich fügen und das Unglaubliche glauben, als der amtliche Rapport der beiden Aerzte Orfila und Auvity erschien, welcher Alles bestätigte. Bei Hofe war man dagegen in großer Freude, denn den Orleans war dadurch ein schwerer Stein vom Herzen gefallen. Nur der kleine Thiers grämte sich im Stillen über die voreilig dahin gegebene halbe Million; wenn er Das hätte ahnen können, so hätte er getrost eine Null an der Summe gestrichen. Aber auch der feinste Politiker kann nicht Alles wissen.

Es wurden nun eine Menge Vorkehrungen getroffen, um, wie man sagte, allen weiteren Intriguen der Herzogin vorzubeugen, an die sie übrigens selbst nicht im mindesten dachte. Schon vier Wochen vorher wurden die von der Regierung bestellten Zeugen in der Citadelle einquartiert und zwar dicht neben den Zimmern der Wöchnerin, was ihr natürlich im höchsten Grade unbequem und lästig war. Aber ihre Reclamationen blieben unberücksichtigt, denn man fürchtete bis auf den letzten Augenblick, daß sie ihr Kind heimlich auf die Seite bringen, die ganze Schwangerschaft leugnen und ihr Geständniß als ein abgezwungenes erklären würde. Der General Bugeaud hatte sich ebenfalls in dem Flügel der Herzogin eine Wohnung herrichten lassen und klopfte in den letzten Tagen alle halbe Stunden an die Thür ihres Schlafzimmers, um nachzufragen. Diese Situation, abgesehen von der undelicaten Handlungsweise an sich, hatte etwas überaus Komisches, ja man beutete sie sogar auf Kosten des Generals aus, der bei jedem auffallenden Geräusch, bei dem Husten oder Niesen der Kammerfrau, herbeige-

laufen kam, weil er die Wehen im Anzuge glaubte. In jenen Stunden mag die Herzogin gewiß oft an ihr letztes Wochenbett in den Tuilerien gedacht haben, wo sie den Thronerben gebar, „l'enfant du miracle", wie ihn die „beglückten Unterthanen" nannten, und wo die königliche Familie, von den Ministern und übrigen Großwürdeträgern umgeben, ängstlich auf die Athemzüge der Wöchnerin lauschte. Das tempora mutantur gilt eben in Frankreich noch mehr als anderswo.

Im entscheidenden Moment mußte der arme geplagte General aus dem Bette geholt werden, und man erzählt, daß sich der gute Mann in der Hast keine Zeit zum Ankleiden nahm, sondern salva venia in Unterhosen der Entbindung beiwohnte.

Jetzt war die Herzogin frei; man stellte ihr ein Dampfschiff zur Verfügung, das sie, sobald sie sich erholt hatte, nach Palermo brachte, wo sie mit allen Ehren einer Königstochter empfangen wurde. Karl X., der sich während der ganzen Zeit sehr ruhig und fast theilnahmslos verhalten hatte — wäre das Resultat der Expedition günstig ausgefallen, so würde er sehr wahrscheinlich sein Benehmen modificirt haben — sagte sich nun ganz von ihr los und nahm ihr auch die Vormundschaft über ihren Sohn. Der alte Herr war im Punkte der Legitimität unerbittlich und wenn seine Vertrauten es manchmal wagten, ihn schüchtern an die Herzogin zu erinnern, so entgegnete er kalt: „La duchesse de Berry est morte et je ne connais pas Madame Luchesi-Palli." Später kam dennoch, in der Zusammenkunft bei Leoben, eine Art formeller Aussöhnung zu Stande; aber erst nach dem Tode des Königs (1836) trat die Herzogin ihrem Sohne näher.

Gemeinsames Unglück versöhnt ohnehin die Gemüther und läßt die Irrthümer und Fehler der Menschen in milderem Lichte erscheinen; und als sich die Herzogin nach dem Tode ihres Gemahls in Steiermark niederließ, war der Graf Chambord ein oft und gern gesehener Gast in Brunsee. Die einst so leidenschaftliche Frau, die, von Ehrgeiz, aber auch von Mutterliebe verblendet, ihre überspannten, phantastischen Pläne ohne Rücksicht auf die unerbittliche Macht der Verhältnisse verfolgte — diese Frau war jetzt eine freundliche, stille Matrone geworden, die gewiß selbst Mühe hatte, sich in ihren wilden Abenteuern vor vierzig Jahren wieder zu erkennen. Sie hatte aus der Zeit ihres königlichen Glanzes nichts in ihre alten Tage mit hinübergenommen, als ihre Freude am Wohlthun und ihr Mitgefühl für fremdes Leid.

Die „alte Herzogin", wie man sie nannte, war meilenweit in der Umgegend ihres Schlosses bekannt, und es gab vielleicht von Dorf zu Dorf kaum eine Hütte, deren Bewohner sie nicht persönlich besucht hätte. Nur selten, und auch nur mit ihren nächsten Freunden, sprach sie von früheren Tagen und von Frankreich überhaupt, aber stets ohne Bitterkeit und Haß; dies gewann ihr die Herzen, auch ihrer Gegner, denn das Exil der Fürsten, wenn mit Würde getragen, hat eine läuternde Kraft und zugleich etwas Achtunggebietendes, dem wir unsere Theilnahme nicht versagen dürfen; vorzüglich wenn wir den freien Blick über die engen Grenzen des schwankenden politischen Treibens der einzelnen Nationen hinausrichten auf die gesammte Menschheit. Und von diesem höheren Standpunkte aus wird uns auch das Andenken an die Herzogin von Berry lieb und werth bleiben

---

Ein Besuch bei den Heiligen vom jüngsten Tage.

Von **Udo Brachvogel.**

I. Ihr Gesetzbuch und ihr Reich.

Es geschah am 24. Juni 1847, daß die Avantgarde der mormonischen Völkerwanderung an den Gestaden des Salzsees anlangte. Sie stand unter Brigham Young's eigener Führung, der sie, ein zweiter Moses, in mehr als einem Sinne, nach tausend Meilen*) langer Prairien- und Felsengebirgsfahrt durch die Pässe des Weber- und Echo-Cannyons in das Hochthal des „Great Salt Lake" herniederführte. Das Hochthal — denn wie tief der wunderbare See auch in die umliegenden Gebirge hineingebettet erscheint, doch fluthet sein ewig ruhiger Spiegel um mehr als viertausend Fuß höher dahin, wie der seiner wilden Riesenbrüder, der Oceane. Einhundertdreiundvierzig Männer waren es, die damals als die Ersten an seinen Ufern rasteten. Hundertundfünfzig Andere folgten ihnen in wenigen Tagen. Gemeinsam wandten sie sich der Südostecke des Sees zu, wo die Hochgebirge in stolzer Gliederung von seinen Ufern weiter zurücktreten. Und dort pflanzte Brigham Young, schon damals der souveraine Hierarch dieser Seltsamsten unter den Heiligen, seinen Stab in die Erde. Die Stätte, die er gesucht, war gefunden. Acht Tage darauf aber war die Stadt ausgelegt, und das erste Zelt erhob sich auf dem Boden, den jetzt die Tempel, Geschäftshäuser und Gärten der Salzseestadt bedecken.

Aber wie konnte es sich ereignen, daß diese Pioniere, Pfad- und Heimat-Finder für ein Volk von Tausenden und Abertausenden, bis hieher, in das Herz der unbekannten Wildniß schweifen mußten? Wie konnte es sich ereignen, daß jene Tausende von den Ufern des Mississippi vertrieben wurden — vertrieben, um ihrer Form, dem Drang nach Ueberirdischem zu genügen, in einem Lande, dessen Bürgern einst der große Jefferson unbedingte Glaubensfreiheit gewährleistet? Die Antwort auf diese Fragen kann nur durch einen Blick auf die Entstehungsgeschichte des Mormonenthums und auf die absonderlichen Glaubens- und Moralprincipien dieser neuesten Erwählten des Himmels gegeben werden.

Die „Heiligen vom jüngsten Tage" (dies ist der officielle Namen der Mormonen) gründen ihre Religions- und Sittenanschauungen außer auf die Urkunden des Juden- und Christenthums vor allen Dingen auf das Buch Mormon, eine dem alten Testament nachgebildete — und noch dazu in der stümperhaftesten Weise nachgebildete — Geschichte der Urbevölkerung des amerikanischen Continents. Die Geschicke dieses Buches selbst sind ungleich interessanter als diejenigen, die es erzählt, und die in nichts Anderem bestehen als einer wüsten Anhäufung von Kriegs- und Schlachtenhistorien, aufgeputzt mit allerlei Dämonen- und Engel-Unfug. Als der Urvater dieses

*) Der deutsche Leser wird daran erinnert, daß hier immer von englischen Meilen die Rede ist, von denen neunundsechzig auf den Aequatorgrad mithin vier und zwei Drittel auf eine deutsche Meile gehen.

ungeheuerlichen Stückes Literatur ist ein gewisser Salomon Spalding von Connecticut zu betrachten, ein Romanfabrikant, dessen Wirksamkeit, in das Ende des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts fallend, nichts Anderes war, als eine fortgesetzte Reise der trostlosesten literarischen Fiascos. Um diese durch eine unerhörte epische Großthat zu sühnen, verfiel der wackere Spalding auf die Idee, sich der Indianer als Gegenstand einer erzählenden Darstellung zu bemächtigen, und da die Erörterung des Ursprungs dieser Race damals gerade an der Tagesordnung war, so glaubte er, durch die Behauptung, daß die amerikanischen Ureinwohner von den „zehn verlorenen Stämmen Judas" abstammten, alle seine Rivalen aus dem Felde zu schlagen. Man sieht, an Kühnheit fehlte es dem connecticuter Romanwütherich keineswegs und nicht seine Schuld ist es, daß die Frucht dieser Kühnheit, die er unter dem Titel „das wiedergefundene Manuscript" veröffentlichte, nur das Schicksal seiner früheren Leistungen theilte. Und dennoch fand sie einen Leser, ja mehr, sie fand einen Bewunderer, welcher mit einer Art wahnsinnigen Eifers darüber herfiel und endlich (um einen ganz modernen Ausdruck auf jene bereits ein wenig entlegene Zeit anzuwenden) das außerordentliche Werk annectirte. Der Schriftsetzer Sidney Rigdon war dieser literarische Alexander. Bei einem Pennsylvanier Buchdrucker, dem Verleger Spaldings, in Diensten stehend, hatte er den Indianerroman behufs seiner Veröffentlichung gesetzt. Völlig vertraut geworden mit dem mystischen Inhalt des Buches, beschloß er — was in Amerika bekanntlich nicht die mindesten Schwierigkeiten hat — eine neue Glaubenslehre auf den blühenden Unsinn zu gründen, den es enthielt. Er begann das neue Evangelium zu predigen, das schon um seiner Confusion halber ganz dazu angethan war, Anhänger zu finden, und zwar erst als einsamer Johannes, bis er im Herbst 1829 in Joseph Smith seinen Messias fand. Dieser gestaltete zur Wirklichkeit, was dem überspannten Rigdon in vagen Umrissen vorgeschwebt hatte, er machte die „Kirche der Heiligen" zur Thatsache, er ist der eigentliche Stifter des Mormonenthums. Vor allen Dingen wurde er der Erfinder des Erscheinungen- und Offenbarungsglaubens, der nebst der Vielweiberei einer der hervorstechendsten Eigenzüge des Mormonismus ist und es scheint nur billig, daß er, als ein besonders Geliebter des Himmels, mit derartigen Erscheinungen und Offenbarungen vor allen übrigen Sterblichen gesegnet wurde. Die wichtigste und folgenreichste unter allen Visionen aber, die er hatte, war jene, in der ihn der Engel zu den „goldenen Platten im Manchester-Hügel" führte.

Diese Platten waren der Fels, auf welchem der Bau des neuen Glaubens aufgeführt werden sollte. Vier Jahre, nachdem der Engel dem unternehmenden Joe Smith von dem Schatz Kunde gegeben, führte er ihn in Person zu dem Hügel, in dessen Schooß er lag. Dort — der Ort liegt im Ontario County des Staates New-York — nahm der Begnadigte die Heilthümer, die übrigens kein Mensch außer ihm gesehen, an sich. Da sie jedoch auf ihren schimmernden Flächen Charaktere trugen, welche dem, auch anderer Schriftzüge nicht eben als Virtuoskundigen, Joseph Smith unentzifferbar waren, so trieb der Engel die Freundlichkeit so weit, ihm zugleich ein Paar geschliffener Edelsteine (Thurim und Umim) zu verehren, deren sich als Brillen bedienend der Prophet im Stande war, den Inhalt der Platten hinter dicken Vorhängen hervor einem schreibkundigen Manne zu dictiren. Die Platten bekam, wie schon gesagt, Niemand zu sehen, und der Engel beeilte sich, dieselben, nachdem sie erst einmal ihren Dienst gethan hatten, dem menschlichen Besitz wieder zu

entrücken. Ihr Inhalt, das Buch Mormon, war ja der Welt zugänglich gemacht worden, und so nahm der Himmel zurück, was nur des Himmels sein durfte. Dieser Inhalt aber, von späteren Kritikern einer genauen Prüfung unterzogen, ließ eine solche Zwillingsähnlichkeit mit dem in Rigdons Hände übergegangenen Indianerroman Spaldings erkennen, daß für den einigermaßen Unbefangenen die ganze Herrlichkeit von dem neuen Heiligenreich schon hier hätte zu Ende sein müssen Aber wozu ist der Humbug da, als daß er Gläubige findet? Und warum soll, wenn schon einmal geglaubt werden muß, nicht ebenso gut auf Joe Smiths Visionen geschworen werden, wie auf diejenigen älterer Propheten, welche in naiveren Zeiten lebten und naivere Geschlechter zu ihren Füßen sahen?

Das Buch Mormon umfaßt einen starken Band, und seine Lectüre ist für den Ungläubigen keine kleine Aufgabe. Auf jeder Seite tritt die Nachahmung des alten Testaments zu Tage, nur daß die Spaldingsche, respective Rigdon-Smithsche Imitation das Original an Plumpheit ebenso sehr übertrifft, wie sie an ehrwürdigem Alter hinter ihm zurückbleibt. Unglaubliches wird darin erzählt und bis zum Ueberdruß wiederholt; aber das Unglaublichste ist und bleibt, daß sich Menschen mit fünf Sinnen gefunden haben, die es dennoch glaubten. Mit dieser geschriebenen Heilsquelle ausgerüstet, gelang es Joseph Smith bereits im Jahre 1834 die erste Mormonengemeinde im Staate Newyork zu gründen. Er selbst trat an die Spitze der Kirche und gab sich den volltönenden Titel eines „Seherpropheten und Apostels des Herrn Jesus Christus“ — wiewohl der letztere durch das schnell hervortretende Hinneigen des Mormonismus zum alttestamentarischen Wesen bald zu einem bloßen Anstandsrequisit der neuen Religion herabsank. Das rasche Wachsthum der Gemeinde von Manchester ließ dieselbe indessen den übrigen Bewohnern jener Gegend (es war die nämliche, in welcher der Engel die goldenen Tafeln enthüllt hatte) bald unbequem werden, und sie standen keineswegs an, ihrem Mißfallen einen so unverhohlenen Ausdruck zu geben, daß Smith es schon im nächsten Jahr gerathen fand, mit seiner Heiligenschaar westwärts zu ziehen. Es war dies der erste Mormonen-Exodus und er fand sein vorläufiges Ziel in Kirtland, Ohio. Aber auch hier war den Erwählten keine dauernde Rast gegönnt; wenig Jahre später sahen sie sich auch mit der dortigen Bevölkerung in offenem Kampf, der, mit ihrer Niederlage endend, einen neuen Auszug nöthig machte. Man sieht, die Heiligen hatten gute Gelegenheit, Wanderstudien im Großen zu machen, ehe sie 1844 und 1846 von den Ufern des Mississippi (Nauvoo in Illinois und Carthago in Missouri) durch blutige Aufstände zum letzten Mal vertrieben und schon nach vielen Tausenden zählend, die große Wüstenfahrt nach dem neuen Kanaan jenseits der Felsengebirge antraten.

Die Emeute von Carthago kostete Joseph Smith das Leben. Er wurde das Opfer einer Lynchjustiz, nachdem er von den Grafschaftsbehörden wegen offener Widersetzlichkeit gegen ihre Autorität gefänglich eingezogen worden. Ein erbitterter Volkshaufe erbrach das Gefängniß und von Pistolenschüssen durchbohrt, sank der nun plötzlich zum Märtyrer avancirende Prophet zusammen. Dieser Tag war entscheidend für das Mormonenthum, es hatte in der Person seines Stifters die große Bluttaufe empfangen und die Schwärmerei seiner Bekenner steigerte sich Angesichts der Leiche ihres großen Wahnsinnigen zum trotzigsten Fanatismus. Dennoch hätten sie der Verwirrung und Auflösung, welche in ihren führerlosen Reihen Platz griff, nicht Wider-

stand leisten können, wäre nicht in demselben Moment, der sie ihres Leiters beraubte, der größere Mann an dessen Stelle getreten, der — in den vorhergehenden Jahren bereits unter ihnen herangediehen, von ungleich vollerem Geisteswuchs wie Joe Smith und von einer Energie beseelt, wie jener halb liederliche, halb schwärmerische Demagog sie nie besaß — das Mormonenthum zu Dem gemacht hat, als was es heutigen Tages die Welt in Erstaunen setzt: Brigham Young! Als Nachfolger von Smith einstimmig zum Propheten erwählt, sammelte er die Gläubigen, über welche jetzt einer Doppelfluth gleich die Verfolgungen der Staatsbehörden wie der Bevölkerungen immer unerbitterlicher hereinbrachen, führte sie, nach glücklicher Veräußerung ihres ausgedehnten Grundbesitzes durch Iowa nach den Council Bluffs am Missouri, wo sie gegen 20,000 Köpfe stark zwei Winter hindurch lagerten, um mit ihnen endlich im Frühjahr 1848 nach dem im Jahre vorher von ihm gefundenen und in Besitz genommenen Utah (Jehudah) aufzubrechen.

Die Winterlager von Council Bluffs, wo damals noch keine den Knotenpunct eines halben Dutzends von Eisenbahnen bildende Stadt stand, sondern der Indianer und der Büffel noch in ungebundener Freiheit schwärmten — sie waren eine gute Vorschule für das neue Israel, ehe es jenen gewaltigen Wüstenzug antrat, der, so oft mit der Wanderung der Juden aus Egypten verglichen, diese ebenso weit hinter sich läßt, wie die Kriegszüge des ersten Napoleon diejenigen seiner bourbonischen Vorgänger. Sich den großen und unausgesetzten Kampf vorzustellen, den die wandernden Mormonen zu bestehen hatten, ehe sie ihr Land der Verheißung erblicken durften, vermag nur Derjenige, der das Feld dieses Kampfes aus eigner Anschauung kennen gelernt. Die Eisenbahn, die heutigen Tages den Reisenden in sechzig Stunden über die Strecke, auf welcher das pilgernde Volk Monate zubrachte, dahin trägt, kreuzt an verschiedenen Stellen den Emigrantenweg, den jene bahnten. Auf Handkarren ihre beste Habe, ihre Säuglinge und Kranken vor sich her schiebend, ein unabsehbarer Zug, so wanderten sie über die endlosen Ebenen, über das unwirthliche Plateau der Felsengebirge, so stiegen sie durch die Pässe der Wahsatchkette hernieder mit wunden Füßen und gebeugtem Nacken, aber lebendige Hoffnung in den Seelen und sicher der Erlösung, die an ihrem Ziele winkte. Denn nicht nur, was er will, auch was er glaubt — und wäre es der Wahnsinn selbst — ist des Menschen Himmelreich. Die Seele ihres Glaubens aber, der Mund, der dem Zusammenbrechenden neue Kraft einsprach, der Arm, der Wasser aus den Felsen schlug: es war der Führer dieser Wüstenfahrer, war Brigham Young, der mit ihnen, duldend und entbehrend, an ihrer Spitze einherschritt. Noch heute sprechen alle Bewohner der Salzseestadt, die den Zug mitgemacht, von dem Beispiel und der Haltung ihres Führers in jenen Tagen, wie von etwas Einzigem, etwas Göttlichem.

Was Brigham Young ist und was er kann, das lehrt das heutige Utah. Eine Oede von himmelansteigenden Gebirgen und nackten Seeufern eingefaßt ist unter seiner Leitung zu einem blühenden und bevölkerten Gebiet geworden. Es ist der Landgürtel im Osten des Sees, der, erst schmal, nach Südosten und Süden zu sich zum offenen, Hunderte von Quadratmeilen messenden Thale erweiternd, in zwanzig Jahren durch die Hände der Mormonen thatsächlich in ein neues Kanaan verwandelt worden. Sie haben die Steine aus dem Boden gehoben, und die in ihm schlummernde Vegetationsgewalt entfesselt. Die Quellen der umliegenden Hochgebirge haben sie sich dienstbar gemacht, und in Tausenden von belebenden Bächen und Rieseln

über die wasserlosen Felder geleitet. Und Bäume haben sie heimisch gemacht in diesen, dem Baumwuchs so unholden Regionen, und Städte und Dörfer gegründet, welche der Fremde staunend durchwandelt und an dieser Stätte für die Schöpfung seiner Phantasie halten würde, wüßte er nicht, daß dies Alles das Werk jenes einzelnen Mannes ist, der an gewaltigem Wollen, verbunden mit einer unvergleichlichen Organisationsgabe und Macht über menschliche Gemüther von keinem, auch dem größten seiner Zeitgenossen nicht überragt wird. Wie viel ist über diesen Mann gesagt und wie rückhaltlos der Stab über ihn gebrochen worden und wie billig und maßlos wurde schon über ihn gewitzelt — und wie wenig wird über ihn gewußt! In diesen Bergen wie ein Fürst und Vater geehrt, außerhalb derselben fast einstimmig verdammt — welch ein Widerspruch! Es mag drum sein; ist er doch auch in mehr als einer Beziehung zu verurtheilen, und wird doch auch in mehr als einer Beziehung durch den Anschein jene Verdammung der außermormonischen Welt gerechtfertigt. Was er geleistet hat, ist mit seinen Motiven verwechselt worden und das Wie seines Thuns mit dem Warum desselben. Religiöser Fanatiker und Despot, dazu ein Mann von grobsinnlichem Temperament (er ist der eigentliche Schöpfer der Vielweiberei als kirchliches Institut — Joe Smith und seine Apostel hatten ihr mehr als liebenswürdigem Dilettantismus gehuldigt) wird er in der Ferne leicht zu einem Gegenstand der Satyre oder gar des frommen Entsetzens wie Johann von Leyden es seinen mittelalterlichen Zeitgenossen wurde. Aber man komme nach dem neuen Juda, man überblicke diese Felder und Wiesen; man durchwandere diese saubere, von krystallhellen Bächen durchrieselte Stadt; man athme die Atmosphäre sonntäglicher Wohlanständigkeit und musterhafter Ordnung, welche dies ganze Gemeinwesen durchweht: und man finde noch den Muth über den Mann zu witzeln, der allein für dies Alles das Werde sprach!

Wie aber konnte er es sprechen, und womit konnte er das Alles ins Leben rufen, was er ins Leben gerufen hat? Womit anders, als mit der ihm vor Millionen eigenen Gabe, sich das blinde Vertrauen und die schaffenden Hände Tausender dienstbar zu machen, und, den eignen Zweck dem Allgemeinen unterschiebend, mit einem wunderbaren Ueberblick über die Massen, diese Massen zu organisiren und auch das gewaltigste Werk zu schneller und solider Ausführung auf das Zweckmäßigste unter sie zu vertheilen! Das ist das Genie dieses Mannes, und das macht seine Erscheinung zu einer so merkwürdigen, ob man ihr nun sittliche Größe zusprechen kann oder nicht. So hat er, mit jenen Zwanzigtausend seiner Gläubigen vom Mississippi verjagt, jenseits der Rocky Mountains ein neues Land gemacht und ein neues Volk aufgebaut. Sein Gedanke war es, dieses Volk in eine einzige Kirche zu verwandeln, in der jedes Mitglied einen Grad bekleidet und trotz einer hierarchischen Tyrannei, die kein Seitenstück in der Weltgeschichte kennt, sich als Mitglied des Ganzen fühlen darf. Er hat die Offenbarungstheorie zu ihrer höchsten Vollkommenheit entwickelt und Keiner der Seinigen zweifelt daran, daß seine Decrete und Ukase directe Eingebungen des Himmels seien. Sein Gedanke gilt für Alle, sein Wort findet ein tausendfaches Echo auf den Lippen seines Volkes. Was der in Utah ankommende Reisende vom Stiefelputzer des Hôtels, vom Ladendiener irgend eines Geschäfts oder von dem Kutscher, den er zu einem Ausfluge engagirt, erfrägt — es ist nur dasselbe, was er später von irgend einem Würdenträger der Kirche erfährt, um schließlich aus Brigham Young's eignem Munde den Urtext davon zu vernehmen.

Vermittelst eines Spioniersystems, dessen Dienste Kirchenlehrer, regelmäßig die einzelnen Familien und Häuser besuchend, versehen, ist der Prophet über jede Privatangelegenheit unterrichtet. Seine Stellung gestattet ihm überall einzuschreiten. Er thut dies geräuschlos und in jener überlegenen Weise, die ein naturgemäßes Attribut des erwählten Werkzeugs des Himmels ist, und ebenso geräuschlos stimmt er die Ansichten seiner Bevölkerung nach den seinigen, aber als zweckdienlich erkannten, um.

Die Bevölkerung des Territoriums mag zur Zeit 130,000 Köpfe zählen. Sie umfaßt alle Nationalitäten. Eine Legion von Missionairen, welche in allen Weltgegenden das neue Heil mit dem Paradiese am Salzsee und der Vielweiberei predigt, sorgt für eine starke Zuwanderung. Außer Amerika selbst stellen England und die scandinavischen Länder das stärkste Contingent. Deutschland ist nur wenig durch einige frühere Herrnhuter vertreten. Wiewol diese mit derselben Ueberzeugung auf die Heiligkeit und Nothwendigkeit der Polygamie schwören, wie Brigham Young und seine Apostel selbst, begnügen sie sich meistens mit einer Gattin, und entschließen sich selbst in ihren älteren Tagen nicht (wie dies meistens geschieht) ihrer hinwelkenden Sarah eine jüngere Hagar zuzugesellen. Ueberhaupt ist es ein Irrthum, anzunehmen, daß jeder Mormone einen „Harem" hat. Die Sache ist mit viel zu großen Kosten verbunden, und nicht jeder Mann hat die Energie eines Brigham Young, der einige zwanzig leibliche und gegen hundert geistige Frauen in Ordnung zu halten versteht. Diese „geistigen Gattinnen" beanspruchen zwar keines der irdischen Rechte, welche der Mann sonst der Frau zuzugestehen hat, sie werden durch den Act der „kirchlichen Ansiegelung" irgend einem besonders Begnadeten angetraut, um durch ihn einer besonders angenehmen Stellung im Jenseits sicher zu werden. Es ist ein Act der Gefälligkeit, den die großen Kirchenlichter alleinstehenden Damen, die um ihr künftiges Heil besorgt sind, erweisen. Oft finden diese Ansiegelungen an dem Sterbebett irgend einer frommen Mormonin statt, und es würde Brigham Young oder irgend einem seiner Apostel schlecht anstehen, wenn sie sich je einem derartigen an sie gestellten Verlangen entzögen. Diese letztere Art von Vielweiberei wird man übrigens weder für besonders unmoralisch noch für besonders gefährlich in Beziehung auf den weltlichen Codex der modernen Civilisation erklären können. Ein Anderes ist es mit der wirklichen Polygamie. Als überwuchernde Liederlichkeit bereits von Joe Smith und den Seinigen zur Regel gemacht, wurde sie, wie schon gesagt, erst 1852 von Brigham Young zur kirchlich-gesellschaftlichen Einrichtung erhoben. Er producirte eine große, das neue Institut betreffende Offenbarung und ging mit so gutem Beispiel voran, daß er es seitdem auf einundzwanzig wirkliche Frauen und achtundsechzig lebende Kinder von allen Altersstufen gebracht hat. Seine Aeltesten und Würdenträger thaten es ihm gleich, ja einige sogar zuvor (wie der verstorbene Kimball, der zweiundsiebzig Wittwen hinterließ) und bald beeilte sich jedes hervorragende Mitglied der Kirche, sich nach einer oder der andern Hausehre mehr umzusehen. Dennoch ist und bleibt die Vielweiberei im großen Styl auf die Häupter der Kirche und Jene beschränkt, die mit irdischen Gütern hinlänglich gesegnet sind, um die nicht immer einträchtigen Angesiegelten ihres Herzens und ihrer Hand in verschiedenen Häusern oder Anwesen wirthschaften zu lassen.

(Ein zweiter Artikel: „Im Hause des Propheten", erscheint im nächsten Heft.)

Die letzte Nacht Traupmann's.

I.

Im Monat Januar d. J. (1870), als ich in Paris und bei einem lieben Freunde zu Tisch war, erhielt ich von Herrn Ducamp, dem bekannten Schriftsteller und Specialisten in der Statistik von Paris, die ganz unerwartete Einladung, der Hinrichtung Traupmann's beizuwohnen — und nicht allein der Hinrichtung: man reihte mich der kleinen Zahl von privilegirten Personen ein, welchen der Zutritt zu dem Gefängniß selbst gestattet wurde. Auch heute noch ist das furchtbare Verbrechen, welches Traupmann begangen hat, nicht vergessen; aber damals beschäftigte sich Paris mit diesem Mörder und mit der ihm bevorstehenden Hinrichtung desselben ebenso sehr — wenn nicht noch mehr — als mit der neulichen Ernennung des pseudo-parlamentarischen Ministeriums Ollivier — oder mit der Ermordung Victor Noir's, der von der Hand des später so erstaunlicher Weise freigesprochenen Prinzen Peter Bonaparte fiel. An allen Fenstern der Photographen, der Buchhandlungen sah man ganze Reihen von Photographien, welche einen jungen Menschen mit großer Stirn, dunklen Augen, aufgedunsenen Lippen — den berühmten Mörder von Pantin darstellten, und schon einige Abende hintereinander versammelten sich Tausende von Blousenmännern in den Umgebungen des Gefängnisses von La Roquette in der Erwartung, daß sich endlich die Guillotine erheben würde und zerstreuten sich erst nach Mitternacht. Der Vorschlag des Herrn Ducamp war mir ganz unversehens gekommen; ich willigte, ohne lange zu überlegen, ein; als ich aber das Wort gegeben hatte, um elf Uhr Abends auf der Stelle des mir bezeichneten Rendezvous — bei der Statue des Prinzen Eugen auf dem Boulevard gleichen Namens — zu sein, wollte ich es nicht wieder zurücknehmen. Eine falsche Scham hielt mich ab ... Würde man nicht denken, daß ich feige sei? — Zur Strafe für mich selbst und zur Belehrung für Andere, will ich jetzt Alles, was ich gesehen habe, erzählen, will ich alle schweren Eindrücke dieser Nacht in der Erinnerung wiederholen. Vielleicht wird nicht allein die Neugierde des Lesers befriedigt sein, vielleicht wird er auch einigen Nutzen aus meiner Erzählung ziehen.

II.

An der Statue des Prinzen Eugen erwartete uns und Ducamp schon ein kleines Häufchen Personen. Unter ihnen befand sich jener C***, der bekannte Chef der Sicherheitspolizei, welchem Ducamp mich vorstellte. Die Uebrigen waren, wie ich, bevorzugte Besucher, Journa-

listen, Chroniqueurs ɪc. Ducamp bemerkte mir voraus, daß wir wahrscheinlich die Nacht ohne Schlaf in der Wohnung des Commandanten, des Directors des Gefängnisses, würden zubringen müssen. Die Hinrichtung des Verurtheilten wird im Winter um 7 Uhr früh vollstreckt; aber man muß vor Mitternacht auf dem Platze sein — weil man sonst nicht durch die Menge hindurchkommt. Von der Statue des Prinzen Eugen bis zu dem Gefängniß von La Roquette ist nicht weiter als eine Viertelstunde, aber bis jetzt wenigstens sah ich noch nichts Außerordentliches. Auf dem Boulevard war wenig mehr Volk als gewöhnlich. Nur Eins war zu bemerken: fast alle Leute gingen — bei Einigen, besonders bei den Frauen, war es sogar ein kleiner Trab — in einer und derselben Richtung; dabei hatten alle Café's und Weinschänken hell erleuchtet, was in den abgelegenen Stadttheilen von Paris, besonders zu so später Zeit, selten ist. Die Nacht war nicht neblicht, aber trübe, naß ohne Regen, kalt ohne Frost — eine richtige französische Januarnacht. Herr C*** erklärte, daß es Zeit zum Gehen sei und wir brachen auf. Er bewahrte die ganze ruhige Ungezwungenheit des erfahrenen Mannes, in welchem dergleichen Vorgänge keine anderen Empfindungen hervorrufen, als etwa sich möglichst bald der verdrießlichen Pflicht zu entledigen. Herr C*** ist ein Mann von fünfzig Jahren, mittlern Wuchses, gedrungen, breitschulterig, mit rundem, kurz geschorenen Kopf, mit kleinen, fast miniaturhaften Gesichtszügen. Nur die Stirn, das Kinn und der Nacken sind bei ihm bemerkenswerth breit, und unerschütterliche Energie spricht sich in seiner trockenen und gleichmäßigen Stimme, in seinen blassen grauen Augen, in den kurzen starken Fingern, in seinen muskulösen Beinen, in allen seinen nicht übereilten, aber festen Bewegungen aus. Man sagt, er sei ein Meister seines Fachs, ein Kenner — und flöße den Herren Spitzbuben und Mördern großen Schrecken ein. Die politischen Verbrechen gehören nicht in sein Departement. Sein Gehülfe, Herr J. . . . ., der gleichfalls von Ducamp sehr gelobt wird, hat das Ansehen eines weichen, fast sentimentalen Mannes und verfeinerter Manieren. Mit Ausnahme dieser beiden Herren und vielleicht Ducamp's selbst, war es uns Allen — oder schien es mir nur so? — etwas unbehaglich und wie reumüthig — obgleich wir munter, wie zur Jagd, einer hinter dem andern herschritten.

Je mehr wir uns dem Gefängniß näherten, um so lebendiger wurde es um uns, obgleich es noch kein eigentliches Gedränge war. Man hörte weder Schreien, noch zu laute Gespräche; es war ersichtlich, daß die „Vorstellung" noch nicht angefangen hatte. Nur die Straßenjungen trieben sich schon herum; die Hände in den Hosentaschen, das Mützenschild bis auf die Nase gedrückt, schlenderten sie in jenem besondern schlotterigen und schlenkrigen Gange, den man eben nur in Paris sehen kann und der in einem Augenblinzeln sich in den raschesten Lauf und in Sprünge eines Affen verwandelt.

„Das ist er . . . Das ist er . . . . Der ist es!" ertönten einige Stimmen in unserer Nähe.

„Wissen Sie was?" sagte plötzlich Ducamp zu mir, „man hält Sie für den hiesigen Henker."

„Ein hübscher Anfang", dachte ich bei mir. — Der pariser Henker — Monsieur de Paris — mit dem ich in derselben Nacht bekannt wurde, ist auch grau und von derselben Figur wie ich.

Jetzt aber zeigte sich ein langer, nicht sehr breiter Raum, von beiden Seiten mit zwei kasernenähnlichen Gebäuden von schmutzigem Aussehen und trivialer Construction besetzt: das ist der Platz von La Roquette. Zur Linken ist das Gefängniß, in welchem die jugendlichen Verbrecher verwahrt werden, zur Rechten das Depot der Verurtheilten oder das Gefängniß von La Roquette.

III.

Diesen Platz durchschnitten der Quere in vier Glieder aufgestellte Soldaten, eben solche vier Glieder standen entfernter — etwa zweihundert Schritt von den ersten. Gewöhnlich sind keine Soldaten anwesend, aber diesmal hielt es die Regierung wegen der „Reputation" Traupmann's und wegen der großen Aufregung, welche die Ermordung Noir's hervorgebracht hatte, für nothwendig, sich nicht allein auf die Polizei zu beschränken, sondern außerordentliche Maßregeln zu Hülfe zu nehmen. Das Hauptthor des Gefängnisses von La Roquette mündet gerade auf die Mitte des leeren Raumes, der von den Soldaten freigelassen war. Einige Polizeisergeanten gingen langsam vor dem Thore auf und ab; ein junger, sehr dicker Officier, in einem ungewöhnlich reichgestickten Käppi (wie es sich zeigte, der Chef des Stadtviertels, so etwas wie ein Polizeiinspector) stürzte auf unsere Gruppe mit einem Ungestüm los, das mich lebhaft an die Heimat und an gewesene Zeiten erinnerte; als er aber „die Seinigen" erkannte, so beruhigte er sich. Mit großer Vorsicht und kaum die Thür öffnend, ließ man uns in die kleine Wachtstube neben dem Thor und nach vorläufiger Inspection und Examination führte man uns durch zwei innere Höfe, einen größeren und einen kleineren, in die Wohnung des Commandanten. Dieser Commandant, ein starker, großer Mann mit grauem Schnurr- und Knebelbart, mit dem typischen Gesicht eines französischen Infanterieofficiers — der Adlernase, den unbeweglichen Augen und von sehr kleinem Schädel — nahm uns liebenswürdig und herzlich auf; aber sogar gegen seinen Willen ließ sich bei jeder seiner Bewegungen, bei jedem seiner Worte nicht verkennen, daß er war, was die Franzosen einen gaillard solide nennen: ein blind ergebener Diener, der ohne Zaudern jeden Befehl seines Herrn, möchte es sein, was es will, ausführt. Uebrigens hatte er seinen Eifer schon durch die That bewiesen: in der Nacht des Staatsstreiches vom 2. December hatte er mit seinem Bataillon die Druckerei des Moniteur besetzt. Als wahrer Gentleman stellte er uns seine ganze Wohnung zur Verfügung. Sie befand sich in dem zweiten Stock des Hauptgebäudes und bestand aus vier ordentlich möblirten Zimmern; in zweien von ihnen brannte Feuer im Kamin. Ein kleines Windspiel mit einer ausgerenkten Pfote und einem traurigen Ausdruck der

Augen, wie wenn es fühlte, daß auch es ein Gefangener sei, hinkte, mit dem Schweife wedelnd, von einem Teppich zum andern. Wir — ich meine die Besucher — waren unserer Acht, einige Gesichter waren mir aus Photographien bekannt (Sardou, Albert Wolf); aber ich wünschte mit Keinem eine Unterhaltung anzufangen. Wir nahmen Alle im Saale auf den Stühlen Platz (Ducamp war mit Herrn C*** hinausgegangen). Es versteht sich von selbst, daß Traupmann der Gegenstand der Gespräche und gewissermaßen der einzige Mittelpunkt aller Gedanken war. Der Commandant theilte uns mit, daß er seit neun Uhr schlief und einen festen Schlaf schläft; daß er, wie es scheint, den Ausgang seines Gnadengesuchs vermuthet, daß er ihn, den Commandanten, gebeten hat, ihm die Wahrheit zu sagen; daß er immer noch hartnäckig dabei stehen bleibe, Mitschuldige zu haben, die er jedoch nicht nennen will — daß er wahrscheinlich in dem entscheidenden Augenblick feige sein wird — daß er übrigens mit Appetit ißt — aber Bücher nicht liest — ꝛc. ꝛc. Ihrerseits sprachen Einige von uns darüber, ob man den Worten eines Verbrechers Glauben schenken könne, der sich als ein so eingefleischter Lügner gezeigt habe; man wiederholte die Einzelheiten des Mordes, fragte sich, welcher Meinung die Phrenologen über dem Schädel Traupmann's sein würden, stellte die Frage der Todesstrafe auf . . . aber Alles war so fade, so abgeschmackt, bewegte sich so in Gemeinplätzen, daß die Redenden selbst keine Lust hatten, fortzufahren. Ueber etwas Anderes zu sprechen, war ungeschickt, unmöglich aus Respect gegen den Tod, gegen den Menschen, der ihm verfallen war. Unser Aller bemächtigte sich eine ermüdende und langsame, im engsten Sinne des Wortes langsame Unruhe; Langeweile war es nicht, Niemand langweilte sich, aber diese peinigende Empfindung war hundert Mal schlimmer als Langeweile. Es schien im Voraus, als ob diese Nacht kein Ende hätte! — Was mich persönlich betrifft, so fühlte ich Eins: und zwar Das, daß ich kein Recht hatte da zu sein, wo ich war; daß keinerlei psychologischen und philosophischen Erwägungen mich entschuldigten. Herr C*** kam zurück und erzählte uns, wie der bekannte Jud ihm aus den Händen entschlüpft sei — und wie er die Hoffnung nicht aufgebe, ihn, wenn er noch am Leben sei, zu erwischen. Aber plötzlich ertönte ein schweres Geräusch von Rädern und in wenig Augenblicken kam man, um uns zu sagen, daß die Guillotine angekommen sei. Wir stürzten Alle auf die Straße — gerade als ob wir uns freuten!

IV.

Vor dem Thore selbst stand ein massiver, bedeckter Lastwagen, mit drei Pferden im Zug bespannt; ein zweiter, zweirädriger, kleiner und niedriger Lastwagen, der das Aussehen eines länglichen Kastens hatte und nur mit einem Pferde bespannt war, hielt etwas seitwärts. (Dieser Wagen war, wie wir später erfuhren, dazu bestimmt, unmittelbar nach der Hinrichtung den Leichnam aufzunehmen und nach dem Kirchhof zu bringen.) Einige Arbeiter in kurzen Blousen waren neben den Lastwagen

zu sehen und ein großer Mann in rundem Hute, weißem Halstuch, in einem leichten, auf die Schulter geworfenen Paletot, ertheilte halblaut Befehle . . . Es war der Henker. Alle Autoritäten, der Commandant, Herr C***, der Polizeichef des Viertels 2c., umgaben und begrüßten ihn schon. — „Ah! Monsieur Fedric! Bon soir! Monsieur Fedric!“ hörte man rufen. (Sein wirklicher Name ist Heidenreich; er ist ein Elsasser.) Auch unsere Gruppe ging zu ihm; er wurde ihr Centrum. In dem Verkehr mit ihm zeigte sich eine gewisse, forcirte, respectvolle Familiarität. Wir — so zu sagen — ekeln uns nicht vor Ihnen, Sie aber sind immer doch — eine wichtige Person. Einige von uns drückten ihm sogar, wahrscheinlich des Chics halber — die Hand. (Er hat schöne, auffallend weiße Hände.) Der Vers aus Puschkin's Poltawa fiel mir ein;

Der Henker
Mit weißen Händen spielend.

Monsieur Fedric selbst verhielt sich nur sehr einfach, weich und höflich, nicht ohne eine gewisse patriarchalische Wichtigkeit. Es schien, er fühlte es, daß er in dieser Nacht — in unseren Augen die zweite Person nach Traupmann und gewissermaßen sein erster Minister war. Die Arbeiter deckten den Wagen ab und machten sich daran, aus ihm die einzelnen Bestandtheile der Guillotine herauszunehmen, welche sie eben dort, fünfzehn Schritte vom Thore, aufrichten sollten. *) Zwei Laternen bewegten sich dicht an der Erde hin und her und beleuchteten mit hellen kleinen Kreisen die behauenen Steine des Pflasters. Ich sah nach der Uhr . . . Es war erst halb Eins! Die Luft war noch trüber und kälter geworden. Es hatte sich schon ziemlich viel Volk versammelt — und hinter den Reihen der Soldaten, welche den leeren Raum vor dem Gefängniß umgaben, begann ein langer, wirrer Lärm von Menschen sich zu erheben. Ich ging an die Soldaten heran: sie standen unbeweglich, nur waren die Reihen nicht mehr ganz so regelmäßig, als im Anfang. Ihre Gesichter drückten nichts aus, als Langeweile, kalte und geduldig-ergebene Langeweile; aber auch die Gesichter, welche man hinter den Tschakos und den Uniformen der Soldaten, hinter den Dreispitzen und den Ueberröcken der Polizeisergeanten sah, drückten beinahe dasselbe nur mit Beimischung eines gewissen unbestimmten Lächelns aus. Von Weitem, aus dem Haufen, welcher sich mit Macht bewegte und andrängte, ertönten Rufe, wie Ohé Troppmann! Ohé Lambert! Fallait-pas qu'y aille! Schreien, lautes Pfeifen, endlich vernahm man plötzlich einen Streit mit Schimpfworten um einen Platz, dazwischen schlängelte sich das Bruchstück eines cynischen Liedchens, plötzlich erhob sich ein scharfes Lachen, welches sogleich von Anderen aufgegriffen wurde und in einem breiten Gewieher. Die „wirkliche Sache“ hatte noch nicht angefangen. Man hörte weder die vor Allem erwarteten antidynastischen Rufe, noch die so bekannten drohen-

---

*) Ich verweise die Leser, welche sich nicht nur mit allen Einzelheiten der „Execution“, sondern mit Allem, was ihr vorausgeht und auf sie folgt, bekannt machen wollen, auf den trefflichen Aufsatz des Herrn Ducamp: La Prison de la Roquette. Revue des deux mondes, 1870 I

den Strophen der Marseillaise. Ich kehrte in die Nähe der allmälig wachsenden Guillotine zurück. Ein Herr mit krausem Haar und dunklem Gesicht, mit einem weichen, grauen Hute, wahrscheinlich ein Advocat, stand daneben und redete, indem er mit dem vorgestreckten Zeigefinger der rechten Hand von unten nach oben stark und einförmig stieß und vor Anstrengung sogar die Kniee beugte. Er hatte es unternommen, zwei oder drei neben ihm stehenden Herren, welche die Paletots bis oben hinauf zugeknöpft hatten, zu beweisen, daß Traupmann kein Mörder, sondern ein Wahnsinniger war: „Un maniaque! Je vais vous le prouver. Suivez mon raisonnement!" wiederholte er. „Son mobile n'était pas l'assassinat, mais un orgueil, que je ne nommerais volontiers démesuré! Suivez mon raisonnement!" Die Herren im Paletot „folgten seinem Raisonnement", aber nach ihren Physiognomien zu urtheilen, überzeugte er sie schwerlich und ein Arbeiter, welcher auf dem Trittbret der Guillotine saß, sah sogar mit offenbarer Verachtung auf ihn. Ich kehrte in die Wohnung des Commandanten zurück.

V.

Einige unserer Gefährten waren dort schon versammelt. Der liebenswürdige Commandant bewirthete sie mit Glühwein. Es begannen wieder die Gespräche darüber, ob Traupmann noch immer schläft, und was er empfinden muß und ob der Lärm der Menge trotz der Entfernung seiner Zelle von der Straße zu ihm dringt und so weiter. Der Commandant zeigte uns einen ganzen Haufen an Traupmann adressirter Briefe, die derselbe, nach der Versicherung des Commandanten, nicht hatte lesen mögen. Der größte Theil derselben waren schlechte Scherze, Mystificationen, doch gab es auch ernsthafte darunter, in denen man ihn beschwor, zu bereuen und Alles zu gestehen; ein methodistischer Geistlicher schickte sogar eine theologische Abhandlung von zwanzig Seiten; es gab auch Billets von Damen: in einigen derselben befanden sich sogar Blumen — Gänseblümchen, Immortellen. Der Commandant sagte uns, daß Traupmann versucht habe, sich von dem Gefängnißapotheker Gift zu verschaffen und darüber an ihn einen Brief geschrieben hatte, den dieser, wie es sich versteht, sogleich an die rechte Adresse abgeliefert. Nur schien es, daß unser verehrter Wirth sich nicht recht erklären konnte, aus welchem Grunde wir an einem, nach seinem Begriffe, so bösen und häßlichen Vieh, wie Traupmann, Theil nahmen und schrieb unsere Neugierde wol dem Müßiggange vornehmer Leute und Civilisten zu.

Nachdem wir uns etwas unterhalten hatten, fingen wir an herumzukriechen, der Eine hierhin, der Andere dorthin. Während dieser ganzen Nacht irrten wir, nach dem französischen Ausdruck, wie die Seelen der Verdammten, umher, traten in die Zimmer, setzten uns der Reihe nach auf die Stühle des Saales, erkundigten uns nach Traupmann, sahen auf die Uhren, gähnten, stiegen die Treppen hinab auf den Hof, auf die Straße, kamen zurück, setzten uns wieder . . . . . . Einige erzählten dann Anecdoten pikanter Natur, beschossen sich mit mit kleinen

persönlichen Neuigkeiten, raisonnirten obenhin über die Politik, das Theater, die Ermordung Noir's, Andere versuchten zu scherzen und Witze zu machen — aber es wollte nicht recht bei ihnen gehen und rief ein gewisses unangenehmes, sogleich abbrechendes Lachen, eine gewisse erlogene Zustimmung hervor. Ich suchte ein kleines Sopha im ersten Zimmer auf, legte mich, wie es gerade ging, darauf und versuchte zu schlafen — und schlief, wie es sich versteht, nicht, ja, konnte nicht einen Augenblick einschlummern. Der Lärm der Menge wurde immer stärker, immer dichter, immer ununterbrochener. Gegen drei Uhr Morgens hatten sich, wie Herr C*** meinte, der hereinkam, sich auf einen Stuhl setzte, sofort einschlief und, von irgend einem seiner Untergebenen herausgerufen, sofort wieder verschwand, schon mehr als fünfundzwanzigtausend Menschen versammelt. Dieser Lärm hatte für mich eine auffallende Aehnlichkeit mit dem fernen Brüllen des brandenden Meeres: ein eben solches unendliches Wagner'sches Crescendo, das sich nicht beständig, sondern mit ungeheurem Schwellen und Schaukeln erhebt; die scharfen Noten der Weiber- und Kinderstimmen erhoben sich wie feiner Gischt über diesem kolossalen Summen: die rohe Macht der elementaren Kraft zeigte sich in ihm. Es wird auf einen Augenblick still, wie wenn es sich in sich selbst zurückzöge und sich glättet — und wieder lärmt es und wächst und bläht sich — und nun, nun stürmt es an, wie wenn es Alles hinwegreißen wollte — und wieder zurück und beruhigt sich und wieder wächst es und noch kein Ende ..... Und was drückt dieser Lärm aus, überlegte ich bei mir: Ungeduld, Freude, Erbitterung? — Nein! Keinem besonderen, keinem menschlichen Gefühl wird er zum Widerhall ... Es ist einfach der Lärm und das Tosen der Elemente.

VI.

Gegen vier Uhr Morgens ging ich, vielleicht zum zehnten Mal, auf die Straße. Die Guillotine war bereit. Trübe und mehr wunderlich als schrecklich zeichneten sich am dunklen Himmel ihre beiden von einander eine Klafter abstehenden Pfähle mit der schiefen Linie des sie verbindenden Fallbeils ab. Ich weiß nicht, warum ich mir vorgestellt hatte, die Pfähle würden viel weiter von einander stehn; — diese ihre Nähe und Enge gab der ganzen Maschine etwas grausenhaft Schlankes und Aufmerksames — es sah etwa aus, wie der aufmerksam ausgestreckte Hals eines Schwans. Ein Gefühl des Abscheus erregte der große geflechtene Korb, von dunkelrother Farbe, in der Form eines Koffers. Ich wußte, daß die Henker in diesen Korb den warmen, noch zuckenden Leichnam und den abgeschlagenen Kopf werfen ... Berittene Municipalgarden, welche nicht lange vorher angekommen waren, stellten sich in einem weiten Halbkreis vor der Façade des Gefängnisses auf; die Pferde schnaubten hin und wieder, bissen auf die Candaren und schüttelten die Köpfe; zwischen den Vorderbeinen eines jeden schimmerten dicke Tropfen Schaumes weißlich auf dem Pflaster. Die Reiter dämmerten unter ihren Bärenmützen, welche bis auf die Augen gestülpt waren. Die Linien von Soldaten,

welche den Platz durchschritten und die Masse abhielten, waren noch weiter zurückgegangen, der leere Raum vor dem Gefängniß betrug nicht mehr ganz dreihundert Schritt. Ich ging an eine dieser Linien heran und beobachtete lange das Volk, das sich hinter ihr drängte: es schrie wirklich elementarisch, das heißt sinnlos. Vor meinem Gedächtniß schwebt noch die Figur eines Blousenmannes, eines jungen Menschen von etwa zwanzig Jahren: er stand mit gesenktem Kopfe und lächelnd da, wie wenn er an etwas Spaßhaftes dächte — plötzlich warf er den Kopf in die Höhe, machte den Mund auf und schrie, schrie lange anhaltend ohne Worte — dann neigte sich sein Gesicht wieder herab und er lächelte. Was ging in diesem Menschen vor? Weshalb hatte er sich eine quälerische schlaflose Nacht, eine fast achtstündige Unbeweglichkeit auferlegt? Mein Ohr konnte die einzelnen Reden nicht auffangen; nur zuweilen drang durch den unaufhörlichen Lärm ein durchdringender Ruf eines Speculanten — eines Colporteurs, welcher eine Broschüre über Traupmann verkauft — über sein Leben, seine Hinrichtung „und sogar" über seine letzten Worte . . . oder wieder etwas weiter hin fängt man an sich zu streiten, scheußlich zu gackern, Weiber winseln . . . diesmal hörte ich die Marseillaise, aber es sangen sie nur fünf oder sechs Leute mit Unterbrechungen; die Marseillaise erhält ihre Bedeutung, wenn Tausende sie singen. „A bas Pierre Bonaparte!", schrie eine starke Stimme . . . „U . . . u . . . a . . . a . . .!" brüllte es um sie herum. Das Geschrei nahm an einer Stelle plötzlich den Tact einer Polka an: eins, zwei, drei! eins, zwei, drei! nach der bekannten Melodie: „Des lampions!" Eine schwere Luft, ein saurer Dampf strömte von der Masse aus: viel Wein war von diesen Menschen getrunken worden; es gab da viele Betrunkene. Nicht umsonst bildeten die Schenken die rothen Punkte auf dem allgemeinen Fonds des Bildes. Die Nacht, welche bis dahin trübe gewesen war, wurde dunkel; der Himmel verfinsterte sich ganz und wurde schwarz. Auf den vereinzelten, in gespenstischen Formen auftauchenden Bäumen sieht man kleine Massen: es sind die Straßenjungen, die dort hinaufgeklettert sind und, zwischen den Aesten sitzend, wie die Vögel pfeifen und wimmern. Einer von ihnen stürzte hinab und that sogar — so wurde gesagt, einen tödtlichen Sturz, er hatte das Rückgrat gebrochen — aber er erregte nur Lachen und auch das nicht auf lange.

Auf dem Rückwege nach dem Zimmer und als ich bei der Guillotine vorüberging, sah ich auf dem Plateau derselben den Henker, umgeben von einem Haufen Neugieriger: er gab für sie eine Probe oder Repetition; er ließ das auf einem Charniere stehende Bret los, an welches der Delinquent festgeschnallt wird, und welches, wenn es fällt, mit seinem Ende gerade in die halbrunde Oeffnung zwischen den Pfählen kommt; er ließ das Beil nieder, welches schwer und glatt abwärts glitt, mit einem dumpfen und raschen Murmeln u. s. w. Ich folgte der Probe nicht, d. h. ich kletterte nicht auf die Guillotine: das Gefühl einer gewissen, mir unbekannten Versündigung, einer sinnlichen Scham, wuchs in mir beständig . . . Es kann sein, diesem Gefühle muß ich es zuschreiben,

daß mir die Pferde, welche an die Wagen gespannt waren und vor dem Thore des Gefängnisses ruhig in den Futterbeuteln Hafer kauten, als die einzigen unschuldigen Wesen in der Mitte von uns Allen erschienen. Ich setzte mich wieder auf mein Sopha und lauschte der Brandung.

VII.

Im Gegensatz zu Dem, was man gewöhnlich behauptet, verfließt die letzte Stunde der Erwartung schneller als die erste, besonders aber als die zweite oder dritte; so ging es auch diesmal. Wir waren Alle durch die Nachricht überrascht, daß es schon sechs Uhr geschlagen und daß bis zum Moment der Hinrichtung nur noch eine Stunde sei. In die Zelle Traupmann's sollten wir schon in einer halben Stunde — um halb sieben — eintreten. Die Schläfrigkeit verschwand im Augenblick von allen Gesichtern. Ich weiß nicht, was Andere fühlten, aber mir preßte es gewaltig das Herz. Es erschienen vier Gestalten; der Geistliche, ein kleiner grauer Mann, mit einem magern Gesicht, tauchte auf in seinem langen, schwarzen Abbé-Gewande mit einem Bändchen der Ehrenlegion und in einem niedrigen Hut mit breiten Rändern. Der Commandant setzte uns etwas wie ein Frühstück vor — in dem Salon auf einem runden Tische erschienen große Tassen Chokolade. Ich ging nicht einmal nahe heran, obgleich der freundliche Wirth mir rieth, mich zu stärken — „denn die Morgenluft kann schädlich sein". — In einem solchen Augenblick zu essen, erschien mir . . . abscheulich. Was für ein Mahl, um Gottes Willen!

„Ich habe kein Recht"! sagte ich mir selbst zum hundertsten Male seit dem Anfange dieser Nacht. „Und er schläft noch immer?" fragte einer von uns, während er seine Chokolade schlürfte. (Alle sprachen von Traupmann ohne seinen Namen zu nennen: einen andern Er konnte es nicht geben). „Er schläft", antwortete der Commandant. — „Trotz des furchtbaren Lärms?" Der Lärm war in der That ungewöhnlich stark geworden und hatte ein gewisses heiseres Brüllen bekommen; der furchtbare Chor sang nicht mehr crescendo, sondern heulte wie in einem Siegesjubel. „Seine Zelle ist hinter drei Mauern gelegen", antwortete der Commandant. Herr C***, welchem der Commandant augenscheinlich die Hauptrolle überwies, sah auf die Uhr und sagte: „Zwanzig Minuten über sechs. Es ist Zeit!" Wir zitterten gewiß Alle innerlich, aber, als ob nichts wäre, ergriffen wir unsere Hüte und folgten lärmend unserm Führer. — „Wo essen Sie heute zu Mittag?" fragte laut ein Chroniqueur — aber es erschien Allen sehr unnatürlich.

VIII.

Wir traten auf den großen Hof des Gefängnisses hinaus, und dort in einer Ecke, zur Linken vor der halb verschlossenen Thür, erfolgte etwas wie ein Appell; dann ließ man uns in ein enges, hohes und ganz leeres Zimmer mit einem ledernen Tabouret in der Mitte. „Hier geht die Toilette des Verurtheilten vor sich", flüsterte mir Ducamp zu. Wir

waren nicht Alle bis dorthin gekommen: mit dem Commandanten, dem Geistlichen, Herrn C*** und dessen Gehülfen waren wir unserer neun. Im Laufe von zwei oder drei Minuten, welche wir in diesem Zimmer zubrachten (irgend eine schriftliche Formalität wurde unterdessen vollzogen) — flog mir der Gedanke, daß wir kein Recht haben, das zu thun, was wir thun, daß wir, indem wir mit heuchlerischer Würde der Tödtung eines unserer Mitgeschöpfe assistiren, eine unheilvolle, gesetzlos-verabscheuungswürdige Komödie vollziehen — zum letzten Male durch den Kopf; sobald wir wieder weiter gingen, immer unter Führung des Herrn C***, durch einen breiten, steinernen, von zwei Nachtlampen schwach erleuchteten Corridor, empfand ich nichts mehr, als daß in dieser Stunde . . . dieser Stunde . . . dieser Minute . . . dieser Secunde . . . Eilig klommen wir zwei Treppen hinauf zu einem andern Corridor, durchschritten auch diesen, stiegen eine enge Wendeltreppe hinab und befanden uns vor einer eisernen Thür . . . „Hier!"

Der Wächter schloß vorsichtig das Schloß auf. Die Thür öffnete sich langsam und wir traten Alle still und schweigend in ein sehr geräumiges Zimmer mit gelben Wänden, einem hohen vergitterten Fenster und einem unordentlichen Bett, in welchem Niemand lag. Das gleichförmige Licht eines großen Nachtleuchters erhellte hinlänglich deutlich alle Gegenstände.

Ich stand etwas hinter den Anderen und, ich erinnere mich, blinzelte unfreiwillig; sogleich jedoch erblickte ich etwas schräg gegenüber von mir — ein junges, schwarzhaariges, schwarzäugiges Gesicht, welches sich langsam von links nach rechts bewegte und auf uns Alle einen großen, stieren Blick richtete. Das war Traupmann. Er war von unserer Ankunft erwacht; er stand vor dem Tisch, auf welchem er soeben den (übrigens sehr unbedeutenden) Abschiedsbrief an seine Mutter geschrieben hatte. Herr C*** nahm den Hut ab und ging zu ihm.

„Traupmann!" sagte er mit seiner trockenen, nicht lauten, aber keinen Appell zulassenden Stimme — „wir sind gekommen, um Sie zu benachrichtigen, daß Ihr Gnadengesuch nicht angenommen worden ist und daß die Stunde der Sühne für Sie geschlagen hat."

Traupmann wendete seine Augen auf ihn — aber dieser große Blick war in ihnen schon erloschen, er blickte ruhig, beinahe schläfrig — und sagte kein Wort.

„Mein Kind!" rief dumpf der Geistliche und trat von der andern Seite zu ihm — „du courage!"

Traupmann sah auf ihn ebenso wie auf Herrn C***.

„Ich wußte, daß er nicht feige sein wird" — sagte mit einem überzeugten Tone Herr C***, indem er sich zu uns Alle wandte; — „jetzt, da er den ersten Stoß ausgehalten hat, bürge ich für ihn." (So rühmt ein Lehrer, welcher den Schüler ermuthigen will, vorher seine Bravheit.)

„O, ich fürchte mich nicht", sagte Traupmann, indem er sich wieder an Herrn C*** wendete.

Seine Stimme — ein angenehmer jugendlicher Bariton — war vollkommen gleichmäßig.

Der Geistliche zog aus seiner Tasche ein kleines Fläschchen.

„Wollen Sie nicht etwas Wein trinken, mein Kind?"

„Ich danke, ich habe kein Bedürfniß", antwortete Traupmann mit einer höflichen, halben Verbeugung.

Herr C*** wendete sich wieder zu ihm.

„Sie behaupten immer noch, daß Sie an diesem Verbrechen unschuldig sind, wegen dessen man Sie verurtheilt hat?"

„Ich habe den Schlag nicht geführt."

„Jedoch" — wollte sich der Commandant einmischen.

„Ich habe den Schlag nicht geführt."

(In der letzten Zeit hatte Traupmann, wie bekannt, im Gegensatz zu seinen früheren Angaben, behauptet, daß er in der That die Familie Kinck auf den Schlachtplatz geführt, daß aber seine Theilnehmer sie umgebracht hätten und daß sogar die Wunde an seiner Hand daher rühre, daß er eines der Kleinen hätte vertheidigen wollen. Uebrigens log er im Verlaufe des Processes so wie wenige Verbrecher vor ihm.)

„Und Sie behaupten immer noch, daß Sie Mitschuldige haben?"

„Ja."

„Sie können sie nicht nennen?"

„Ich kann nicht . . . ich will nicht, ich will nicht!"

Die Stimme Traupmann's erhöhte sich und sein Gesicht nahm eine schwache Röthe an; es schien, als ob er auf dem Fleck stünde, ärgerlich zu werden . . .

„Nun, es ist gut, es ist gut", sagte Herr C*** rasch, wie wenn er damit hätte zu wissen geben wollen, daß er nur, um eine unvermeidliche Formalität zu erfüllen, gefragt habe und daß jetzt etwas Anderes bevorstehe . . .

Traupmann mußte sich entkleiden.

Zwei Wächter traten zu ihm heran und schickten sich an, ihm die Zwangsjacke auszuziehen — eine Art Blouse von dicker blauer Leinewand mit Riemen und Schnallen hinten, mit langen, vorn zugenähten Aermeln, von deren Enden feste Peitschenschnüre um die Schenkel auf den Gürtel gehen.

Traupmann stand seitwärts zwei Schritte von mir; nichts hinderte mich, sein Gesicht gut zu betrachten. Es konnte schön genannt werden, wenn nicht der vorwärts und aufwärts wie ein Trichter thierisch unangenehm aufgeblasene Mund gewesen wäre, in welchem man fächerförmig gestellte schlechte wenige Zähne erblickte. Dichte, dunkle, leicht gekräuselte Haare, lange Brauen, ausdrucksvolle Augen, eine offene reine Stirn, eine gerade Nase mit einem kleinen Höcker, leichte Flocken schwarzen Flaumes auf dem Kinn . . .

Wenn man mit einer solchen Gestalt nicht im Gefängniß und nicht unter diesen Umständen zusammenkäme, so würde sie wahrscheinlich einen vortheilhaften Eindruck machen. Aehnliche Gesichter kommen zu Hun-

derten vor unter den jungen Fabrikarbeitern, Zöglingen der öffentlichen Institute u. s. w. Traupmann war von mittlerer Gestalt, von jugendlich magerem und schlankem Wuchs; er erschien mir wie ein ausgewachsener Knabe — übrigens war er noch nicht zwanzig Jahre alt. Seine Gesichtsfarbe war vollkommen natürlich, gesund, etwas rosig; er erblaßte auch nicht bei unserm Eintritt . . . Es war kein Zweifel, daß er wirklich die ganze Nacht geschlafen hatte; — er schlug die Augen nicht auf und athmete gleichmäßig und tief, wie ein Mensch, der vorsichtig einen hohen Berg besteigt. Zwei Mal schüttelte er die Haare, wie wenn er einen aufdringlichen Gedanken verscheuchen wollte, warf den Kopf zurück, sah rasch nach oben und stieß einen kaum bemerkbaren Seufzer aus. Mit Ausnahme dieser kaum merklichen Bewegung verrieth nichts in ihm — ich sage nicht Schrecken, sondern nicht einmal Aufregung oder Unruhe. Wir Alle waren — ohne Zweifel — sowol blasser, als aufgeregter wie er. Als man seine Hände aus den zugenähten Aermeln des Camisols herausnahm, hielt er mit einem Lächeln der Zufriedenheit das Camisol selbst vorn auf der Brust, während man ihm hinten dasselbe aufschnallte. Die kleinen Kinder machen es ebenso, wenn man sie entkleidet. Dann zog er selbst das Hemd aus, nahm ein anderes reines, knöpfte sorgsam den Kragen zu . . . Es war sonderbar, die ungleichen freien Bewegungen dieses nackten Körpers, die entblößten Glieder auf dem gelben Grunde der Wand des Gefängnisses zu sehen . . .

Dann beugte er sich, zog die Stiefel an und trat mit den Absätzen und den Sohlen stark gegen den Boden und gegen die Wand auf, damit die Füße besser und fester hineingingen. Alles das that er ungezwungen, munter, ja beinahe lustig, wie wenn man ihn zu einem Spaziergange abholte. Er schwieg — auch wir schwiegen und sahen uns nur an, indem wir vor Erstaunen ein Wenig mit den Schultern zuckten. Uns Alle überraschte die Einfachheit seiner Bewegungen, eine Einfachheit, welche — wie jede vollständig ruhige und natürliche Lebenserscheinung — bis zur Schönheit ging. Einer von unseren Gefährten, welcher mit mir hernach im Laufe des Tages zufällig zusammentraf, sagte mir, daß ihm während der Zeit unserer Anwesenheit in der Zelle Traupmann's beständig eingefallen wäre: Wir sind nicht im Jahre 1870 — sondern im Jahre 1794. Wir sind nicht einfache Bürger, sondern Jacobiner, und führen nicht einen Straßenräuber zum Schaffot, sondern einen Marquis, einen Legitimisten, einen — un ci-devant, un talon rouge Monsieur! Man hat bemerkt, daß die zum Tode Verurtheilten, sobald ihnen das Urtheil verkündigt wird, entweder in vollständige Gefühllosigkeit verfallen und gewissermaßen schon vorher sterben und sich auflösen, oder sie spielen die Tapfern, oder sie geben sich endlich der Verzweiflung hin, weinen, zittern, flehen um Gnade . . . Traupmann gehörte zu keiner von diesen drei Categorien und war deshalb sogar für Herrn C*** ein Räthsel. Ich will zugleich sagen, daß, wenn Traupmann geseufzt und geweint hätte, meine Nerven das nicht ausgehalten haben würden und ich geflohen wäre. Aber bei dem Anblick dieser Ruhe, dieser

Einfachheit und gewissermaßen Bescheidenheit erloschen alle Gefühle in mir — das Gefühl des Abscheus vor dem unmenschlichen Mörder, vor dem Auswurfe, welcher die Kehlen der Kinder durchschnitten hatte, während sie riefen: „Maman! Maman!" — das Gefühl des Mitleids endlich gegen einen Menschen, den der Tod schon zu verschlingen bereit war, und ging in eines auf: in das Gefühl der Bewunderung. Was hielt Traupmann aufrecht? Das vielleicht, daß, wenn er auch nicht den Braven spielte, er doch vor den Zuschauern „figurirte" und seine letzte Vorstellung gab; oder angeborene Furchtlosigkeit, Selbstliebe, angeregt durch die Worte des Herrn C***; der Stolz des Kampfes, welchen er bis zu Ende ertragen mußte, oder ein anderes noch nicht enträthseltes Gefühl: das ist ein Geheimniß, welches er mit sich in das Grab nahm. Einzelne Leute sind bis zu diesem Augenblick überzeugt, daß Traupmann nicht bei vollem Verstande war. (Ich habe schon oben den Advocaten mit dem weißen Hute erwähnt, den ich übrigens nicht mehr gesehen habe.) Die Zwecklosigkeit, man kann beinahe sagen die Abgeschmacktheit, die ganze Familie der Kinck's auszurotten, kann bis zu einem gewissen Grade als Bestätigung dieser Ueberzeugung dienen.

IX.

Jetzt war er mit seinen Stiefeln fertig — und richtete sich auf, schüttelte sich: „Fertig!"

Man zog ihm wieder die Zwangsjacke an. Herr C*** bat uns Alle, hinauszugehen und Traupmann allein mit dem Geistlichen zu lassen.

Wir warteten kaum zwei Minuten im Corridor, als schon seine kleine Gestalt mit dem gerade und kühn gehobenen Kopfe wieder unter uns erschien. Das religiöse Gefühl war in ihm schwach und er erfüllte wahrscheinlich die letzte Ceremonie der Beichte vor dem Geistlichen, der ihm seine Sünden vergab — wie eine Ceremonie. Unsere ganze Gruppe, mit Traupmann in der Mitte, trat sogleich auf die enge Wendeltreppe, auf welcher wir eine Viertelstunde vorher hinabgestiegen waren — und wir versanken in ein undurchdringliches Dunkel . . . Die Nachtlampe erlosch auf der Stiege. Es war eine schreckliche Minute. Wir Alle wollten hinauf; man hörte das eilige und starke Getrappel unserer Füße auf den Steinen der Treppenstufen; wir drängten uns, stießen uns mit den Schultern, einer von uns verlor den Hut; irgend Jemand hinten schrie ärgerlich: „Mais sacre dieu; zünden Sie ein Licht an! Leuchten Sie uns!" — Und dort, zwischen uns, bei uns in der dichten Dunkelheit befand sich unser Opfer, unsere Beute . . . Der Unglückliche . . . wird er nicht daran denken, die Dunkelheit zu benutzen und mit der ganzen Gewandtheit und Entschlossenheit der Verzweiflung sich zu werfen . . . wohin? . . . In irgend einen entfernten Winkel des Gefängnisses — und wenn er dort die Stirn an der Wand einrennen soll! Wenigstens hat er sich dann selbst das Ende gegeben . . .

Ich weiß nicht, ob diese Befürchtungen den Anderen in den Sinn

kamen, aber sie zeigten sich grundlos. Unsere ganze Gruppe mit der kleinen Figur in der Mitte kam aus den Tiefen der Treppe auf den Corridor. Traupmann gehörte offenbar der Guillotine an — und es begann der Gang nach derselben.

X.

Dieser Gang konnte wol ein Lauf genannt werden. Traupmann ging voraus mit raschen, elastischen, beinahe sprunghaften Schritten; er eilte offenbar und wir eilten hinter ihm. Einige liefen sogar rechts und links, um ihm noch einmal in's Gesicht zu sehen. So durcheilten wir den Corridor, liefen die zweite Treppe hinab — Traupmann sprang über zwei Stufen auf die dritte — stürmten durch den andern Corridor, sprangen noch einige Stufen hinab — und befanden uns endlich in demselben Zimmer mit dem einzigen Tabouret, von welchem ich schon gesprochen habe und in dem die Toilette des Verurtheilten vollzogen ward. Wir traten durch die eine Thür und aus der uns gegenüberliegenden erschien, mit gravitätischem Gang, in weißem Halstuch, schwarzem Kleid, wie ein Diplomat oder ein protestantischer Pastor — der Scharfrichter, hinter ihm trat ein kleiner, dicker, alter Herr in schwarzem Ueberrock ein, sein erster Gehülfe, der Scharfrichter der Stadt Bauvais. Der Alte hielt in der Hand eine kleine lederne Tasche — Traupmann blieb bei dem Tabouret stehen; Alle stellten sich um ihn herum. Der Scharfrichter und der Alte, sein Gehülfe, stellten sich rechts von ihm, der Geistliche gleichfalls zur Rechten, etwas vorwärts, der Commandant und Herr C*** zur Linken. Der Alte öffnete mit einem Schlüssel das Schloß der Tasche, nahm einige ungegerbte weiße Riemen mit Schnallen heraus — lange und kurze — und begann, nachdem er sich mit Mühe hinter Traupmann auf die Knie niedergelassen hatte — seine Füße zu binden. Traupmann trat unversehens auf das Ende eines dieser Riemen — der Alte versuchte denselben hervorzuziehen, zweimal murmelte er: „Pardon Monsieur!“ und berührte endlich Traupmann an der Wade. Dieser drehte sich sogleich um und hob mit seiner gewöhnlichen halben Verbeugung den Fuß und machte den Riemen frei. Der Geistliche las unterdessen mit halblauter Stimme Gebete in französischer Sprache aus einem kleinen Buche. Zwei andere Gehülfen traten hinzu — sie zogen Traupmann rasch das Camisol ab, führten seine Hände auf den Rücken, banden sie über Kreuz und umwickelten den ganzen Körper mit Riemen. Der oberste Scharfrichter leitete dies Geschäft, indem er mit dem Finger bald hier, bald dorthin zeigte. Es fand sich, daß an den Riemen keine genügende Anzahl Löcher für die Dörner der Schnallen angebracht worden war: wer die Löcher gemacht hatte, hatte wahrscheinlich auf einen dicken Mann gerechnet. Der Alte suchte zuerst in dem Sacke, dann stöberte er der Reihe nach alle seine Taschen durch — und nachdem er lange getastet, zog er endlich aus einer derselben eine kleine, krumme Pfrieme heraus, mit welcher er die Riemen mit Anstrengung zu durchbohren begann: seine ungeschickten, von Gicht geschwollenen Hände ge-

horchten ihm schlecht, auch war das Leder dick und neu. Er macht ein Loch, probirt .... der Dorn geht nicht hinein; er muß wieder bohren. Der Geistliche errieth wol, daß die Sache nicht in Ordnung ist, sich verzögert, nachdem er zweimal verstohlen über die Schulter geblickt hatte, fing er an die Worte der Gebete zu dehnen, um dem Alten Zeit zu lassen, zurecht zu kommen. Endlich ist die Operation — in deren Verlauf mich, ich gestehe es offen, kalter Schweiß überrieselte — beendigt, die Dörner saßen, wo es sich gehört ... es begann eine andere. Nun bat er Traupmann sich auf das Tabouret zu setzen, vor welchem er stand und derselbe Alte mit der Gicht trat an ihn heran, um ihm die Haare zu schneiden. Er langte eine Scheere heraus und indem er die Lippen verzog, schnitt er sorgfältig den Kragen des Hembes Traupmann's ab, desselben Hemdes, welches er soeben angezogen hatte und dessen Kragen man so leicht hätte vorher abtrennen können. Die Leinwand war grob, ganz in Falten und wich der kaum scharfen Schneide. Der Oberscharfrichter gab Acht und war unzufrieden; der Ausschnitt war nicht hinreichend groß. Er zeigte mit der Hand: der alte Gichtbrüchige machte sich wieder an die Arbeit und schnitt noch ein ordentliches Stück Leinwand heraus. Der oberste Theil des Rückens war entblößt, man sah die Schultern. Traupmann zuckte leicht mit ihnen: im Zimmer war es kalt. Jetzt machte sich der Alte an die Haare. Er legte seine geschwollene linke Hand auf den Kopf Traupmanns, der ihn sogleich willig beugte, und fing mit der Rechten an zu schneiden. Flocken dunkelbraunen starren Haares glitten die Schultern hinab, fielen an den Boden, eine flog bis zu meinem Stiefel. Traupmann hielt immerfort den Kopf nieder; der Geistliche dehnte die Worte der Gebete noch mehr. Ich konnte meinen Blick nicht abwenden von diesen einst von unschuldigem Blute gerötheten, jetzt hülflos eine auf der andern liegenden Händen — und besonders von diesem feinen jugendlichen Halse. — Die Phantasie zog auf demselben unwillkürlich querüber einen Strich. In wenigen Augenblicken wird dort, so dachte ich bei mir, das centnerschwere Beil, den Wirbel zerschmetternd, die Muskeln und Adern zerschneidend, hindurchgehen ... und der Körper, so schien es, erwartete nichts dergleichen ... so glatt, so weiß, so gesund war er ...

Unwillkürlich stellte ich mir die Frage: an was denkt in diesem Augenblick dieser so demüthig geneigte Kopf? Hält er sich hartnäckig und, wie man sagt, die Zähne zusammenbeißend, an den einen Gedanken: „Ergeben wir uns nicht — wahrlich nicht“; gehen im Wirbelwind durch ihn die verschiedensten und wahrscheinlich auch die unbedeutendsten Erinnerungen der Vergangenheit? Tritt vielleicht eines der Glieder der Familie Kinck mit irgend einer Todesfratze vor ihn — oder versucht er einfach an nichts zu denken, dieser Kopf — und redet sich nur selbst ein: „Es ist nichts, ja, ja, wir werden ja sehen“ ... und wird er sich das auch sagen bis zum Augenblick, wo der Tod sich auf ihn stürzt und nirgend ein Entrinnen ist? ...

Der Alte schor, schor immer noch. Die Haare knirschten, wie sie

von der Scheere gefaßt wurden. Endlich war auch diese Operation beendet. Traupmann stand schnell auf, schüttelte den Kopf . . . Gewöhnlich wenden sich in diesem Augenblicke diejenigen Delinquenten, welche noch sprechen können, mit einer letzten Bitte an den Director des Gefängnisses, erinnern an die Sachen und an das Geld, welches sie hinterlassen, danken den Wächtern, bitten, ihren Verwandten das letzte Billet oder eine Haarlocke zukommen zu lassen, wechseln den letzten Gruß; aber Traupmann war augenscheinlich kein gewöhnlicher Delinquent; er verachtete solche „Ziereien"; er sprach nicht ein Wort, er wartete schweigend. Man warf ihm eine kurze Jacke über die Schultern — der Scharfrichter faßte ihn unter den Arm.

„Hören Sie, Traupmann", ertönte inmitten der Grabesstille die Stimme des Herrn C***. „Jetzt, in einer Minute ist Alles aus. Sie bleiben dabei, daß Sie Mitschuldige haben?"

„Ja, mein Herr, ich bleibe dabei", antwortete Traupmann mit demselben angenehmen, festen Bariton und indem er sich leicht vorwärts beugte, wie wenn er sich höflich entschuldige und es sogar bedaure, daß er nicht anders antworten könne.

„Eh bien! allons!" sagte Herr C*** und wir setzten uns Alle in Bewegung; wir gingen auf den großen Hof des Gefängnisses hinaus.

XI.

Es fehlte eine Minute an Sieben — aber der Himmel war kaum hell und derselbe trübe Dampf füllte die ganze Luft und verbarg die Umrisse der Gegenstände. Das Gebrüll der Masse erfaßte uns wie eine ununterbrochene, unerträglich tosende Woge, sobald wir über die Schwelle getreten waren. Auf dem Steinpflaster des Hofes bewegte sich rasch, gerade auf das Thor zu, unser dünner gewordenes Häufchen; Einige von uns waren zurückgeblieben — ja, auch ich, obgleich ich zugleich mit den Anderen ging, hielt mich etwas zur Seite. Traupmann bewegte trippelnd die Füße — die Bande hinderten ihn — und erschien mir so wie ein kleiner Junge, fast wie ein Kind! Plötzlich und langsam öffneten sich vor uns wie ein Rachen beide Thorflügel und zugleich, begleitet von einem ungeheuren Winseln der erfreuten Menge, die bis dahin gewartet hatte, blickte das Ungeheuer der Guillotine mit seinen beiden schwarzen Pfählen und dem aufgezogenen Beile auf uns. Es wurde mir plötzlich kalt, kalt bis zum Uebelsein, es schien mir, als ob die Kälte durch das Thor zu uns auf den Hof dränge; — ich fühlte meine Beine nicht mehr. Gleichwol sah ich noch einmal auf Traupmann. Er war plötzlich zurückgewichen, der Kopf fiel zurück, die Kniee beugten sich, gerade wie wenn ihm Jemand einen Stoß vor die Brust gegeben hätte. „Er wird in Ohnmacht fallen", flüsterte eine Stimme neben mir. Aber er richtete sich sogleich auf und ging mit festem Schritt vorwärts. Neben ihm liefen Diejenigen von uns auf die Straße, welche sehen wollten, wie der Kopf fällt . . . Mir fehlte es dazu an Lust und Kraft und mit stockendem Herzen blieb ich an dem Thor . . .

Ich sah, wie der Henker plötzlich gleich einem schwarzen Schein auf der linken Seite des Plateaus der Guillotine auftauchte; ich sah, wie Traupmann sich von dem Haufen Leute trennte, die unten zurückblieben, und die Stufen hinanstieg (es waren deren zehn, volle zehn Stufen!), ich sah, wie er anhielt und sich umwandte, ich hörte, wie er sagte: „Dites à M. C*** . . . "*), ich sah, wie er oben erschien, wie von rechts und links zwei Männer sich auf ihn stürzten, wie Spinnen auf eine Fliege, wie er plötzlich mit dem Kopf nach vorwärts flog und seine Fußsohlen in die Höhe schlugen . . .

Aber jetzt wendete ich mich ab — ich begann zu warten — und die Erde wich leise unter meinen Füßen. Ich sagte mir, daß ich schon furchtbar lange gewartet habe**). Ich hatte Zeit genug gehabt, zu bemerken, daß bei dem Erscheinen Traupmann's der Menschenlärm zerronnen war und eine lautlose Stille eintrat; — vor mir stand eine Schildwache, ein junger, rothbackiger Mensch . . . ich hatte Zeit, zu bemerken, daß er stumpfsinnig und in Schrecken auf mich sah. Ich hatte Zeit daran zu denken, daß jener Soldat vielleicht aus einem stillen Dörfchen, einer friedlichen und guten Familie herstammt — und was muß er jetzt sehen! Endlich ertönte ein leichtes Geräusch, wie von Holz gegen Holz — es fiel die obere Hälfte des Halsbretes, welches einen langen Schlitz hat, um die Schneide hindurch zu lassen, und welches den Hals des Delinquenten umfaßt und seinen Kopf unbeweglich hält . . . Dann knurrte Etwas dumpf und fiel — und schlug auf . . . Gerade wie wenn ein gewaltiges Thier sich geräuspert hätte.

Sich räuspert. Ich kann keinen andern, treffendern Vergleich finden.

Alles wurde dunkel. Jemand ergriff mich beim Arm . . . Ich sah auf: es war des Herrn C***'s Gehülfe, Herr J . . . ., dem Herr Ducamp, mein Freund, wie ich später erfuhr, aufgetragen hatte, auf mich Acht zu geben.

„Sie sind sehr blaß. Wünschen Sie Wasser?" sagte er lächelnd.

Aber ich dankte — und ging auf den Gefängnißhof zurück, der mir wie ein Asyl gegen den Schrecken vor dem Thor erschien.

XII.

Unsere Gesellschaft versammelte sich in der Wache am Thor, um von dem Commandanten Abschied zu nehmen und die Menge sich etwas verlaufen zu lassen. Auch ich begab mich dorthin und erfuhr, daß Traupmann, als er schon auf dem Brete lag, plötzlich den Kopf krampfhaft zur Seite geworfen hatte — so daß er nicht in dem halbrunden Aus-

*) Ich hörte nicht das Ende der Phrase. Seine Worte waren: „Dites à M. C***, que je persiste; d. h. sagen Sie, daß ich dabei bleibe, Mitschuldige gehabt zu haben. Traupmann wollte sich diese letzte Freude, diese letzte Genugthuung nicht versagen, den Stachel des Zweifels und des Vorwurfs in den Häuptern seiner Richter und des Publicums zu lassen.

**) In Wirklichkeit verflossen von dem Augenblick, wo Traupmann seinen Fuß auf die erste Stufe der Guillotine setzte, bis zu dem, wo man seinen Leichnam in den bereit gehaltenen Korb warf, zwanzig Secunden.

schnitt lag, und daß die Scharfrichter ihn bei den Haaren dorthin hatten ziehen müssen, wobei er einen von ihnen — dem Chef — in den Finger biß; daß sogleich nach der Execution, als der in den Wagen geworfene Leichnam in Marsch-Marsch fortgefahren wurde, zwei Männer die ersten Augenblicke der unvermeidlichen Verwirrung benutzten, durch die militairischen Ketten brachen und an den Fuß der Guillotine stürzend, ihre Tücher in das Blut tauchten, das durch die Ritzen der Breter rieselte . . .

Aber ich hörte alle diese Gespräche wie im Traume, ich fühlte mich sehr müde: aber ich nicht allein. Alle erschienen müde, obgleich Alle sichtlich erleichtert waren, wie wenn ihnen eine Last von den Schultern genommen wäre. Aber Keiner von uns, entschieden Keiner sah aus, wie ein Mensch, der sich bewußt ist, dem Vollzuge eines Actes der gesellschaftlichen Gerechtigkeit beigewohnt zu haben; Jeder versuchte im Geiste sich abzuwenden und gewissermaßen die Verantwortung für einen Mord von sich abzuwälzen.

Ducamp und wir empfahlen uns dem Commandanten und begaben uns nach Hause. Der ganze Strom menschlicher Wesen, Männer, Weiber, Kinder — trug seine häßlichen und schmutzigen Wogen an uns vorüber. Beinahe Alle schwiegen. Nur einzelne Weiber riefen sich gegenseitig zu: „Wohin gehst Du? . . . und Du?“ . . . und Straßenjungen begrüßten vorüberfahrende Carossen mit Pfeifen, — und was für vertrunkene, finstere, verschlafene Gesichter! Welche Ausprägungen der Langeweile, der Ermüdung, der Unbefriedigung, des Mißbehagens, eines matten, gegenstandslosen Mißbehagens! Betrunkene bemerkte ich übrigens wenig, sei es, daß man sie schon glücklich fortgeschafft hatte, sei es, daß sie sich selbst beruhigt hatten. Das Werktagsleben nahm alle diese Leute wieder in seinen Schooß — und weshalb, um welche Empfindungen waren sie für einige Stunden aus seinen Geleisen herausgetreten? Es ist furchtbar, darüber nachzudenken, was dort nistet.

Zweihundert Schritte von dem Gefängniß fanden wir einen leeren Fiaker, bestiegen ihn und fuhren ab.

Während der Fahrt sprachen wir mit Ducamp über Das, was wir gesehen hatten und worüber er nicht lange vorher (in dem schon erwähnten Januarheft der „Revue des deux mondes“) so gewichtige und verständige Worte gesprochen hatte. Wir sprachen über die unnütze, über die sinnlose Barbarei einer ganz mittelalterlichen Procedur, Dank welcher der Todeskampf des Delinquenten reichlich eine halbe Stunde dauert (von achtundzwanzig Minuten nach sechs bis sieben Uhr), über die Abscheulichkeit eines An- und Ausziehens, dieses Haarschneidens, dieser Wanderungen über Stiegen und durch Corridore . . . Auf Grund welchen Rechtes geschieht das Alles? Wie kann man solche entsetzliche Routine zulassen? Und die Todesstrafe selbst? Läßt sie sich rechtfertigen? Wir haben gesehen, welchen Eindruck ein solches Schauspiel auf das Volk macht; etwa einen irgend belehrenden — durchaus nicht.

Kaum der tausendste Theil der zusammengeströmten Masse —

nicht mehr als fünfzig oder sechzig Menschen — konnte im Halbdunkel des Wintermorgens, aus einer Entfernung von anderthalbhundert Schritt, zwischen den Reihen der Soldaten und den Kruppen der Pferde — auch nur das Geringste sehen! Und die Uebrigen? Welchen noch so kleinen Nutzen konnten sie aus dieser trunkenen, schlaflosen, müßigen, liederlichen Nacht ziehen? Ich erinnerte mich jenes jungen Arbeiters, der sinnlos schrie und dessen Gesicht ich einige Minuten beobachtete. Wird er heute an die Arbeit gehen als ein Mensch, der mehr als früher das Laster und den Müßiggang haßt? Und ich endlich? Was habe ich mit hinweggenommen? Das Gefühl unfreiwilliger Bewunderung für den Mörder, dieses moralische Ungeheuer, welches seine Verachtung des Todes zu zeigen verstand!

Kann der Gesetzgeber solche Eindrücke wünschen? Von welchem moralischen Zwecke kann man noch reden, nach so vielen durch die Erfahrung bestätigten Wirkungen?

Aber ich will mich in kein Raisonnement einlassen: es würde mich zu weit führen. Und wem wäre es nicht bekannt, daß die Frage der Todesstrafe eine der vordersten, unaufschiebbaren Fragen ist, an deren Lösung die heutige Menschheit arbeitet? Ich bin zufrieden und werde vor mir selbst meine unangebrachte Neugierde entschuldigen — wenn meine Erzählung auch nur einige Argumente für Diejenigen geliefert hat, welche die Todesstrafe — oder wenigstens ihre Oeffentlichkeit — abschaffen wollen.

Weimar 1870.

Iwan Turgéniew.

Wie werden wir den Höhenrauch los?

Von **A. Lammers.**

Einer der auffälligsten, wenn auch nicht gerade größten Fortschritte der wissenschaftlichen Erkenntniß in unserm Jahrhundert ist die Einsicht in die Natur des sogenannten Höhenrauchs. Wie lange ist es her, daß man ihn für atmosphärischen Ursprungs hielt, für ein „zersetztes Gewitter" oder eine ähnliche Undenkbarkeit? Jetzt weiß bald jedes Kind, daß der sogenannte Höhenrauch in Wahrheit Moorrauch ist, daß auch bei dieser Sorte Rauch das Sprüchwort in Geltung bleibt: „Kein Rauch ohne Feuer", und daß wir uns durch so widerwärtigen Dunst die schönsten Frühlings- und Frühsommertage verderben lassen müssen, weil es im Lande Muffrika *) den Bauern gefällt, ihr Ackerfeld abzubrennen, anstatt es ordentlich zu düngen.

Sobald man hierüber einigermaßen im Klaren war, bemächtigte sich rascher Köpfe natürlich ein ungeduldiges Verlangen, jener Luftverpestung durch obrigkeitliches Dreinfahren ein Ende gemacht zu sehen. Die neugewonnene naturwissenschaftliche Erkenntniß strebte sich in politische That umzusetzen. Zumal nach dem Anfall Hannovers an Preußen hielten Manche den Augenblick für gekommen, wo der Höhenrauch einfach durch ein Verbot des Moorbrennens abgeschafft werden könne und sollte. Keine geringere staatsmännische Kraft als Georg von Vincke war es, welche diese Frucht vom Baume der jungen norddeutschen Einheit zu pflücken unternahm. Er war ohne Zweifel auf seinem Gut Ostenwalde im Osnabrückischen sowol, wo er seit einigen Jahren vorzugsweise lebt, als früher in der Nähe von Hagen in Westfalen von jenem beißenden, übelriechenden, die Fernsicht benehmenden Nebel oft geärgert worden, und glaubte, wenn Preußen innerhalb seiner erweiterten Grenzen nun den Unfug abstelle, so werde kein preußisches Gemüth mehr darunter leiden. An die Moore des oldenburgischen Vaterlandes, denen man höchstens durch den Norddeutschen Bund hätte beikommen können, und an die niederländischen Moore, welche selbst für diese vornehme Instanz unzugänglich sind, dachte er vermuthlich nicht. Allein selbst für die ostfriesischen und muffrikanischen Moorcolonien wollte der Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten nichts von der radicalen Procedur wissen, welche Herrn von Vincke so selbstverständlich schien. Er fand sie in ihrer grausamen Kürze dem Geschmack der Zeit doch allzu sehr entgegen.

Wie alle Plagen, welche man sich lange hat gefallen lassen, macht nun auch diese sich aus unserer Geduld und Langmuth selbst einen Rechtsanspruch zurecht. Anders stand die Sache noch, da die fürstbischöfliche Regierung von Osnabrück im Jahre 1720 gegen die Uebertreibung des Moorbrennens auftrat, weil es in solchem Umfang geschehe, daß „der Gestank und Rauch Menschen und Vieh, auch Frucht- und Obstbäumen, sonderlich dem Eichbaum, sehr schädlich" werde. Damals war es erst etwa ein Dutzend Jahre her, daß

---

*) So heißt im Volksmunde der dünnbevölkerte, halb öde Landstrich südlich von Ostfriesland.

der Pastor Bolenius zu Hilshausen im Amte Aurich das Moorbrennen auf deutschen Boden verpflanzte — in seiner menschenfreundlichen Absicht dem edlen Lascasas ähnlich, der auch nicht vorhersehen konnte, welche furchtbaren Folgen die von ihm empfohlene Einführung schwarzer, afrikanischer Zwangsarbeiter anstatt der armen Eingeborenen nach sich ziehen werde. Bolenius entnahm das Verfahren aus der niederländischen Nachbarschaft. Indessen wird es — wie E. O. von Linsingen in einer Abhandlung der Cotta'schen Deutschen Vierteljahrsschrift von 1868 anführt — schon in Virgil's Georgica erwähnt; und auf den Haiden Devonshires und der Picardie ist es seit Alters im Schwange, nur daß es dort nicht die lästige Ausdehnung angenommen und den Höhenrauch in solchen luftverderbenden Quantitäten producirt zu haben scheint, wie während der jüngsten Jahrhunderte in den Mooren Niederlands und des nordwestlichen Deutschlands.

In Deutschland, speciell in den westlichen Landestheilen des ehemaligen Königreichs Hannover, traf während des vorigen Jahrhunderts, wo dieselben größtentheils unter preußischer Hoheit standen, Verschiedenes zusammen, um den Moorrauch allmählich zu einer wahren, weitverbreiteten Landplage zu machen. Es war die Zeit, wo der Feldprobst Süßmilch seine „Göttliche Ordnung“ veröffentlichte, in der Bevölkerungszunahme als das Hauptaugenmerk der Fürsten und Staatsmänner hingestellt wurde; wo unter den Letzteren die wohlwollenden und aufgeklärten wetteiferten, wer zur Verwirklichung dieser Lehre die wirksamsten Mittel ausfindig zu machen vermöge. Damals verpflanzte Friedrich der Große die Strafcompagnien ganzer Regimenter in's Moor, daß sie es urbar machten. Zigeuner und anderes loses Volk zwang man hier zu einer öden, einsamen Seßhaftigkeit. Da es aber nicht darauf anzukommen schien, solchen Anbauern das Leben leicht zu machen, das Emporkommen auf jede mögliche Art zu sichern, so verließ man die alten bewährten Wege der Moorcultur. Man begann nicht damit, Canäle zu bauen, auf denen der Torf ausgeführt und Dünger sammt anderen Lebensbedürfnissen heimgeholt werden konnte, sondern schuf Ansiedelungen ohne fahrbare Straßen. Das Wasser wurde nicht auf zweckmäßig geregelte Weise in ihren Dienst gestellt; so mußte das Feuer nothgedrungen aushelfen.

Bei den älteren, seit 1633 von den Niederlanden nach Deutschland verpflanzten Ansiedelungen im Moor, den sogenannten Fehnen, fehlt es niemals an einem schiffbaren Canal, längs dessen die Wohnungen der Anbauer sich erheben. Erlaubt derselbe auf der einen Seite einträgliche Verwerthung des Hauptproducts — desjenigen, das in Holland seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts schon bei dem dort herrschenden Brennholzmangel zur Aufschließung des Hoochmoors getrieben hat — der brennbaren Erde, welche wir Torf nennen, so ist er auf der andern Seite auch der bequeme, billige Träger des Düngers, mittelst dessen der abgetorfte Moorboden ackerbaufähig wird, des Viehmists der damit überflüssig gesegneten fruchtbaren Niederungen am Ufer der See. Er giebt endlich auch die Grundlage ab für den dritten Industriezweig, der in richtig angelegten Moororten gedeiht: Schiffbau und Rhederei. Hunderte von deutschen Seeschiffen, die den Handel in der Nordsee, der Ostsee, nach dem Mittelmeer und selbst in noch entlegenere Gewässer vermitteln, sind in ostfriesischen und oldenburgischen Fehnen entstanden. Papenburg im Herzogthum Aremberg-Meppen, ein Hauptsitz der deutschen Rhederei, nachgerade auch in Concurrenz mit Leer und Emden, zum Handelsplatz emporstrebend, vor einigen Jahren zur Stadt erhoben, Wahlort

des bekannten Abgeordneten Windthorst, ist ursprünglich nichts weiter als ein Fehn, eine Moorcolonie nach dem richtigen Zuschnitt.

Solcher gedeihenden Colonien giebt es in den Mooren Nordwestdeutschlands gegen dreißig. Der verkommenen, auf falscher Grundlage errichteten Colonien aber giebt es dritthalbhundert! Sind diese allerdings auch weit weniger bevölkert als jene, so sagt doch schon dieses nackte Zahlenverhältniß, mit welcher Menge von Menschen des untersten Wohlstandsgrades man es bei der Verwünschung des unangenehmen Moorrauchs zu thun hat.

Des untersten Wohlstandsgrades in Wahrheit — eines so niedrigen, daß man billig zweifeln mag, ob derselbe noch anderswo im Vaterland dichter verbreitet anzutreffen ist. Die ostpreußische Noth hat im Winter 1867 bis 68 ein heilsames Aufsehen erregt, während das mindestens ebenso intensive, wiewol glücklicherweise nicht so weit ausgedehnte Elend auf dem Hümmeling in Aremberg-Meppen und im oldenburgischen Saterlande gleichzeitig die zur Hülfe herbeieilenden Besucher aus den Nachbarstädten in ein Erstaunen versetzt hat, als befänden sie sich plötzlich in Irland während des großen Hungersterbens von 1847 oder in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges auf deutschen Schlachtfeldern. Ohne es zu sehen, hätten sie es nicht für möglich gehalten, daß menschliche Wesen kaukasischer Race und deutscher Nationalität in Zuständen leben, wie sie da antrafen. Ihre Hütten, aus Haid- und Torfplaggen erbaut und mit Schilf gedeckt, liegen halb unter der Erde. Sie haben ein einziges Fenster und einen einzigen Raum, der oft nur zwölf bis sechzehn Geviertfuß hält. Von einem Ofen ist keine Rede; der Fußboden ohne Dielen. Heu bildet die Lagerstatt, Lumpen die Decke, und dicht neben den so beschaffenen Betten befindet sich der Raum für die Ziege oder die paar Schafe, welche der Moorcolonist sich zu halten vermag, da ein Schwein oder gar eine Kuh nur wenige erschwingen. Wie könnte es aber auch anders sein bei der Art des Betriebs, auf welchen er angewiesen ist? Die Brandwirthschaft läßt nicht, wie gewöhnliche Landwirthschaft, Verbesserungen, und dadurch bedingte Erwerbssteigerung zu; sie hat eine natürliche Tendenz, immer unergiebiger zu werden. Wer sich ihr widmet, wohnt in der Regel so fern von menschlichen Ansiedelungen, daß er müßige Zeit nicht durch Tagelöhnerarbeit für andere Landwirthe auszufüllen und einträglich zu machen im Stande ist. Schneiden ihn die Witterungs- und Bodenverhältnisse doch nicht selten von allem Zusammenhang mit der Welt ab. „Nach starken Herbstregen", heißt es in dem Bericht eines Nothstandscomités von 1867 bis 68, „sehen sich die Moorbauern von allem Verkehr mit Nachbarn jenseits des Sumpfes abgesperrt, und verbringen in ihren Hütten die lange Winterzeit in Hunger und Kummer."

Auch den Rauch des brennenden Moors hat Der, welcher ihn hervorruft, selbstverständlich aus der ersten Hand. Auf uns Uebrige vertheilt sich die Plage doch je nach der Windrichtung, und ist mehr widerwärtig, als eigentlich schädlich. Für die Moorbrenner selbst ist sie eine alljährlich wiederkehrende ernste Gefahr der Gesundheit und Moralität. „Sie müssen wochenlang" — sagt W. von Laer in der landwirthschaftlichen Zeitung für Westfalen und Lippe — „die schwelenden Plaggen und Torfe in Gluth erhalten, der dicke Rauch trifft ihre Augen am stärksten, und Manchen bringt die Verzweiflung darüber an den Trunk." Selbst ohne bei der Arbeit betheiligt zu sein, in der geschlossenen Hütte, können sie vor dem stinkenden Qualm kaum athmen. Die Augen triefen ihnen und der Schlaf flieht sie.

Weswegen wird denn aber das Moor überhaupt in Brand gesteckt? Man antwortet: erstens, um die jedem Wachsthum hinderliche Säure im Boden zu zerstören — zweitens, um die schwammige Erde des Moors besser zu binden — drittens und wol hauptsächlich aber, um aus der Asche der daraufwachsenden Haidepflanzen den Kalkdünger zu gewinnen, dessen es für die Anpflanzung mit Nutzgewächsen vorzugsweise bedarf. Die Operation muß schon im Herbst eingeleitet werden, nämlich durch Zerlegung der abzubrennenden Fläche in schmale Felder von zwölf bis sechzehn Fuß Breite, getrennt durch zwei Fuß tiefe und drei Fuß breite Entwässerungsgräben, die sogenannten Gruppen. Die Felder werden umgegraben, die gröberen Erdklumpen mit der Hacke zerkleinert; kurz, auf alle Art sucht man der Luft tiefern Eingang in den Boden zu verschaffen. Haben dann bis Mitte oder Ende Mai, spätestens Anfang Juni, einige sonnige Tage das Werk des Austrocknens vollendet, so beginnt das Brennen. Zuerst an der der Windrichtung entgegengesetzten Seite werden die aufgeworfenen Haufen in Brand gesetzt und dann das Feuer gegen den Wind weiter verbreitet, die brennenden Haufen auseinandergerissen, die glühenden Kohlen möglichst ebenmäßig ausgestreut. Man bedient sich dazu breiter, flacher Pfannen an einem langen Stiel. Abends wird das Feuer gelöscht, folgenden Tags neu wieder angezündet.

Die erste Frucht, welche in die noch warme Asche gesät wird, ist allemal der Buchweizen. Wenn die Witterung nicht gar zu ungünstig, d. h. entweder allzu naß oder allzu trocken ausfällt, lohnt er reichlich, bis zum Vierundzwanzigfachen der Aussaat. Dies ist es offenbar, was dem Moorbrand ursprünglich so viel Eingang verschafft hat. Die erste Wirkung war ja glänzend und alle aufgewandte Mühe überschwänglich belohnend. Mit der Zeit erst kam man dahinter, daß die dauernde Wirkung ebenso schlimm, wie die anfängliche erfreulich, daß die erstere auf Kosten der letztern erkauft sei. Die landwirthschaftliche Natur des Moorbrennens ist genau wie die physische Folge des Branntweingenusses: zunächst eine außerordentliche Erhöhung der Lebensgeister, nachher und auf die Dauer desto gründlichere Erschöpfung und Zerrüttung.

Das Moorbrennen ist ein Raubbau der ärgsten Art. Fünf bis sechs, höchstens acht Jahre zwingt es dem Boden einen Ertrag ab; dann muß derselbe dreißig Jahre oder länger brach liegen. Durchschnittlich kommt also nur auf vier bis sechs Jahre Brachzeit ein Jahr Erntezeit. Entsprechend so viel Mal die Fläche, deren Ertrag genug zur Lebensnothdurft abwirft, muß der Moorbauer in Betrieb haben. Nachdem anderthalb Jahrhunderte lang das Moorbrennen im Schwange geht, ist vielerwärts natürlich um die Colonie herum der anbaufähige Boden längst erschöpft, und der Mann muß stundenweit gehen, bevor er an seinen gerade urbaren Acker gelangt.

Aber wenn sich die argen späteren Folgen eines ursprünglich ergiebigen Verfahrens längst herausgestellt haben, wirkt bei der Trägheit des menschlichen Geistes, zumal auf so niederer Daseinsstufe, doch mitunter die Macht des ersten Eindrucks immer noch nach. Bis vor Kurzem war es nicht geheuer, innerhalb der auf das Brennen gegründeten Ansiedelungen die Zweckmäßigkeit dieser Methode in Frage zu ziehen. Sie galt als über jeden Zweifel erhaben, und wer sie anfocht, den hatte man im Verdacht, daß er gleich Herrn von Vincke eine mühevoll arbeitende, armselig lebende Bevölkerung ihres Erwerbs berauben wollte, nur damit einige Naturschwärmer auf

ihren Sommerausflügen immer klare Aussicht hätten — eine Art Genuß, von dem, wie man sich denken kann, „Jan vom Moor" (so nennt man den Torfbauer in Bremen) ohnehin keine rechte Vorstellung hat. Dieser blinde Glaube an die Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit des Moorbrennens fängt an zu weichen. Bis in jene düsteren Erdhütten hinein dringt allmählich das Licht, das die kritische und vergleichende wissenschaftliche Betrachtung angezündet hat. Damit ist die erste Bedingung eines durchgreifenden Fortschritts gewonnen; zu der zweiten hat der Nothstand von 1867 bis 68 verholfen, als er die Aufmerksamkeit und Thätigkeit weiterer nachbarlicher Kreise auf die jammervollen Zustände der auf den Brand gegründeten Moordörfer lenkte.

Zur Charakteristik dieser Zustände führt der schon genannte E. O. von Linsingen (früher Assessor bei der Landdrostei zu Aurich, jetzt Bürgermeister der Stadt Uelzen) einige beredte Thatsachen an. In dem ostfriesischen Armenverbande Victorbur hat eine einzige Moorcolonie während der letzten zehn Jahre drei= bis viertausend Thaler mehr an Armenunterstützungen bezogen, als an Armensteuer geleistet. Nicht weniger als vierundvierzig Procent sämmtlicher Steuerpflichtigen in den Moorcolonien des Amts Aurich haben — es ist vermuthlich von dem Jahre 1867 oder 68 gemeint — als zahlungsunfähig von der Steuerpflicht entbunden werden müssen. Die große Mehrzahl der einzelnen Colonate erreicht nicht mehr den Werth der auf sie eingetragenen Hypothekenschulden. Die provinzialständische Feuerversicherungskasse Ostfrieslands hat für nöthig befunden, Gebäude unter zehn Thaler Schätzungswerth von der Aufnahme in ihren Versicherungsband auszuschließen; es giebt also solche Gebäude!

Aus derartigen Zuständen herauszukommen ist zwar beinahe so schwer, wie aus dem Moor selbst, wenn man unglücklicherweise eingesunken ist, da, wo es den menschlichen Fuß nicht trägt. Aber so lange sich nur die Kraft und der Wille noch zeigt, selber emporzustreben, bleibt immerhin Hoffnung. Die paar gebildeten Männer, welche ihr Beruf nöthigt, inmitten falschangelegter, canalloser Moorcolonien zu leben, Aerzte, Geistliche u. s. f., haben nachgerade begriffen, daß es ein Theil ihrer Mission, und vielleicht der wichtigste sei, weil es zugleich die Vorbedingung alles sonstigen gedeihlichen Wirkens ist: eine zweckmäßigere Bewirthschaftungsweise einführen zu helfen. So hat sich denn zunächst in Neu=Aremberg unter der Leitung des katholischen Geistlichen Pastor Sanders eine Genossenschaft gebildet, welche sich diesen Zweck zur Aufgabe setzt. Aehnliche Vereine zu Werlte und Sogel auf dem Hümmling sind ihr nachgefolgt. Die Gemeinde Börger hat zehn Morgen für ein Versuchsfeld hergegeben, wo nach einem bestimmten Plan Anbauversuche ohne Brand angestellt werden sollen.

Diesen ehrenwerthen und hoffnungsvollen Bestrebungen ist sehr zur rechten Zeit die Aufschließung der reichen Kalisalzlager zu Staßfurt zu Hülfe gekommen, welche den der Moorerde vornehmlich fehlenden Bestandtheil in ausgedehntester und hinlänglich wolfeiler Weise zur Verfügung stellen. Justus von Liebig hat damit erfolgreiche Düngungsversuche in bayerischen Moosen unternehmen lassen; nach dem Lande Muffrika hat einer der Staßfurter Fabrikanten, Dr. Frank, den seine Herkunft aus dem Drömling gerade für solche Verwerthungen seines Products besonders empfänglich stimmt, das Mittel persönlich übertragen. Dabei ist ihm namentlich der Secretair des landwirthschaftlichen Provinzialvereins zu Osnabrück, Oekonomieconducteur Peters, durch örtliche Einführungen von Nutzen gewesen.

Diese Männer, in Verbindung mit dem Secretair des westfälischen Landwirthschaftsvereins, dem obenerwähnten Herrn W. von Laer, sind es denn auch gewesen, welche zuerst den Gedanken eines zu gründenden nationalen, d. h. sich thunlichst weit über ganz Deutschland hin erstreckenden Vereins gegen das Moorbrennen auszusprechen gewagt haben. Sie machten ihn u. A. geltend auf einer Versammlung der Wirthschaftlichen Gesellschaft für Nordwestdeutschland in Emden, welche im October 1869 stattfand. Dr. Frank, der sich auf das Vorbild der Dänischen Haidegesellschaft und ähnlicher Vereine in den Niederlanden stützte, trug dort die Zusage des Vorstandes davon, gemeinschaftlich mit ihm und seinen Freunden der Ausführung der Idee demnächst näherzutreten. Noch stärkern Eindruck aber machte einer der im Moor selbst lebenden Pioniere rationeller Cultur, der Arzt Dr. Uhlenberg aus Werlte. Er wies zur Vergleichung Buchweizenähren vor, von denen die einen auf gebranntem Boden gewachsen waren, die anderen, viel höheren und kräftigeren, auf mit Kali oder Kalimagnesia gedüngtem Boden. Man hörte der Stimme, man sah der Gestalt des Mannes ein chronisches Brustleiden an, dem der alljährlich wiederkehrende Moorrauch in der sonst schönsten und gesundesten Zeit des Jahres nicht umhin kann weiterzuhelfen auf seiner traurigen Zerstörungsbahn; und so war es ein rührender Anblick, ihn mit der Ruhe eines Weisen die wissenschaftlichen Gründe gegen jene die Menschengesundheit wie die Bodenkraft verzehrende schlechte alte Gewohnheit entwickeln zu sehen. Die anwesenden Städter aus Bremen und den Hauptorten Ostfrieslands, welche der Verhandlung über Moorcultur ohne große Erwartungen entgegengesehen hatten, bekannten nachher, daß dieselbe sie lebhaft angesprochen habe.

Möge etwas Aehnliches sich in weiteren vaterländischen Kreisen herausstellen, wenn über kurz oder lang der Aufruf zu gemeinschaftlicher, öffentlicher Bekämpfung des Moorrauchs ergeht. Heute, wo die Gesetzgebung in nationalen Fragen eine und dieselbe ist durch ganz Norddeutschland, wo die Eisenbahnen den persönlichen Verkehr so außerordentlich erleichtern, Zeitungen und Versammlungen den Gedankenaustausch, kann man wol daran denken, auf diesem Wege fortschreitender, gelinder Zurückdrängung einer Landplage beizukommen, die sich allen einseitigen Verbotmaßregeln unerreichbar bewiesen hat. Dann haben wir den Frühling wieder in seine vollen Rechte eingesetzt und aus unserer ohnehin nicht übermäßig farbigen Landschaft jenen Dunst entfernt, der das strahlende Licht der Sonne in einen matten gelben Schein, das frische Grün der Natur in Trockenheit und den höhern Schlag des Menschenherzens in Trübsinn verwandelt.

Der Rhapsode Jordan.

Von Ferdinand Kürnberger.

In einer wunderlichen Zeit leben wir. Sie denkt nicht schlecht von sich; im Gegentheil, sie gefällt sich ausnehmend wohl und lobt sich selbst so oft sie den Mund aufmacht. Sie ist verliebt in ihre „modernen Fortschritte", sie dankt Gott, wie jener Pharisäer im Tempel, an jedem Morgen, daß sie nicht mehr „finsteres Mittelalter" ist, wo man allerdings Scheiterhaufen hatte, aber keine stehenden Heere und Deficits; wo man allerdings keine Eisenbahnen hatte, aber kräftige Männerschenkel, welche — wie die Aerzte und Pfarrer noch im vorigen Jahrhundert, — sich rüstig aufs Pferd warfen und ihre schlechten Wege in guten Ritten zurücklegten. Diese Zeit pocht auf ihr Haben und ignorirt ihr Soll, und so ist die lustige Buchhaltung des gepriesenen neunzehnten Jahrhunderts fertig.

Und doch giebt es in dieser Zeit, die es so herrlich weit gebracht — Zukunfts-Musiker und Vergangenheits-Dichter! Das heißt, lebendige Proteste gegen die Zeit! Menschen, welche der Zeit den Rücken kehren und links und rechts eine andere Zeit erkiesen! Menschen, welche in Wort und That, welche in ihrer ganzen Lebenspraxis den Gedanken verkörpern: Du magst Alles haben, mein liebes neunzehntes Jahrhundert, nur dichterischen Geist und künstlerische Form hast Du nicht. Und der Eine flüchtet in die Zukunft, der Andere in die Vergangenheit.

Aber seltsam! Just in der Art, wie diese Flüchtlinge flüchten, bewähren sie sich als die allerechtesten Kinder der Zeit. Wer flieht wird schon zufrieden sein, wenn er den Gegenstand seines Widerwillens aus den Augen verliert: gleichviel auf welchen Wegen und Stegen. Nicht so der Zukunfts-Musiker und Vergangenheits-Dichter. Diese Hochgemuthen behaupten kühn: unser Weg ist der rechte, es ist die eigentliche Straße und eine Etappenstraße und Chaussée erster Ordnung. Wir sind der Länge und Breite nach im Besitz einer Via triumphalis und ihr andern mögt euch seitwärts in die Büsche schlagen.

Ihre ganze Geistes-Physiognomie drückt diese anspruchsvolle Zuversicht aus. Keine Spur jener erhabenen Leidenszüge, welche den bedeutenderen Charakterköpfen der Weltschmerz-Periode einen so ergreifenden Ausdruck verleihen! Da flieht kein verendender Hirsch ins Dunkel des Dickichts; da verhüllt kein sterbender Cäsar die blutigen Todeswunden; ganz das Gegentheil! Sie fordern von der Zeit, welche sie verneinen, die Bejahung aller ihrer Zwecke; sie sind unendlich thätig, regsam und rührig, sich den Tisch der Zeit zu decken, an dem es ihnen ausnehmend wohl schmeckt. Sie haben gute Zähne, einen guten Appetit und eine enorm gute Verdauung. Jene Selbst-Gier, jener Ich-Hunger, jener Durst nach Glück und Genuß, jener nüchternste Gegensatz zur Weltschmerz- und Weltflucht-Romantik, welcher so modern, so specifisch „modern" ist: die Zukunfts- und Vergangenheits-Apostel tragen diesen

Stempel der Zeit mit dem großen Staatssiegel an der Stirn ihrer Thaten. Daher nimmt ihnen die Zeit ihre Worte auch gar nicht übel; sie hält sich an ihre Werke. Du Zukunfts-Musiker verdammst die Melodie, Mozarts und Beethovens Purpurmantel, als barock verkünstelten Plunder und der Naturmensch Deiner Zukunft, Deines zweiten goldenen Zeitalters, wird in erhabener Kunstnacktheit nur noch die einzelne Silbe „sanglich beklangen"; aber dieser schneidende Widerspruch zu mir macht Dir nicht den mindesten Schmerz, sondern ist blos ein effectvolles Motiv für die Trompeten und Heerpauken der Sensation: komm in meine Arme, getreuer Sohn Deiner Zeit! Du Vergangenheits-Dichter verurtheilst als „geile Unzucht" den Endreim, in welchem Deutschland seit Gottfried von Straßburg, bis auf Goethe und Uhland sein schönstes und edelstes Dichtergut niedergelegt hat, und erlauschest mit einem Ohre, das wir Alle nicht mehr haben, aus dem Rachen fern heulender Eddas-Wölfe die süßen Klänge des Stabreims; aber dieser schneidende Widerspruch zu mir schneidet Dich nicht im Geringsten, ich sehe kein Blut, keine Thräne, keinen Schmerz, wohl aber gasstrahlende Säle und „ein dankbares Publicum." Wir verstehen uns, theurer Sohn, komm an mein Herz! Und so läßt sich die Zeit verneinen, — mit dem größten Erfolg vor den Zeitgenossen! —

Der Vergangenheits-Dichter Wilhelm Jordan, sieht keinen Grund, warum er nicht Deutschlands Homer sein sollte. Die Deutschen hatten vor vierzehnhundert Jahren einen reichen epischen Sagenschatz; den hat vor sieben hundert Jahren der Dichter der Nibelungen mißverstanden und verpfuscht (wie Jordan meint); nach weitern sieben hundert Jahren kommt nun Jordan selbst, versteht ihn besser und dichtet ihn besser.

Das ist das Princip seines Standpunctes und die einfache Formel desselben.

Wir gehen nun so weit als möglich und geben das Alles zu. Wir bestreiten nicht, daß der Dichter des Nibelungenliedes kein Talent hatte; wir bestreiten nicht, daß Jordan ein größeres Talent hat; wir bestreiten nicht, friedfertig wie wir sind, daß er ein so großes Talent wie Homer hat. Wir bestreiten bloß die Hauptsache: daß er mit einem homerischen Talent auch ein Homer *sein* und dem Deutschen ein *Nationalepos* schenken kann.

Ein Nationalepiker ist nämlich nicht, wie jeder andere Dichter, eine literarhistorische, sondern er ist eine politisch-historische Person. Das Letztere zu werden, kommt nicht auf sein Talent allein an, sondern auf den Zeitpunkt, in welchem seinem Talente aufzutreten vergönnt oder versagt ist. Mit seinem Feldherrntalente allein hätte Napoleon noch immer ein Unterthan bleiben können, wie Condé und Turenne; durch den Zeitpunkt wurde er ein Kaiser.

Indem sich nun Jordan mit einer ziemlich ernsthaften Miene im Charakter eines Homer und eines Nationalepikers präsentirt, verkennt er zweierlei: erstens, daß es dabei auf sein Talent allein *nicht ankommt*; weil zweitens der Nationalepiker eine historische Person ist, die sich zu einer solchen nicht selbst ausarbeitet, sondern ausgearbeitet wird von den historischen Umständen, Gelegenheiten und Constellationen; daß es in der ganzen Menschheit nicht mehr Nationalepiker giebt, als sie fast auch — Religionsstifter hat! In der That sind beide nur Pol und Gegenpol derselben Axe: dieser der geistliche, jener der weltliche Nationalausdruck. Ja, das ist das Wunderbare und schlechthin *Einzige* an einer Erscheinung wie Homer, daß er fast Beides zugleich ist; seine Griechen lasen und gebrauchten ihn auch — wie ihre Religions-

urkunde. Er war nicht blos ihr Dichter, er war auch ihr Pentateuch, ihr Evangelium, ihr Koran. —

Das Entstehen, das Werden, die Zeugung, kurz, die Naturprocesse und letzten Gründe der Dinge sind überall unaussprechlich, weil Alles, auch das Einfachste, eine Reihe von Ursachen voraussetzt, welche in die Ewigkeit reichen, und welche ein Mensch nicht übersieht. Aus dem geheimnißvollen Schooße der Natur, aus einem nie beleuchteten Dunkel treten die Dinge ans Licht, und wie sie sind oder nicht sind, fällt ins unmittelbare Bewußtsein. Worin unterscheidet sich ein Walfisch von einem Elephanten? Der Unterschied ist handgreiflich, aber wer ihn nennen sollte, wäre just dadurch in Verlegenheit; er wüßte kaum, wo zugreifen. Er wird eine Reihe von Merkmalen nennen, die er immer noch verlängern könnte, und die er, ohne sie zu erschöpfen, an einem beliebigen Punkte abbrechen müßte, denn das Letzte und Feinste wüßte nur Der, welcher den Walfisch und den Elephanten gemacht hat.

Wodurch unterscheidet sich Homer und das griechische Nationalepos von W. Jordan und der deutschen Heldensage, welch letztere ein Nationalepos weder geworden ist, noch viel weniger nachträglich werden kann? Nennen wir nur einige der Unterschiede.

Erstens. Es ist die gangbarste Annahme, daß zwischen Homer und dem trojanischen Krieg nur hundertfünfzig Jahre liegen; zwischen W. Jordan und dem vergessenen deutschen Sagenchaos liegen — vierzehnhundert Jahre! Schon die Hälfte dieses Zeitraumes ist zu viel und schon der Dichter des Nibelungenliedes fand seinen Stoff nicht mehr auf grüner Frühlingswurzel sondern auf verdorrten und vom Vieh zertretenen Herbstwurzeln, auf welchen Blatt und Stiel nicht mehr kenntlich. Daher hat er seinen Stoff verpfuscht und mißverstanden, wie ihm Jordan beweist. Aber was hilft es, daß der Letztere ihn besser versteht und es nach weiteren siebenhundert Jahren besser zu machen vermeint? Zu spät! Homer trank seine Quelle frisch aus dem Berge her; Jordan bohrt sich einen tiefen artesischen Brunnen. Das kann im Effecte nur einer Wasser- und Brunnenpolizei gleichgiltig sein; einem Volke ist es nicht gleichgiltig und eine Volkspoesie schöpft nie aus artesischen Brunnen.

(Man wende nicht ein, die Berechnung könnte auch falsch sein und Homer viel später gelebt haben. Gleichviel! Eine Zeit ist erst wirklich vergangen, wenn sie auch geistig vergangen ist. Und in diesem Punkte steht Homer so klar als möglich in großer Nähe zu seinem Stoffe. Er spricht nicht blos von Thaten und Ereignissen, welche in einer beliebigen Reihe von Kalenderjahren vergangen sein könnten; sondern er spricht von Waffen, Kampfarten, Schiffen, Hausgeräthen, Opfern und Bräuchen mit einem so lebendigen Detail, daß Aug' und Ohr überzeugt werden: Homer — oder die Volkssage, die ihm zugleich mit den historischen- die Genrebilder lieferte, — empfindet die letzteren nicht im mindesten als entfabelten Alterthumskram.)

Zweitens. Wie das Zeit- so ist auch das Ortsverhältniß bei der griechischen Epen-Zeugung ein günstigeres als bei der deutschen. Die Homerischen Gesänge sind im Becken des Mittelmeeres zu Hause; der griechische Leser sah die wohlbekannten Linien, die festen Conturen, den traulichen Horizont seiner süßen Heimat zu allen Zeiten in der homerischen Landschaft. Das Mittelmeer ist vom Anfang bis zum Ende das Pivot der griechischem Nationalexistenz. Die griechische Nation trug den homerischen Schauplatz wie ein Hauskleid an ihrem Leib. Von diesem Schauplatze aus läßt sich

gar sicher in nebulose epische Fernen schweifen, — zu den Lästrogonen, Aethiopiern, Hyperboräern; immer kehren wir zurück zu ererbten Häusern, zu Vater und Mutter, zu Bergen und Thälern der Heimat. Es fehlt viel, es fehlt Alles, daß es der deutschen Heldensage so wohl würde. Frühzeitig hinausgestoßen in das Chaos der Völkerwanderung, zergehen ihr Himmel und Erde und der nämliche Mann gehört oft verschiedenen Nationen und Geographien an. Das Beste finden wir nicht einmal bei uns, sondern bei einem alten vergessenen Vetter, dem Skandinavier; so setzen wir unsere Helden und Götter wie Reliquien-Skelette zusammen: den Kopf aus der Edda, das Schenkelbein aus Tacitus, das Schulterblatt aus einer zweifelhaften lateinischen Mönchschronik. Nun und nimmermehr wird eine solche Gestalt — halbbekannt und halbfremd bei Allen — ein epischer Nationalheld und ein Träger gemüthlichen Heimatsgefühls!

Drittens. Politische Verfassung; Religion. Die Verfassung der deutschen Heldensage ist die Gemeinfreiheit mit dem gewählten Häuptling. Dieses System fiel unrettbarer Vergessenheit anheim durch das spätere Feudalsystem mit seiner Erbaristokratie und seiner Erbhörigkeit. Nachdem das Letztere ein Jahrtausend lang geherrscht, die Gestalt Europa's verändert und allen Verhältnissen seinen tiefgeschnittenen Stempel aufgedrückt hatte, wurde es in einem dritten Weltalter abgelöst von dem modernen bürgerlichen Rechtsstaat, ritardirt durch den Militarismus, d. h. durch ein System, welches über Zeit und Ort der deutschen Heldensage weit wieder zurückgreift und sein Vorbild in der romanisch cäsarischen Herrschaft der Legionen und Prätorianer hat. Diese Wandlungen und Mischungen der europäischen Verfassungsverhältnisse sind, wie ebensoviele geologische Lagerungen, die hochgeschichtete Grabesdecke der deutschen Heldensage geworden und haben ihr social-politisches Gesellschaftsbild unserm Bewußtsein entrückt. Blicken wir nun nach Griechenland und seiner Iliade, so finden wir durch den conservativen Zug des Alterthums und die Nähe Asiens auch hier einfachere und constantere Verhältnisse. Wir finden: das homerische Königthum und die späteren Republiken. Aber selbst dieser Gegensatz mildert sich noch in einem Austausch von Aehnlichkeiten. Die homerischen Griechen sprechen mit ihren Königen keineswegs wie Unterthanen mit einem Souverain; man darf sich diese Könige nicht allzu königlich vorstellen. Umgekehrt sind die späteren Republiken der Mehrzahl nach aristokratisch geblieben und haben Styl und Tradition des Königthums nicht allzuweit aus dem Auge verloren. Und schließlich blieb unter allen politischen Verfassungs-Veränderungen das politische Ur-Gebilde immer das nämliche: die kleine Communität. Diese Grundform ging nicht einmal unter den Römern, nicht einmal im byzantinischen Kaiserthum völlig verloren; es war die specifisch-griechische Form des politischen Daseins. In den engbegrenzten homerischen Königthümern von Argos, Ithaka, Etia sah auch der späteste Grieche noch den Nationaltypus seines politischen Gemeinwesens: die kleine Communität. Der homerische Staat blieb ihm gegenwärtig und verständlich in allem Wechsel der Zeiten. — Der schärfste Schnitt in dem Lebensfaden eines deutschen Nationalepos war aber wohl die Religionsveränderung. Diese Krisis kam über unsere Götter und Helden wie eine verheerende Jugendkrankheit und tödtete in den entscheidendsten Jahren ihre Fähigkeit des Wachsthums und der Fortpflanzung. Unter den Augen König Etzels und Chrimhildens kamen die fremden lateinischen Priester, fiel das Volk von den Göttern ab, baute es Kirchen und erhöhte das Kreuz. So konnte der Dichter des Nibelungen-

liedes seinen Stoff dergestalt mißverstehen, daß er Brunhilden und Chrimhilden — diese eine heidnische Königin, jene vielleicht sogar eine Göttin, — in einen christlichen Dom gehen läßt; ein epischer Fehltritt, der von Ewigkeit zu Ewigkeit nicht mehr gut zu machen! Kein ähnliches Unglück störte den Proceß des griechischen Nationalepos. Das homerische Heidenthum blieb tausend Jahre lang — homerisches Heidenthum. Als endlich das Christenthum kam und sich ausbreitete, waren die Heiden Homers nicht mehr umzubringen und konnten ruhig, als ob nichts geschehen wäre, ihren festen planetarischen Wandel durch die Fülle der Zeiten fortsetzen. Wären Hektor und Achilles in der Sophienkirche zu Constantinopel in die Messe gegangen, — so hätten sie ohne Zweifel die ewige Seligkeit erlangt, aber die Unsterblichkeit im Liede rettete ihnen kein Gott und kein Jordan!

Viertens. Sprache, Volkswirthschaft, Volksgeist. Die Sprache des Ulphilas konnte schon der Dichter des Nibelungenliedes nicht mehr verstehen, und wieder verstehen wir den Urtext des Nibelungenliedes nicht mehr; — nämlich was man volksthümlich verstehen heißt: ohne gelehrte Bildung und Schulunterricht. Die Sprache Homers wurde verstanden bis über Justinian und die Geburt Muhameds hinaus, d. h. tief ins zweite Jahrtausend. Ferner zeigt uns die frühe Cultur des Orients schon bei Homer wohlbestellten Bodenbau und blühenden Handel, — außer dem Kriegerstande vor Troja einen ausgebildeten Agrar- und Mercantilstand. Die Hauptformen der Civilisation waren längst und vollkommen entwickelt. Die deutsche Heldensage steht noch auf jener rohen und tiefen Stufe, wo nur der Kampf und der Raubzug, nicht aber die friedliche Arbeit gelten; was die dürftige Barbarei der Helden an Kostbarkeiten besitzt, ist Beutestück, nicht nationales Selbsterzeugniß. Mit der Entwickelung der deutschen Cultur fingen diese Zustände daher frühzeitig zu veralten an, und veralteten um so rapider, als eben auch die abendländische Cultur über all' ihre Formen und Typen von Veränderung zu Veränderung viel rascher hinwegschritt, als die griechisch-orientalische. Vergessen wir nicht: die Arbeit des Alterthums war Sclavenarbeit. Diese Productionsart macht unendlich weniger Erfindungen und Neuerungen als die unserige; bei allem ausgearbeiteten Reiz des Details behält die Grundform von Jahrhundert zu Jahrhundert den primitiv typischen und einfachen Charakter der ersten Conception. Noch heute sehen wir in den Regionen der Levante Krüge, Ringe, Armbänder, Kleidungsstücke, hundert Stücke des täglichen Lebens, welche das Bild der homerischen Kunst und Industrie in der Welle des modernen Lebens reflectiren. Aus der Sclaverei des Alterthums aber ist es uns erlaubt, noch eine weitaus wichtigere Folgerung abzuleiten. Von einem homerischen Helden wie Achilles, der den König der Centralgewalt Agamemnon: Schandbarer, schamlosester Mann, habbegierigster Aller schilt; bis zu einem byzantinischen Höfling, welcher vor dem Cäsar und dem Eunuchen des Cäsars im Staube kriecht ist die Wandlung des Volksgeistes, sollte man denken, mindestens ebenso groß oder noch größer — als von Siegfried dem Drachentödter, bis zum Schulmeisterlein Quintus Fixlein. Und doch ist es nicht so, sondern auch auf dieser Wage liegt der Vortheil bei der Iliade und der Nachtheil bei den Nibelungen. Die Griechen waren Sclavenhalter. Der Sclavenhalter aber weiß, daß er nur durch Gewalt herrscht und sein ganzes Erziehungssystem bezweckt eine aristokratische Ueberlegenheit, welche als physische Gewalt bezwingt, als moralische imponirt. In den spätesten Zeiten, in den Zeiten

der tiefsten Entartung konnten daher nur die homerischen Heldentugenden selbst untergehen, niemals dagegen der Geist, der nationale aristokratische Geist, aus dem sie geschätzt und verstanden wurden. Zu keiner Zeit fiel das homerische Ideal aus dem Ideenkreise des Volkes heraus; das Ideal wurde nicht mehr realisirt, aber es konnte unter Sclavenhaltern nicht aufhören, wenigstens theoretisch zu gelten. Ja, vielleicht ist Homer als Lieblingsdichter des Alterthums just um so mehr Bedürfniß geworden, als sein männliches Ideal, nachdem es aus der Praxis verschwunden, wenigstens noch in der Stimme des Gewissens und im Echo dieser Stimme die Gemüther der Epigonen mit einem Zug elegischer Wollust tröstete und versöhnte. Um vieles tiefer und radicaler war der Bruch, welcher sich im deutschen Volksgeiste vollzog, als die Nation aus einer kriegerischen in eine literarische sich verwandelte. Die literarische Nation hatte nicht nur die Bravour des Drachentödters nicht mehr, sie liebte und achtete sie auch nicht mehr. Der Nationalbegriff und der Nationalstolz warf sich auf das entgegengesetzte Ideal: Humanität, Intelligenz, Bildung — Geist und abermal Geist wurde das Schlagwort der literarischen Nation. Man sehe nur zu, wie diese Nation z. B. in Denkmälern ihre Ehren vertheilt. Immer sind es die Männer der Schrift, nicht der That, welchen sie Denkmäler setzt. Und hat sie die wirklichen Größen, wie Schiller und Goethe, in Denkmälern geehrt, so steigt sie lieber herab bis zu Gellert und Uz, Hans Sachs und Simon Balde, als daß ein Mann der That, eine große dramatische Nationalfigur, wie z. B. Jürgen Wullenweber, ein Held, an welchen Homer auch seine Freude gehabt hätte, ihr eine monumentale Anerkennung entlockte. Wie hätte sie bei dieser Geistesrichtung eine nationale Sympathie — für Siegfried und Helgi, für Hildebrand und Hadubrand bewahren können? Die Römer und Griechen der Decadence, die Juristen, Sophisten und Theologen zu Rom und Byzanz, Alexandrien und Antiochien, waren gewiß auch literarisch gebildet, aber wie der physische Adel in ihrer Lebenspraxis unterging, hielten sie mit wachsender Vorliebe nur um so begieriger seinen Schatten noch fest, und die Spiele des Circus und Hippodroms waren zwar ein mißbrauchtes und leeres, aber immerhin noch ein Schauspiel unendlichen Heldenscheins, eine äußerliche Hülse, dessen innerer Kern einst Hector und Ajax und Diomedes geheißen. Es war eben die Stimmung von Sclavenhaltern, die aristokratische Stimmung, welche den Ton der Römer- und Griechenwelt, selbst noch im Christenthume, beherrschte, und welche den episch-heroischen Traditionen so überaus günstig blieb. In diesem Sinne aber dachte das ganze Alterthum aristokratisch, auch die Demokraten. Je wahrer und wirklicher nun die Demokratie bei uns sich entwickelt, je gewissenhafter sie Ernst macht, nicht blos mit der Form, sondern mit dem Geiste: Gleichheit der bürgerlichen Rechte und durch allgemeine Bildung womöglich auch der Rechte an das Recht; um so unerbittlicher treibt der ganze Strom unserer Geschichte gegen die Aristokratie und in die Opposition zu derselben. Schon ahnen wir eine Zeit, wo nicht einmal die Aristokratie des Talents und Wissens hervorragen wird; verfehmt ist aber schon längst die Aristokratie der Faust und über physischen Adel, körperliche Bravour, ritterliche Uebung ꝛc. ꝛc. herrscht ein Ton, welcher nur zwischen Verachtung und Mitleid variirt. Was dahin einschlägt, z. B. Jagd- und Turfsport der Junker spielt bei den Modernen unter ebenso eiskalter Theilnahmlosigkeit des öffentlichen Geistes, als bei den Alten die homerischen Schattenspiele des Circus und des Hippodroms in der wärmsten Temperatur eines National-

sports wucherten. Und wenn ein Chef der Waffengewalt, d. h. ein Fürst, seinen Generälen Reiterstatuen setzt, so sieht die Nation, welche beharrlich ihre Statuen nur den Männern des Geistes setzt, ebenso theilnahmlos, um nicht zu sagen, argwöhnisch und abgünstig zu. Bei dieser unerbittlichen, in unserer Cultur so tief begründeten Antipathie gegen den Faustadel sage uns aber kein ernsthafter Mann, daß der epische Geist zu unserm Nationalgeiste stimme. Selbst wenn unsere Vorzeit uns eine Iliade geschenkt hätte, so bleibt es ungemein fraglich, ob sie bei uns, wie bei den Griechen, unter den fortwährenden Revolutionen der europäischen Sitten und Denkungsart, ihre Geltung behauptet hätte; um wie viel weniger dürfen wir die Möglichkeit zugeben, daß eine deutsche Iliade nun erst von Neuem anzufertigen wäre. Es kommt uns das vor, als ob man — den Robespierre baronisiren wollte!

Man wende nicht ein, daß sich ja die Iliade bei uns eingebürgert habe. Tausend Dinge hätten wir dagegen zu sagen. Zunächst und vor Allem gehört es auf ein ganz anderes Blatt, warum wir nicht nur die Iliade, sondern die Blüten aller Literaturen bei uns eingebürgert haben. Ferner läßt es ganz und gar keinen Schluß zu, weil wir ein vorgefundenes Fertiges anderer Zeiten und Völker bei uns aufnehmen können, daß wir das, was wir selbst unfertig liegen gelassen, nach vierzehnhundert Jahren dort wieder einfügen können, wo es seiner Zeit aus den Fugen herausgefallen. Endlich aber bleibt zu erwägen übrig, daß wir auch zur Iliade ein ganz anderes, ja ein entgegengesetztes Verhältniß haben, als welches die Griechen hatten, nämlich daß wir das Buch gleichsam umgekehrt lesen, weil uns secundär ist, was jenen primär war und vice versa. Die Geschlechtsregister, die heroischen Ahnenbilder, die mythologischen Descendenzen, die Stadtwahrzeichen, mit Einem Worte, alle National-Daten und -Realien der homerischen Rhapsodien waren den Griechen eine sehr ernsthafte und wichtige Angelegenheit. Und weil sie das waren, wendeten sie allen Schmuck ihres Geistes an die Form dieses kostbaren Inhalts, bis endlich die Form selbst so kostbar geworden, daß in ihrer Idealität das Reale völlig aufgehoben erschien. Von da an lebte sie aus eigener unsterblicher Kraft weiter und der historisch-reale Stoff mochte den veränderten Zeiten und Sitten ruhig seinen Tribut der Sterblichkeit zollen. Unsere Schätzung Homer's dagegen mußte gleich damit anfangen, daß uns die reale Seite etwas Gleichgültiges und Zweck und Ziel unseres Interesses einzig die ideale Seite, die Schönheit, war.

Aber da bist Du ja, wo ich Dich haben will, möchte nun Jordan ausrufen. Die Schönheit, ganz Recht, die Schönheit! Die eben verleihe ich jetzt unserm Stoffe. Und mit dem Kraftöl der Schönheit gesalbt, wird er von nun an Alles haben, was er zur Unsterblichkeit braucht.

Es ist wahr, durch stark aromatische Düfte kann ein Schrank vor Motten und Würmern bewahrt werden; ist er aber bereits zermodert, so pflegen die stark aromatischen Düfte nichts mehr auszurichten. Es ist wahr, durch Gesundheits- und Schönheitspflege läßt sich ein Körper trefflich conserviren; ist er aber im Grabe verfault, so wird dem Todtenschädel vielleicht eine schonende Wachsmaske zu Gute kommen können, weniger dagegen Haaröl, Zahnpasta und Anatherin-Mundwasser. Es mag das scurril gesagt sein; aber warum muß es überhaupt noch gesagt werden: daß die Schönheit nur eine Erscheinung vom lebendigen Organismus sein kann?

Lebendiger Organismus aber ist hier die nationale Geschichte. Und wenn wir zuvor den Epiker nicht eine Privatperson, wie jeden andern Dichter,

sondern eine geschichtliche Person genannt haben, so ist er das darum, weil das Epos selbst Geschichte ist.

Erst schlagen die wilden Naturvölker blind auf einander los, was zu ihrem täglichen Brode gehört und nichts Merkwürdiges hat. Auf höheren Stufen kommen geistige und individuelle Züge in dieses Faustrechts-Chaos; die Schläge werden Nationalthaten, die Schläger Nationalhelden. Die Nation fängt zu ahnen an, daß das der Geschichte und des Gedächtnisses werth ist. Noch aber steht sie nicht in der Reihe der politischen Staatsgeschichte; es bleibt noch Namens- und Personal-, kurz, Heldengeschichte. Noch steht sie nicht auf der Höhe der Geschichtschreibung; es bleibt noch Geschichtsagung. Das Nachsagen erleichtert die gebundene Rede, welche ihr ins Ohr geht und das Gedächtniß ans Wort bindet. Das ist das Stadium des Epos. Das Epos entspringt dem Drang und dem Bedürfniß nach Geschichte. Dieser Geschichtsdrang befriedigt sich, in Ermangelung der wissenschaftlichen Form, einstweilen in der poetischen, welche dem Naturstande näher liegt; immer aber ist es das geschichtliche und nicht das poetische Pathos, welches die Keimzeugung des Epos verrichtet. Diese Grundwahrheit kann nicht stark genug betont werden, denn sie zu verkennen ist Jordans Grundirrthum. Er hält das Epos für ein Gedicht, wie jedes andere, für ein Kunstwerk, das man zu jeder beliebigen Zeit bauen, ausbauen und umbauen könne. Beharrlich verkennt er, daß im Epos die Poesie nicht souverain ist, daß sie nur eine Souzerainetät hat, die Geschichte dagegen die Souverainetät. Die Erstere in die Letztere zu verwandeln, was z. B. in Serbien und Rumänien als politische Möglichkeit verfolgt wird, verfolgt er als eine ästhetische auch im Epos. Aber so ist es nicht gemeint. Wackerere Knaben und jugendliche Völker nehmen es sehr ernsthaft mit ihren Spielen. Ein Volk beabsichtigt in seinem Epos niemals das Spiel der Poesie, sondern es ist ihm völliger Ernst, reine geschichtliche Wahrheit zu überliefern. Ist aber das Zeitalter der Geschichtschreibung längst schon eingetreten und hat sie von einem Gregor von Tours bis zu Schlosser und Ranke herab dreizehn Jahrhunderte lang auf breitester literarischer Basis fungirt, so ist die schmale epische Basis, so ist das Zeitalter der Geschichtsagung eben dahin und reiner Humbug scheint es, über den Kopf dieser dreizehn Jahrhunderte hinweg, den Nationalepiker zu etabliren. Es kommt uns das vor, als ob eine artige Witwe ein Wochenbett hielte und uns versicherte, das Kind datire nicht von neun Monaten, sondern es sei noch von ihrem Seligen der vor neun Jahren gestorben. Wieder mag dieses Bild scuril sein, aber wir wüßten das, was es ausdrückt, nicht besser zu bezeichnen. Die Eltern des Epos sind ein lebhafter aber literarisch noch unbemittelter Geschichtsdrang, verbunden mit einem poetischen und kunstbildenden Schönheitsdrang. Unmöglich aber kann nun der Vater in dem einen und die Mutter in dem andern Jahrtausend stehen. Ihr Wirken muß ein gleichzeitiges sein. Hinzuzusetzen ist noch: es darf in der nächsten Zeit, welche wir waidmännisch die Schonzeit nennen möchten, nicht gestört werden. Nimmt aber das Nationalleben nun einen Gang, durch welchen die Heldensage als geschichtliches Motiv frühzeitig überflüssig oder interesselos wird, jedenfalls früher als sie von dem kunstbildenden Schönheitsdrang noch zum reifen Epos ausgetragen worden, so bleibt die Geburt eben verfehlt und in aller Zukunft und Ewigkeit ist kein Dichtersproß mehr möglich, welcher das gestörte organische Werk fortsetzte und vollendete.

Wir wollen nun nicht darüber streiten, erstens: ob das poetische Schön-

heitsgefühl und der componirende Kunstverstand hoch genug gestanden, um unsere Heldensage zum Epos zu erheben; Jordan wird sagen: Ja, spätere Zeiten hätten nur wieder entstellt und decomponirt; er restaurire blos. Obwol wir nun Nein sagen, wo er Ja sagt, so lassen wir doch das dahingestellt, weil wir zweitens zu sagen haben, was wohl streitlos ist, nämlich: daß die deutsche Heldensage frühzeitig aufgehört hat, einen Beruf als Geschichtsmotiv zu haben und als solches aus dem Nationalbewußtsein frühzeitig herausfiel.

Sollen Heldensagen fröhlich und sicher zu einem Nationalepos ausreifen so müssen dieselben, wir wiederholen es, ihrer gerechten Schonzeit genießen, so muß die Nation lange in dem Zustande beharren und an den Geist glauben, der mit diesen Heldensagen sich gleicht. Das hörte bei den Deutschen frühzeitig auf. Noch wäre ihr normales heroisches Zeitalter lange nicht zu Ende gewesen, als sie, wie Kinder, welche sich zu früh in der Schule versitzen, den schönen Naturproceß unterbrachen. Noch waren sie im Wachsen und nicht ausgewachsen, als sie den Christusglauben annahmen, — wie jeder Spiritus Gift für sie, denn die Reife zum Spiritualismus war den naiven Heldennaturen noch nicht gekommen. Der Christusglaube aber dementirt den Heldengeist so schroff als möglich. Leiden, dulden, entsagen, den Himmel verdienen, vergeben, verzeihen, die Feinde lieben, Buße thun, — das Alles ist nicht Heldenpraxis. Es ist das genaueste Gegentheil davon. Und als sie nun ihre Wanderfluten ins römische Reich ergossen und die christlichen Länder als Eroberer betraten; als sie die Senatoren, die Ritter, die Bischöfe, die Päpste nun persönlich kennen lernten; — da ging ihnen vollends ein Mühlrad im Kopfe herum! Wie geschah ihnen nur? All' diese Leute hatten sie überwunden, es war ein sieches verdorbenes Volk — und doch! Wie viel war von diesen Leuten zu lernen! Religion, Philosophie, Literatur, Industrie, Kunst, wunderbarerweise sogar Bewaffnung und Kriegskunst, kurz Alles. Und der deutsche Held setzte sich auf die Schulbank seines Sclaven und lernte. Und der Sclave benutzte die schöne Gelegenheit sich zu rächen und sagte seinem Ueberwinder mit Schadenfreude, daß seine Götter Teufel seien und seine Helden gemeine Klopffechter, die ein anständiger Mensch desavouiren müsse, denn Hercules oder Achilles, Josuah und Gideon, das seien die rechten Und wenn er es ihm nicht in's Gesicht sagte, so schwante dem armen Barbaren selbst etwas Aehnliches, so sagte es ihm sein eigenes irregewordenes Herz. Er hatte eine Welt überwunden, die er physisch verachtete und ihm geistig imponirte. Reifen in diesem Zwiespalte Kunstwerke? Ja, können die schon vorhandenen Dichtwerke noch harmlos fortgesungen werden in den Accenten dieses Zwiespalts? Kann es etwas traurigeres geben als ein Schwert, das die Welt erobert hat, aber statt siegesfroh aufzujauchzen, sich gleichzeitig sagen muß: Es kommt in der Welt noch auf ganz andere Dinge an, als auf das Schwert! Bin doch ein arm, einfältig Kind!

Und der Mund des deutschen Schwertes, die Heldensage fing an zu verstummen oder irre zu reden. Die fremden Literaturen überholten den Geist, ja die fremden Sitten bald auch den Leib, die unmittelbare Basis, des germanischen Heldenthums. Und was von der Fremde gilt, stand nicht viel besser in der Urheimat selbst, die sich durch keine chinesische Mauer von der Fremde abgesperrt hielt. Im Gegentheil. Ganz Deutschland durchdrang ein fieberhafter Geist der Auswärtigkeit. Das war Jahrhunderte lang ein ewiges Kommen und Gehen von Londinum bis Karthago. Wie geht's

dem großen Vetter im Römerlande? fragte jeder Mund in der Heimat. Ach und die Antwort war dem Heldenbewußtsein nicht günstig! Zerstoben Alles, verdorben und gestorben im dritten Glied! Ein Hahnrei, Belisar, hat die Enkel des großen Genserich und ihr afrikanisches Vandalenreich vernichtet; ein Eunuche, Narses, hat die Enkel des großen Theodorich und ihr schönes italienisches Gothenreich von der Erde hinweggefegt; in Gallien raufen und vergiften sich die fränkischen Königsweiber, und die Merowinger, die Enkel des großen Chlodwig, erlöschen als Siechlinge. Noch seltsamer aber ist's in Britannien. Da hört man nicht von den Siegern, sondern von den Besiegten! Kein Mensch spricht von den Angelsachsen, dagegen geht ein großes Reden um von einem britischen Winkelkönig, welcher das Land, dem schon längst der römische Schutz fehlt, auf eigene Faust vertheidigt; hoch hält er die altceltische Nationalfahne noch eine Weile über Wasser, und — König Artus wird Held einer epischen Mythe!

Eia popeia, schlaf' ein, arme deutsche Heldensage! Und die Mutter erzählte ihren Knaben wenigstens die alten Geschichten vom Drachentödter, weil der Vater so böse neue Geschichten heimbrachte. Das war ein Trost, aber kein Stolz, und mit dem homerischen Heldenfluge war's, wie in der Fremde so auch zu Hause, vorbei!

In der That ist es zu wundern, daß unter diesen Umständen noch immer ein paar Invaliden und alte Weiber übrig blieben, welche die Geschichte vom Drachentödter im Schlafe sich zuraunten. Aber schon zu Karls des Großen Zeiten müssen diese Geschichten starr und steif gewesen sein und vermochten nicht mehr zu grünen. Wäre es denn ein Zufall daß seine Sammlung der deutschen Heldenlieder so schnell wieder verloren ging, während die Sammlungen, welche den Namen Homer und Firdusi tragen, Kleinode der Weltliteratur geblieben? Nur zu deutlich ist's: schon Karl der Große sammelte nur noch als Privatliebhaber, Curiositätenjäger und Sportsman, nicht aber als historische Person und im Auftrag eines großen nationalen Gedankens und Bedürfnisses. Und freilich war es die bitterste Ironie: mit der Einen Hand die deutschen Heldenlieder zu sammeln und mit der andern die Ueberschwemmung einer fremden Cultur in's deutsche Land zu leiten, — die lateinischen Klosterschul.n! Es hieß, den Bock zum Gärtner setzen, um ein niedriges Sprichwort nicht zu verachten. Das Kloster widersprach den Helden und das Lateinische dem Deutschen.

Um wie viel glücklicher fiel das Loos der griechischen Heldensage! Auch auf die Griechen wirkte die Fremde, auch sie wanderten, eroberten, colonisirten; aber wohin ihr Fuß trat, nirgend fanden sie höhere Zustände als ihre eigenen. Die Deutschen kamen als Barbaren zu Classikern, die Griechen als Classiker zu Barbaren; jene lernten, diese lehrten. Ein Unterschied, der ein Gegensatz ist! Und als dem griechischen Nationalepos nun der holde Schöpferruf: werde! erscholl, da gab es in der ganzen Welt nichts, was diesen Werdeproceß störte und überholte. Sogar bei den Griechen selbst nichts. All' ihre Fortschritte assimilirten sich in schönen Bildungen und Umbildungen ruhig, stätig, organisch — abenteuerliche Matrosenlügen zu einer Odyssee: pretentiöse Junkergeschichten zu einer Iliade! Das naivste Fabuliren ging in schönen, menschlichen Maßen auf und die Maße waren fähig Alles zu fassen was der Nation an erhabenen Idealen zureifte und zuwuchs. Ja, als der Bruch endlich eintrat (wozu es gar nicht des Christenthums brauchte), als die Philosophen über Elemente, Atome, Seele und Aether zu lehren anfingen,

wie Homer sich nichts träumen ließ, da hatten sie nur die besseren Begriffe; er aber behielt die besseren Gestalten. Was ließ sich machen? Dieser kindliche Heldengott Zeus war doch sehr dauerhaft gearbeitet; er hielt sich ungemein fest und sicher in seinem Sattel! Die Gottesleugner aller Schulen empfanden einen geheimen Nationalstolz über diesen Gott; der schöne majestätische Herr machte ihnen Allen eine Freude, — wie sie Donar nie einem Karolinger oder Hohenstaufen gemacht! Die Meere lagen schon längst im Lichte der Wissenschaft da; aber kein Licht verscheuchte die homerischen Sirenen von ihren Klippen. Die Cäsaren thronten längst über drei Welttheilen; aber in den erhabensten Augenblicken und bei den stolzesten Schritten ihres Lebens citirten sie die homerische Weisheit von Königen, welche nichts als Rinder und Rosse beherrschten. Dieser Homer war der Hausgeist in der Hütte und im Palast. Das Alterthum hat zwölf Jahrhunderte gesehen, in denen vielleicht kein Tag verging, wo vom Specereihändler in Palmyra bis zum Steuereinnehmer in Londinum bei den verschiedensten Anlässen des menschlichen Lebens nicht Vater Homer citirt worden wäre. Anwachsend von seiner Quelle, schwoll er zum Strom, der alle Culturen der Erde umflutete; die deutsche Heldensage versiechte im eigenen Lande, ähnlich einem kraineriscken Bächlein, das in den Bodenhöhlen der Karstformation verschwindet, zu Tage tritt und wieder verschwindet. Karl der Große — der Nibelungendichter — Jordan — sie alle sind Fragmentisten und spinnen nicht einen laufenden Faden, sondern experimentiren, von Zeit zu Zeit einen morschen und abgerissenen wieder anzuknüpfen.

Wie tendenziös und forcirt unter diesen Umständen das Gerede ist, daß die deutsche Heldensage an Kraft, Zartheit, Tiefsinn, Höhe des Tons, Fülle der Verhältnisse, kurz an allen menschlichen und göttlichen Schönheiten der griechischen nicht nur nicht nachstehe, sondern womöglich noch vortrete! Wie pharisäisch, mit unserem Patriotismus unsere Aesthetik zu bestechen! Sagt uns statt' all dieser schillernden Worte nur ein einziges, wenn ihr könnt, — sie sei leben geblieben! Zeigt uns die Bücher, die Gedichte, die Zeitungen, welche bewiesen, daß die Vorstellungen der deutschen Heldensage in unsern täglichen Sprachgebrauch übergegangen wären. Wir sagen: Elysium, Paradies, Eldorado, Eden; aber nicht: Asgard oder Walhalla; wir sagen: eine Amazone, aber nicht eine Brunhilde; wir sagen: eine herkulische Kraft aber nicht, eine Siegfriedische Kraft 2c. 2c. Nicht Eine sprichwörtliche Redweise wüßten wir, worin sich ein Bild unsrer Mythenzeit der Volksphantasie eingeprägt hätte. Das Volk hat biblische, die Gebildeten schulclassische, Niemand hat Bilder der deutschen Vorzeit. Vindicirt den letzteren nun ästhetische Rechte so viel ihr wollt, was kann das helfen? Rechte müssen ausgeübt werden, um nicht verloren zu gehen. Homer hat sein Recht fortwährend ausgeübt. Jedes seiner Worte war ein Samenkorn, das aufging, zur tausendjährigen Eiche. Nicht mehr als acht Zeilen enthalten in der Iliade das Charakterbild des Thersites, aber für ewig ist Thersites ein sprichwörtlicher Typus geblieben. Der ganze Homer war nichts als ein einziges großes Sprichwort des Alterthums. Um im staatsrechtlichen Curiositätenstyl Oesterreichs zu sprechen, so ist Homer wie Deák — der Mann der Rechts-Continuität; Jordan aber, — wie Palacky und Rieger, — der Poet der „verneuerten Landesordnung."

Machte nun Jordan keine Principienfrage aus seiner Dichterweise; enthielte er sich, um sich erst practischen Boden zu schaffen, zuvor die Theorie des

Epos zu verderben und zu verwirren, so möchten wir seine Dichtweise nicht völlig ablehnen, sondern unter Einschränkungen gelten lassen. Jordan hat eine starke poetische Formenkraft, einen lebhaften Sinn für die Logik eines Stoffes, er hat Styl, Vortrag, Ordnung, er hat, möchten wir sagen, Contrapunkt in seiner Musik, er hat endlich eine ungemein hohe poetische Stimmung. Da es ihm aber an Erfindung gebricht, an zeugender Fruchtbarkeit der Phantasie, so hat ihm die Natur aufgetragen — nicht Paläste in Ravenna zu bauen, sondern in Ingelheim oder in Aachen, und die kostbaren Trümmer und Werkstücke von Ravenna dabei zu verwenden. Nicht Neues zu machen, sondern Fertiges neu zu machen, ist sein Beruf. Viel besser, als seine theoretischen Schutzschriften, lassen uns seine Naturanlagen erkennen, was er soll und was er muß. Wie wichtig das ist, ob es Bedürfniß ist, welche Plätze es auszufüllen hat, — darüber ließe sich handeln, wenn der Rhapsode den Preis seiner Stüden-Poesie nicht so hoch ansetzte, daß ein billiger Handel unmöglich bleibt. Er fordert den Platz, wo Homer und die Homeriden stehen; unser Gegenangebot wäre höchstens der Platz in der Nähe von Platen und in der Gruppe der Plateniden. Für ewige Zeiten gehen diese Wege auseinander — den unsrigen ziehen wir in Frieden.

Der Wilderer.

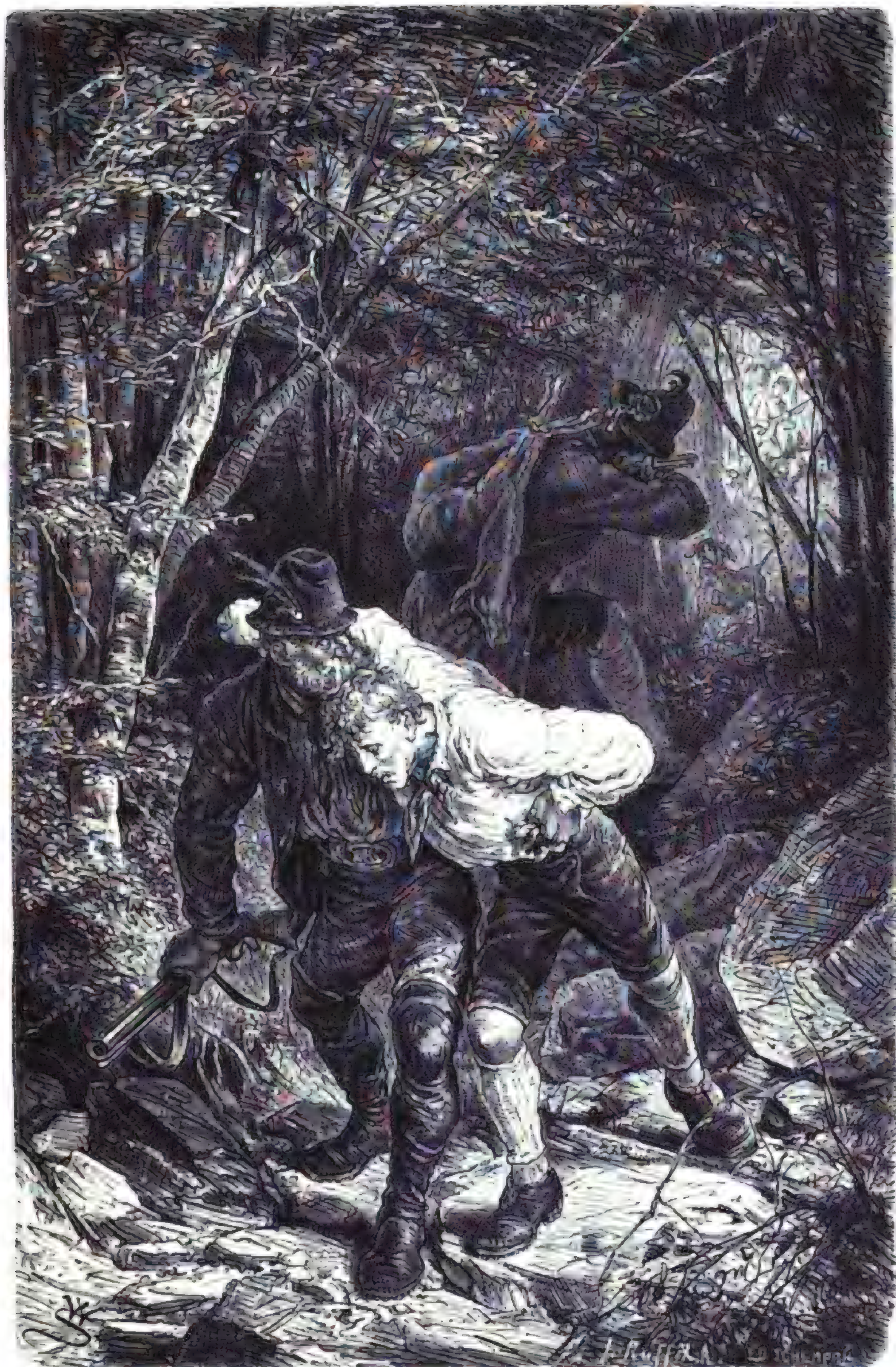
Der Mann der Pflicht, der Förster, schreitet
Wachsamen Auges durch den Wald;
Da stutzt der Hund, der ihn begleitet:
Im Elsengrunde hat's geknallt.
Halloh! Die Wild'rer sind im Gange!
Und wieder knallt's und noch einmal.
Nun gilt's. Es ruft die Pflicht. Am Hange
Des Berges rasch hinab in's Thal!

Da steh'n die Schützen. Frisch geladen
Zu neuem Schusse ward das Rohr,
Doch plötzlich tritt aus wald'gen Pfaden
Der Förster hinterm Busch hervor:
„So hab' ich euch, ihr Strauchgesellen;
„Das Wild und auch die Büchsen her!" —
„„Hast du nichts weiter zu bestellen,
„„So komm' und nimm dir mein Gewehr!""

Der Eine ruft's mit Hohn und sendet
Dem Feind die volle Ladung zu,
Doch hat er kaum die That vollendet,
Ereilt Vergeltung ihn im Nu.
Von sich'rer Kugel schwer getroffen,
Den Tod im Herzen, schwankt er hin
Und stöhnt: „Ich habe nichts zu hoffen,
Ich weiß, daß ich verloren bin."

Der Alte führt mit Grau'n und Schrecken
Den Sohn zum Sterben durch die Schlucht,
Der Dritte sucht sie noch zu decken,
Doch schon unmöglich ward die Flucht.
Der Schuß versagt. Der Förster schreitet
Heran, ein treuer Mann der Pflicht;
Er nimmt die Waffen und geleitet
Die trutz'gen Wild'rer ins Gericht.

H. G.



Gez. von W. Simmler Gest von L. Ruff.

Die Wilderer.



Die Passi

Kaiphas (Johann Lang). Pilatus (Tobias Flunger). Chr

Petrus (Joseph Hett).

Chorführer (Joh. Diemer). Magdalena (Josepha Lang) Judas



...sspiele in Oberammergau.

Johannes (Joh. Zwink). Schutzgeist (Marie Haser).

...us (Joseph Mair)

Maria (Franziska Flunger).

Nathaniel (Paul Fröschel).

...Gregor Lechner). Schutzgeist (Josepha Flunger).

Das Passionsspiel in Oberammergau.

Von **Ferdinand Hey'l.**

Christus heißt Meier! — Oder wie die Variation dieses Allerwelts-namens im bayrischen Gebirge lautet: Mair!

Man staune nicht. Es liegt in dem eigenthümlichen Schauspiel, dessen Schilderung wir hier unternehmen wollen, so viel Erhabenes, Großartiges, neben dem — wir wollen nicht sagen Gewöhnlichen — aber doch Eigenthümlichen, daß uns die gewählte Bemerkung als Eingang unserer Schilderung entsprechend scheint.

Der „Salon“ hat über die Vorproben des Passionsspieles schon eine erschöpfende Mittheilung aus gewandter Feder gebracht, dem freundlichen Leser sind Bühne und räumliche Verhältnisse schon so nahe gerückt, daß wir uns der Mühe überhoben glauben, hierüber noch weitere Andeutungen geben zu müssen. Geschichtliche Entstehung und Ausbildung der Passionsspiele haben schon längst ihre Bearbeiter gefunden und die Tagespresse wird nicht verfehlen, sich eines so dankbaren als interessanten Stoffes nach jeder Richtung zu bemächtigen. Vielleicht trägt die Schilderung einer Fahrt zur ersten diesjährigen Passions-Vorstellung im Ammergau doch dazu bei, daß unsere Leser ein größeres Interesse an dem fesselnden Schauspiele gewinnen, welches eine kleine Dorfgemeinde in bewundernswerther Einigkeit in's Werk gerichtet. Ist doch mit Ablauf dieses Jahres nach einer vollen Decade erst wieder Gelegenheit geboten, die Passion, den Passion, oder das Passion — man hört im Ammergau die Anwendung des Wortes männlich, weiblich und sächlich — zu schauen.

Also frisch zur Fahrt:

„In die Alpen hinein, in das schöne Land!
In der Berge dunkelschattige Wand!
In die Alpen hinein, in die schwarze Schlucht,
Wo der Waldbach toset in wilder Flucht! — —“

Ein heller sonniger Himmel liegt auf den malerischen Felswänden des Karwendelgebirges, der Wettersteine und der Tyrolerberge. Hell grenzt sich die prächtige Zugspitze, der höchste Berg Oberbayerns, gegen Süden ab. Die weißen Streifen des Wintergastes, des weißglänzenden Schnee's leuchten aus allen Runsen und Riefen des Gebirges, denn massig wie seit vielen Jahren nicht, hatte er im vergangenen Winter die Berge des Oberlandes eingehüllt. Wie unzählige Ferner erscheinen die Einsattlungen der Hochalpen. Wir hatten, um uns der Gefahr nicht auszusetzen, den biederen tyroler Landleuten gleich, die Nacht auf der Straße, oder auf einem gastlichen Heuboden Ober-Ammergau's zubringen zu müssen, unser Nachtquartier in Partenkirchen aufgeschlagen und fuhren frischen, fröhlichen Sinnes in die kräftige Morgenluft hinein, in kurzer Zeit Oberau erreichend, wo der Weg, von der großen Straße abzweigend, in's Ammergau hinüberführt.

Es war um die fünfte Morgenstunde, aber — von allen Straßen querfeldein, bergauf, bergab, zogen sie heran die Bewohner des Tyrol und der Grenzbezirke Bayerns gegen Oesterreich hin. Uebernächtige Engländer, die von Innsbruck eine lange nächtige Wagenfahrt unternommen, um rechtzeitig am Platze zu sein, erschienen als wirksamer Contrast mit ihren Schottenmützen, zwischen den hohen Thurmhauben aus Edelmarder, jener absonderlichen, aber unpractischen Sonntagstracht aller bayrischen Gebirglerinnen.

Der Bursch mit der grauen Joppe, den Spielhahnstoß verwegen auf dem spitzen Hute, der Greis im aufgesteiften Sonntagsgewande, die Allgäuerin in ihrer eigenthümlichen Tracht, sie alle zogen daher in gemessener fast feierlicher Haltung, zur Darstellung der Leidensgeschichte Christi.

„Es war,
Als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre."

Bald war der Ettaler Berg — ein Fahrweg, der seine Gefährlichkeiten hat, um den die Berliner indeß gern das Köpenickerfeld eintauschten — erreicht und hinauf ging's zu Fuß, eine unabsehbare Procession neugieriger und ungeduldiger Waller.

In kurzer Frist lag das Kloster Ettal mit seiner schönen Kirche — muthmaßlich die Geburtsstätte des Passionsspieles und seines Textes — vor uns und auf trefflich hergerichtetem Fahrwege (Alles um der Passion Willen) trabten wir, nachdem unser Wagen sich mühsam den Berg hinaufgeschleppt, dem eigentlichen Oberammergau zu. Fernher grüßt der Kofel, ein abenteuerlich gestalteter Felskegel, zur Linken mündet das blumige, saftreiche Graswangthal, ein Stückchen Tyrolerlandes.

In kurzer Fahrt liegt Oberammergau vor uns. Unser Kutscher, der wie Jedermann hier, von Christus nur als von „unserm Herrgott" spricht, erzählt uns mit Stolz, „er sei auch aus Oberammergau, grad wie unser Herrgott", und „unser Herrgott (Mair) sei grade so alt als er" (27 Jahre).

Endlich erreichen wir die ersten Häuser des Ortes, die offenbar „zum Passion" in neue Kleider gesteckt und frisch und sauber hergerichtet sind, um der Sache und den Bewohnern Ehre zu machen. Heiligenbilder und Darstellungen aus der biblischen Geschichte finden sich in der bekannten in Tyrol häufigen Manier, aber in künstlerischer Ausführung an den Giebelwänden der schmucken Behausungen. Man sieht schon daran, das Völkchen hat Formensinn und Vorliebe für künstlerische Darstellung. Keines der Bilder ist fratzenhaft und steif. Das Dorf selbst ist zerstreut und in willkürlicher Anordnung erbaut; Wiesenpfade ziehen zwischen den Häusern hindurch, die einzelnen Wohnungen mit den Hauptstraßen verbindend.

Von einem nahebeiliegenden Hügel winkt das stattliche Haus — mehr im Geschmacke einer Villa — des Prologus Diemer aus „dem Passion" herüber; dort ist auch die Werkstatt und Niederlage der Passions-Garderobe etablirt.

Aber siehe da! Auf den Wiesenpfaden zu unserer Rechten hüpfen munter einige Engel heran, uns schon Eingangs des Ortes begrüßend. Es sind Kinder, welche in „dem Passion" mitwirken, und welche schon daheim ihre lichten Gewänder umgelegt, da selbstverständlich in den Räumen der Bühne selbst nicht Platz genug für die Costümirung der circa fünfhundert Mitwirkenden vorhanden. Da trägt eine Truppe die Lanzen und Speere der römischen Krieger, dort schleppt ein altes Männchen die Stiefel des Kaiphas, Andere die hohen Mützen der Priester, die Dornenkrone des Gekreuzigten —, sie Alle wandeln mit uns eines Weges. Buntes Leben und Treiben überall.

Wir kommen der Bühne näher. Rings umher, einem Jahrmarkt zu vergleichen, haben sich Buden und Verkaufsstände für alle mögliche Gegenstände etablirt. Auch Devotionalien, Cruzifixe, Rosenkränze und Kreuze fehlen nicht.

Christus (Mair) ist Besitzer einer Kleinhandlung für Spirituosen und feine Liqueure, während er selbst später die Verkäufer aus dem Tempel vertreibt.

Gleich einem Bienenschwarm summt es um uns her. Alle Dialecte des

Gebirgslandes klingen zum Ohr. Berlin fehlt natürlich nicht mit seinem: Jottvoll und pyramidal! Old England macht sich kenntlich durch ein auffälliges: Look here, Richard! That's very beautiful, indeed! Auch Französisch fehlt in dieser Sprachvermengung nicht. In der That schon ein Stückchen biblischer Darstellung — der Thurmbau von Babel mit seinem Sprachengewirr.

Vor den Thüren sind schon allerwegen Spaliere neugieriger Zuschauer gebildet; drinnen summt's wie die brausende See. Um acht Uhr soll die Vorstellung beginnen und seit sechs Uhr sind schon ganze Reihen der mächtig langen Bänke besetzt. Wir haben uns einen Logenplatz reserviren lassen, für alle Fälle, denn nicht immer gelingt's Einlaß zu finden, weshalb auch die Veranstaltung getroffen ist, daß für den Fall einer Ueberzahl von Gästen für den Sonntag, am darauffolgenden Montag sofort wieder eine vollständige Vorstellung stattfindet.

Endlich finden wir Einlaß an der Logenthür, welche über eine ziemlich hohe, geländerlose Treppe erreicht werden muß. Den Lesern des Salon empfehlen wir für alle Fälle diese Logenplätze (Eintrittsgeld drei Gulden), sie bieten Schutz gegen Sonne und Regen, letzteres um so wichtiger, als auch bei mißlicher Witterung gespielt wird und — sollten die Schutzgeister mit Regenschirmen erscheinen. Auf allen anderen Plätzen sitzt der Zuschauer den Unbilden der Witterung ausgesetzt im Freien, bei klarem Himmel im glühendsten Sonnenbrande von Morgens acht Uhr bis zum Nachmittag fünf Uhr. Ein Umstand, wol geeignet die Lust zur Sache zwar nicht abzukühlen, aber doch abzuschwächen. Freilich entgeht von den Reden gar Manches dem Ohre des Logenbesuchers, umsomehr als der Dialect der Darstellenden nicht Jedermann geläufig ist. Dafür erscheinen aber auch die Bilder der Darstellung von hier herab, am entsprechendsten und malerischsten.

Wir treten ein. In der That, das ist nichts Gewöhnliches, was sich hier dem Auge bietet. Das ist eine Bühne der absonderlichsten Art. Eine Bühne, die nur durch sich selbst entstanden, durch die Eigenthümlichkeiten der Darstellung herausgebildet worden ist.

Es ist nicht mehr die Bühne der alten Passionsdarstellungen und Mysterien, welche in drei übereinander aufsteigenden Abtheilungen sich aufbaute — es ist eine Eintheilung des Raumes, eine so weise und verständige Benutzung der nöthigen Räumlichkeiten, daß man staunen muß, warum noch niemals von dieser practischen Einrichtung anderwärts Gebrauch gemacht worden ist. Schicken wir nur voraus, die ganze Passionsdarstellung ist eine Hochschule für — Theaterregisseure. Mit größerem Aufwande aller technischen Berechnungen ist uns selten eine scenische Darstellung vorgekommen. Wir kommen darauf später zurück und dürfen, da der Salon im letzten Hefte schon eine Darstellung der Bühne gebracht hat, zunächst einfach auf diese verweisen.

Schauen wir uns zunächst in dem Zuschauerraume um und mustern wir unsere Umgebung. In gespannter Erwartung harren wol mehr denn fünftausend Zuschauer der Dinge, die da kommen sollen. Das Auditorium nimmt etwa den Raum von vierzigtausend Quadratschuh ein und baut sich amphitheatralisch auf. Im Hintergrund, durch ein halbrundes Dach überspannt, befinden sich die erwähnten Logenplätze. Ganz nahe der Bühne der Sperrsitz (1 Fl. 45. Kr.), in dessen Mitte das Orchester. Die übrigen Plätze (zu 30 Kr. und 48 Kr.) nehmen die Mitte des Zuschauerraumes ein. Wir glauben nicht, daß die gewöhnliche Angabe zutreffend ist, wonach mehr denn

sechstausend Zuschauer Platz finden. Indeß sind fünftausend fünfhundert Personen auch ein recht ansehnliches Contingent. Bunterer Zusammenstellung bezüglich der Schauenden und Hörenden kann sich keine öffentliche Darstellung rühmen. Ist auch das Landvolk überzahlreich vertreten, so unterscheiden sich gerade hier auch die Trachten am Auffälligsten. In der Loge haben sich Journalisten aus aller Herren Ländern versammelt. Der Griffel ist bereit und die bebrillten Säulen der Literatur und Journalistik deuten eher auf eine Reichstagssitzung, als auf eine Bauernkomödie. Nun, im eigentlichen Sinne ist auch dies eine Haupt- und Staats-Action. Fern über dem Bühnenraum hin schauen die frisch grünen Berge und Matten des Ammergaus herüber, der Bühnenperspective einen malerischen und imposanten Hintergrund verleihend. Zur Linken das Dörfchen Unterammergau — dessen Bewohner nach alter Gewohnheit nicht mitwirken dürfen, weil die Oberammergauer sich ihr Privilegium für die Passionsaufführung mit consequenter Eifersucht wahren.

Da kommen einige Böllerschüsse — sie ersetzen das anderwärts übliche Klingelzeichen. Mit einem Male verstummt der summende, tosende Menschenschwarm; die Unruhe der Erwartung macht einer feierlichen Stille Platz. Am Dirigentenpulte steht der Lehrer des Ortes (Gutfiel), er allein ist in städtischer Weise gekleidet. Das Orchester — sämmtlich Oberammergauer — in grau-grünen Juppen mit dem federgeschmückten Tyrolerhut, harrt des Zeichens zum Beginn.

Mit dem dritten Signalschuß setzt à tempo die leise Musik ein, welche in feierlicher Weise und getragenen Styls den Auftritt des Prologus und Chores in Ouverturenform einleitet.

Aus dem Proscenium hervor schreitet in gemessener Haltung der Chorus, aus neunzehn Personen bestehend, je neun, respective zehn Personen von jeder Seite. Sie sind geführt von dem obenerwähnten Diemer, dem ohne Zweifel wichtigsten Repräsentanten für die ganze Darstellung. Diemer wäre jedenfalls die passendste Persönlichkeit für den Christus, seine Mitwirkung ist indeß als Führer des Chorus nicht zu entbehren. Schon vor zehn Jahren führte er dieselbe Partie aus und verräth deshalb eine Sicherheit, die staunenswerth ist. Ein prachtvoll schöner Mann mit wohlgepflegtem Haupthaar und Bart, ist er in allen seinen Bewegungen würdig und edel. Seine Stimme klingt markig und fest, und da er gleichzeitig in Recitativform eine bedeutende Gesangspartie auszuführen hat, so kommt ihm auch hier das ansprechende Baritonorgan wirksam zu statten. Es ist in der That eine gewaltige Aufgabe, welche dieser Mann zu lösen hat. Auf seinen Schultern ruht die größte Last der etwa acht Stunden dauernden Aufführung.

Wie der Chorus der Alten tritt auch hier bei der Darstellung der Chorus der Schutzgeister als Bindemittel zwischen der sorgsam gegliederten Handlung ein und wol an vierzig Mal tritt der Chorus im Laufe der Action auf und ab. Würdig geschieht sein Kommen und sein Gehen und wie durch die ganze Darstellung das Gefühl der Sicherheit den Zuschauer nicht verläßt, so fühlt man gerade den Leistungen des Chores gegenüber die Fertigkeit und das Gefühl der Zusammengehörigkeit wohlthuend heraus. Der Chor ist unter dem vielen Guten das Beste, was die Ammergauer leisten. Bis zum Schlusse ist an seinen Leistungen nicht die geringste Ermüdung zu bemerken. Ein Melodrama in der zweiten Abtheilung spricht Diemer vortrefflich und wir wollen es gern glauben, daß bei der letzten Passion vor

zehn Jahren seine männlich edle Erscheinung ihm das Herz einer jungen und reichen Dame gewann, welche nun als seine Ehegattin bei der Fertigung der Garderobestücke dem Gatten hülfreiche Hand leistet; denn auch diese Mühewaltung hatte Diemer für dieses Jahr übernommen. Während so der Chorus das Beste ist, was die Ammergauer leisten, ist das Orchester jedenfalls der schwächere Theil. Die Ausführung der Musik im Style Händel's und Graun's Passionsmusik in besserer Bedeutung des Wortes, ist allerdings eine schwierige Aufgabe, umsomehr als die ausführenden Musiker sämmtlich Dilettanten, Holzschnitzer und Bauern sind. Es ist aber nichtsdestoweniger ein wohlthuendes Gefühl, die Lust, den Eifer und die Hingebung zu sehen, mit welcher Jeder Einzelne sein Instrument behandelt. Unterordnung zum Gelingen des Ganzen für den großen Zweck spricht sich in allen Richtungen aus. Die Musik selbst ist ein Werk Rochus Dedler's, eines Ammergauers, der, längst dahin geschieden, offenbar im hohen Grade talentbegabt war. Jedoch sollen einzelne Sätze durch einen Münchener (Kahl wenn wir nicht irren) umgearbeitet, und ein Theil der Instrumentation durch denselben vervollständigt worden sein. — Der Chorus erscheint in farbenreicher, altgriechischer Tracht. Lebhaft in Zusammenstellung der Farben, erinnert nur ein weißer, dem Chorhemd ähnlicher Ueberwurf von Spitzenstoff an Kirchengewandung. Tunica und Mantel, letzterer auf beiden Schultern befestigt, sind durchaus griechischen Schnittes. Den Kopf ziert ein Metall-Stirnband. Diemer trägt eine längere faltenreiche weiße Tunica von schwerem Wollstoff. Entsetzlich ist es, was die Leute in den beiden ersten Vorstellungen von der Sonne zu leiden hatten. Das Gesicht vollständig den glühenden Strahlen ausgesetzt, singen sie ihren Part mit einer Ausdauer und Kraft, daß man den Unterschied zwischen der Alltagsaufgabe eines angestellten Theaterchors und dem freien Willen und Ehrgeiz einer zu gleichen Zwecken vereinigten Gemeinde recht warm herausfühlt.

Auch die Zusammenstellung der Stimmen ist passend gewählt. Bässe und Sopranstimmen sind mit kräftigen Knabenstimmen gut gemischt, der Klang der Stimmen füllt den großen freien Raum wohlthuend aus, ohne daß eine Anstrengung der Sänger irgendwie merkbar wird. Außer Diemer sind die übrigen männlichen Schutzgeister bartlos — auch Ersterer sollte seine Hauptzierde opfern, glücklicherweise ist es nicht geschehen und ein Vollbart deucht uns, würde auch den anderen Geistern in der äußern Erscheinung keinen Abbruch gethan haben. Frappant war uns die Aehnlichkeit des einen Schutzgeistes mit dem jetzigen Director des Wallnertheathers in Berlin, Lebrün. Sollte dieser das Ammergau besuchen, er wird nicht wenig staunen unter den Bauerndarstellern sein leibhaftiges Conterfei zu finden. Eine Generalfrage war vor der Aufführung bezüglich der Sopranstimmen entstanden. Eine junge Ammergäuerin, Aibel ihres Namens, war als Novize bereits im Kloster um den Schleier zu nehmen; ihre Mitwirkung für die Chöre wurde aber durchaus nöthig. Man hat es denn auch ermöglicht die angehende Nonne wenigstens für diesen Sommer noch ihrem düstern Schicksal zu entziehen — sie trägt jetzt, beurlaubt als Schutzgeist, wesentlich zum Gelingen des Chores bei. Ihre Stimme hat einen frischen, kräftigen wohlthuenden Klang und sie theilt sich mit der Tochter des Zeichenlehrers Flunger in die vielen Solostellen des musikalischen Theils. Hoffen wir, daß die Passion sie dem Leben zurückgiebt, für welches das frischblühende Mädchen geeigneter erscheint, als für die dunkle Klosterzelle.

Wie in den alten Staats-Actionen fehlt auch in dem Prologus und an einzelnen Stellen des Chores ein Appell, eine directe Anrede an das Publicum nicht. —

Prologus und Eröffnungschor sind zu Ende. Die erste Abtheilung: „Vom Einzuge Christi in Jerusalem bis zur Gefangennehmung im Olivengarten" beginnt. Ein begeistertes „Hosianna" und „Heil Dir" erschallt, und Jesus zieht unter dem Jubel des Volkes in Jerusalem ein. Der Chor theilt sich in der Mitte und tritt zu beiden Seiten zurück bis an das Proscenium der Mittelbühne, den eigentlichen Mittelgrund freigebend. Alles geschieht würdig und gemessen. Nirgends Unruhe und Uebereilung. Gleich bei den ersten Bildern zeigt sich die treffliche Berechnung der Bühneneinrichtung. Während sich links des Schauers in den Straßen Jerusalems *), noch bei geschlossenem Vorhange, Kinder, Frauen und Männer blicken lassen, hört man fernher das Hosianna. Näher und näher kommen die Stimmen, mehr und mehr füllt sich die Straße und langsam erhebt sich der Vorhang der Mittelbühne. Im Hintergrunde werden die ersten Darsteller wieder sichtbar, nach und nach auch füllt sich die Bühne selbst. Größer und größer werden in fortschreitender Bewegung die Haufen des Volkes, lauter wird der Jubelruf der Menge. Da erscheint Christus auf dem Eselsfüllen, gefolgt von der Jüngerschaar. Die ganze Bühne ist nunmehr gefüllt. Kein Augenblick des Stillstandes, stete Handlung und Bewegung. Langsam schreiten die ersten Personen in die Seitencoulissen zur Linken und diesen folgend bewegt sich der ganze Zug aus dem Hintergrunde nach den Vordercoulissen über die Mittelbühne hinweg. Gleichzeitig erscheinen in der Straße links die Vorläufer des Zuges, die aus der Straße heraustretend nun den großen Vorraum, den der Chorus der Schutzgeister verlassen, beschreiten. So zieht außerhalb der Bühne der aus vielen hundert Personen bestehende Jubelzug vorüber: Kinder mit Palmenzeigen, Männer Mäntel auf des Gefeierten Weg breitend, während gleichzeitig auf der Mittelbühne und in den Straßen Jerusalems Leben und Bewegung bleibt. In der That man schaut nicht auf eine Bühne, man blickt geradezu in die Stadt Jerusalem hinein; die Scene ist von frappirender Wahrheit. Alles geschieht natürlich, ungezwungen, anscheinend ohne Absicht, als wenn es so sein müsse. Sei es offen schon hier ausgesprochen, obwol wir auf diesen Punkt später noch einmal zurückkommen müssen, die scenische Einrichtung, welche sich hier durch Zeit und Uebung herausgebildet hat, ist selbst für den Fachmann überraschend, um nicht zu sagen raffinirt und berechnet. Ohne die sonst so wohlthätige Zugabe des Lampenlichtes, unter Gottes freier heller Sonne schaffen jene Leute Wirkungen, welche vollendeter in dieser Weise nicht gedacht werden können.

Was will diesen Wirkungen gegenüber der Umstand bedeuten, daß der Dialect für unser Ohr befremdlich klingt; daß der Vater in einen „Vatter", die Väter in „unsere Vetter" umgewandelt werden? Was will es sagen, daß der Chorus in etwas gesuchter Weise sein „st" hochdeutsch auszusprechen sich quält und dadurch an unsere biederen Landsleute in Hannover und Braunschweig erinnert, welche bekanntlich über den spitzen Stein springen? Freilich wol können wir nicht recht fassen, weshalb gerade bei diesen Doppel Consonanten der einstudirende Kapellmeister auf so minutiöse Weise dem „st"

*) Wir verweisen zum bessern Verständniß dieser und der folgenden Stellen den Leser auf die Abbildung des Passionstheaters, welches wir mit den nöthigen Erklärungen im vorigen Hefte (IX) des Salon gebracht haben. Anmerk. d. Red.

Rechnung trägt. Man hört deutlich, daß die Leute ihr bestimmt, beständig mit Mühe zu Tage fördern, denn es widerstrebt ihrer Gewohnheit und Uebung. Aber was gilt dies im Ganzen? — Nichts und wieder Nichts. Wir sind auch nicht hier, um Dawison'sche und Devrient'sche Charakterleistungen zu schauen, wir stehen hier vor dem Volke, das, urwüchsig wie es ist, giebt, was es kann und den Beweis liefert, daß eigentlich in jedem Menschen ein Stückchen Schauspieler steckt, man muß nur — wie es hier geschieht — die Leistungsfähigkeit nach der speciellen Richtung des Einzelnen und danach seine Aufgabe bemessen. Wir haben hiermit auch den Standpunkt angegeben, von dem aus wir die Einzelleistungen überhaupt beurtheilen.

Unter den Hauptdarstellern nimmt der Kaiphas (Johann Lang) nächst dem erwähnten Diemer die erste Rolle ein. Lang ist Schnitzer und Schnitzwaarenverleger und der Einzige unter den Mitwirkenden, der eine höhere Schulbildung genossen. Seine Aufgabe ist in der That eine heikle und anstrengende. Er führt sie mit einer Sicherheit durch, welche überrascht. Als Führer der Priester und Gegner des Gekreuzigten, kann er sich freilich die Sympathien der großen Menge nicht erwerben, er ist eben ein Feind des Gesalbten.

Christus (Joseph Mair) ist fast in jeder Beziehung seiner Rolle gewachsen. Seine Bewegungen sind edel und gemessen. Seine Haltung ist im zweiten Theile seiner Aufgabe für unsern Begriff vielleicht zu passiv, zu duldend; jedoch entspricht diese Auffassung ganz der allgemeinen Anschauung des Volkes von dem leidenden Christus. Dazu kommt, daß Mair in der Kreuzigungsscene wahrhaft imponirend wirkt, vermöge seines untadelhaften Körperbaues — die Kreuzesscene ist in der That ein Bild, des besten Malers würdig.

Judas (Gregor Lechner) ist schon von früher im Besitze der Rolle, und spielt besonders die Abendmahlsscene und jene ersten Momente, wo seine Eifersucht gegen Christus, seine Habgier erwacht, durchaus charakteristisch und wahr. Er wirkt durch seine stumme Theilnahme in der That künstlerisch. Daß sein Part ebenfalls nicht die Sympathien des großen Publicums gewinnen kann, ist wol natürlich und nicht ohne Gefahr soll Judas-Lechner, der sich auch als Regisseur und Inspicient große Verdienste um die Darstellung erwirbt, das Local nach der Aufführung verlassen. Die biederen Tyroler sind in der Regel nicht abgeneigt, ihm seinen Verrath an dem Herrn durch eine kräftige Tracht Prügel zu lohnen.

Petrus (Jacob Hett) ist eine so würdige Erscheinung, Johannes (Johann Zwink) ein so idealer Apostel, daß zur Darstellung dieser beiden Lieblingsjünger entsprechendere Persönlichkeiten nicht leicht zu finden sein dürften. Einen vollendet schönen Kopf besitzt Joseph von Arimathäa (Thomas Randl), der als Christus für dieses Jahr mit in der Wahl war. Sein Körperbau ist indessen etwas untersetzt und deshalb weniger geeignet für die Kreuzesscene. Durchaus gelungen sind die Figuren des wahrhaft classischen Barabbas, der beiden Schächer, des Pilatus (Flunger) der seinen Part mit allem Anstand des Römers giebt, leider indeß auf den Logenplätzen nicht ganz verständlich wird.

Der schwächste Theil der Darstellung sind die Frauenrollen. Die Maria (Franziska Flunger) und Magdalena (Josepha Lang) bewegen sich zwar in ihrer Weise angemessen, indeß entbehren die Stimmen in Folge der großen Anstrengung in dem großen Raume der nöthigen Weichheit — sie wirken

nicht sympathisch. Bemerkt sei noch, daß sämmtliche Darsteller der Schminke und der sonstigen Zuthaten an Perrücken und Haartouren entbehren können. Sie pflegen eben Haar und Bart seit Jahresfristen für ihre Zwecke.

Die Aufführung selbst bewegt sich in sämmtlichen Richtungen dramatischer Darstellung überhaupt. Die Wechselgesänge, der Orchesterpart, die Arien und die Chöre repräsentiren die Oper, die gesprochenen Scenen das Schauspiel und die lebenden Bilder die Mimik. Nicht überall mit Geschick eingeflochten sind die lebenden Bilder aus dem alten Testament. Sie dienen stets als Einleitung für die fortschreitende Entwickelung der Passionsgeschichte.

Nach dem Einzug folgt als nächste Scene die Vertreibung der Käufer und Verkäufer aus den Hallen des Tempels. Lustig flattern die Tauben eines Vogelhändlers über den menschenerfüllten Zuschauerraum dahin, nachdem der Kaufstand desselben das Schicksal der übrigen getheilt. Die nächste Scene schildert die Rückkehr Jesu nach Bethanien. Es folgt als einleitendes Bild zur nächsten Abtheilung: „Die Anschläge des hohen Rathes", eine Darstellung der alttestamentlichen Scene: Anschläge der Söhne Jacob's gegen ihren Bruder Joseph. Daran schließt sich die Scene im Tempel und die Versammlung der Hohenpriester und Schriftgelehrten; der erste feindliche Schritt gegen den Neuerer. Sie wird gut und frisch dargestellt und ist entsprechend arrangirt.

Hierauf folgen als lebende Bilder: der Abschied des Tobias von seinen Eltern und die Klage der Braut aus dem hohen Liede. Bei dem ersten Bilde wirkt auch ein gelehriger Pudel mit. Er steht seinen Part in der That musterhaft. Seit Jahren darauf dressirt, rührt er sich nicht von seinem Platze und rings um uns wurden Wetten proponirt und eingegangen, ob der Pudel in der That denn auch ein — *lebender* Pudel sei. Das Geheimniß ist leicht erklärt — der Herr des Hundes steht, für das Publicum unsichtbar, in der Seitencoulisse und droht dem gelehrigen Thiere so lange die Scene währt. Nichts destoweniger hält der abgerichtete prächtige Bursch seine fünf Minuten ohne Zucken wacker aus.

Der verbindende Chorgesang bringt nach dieser Abtheilung eine Stelle, die absonderlich lautet:

„O harre, Freundin! bald kommt er,
Schlingt sich an Deine Seite ꝛc."

Wie denn auch andere Stellen auf den alten Urtext hindeuten, so

„Nun nähert sich die Stunde
Und die Erfüllung *fängt sich an*."

oder:

„Judas, ach! *verschlang* den Bissen
Bei dem Abendmahle
Mit unheiligem Gewissen —
Und der *Satan fuhr sogleich* in ihn —"

ferner

„Er ist ein Ekel der Natur.
Wie windet sich um Wang' und Lippe
Ein *ausgedörrtes Häutchen* nur!"

Wir möchten derartige Stellen indeß durchaus nicht missen, sie gemahnen während der Aufführung an den Ursprung der Darstellung überhaupt — ein Stückchen Vorzeit!

Es folgen sodann die Fußsalbung des Herrn durch Magdalena. Judas, der Säckelmeister der Apostelschaar, murrt über die Verschwendung der dreihundert Denare für die Salbe. Dann: Abschied des Christus von seiner

Mutter und den Freunden. Hierbei allgemeine Rührung des Auditoriums, Schluchzen der Weiber und Mädchen, Räuspern der biederen Landleute. Die Scene wirkt eben stark auf's Gemüth.

Die nächste Vorstellung (wie die Abtheilungen genannt werden) stellt als Einleitung die Verstoßung Vasthi's und die Erhöhung Esther's dar. Christus geht nach Jerusalem, weint bei dem Anblick der sündigen Stadt, sendet Petrus und Johannes voraus, das Osterlamm zu bereiten und Judas faßt den Gedanken seinen Herrn zu verrathen. Die letztere Scene erfordert eine tüchtige schauspielerische Kraft, und Judas-Lechner verdient in derselben alles Lob. Im Publicum zeigt sich bedenkliche Aufregung bei seinem Abgange, ein Beweis, daß die gewünschte Wirkung erreicht ist. Ganz in verschiedenes Gelb gekleidet, nur mit rother Leibbinde umgürtet, entspricht Judas vollständig der üblichen Darstellung dieses Charakters auf den bekannten Kirchenbildern. Durch die Krämer wird Judas zum Verrath überredet und er willigt in eine weitere Zusammenkunft mit denselben.

Es folgt nun die Speisung der Kinder Israel's in der Wüste durch das himmlische Manna und die Ueberreichung der Weintrauben aus Kanaan. Bei dem ersteren Bilde wirkt die halbe Ortseinwohnerschaft Oberammergau's, von den zwei bis dreijährigen Kindern bis zu den Aeltesten des Ortes, mit. Es mögen über vierhundert Köpfe auf der Scene sein. Die Wirkung wird nicht durch bewegte Handlung erzielt, sondern durch die treue Nachbildung mittelalterlicher Bilder im Kirchenstyl. Kopf an Kopf drängt sich die Schaar der wandernden Juden, nach dem Hintergrunde der Bühne mehr und mehr ansteigend. Vorn die kleinsten Kinder, dann Mädchen und Frauen, im Hintergrunde erhöht stehend die Männer, Moses und Aaron im Vordergrunde; ein Silberregen strömt von oben auf die verlangende Menge herab.

Die Chorpartie in dieser Abtheilung ist besonders ansprechend; sie ist musikalisch fein empfunden und wird gut ausgeführt.

Die Darstellung geht nun zum Abendmahl, mit der Fußwaschung der Jünger durch Christus über. Die Scene ist trefflich, bibeltreu arrangirt und wird besonders wirksam durch die im Hintergrunde eintretende entsprechende Musik. Leonardo da Vinci's Abendmahl in treuester Nachbildung. Das Füllen der Trinkgefäße u. s. f. geschieht hier mit einer Wahrheit und Naturtreue, daß sich die Regisseure bedeutender Bühnen ein Muster daran nehmen könnten. Judas spielt diese Scene mimisch ganz vortrefflich.

Hieran reiht sich in der nächsten Vorstellung ein Bild, wie die Söhne Jakob's ihren Bruder um zwanzig Silberlinge verkaufen, dem sogleich die Scene im Synedrium folgt, in welcher Judas gierig seine dreißig Silberlinge für den Verrath an seinem Meister empfängt. Auch diese Scene wird so realistisch wahr dargestellt, daß selbst das Klirren des einzeln aufgezählten Geldes von eigenthümlicher Wirkung ist. Die Gier des Judas nach dem lockenden Mammon kann nicht besser ausgedrückt werden. Die Priester beschließen sodann den Tod Jesu.

Die siebente Vorstellung beginnt mit der Darstellung Adams, der im Schweiße seines Angesichts sein Brod erarbeitet; es ist eins der besten Bilder der Aufführung. Dagegen ist das nächste Bild: Joab verräth Amasa durch einen Freundschaftskuß und (wie der Text wörtlich lautet) „stoßt ihm den Dolch durch den Leib", schwach und steif.

Hierauf folgt die Scene am Oelberg, die etwas ermüdet; sie schließt mit dem Verrathe Judas' durch den Kuß. Auch die Verwundung des Mal-

chus durch Petrus und die Heilung des Ohres fehlen nicht. Jesus wird von der Rotte gefangen und weggeführt, womit die erste Hauptabtheilung der Gesammtdarstellung endet. —

Der Prologus verkündet, daß eine Zwischenpause von einer Stunde eintritt, und daß das Zeichen des Wiederbeginnes durch Böllerschüsse gegeben wird. Es ist jedenfalls ein Fehler, daß zu dieser Verkündigung nicht eine andere Persönlichkeit verwendet wird, es entspricht der Würdigkeit des Führers der Schutzgeister durchaus nicht, wenn er in dieser Weise aus dem Rahmen herauszutreten gezwungen ist.

Es ist mittlerweile ein Uhr Nachmittags geworden. Glücklicherweise hatten wir uns, wie die meisten der übrigen Zuschauer, schon zur ersten Abtheilung mit genügendem Mundvorrath versehen und konnten deshalb bis dahin wacker aushalten. Bei der Wanderung durch die Straßen des Ortes, zu der wir nunmehr Muße gewonnen, entwickeln sich Bilder vor unseren Augen, die drolliger nicht gedacht werden können Der schlichte Gebirgsbewohner ist schon an und für sich nicht verwöhnt in Bezug auf Bequemlichkeiten des Daseins; aber was hier als Sitz, Stand oder Lager möglich gemacht wurde, streift doch schon an's Unglaubliche. Es sorgte eben Jeder für sich so gut er konnte und die Verpflegung von mehr denn fünftausend Menschen in einem kleinen Gebirgsdorfe geht eben nicht so glatt ab als die Speisung jener Tausende in der Wüste. In dem Gewühl der Zuschauer werden auch einzelne Schutzgeister und Engel sichtbar, die ihr biblisches Gewand zur Hälfte mit der Joppe oder dem Frauenrock vertauscht haben, gemüthlich in Sandalen und Tricots unter der Menge hin und her laufend. Haben sie doch für die Insassen ihres Hauses und deren leibliche Bedürfnisse mit zu sorgen. Es ist ein Bild, wie es bunter nicht zusammengestellt werden kann und nichts erinnert hier an den Ernst der Darstellung, welche uns zum Theil noch erwartet. Nichts erinnert an:

Das große
Versöhnungsopfer auf Golgatha
oder die
Leidens- und Todesgeschichte Jesu
nach den vier Evangelisten
mit
bildlichen Vorstellungen aus dem alten Bunde
zur
Betrachtung und **Erbauung.**

Wir finden bei dem Photographen (Johannes), welcher jene trefflichen Bilder aus der Passion (nach welchen auch der Salon seine Abbildungen fertigen ließ) edirt hat, ein freundliches Unterkommen. Wir empfehlen nicht nur dessen in der That gelungene photographische Erinnerungsblätter an die Passionsdarstellung allen Besuchern derselben, sondern auch ihn selbst als einen in jeder Beziehung zuvorkommenden orts- und landeskundigen Rathgeber an Ort und Stelle. Herr Johannes wird gern bereit sein, sich unseren Lesern dienlich zu erweisen.

Schnell ist die kurze Erholungsstunde verflossen und die Böllerschüsse rufen uns zur Vorstellung, welche auch sofort nach dem letzten Zeichen des Geschosses frisch und kräftig mit dem Chor der Schutzgeister wieder beginnt. Die Sonne stand hoch und der Versuch einiger Sperrsitzinhaber, sich durch Schirme ein schützendes Obdach zu schaffen, wurde sofort in nicht allzufreund-

licher Weise durch die Menge unmöglich gemacht. Schon waren einige kräftige Gebirgsstöcke bereit, den in der Glühhitze schmachtenden „Schirmherren" aufs Dach zu fallen.

Die zweite Abtheilung schließt „die Gefangennehmung Christus' im Olivengarten bis zur Verurtheilung durch den Pilatus" in sich. Sie beginnt mit dem Vorbilde: wie der Prophet Michäas vom Könige Achab einen Backenstreich empfängt, weil er die Wahrheit sagte. Es deutet dieses Bild vorbereitend auf die nächste Scene, in welcher Jesus dem Priester Annas vorgestellt und in's Angesicht geschlagen wird. Von hier ab wird Mair's Darstellung des duldenden Messias steigend von Scene zu Scene ergreifender und wahrer.

Ehe Jesus vor Kaiphas geführt wird, entrollen sich die vorbereitenden Bilder alttestamentlichen Stoffes vor uns: Naboth wird durch falsche Zeugen zum Tode verurtheilt und: Job wird von seinem Weibe und seinen Freunden beschimpft. Nach der Scene bei Kaiphas, in der Christus verhört und schuldig erklärt wird, folgt die Verleugnung des Petrus, in welcher sich leider ein nichts weniger als natürlicher Hahnenschrei hörbar macht.

Die nächste Vorstellung zeichnet die Verzweiflung des Judas und wird durch ein Bild: „Kain, von Gewissensbissen gequält, irrt unstät umher", eingeleitet. Diese Vorbilder stehen, wie man sieht, stets im Zusammenhang mit der Haupthandlung. Der hohe Rath bestätigt nun das Todesurtheil über Christus — Judas erscheint hierauf im hohen Rathe, wirft die dreißig Silberlinge hin und „geht von Verzweiflung getrieben davon und erhängt sich". Den die letzte Scene bildenden Monolog des Judas hat der Salon*) im letzten Hefte wörtlich mitgetheilt. Gut berechnet ist hier das rechtzeitige Sinken des Vorhanges, welcher den Act des Selbstmordes verhüllt und doch der Wirkung des Ganzen keinen Abbruch thut.

Früher geschah allerdings die Strangulation zur Freude des Publicums auf offener Scene.

Wie eine Centnerlast hebt sich's von den Gemüthern der Anwesenden, man hört das entlastende Ah! der ländlichen Zuschauer und in dieses Aufathmen der tausendköpfigen Menge mischt sich die unterdrückte Aeußerung der befriedigten moralischen Genugthuung. An dieser Scene kann der ruhige Beobachter die tiefgreifende Wirkung der Vorstellung auf den ganzen Zuhörerkreis am deutlichsten ermessen. — Christus erscheint nun vor dem Pilatus. Diese Scene spielt auf dem Balcon des Hauses zur Linken des Prosceniums, wie die vorhergehende bei Annas auf dem Balcon zur Rechten spielte. Es giebt dieser Umstand gleichzeitig eine Vorstellung von den räumlichen Verhältnissen der ganzen Bühne, da sich auf den bezeichneten Balconen je acht bis zehn Darsteller in der genannten Scene bewegen können.

Ehe Christus vor den Pilatus geführt wird, entrollt sich ein Bild: Daniel bei dem König Darius, die Landvögte dringen darauf, daß Ersterer in die Löwengruft geworfen wird.

Höchst wirksam ist das Arrangement der Scene bei Pilatus, der, mit Christus und den begleitenden Lanzenknechten auf dem Balcon stehend, von hier herab mit den Priestern auf der Straße — dem Vorraum der Bühne — verhandelt. Die Scene macht den Eindruck großer Wahrheit, wie denn auch der Pilatus selbst eine trefflich gezeichnete Rolle ist. Des Pilatus

*) Man sehe das vorige Heft S. 313—14

Frage: „Was ist denn Wahrheit?“ und die weiter an Christus gerichtete: „Ob er nicht doch vielleicht der Sohn irgend eines Gottes sei?“ klingen aus dem Munde des Römers so charakteristisch als wirksam. Pilatus erklärt Christus für unschuldig und läßt ihn zu Herodes führen. Dieser Letztere ist die einzige lustige Person im Stücke — sein Humor hat etwas überraschend Wirksames. Der Scene vorher geht das Bild: Verhöhnung des gefangenen Samson durch die Philisterfürsten. Von Herodes mit Spott behandelt erscheint Christus wieder vor Pilatus und es folgt nun die Geißelung und Dornenkrönung, welche die Bilder: „Joseph's Rock, mit Blut besprengt, wird den entsetzten Eltern gezeigt“ und die „Verwicklung des zum Opfer bestimmten Widders im Dornenstrauche“ einleiten.

Eine höchst originelle Erscheinung ist die des Barabbas, der in der That nicht entsprechender für seinen Part gedacht werden kann. Er pflegt aber auch schon seit zehn vollen Jahren seinen charakteristischen Part für seine Aufgabe. Die Geißelung geschieht mit so berechnetem Raffinement, daß sie packender nicht ausgeführt werden kann, wie wir uns denn immer mehr der Höhe und der Katästrophe der Gesammtleistung nähern, auf welche hin die meiste Sorgfalt in jeder Weise verwendet worden ist. Pilatus, durch die Drohung der Priester erschüttert, „wäscht seine Hände“, legt für Jesus Unschuld Zeugniß ab, spricht über ihn, von den Priestern gedrängt, das Todesurtheil und bricht ihm den Stab. Die beiden dieser Scene vorhergehenden Bilder sind sehr matt.

Die dritte Abtheilung schließt „die Verurtheilung durch Pilatus bis zur glorreichen Auferstehung des Herrn“ in sich und wird durch drei Bilder eingeleitet, von denen nur das erste, die Opferung Isaak's darstellend, uns entsprechend erschienen ist. Es folgt nun der effectvoll arrangirte und ausgestattete Zug nach Golgatha, voraus ein römischer Standartenträger zu Pferd, einem Schimmel, der gleichfalls seine Rolle trefflich einstudirt hat. Der Zug erscheint in der Straße zur Rechten und bewegt sich langsam über den Vorraum der Bühne. Christus begegnet seiner Mutter, Simon von Kyrene wird gezwungen das Kreuz zu übernehmen, die Frauen Jerusalems beweinen Christus. Der Zug, dessen Schluß die Aeltesten des Volkes, in der That auch die ältesten Bewohner Oberammergaus, hochbetagte Greise, bilden, bewegt sich hierauf nach Golgatha und es erscheint, nachdem der Vorhang denselben verhüllt, der Chorus der Schutzgeister statt in bunten, nunmehr in schwarzen Mänteln mit florumhülltem Stirnband; die feierliche Handlung der Kreuzigung wird eingeleitet. Trefflich spricht Diemer das vorerwähnte Melodrama und von in der That tiefgreifender Wirkung ist es, wenn während der Worte:

„Ich hör' den Streich des Hammers, der
Schmetternd, ach! durch Hand und Fuß,
Grausame Nägel treiben muß!“

hinter der Scene die Hammerschläge tönen, welche den König der Juden an das Kreuz schlagen.

Der Prolog tritt ab und die Kreuzigungsscene beginnt. Es ist das Wirksamste, was die Ammergauer scenisch leisten, das Großartigste, was in dieser Richtung die Schaubühne überhaupt leisten kann.

Sobald der Vorhang sich erhebt, hängen die Schächer bereits am Kreuze. Christus ist gleichfalls schon an das Kreuz geheftet und wird mit demselben erhoben. Die Kreuze haben eine gewaltige Höhe und nichts Anderes deutet

auf die Art der Befestigung hin, welche den Dulder am Kreuze festhält, als die durch die Hände und Füße getriebenen Nägel mit den Wundmalen in den ersteren. In dieser Scene wickelt sich eine Reihenfolge der bekanntesten Kirchenbilder hervorragender Meister so ungezwungen und natürlich ab, daß sich eine Studie für den Maler an die andere reiht. Die dramatische Darstellung ist treu der Bibel entlehnt. Es fehlen nicht die Worte Christi an die Schächer, die Verhöhnung der Priester, das Würfeln um den Mantel u. s. f. Mit einer Treue und Naturwahrheit werden den Schächern die Knochen gebrochen, daß eben nur das Realistische, fast Abscheuliche dieser Darstellung den Ausbruch einer gewissen Heiterkeit verhindert. Auf das: „Mich dürstet" des Christus wird ihm der Schwamm gereicht und unnachahmlich spricht Christus die Worte: „Es ist vollbracht! Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!" Nirgends kann treuer die Rubens'sche Kreuzabnahme scenisch nachgebildet werden, als wie dies in der folgenden Scene geschieht. Bewundernswerth hält Mair seine achtundzwanzig Minuten hängend am Kreuze aus, eine Aufgabe, die ihn stets der Erschöpfung nahe bringt. Joseph von Arimathäa und Nicodemus nehmen den Körper (ebenfalls den mittelalterlichen Kirchenbildern entsprechend) von dem Kreuze ab, den Leichnam in den Schooß der Maria legend, welche ihn in die bereit gehaltenen Linnen hüllt. Den Tod verkörpert Mair so naturwahr, daß die Bemerkung meines Nachbars, eines schlichten tyroler Bauern, ganz natürlich war: „Es sei doch [illegible]imm, daß der Passion jedes Mal einen Herrgott koste, so schön er auch sterbe!" Der gute Mann war in der That der Meinung, daß Christus nach diesen Qualen nicht mehr leben könne. Mair selbst, nebenbei bemerkt ein gewandter Turner, versichert, daß er zwei Tage lang die Anstrengung der Kreuzigung spüre. Im Schooße der Maria liegend, sieht man in der That deutlich, daß seine Hände Blutstockungen zeigen, sie hängen schlaff und blau an dem Körper herab. Eine halbe Stunde ohne Stützpunkt für die Arme, nichts als jene Kreuzesnägel — es ist in der That eine Aufgabe. Ueberraschend wirkt auch der Lanzenstich des Reisigen, welcher dem Gekreuzigten die Seitenwunde beibringt. Ein Blutstrom entquillt der Brust, befleckt den Umkreis der Wunde und strömt nicht ohne Geräusch zur Erde nieder. Diese Scene wird auf jeden Zuschauer einer erschütternden Wirkung nicht verfehlen — bei der vorwiegend ländlichen Zuhörerschaft ist dieselbe natürlich unbeschreiblich.

Die nun folgenden Scenen, Grabeslegung, Bewachung des Grabes, Auferstehung, Besuch der Frauen am Grabe, Verkündigung des Engels und Himmelfahrt, denen noch zwei lebende Bilder: Jonas von dem Wallfisch an's Land gesetzt und der Zug der Kinder Israel's durch's Rothe Meer vorangehen, sind schwächer und nach den tragischen Momenten der Kreuzigung fast wirkungslos. Dagegen erhebt sich der Schlußchor, ein Hallelujah, über alle anderen musikalischen Momente der Gesammtdarstellung. Die Vorstellung selbst endet gegen fünf Uhr Nachmittags.

Wir sind mit unseren Schilderungen zu Ende und glauben unseren Lesern ein treues Bild „des Oberammergauer Passion" gezeichnet zu haben. Die Geschichte des Messias, ganz abgesehen von der Glaubensfrage, bietet in der That der poetischen und tragischen Momente so viele, sie ist so sehr mit der Erziehung und den Jugenderinnerungen des größten Theiles der Zuschauer verwachsen, daß ihre Wirkung in scenischer Darstellung auch bei schwächerer Aufführung nicht zweifelhaft sein würde.

Die Erndte.

Beatus ille —
Horat., Epod. Lib.

O wie glücklich ist der Mann,
Der — wenn voll die Halme schwanken
Und der Schnitt beginnen kann —
Keinem Menschen braucht zu danken!

Von dem Himmel ganz allein
Kam, wie ein Geschenk, der Segen:
Floß der warme Sonnenschein,
Troff herab der milde Regen.

Kräfte, die von Ewigkeit
Wirkten, walteten und schufen,
Waren auch für ihn bereit,
Ohne daß er sie gerufen.

Licht und Luft und Wasser war
Immer da, die Frucht zu nähren;
Und nun rauscht es wunderbar
Durch den Reichthum seiner Aehren!

Was der Mensch vom Menschen nur
Mag in bittrem Kampf erlangen:
Lächelnd reicht es ihm die Flur,
Beut es ihm der Wiese Prangen.

Sie verlangte nur den Schweiß
Seiner Stirn ihm zu erwidern:
Doch um seiner Mühe Preis
Braucht er sich nicht zu erniedern.

Aufrecht sammelt er und stolz,
Er, der Freie, Weltentfernte,
Was der Fleck des andern Gold's
Nie berührt: das Gold der Ernte!

N.



Gez. von H. Kauffmann. Gest. von Th. John.

Die Erndte.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im Juni 1870.

Mein lieber Freund!

Es würde gewiß der Mühe verlohnen, als Seitenstück zu den „Geflügelten Worten" auch einmal die „Stehenden Redensarten" zusammenzustellen, welche, wie die Motive in den Wagner'schen Opern zur Charakteristik bestimmter Personen oder Situationen, in der Umgangssprache bei gewissen Anlässen regelmäßig wiederkehren. Es giebt deren bekanntlich zwei Arten: dauernde und vergängliche. Die letzteren sind bei Weitem die zahlreicheren. Sie haben gewöhnlich keinen Sinn und werden deshalb mit Vorliebe von den Possen in die Umgangssprache, oder umgekehrt von der Umgangssprache in die Posse übernommen. Dazu gehören u. A. der Ausruf ironischer Verwunderung und gelinden Zweifels einem Aufschneider gegenüber: „Na, so blau!", der Ausdruck weltverachtenden Gleichmuths: „Wat ick mir davor koofe!", die Bezeichnung freudig erregter Zustimmung zur Strafe einer Missethat: „Hat ihm schon" und ähnliche akademische Wendungen; dazu gehören ferner nichtssagende Stichworte aus den Tagespossen, die, gerade weil sie Nichts sagen, immer gesagt werden können, wie z. B.: „Ist ja Unsinn", „Nee, das könnt' ich nich!", „Das war doch früher nich!" u. dergl. mehr.

Auf höhern, bleibenden Werth haben andere Anspruch. Gewisse Leute werden regelmäßig den Dialog durch den liebenswürdigen Redelückenbüßer fortspinnen: „Dem sei nun, wie ihm wolle", oder „Das soll nun Alles sein, wie es ist"; sie werden stets ihrem Erstaunen die gefälligen Worte leihen: „Nu soll man sagen, was eine Sache ist"; sie werden allemal, wenn sie nicht aufgepaßt haben, was ihr geschwätziger Nachbar seit einer halben Stunde ihnen vorerzählt, nach Schluß der nicht gehörten Rede, um keine Pause eintreten zu lassen, sagen: „Da können Sie gewissermaßen Recht haben"; sie werden einer jeden entschiedenen Meinung gegenüber sich hinter die Redensart zurückziehen: „Das wollen wir nicht so schroff hinstellen", oder „Das will ich doch nicht gesagt haben!"

Zu dieser Gattung dauernder stehender Redensarten gehört auch die folgende, mit der ich meinen Brief eigentlich anfangen wollte und die mich zu der ganzen obigen Expectoration verleitet hat. Wenn man seine Absicht, zu verreisen, kundgiebt, so entspinnt sich mit einer Unfehlbarkeit, welche die des Papstes noch übertrifft, der nachstehende Dialog:

„Also Sie wollen nach X reisen?"

„Morgen früh, mit dem Courierzug."

„Seit wie lange waren Sie nicht da?"

„Seit . . . (xx Wochen, Monaten, Jahren)."

„Da werden Sie sich aber wundern. Sie werden X kaum wieder erkennen."

Ob das X nun Stallupönen, Bohwinkel, Wien, Berlin, Paris oder Dummerwitz zu bedeuten hat, ist ganz gleichgültig. Thatsache ist, daß jeder Reiselustige mit Ueberraschungen der seltsamsten Art bedroht wird. Und so

ging's auch mir, als ich die Unvorsichtigkeit beging, zu verrathen, daß ich meine Sehnsucht nach Berlin, welches ich seit dem Jahre 1866 nicht gesehen hatte, endlich stillen wolle.

„Sie werden Berlin kaum wieder erkennen", hatte man mir gesagt und dadurch meinen Erwartungen entsprochen.

Nun, lieber Freund, ich war in Berlin, ich habe berliner Luft geathmet, habe meine berliner Freunde wiedergesehen, habe meinen Gesichtskreis erweitert (ich war beinahe eine Woche dort!) und muß gestehen, daß der gute Mann, der mir gesagt hatte, daß ich Berlin kaum wiedererkennen würde, vollkommen Recht hat.

Leider!

Die Berliner sind andere geworden, und das ist sehr traurig. Wo ist denn die warme Theilnahme für des Nächsten geistiges und leibliches Wohl geblieben, die mich bei ihnen ehedem stets so traulich anheimelte? Meine frühere „möblirte Zimmerwirthin" mit dem blankgescheuerten, speckglänzenden Gesicht, die mir jeden Morgen, wenn sie mir den Kaffee brachte, alle Begebenheiten im Hause und in der Nachbarschaft unaufgefordert in wohlgesetzter Rede vortrug — ich habe mich vergeblich nach ihr und ihresgleichen umgesehen.

„Geheimraths in der Beletage haben heute schon wieder eine gespickte Hammelkeule bestellt, zehn Pfund. — Die dritte in diesem Monat! Wo die Leute das Geld alle herkriegen? Das nimmt kein gutes Ende, denn wo soll's herkommen bei den theuren Fleischpreisen?

Und das dauerte jeden Morgen etwa eine Viertelstunde. Wenn mich meine „Madame" verließ, wußte ich aber auch Alles, was mich interessirte.

Ach, das traute Blümchen „Berliner Klatsch" ist unter dem Hufschlag der Droschkenpferde erster Classe elendiglich zerstampft! Die Theilnahme an dem privaten Leben hat aufgehört, Alles drängt ungestüm an die Oeffentlichkeit. Es ist abscheulich.

Für mich, der ich an die harmlosen Verhältnisse meiner Kleinstadt gewöhnt bin, hat diese Oeffentlichkeit etwas unaussprechlich Abstoßendes. Ich habe nie begreifen können, welchen Reiz es haben kann, sich am Begräbnißtage den Leidtragenden vorstellen zu lassen und dem Sarge im ersten Wagen zu folgen, damit am andern Tage in allen Blättern zu lesen steht: „Dem berühmten XX mit seiner berühmten Gattin, welche dem Verstorbenen so nahe standen, war der Ehrenplatz unter den leidtragenden Freunden eingeräumt"; überhaupt ist für mich der Reiz der Berühmtheit unfaßlich. Welchen Gewinn habe ich davon, ob ich von ein paar tausend einfältigen Individuen mehr oder weniger gekannt werde? Welche Beruhigung gewährt es mir, wenn mein Name allwöchentlich in so und so viel Blättern genannt wird? Und doch möchte ich an dem großen Bildungsinstitute, welches man Presse nennt, mich irgendwie betheiligen, und schon seit langer Zeit trage ich mich mit dem Gedanken, Journalist zu werden. Ein kühner Entschluß; indessen versichern mich Eingeweihte, daß unter Umständen auch nichts weiter dazu gehöre, als eben der Entschluß. Und daran soll es bei mir nicht fehlen. Selbstverständlich werde ich mich nicht darauf einlassen, etwas Ordentliches zu lernen, mich in das Studium der Fragen, über die ich zu schreiben gedenke, zu vertiefen, mir die Fähigkeit einer angenehmen, charakteristischen und klaren Darstellung anzueignen — das überlasse ich den Thoren, welche es mit ihrem Berufe ernst nehmen. Ich habe mir die Sache vereinfacht.

Ich habe einem guten Freund, der in einem weniger angesehenen als vielgelesenen Blatte die Theaterkritiken schreibt, meine stille Neigung zum Journalismus anvertraut und er hat mir redlich geholfen.

Ich schrieb ihm: „Mein lieber, alter Junge. Woher kommt es, daß Du jetzt auf einmal in der Presse das große Wort führst? Wir haben die Jugend und einen Theil des Jünglingsalters zusammen verbracht und Du warst bis zu Deinem zwanzigsten Jahre notorisch der größte Esel, der mir über den Weg gelaufen ist. Da ich nicht annehmen kann, daß Du in den letzten acht Jahren, während welcher ich Dich nicht gesehen habe, ein völlig Anderer, also ein Mensch geworden seist, vielmehr hoffe, daß Du Dir einen guten Theil Deiner berechtigten Eigenthümlichkeit bewahrt hast, so möchte ich gern erfahren, wie Du es angefangen hast, um Dich als Journalist möglich zu machen. Ich gehe nämlich auch mit der Absicht um, meinen Beruf zu verfehlen. Also schreib mir, wie Du Journalist geworden bist. Herzliche Grüße!"

Darauf erhielt ich folgende Antwort: „Theuerster! Ich bin ganz der Alte geblieben. Ich bin übrigens nicht Journalist, sondern Kritiker. Ich habe selbst noch nichts geschrieben, ich schreibe blos über Das, was geschrieben wird. Das bekommt man sehr bald los. Zuerst sagten die Leute, ich schriebe lauter Blödsinn; später gewöhnten sie sich daran und lasen es nicht mehr. Ich habe zwei Bücher, in denen meine ganze Weisheit enthalten ist. In dem einen stehen Citate und Redensarten, die man für die Kritik braucht; namentlich Prädicate im lobenden, halb anerkennenden, halb tadelnden und durchaus verwerfenden Sinn. Das andere ist mein kritisches Receptbuch. Es enthält sieben Recepte, danach kann ich alle erforderlichen Kritiken auf Bestellung in einer Viertelstunde herstellen. Die Recepte sind A. Musik. B. Bildende Kunst. C. Erfolg im höhern Schau- und Lustspiel. D. succès d'estime. E. Uebersetzungen aus dem Französischen. F. Possen (a gute, b schlechte). G. Fiasco. — Ich brauche blos die Namen der Autoren, Componisten, Maler, Bildhauer, Sänger und Schauspieler einzufügen und einige wenige Zusätze zu machen, dann ist das Ding fertig. Ich lege Dir die Recepte bei. Wenn Du willst, kannst Du morgen Kritiker werden wie Dein treuer Sebastian."

Ich habe die Recepte mit großer Aufmerksamkeit durchstudirt und bin in der That manchem alten Bekannten begegnet. Die Recepte A und B haben für mich keine Bedeutung, da ich über Musik und Bilder nicht schreiben will. Was also von der „Reinheit der Stimmgebung", der „Tadellosigkeit der Intonation", dem „Wohllaut des in allen Registern gleich geschulten Organs", der „Elasticität der Stimmbänder", der „kühnen Gegenbewegung", dem „dominirenden Blech" und anderm Blech; was von dem „gesättigten Colorit", der „Stimmung", der „perspectivischen Sicherheit", der „Reinheit der Conturen", der „Fülle der Gewandung", dem „warmen Fleischton", der „kecken Verkürzung", dem „seelenvollen Ausdruck" und dergleichen gesagt wird, hat wenig Interesse für mich. Dagegen ist mir das Recept C wirklich werthvoll und ich theile es hier mit. Die Behauptung, daß mein kritischer Freund es mit den Fremdworten nicht allzu genau nehme, wird somit als eine böswillige Verleumdung entlarvt werden.

Recept C.

Erfolg im höhern Drama, Schau- und Lustspiel.

„Wir dürfen den gestrigen Abend zu den schönsten Tagen unseres Lebens

rechnen. Nur Unverstand kann unserer Regeneration nachsagen, daß sie arm sei an prodigirenden Talenten. Gottlob, es ist kein Mangel daran. Haben wir nicht . . ., dessen köstliche . . . aller Herzen erfreut, hat uns nicht jüngst noch . . . durch die Gaben seiner schelmischen Muße entzückt? Und heute haben wir wieder einen Erfolg zu regressiren; das . . . spiel des genialen . . . kann in der That als ein durchaus successionsreiches bezeichnet werden. Da ist keine Affecthascherei, keine falsche Pathologie, kein Unwesen mit ellenlangen Dryaden, kein ängstliches Anklammern an die althergebrachte Traduction! Nein, der Verfasser hat sich von dem hergebrachten Zopf völlig identificirt, er kennt keine Regeln des Aristophanes und wenn er den Knoten nicht lösen kann, so haut er ihn durch wie Alexander den georgischen. Schon in dem Rapidismus, mit welchem sich die Exposition entwickelt, zeigt sich die kunstgeübte Hand des begabten Dichters. Die Steigerung ist in glücklichster Weise durchgeführt. Die drakische Schuld schwebt wie das Schwert des Themistokles über dem Haupte des Unglücklichen. Er leidet Tartarusqualen, der Bejammernswerthe, aber weshalb mußte ihn auch das Danaidengeschenk eines falschen Weiberherzens rühren? Nun muß er den Schierlingsbecher des Sophokles leeren. Das ist das wahrhaft modern gefühlte Verhängniß, welches an die Stelle des heidnischen Factums getreten ist. Auch das Charakteristikon ist dem Autor meisterlich gelungen. Die einzelnen handelnden Personen sind scharf, decimirt und concav gezeichnet, einige sind mit überraschender Frappanz dem Realismus entnommen. Der Monolog ist fließend, oft mit sprühenden Potenzen ausgestattet, häufig komisch, aber sich nie zur niedrigen Arabeske versteigend.

„Was die Darstellung anbelangt, so kann dieselbe als eine vorzügliche bezeichnet werden. Es hieße Kohlen nach Athen tragen, wollten wir die feine Tournüre unseres . . ., der sich wieder als denkender Künstler bewährte, besonders hervorheben. Ihm stand unsere ausgezeichnete . . ., deren groteske Garderobe mit Recht allseitige Bewunderung erregte, würdig zur Seite. Herr . . . spielte recht wacker; Frau . . . darf die . . . zu ihren glücklichsten Leistungen zählen; Fräulein . . . war ein Bauermädchen comme il en faut; Herr . . . unser Komiker par excédance übte auf die Lachmuskeln eine unwiderstehliche Wirkung aus; die Scene, in welcher er zu viel alkaloide Getränke zu sich nimmt und dadurch abschreckend wirkt, wie ein trunkener Zelot, war geradezu zwergfellerschütternd. Fräulein . . . brachte ihren kleinen Part zur vollen Geltung, während uns Fräulein . . . etwas indisputirt zu sein schien; ihre sonst so sennore Stimme hatte unter dem kalten Temperamente der letzten Tage etwas gelitten; es waren die Spuren einer glücklich überstandenen Katarrhsis unzweifelhaft zu erkennen. Die Herren . . ., . . ., . . . sowie die Damen . . ., . . ., . . . trugen durch ihr durchdachtes Spiel wesentlich zum Gelingen des Ganzen bei. So haben wir also einen schönen Abend verbracht. Möge der talentvolle Verfasser . . . u. s. w.; möge er . . .!"

Aus dem Recept D. (succès d'estime) habe ich mir folgende Sätze notirt: „Das Werk des Herrn . . . . . . athmet eine wohlthuende Bildung. Läßt auch die Ausführung im Einzelnen zu wünschen übrig, so läßt sich doch die redliche Absicht des Verfassers, das Gute gewollt zu haben, nicht verkennen. Um in magnis sat est voluisse. Der Verfasser ist jedenfalls ein strebsamer Mann, und wenn die Zeit die nicht wenig versprechenden Keime zur Blüthe zeitigt, so dürfen wir noch manche nicht unschmackhafte Frucht erwarten." (Ist der Autor alt, so ist der letzte Passus also zu fassen: . . .

„jedenfalls ein strebsamer Mann, das hat er durch seine nicht unrühmliche Beharrlichkeit auf dem nicht undornigen Pfade, den er eingeschlagen hat, bewiesen. Ist auch der Himmel trübe, und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne steht am Himmelszelt. Kommt sie vollends zum Durchbruch, so wird ihr Strahl auf eine Schöpfung fallen, welche nicht unbedeutend genannt werden dürfte.") Als Anmerkung ist hinzugefügt: „Beim succès d'estime ist soviel wie möglich die Affirmation durch Negation zu mildern. Also: anstatt „gut" sagt man „nicht schlecht", statt „bedeutend" „nicht unbedeutend", „erheblich" „nicht unerheblich" „fehlerhaft" „nicht fehlerfrei" rc.

Recept E. (französische Stücke) beginnt mit einem jubelndem „Gottlob!" und zeichnet sich überhaupt durch schwungvollen Stil aus. „Gottlob, daß uns für die Literatur des zweiten Empires, welche die Fäulniß einer in der Auflösung begriffenen Gesellschaft ausströmt, das Verständniß völlig abgeht. Die Miasmen der moralischen Versumpfung, diese infamen Mischungen aus Patchouli und Kloake widerstehen unseren Geruchsnerven. Wir können der durch sentimentale Lüge schlecht verhüllten lüderlichen Verbuhltheit beim besten Willen keinen Geschmack abgewinnen, können an diesen traurigen Helden und Heldinnen kein Interesse nehmen. In Deutschland ist bekanntlich noch nie ein Ehebruch vorgekommen; wir besitzen das Privilegium der in der Wolle gefärbten Moralität. Geradezu frevelhaft ist die Behauptung, die man hier und da aussprechen hört: Bei uns seien die Dinge ungefähr ebenso wie auf der andern Seite des Rheins; der Unterschied zwischen hüben und drüben bestehe hauptsächlich darin, daß man in Frankreich an den öffentlichen Pranger stelle, was man bei uns als Alcovengeheimniß zu vertuschen suche, daß man sich dort die Consequenzen klar mache und bei uns die Prämisse ignorire. Nein, nein; wir haben keine Demimonde, haben keine Loretten, keine Cameliendamen. Und Pflicht jedes deutschen Schriftstellers ist es, der Invasion dieser saubern Gesellschaft in das Land des Teut einen ehernen Widerstand entgegenzustellen. Deshalb rc."

In dem Recept F. (Possen) ist mir die Anmerkung aufgefallen: die Worte: „höherer Blödsinn", „Schellenkappe und Pritsche", „burleske Muse", „Narrenfreiheit", „Jux", „kolossaler Unsinn, aber man lacht", dürfen nicht fehlen: sonst ist die Kritik nicht perfect."

Aus dem Recept G. (Fiasco) theile ich folgende Sätze mit: „Es ist geradezu unbegreiflich, wie man einem anständigen Publicum so etwas bieten kann. Das Stück ist nicht ausgepfiffen, dazu bietet es gar keine Veranlassung, es ist ausgelacht, resp. ausgegähnt. (Oder: „Das Stück ist nicht ausgelacht, dazu bietet es gar keine Veranlassung, es ist ausgepfiffen.") Die erbärmlichsten Platitüden verbinden sich mit sinnloser Effecthascherei zu einem höchst ungenießbaren Ganzen. Uebrigens war auch die Darstellung miserabel und darf sich rühmen, zur schnellen Bestattung des todtgeborenen Kindes das Ihrige beigetragen zu haben." (Oder: „Trotz der vorzüglichen Darstellung war es nicht möglich, das lecke Fahrzeug über Wasser zu halten.")

Nun kann ich also Kritiker werden; das Rüstzeug hat mir mein uneigennütziger Freund aus seinem Arsenal gestellt. Ich glaube, daß auf diese Art ein recht nützliches Mitglied der Gesellschaft aus mir werden wird. Denn von dem reellen Nutzen der Kritik bin ich immer tief durchdrungen gewesen, da ich stets angenommen habe, daß der Kritiker über das Werk, welches er bespricht, viel mehr nachgedacht hat, als der Verfasser.

Haben Sie nicht Lust, lieber Freund, sich um die Direction des leipziger

Stadttheaters zu bewerben? Ich bin jetzt eifrig damit beschäftigt, mein Gesuch einzureichen. Meine weiße Cravatte ist schon gebügelt, und „wo Alles liebt, kann Karl allein nicht hassen." Die Zahl der Bewerber ist in der That schon eine recht ansehnliche, sie übersteigt die Zahl der Städte, welche sich um die Geburt Homers stritten, erheblich und erreicht beinahe die Summe der Gastspiele der Fräulein Clara Ziegler. Die Stadträthe geben ihren Dienstboten die strenge Weisung, Niemand vorzulassen, der nicht ganz bewerbungsunverdächtig aussieht; für glattrasirte Gesichter sind sie während der nächsten Wochen überhaupt nicht zu sprechen. Haben sie doch alle Mühe, die bloßen Namen aller Directionscandidaten zu behalten. Nachdenklich gehen sie im Zimmer auf und ab, um ihrem Gedächtniß die lange Liste einzuprägen, die ein wohlmeinender College als versus memorabiles, anknüpfend an „Smyrna, Rhodos, Kolophon 2c." in wundervolle Hexameter gebracht hat:

„Gottschall und Woltersdorff, Seydel, Behr, Sonntag, Putlitz und Berndal,
Förster, Lebrun und L'Arronge, Haase, Bodenstedt, Schmidt, Fischer-Achten."

Die Fortsetzung habe ich vergessen. Aber die Liste ist noch lange nicht erschöpft. Da ich annehme, daß die Bewerber ihre Candidatur in langen Denkschriften befürworten und nachweisen werden, daß sie diejenigen, welche sind, habe ich mir vorgenommen, mein Gesuch ganz kurz zu fassen. Ich will durch den Gegensatz wirken.

Ich werde also schreiben:

„Meine geehrten Herren!

„Ich bin geimpft und glaube mich deshalb zur Leitung Ihres Stadt-
„theaters zu qualificiren. Ich ersuche Sie demnach, Ihre Stimmen auf
„meine Candidatur zu vereinigen. Denn: „seid einig, einig, einig!" sagt
„der große leipziger Mitbürger Goethe in seinem „Liede an die Freude",
„welches er bekanntlich in Gohlis dichtete.

„Hochachtungsvoll und ergebenst."

Mit wenigen Worten viel sagen, das ist mein Grundsatz. Ordnungsliebe, classische Bildung, genaue Kenntniß der localen Verhältnisse — in den obigen anspruchslosen Zeilen ist alles das enthalten. Ich glaube deshalb, daß meine Chancen gar nicht schlecht stehen. Sollte ich Director werden, so werde ich gleich durch die erste Vorstellung documentiren, daß ich der widerwärtig modernen Geschmacksrichtung Laubes entschieden Front mache. Am ersten Abend werde ich „König Oedipus" von Sophokles, am zweiten „Ibrahim Bassa" von Daniel Caspar von Lohenstein und am dritten — denn auch die Gegenwart hat ihre Rechte — (Oper) „Euridice" von Peri geben, die im Jahre 1601 unter großem Beifall in Bologna aufgeführt wurde und seitdem leider ganz vergessen ist. Auf diese Weise hoffe ich ein recht amusantes Repertoir herzustellen und den schon mit großem Glück von einem leipziger Blatte geführten Beweis zu liefern, daß nicht der abgebröckelte Putz, auch nicht die tausend kleinen Mißhelligkeiten zwischen Laube und dem Publicum den Wechsel in der Theaterleitung herbeigeführt haben, sondern einzig und allein Laubes realistisch-moderne Geschmacksrichtung. Wien muß doch ein entsetzliches Nest sein.

Im Rauchzimmer.

London, Freitag, 10. Juni. Charles Dickens ist an einer Paralysis bedenklich erkrankt.

London, Freitag, 10. Juni. Morgens. Charles Dickens ist gestern Abend auf seinem Landgut in Folge eines vorgestern eingetretenen Gehirnschlagflusses gestorben.

Diese beiden Depeschen machten in allen Sprachen die Runde der Welt: am Sonnabend Morgen wußte Frankreich, wußten Deutschland und Amerika, Rußland, Spanien und Italien, daß Englands größter Humorist nicht mehr sei; und Alle trauerten, denn er war ihnen Allen theuer. Wenn ein guter Mensch stirbt, so beweinen ihn seine Angehörigen, seine Freunde; wenn ein guter Fürst stirbt, so beweint ihn sein Volk; wenn aber ein Schriftsteller stirbt, wie Dickens, so fühlt die ganze Menschheit den Verlust. Denn ein Schriftsteller, wie er, ist ein Wohlthäter der Menschheit. Tausende hat er gerührt, Tausende hat er bewegt, Tausenden die Thränen getrocknet, Tausenden Balsam in die Wunden gegossen, Tausende hat er gebessert, Tausenden Vertrauen zu sich selber und auf eine gütige Vorsehung wiedergegeben. Tausende hat er arbeiten gelehrt — Tausenden die Arbeit des Lebens erleichtert. Wir Alle haben mit ihm geweint und gelacht. Wir Alle haben ihn geliebt. Wiewol er nur Englisch sprach und schrieb, so war es doch die Sprache des Herzens, die man überall verstand; und obgleich ein Engländer, so stehen doch nun alle Völker der gebildeten Welt an seinem Grabe, mit dem Gefühl, daß sie in ihm Etwas verloren haben, was unersetzlich ist. Wer bringt ihnen dies unschuldige Gelächter wieder? Wer diese freudige, diese warme Theilnahme an Personen und Schicksalen, die nur eingebildet, und uns doch zu Herzen gingen, als seien sie wirklich — als beträfen sie uns selber? Er gab uns nicht Romanfiguren, er gab uns Freunde für's Leben. Sein David Copperfield wird so wenig aus unserm Gedächtniß schwinden, wie unsere eigene Jugend; seine Peggotty wird uns ewig an irgend eine treue Seele der eigenen Heimat erinnern und seinem Sam Weller werden wir immer die Hand drücken, wo wir ihm begegnen — dankbar für die unvergeßlichen Stunden, die wir in seiner Gesellschaft verlebt. Wer giebt uns solche Stunden wieder? Und Agnes, und Dora, und Florence — und die ganze Schaar dieser lieblichen Gebilde kommt auf's Neue. Wir kennen sie; sie sind mit unseren glücklichsten Erinnerungen verbunden. Und die Weihnachtsglocken klingen! Und das Heimchen auf dem Heerde zirpt. Und das Meer rauscht, wie damals, als Micawber Abschied nahm; oder wie damals, als der kleine Dombey zu enträthseln suchte, „was die Wellen sagen“ — und die Abendsonne spielt an den Wänden, wie damals, als seine kleinen Finger darnach griffen und er sterben mußte . . .

Schöpfer all' dieser holden und unvergänglichen Geschöpfe — nun bist Du selber todt; aber sie Alle in Engelskleidern und mit Engelsfittichen erwarten Dich auf der Schwelle der Unsterblichkeit. — Jedes Deiner neuen Bücher war für uns ein Geschenk, aus welchem wir Trost schöpften und Lebensmuth und Freudigkeit; nun hast Du Dein letztes nicht vollenden können. Du hast „Das Geheimniß von Edwin Drood“ mit Dir hinüber genommen in die Ewigkeit.

So ward Thackeray fortgerissen aus seinem letzten Werk „Denis Düval“. Die letzten Worte seines Manuscriptes, wie man es nach der Nacht seines

Todes auf seinem Schreibtisch fand, lauteten: „Und mein Herz schlug in vollkommener Seligkeit — and my heart throbbed with perfect bliss.“ Und damals war es Charles Dickens, der dem Freunde den tiefgefühlten Nachruf schrieb. Sechs Jahre sind vergangen, der Freund ist dem Freunde gefolgt. Wer wird nun Dir den Nachruf schreiben, Charles Dickens? England hat keinen Thackeray mehr. England hat guter Schriftsteller noch genug — und lange mögen sie ihm erhalten bleiben, denn die guten Bücher sind einem Volke so nothwendig, als die guten Gesetze: aber England hat keinen großen Schriftsteller mehr; keinen mehr, der wie Dickens der Weltliteratur angehört hat und ewig angehören wird.

Es sind erst wenige Monate, da kündigte Dickens sein „Farewell-reading“, seine Abschiedsvorlesung an. Er gedachte damit nur Abschied zu nehmen von dem Cirkel der Zuhörer, die seine berühmten und populären Vorlesungen in den Sälen Londons und der anderen großen englischen und amerikanischen Städte so oft um ihn versammelt hatten. Aber es war ein Abschied für Immer und von Allen.

So sah ich ihn einmal in London, in dem großen Saale der Monday Popular Concerts, vor zehn oder zwölf Jahren. Es war das einzige Mal, daß ich den Schriftsteller sah und sprechen hörte, der meinem Herzen über Alles theuer. Er las das „Weihnachtslied in Prosa“ (a Christmass Carol in prose). Er war in der Fülle seiner Kraft und Gesundheit; ein starker, breitschulteriger Mann, mit einem starken, dunklen Bart, der ihm bis auf die Brust reichte, mit einem ernsten, gefurchten Denkergesicht (das Bild, das man auf der deutschen Ausgabe von Edwin Drood sieht, ist sehr ähnlich), mit einer vollen, frischerblühten Rose im Knopfloch.

Die Rosen, die eben unter meinem Fenster aufblühen, erinnern mich an ihn und jenen Juninachmittag in London. Seine Stimme war volltönig, sie kam aus einer breiten, mächtigen Brust; er las rasch, aber höchst ausdrucksvoll. Die Augen, die Herzen eines Publicums, das, den immensen Saal mit seinen Logen und Rängen erfüllend, nach Tausenden zählte, hingen an seinen Lippen. Jeder kannte die Geschichte, die er las; Jeder wußte sie fast auswendig. Und doch lauschten sie Alle, als ob es ihnen ein Neues sei — eine Offenbarung, wie er es ihnen las! Er las nicht schön, nein; es war sogar etwas Rauhes in seiner Art. Aber Dickens war es. — Boz — der sein eigenes Werk las — ein Werk, das ihnen Allen so lieb war, so werth! Da sah ich, was es heißt: populär sein! Da zum ersten Male fühlte ich jenen beseligenden Zusammenhang zwischen dem Volk und seinem Dichter.

So Etwas — so viel Liebe, so viel Dankbarkeit, so viel Enthusiasmus für einen Dichter — ein solches Gefühl von Stolz in seinem Besitze, hat Deutschland lange nicht gehabt, und auch England wird es lange nicht wieder haben, seit Dickens geschieden.

Folgendes Wort finde ich, da ich auf gut Glück in seinen Büchern blättere: „Und kann es geschehen, daß in einer Welt so voll und geschäftig, der Verlust eines schwachen Geschöpfes eine Leere hervorbringt in irgend einem Herzen, so weit und tief, daß Nichts, als die Weite und Tiefe der ungeheuren Ewigkeit sie ausfüllen kann?“

Ja, es ist wahr! Wir fühlen es bei Deinem Tode. Denn England hat nicht nur seinen größten Dichter — Jeder von uns hat seinen besten Freund verloren . . .

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten

Der Salon.

Die Papiere der Madame Jeanette.

Von **Erckmann-Chatrian.**

Deutsch von Julius Rodenberg*).

Als ich noch ein Kind war, pflegte ich alle Tage nach der Schule den Drechsler Jean Pierre Coustel, der am Ende unseres Dorfes wohnte, zu besuchen, um ihm bei der Arbeit zuzusehen. Es war ein alter Mann, halb kahl, die Füße staken in großen, zerrissenen Schlappen und die Perrücke, die in einen Rattenschwanz auslief, tänzelte auf seinem Rücken. Er erzählte gern von seinen Feldzügen längs des Rheines und der Loire, in der Vendée. Alsdann blickte er Einen an und lachte ganz leise. Seine kleine Frau, Madame Jeanette, spann hinter ihm im Schatten; sie hatte große schwarze Augen und ihre Haare waren so weiß, daß man hätte glauben sollen, es sei Flachs. Ich sehe sie; sie horchte, sich im Spinnen unterbrechend, jedesmal, wenn Jean Pierre von Nantes sprach — sie hatten sich da unten geheirathet, im Jahr 93.

Diese Dinge stehen mir vor den Augen, als ob es gestern wäre: die beiden kleinen Fenster, umrankt von Epheu, die drei Bienenkörbe auf einem Brett über der kleinen wurmstichigen Thür; die Bienen, welche sich in einem Sonnenstrahl auf dem Strohdach tummeln; Jean Pierre Coustel, welcher mit gekrümmtem Rücken Stuhlbeine oder Spulen drechselt — die Hobelspäne, welche sich wie Locken abhaspeln — Alles ist da!

Und ich sehe auch, am Abend, Jacques Châtillon kommen, den Holzhändler, mit seinem mächtigen fuchsrothen Backenbart, seinen Klafterstock unter dem Arme; ferner den Forsthüter Benassis, seine Jagd-

---

*) Mit der obigen Erzählung, so einfach und so rührend, begrüßen wir die berühmten Verfasser des „Conscrit de 1813", „Waterloo", „Madame Thérèse", „L'invasion", „Le blocus" und all' jener Meisterwerke, welche nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland so rasch populär geworden sind, unter den Mitarbeitern des „Salon". Wir betrachten es als eine hohe Auszeichnung, daß dieses Dichterpaar, dessen Werke, wiewol echt französisch, doch so viel zur Bekämpfung jenes deutschfeindlichen Chauvinismus in Frankreich gethan, mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit unserer Einladung entsprochen und auch für die Folge weitere Beiträge zugesagt hat. Denn im „Salon", sei es hier wiederholt, verfolgen wir nicht nur die Tendenz, unsere eignen Dichter und Schriftsteller in möglichster Vollständigkeit zu versammeln, sondern wir fügen ihnen gern auch die hervorragenden der fremden Nationen hinzu, welche mit uns zusammen an dem großen Culturwerke der Gegenwart arbeiten, welches der Friede der Völker heißt. Zur näheren Würdigung Erckmann-Chatrian's gerade nach dieser Richtung hin verweisen wir auf die Charakteristik derselben von Arthur Levysohn, welche der „Salon" nebst dem Bilde der Beiden in seinem V. Bande (S. 574 f.) gebracht hat, sowie auf das vortreffliche Essay von Julian Schmidt, in dessen soeben erschienenen „Bildern aus dem geistigen Leben unserer Zeit" (Leipzig, Duncker und Humblot, 1870). Die Red. des Salon.

tasche an der Seite, und die kleine Mütze mit dem Jagdhorn auf dem Ohr; Herrn Nadasi, den Gerichtsdiener, welcher sich für keinen geringen Mann hält, wenn er dahergeht, die Nase hoch, mit einer Brille darauf, und die Hände hinten in den Taschen seines Rockes, wie wenn er sagen wollte: „Ich bin Nadasi, der den insolventen Schuldnern die Vorladungen bringt!“ Und dann sehe ich meinen Onkel Eustache eintreten, den man „Brigadier“ nannte, weil er im Chamboran gedient hatte; und viele Andere, gar nicht zu sprechen von der Frau des kleinen Schneiders Rigobin, welche nach neun Uhr ihren Mann abholte, damit man sie bei der Gelegenheit einladen könne, einen Schoppen zu trinken. Denn neben seinem Drechslerhandwerk hielt Jean Pierre Coustel eine Schenke am Wege, der Tannenzweig hing an der Vorderseite seines kleinen Hauses; und im Winter, wenn es regnete, oder wenn der Schnee bis an die Fenster stieg, setzte man sich gern in die alte Baracke, wo man das Feuer und das Spinnrad Jeanetten's summen und draußen die starken Windstöße vorüberziehen hörte, mitten durch das Dorf.

Ich, der ich damals noch ganz klein war, rührte mich nicht aus meiner Ecke, bis zu dem Augenblick, wo der Onkel Eustache, die Asche aus seiner Pfeife klopfend, mir sagte:

„Es ist Zeit, François, wir müssen uns auf den Weg machen! ... Gute Nacht, zusammen! . . .“

Er erhob sich und wir gingen mit einander fort, zuweilen im Koth, zuweilen im Schnee. Wir schliefen im Hause des Großvaters, welcher aufgeblieben war, um uns zu erwarten.

Wie diese weit entfernten Dinge mir gegenwärtig erscheinen, wenn ich daran denke!

Aber was mir vor Allem in's Gedächtniß zurückkommt, ist die Geschichte von den Marschen der alten Jeanette; von jenen Marschen, welche sie in der Vendée, nach der Seeküste zu, besaß, und welche die Coustels zu reichen Leuten gemacht haben würden, wenn sie ihre Güter nur früher reclamirt hätten.

Es ist bekannt, daß man im Jahre 93 viele Menschen in der Gegend von Nantes ertränkte, und hauptsächlich vom ehemaligen Adel. Man brachte sie zusammengebunden auf Schiffe, fuhr sie hierauf in die Loire hinaus und versenkte die Schiffe. Das geschah zur Zeit der Schreckensherrschaft; andererseits erschossen die Bauern der Vendée alle Soldaten der Republik, deren sie habhaft werden konnten; der Vernichtungskrieg ward auf beiden Seiten geführt, man hatte mit nichts mehr Mitleid. Allein jedesmal, wenn ein Soldat der Republik eine von den adeligen Mädchen, welche man ertränken wollte, zur Ehe begehrte und die Unglückliche willigte ein, ihm zu folgen, so ward sie sofort freigegeben. Und auf diese Weise war Madame Jeanette die Frau Coustel's geworden.

Sie war auf einem dieser Schiffe, im Alter von fünfzehn Jahren — ein Alter, wo man eine furchtbare Angst davor hat, zu sterben! Sie blickte um sich, ganz bleich, ob Niemand Erbarmen mit ihr habe; da sah Jean Pierre Coustel, welcher, sein Gewehr auf der Schulter, in dem

Moment vorüberging, wo das Schiff abstieß, das junge Mädchen und rief: „Halt! . . . einen Augenblick! . . . Bürgerin, willst Du mich? Ich rette Dir das Leben!"

Jeanette war wie todt in seine Arme gefallen; er hatte sie fortgeschleppt; sie waren zur Mairie gegangen.

Die alte Jeanette sprach niemals von diesen verjährten Geschichten. Sie war in ihren jungen Jahren sehr glücklich gewesen; sie hatte Bediente, Kammerjungfern, Pferde, Kutschen gehabt und darauf war sie die Frau eines Soldaten geworden, eines armen Teufels von Republikaner; sie hatte ihm die Küche besorgt und die Lumpen geflickt. Die früheren Gedanken an Schlösser, an große Jagden, an Spazierritte, an Ehrfurcht der Bauern in der Vendée waren vorüber. So geht es mit den Dingen der Welt. Und dennoch hatte der Gerichtsbote Nadasi die Stirn, sich in seiner Unverschämtheit über die arme Alte lustig zu machen, indem er ihr zurief:

„Edle Dame, einen Schoppen! . . . ein Glas Schnaps!"

Er erkundigte sich auch bei ihr, ob sie nichts Neues von ihren Domänen gehört habe; sie blickte ihn dann an, die Lippen zusammenpressend; ihre bleichen Wangen wurden ein wenig roth, man hätte glauben können, daß sie ihm eine Antwort geben wollte, aber hierauf senkte sie das Haupt und fuhr fort schweigend zu spinnen.

Wenn Nadasi in der Schenke nicht viel verzehrt hätte, so würde Coustel ihm sicher die Thür gewiesen haben; aber wenn man arm ist, so muß man manch' ein bitteres Wort hinunterschlucken, und die Schufte wissen das! . . . Sie machen sich niemals über Diejenigen lustig, welche sie dafür am Ohr zupfen könnten, wie mein Onkel Eustache es unfehlbar gethan haben würde; sie sind zu klug dazu. Welch' ein Unglück, daß man solche Menschen dulden muß.

Indessen jeder kennt Exemplare dieser Gattung; ich fahre in meiner Erzählung fort.

Eines Abends, wo wir wieder in der Schenke waren, gegen das Ende des Herbstes 1830 — und es regnete in Strömen, trat ungefähr gegen acht Uhr der Forsthüter Benassis ein und rief:

„Welch' ein Wetter! Wenn das so fortgeht, werden die drei Teiche übertreten."

Er schüttelte seine Mütze und zog seinen kleinen Kittel über den Schultern aus, um ihn hinter dem Ofen trocknen zu lassen. Hierauf setzte er sich an das Ende der Bank, indem er zu Nadasi sagte:

„Fort da, mach' Platz, Faullenzer; ich will mich dem Brigadier gegenübersetzen."

Nadasi wich zurück.

Benassis schien, trotz des Regens, vergnügt; er erzählte, daß am heutigen Tage ein großer Schwarm wilder Gänse aus dem Norden angekommen wäre; daß ihr Geschrei die Luft erfüllte und daß sie sich auf den Teichen der drei Sägemühlen niedergelassen hätten; daß man sie von Weitem gesehen und daß die Jagd in den Marschen beginnen würde.

Benassis, indem er sein Glas Branntwein leerte, lachte vor sich hin und rieb sich die Hände. Alle hörten ihm zu und Onkel Eustache sagte, daß er in einem Kahn auch gern zu dieser Jagd ginge; daß es ihm aber kein besonderes Vergnügen machen würde, mit großen Stiefeln im Schlamm zu waten, auf die Gefahr hin, bis über die Ohren darin zu versinken.

Nun sagte Jeder sein Wort und die alte Jeanette, ganz nachdenklich, fing an zu murmeln:

„Ich hatte auch Marschen .... Teiche! ..."

„Ha!" ... rief Nadasi mit einem spöttischen Ton, „hört doch ... Dame Jeanette hatte Marschen!"

„Ohne Zweifel", erwiederte sie, „ich hatte deren!" ...

„Wo das, edle Dame?"

„In der Vendée, am Ufer des Meeres", sagte sie.

Und als Nadasi mit den Schultern zuckte, wie wenn er sagen wollte: „die Alte ist toll" — stieg Frau Jeanette die kleine Holztreppe im Hintergrund des Häuschens hinauf, und dann kam sie wieder herunter mit einem Körbchen voll alter Sachen, Zwirn, Nadeln, Spulen, gelber Pergamente, welches sie auf den Tisch setzte.

„Hier sind unsere Papiere", sagte sie; „die Teiche, die Ländereien und das Schloß sind darin mit allem Uebrigen! ... Wir haben sie zurückgefordert unter Ludwig XVIII., aber es hieß, daß die Verwandten sie uns nicht wiedergeben wollten, weil ich die Familie durch Verheirathung mit einem Sansculotten entehrt hätte. Wir hätten klagen müssen, und wir hatten kein Geld, um die Advocaten zu bezahlen. Ist das nicht wahr, Coustel?"

„Ja ... ja", sagte der Drechsler, ohne sich dabei zu rühren, „das ist ein Pack bourbonischen Gesindels*) — die wahre Canaille!"

Von Allen, welche zugegen waren, kümmerte sich Niemand um diese Dinge — nicht mehr, als um ein Paquet von Assignaten aus der Zeit der Republik, welche sich noch in den Tiefen alter Wandschränke herumtreiben.

Nadasi, mit seiner spöttischen Miene, öffnete eines der Pergamente, und indem er die Nase hob, fing er an zu lachen, und sich auf Kosten Jeanetten's lustig zu machen; aber plötzlich wurde sein Gesicht ernst. Er wischte seine Brille und zu der armen Alten gewandt, welche sich wieder an's Spinnrad gesetzt hatte, sagte er:

„Das sind Ihre Papiere — sie gehören Ihnen, Frau Jeanette?"

„Ja, mein Herr."

„Erlauben Sie, daß ich sie mir ein wenig ansehe?"

„Mein Gott, machen Sie damit, was Sie wollen", sagte sie, „wir haben sie nicht nöthig."

Hierauf faltete Nadasi, der ganz bleich geworden, das Pergament

*) Das Original hat „un tas de chouans". — „Chouans" hießen bekanntlich in den blutigen Vendéekriegen während der französischen Revolution die Anhänger der Bourbons.

wieder zusammen und steckte es, nebst mehreren anderen in die Tasche seines Ueberrocks, indem er sagte:

„Ich werde mir das ansehn! . . . Es schlägt neun Uhr, guten Abend!"

Er ging und die Andern zögerten nicht, ihm zu folgen.

Acht Tage später war Nadasi auf dem Wege nach der Vendée; er hatte von Coustel und Dame Jeanette, seiner Gattin, Vollmachten zur Wiedererlangung, zum Verkauf, zur Veräußerung all' ihrer Güter unterzeichnen lassen, wobei er die Kosten zu tragen übernahm, unter der Bedingung, daß er wegen seiner Auslagen sich an die Erbschaft zu halten habe.

Seit diesem Augenblick verbreitete sich im Dorfe das Gerücht, daß Frau Jeanette von Adel sei, daß sie ein Schloß in der Vendée habe, und daß den beiden Coustel schwere Renten ausgezahlt werden würden. Aber nicht lange darauf schrieb Nadasi, daß er sechs Wochen zu spät gekommen sei; daß der eigne Bruder der Frau Jeanette ihm Papiere gezeigt habe, welche es klar wie der Tag hinstellten, daß er seit mehr als dreißig Jahren im Besitze der Marschen gewesen und daß es ein für allemal, wenn man das Eigenthum eines Andern dreißig Jahre besessen habe, so gut sei, als ob man es immer gehabt habe, so daß Jean Pierre Coustel und seine Gattin, weil ihre Verwandten im Besitz ihres Eigenthums gewesen wären, nichts mehr zu verlangen hätten. Diese armen Leute, welche sich reich geglaubt und welche das ganze Dorf beglückwünscht, und, wie es zu geschehen pflegt, umschwänzelt hatte, fühlten ihr Elend noch viel mehr, als sie sahen, daß sie nichts hatten; und kurze Zeit darauf starben sie, einer nach dem andern, in christlicher Gesinnung den Herrn um Verzeihung ihrer Sünden bittend, und im Vertrauen auf das ewige Leben.

Was Nadasi betrifft, so ließ er seinen Gerichtsdienerposten verkaufen und kam nicht in die Gegend zurück; er hatte ohne Zweifel Etwas gefunden, was ihm besser gefiel, als Vorladungen auszutragen.

Viele Jahre verflossen; Louis Philipp war gegangen und dann die Republik; die Ehegatten Coustel ruhten auf dem Hügel, und ich glaube, sogar ihre Knochen waren nur noch Staub in dem Grabe. Ich hatte den Großvater im Posthaus ersetzt und auch Onkel Eustache hatte, wie er selbst zu sagen pflegte, seinen Laufpaß genommen, als eines Morgens, während die Saison in den Bädern Baden-Baden und Homburg in vollem Gange war, mir etwas Erstaunliches begegnete, was mir noch heute zu denken giebt. Mehrere Postkutschen waren am Morgen durchgekommen, als gegen elf Uhr der Courier einer Familie eintraf, um mich zu benachrichtigen, daß der Baron von Roseleure, sein Herr, sich nahe. Ich war bei Tisch; ich stehe sogleich auf, um den Vorspann zu überwachen. Im Augenblick, wo angeschirrt wird, steckt sich ein Kopf aus dem Reisewagen, ein altes, trockenes Gesicht, mit großen Falten, hohlen Wangen, goldener Brille auf der Nase: es war das Gesicht Nadasi's, aber alt, abgemergelt, ermüdet; hinter ihm neigte sich der Kopf eines jungen Mädchens; ich war ganz bestürzt.

„Wie nennt sich dieses Dorf?“ fragte mich der Alte, indem er in seine Hand gähnte.

„Laneuville, mein Herr.“

Er erkannte mich nicht und setzte sich wieder zurück. Dann sah ich eine alte Dame im Hintergrund des Reisewagens; die Pferde waren vorgespannt, sie fuhren ab.

Welche Bestürzung, und wie viele Gedanken gingen mir damals durch den Kopf: — Nadasi, das war der Herr Baron von Roseleure! Möge Gott mir verzeihen, wenn ich mich täusche; aber noch jetzt glaube ich, daß er die Papiere der armen Jeanette verkauft hat; und daß er sich hernach eine neue Haut angezogen hat wie so viele andere Schurken, die einen adeligen Namen annehmen, um die Neugierigen von der rechten Spur abzubringen. Wer konnte ihn daran hindern? Und besaß er nicht alle Titel, alle Pergamente, alle Vollmachten? . . . Und außerdem, hat er jetzt nicht die dreißig Jahre des Besitzes? . . . Arme alte Jeanette! .. Wie vielem Elend begegnet man doch im Leben! . . . Und zu denken, daß Gott Alles geschehen läßt . . . . .

Junius-Lied.

Das sind die klarsten aller Tage,
Da fließt das Leben leicht und hold,
Es kommt zu Sinn uns Traum und Sage
Und alter Zeiten Mährchengold.

Kühl rauscht des Waldbachs flücht'ge Welle,
Wir folgen sinnend ihrem Zug,
Die schlanke glitzernde Libelle
Umschwebt das Schilf in scheuem Flug.

Die Erde prangt in voller Schöne,
Laut schallt im Busch der Vögel Chor,
Und fernher dringen Glockentöne
An unser selig lauschend Ohr.

Da spannt das Herz der Sehnsucht Flügel
Und treibt es ohne Rast und Ruh
Weit über Strom und Thal und Hügel
Der unbekannten Heimat zu.

Godfried Wandner.

Das Leben verspielt.

Erzählung von **Hans Marbach.**

I.

Victor S. galt für eine studentische Größe. — Es war durchaus nicht leicht, sich auszuzeichnen auf der kleinen Universität, wo ich mit ihm zusammen „Studien halber" mich aufhielt, wie wir zu sagen pflegten. Fleiß, geordneter Lebenswandel und dergleichen mehr, was sonst zum Studiren gehört, waren freilich nicht erforderlich, um eine hervorragende Rolle zu spielen. Ja, vom Standpunkte der „Philister" aus mochten die Tugenden, nach denen wir am Eifrigsten strebten, oft gar für das Gegentheil angesehen werden. Nichtsdestoweniger war es, wie gesagt, eine schwierige Aufgabe, unter uns eine hervorragende Stellung zu erringen. Es studirte gerade auf unserer Universität eine solche Menge vornehmer und reicher junger Leute, die eine hauptsächlich auf äußeres sich Geltendmachen abzielende Erziehung genossen hatten; es war unter diesen ein solcher Wetteifer, sich gegenseitig zu imponiren und in den Schatten zu stellen, daß es nur dem Zusammenwirken der seltensten Talente und den günstigsten äußeren Verhältnissen gelingen konnte, Einen als Stern unter den vielen hervorglänzen zu lassen.

Victor von S. vereinigte indessen alle Bedingungen dazu in sich. Vor Allem besaß er einen „guten Wechsel". Er war der einzige Sohn einer reichen Witwe, die jeden seiner zärtlichen Briefe, deren regelmäßiger Schlußrefrain in einer kurzen drastischen Auseinandersetzung dringender Bedürfnisse bestand, mit einer sprechenden liebevollen, inhaltschweren Sendung beantwortete.

Ferner erfreute er sich einer eisernen Gesundheit, kannte weder Ermüdung noch „Katzenjammer", konnte trinken so viel er wollte, schlafen so wenig er wollte, und langweilte sich nie, weil er stets Muth und Lust in sich fühlte, sich zu amüsiren, und eine unendliche Erfindungskraft besaß, immer neue, oft sehr überraschende Zerstreuungen auszusinnen. Er verfügte ferner über eine außerordentliche Kraft und Gewandtheit, die ihn, vereint mit täglichen Uebungen von Kindheit auf, in jeder körperlichen Fertigkeit zum Meister machten.

Es versteht sich beinahe von selbst, daß ein so von Natur und Kunst ausgestatteter Jüngling auch in seinem Aeußern entsprechend gebildet war. Seine Erscheinung wäre im Gewühle der größten Stadt aufgefallen. Man kann sich also denken, welches Aufsehen er erregte, mit welchem Wohlgefallen oder Neide ihn die Vorübergehenden betrachteten, und oft ihm nachschauten, wenn er durch die wenig belebten Straßen unseres Städtchens einherschritt, sporenklirrend und mit dem Reitstöckchen

fuchtelnd, elastischen Ganges, frei um sich blickend und sein Liedchen summend. Die ganze Stadt war voll von seinem Ruhme. Es konnte keine Helden- oder Missethat verübt werden, die man nicht sogleich auf seine Rechnung gesetzt hätte. Er hatte die meisten Nachtwächter geprügelt und die meisten Laternen zerschlagen, er hatte den großen steinbeladnen Frachtwagen in den Fluß geschoben, und die armdicken Ankertaue einiger Lastschiffe durchschnitten, so daß dieselben bei Nacht und Nebel stromab getrieben waren. — Und was sich noch Alles erzählen ließe. — Wer erinnert sich nicht gern aller der lustigen Studentenstreiche, die seiner Zeit begangen wurden, die den Betheiligten so ungeheures Vergnügen machten, den Betroffenen so ungeheuren Verdruß, bei deren Erzählung der unmündige Sohn aufhorcht, wenn Papa in der Weinlaune sie zum hundertsten Male zum Besten giebt, und die im Großen und Ganzen der Nachwelt so unendlich gleichgiltig sind?

Und doch sind sie das schönste, frischeste Capitel im Lebensbuche jedes Menschen, der studirt hat oder sonstwie jung gewesen ist — wie die Ilias das schönste Blatt in den Annalen der Menschheit ist.

Als ich Victor von S. kennen lernte, befand er sich schon „in hohen Semestern", und hatte den tugendhaften Vorsatz gefaßt, „nächstens" sein Examen zu machen. Die Vorbereitungen zu diesem ernsten Schritte traf er auch auf seine Weise. Zunächst handelte es sich darum, die Professoren glauben zu machen, er arbeite.

Das Arbeiten des Studenten zerfällt bekanntlich in zwei Theile, erstens: in's Colleg gehen, zweitens: häuslicher Fleiß.

Den Besuch der Collegien, jedenfalls die schwierigere der beiden Aufgaben, erleichterte er sich folgendermaßen. Er richtete seinen Hund ab, einen äußerst gelehrigen schwarzen Pudel, den Jedermann als ihm angehörig kannte und schätzte, daß er zu den bestimmten Stunden vor dem Hörsaale des betreffenden akademischen Lehrers Platz nahm, daselbst geduldig während der Vorlesung ausharrte und nach Schluß derselben sich dem aus der Thür tretenden Professor durch Schwanzwedeln und freudiges Anspringen bemerklich machte.

Den häuslichen Fleiß absolvirte Victor auf eine nicht minder geistreiche Manier. Es begünstigte ihn dabei speciell der Umstand, daß er mit dem Decan der juristischen Facultät unter einem Dache wohnte. Sobald nun die Dunkelheit eintrat, schlich er von der „Kneipe", oder wo er sich aufgehalten hatte, in sein Zimmer, streckte den Kopf zum Fenster hinaus und schrie, gleichsam, als wenn er im höchsten Grade aufgebracht wäre, mit weithinschallender Stimme: „Ich kann heute nicht mitkommen, ich habe furchtbar zu ochsen!"

Er fingirte dabei nämlich eine draußen auf ihn wartende Person, die ihn zum Mitgehen aufgefordert hatte.

Zehn Minuten darauf sah man ihn mit stolzen Schritten in die Trinkstube seines Corps eintreten, um sich von der gehabten Anstrengung gründlich zu erholen.

Diese aufreibende Thätigkeit hinderte indessen Victor von S. nicht,

des Morgens gleich nach dem Kaffee, den er gegen zwölf Uhr einzunehmen pflegte, in dem Garten seines Hauses, ein Buch in der Hand und eine Cigarre im Munde, auf- und abzugehen. Als ich ihn einmal bei dieser Beschäftigung antraf und zufällig einen Blick in das große, in würdiges Schweinsleder eingebundene Buch warf, entdeckte ich zu meiner Ueberraschung, daß es der Chevalier de Faublas war. — „Welche Vielseitigkeit!“ dachte ich bewundernd.

Es war an einem solchen Abende, nachdem Victor von S. alle die soeben beschriebenen Pflichten erfüllt hatte, als ich der Ehre theilhaftig wurde, ihm vorgestellt zu werden. Er war ungemein herablassend gegen den jungen „Fuchs“, nöthigte mich, neben ihm Platz zu nehmen, bot mir eine Cigarre an, trank mit mir „Smollis“, und ernannte mich, nachdem wir Beide ziemlich viel Flüssigkeiten zu uns genommen hatten, zu seinem „Leibfuchsen“. Diese außerordentliche Ehre machte mich trunkener, als die große Quantität Bier, und ich erwachte am andern Morgen mit den ausgesprochensten Kopfschmerzen, aber auch um einen Fuß höher. Mein erster Gedanke war Er, und ich erinnerte mich auch sofort der ernsten Pflicht, welche mir der erste Tag meiner neuen Würde auferlegte, nämlich, ihn zu wecken.

Es war ein Glück, daß ich schon damals die Gewohnheit hatte, nach einem aufregenden Abende sehr früh zu erwachen; heute ein Glück, was mir sonst immer so störend gewesen war. Meine Uhr zeigte gerade auf Vier, und um Fünf sollte ich meinen „Leibburschen“ auf die Mensur begleiten, der ersten, welcher ich beiwohnte.

Ich glaubte, trotzdem ich zum Wecker bestellt war, ich würde Victor von S. schon wachend antreffen, denn ich schloß von meiner, durch den bloßen Gedanken an das Zusehen schon im höchsten Grade erregten Stimmung, daß er, welcher die Hauptrolle in „dem blutigen Drama“ zu spielen bestimmt war, natürlich während der Nacht kein Auge würde zugethan haben. Ich hatte ja auch gestern Abend, wo viel von der bevorstehenden „Paukerei“ die Rede gewesen war, erfahren, daß der Gegner meines Helden einer der gefährlichsten Schläger seines Jahrhunderts sei, und daß man sehr zweifle, wer den Sieg davontragen werde. Daß jedenfalls ein sehr blutiges Resultat zu erwarten stehe, war Allen eine Gewißheit.

Mein Herz pochte, als ich auf den Zehen die Treppe hinanstieg. Ich war ängstlich gespannt auf den Anblick dieses Mannes — wie Er wohl aussehen und sich benehmen werde im Angesichte der Gefahr. Schüchtern klopfte ich an die Thür. — Keine Antwort. Ich klopfe wiederholt, immer ohne Resultat. Endlich fasse ich mir ein Herz und öffne. Victor von S. pflegte nie seine Thür zu verschließen.

Mit angehaltenem Athem schlich ich nach der offenstehenden Thür eines Nebenzimmers, und hier sah ich ihn auf seinem Bett liegen, in der grellen Beleuchtung der Morgensonne friedlich schlummernd.

Ich sage, auf, nicht in seinem Bett, denn er hatte die Decke abgeworfen, sie war neben ihm auf den Boden gesunken, und auf derselben, in der bequemsten Stellung, hatte sich der Pudel hingestreckt, der mich

jetzt, erwachend, mit schläfrigen Augen anblinzte, sonst aber kein Zeichen von sich gab, daß er Notiz von mir nähme; jedenfalls hatte er an den Farben meiner Mütze erkannt, daß ich gut Freund sei; vielleicht auch recognoscirte er in meiner Person den neuen Leibfuchsen seines Gebieters

Dieser selbst nahm hinwiederum meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er lag den Kopf nach der Wand gekehrt und hatte außerdem den linken Arm über die Augen gedeckt, als wolle er sich gegen das blendende Licht schützen. Der rechte Arm und das rechte Bein hingen über den Rand des Bettes herunter; Hals und Brust waren entblößt. Ich staunte vor der Pracht der jungen, riesenhaften Glieder, vor „des Nackens unsterblicher Bildung", der breiten, hochgewölbten Brust, die sich unter dem Bleigewicht des Jugendschlafes kräftig hob und senkte.

Nun berührte ich leise den herabhängenden Arm. Eine kurze Bewegung durchzuckte den Liegenden, dann schob er den Arm von den Augen, und sah mich eine Weile ruhig an, als besänne er sich auf Etwas.

„Haha, Du bist's", sagte er endlich. „Warte, ich bin gleich fertig."

Er erhob sich in seiner ganzen Majestät, um diesen, wie jeden Tag, mit einem Bade zu beginnen.

Ich sehe sie noch vor mir stehen, diese hohe, weiße, musculöse Jünglingsgestalt wie sie gleichsam sich aufblähte unter dem erfrischenden Sturzbade, wie jede Sehne, jede Faser anschwoll, als wolle sie bersten vor innerer Kraft und Gesundheit; und obgleich ich nicht zum Abtrocknen meiner Commilitonen auf die Universität gekommen war, so erfüllte ich diese Pflicht doch mit einem Eifer und einer Liebe, ja, ich hätte mich zu noch niedrigeren Diensten für ihn hergegeben, nur um in seinen Augen irgend eine Wichtigkeit zu erlangen.

„Gut; nun geh' hinein und mache das Frühstück! Die Spirituslampe und der Wasserkocher stehen dort links, und im Schrank daneben die Rumflasche. Wir frühstücken heute Grog, damit wir warm bleiben."

Während ich den Auftrag ausführte machte er Toilette. Ich hatte jetzt Muße, mich in dem großen Zimmer umzusehen. Es imponirte mir, wie Alles, was mit Victor zusammenhing, im höchsten Grade. Es erschien mir als der Inbegriff der Eleganz und des Comforts. Die ersten Strahlen der Morgensonne erleuchteten und belebten gleichsam die vielen glänzenden und bizarren Gegenstände, mit denen es angefüllt war. Da hingen an den Wänden Stiche und Photographien weiblicher Schönheiten, ferner große Bilder, auf denen Paukereien dargestellt waren; dazwischen allerhand Pistolen, Revolver und größere Gewehre, deren Läufe in der Sonne blitzten, zierliche Paradeschläger mit buntausgeschlagenen Körben und an seidenen Schärpen, schwere Mensurschläger und Säbel, und wieder Photographien von guten Freunden in farbigen Mützen, und über dem Schreibtische ein prachtvolles Oelgemälde in breitem Goldrahmen, das eine Frau in mittleren Jahren und von großer Schönheit darstellte, die Victor sehr ähnlich sah, so daß ich annahm, es sei das Portrait seiner Mutter. Auf den Möbeln standen kostbare mit Wappen gezierte Vasen und reizende Figuren von Biscuit und Alabaster, allerlei

Rauchapparate, unzählige Cigarrenbecher in allen erdenklichen Formen und Stoffen, türkische Pfeifen, Cigarrenbehälter, dann eine griechische Schaale, angefüllt mit Frauenschmucksachen, oben darauf liegend ein kleiner blauer Atlaspantoffel.

Ich zerbrach mir noch den Kopf über Ursprung und Zweck dieser Gegenstände, als der Herr der aufgezählten Schätze eintrat und mich mit seinen großen braunen Augen lachend ansah. Er hatte die kurzen, schwarzen Haare tadellos gescheitelt und das kleine Schnurrbärtchen keck in die Höhe gezwirbelt. Außerdem machte er mir einen ungeheuer eleganten Eindruck mit seinem frischen Nankinganzuge, die aristokratischen Füße in bunten Strümpfen und glanzledernen Schuhen. Er war angezogen, wie zu einer Landpartie, und für ihn bedeutete die ganze Geschichte auch weiter nichts. Er griff nach einem der Schläger und ließ ihn durch die Luft pfeifen.

„Der taugt nichts, der ist zu leicht. — Da, Fuchs, Du sollst ihn haben, als Morgengabe. Schlag Dich damit wacker durch's Studentenleben durch!"

Sprachlos vor Stolz und Dankbarkeit hielt ich das glänzende Geschenk in der Hand. Er probirte weiter, bis er den passenden Schläger gefunden, und ihn gleichfalls mir übergab, um ihn an Ort und Stelle zu bringen.

Draußen fuhr der Wagen vor, welcher uns unserer heutigen Bestimmung entgegenführen sollte. Der Kutscher klatschte mit der Peitsche, um seine Gegenwart bemerklich zu machen.

Mein Leibbursch ergriff selbst die Zügel und nun kutschirten wir im schnellsten Trabe in den hellen Morgen hinein, durch thaukühle Wälder, über Berg und Thal, umspült von frischen Lüften.

Nach einer Stunde waren wir am Ziele. Ein altes, fürstliches Jagdschloß, in tiefster Waldeinsamkeit auf einer sanften Anhöhe gelegen.

In einem der großen öden Säle, an deren ehemalige Pracht nur noch die geschwärzte, reich mit Stuck verzierte Decke erinnerte, wurden die Vorbereitungen zum Zweikampf getroffen.

Ich half meinem Leibburschen beim Bandagiren, wobei guter Wille die mangelnde Erfahrung ersetzen mußte. Dann sollte ich ihm den Arm „schleppen".

In meinem Leben habe ich mich nicht in solcher Aufregung befunden. Ich wußte noch nicht den Gang einer Paukerei zu beurtheilen. Ich dachte, bei jedem der blitzschnell geführten Hiebe müsse wenigstens der Kopf vom Rumpfe fliegen.

Der Kampf dauerte lange, ohne Entscheidung. Es floß kein Blut, von keiner Seite, und ich wurde allmälig ruhiger. Mit unsäglichem Stolze erfüllte es mich, wenn in den Pausen der furchtbare Arm, der soeben noch die Klinge mit unbegreiflicher Kraft und Behendigkeit geführt hatte, sich schwer auf meine Schulter legte, und wir so, zu einer Gruppe vereint, majestätisch durch den Saal schritten.

Das Gesicht meines Freundes glühte, die Adern an den Schläfen

pochten sichtbar, und aus seinen großen Augen sprühten Zorn und Ungeduld. „Gieb Acht, Fuchs", raunte er mir zu, „jetzt bekomme ich den Burschen."

Ein neuer Gang begann. Auf das Commandowort: „Los!" blitzte die Klinge Victor's durch die Luft, mit einer solchen Geschwindigkeit, daß der Gegner wie von allen Seiten zugleich bedroht war, und jetzt plötzlich fährt sie mit furchtbarer Wucht an dem Schläger des Andern herunter und ein langgezogenes fff geht durch die versammelte „Corona". Da war's geschehn. Ich sah nur das blutüberströmte Gesicht unseres Widerparts vor mir. „Die Nase! die Nase!" hörte ich rufen.

Nach zehn Minuten stand Victor von S. wieder in seinem fashionablen Nankinganzuge unter uns, die Cigarre zwischen den Lippen, und die nun folgenden Mensuren kritisirend. Abends fuhren wir lustig singend in die alte Universitätsstadt ein und feierten beim Gerstensaft die errungenen Siege.

II.

Zu allen glänzenden und verführerischen Eigenschaften Victor's gesellte sich ein Umstand, der zwar von mehreren vornehmen jungen Herren ausgebeutet wurde, um sich selbst im Stillen einen höhern Werth beizulegen und dem Ruhme ihres gefürchteten Rivalen einige Fleckchen aufzutupfen, welcher aber ganz geeignet war, ihn in den Augen gewöhnlicher Sterblicher vollends als Romanhelden und wahren Phönix erscheinen zu lassen.

Für mich freilich und alle Diejenigen, welche Victor nahe standen, ihn liebten und verehrten, wie ein unerreichbares Ideal, die seinen hohen, kühnen Flug mit Bewunderung sahen, aber auch mit einer gewissen Bangigkeit, für uns hatte dieser Umstand etwas Beängstigendes, wie ein Fatum, das drohend über dem geliebten Haupte schwebte.

Es hatten sich nämlich eine Menge mysteriöser Gerüchte über Victor's von S. Herkunft und Erziehung verbreitet.

Was zunächst seine Herkunft betrifft, so war Thatsache, daß seine Mutter nicht den Namen ihres einstmaligen Gatten führte, sondern den altadligen Namen ihrer Familie, welcher unter der Aristokratie, und speciell bei den Söhnen derselben, die mit uns studirten, sattsam bekannt war. Wie nun die Mutter dazu gekommen, sich und ihrem einzigen Sohne diesen Namen zu vindiciren, darüber erzählte man sich, natürlich hinter Victor's Rücken, die seltsamsten Geschichten, mit denen ich die Leser nicht weiter behelligen will. Die Sache verhielt sich, wie ich zum Theil erst später erfuhr, folgendermaßen:

Die Mutter meines Freundes war die Tochter einer in der Provinz reich begüterten Familie, welche ihren Winteraufenthalt in der kleinen Hauptstadt ihres Landes zu nehmen pflegte. Wie in den meisten solcher Duodezfürstensitze, concentrirte sich auch in diesem das Interesse der Gesellschaft auf das Hoftheater, und zwar, wie gewöhnlich, weniger auf die Kunstleistungen, als auf die Persönlichkeiten der Darsteller.

Das junge, geistig regsame Fräulein von S. war ebenfalls, selbstverständlich, eine entschiedene Theaterenthusiastin, und ihre specielle Vorliebe neigte sich dem schönen, „genialen“ Heldenspieler zu, ja das Unglück, oder ihr schwärmerischer Charakter, wollte, daß sie sich in denselben, als den Inbegriff männlicher Vollkommenheiten, verliebte. Es geschah auch das Unerhörte, daß sie nach drei Jahren des Kampfes es durchsetzte, mit dem angebeteten Manne sich verheirathen zu dürfen Welche Umstände das Widerstreben der Eltern gegen diese Verbindung besiegt hatten, darüber waren die Stimmen getheilt. Das Räthsel schien sich jedoch endlich zu lösen, als das Paar, welches sich gleich nach seiner Trauung von der Residenz entfernt hatte, erst nach Verlauf eines Jahres zurückkehrte, und zwar mit einem Knäblein, welches bereits ziemlich entwickelt war.

Sie hätten klüger gethan, nicht wiederzukommen; aber es war der dringende Wunsch des Gatten gewesen, dessen Eitelkeit ihm vielleicht vorspiegelte, durch seine Frau sich eine glänzende Stellung in der Gesellschaft machen zu können. Es gelang ihm auch wirklich, in einigen aristokratischen Cirkeln Zutritt zu erlangen und in einem derselben, dem sogenannten Casino, kam es zu der unausbleiblichen Katastrophe. Es soll nämlich ein Herr von G., Lieutnant, die junge Frau, schon von ihren Mädchenjahren her, heiß geliebt, und in Folge dessen den Mann derselben glühend gehaßt haben.

Er hatte es verschiedene Male mit Hülfe einiger befreundeter Kameraden veranstaltet, daß der Schauspieler ausgepfiffen wurde, und soll auch sonst Drohungen und Beleidigungen öffentlich gegen ihn ausgestoßen haben.

Auf einem Balle nun, in besagtem Casino, sei der Herr von G. mit dem Schauspieler und dessen Gattin zusammengetroffen Da habe zuerst Herr von G. der jungen Frau in höchst auffallender Weise die Cour gemacht, und sich endlich, trotz ihres Verbotes, einen Platz bei Tisch neben ihr erobert. Auf der andern Seite der Dame habe ihr Gatte gesessen.

Nun soll während der Tafel der Officier, der außer von Liebe auch von Wein berauscht war, seiner Nachbarin immerfort beleidigende Bemerkungen über ihren Mann in's Ohr gesagt haben, aber so laut, daß dieser jedes Wort habe hören müssen. Da habe es denn eine scandalöse Scene gegeben. Der Schauspieler, ein sehr hitziger Mann, sei aufgesprungen, habe den Lieutnant mit den furchtbarsten Schmähungen überschüttet und ihm endlich ein Weinglas an den Kopf geworfen. Darauf habe der Officier ihn in's Gesicht geschlagen. Mit Mühe habe man die beiden Gegner getrennt. Am nächsten Tage sei eine sehr scharfe Forderung an den Schauspieler ergangen. Dieser habe dieselbe angenommen, sei aber zur bestimmten Stunde nicht beim Stelldichein erschienen, sondern mit dem Wagen, der ihn dorthin bringen sollte, über die Grenze gefahren. Seiner Frau habe er einen Brief hinterlassen, worin er sie gebeten, ihm mit dem Kinde nachzukommen. Diese aber, empört über die plebejische Handlungsweise ihres Gatten, habe einen Scheidungspro-

ceß eingeleitet, denselben zwar verloren, sei aber nie wieder mit ihrem Gatten zusammengekommen. Sie habe seinen Namen nicht mehr geführt und durch ihre Connexionen erlangt, daß ihr Sohn ihren elterlichen Namen habe tragen dürfen. Außerdem habe sie sich immer mehr von der Welt zurückgezogen, aus Schaam über ihre frühere Verblendung, und sich endlich mit ihrem Sohne auf einem kleinen Gute in der Nähe der Hauptstadt, welches ihre Eltern ihr überwiesen, niedergelassen.

Das ist ungefähr der Thatbestand dieser Ereignisse, die auf das Leben meines Freundes einen entscheidenden Einfluß haben sollten.

Es läßt sich denken, daß die stolze Frau, welche den geliebten Gatten, dem sie so unendlich viel geopfert, verlassen konnte, weil er — der Helden zwar vortrefflich zu spielen verstand — kein Held im Leben war, daß diese jeden Tropfen des blassen Blutes, den ihr Sohn vom Vater geerbt haben konnte, aus seinen Adern vertreiben wollte, um ihm dagegen alle die aristokratischen Tugenden einzuimpfen, für die ihre Seele schwärmte.

Und wirklich hatte sie bei der Erziehung ihres Sohnes darauf allein ihr Augenmerk gerichtet. Die übermäßige, oft bis zur Tollheit gesteigerte Kühnheit, die ihn auszeichnete, war ihm mit Vorsätzlichkeit und raffinirter Kunst angelernt worden. Wie oft habe ich aus Victor's Munde dafür bezeichnende Beispiele aus seiner Kindheit gehört.

Wenn wir, er und ich, denn ich war von ihm unzertrennlich, Nachts von der Kneipe kamen, um in seiner behaglichen Stube noch eine Cigarre zu rauchen und zu plaudern, dann streckte er sich gewöhnlich auf das Sopha gegenüber dem nie benutzten Schreibtische, und seine braunen Augen auf das Portrait seiner Mutter heftend, die ihn ihrerseits liebevoll anzublicken schien, begann er von ihr und von seiner jungen Vergangenheit zu sprechen.

Was war diese Mutter ihrem Sohne gewesen! Die Führerin in Allem, was die Seele eines kräftigen Kindes für erhaben und erstrebenswerth erachtet. Als Spielzeug hatte sie ihm Waffen und Pferde gegeben, als Arbeit körperliche Uebungen, als Vergnügungen Gefahren. Wenn er im Hofe ein wildes Pferd bestieg, so stand sie am Fenster, und mochte ihr Herz noch so sehr klopfen und ihre Kniee zittern, sie klatschte laut in die Hände, wenn er sich bei jedem Sprunge des scheuen Thiers als sicherer Reiter bewies. Und wenn er von einem gefahrvollen Ritt mit heiler Haut zurückkehrte, so empfing sie ihn mit Liebkosungen und Leckerbissen. Er durfte sich Alles erlauben; jede Thorheit, jede Unart waren ihm im Voraus verziehen; aber sie hatte ihn, als er noch ganz klein war, eine Woche lang in dunkler Stube bei Wasser und Brod eingesperrt, weil er vor einem wüthenden Hunde davongelaufen war.

Wenn er sich in den Finger schnitt, so zwang sie sich, laut zu lachen. Und als er einmal von einem hohen Baume herunterfiel und sich unten in einen Haufen Glasscherben setzte, als man ihn darauf ohnmächtig und blutend in's Haus brachte, da floh sie schnell zu einer Freundin und kam erst wieder, nachdem man ihr berichtet, daß das Wundfieber und die

Schmerzen ihres Sohnes vorüber seien. So sehr fürchtete sie, er könne merken, daß er bedauert werde.

Victor war weit davon entfernt, solche Züge aus Lieblosigkeit und Härte herzuleiten. Er wußte, daß ihn seine Mutter trotz Alledem abgöttisch liebe, und es konnte keinen zärtlichern Sohn geben, als er es war. Ihr durfte er ja auch sein Herz ausschütten, das des Mitleids viel weniger bedurfte, als der Mitfreude, weil es stark und glücklich war. Er machte sie zur Vertrauten und Theilnehmerin aller seiner Jugendträume. Später, wenn er sie von der Universität aus besuchte in dem benachbarten Badeorte, den sie zum Wohnsitz gewählt, um in der Nähe ihres Sohnes zu bleiben, ohne durch ihre tägliche Gegenwart seine Jugendlust zu stören: welches Fest war es für Beide, wenn er tagelang von seinen Thorheiten und Tollheiten erzählte! Es konnte für die Renommistereien eines lustigen Studenten kein dankbareres, mit Beifall verschwenderischeres Publicum geben, als diese Mutter.

Wir Andern, wenn wir einmal ohne Victor eine „Spritzfahrt" nach dem lockenden Spielbade unternahmen, besuchten auf seinen Wunsch die Mutter. Die schöne vornehme Dame lud uns dann zum Diner, bewirthete uns fürstlich, und zum Dank mußten wir ihr das Lob ihres Sohnes künden. Ja, sie scheute sogar, wenn die Unterhaltung über diesen Gegenstand einmal in's Stocken gerieth, das Mittel nicht, unser Gedächtniß und unsere Erzählerlaune durch Vorsetzen der ausgesuchtesten, feurigsten Weine wieder in Fluß zu bringen, und ermuthigte uns durch unzählige Fragen, Alles, was wir über ihren Sohn wußten, zum Besten zu geben. Und sie freute sich über Alles.

Bei einer solchen Gelegenheit habe ich sie auch zu sehen bekommen. Sie war von einem imponirenden Aeußern, und ihre ganze Erscheinung athmete Gesundheit und Jugendfrische, obgleich ihr volles, lockiges Haar ganz grau war. Ihre Gesichtszüge waren kräftig und regelmäßig geformt; der kleine Mund mit schwellenden, weichen Lippen, und nicht große, aber tief glänzende blaue Augen gaben dem Gesicht einen Ausdruck ungewöhnlichen Liebreizes.

Mir erschien damals, wie uns Allen, diese Mutter und das Verhältniß Victor's zu ihr, wenn auch im höchsten Grade beneidenswerth, doch seltsam genug, und jene Gerüchte über seine dunkle Herkunft zogen daraus immer neue Nahrung.

Ich muß noch hinzufügen, daß Victor von S. wahrscheinlich keine Ahnung von den Gründen der mütterlichen Erziehung hatte. Niemand auf der Universität hätte gewagt, die Einen nicht aus Freundschaft, die Andern nicht aus Furcht, Victor nur ein Wort von den Klätschereien, deren Gegenstand er war, zu hinterbringen. Und er selbst verrieth nie durch die leiseste Andeutung, daß er das Geheimniß seines Ursprungs kenne, wenn auch sein ganzes Thun und Treiben sich wie ein fortwährendes Dementi desselben ausnahm.

Und die Mutter selbst, wie hätte sie die Jugend ihres Sohnes dadurch trüben sollen, daß sie ihn in jenes häßliche Mysterium einweihte,

welches um seine Wiege aufgeführt worden war? Sie hatte sich mit ihm in die Einsamkeit des Landlebens zurückgezogen, um ihn vor jeder Berührung der Außenwelt zu bewahren, durch welche er hätte die schmerzhafte Aufklärung erhalten können. Ueber seinen Vater hatte sie ihm jedenfalls nur das Nothwendigste und Allgemeinste mitgetheilt. Ich habe später erfahren, daß sie den Vater durch alle Mittel verhindert habe, so lange er lebte, in irgend welche Verbindung mit seinem Sohne zu treten. Sie hatte große Geldopfer nicht gescheut, um ihn zu gänzlicher Verzichtleistung auf seine Rechte zu bewegen.

Es mag ihr oft schwer geworden sein, jede Aeußerung ihres Leidens gegen Den zu unterdrücken, welcher selbst eine stündliche Erinnerung an die Ursachen desselben war, und Den sie dazu bestimmt hatte, wieder gut zu machen, was sie selbst gefehlt und geduldet.

Hatte sich durch seine Schönheit und Liebenswürdigkeit nicht schon das Verhältniß zu ihrer Familie, welches durch ihre Heirath sehr getrübt worden war, wieder zu einem angenehmen und herzlichen gestaltet? Sollte er sie nicht in seinen Kreisen, die sie durch ihren unbesonnenen Schritt beleidigt hatte, rehabilitiren? Sollte er nicht durch seine ritterlichen Tugenden die Welt vergessen machen, daß seine Mutter von den höheren Gesetzen ihres Standes abgefallen war, und beweisen, daß dieser Abfall selbst nur eine Folge der übertriebenen Schwärmerei für den Geist dieser Gesetze gewesen sei?

Dieser Sohn, er sollte nicht nur ein leuchtendes Schild ihrer Ehre, die Rechtfertigung ihres Daseins werden, sondern auch der Erlöser und Wiederhersteller ihres unglücklichen Gatten, seines Vaters.

So lebte und wirkte in ihr, unausgesprochen aber durch die besonderen Umstände allmächtig, jenes allgemeine Gefühl, welches das rührende und erhabene Verhältniß der Mutter zum Sohne charakterisirt, und welches sich am prägnantesten in einer Formel ausspricht, die Heinrich Heine gefunden: „Er ist die That zu ihren Gedanken."

III.

Zu jener Zeit erschien auf unserer Universität ein gewisser Freiherr von Querell, der Repräsentant einer Gattung, die leider schon viel Schaden in der Welt angerichtet hat.

Neben den aus Jugend, Kraft, Gesundheit ꝛc. leichtfertig dahinlebenden jungen Männern giebt es natürlich auf den deutschen Hochschulen auch eine Anzahl Subjecte, die aus innerer Verdorbenheit ungefähr dasselbe treiben, was jene aus entschuldbarer Unbesonnenheit thun; die man aber, in jugendlicher Urtheilslosigkeit und weil ihr äußeres Verhalten eben nicht sehr absticht, kaum von jenen unterscheidet, sobald ihre Erbärmlichkeit nicht einmal einen besondern Eclat giebt.

Ein zu unserer Zeit besonders berüchtigtes Individuum dieser Art war nun der erwähnte Querell.

Er hatte den Ruf eines Trinkers, Spielers und Raufers ersten Ranges.

Von seinen Ausschweifungen, von seiner recht zu Schau getragenen Herzlosigkeit erzählte man sich die haarsträubendsten Dinge. Namentlich war er verrufen als Händelsucher und Duellant. Es wurde behauptet, er reise auf den Universitäten umher, um sich todtschießen zu lassen. Er habe das Leben satt und wolle es auf eine „anständige" und in gewissen Kreisen ruhmvolle Art loswerden. So benutzte er denn jede Gelegenheit, um einen Scandal vom Zaune zu brechen. Seine nächsten Bekannten waren vor ihm nicht sicher. Wenn er im Rausche war, griff er irgend ein unschuldiges Wort aus der Unterhaltung auf, spielte den Beleidigten und schickte den nächsten Tag eine Forderung, gewöhnlich auf Pistolen. Auf der Mensur selbst benahm er sich in höchst perfider und grausamer Weise. Man erzählte, er habe einmal seinem besten Freunde gegenübergestanden. Die Forderung lautete auf fünf Schritt Barrière. Der Andere war bis zu seiner Grenze herangeschritten und hatte seinen Schuß in die Luft gefeuert. Nun war Querell vorgegangen, mit der geladenen Pistole das Haupt seines Gegners visirend. Auf fünf Schritt Entfernung vor ihm stehend habe er dann die Pistole gesenkt, sich den Nasenklemmer abgenommen — den er zu tragen pflegte — und ihn bedächtig geputzt, dann wieder gezielt, dann wieder geputzt, und endlich nach dreimaliger Pause, losgedrückt und jenen am Ohr verwundet. Niemand zweifelte, daß es seine Absicht gewesen, den Freund zu erschießen.

Dieser Querell kam zu Besuch auf unsere Universität und schloß sich einem mit dem unsern auf gespanntem Fuße stehenden Corps an. Es dauerte auch nicht lange, so war er in eine Menge Händel verwickelt. Doch sonderbar, seine Gegner waren nie die stärksten. Es schien, im Gegentheil, als ginge er den hervorragenden Schlägern und Schützen absichtlich aus dem Wege. Besonders fiel es uns auf, daß er nie mit Victor von S. zusammentraf, der laut geäußert hatte, er wolle diesem scandalösen Treiben ein Ende machen. Es war sogar vorgekommen, daß Querell ein Local plötzlich verlassen hatte, als Victor von S., der ihn dort geflissentlich treffen wollte, eingetreten war.

Ich habe schon damals an die Monomanie Querell's, sich im Duell tödten lassen zu wollen, nicht recht geglaubt, und bin auch späterhin in meinem Zweifel bestärkt worden, seitdem ich bei Wahnsinnigen die Beobachtung gemacht habe, daß, wenn sie die Absicht an den Tag legen, sich das Leben zu nehmen, sie häufig dazu solche Mittel ersehen, von denen sie wissen, daß sie ihnen unzugänglich sind, z. B. nach Schießwaffen suchen, die nicht im Hause vorhanden sind, ohne daß es ihnen einfällt, sich mit dem ersten besten Strick umzubringen. Dieser eigenthümliche unbewußte Selbstbetrug mag auch bei Querell vorhanden gewesen sein. Victor von S. zum Gegner auf einer scharfen Pistolenmensur zu haben, namentlich wenn dieser die feste Absicht hatte, seinen Feind unschädlich zu machen, war allerdings der fast gewisse Tod; denn Victor war bekannt als nie fehlender Schütze, und von einer hundertmal bewährten Kaltblütigkeit.

Das Schicksal führte endlich die Beiden zusammen.

Als wir eines Nachts wie gewöhnlich in sehr animirter Stimmung

heimkehrten, und an einem Kreuzwege eben im Begriff standen, uns zu zerstreuen, kam von einer Seitenstraße herauf ein Trupp lärmender Commilitonen. Getreu unserm Princip, keiner „Gelegenheit" auszuweichen, blieben wir stehen und ließen jene herankommen. Eine Laterne, unter der wir uns befanden, beleuchtete die Scene. Wir erkannten die Mitglieder des erwähnten feindlichen Corps, unter ihnen den von Querell.

Ich hing am Arme meines Leibburschen und fühlte, wie sich in demselben, bei der Annäherung des Verhaßten, alle Muskeln anspannten. Victor machte sich los von mir und trat auf die Gruppe zu.

„Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr von Querell", sagte er zu diesem im spöttischen Tone, indem er seine Mütze etwas lüftete. Der Andere war still gestanden. Seine ausdruckslosen, schlaffen Züge, sein gekniffener Mund mit den herabhängenden Winkeln, seine glanzlosen, kleinen Augen zeigten nicht die geringste Bewegung. Er nahm nur, was bei ihm eine stereotype Bewegung zu sein schien, um seine Empfindungen auszudrücken, das Binocle von der schmalen, gebogenen Nase, wischte es ab und setzte es dann mit einer Miene der unbeschreiblichsten Arroganz wieder auf, um seinen Gegner von oben bis unten zu mustern. „Es scheint, daß Sie sich wirklich für meine Person näher interessiren", fuhr Victor von S. mit erhöhter Stimme fort. „Mich wundert nur, daß Sie bis jetzt jede Gelegenheit mich zu treffen so sorgfältig vermieden haben." Dabei trat er einen Schritt auf Querell zu.

Sonst lag es nicht in Victors Gewohnheit, sich mit Leuten, die er auf's Korn genommen, lange herumzustreiten. Aber in diesem Falle hatte er gegen seinen Widersacher so viel Galle in sich aufgespeichert, die sich Luft machen mußte, und die offenbare Zurückhaltung Jenes schien ihn gerade zu reizen, denselben zu zwingen, die Forderung selbst auszusprechen. Ich habe die Details des heftigen Wortwechsels, der nun folgte, ziemlich vergessen. Ich weiß nur, daß von Querell's Seite die Worte fielen: „ein Mensch von so obscurer Herkunft", worauf ihm Victor einen Fußtritt versetzte, in Folge dessen der Getroffene taumelte und zu Boden rollte. — Es war eine häßliche Scene. Wir erwarteten das Schlimmste.

Aber Querell, nachdem er sich wieder erhoben hatte, stürzte sich nicht seinem Gegner auf den Leib. Er stand mit bebenden Gliedern und zuckendem Gesichte da und brachte endlich mit halb erstickter, vor Wuth fistelnder Stimme heraus, indem er sich zu dem neben ihm stehenden Senior des Corps, mit dem er gekommen war, wendete: „Sie sind Zeuge, daß dieser Mensch mich in der incommentmäßigsten Weise beleidigt hat. Ich werde daher gleichfalls auf eine Weise Genugthuung fordern, die sonst nicht bei Studenten gebräuchlich ist. Morgen sollen Sie von mir hören!"

Er verschwand in der Dunkelheit, und ebenfalls entfernten sich seine Begleiter. Das Benehmen Querell's hatte ihnen offenbar mißfallen und sie mochten sich heute nicht mehr an uns reiben, um nicht in den Verdacht zu kommen, als ob sie Jenen vertreten wollten.

Ich begleitete, wie gewöhnlich in außerordentlichen Fällen, Victor

nach Hause. Die Worte Querell's: „Ein Mensch von so obscurer Herkunft", die mir wie ein Sacrilegium vorkamen, gellten mir noch in den Ohren. Aber Victor schien sie, zu meinem Erstaunen, ganz vergessen zu haben. Nur davon sprach er, wie er diesen Querell auf immer unschädlich machen wolle. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich bei seinen drohenden Worten einmal unwillkürlich den Blick zu dem Portrait über dem Schreibtisch erhob. Da unterbrach er sich plötzlich selbst, fixirte mich scharf und sagte nach einer Pause: „Sieht diese Frau so aus, als wenn ihr Sohn eine obscure Herkunft haben könne? Ich weiß wohl, daß ein Geheimniß um die kurze Ehe meiner Mutter schwebt, und die Herren von X und Y mögen sich die Köpfe manchmal zerbrechen, warum ich nicht, wie andere ehrliche Leute, den Namen meines Vaters trage. Aber siehst Du, Fuchs, wer seine Mutter so genau kennt und das Bewußtsein in sich trägt, von einem so hohen und reinen Wesen geboren zu sein, der kümmert sich den Teufel darum, was es mit seinem Vater für eine Bewandtniß habe."

Victor war schon längst sanft entschlummert, als ich noch in höchster Aufregung an seinem Bette saß und über das Vorgefallene, sowie über seine letzten Worte nachdachte.

Niemand von uns, außer den etwa Betheiligten, sollte mit Bestimmtheit erfahren, welche directen Folgen dieser brutale Streit hatte. Querell war nach einigen Tagen verschwunden und blieb verschollen. Victor von S. reiste bald darauf ab zum Besuch seiner Mutter.

Soviel glaubten wir sicher annehmen zu dürfen, daß eine Forderung ergangen sei und Einige von uns sprachen über die näheren Umstände derselben eine schreckliche Vermuthung aus.

IV.

Fast unmittelbar nachdem wir uns auf der Universität von einander getrennt, muß Victor von S. in das Haus seiner Mutter zurückgekehrt sein. Ich kann es nur vermuthen, denn was ich den Lesern bisher mitgetheilt, habe ich selbst mit erlebt; was nun folgt, erzähle ich nach den Berichten, die ich von Anderen empfing.

Die kleine, reizende Villa, welche Frau von S. bewohnte, lag umgeben von Hollunderbüschen, welche in Blüthe standen zu der Zeit, wo unsere Geschichte weiterspielt.

Frau von S., als sie sich hier in dem menschenerfüllten, luxuriösen Badeort niederließ, hatte die Welt nicht wieder aufsuchen wollen, an die sie längst alle Ansprüche für sich aufgegeben. Ihr einziger Umgang bestand in einigen alten, ausgezeichneten Officieren, Freunden ihres Vaters. Sonst kümmerte sie sich um nichts als um ihren Sohn. Nur für ihn hoffte sie Alles von dieser Welt, der sie entsagte. Nur er sollte diese Welt genießen, sie bezaubern, sich dienstbar machen.

So träumte die Mutter wol an einem Abend in jenem Frühling, als sie sich jetzt an das Fenster stellte und hinaufblickte zum Himmel und

zu den Sternen, von denen der Mensch glaubt sie seien ewige. Sie erwartete ihren Sohn heute nicht. Es sind weder Ferien, noch hat er ihr sonst angezeigt, daß er kommen werde.

Aber plötzlich schreckt sie zusammen. Eilige Schritte nahen der Thür.

Frau von S. kennt diesen Schritt. Sie wendet sich in freudiger Verwirrung. Die Thür wird geöffnet und herein tritt Victor.

Sie umarmt und küßt ihn, und dann sieht sie ihn lange an mit den Mutteraugen, die Alles sehen. Es faßt sie ein banges, unerklärliches Gefühl. Ist es, weil ihr Sohn, der sonst immer mit einem hellen, fröhlichen Lachen, mit einem Scherzworte, das seine Ankunft erklärte, bei ihr eintrat, heute so still und ernst ankommt? — Sie lächelt, sie lacht, sie faßt seine Hand und ruft: „Victor, Du hast mich ja fast erschreckt mit Deiner plötzlichen lieben Ankunft. Gesteh's nur, Du hast wieder einen großen, dringenden Wunsch, den Dir Dein Mütterchen erfüllen soll. Nun, Du weißt ja, daß ich immer schwach gegen Dich bin — aber Du mußt mir auch ein freundliches Gesicht machen."

Victor fährt sich mit der Hand über die Stirn und sucht einige liebevolle Worte der Begrüßung hervorzubringen.

„Aber mein Sohn", fährt die Mutter fort, die immer weniger weiß, was sie denken soll, „was ist Dir? Du siehst so bleich, so finster aus; bist Du krank — Victor?"

Victor sieht sich um, ob ihm auch Niemand von der Dienerschaft in's Zimmer gefolgt sei. Sie sind allein. — Da wirft er sich in einen Lehnstuhl, vergräbt sein Gesicht, und stößt einen dumpfen, furchtbaren Schrei aus.

Die geängstete Frau vor ihm wird todtenbleich und zittert und starrt auf ihren Sohn. Sie wagt nicht, um Hülfe zu rufen, denn sie hat seinen Blick verstanden, und sie weiß auch, daß Niemand ihm helfen kann, wenn sie es nicht im Stande ist.

Endlich richtet sich Victor wieder auf. „Mutter", ruft er, ihre beiden Hände ergreifend, „Mutter, zürne mir nicht, ängstige Dich nicht um mich! Es ist nichts, gar nichts. Ich bin nicht krank, mir fehlt nichts. Sei ruhig, liebe Mutter! ich will auch ruhig sein."

Und er steht auf, stellt sich fest auf seine Füße, und geht mit starken Schritten ein paarmal im Gemache auf und ab, dann tritt er vor den hohen Spiegel und sieht sich selbst an mit flammenden Blicken, als wolle er sich strafen für seine Schwachheit. Und dann wendet er sich wieder zu seiner Mutter, und umfaßt sie zärtlich mit seinen Armen und küßt sie auf die zarte, bleiche Stirn.

Langsam streicht er mit seiner Hand über ihre weichen, grauen Locken, und blickt sie mit tieftraurigen Augen an, und aus seinen Wimpern lösen sich Thränen und rollen langsam über die blühenden Wangen. „Mutter", sagt er leise, „Du sollst nicht um mich weinen."

Die arme Frau fleht vergeblich, er möge ihr entdecken, was ihn quäle; umsonst schmeichelt sie ihm mit den zärtlichsten Worten. Er bleibt dabei, „es sei nichts".

Er sucht sich zu beherrschen, und es gelingt ihm auch, äußerlich ruhig zu werden.

So vergehen Tage und Wochen, die er im Hause der Mutter zubringt, immer düster, immer still, nur manchmal, ganz ohne äußere Veranlassung, in eine gewaltsame, tobende Lustigkeit ausbrechend. Die Mutter beobachtet ihn mit immer wachsender, entsetzlicher Angst. Zum ersten Male macht sie sich Vorwürfe über die Erziehung, die sie ihm gegeben. Sie glaubt, sein wildes, zügelloses Leben sei ihm plötzlich zum Ueberdruß geworden; vielleicht habe er ernstlichen Schaden an seiner Gesundheit genommen.

Sie zieht einen Arzt zu Rathe. Dieser kann durch bloßes Beobachten in dem Zustande Victor's keine bestimmte Krankheitsform entdecken, und auf wohlmeinendes, dringendes Befragen hat Victor als Antwort nur ein verächtliches Lachen.

„Bin ich krank?" schreit er endlich einmal, als ihn der Arzt besucht, wie er gerade beim Ankleiden ist. Und er bietet dem Doctor seine gigantische Brust und seine gewaltigen Arme.

Der Arzt kann endlich keine andere Diagnose geben, als daß Victor sich jedenfalls in einem krankhaft erregten Zustande befinde. „Es sei aber nicht die geringste Gefahr vorhanden", tröstet er. Der Trost eines Arztes; er klingt halb wie eine Leichenrede. Es fällt der Mutter auf die Seele, vielleicht zum ersten Male, daß die Natur für sie eine furchtbare Ausnahme machen könne, und das Leben des Sohnes fordere vor dem Absterben der Mutter. Unsagbar gräßlicher Gedanke für sie!

Das Beängstigendste an Victor's Zustande ist seine fortwährende Unruhe und seine geistige Abwesenheit. Wenn er bei seiner Mutter einen Augenblick still sitzt, und sie fragt ihn Etwas, so hört er oft gar nicht, daß zu ihm gesprochen wird, oder er antwortet verkehrt. Er sieht oft nicht, was um ihn her vorgeht und starrt fast immer in's Blaue. Er giebt sich manchmal einen heftigen Ruck und wirft den Kopf auf, oder streicht sich über die Stirn, als wolle er einen qualvollen Gedanken verbannen. Dabei kann er es an einem und demselben Orte nicht aushalten, und lange sitzen ist ihm unmöglich. Er läuft immer umher, im Hause Trepp' auf und Trepp' ab, bald in den Garten, bald hinaus in's Freie, wo er stundenlang mit eiligen Schritten dahinrennt, nicht achtend des Wetters, nicht bemerkend, was auf seinem Wege ist.

Die Mutter jammert: Was ist aus meinem Sohne geworden, meinem stolzen, blühenden Sohne! Der helle Glanz seiner Augen ist in Fiebergluth verwandelt, die Wangen sind eingesunken, die Kraft seiner Glieder ist zu unstäter Hast geworden. — Sie hat es endlich aufgegeben, Victor zu fragen, was ihm fehle. Nur ihre Blicke hängen erbarmenflehend an seinen Augen — die die ihrigen nicht sehen.

Sie hat nach der Universität geschrieben, um Erkundigungen über das jüngst Vorgefallene, das auf ihren Sohn Bezug haben könne, einzuziehen. Hat sie sich an Solche gewendet, die wirklich nichts wußten, oder wurde ihr, wie anzunehmen, jede Andeutung, die sie hätte das Wahre ahnen

lassen, verschwiegen? Sie erfuhr nichts, und ihre Angst wurde um so unerträglicher.

Eines Tages hatte Victor außergewöhnlich lange bei ihr verweilt. „Mutter", sagte er plötzlich, „Mutter, was würdest Du thun, wenn ich jetzt stürbe?"

Ein jäher Schreck durchzuckte sie. „Ist es das?! — Aber nein, es wäre ja Wahnsinn, daran zu denken!" — und sie antwortet mit erkünstelt heiterm Tone: „Wie kommst Du nur auf solche thörichte Einfälle?"

„Es ist kein thörichter Einfall, Mutter, anzunehmen, daß Etwas sich wirklich ereigne, was jeden Tag sich ereignen kann. Freilich ist es nicht regelrecht und naturgemäß, daß ein Mensch in meinem Alter und mit meiner Gesundheit plötzlich stirbt; aber es ist doch möglich. — Mutter, würdest Du Dich trösten können, würdest Du denken können, daß es so kommen mußte, daß der Himmel es so gewollt hat, zu Deinem und meinem Bestem, weil die Weisheit und Güte Gottes unergründlich sind?"

Himmel — Gott! — Ihr Sohn, seitdem er die Schule verlassen, hatte nie von diesen Dingen gesprochen. Und jetzt, in diesem ernsten, entsetzlich ernsten Tone, und dazu dieses starre Gesicht! Ja, es konnte sich ereignen, jeden Tag.

„Ich bitte Dich, mein lieber, lieber Sohn, schlag' Dir diese traurigen Gedanken aus dem Sinn. Wenn Gott weise und gütig ist, so läßt er Dich nicht vor mir sterben. Du mußt Deinem alten Mütterchen die Augen zudrücken."

„Mutter", fährt Victor nach einer Pause fort, „es ist vielleicht sehr gut für mich. Siehst Du, ich kenne die Welt nicht ohne Dich, ich kann mir nichts vorstellen ohne meine Mutter. Wenn ich eine Freude gehabt habe, Du warst immer zugegen, auch wenn ich Dich nicht sah. Wenn ich an meine Zukunft gedacht habe, was ich Alles im Leben erreichen wolle, immer habe ich heimlich dazu gedacht: wie wird sie sich darüber freuen, welchen Stolz, welches Glück wird sie empfinden, wenn sie das erfährt. — Und dann ist mir wieder eingefallen, manchmal in stiller Nacht, daß Du auch nichts von Alledem erfahren könntest, daß Du nicht mehr da sein könntest, während ich noch auf Erden bin, und daß mir dann Alles gleichgiltig sein müsse. Du hast mich eingeführt in dieses Leben, an Deiner lieben, sanften Hand — willst Du nicht mich wieder hinausgeleiten?" Er faßt ihre Hand und kniet vor ihr nieder und legt sein Haupt in ihren Schooß. — Sie weiß nichts zu sagen, denn sie muß weinen und ihre Thränen fließen auf das Haupt des geliebten Sohnes, der es für möglich hält, sie könnte ohne ihn leben. „Es ist nichts, Mutter!" stößt er plötzlich rauh hervor und rennt davon.

Tag und Nacht quält sie die Sorge um ihn, unaufhörlich wiederholt sie sich die Frage, was mit ihm vorgegangen sei. — Ihr Schlafzimmer befand sich neben dem seinen. Da lauschte sie auf seinen schweren Athem, und hörte oft, daß er aufstand und rastlos umherging, und leise Worte raunte oder tief aufseufzte.

Eines Nachts blieb es still, sie hörte nur ein regelmäßiges, aber

gepreßtes Athemholen und glaubte, er schliefe. Da ergriff sie eine Sehnsucht, an sein Bett zu treten und seine ruhenden, sanften Züge zu betrachten, wie sie es oft gethan. Wie er sich auch mit den Jahren im Leben verändert hatte, der Schlaf goß immer wieder die Güte und Unschuld des Kindes über sein Gesicht, und es war ihr ein süßer Trost gewesen, wenn er zum Besuche gekommen war, heimlich in sein Zimmer zu treten und ihn sich anzusehen, wie er schlummerte. Sie konnte auch heute dem Drange darnach nicht widerstehen. Hoffte sie vielleicht, der Schlaf würde auch die Unruhe und das Leid, die ihn jetzt bedrückten, aus seinen Zügen verwischt haben, und sie könne ihn wiederfinden als ihr glückliches, schönes Kind?

Sie warf sich eilig ein Gewand über, ergriff ein Licht und öffnete leise die Thür. Victor schlief nicht. Er saß hochaufgerichtet in seinem Bette, mit wirren Haaren, die vorn an der schweißbedeckten, todtbleichen Stirn klebten, und er starrte sie an mit weit aufgerissenen Augen, als sei sie ein Gespenst.

„Mutter!“ raunte er endlich. „Bist Du es, Mutter? — Ich habe einen gräßlichen Traum gehabt. — Komm her, ich muß Dir's erzählen.“

Sie setzte sich an sein Bett und er beginnt mit hohler Stimme: „Es war gräßlich. Wir befanden uns in einem öden Hause, oder ich erst ganz allein, und in einer Stube war ein Spiegel, in den mußte ich hineinsehen. Ich sah aber nicht mich in dem Spiegel, sondern einen Andern, der nur mir ähnlich schien, aber er war älter und hatte langes, schwarzes Haar. Und auf der Wange hatte er einen brennend rothen Fleck. Es war mir aber wieder, als wäre der Fleck auf meiner Backe, und ich fing an zu wischen und zu reiben, aber der Fleck wollte nicht verschwinden, sondern wurde immer größer und größer. Nun wurde mir grauenhaft zu Muthe. Ich rieb und rieb, und rief endlich, es solle mir doch Jemand helfen. Da tratest Du herein, und sahst mich mitleidig an und sagtest, Du wollest mir beistehen. Und Du gingst zu einem großen Schranke, es war der alte braune Eichenschrank, weißt Du, in dem Du immer meine Weihnachtsgeschenke aufbewahrtest, und den Du immer so sorgfältig verschlossen hieltest, und den machtest Du auf, die Thür knarrte dabei, und zogst heraus ein Tuch, ein langes, weißes Tuch, und murmeltest: damit wirst Du den rothen Fleck vertreiben, mein Sohn; mit dem Tuche verwischt man jeden Flecken. — Und Du zogst und zogst, und das Tuch wurde immer länger, und endlich reichtest Du mir's hin — es war ein Leichentuch!“

Die Mutter bebte. — Victor schwieg eine Weile still und fuhr endlich in noch gedämpfterem Tone fort, beinahe flüsternd: „Ich habe darüber nachgesonnen, wer der Mann im Spiegel war, der mir so ähnlich sah. Ich will Dir sagen, was ich mir gedacht habe: — dieser Mann ist mein Vater. — Du hast mir nie von meinem Vater gesprochen. — Willst Du mir nicht endlich von ihm erzählen?“

„Nicht jetzt, nicht jetzt, mein lieber Sohn! Du machst mich unsäglich elend. Ich beschwöre Dich, wirf diese fürchterlichen Vorstellungen von Dir.“

Victor blieb still. Die Mutter erhob sich endlich, um zu gehen. Als sie an der Thür war, sah sie noch einmal zurück. Victor saß noch da in aufrechter Stellung und seine Haare waren gesträubt. „Mutter!“ rief er mit heiserer Stimme. Die Mutter blieb stehen. Und mit bleichen Lippen, fast unhörbar, murmelt Victor: „bleibe noch bei mir, Mutter! Ich kann jetzt nicht allein sein. — Ich habe Furcht.“

V.

Wieder saß die bleiche Frau am Bette ihres Sohnes, und hielt seine heiße, trockne Hand in der ihrigen. Aber sie schwieg; das Wort „Furcht“ hatte sie stumm gemacht. Ihr Sohn hatte Furcht! — Was gab es so Furchtbares auf der Welt, das es ihrem Sohne Furcht erregen konnte?

„Glaubst Du nicht an Gottes Barmherzigkeit, Mutter?“ sagte er endlich mit bebender Stimme. „Glaubst Du, daß er uns erschaffen hat, um so vernichtet, verweht zu werden, als seelenloser Staub? — Oder ist der Tod wirklich nur ein Uebergang zu einem schönern Dasein? — Ein schöneres Dasein! Als wenn nicht alle unsere Vorstellungen von Glück und Schönheit aus diesem Leben genommen wären! Als wenn nicht das Glücklichste und Schönste, was wir uns denken können, nur ein vollkommenes irdisches Leben wäre! — Aber die Frommen sagen, es gebe noch ein anderes, höheres Dasein nach dem Tode. Ich möchte, es käme ein Priester, der mir's beweisen könnte. Erinnerst Du Dich noch, wie der alte Friedrich starb? Er war bei seinen Pferden grau geworden, und hatte sich nie um Gott und Seligkeit gekümmert, war nie in die Kirche gegangen. Weißt Du, ich liebte ihn, wie Alles was zum Reiten und Jagen gehörte. Und wie er starb, war ich bei ihm, allein, in der Nacht. Er war schon starr geworden. Plötzlich richtet er sich auf, mit furchtbarer Angst im Gesichte, und schreit mit der letzten Kraft seiner Stimme: bringt mir einen Pfarrer! bringt mir einen Pfarrer!“

Victor schwieg und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Nach einer Pause redete er weiter:

„Ich habe auch gelesen vom Philosophen Spinoza, daß dieser große Denker manchmal in seinen Mußestunden Fliegen fing, sie in einen Tropfen Milch setzte und beobachtete, was sie für Capriolen machten. — Wenn Gott auch nur so ein riesiges, philosophirendes, Weltsysteme ausgrübelndes Wesen wäre, das zur Erholung von seiner schweren Arbeit die Zuckungen und Grimassen der leidenden Menschheit betrachtet! — Und hat er uns nicht in seiner Hand! Kann er uns nicht fortquälen in alle Ewigkeit, wie er uns hier gequält hat! Ist es denn aus, ganz aus, wenn der Tod unsere Glieder gestreckt hat? Wer bürgt mir dafür, daß nicht noch im verwesenden Leichnam ein Bewußtsein lebt — ein Bewußtsein! Würmer fressen sich Bahn durch unsere Augenhöhlen! Würmer nagen in unserm Gehirn!“

Victor's ganzer Körper wurde geschüttelt vom Fieber der Angst.

„Und wenn es wirklich vorbei wäre! Wenn Alles so still und finster wäre wie die Nacht! —! — Vorbei, und ich habe kaum gelebt! — Wenn ich zurückblicke in die Vergangenheit, so erscheint sie mir wie ein Moment, wie ein Traum. — Warum hast Du mir dieses Streben, diese Freude am Dasein in die Seele gelegt, allmächtiger Gott?! Nur um so hinunterzufahren und zu vermodern?! — Vater, stoße mich nicht in das Nichts!"

Die ersten Strahlen der Sonne brachen hervor und ergossen sich in das Gemach. Victor erhob die Hände und rief:

„Du ewige Macht, die den Sonnenball entflammt und über die Erde erhebt, daß er uns den Tag und die Freude bringe; Du ewige Macht, die mich aus dem Nichts hervorgerufen, um mich Deine Herrlichkeit und Größe bewundern zu lassen, erbarme Dich meiner! Ich fühle, daß ich ein schwaches, sündhaftes Geschöpf bin, aber wenn je Gutes in mir war, laß es nicht untergehn, Herr, es ist ja ein Theil von Dir, Du hast mir's ja gegeben! Ich werfe diese Hülle von mir und mein Geist hat keinen Träger mehr. Nimm Du ihn in Deine starke Hand! Gieb Du ihm eine neue Form, neue Sinne! Laß mich nicht verwesen im Unendlichen!"

Victor sank zusammen; er ward ruhiger und entschlummerte. Und das Mutterauge ruhte auf ihm, und sah, wie die schmerzverzerrten Züge sich allmälig lösten, und wie nach und nach das Kindergesicht wieder erschien, das glückliche, unschuldige Kindergesicht.

Während des folgenden Tages schien eine Wandlung in Victor's Innern vorzugehen. Die fortwährende, peinigende Unruhe, die sich auch in seinem Benehmen so auffallend äußerte, hatte augenscheinlich nachgelassen. Er verharrte brütend lange an derselben Stelle, nur manchmal lachte er plötzlich hellauf, als wenn er Jemand verhöhnte.

Diese Wandlung war indessen nicht geeignet, Frau von S. zu beruhigen. Sie begann an eine Geisteszerrüttung ihres Sohnes zu glauben.

Ein herrlicher Sommerabend löste den heißen Tag ab. Frau von S. erging sich im Garten hinter ihrem Hause. Ihr Sohn trat zu ihr. Er bat sie, das Abendbrod in eine Laube des Gartens bringen zu lassen. Der Befehl dazu wurde gegeben.

Victor legte den Arm der Mutter in den seinigen, und sie gingen miteinander, die beiden hohen, schönen Gestalten, vom sanften Abendlichte umflossen.

Victor konnte nicht viel genießen, er trank nur ein wenig Thee. Die Mutter merkte ihm an, daß er sprechen wolle. Ein Hoffnungsstrahl leuchtete in ihr auf; vielleicht wollte er sich ihr jetzt anvertrauen.

Und er that es. Er erzählte ihr die Gründe und den Hergang seines Streites mit Herrn von Querell, und daß dieser ihn auf amerikanische Art gefordert habe, d. h. es sei durch das Loos entschieden worden, wer von Beiden sich erschießen solle.

„Mich hat das Loos getroffen", lachte Victor höhnisch auf — er hielt, während er sprach, die Augen auf den Boden geheftet. — „Heute

ist mein letzter Tag. Heute bis Mitternacht soll ich mich erschossen haben. — — Ich wollte es thun, ich Narr! Bis heute früh hatte ich die Absicht, diesem herrlichen Leben freiwillig ein Ende zu machen, wegen der Grille eines erbärmlichen Lumpen, der dem Tode hundertmal verfallen ist, wegen der Laune des dümmsten gemeinsten Zufalls. Aber heute ist mir die Vernunft wiedergekommen. Diese Ehre, auf die ich geschworen habe, mich selbst zu morden, ist keine Ehre, sie ist nur ein Popanz für Kinder, ein Strohmann, der nur hirnlose Wesen erschrecken kann. Und die Wette ist ungleich. Dieser Herr von Querell ist ein anerkannter Lump, dem es nicht im Traume eingefallen wäre, die Rechnung zu bezahlen, wenn er das Leben verspielt hätte. Und hätte er auch Wort gehalten, was ist sein Einsatz werth? Er hat nur ein halbes Leben zu verlieren, eine jämmerliche, freudlose, lasterhafte Existenz. Er ist ein an Gesundheit, Vermögen und Ehre ruinirtes Geschöpf; er hat keine Freunde, keine Familie. Er hat keine Zukunft. Ich aber besitze das Alles. Ich bin reich, gesund, geliebt. Die ganze Welt steht mir offen. Ich kann alle meine Wünsche befriedigen, alle Erwartungen der Meinigen erfüllen. — Und dieses schöne Dasein soll ich verlassen? Weil ich mich habe übertölpeln lassen durch diese marktschreierische Forderung, hinter der sich nur die Feigheit eines Elenden verkrochen hat? — Die ganze Geschichte erscheint mir jetzt auf einmal ungeheuer . . . . lächerlich!"

Er brach wieder in ein gelles Lachen aus, erhob die Augen vom Boden und sah seiner Mutter in's Antlitz.

Die volle Abendsonne erleuchtete ihre Züge. Victor hörte plötzlich auf zu lachen und starrte sie an. — Kennt er dieses Gesicht? Ist das die milde, freundliche Miene seiner Mutter? — Er hat in diesem Gesicht, so lange er lebt, nur Liebe und Theilnahme gefunden; was ist es, das ihn jetzt so fremd, so feindlich daraus anblickt?

Das Gesicht war starr und blaß, trotz des Abendschimmers. Die weitgeöffneten Augen waren auf ihn geheftet — ist es Angst, ist es Wuth, die aus ihnen sprechen — ist es Wahnsinn?

Victor konnte es nicht ertragen. Er warf sich der Frau zu Füßen und ergriff ihre beiden Hände.

„Mutter", flehte er, „warum blickst Du mich so an? Ja, ich will leben, für Dich, um Deine Freude, Dein Stolz zu sein, um Dich zu schützen und zu tragen, und bis zu Deinem letzten Athemzuge an Deiner Seite zu stehen. Für Dich allein will ich dieses Leben erhalten, nicht weil es mich erfreut, nein, vielleicht wird es für mich eine stete Qual sein, denn ich habe den Tod gesehen, und wer diese Maske von Bein einmal erblickt hat, der wird nie wieder froh. Ich will leben und leiden für Dich, weil Du für mich gelebt und gelitten hast. Liebe Du mich nur! Mir liegt an der Meinung der Menschen nichts, aber Alles an Deiner Liebe. Wenn die Menschen mich beschimpfen und mich verstoßen, weil ich ihre Tollhausordnung übertreten habe, was kümmert's mich! Du wirst mich nicht verstoßen, für Dich werde ich ohne Makel sein, und für Dich allein will ich leben."

Und wieder erhob er den Blick zur Mutter, und wieder sah er das starre, bleiche Gesicht und die großen, sprühenden Augen.

Er sprang auf wie von Furien gepeitscht. „Siehst Du denn nicht die Sonne, Mutter? Siehst Du nicht die ganze strahlende, glühende, herrliche Welt! Glaubst Du nicht an die Güte des Schöpfers, der Alles das so schön erschaffen hat! Glaubst Du, daß er uns nicht den kleinsten Fehler verzeihen kann! Glaubst Du, daß er es zulassen wird, daß eines seiner Geschöpfe sich den Tod giebt wegen der wahnwitzigen Truggebilde, die menschliche Thorheit sich erschaffen?“

Erschöpft schwieg er still und blickte nur flehend in das eisige Gesicht seiner Mutter.

„Victor“, sagte sie endlich, „Du hast mich heute nach Deinem Vater gefragt. — Die Stunde ist gekommen — ich hätte es nie für möglich gehalten — daß ich Dir von ihm reden muß.“

Und sie erzählte ihm Alles. Und während sie sprach mit hohler, gepreßter Stimme, senkte ihr Sohn sein Haupt, immer tiefer, als lege er es auf den Block des Henkers.

Die Mutter hatte geendet, sie hatte die letzten vernichtenden Worte gesprochen, mit starker, unerschütterter Stimme, mit Flammenaugen, die auf Etwas in der leeren Luft blickten, wie auf einen Geist, den sie beschworen, um ihn in den Staub zu treten, mit den Worten: „Ich habe nur diesen Mann geliebt — aber ich habe ihn auf immer verlassen, denn er war feig!“

Da verhüllte der Sohn sein Antlitz, und ein Stöhnen drang aus seiner Brust, wie das dumpfe, schauderhafte Echo eines Grabgewölbes, — feig! feig!“ — —

Und mühsam, wie gelähmt, erhob er sich, und schlich wankend in das Haus, und dann kam er wieder, und ging langsam durch den Garten, und an der Thür sah er sich noch einmal um nach seiner Mutter — die noch an derselben Stelle saß — und ihm den Rücken zukehrte. — Und dann verschwand er in der Dämmerung.

VI.

Es war Nacht. Frau von S. hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen. Sie kniete, mit gefalteten Händen, vor einem Bilde. Es stellt ihren Sohn dar, als Knaben, wie er auf einem Pony reitend dahinsprengt.

Ein alter General hatte einmal, dieses Bild betrachtend, gesagt: „Ja, ja, so reiten wir Alle lustig zu, und auf einmal bäumt sich das Pferd und wirft uns in den Sand.“ Frau von S. sah nach dem Bilde und es war ihr, als bäume sich das kleine Thier und schleudere seinen Reiter zu Boden. — Du hastiger Renner, warum jagst Du so schnell? Kannst Du den rasenden Lauf nicht hemmen? Es ist ja mein einziges Kind, mit dem Du unerbittlich zum Abgrunde stürmst. — Es war ein lieblicher Knabe, der auf dem Bilde. — War dieses Kind nicht schon längst todt? Waren diese hellbraunen Locken nicht schon längst dunkel geworden, hatten diese weichen Züge sich nicht vergrößert und verhärtet,

war in diesen sanften, feuchten Augen nicht ein anderes Feuer erglüht? Und der ganze schmiegsame, kleine Körper, war er nicht hoch und festgeworden? War er nicht gestorben, stündlich, von Jahr zu Jahr? Was war's denn nun weiter! Einmal mußte es ja doch sein. Dies Leben war ja verfallen in dem Momente, der es in's Dasein gerufen. Die Elemente, in dem Augenblick, wo sie zum ersten Male seine Sinne schmeichelnd umspielten, waren ja zu seinem Untergange verschworen.

Sind das ihre Gedanken? Oder raunt es ihr Jemand in die Ohren? Denn sie denkt nichts, sie weiß von nichts, sie fühlt nur ein Etwas in ihrer Brust, das von einer eisernen Faust gepackt ist, die es erbarmungslos zusammenpreßt, und dieses Etwas mag wol ihr Herz sein.

Mitten in ihrem dumpfen, gestaltlosen Brüten hält sie inne. Von dem alten Dorfkirchthurme fängt es an Mitternacht zu schlagen — eine fieberhafte Flucht der Gedanken in ihr beginnt, grauenhaft rasch, als ob es nicht enden wolle und die friedlichen Klänge der Dorfglocken folgen einer dem andern, langsam und sie haben noch nicht die Mitte erreicht — da fällt ein Schuß an der Mauer hinter dem Garten. Der furchtbare Knall zerreißt die Stille der Nacht — dann der letzte Glockenschlag und nun ist Alles todtenstill.

Frau von S. schwankt in die Nacht hinaus und hinter der Mauer ihres Gartens findet sie, wie sie es erwartet, die Leiche ihres Sohnes.

Nicht naschen!

In's Zimmer tritt die Magd und stellt
Zum Frühstück hin die Tasse;
Gleich springt der Hund herbei und bellt,
Das kommt ihm gut zu Passe.

„Ja, daß du dich nicht unterstehst,
Du Leckermaul, zu naschen;
Sonst wird Dir, wenn Du drüber gehst,
Gewiß der Kopf gewaschen." —

Den Rücken hat sie kaum gekehrt,
So sitzt er schon am Mahle;
Er nascht und leckt und leckt und leert
Bis auf den Grund die Schale.

„Nicht naschen!" das ist leicht gesagt;
Ja, wenn's dabei nur bliebe.
Doch daran denkt sie nicht, die Magd:
Gelegenheit macht Diebe!

H. G.



Nach einem Bilde von A. Borckmann — *Gest. von L. Ruff.*

Nicht naschen!

Bilder aus Neapel.

Von Hermann Lessing.

Offenbach, der heiterste Componist der Gegenwart, hat mit seinem feinen Cancantact die Hauptscenen seines „Pariser Leben" in die Abendstunden verlegt; die Peripetie des Stückes erfolgt um Mitternacht und die Katastrophe, die wir nicht erleben mögen, am nächsten Morgen. Der deutsche Tonkünstler, der den Parisern einen nur zu treuen Spiegel vorhält, hat damit zugleich seinen Landsleuten und anderen Fremden den wol zu beachtenden Wink gegeben, in der französischen Hauptstadt erst am Abend anzukommen; erst am Abend entfalten die Boulevards mit ihren zahllosen Gasflammen den Glanz ihrer Schönheiten, und der Tourist kann, wie der Astronom, die Wandelsterne nur dann beobachten, wenn die Sonne untergegangen. Ganz anders verhält es sich mit Neapel. Wenn die Metropole des Luxus die Hauptstadt der künstlichen Schönheit genannt werden darf, so ist Neapel die Hauptstadt der natürlichen, die man nur beim vollen Sonnenlicht genießen kann, und wer, wie wir, das Unglück hat, mit dem Abendzug anzukommen, für den ist die Einfahrt durch das enge nur mäßig beleuchtete Straßengewirr nicht besonders verlockend und der erste Eindruck kein überwältigender. Zwar ist dieser Gasthof am Meere belegen, und alle seine Nachbarn sind wieder die glänzendsten Asyle für Obdachlose, da am Quai hier, der Santa Lucia, das eigentliche Fremdenviertel ist; aber treten wir auf den Balcon, nur der sternenreiche Horizont ist noch italienisch, „ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht", doch das Meer ist längst schlafen gegangen, sprüht keine Funken und läßt unter seinem dünnen Schleier sein leises Athmen hören. Alle die aufsteigenden Höhen, Inseln, Ortschaften, denen der Golf seinen Ruhm verdankt, sie sind nicht mehr sichtbar; aus unzähligen Photographien, Bildern in Oel und Wasser, Lithographien, Dio- und Panoramen sind sie so bekannt, daß man sie im Kopfe herumtragen kann. Denn keine Stadt der Welt ist so oft portraitirt, kein Meerbusen so oft gemißhandelt und zur Schau gestellt worden. Was aber wunderbarer Weise immer auf jenen männlichen und weiblichen Handarbeiten sichtbar war, obgleich das Phänomen manchmal ein halbes Decennium überschlagen, dieser Hauptartikel jedes fliegenden Kunsthändlers, das ist auch jetzt unsere Augenweide, das ist der speiende Vesuv. Da man im nächtlichen Dunkel die Umrisse des Berges nicht mehr entdecken konnte und die Entfernung wol zwei deutsche Meilen beträgt, so erschien die vulcanische Werkstatt in Form von rothglühenden Raketen, die in spiralförmigen Windungen aus einer Feuerkugel emporschossen. Der dumpfe Donner der ausgeworfenen Steine, der selbst hier noch hörbar war und in bestimmten Pausen wiederkehrte, war die Musik, die das Feuerwerk begleitete; dabei war die Luft ruhig und mild, nicht gewitterschwül, keine elektrische Spannung war bemerkbar, weder die Erde noch das Meer bewegte sich, die Revolution, die der Berg so laut proclamirte, schien nur

local zu sein, und die Götter des wiederauferstandenen Pompeji hatten diesmal kein zweites großartiges Begräbniß zu fürchten. Doch trieb uns die Neugier bald von unserer Vogelperspective im dritten Stockwerk herunter. Die Vorhalle des Hôtels war an dem lauen Frühlingsabend mit Angelsachsen und Amerikanern stark besetzt, die bis nach dem Straßendamm ihre Vorposten ausgesandt hatten; die hellen Sommertoiletten der Damen und Herren leuchteten im Abenddunkel und das Mittelmeer, das der Kaiser Napoleon so gern in den französischen Unterthanenverband aufnehmen möchte, hörte an dieser Stelle weder französische, noch italienische, noch deutsche Laute. John Bull und seine treulosen Söhne hatten den ganzen Küstenstrich eingenommen; die Sprache des Meeres ist immer die englische, und selbst da, wo es am tiefsten ist, wo noch kein menschlicher Laut hindrang, und nur die Seerosen miteinander tändeln, sandte zuerst der Telegraph die englischen Schriftzeichen. Trotz unserer deutschen Marine waren wir daher bedeutend in der Minorität, und konnten um so unbefangener beobachten, mit welcher Grandezza die Engländer, die soeben in dem Restaurationssaal des Hôtels den Thee mit Rum eingenommen, das Naturspiel verfolgten, und wie die Amerikaner, die den Rum mit Thee genossen hatten, den Vesuv als pyrotechnisches Kunstwerk mit großer Heiterkeit auffaßten. Mit allen nöthigen Apparaten zur Erkenntniß war aber die ganze Gesellschaft ausgerüstet; mächtige Nasenkneifer in allen Dimensionen umspannten mit ihren stählernen Armen die zierlichen Geruchsorgane der Ladies, während die Gentlemen mit umgeschnallten Operngukern und Teleskopen bis an die Zähne bewaffnet waren; ja einer hatte sogar einen riesigen Frauenhofer mitgebracht, der nur mit amerikanischen Händen im Gleichgewicht erhalten werden konnte. Der glückliche Besitzer dieser Farmerhände, die zum Annectiren öder Landstriche wie geschaffen waren, fragte uns sogar, da er die deutsche Sprache hörte, ob sein Instrument wirklich „german" sei; eine Frage, die wir nur mit dem Hinblick auf deutsche Etikette und dem zweifellosen Musterschutz mit einem „no doubt, Sir", beantworten konnten. Wenn Goethe sagt, daß die Teleskope und Fernröhre den reinen Menschensinn verwirren, so war hier nichts mehr zu fürchten; denn es sollte hauptsächlich das Problem gelöst werden, ob der Vesuv auch morgen noch speien werde und eine Bergpartie dorthin von reichem Erfolg gekrönt sei. Aber der Vesuv ist ein unzuverlässiger Gesell; die Feuerströme richten sich nicht nach dem Wochenkalender und heute kann der Berg in vollster Thätigkeit sein und seine Donnerstimme ertönen lassen, um morgen wie ein phlegmatischer Holländer sich in Dampf und tiefes Schweigen zu hüllen. Waren wir doch selbst getäuscht worden, das „Giornale di Roma", die einzige Zeitung, die in Rom erscheinen darf, hatte schon vor acht Tagen die officielle Nachricht gebracht, daß das Feuer des Vesuv erloschen sei, eine Depesche, die erst aus dem Munde von Augenzeugen privatim widerlegt werden konnte. Aber das „Giornale di Roma", infallibel wie alle Organe des Papstes, blieb dabei und wir hörten erst später, daß diese jesuitische Täuschung einen national-ökonomischen Grund hatte; es sollten nämlich die Römer, deren einziger Erwerbszweig die Fremden und die camere mobiliate, die möblirten Zimmer, sind, in ihrem Geschäft nicht beeinträchtigt, und die massenweise Emigration der Chambregarnisten nach Neapel im Interesse der Peterspfennige durch alle Mittel verhindert werden. Zuletzt half es aber nichts mehr, man kam hinter die Schliche, Rom wurde plötzlich entvölkert und die ganze Schaar der Touristen stürzte sich aus den Armen der Madonna in die Arme der

Parthenope. Die Neapolitaner waren daher sehr heiter und guter Dinge, noch mehr als gewöhnlich; sie tanzten auf einem Vulcan, und je mehr der Vesuv Steine auswarf, desto mehr Geld warf er unter die Leute. Die Bänkelsänger zogen daher von einem Gasthof zum andern wie in einem Badeort, und da im Frühjahr und in so später Stunde der Quai noch nicht zum Corso umgewandelt ist, so fanden leider ihre Disharmonien nur zu wenig Störungen. Auch uns und unsere Hausgenossen ereilte das Geschick, von ihnen angesungen und arg mitgespielt zu werden, und dieselben Lieder, die schon dreimal von den nachbarlichen Hôtels zu uns gedrungen waren, wir mußten sie ohne Widerrede und mit Ergebung anhören. Das Orchester bestand aus sechs schwarzgelockten Kerlen in Toiletten, die dem nächtlichen Zephir den weitesten Spielraum ließen; aber wie bei echten Künstlernaturen strahlte Feuer und Frohsinn aus ihren dunklen Augen, die dem olivenfarbenen Teint das nationalste Gepräge gaben. Ganz der Gegensatz zu deutschen Dorfmusikanten, die ein Bild der Entsagung und des Schmerzes sind, schienen sie stolz auf ihre Leistungen zu sein, und wie Homer seine Lieder gratis gesungen haben soll, so nahmen sie das Honorar nur vorübergehend und mehr aus Gefälligkeit entgegen. Nicht der Noth gehorchend, die am Golf unbekannt ist, sondern nur dem eignen Triebe, ließen sie Violine, Flöte und Tamburin im mächtigsten Fortissimo zusammenwirken, so daß die Delphine an den gegenüberliegenden Ufern von Capri und Sorrent gewiß diese Klänge gehört haben, wenn nicht der dann und wann einfallende Donner des Vesuvs ihre Aufmerksamkeit ablenkte. Wenn nach Richard Wagner die Musik nur das Kleid der Sprache ist, so betrachtete der primo tenore, der ein ausgiebiges Organ hatte, den Ton wie eine nur unwesentliche Hülle; es kam ihm hauptsächlich auf den Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen an, die er mit allen Gliedern, mit Armen, Beinen und kühnen gymnastischen Sprüngen mimisch zu verkörpern suchte. Dieser Künstler, wie Garibaldi Giuseppe mit Namen, in dessen Adern und Knochen selbst Musik war, wollte der ästhetischen Schönheit nur den zweiten Preis zuerkennen, die realistische Treue schien ihm die Krone der Kunst und bei seiner immensen Lebhaftigkeit konnte man kaum wagen sich ihm zu nahen und um etwas Mäßigkeit zu bitten. „Ich habe meine Krone von Gott, wehe Dem der sie anrührt", würde er jedem Recensenten entgegen gedonnert haben und er erschien uns wie der junge Herkules, der seinen Musiklehrer Linus, der einen falschen Griff auf der Lyra tadelte, ohne weitere Bedenken nicht wie Peter Bonoparte, sondern mit der Keule des Herkules todtschlug. Die Alten wußten es, wie unser junger Neapolitaner, daß die äußere Correctheit nicht die Hauptsache ist, daß die Wahrheit mehr werth ist als die Richtigkeit und, obgleich der Esel keine schöne Stimme hat, machten sie aus seinen Knochen die schönsten Flöten. So flötete denn auch unser Virtuos, das Starke mit dem Zarten vereinigend, das schmelzende Lied von der „Santa Lucia", das die Reise um die Welt gemacht hat und von der „Bella Figlia" des Major, die das einzige Unglück hatte zu schön zu sein, und zu sehr begehrt zu werden. Trotz aller Excentricitäten zeigte sich aber doch hier, daß die Musik nichts Angelerntes ist; der Chor wußte seinen Refrain so richtig zu behandeln, daß er die Hauptstimme nie in den Schatten stellte und die dramatische Wirkung in vollem Maße sich geltend machte. Ach, die armen Italiener! Jahrhunderte lang hatte man sie als Castraten behandelt, die nur zum Singen und Betteln auf der Welt sind und nur diese Fertigkeiten in ihnen entwickelt; selbst die vox Dei in der

heiligen Messe durfte nie als zürnender Gott, sondern nur bei Walzerklängen ertönen, bis endlich das Volk sich ermannte, die vox populi das allgemeine Stimmrecht eroberte und nun singen kann, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Es ertönte daher auch schon von Weitem l'inno di Garibaldi, die Garibaldi-Hymne, ein anderes Orchester war wieder im Anzuge, das mehr auf Blasinstrumente, die die Mauern von Jericho hätten umstürzen können, eingeübt zu sein schien. Doch wir hatten des Lärms und der Serenaden genug und beschlossen, so weit es die italienische Nacht zuließ, wenigstens unsere nächste Nachbarschaft kennen zu lernen. Aus einem frühern Besuch in den letzten Regierungsjahren des Königs Bomba Ferdinand II. stand uns Neapel noch treu vor den Augen; aber die seitdem eingetretenen politischen Veränderungen, der Sprung vom krassesten Absolutismus zur verfassungsmäßigen Freiheit, waren so bedeutend, daß sich vielleicht ihre Spuren selbst bei schwacher Gasbeleuchtung verfolgen ließen. Das Meer, das die Straße bespült, war noch dasselbe, obgleich es zehn Jahr älter geworden; die Erde bekommt immer mehr Furchen je mehr Menschen sie bebauen, aber das Meer, mögen noch so viel Schiffe seine Furchen durch die Wellen ziehen: die nächste Welle läßt alle Runzeln verschwinden, es bleibt ewig in jungfräulicher Schönheit. Auch die Häuser am Meere hatten sich gut conservirt, es waren noch dieselben Gasthöfe mit denselben Prädicaten, es waren der Albergo di Roma, das Hôtel de Russie, das Hôtel des Etrangers &c., mit Balconen vor jedem Fenster, um die Aussicht und die Meeresluft in vollen Zügen genießen zu können. Das alte Castell zur Rechten, das Castello dell' ovo sprang noch wie ein mächtiger Festungsthurm zu Schutz und Trutz aus den Wellen hervor und schien mit seinen ovalen Umrissen, die ihm den Namen gegeben, fast in der Luft zu schweben, da der kleine Damm, der die Citadelle mit dem Lande verbindet, sich schon ganz in nächtliches Dunkel gehüllt hatte. Einst soll hier das Schloß des Lucull gewesen sein und der alte Schlemmer hatte seinen Platz nicht übel gewählt. Noch heut hält das Volk von Neapel in dieser Gegend am Strande der Santa Lucia von Morgen bis Abend seine lucullischen Mahlzeiten, und in den kleinen Restaurants, die hier wie Jahrmarktsbuden dicht nebeneinander gereiht sind, kann man improvisirte Diners auf naturwüchsigen Tischen einnehmen. Hier riecht es das ganze Jahr nach gebacknen Fischen und brodelnden Maccaronis, und wer an das Dutzend der frischesten Austern einen Franken wendet und noch einen halben für eine Flasche Falerner opfert, der kann hier wie ein Gott in Frankreich leben. Die schnalzenden und schreienden Verkäufer, deren dunkle Gesichter von den frei flackernden Gasflammen magisch beleuchtet sind, tragen noch heute wie zu Zeiten Masaniello's ihre rothen Mützen und Gürtel; sie rufen immer ihre „pesci, pesci, ostriche" aus; ihre Fische und Austern sollen wahre Prachtwerke der Natur sein und sie fügen immer hinzu „bellissima cosa." Nur der Bettelmönch ist nicht mehr wahrzunehmen, der sonst hier die reichste Ernte für seinen Schnappsack hielt. „Gebt ihnen viel Fische aus Eurem Kasten, so loben sie Euer christlich Fasten" aber das arbeitende Volk ist jetzt über den Aberglauben hinausgekommen zu Gunsten ganzer nicht arbeitender Classen zu entsagen, und der brandschatzende Bettelmönch ist seit Garibadi's Zeiten verschwunden. Mit zahllosen Nachen für Lustfahrten und Fischfang ist das Ufer besetzt; einige Fischer stechen mit ihren Barken in's Meer und die Wasserfläche, vom Ruder bewegt, leuchtet in Phosphorfunken. Wünschen wir ihnen eine glückliche Fahrt, um so mehr, da wir auf unserer

nächtlichen Wanderung sie nicht weiter mit dem Auge verfolgen können; denn hier hat die lustige Uferstraße ein Ende, da das ernste Arsenal mit seinem gefährlichen Inventarium sich hier einschiebt und ein weiterer Durchgang nicht gestattet ist. Wenden wir uns links, wo wir an dem sanften Steigen des Terrains bemerken können, wie Neapel amphitheatralisch vom Meere sich erhebt, so empfängt uns sogleich auf dem großen Platze, der uns auf das Innere der Stadt und das Leben des Toledo vorbereitet, das Königthum in seiner Machtfülle. Der Thron, auf der einen Seite durch das mächtige Schloß repräsentirt, das über Land und Meer seine Fahne flattern läßt mit dem nachbarlichen berühmten Theater San Carlo, und auf der andern Seite gegenüberliegend die Kirche von Gottes Gnaden, San Francesco di Paola, deren Kuppel in den dichten Sternenhimmel seine schwarzen Schatten wirft. Der Platz, mit einer großen Bahn von Lavaplatten für Spaziergänger eingefaßt, ist noch von Leuten aller Stände sehr frequentirt, es scheint gerade in der Oper ein Act der Norma zu Ende zu sein, die soeben ihre Kinder, wer weiß zum wievielten Male umgebracht hat, und die Massen, von der Mordscene erhitzt, strömen heraus, um im Anblick des kühlern Vesuv sich zu erholen. Mit Stolz auf ihre Freiheit blicken die Neapolitaner auf die gefallene Priesterin der Druiden; in Rom, wo wir auch die Norma im Teatro Apollo sahen, muß nach einem Befehl des Cardinal-Vicar, des Bühnen-Censors, die Kinderscene mit allen ihren Consequenzen ausfallen. Eine Priesterin, und mag sie noch so heidnisch sein und vom Alter des grauen Alterthums, darf keine Kinder haben, weil dies leicht eine Anspielung auf römische Nonnen involviren könnte; in der ewigen Stadt hat Norma nur ein vorübergehendes Verhältniß mit dem galanten Oberst Sever, das weiter keine Früchte trägt und nur durch die Macht der historischen Umstände gelöst wird. Wenn Norma wegen der heiligen Messe keiner Sprößlinge sich erfreuen darf, so wurden einst wegen der weltlichen Schiller's Räuber verboten, und zwar war dies nicht an der Tiber, sondern an der Pleiße im Jahre 1785, weil gerade in der leipziger Messe viel gestohlen wurde und der wohlweise Rath der Stadt die Poesie für zu verführerisch hielt. Aber heute ist in Neapel weniger Censur als in Leipzig; die Presse und die Preßgewerbe sind vollkommen frei, und im Augenblick wird die Freiheit sogar unbequem. Denn die Zeitungsboten, leidenschaftliche Gamins des südlichen Himmels, überfallen Jeden mit ihren Abendblättern und schreien mit einer Vehemenz der Kehle ihre revolutionairen Journale für einen Soldo aus, daß der Schatten des Königs Bomba sich im Grabe umdrehen müßte. Am Ende des Platzes wird der Lärm noch größer; denn hier ist unglücklicherweise noch ein Halteplatz für die Kutscher, die das „une voiture, Signore" in allen Tonarten rufen, während in der Toledostraße, die hier beginnt, neue Massen von Spaziergängern flaniren und zahlreiche Carossen den dichten Menschenstrom durchbrechen. Die glänzend beleuchteten Magazine und Schaufenster verbreiten eine Tageshelle über die Straße, und die Physiognomien der glücklich situirten Minderheit, die in ihren eleganten Equipagen ihren Corso genießt, böten uns viel Interessantes, wenn nicht weibliche Corsaren zu Fuß jede ruhige Beobachtung unmöglich machten. Das sind die Blumenmädchen, die giardiniere, eine noch schlimmere Sorte wie die Zeitungsmerkure. Gewöhnlich sind diese Floras in breiten florentiner Strohhüten schon im vorgerückten Alter der berliner Hökerinnen und von noch größerm Redeschwall; wer das Glück hat, eine Dame am Arm zu führen und ihnen als Neuling in Neapel erscheint, kann nicht ruhig seines

Weges gehen, sie setzen Einem das Bouquet wie eine Pistole auf die Brust und da hilft kein Widerstreben. Der Fremdenführer des Kosmos, Bädecker, sagt unter dem Artikel „Blumenmädchen in Neapel" in seiner lakonischen und drastischen Weise: „Sie zeichnen sich durch Häßlichkeit und Unverschämtheit aus; fünf Centimes oder mit dem Stock abwehren." Aber nur ein Haynau, die Hyäne von Brescia, konnte gegen das schöne Geschlecht das spanische Rohr erheben; Geben ist seliger denn Nehmen war sein Wahlspruch, bis er endlich in der londoner Brauerei zum Nehmen gezwungen wurde, und kurz darauf Italien sich befreite. Da unsere Sous bei der starken Nachfrage bald verschwunden waren, ziehen wir es vor, um der Bädecker'schen Alternative zu entgehen, in das gran Café del palazzo reale zu flüchten, mit dem Gedanken, daß das politische Stimmrecht der Frauen lange nicht so gefährlich sei wie das merkantile, das unter der Hülle bescheidner Veilchen die Freiheit der Galanterie zu Grabe trägt.

Das gran Café del palazzo reale, so günstig an dem großen Platz del plebiscito gelegen, an der Ecke der Toledostraße, dicht beim Schloß und Theater, ist der Mittelpunkt des neapolitanischen Lebens, und hat unter dem Segen der constitutionellen Freiheit großartige Dimensionen angenommen. Früher bestand es nur aus einem melancholischen Salon, der sehr bescheiden beleuchtet und decorirt war, und sich durch Mangel an Sauberkeit auszeichnete. Jetzt umfaßt es drei große Säle, die nach pariser Art in einer Fülle von Stuckatur, Spiegeln und Goldleisten, wie Festräume prunken, ja selbst der gewölbte Plafond ist mit Spiegeln belegt, so daß wir bei einem Blick nach oben in das Reich der Antipoden sehen, das zu eigenthümlichen Reflexen Veranlassung giebt. Gerade dieses Café war immer dem König Bomba ein Dorn im Auge, da es so nah an seinem Palast liegt und schon damals so stark frequentirt wurde; oft wenn er von seinen Fenstern, hinter die Gardine sich zurückziehend, die zahlreichen Gäste beobachtet hatte, die theils vor der Thür sich niederließen, theils aus- und eingingen, witterte er eine Verschwörung, das Local mußte geschlossen werden und der unglückliche Wirth konnte nie auf einen grünen Zweig kommen. Ebenso erging es seinem nächsten Nachbar, dem Café Europe, das uns einst vor der Nase verriegelt wurde, so daß es zu den eigenthümlichen Principien des Absolutismus zu gehören schien, eine harmlose Ausbildung von Stammgästen unter keiner Bedingung zu dulden; auch der, von Gott sei Dank, depossedirte Kurfürst von Hessen hatte ähnliche Grundsätze adoptirt, und er vernichtete grausam jede aufkeimende Blüthe angenehmer Behaglichkeit. Um so mehr aber schwelgen jetzt die Neapolitaner in der ihnen so lange vorenthaltenen Freiheit, ihre Genüsse da einnehmen zu können, wo es ihnen beliebt, und alle rothsammetnen Sessel in den verschiedenen Räumen haben ihre Inhaber gefunden, die theils mit der Vertilgung von Eis oder Kaffee, oder mit der Verschlingung von Zeitungen, die man im Locale frisch von der Presse kaufen kann, eifrig beschäftigt sind. Endlich entdeckt der cameriere, der Kellner, der jenen entschlossenen Feldherrnblick hat, wie er dem pariser und wiener Kellner eigen ist, in dem rauchfreien Salon zwei Fauteuils mit entsprechendem Marmortisch und indem er uns die Eiskarte präsentirt, ahnt und erfüllt er im Voraus unsere Wünsche. Denn darin zeigt sich der denkende dienstbare Geist, daß er nicht wartet, wie in Norddeutschland, bis wir ihn mehrmals rufen, sondern daß er gleich seine auserlesenen Gaben mit seltener Geschwindigkeit uns oktroyirt, ohne doch in uns das drückende Gefühl hervorzurufen, als wären wir seine Sclaven. Er

hat auch wirklich, dieser Genius in weißer Cravatte und schwarzer Jacke, indem er uns gleich als Fremdlinge erkannte, zwei Plätze entdeckt wie er sie der nationalen Sitte gemäß seinen Landsleuten nicht angeboten hätte. Die Einheimischen lieben im Café die kleinen runden Sessel, die Tabourets, denen zu einem bequemen Sitz nichts fehlt als die Lehne; obgleich die Italiener zu ihrer Befreiung so vieler Stützen bedurft haben, die ihnen den Rücken frei halten mußten, so verschmäht doch ihre große Lebhaftigkeit im täglichen Leben jede Anlehnung, so daß die verschiedenen Gruppen bald dos-à-dos bald en face sind und nach allen Himmelsgegenden ihre Conversation führen können. Während dieser Betrachtungen bringt uns der geflügelte und geschniegelte cameriere das verlangte gelato, und da er wol weiß, daß die Fremden immer doppelt soviel consumiren als seine mäßigen Brüder, deutet er noch immer auf die Eiskarte, die wol in zwanzig verschiedenen Sorten alle schlüpfrigen Genüsse in concentrirter Form enthält. Ach, wenn Goethe das erlebt hätte! Er würde den wartenden Kellner nicht so schnell wie wir entlassen haben, ohne eine große culturhistorische Würdigung mit dieser wunderbaren Erscheinung zu verknüpfen. Preist er doch in seinen Wanderjahren das Essen nach der Speisekarte und die Wirthstafel als die größte Erfindung des Jahrhunderts, und hier war außer der Speisekarte auch noch ein Eistarif mit allen Früchten des Südens nur zur Abkühlung des gesättigten Magens. Mag die Erde eine Eisperiode gehabt haben, wie die erratischen Blöcke zeigen, die vor Jahrtausenden von den Gletschern hinabgestürzt sein müssen; für Neapel existirt diese Zeit noch immer, und als wir — es war um Mitternacht — durch die Strada di Chiaja unsern Rückweg antraten, sahen wir in den zahlreichen hell erleuchteten Cafés noch viele Gourmands, welche die heißen Gluthen des Tages durch jene kunstreichen Früchte zu stillen suchten, die den Sommer und Winter in sich vereinigen.

Der südliche Himmel ist ein zuverlässiger Freund, der von plötzlichen Launen und Bestimmungen sich fern hält. „Liegt Dir Gestern klar und offen, kannst auch das vom Morgen hoffen.“ Und der erste neapolitanische Morgen liegt vor uns im hellsten Glanze der lachendsten Frühlingssonne und das Panorama, das wir gestern nur ahnten, schüttet das Füllhorn seiner Reize vor unseren Blicken aus. Land und Meer haben hier den glücklichsten Bund geschlossen, es scheint eine ewige Hochzeit, so froh und liebselig als hätte ein Rausch der Wonne die Elemente umfangen. Das Meer, wie mit Edelsteinen bedeckt, funkelt und glitzert in allen Farben, und das Land stolz thronend auf blühenden Geländen saugt begierig den Athem der Wellen ein. Das ist der berühmte Golf von Neapel, so oft gefeiert und besungen, im Inbegriff aller landschaftlichen Reize. Vom Cap Misenum bis gegenüber nach Sorrent ist die amphiteatralisch aufsteigende Küste in die buntesten Farben getaucht, die in den Fluthen der blauen Wasser ihre glänzendsten Reflexe finden. Neapel mit seinem Gewirr von Straßen, Palästen und Kirchen, die übereinander bis zu den höchsten Spitzen der Hügel sich legen, mit seiner Menge stolzer Schiffe und reich bewimpelter Nachen bildet den Mittelpunkt des Gemäldes, während die meilenweit sich erstreckenden Vorstädte und Dörfer Portici, Resina, Castellamare wie mit einer Perlenschnur weißer Häuser und Villen den Busen des Meeres umrahmen. Steht nach dem Osten der Vesuv in ernster Majestät, unbekümmert um das Treiben der Sterblichen, zu seinen Füßen, die er jeden Augenblick mit einem tiefen Athemzug spurlos vernichten kann: so ist nach Süden und Westen zu vom Posilipp beginnend

bis nach Capo die Monte terrassenförmig sich erhebend eine malerische Hügelkette, die reich an Pinien, Palmen, Lorbeern im Zauber der südlichsten Vegetation prangt. Und das Meer ist hier nicht das unterschiedlose Wasser, das uns den Gedanken der Unendlichkeit giebt und unser Dasein nur wie eine flüchtige Welle erscheinen läßt; nein, die Wellen finden hier ihre süßesten Ruhepunkte und aus ihrem Schooße steigt, wie eine schlafende Sphynx vom feinsten Aether umflossen, die Insel Capri hervor, so anmuthig wie würdevoll thronend über dem bewegten Spiegel der blauen Wogen. Alexander Dumas hatte nicht so unrecht, daß er sich am 7. September 1860 im Gefolge von Garibaldi gleich dicht in unserer Nähe niederließ, zwar nicht in unserm Hôtel delle Crocelle, aber gerade gegenüber noch näher am Meere, wol um zwanzig Schritt. Das Haus, das auf dieser vorspringenden Landzunge steht, war ein Lustschloß des Königs Bomba mit einem reich decorirten Badepavillon und einem herrlichen Laubengang, der in seinem üppigen Blätterschmuck nur unterbrochen ist durch die entzückendsten Beduten und Durchblicke, die die strahlende Schönheit des Golfs vor unseren Augen entfalten. Auch Franz II. hatte hier noch kurz vorher gebadet und sein Dejeuner eingenommen, als ihn der Verfasser des Monte Christo, der die Reize des Lebens nach allen Richtungen zu schätzen weiß, so unsanft exmittirte und das momentan herrenlose Gut in Beschlag nahm. Nulla dies sine linea, und immer mit elastischer Federkraft gab er hier gleich seinen Courrier de Naples heraus, worin er der erstaunten Welt erzählte, wie er mit Garibaldi von Genua sich eingeschifft und in wenigen Tagen Sicilien und Neapel erobert hat. Wenn der Dichter Jacopo Sannazaro Neapel ein Stück Himmel nennt, das auf die Erde gefallen, un pezzo del cielo, caduto in terra, und wenn vier Jahrhunderte später der Dichter Alexander Dumas sich mit königlichem Glanz auf diesen Punkt märchenhafter Schönheit niederließ: so ist es kein Wunder daß der große Alexander von hier aus so manche Märchen verbreitete; einige seiner revolutionairen Fabeln mögen ihm auch die Delphine des Meeres gebracht haben, die hier häufig sichtbar sind. Sie sollten nur als Lehre für die Könige dienen und sind für den denkenden Leser vom Standpunkt des Delphin ad usum delphini aufzufassen. Das ist aber kein Märchen, daß das Lustschloß jetzt ein Hôtel geworden ist, es hat, andere Zeiten, andere Sitten, einen republikanischen Namen angenommen, heißt jetzt „Hôtel Washington“ und wir können dort unser Frühstück, la colazione, mit größerer Heiterkeit als Franz II. und ohne den Verlust einer Krone einnehmen.

Doch Pflicht und Lust treiben uns weiter. Mit dem Blick auf das Meer gewendet gelangen wir in wenigen Minuten nach dem südlichen Endpunkt unserer Straße, die hier Riviera di Chiaja heißt, und in den schönsten Spaziergang der Neapolitaner, noch mitten in der Stadt belegen, sich ausweitet. Die Häuser mit den Verkaufsläden, die Hôtels, die Paläste, sie treten hier wol hundert Schritt zurück und das Terrain am Meer ist mit einfachen, schattigen Baumreihen besetzt, die sich in einer Länge wie die berliner Linden ausdehnen, und, was in Italien sehr selten, ebenso schnurgerade gepflanzt sind. „Empfangt mich, heilige Schatten!“ Unter dieser Halle immergrüner Eichen auf und ab zu wandeln, angeweht vom frischen Hauche des Meeres, vom Lärm und Treiben der Straße nur wenig belästigt, das ist ein paradiesischer, classischer Genuß, der ewig neu bleibt, der unerschöpflich ist, der in trunkener Selbstvergessenheit unser Wesen aufgehen läßt. Keine Stadt der Welt kann einer solchen öffentlichen Promenade sich rühmen, und

nur mit dem Namen „villa nazionale“ möchten wir nicht einverstanden sein, denn es gehört keine Villa, kein Haus, kein Gebäude dazu, es sind nur herrliche Baumgänge mit dem Blick auf das Meer, den Vesuv und die im blauen Aether schwimmenden Inseln. Aber das ist auch genug; die Gartenkunst, wie wir sie in einer Villa erwarten, hat hier nur wenig gethan. Einige Blumenbeete und Bosquets mit marmornen Statuen, bescheidene Pavillons, in denen Restaurants sich angesiedelt haben, die nur den flüchtigsten Hunger stillen können: das ist die Huldigung, die man hier mit richtigem Maß der Natur dargebracht hat, die doch allen Glanz an sich zieht und keinen anderen Betrachtungen als Meer, Inseln, Bergen und Thälern Raum gestattet. Die Holländer sagen: „Gott schuf das Meer, der Holländer die Ufer“; von einem solchen harlemer Dualismus ist hier nichts zu bemerken. Die Nymphe der Parthenope huldigt dem Pantheismus und der Geist Gottes schwebt über den Wassern und dem Lande. Und in den Vormittagsstunden ist es hier so still und geräuschlos, daß man diesem neapolitanischen Cultus sich aus voller Seele hingeben kann, während des Nachmittags in der angrenzenden, nur durch ein eisernes Gitter getrennten Straße die Pracht der Hauptstadt in glänzenden Equipagen und Toiletten ihre vornehmen Triumphe feiert und die Spaziergänger der Villa entweder ihre ambulanten Studien machen, oder, wenn sie einen Sous daran wenden wollen, auf zierlichem bequemen Fauteuil sich königlich amüsiren können. Wir sagen königlich; denn unter den Bourbonen hieß die Villa nicht nazionale, sondern reale, königlich. Damals durfte selbst eine öffentliche Promenade, die der Schönheit der Natur alle ihre Reize verdankt, nur ein königliches Prädicat tragen, und selbst die Natur durfte ohne den Glanz der Krone nicht laut werden. Die Italiener sind aber ein so monarchisches Volk, und haben so lange unter dem wirklichen absoluten Königthum, dem l'état c'est moi, gelitten, daß sie noch heute für königlich, wirklich und wahr nur ein Wort haben: nämlich „reale“, und sie haben wohl daran gethan, daß sie der idealen Villa, die mehr ist als wirklich, selbst das Beiwort „nazionale“ gegeben haben. Uns Deutschen lehrte der Königl. Preußische Universitätsphilosoph Hegel, daß, was wirklich ist, auch vernünftig ist; mit einem Blick auf die Bourbonen und die kleineren jetzt beseitigten „Reptilien“ war es ihm aber unmöglich, sich zu der Höhe der italienischen Anschauung zu erheben und wirklich und königlich für identisch zu erklären. Wenn Dichter und Könige nach dem Schiller'schen Wunsch Hand in Hand gehen sollen, so hatte man selbst vor Jahren schon in der Villa reale unter dem wirklichen Königthum dies Bedürfniß; Publius Virgilius erschien den Bourbonen als der am wenigsten gefährliche Dichter, besonders da er hier nicht seine Aenide, diesen Heldengesang, sondern das mehr kühlere Gedicht über den Landbau, die Georgica, auf neapolitanischem Boden verfaßt hat. Diese Büste steht noch heute in einer Nische, die der Lorbeer mit seinem glänzenden Blättern bedeckt, und die Inschrift besagt uns, daß der Dichter Feld und Wiesen besungen habe. Von anderen Dichtern durfte damals die Villa reale nur noch Torquato Tasso betreten, dessen Kopf melancholisch auf uns herabsieht. Die Villa nazionale dagegen brauchte sich vor der neuern Zeit nicht zu fürchten, sie gab an hervorragender Stelle dem berühmten General und Geschichtschreiber, dem Verfasser der Storia del regno di Napoli, dem gefeierten Pietro Coletta ein imposantes Monument, und wird in Zukunft die Helden und Märtyrer des Vaterlandes seiner würdig ihm anreihen. Auch Heroen finden wir hier aus dem Grün der Bäume

hervorleuchtend, die trotz ihres hohen Alters eine ewige Jugend sich bewahrt haben; der Apollo von Belvedere, der Gladiator in marmornen Figuren, die das glückliche Klima in voller Kraft erhält, zeigen uns die Sinnbilder der Schönheit und Kraft, während die Burschen am Strande, die durch ihr lautes Rufen unsere Aufmerksamkeit abzulenken suchen, wenigstens den antiken Mangel an Toilette treu zu copiren suchen. Um sie nur etwas zum Schweigen zu bringen müssen wir uns hinwenden; aber nun geht es recht los: Signore, Excellenza, gettate buttate qualche cosa, una piccola moneta, mi muojo di fame! In der höchsten Lustigkeit und Ausgelassenheit deuten sie an, daß sie vor Hunger sterben, man sollte ihnen nur eine Münze in's Meer werfen und sie würden sie sofort wie der geschickteste Taucher wieder herausholen. Gesagt gethan, ihr Costüm erlaubt es ihnen, sich sofort in's mittelländische Meer zu stürzen, ihre plastischen Glieder von den Wellen benetzt zeigen eine glänzende Broncefarbe und mit dem Sous im Munde taucht der glückliche Sieger aus den Fluthen hervor. Schon Goethe ergötzte sich, wie er erzählt, oft an diesem Schauspiel; er muß die Urgroßväter dieser Jungen gekannt haben, die ebenso keck und ebenso bettelnd zu seiner Zeit in's Meer sprangen und, wie die Alten sprungen, so springen die Jungen. Er vertheidigt von seinem künstlerischen Standpunkt diese jugendlichen Modelle, die den ganzen Tag am Strande lungern und die Mildthätigkeit der Vorübergehenden in Anspruch nehmen, er vertheidigt sie mit den Worten, daß der Mensch im Süden überhaupt mehr zum Genießen als zum Arbeiten geschaffen sei. Aber der weise Dichterfürst bedachte nicht, welche traurige, sclavische Zustände aus diesem gedankenlosen Vegetiren hervorgehen, die doch zuletzt jeden wahren menschlichen Genuß vernichten und nur die Bestialität übrig lassen. Die gegenwärtige Regierung sucht durch Erziehung und strenge Gesetze diese berechtigten Eigenthümlichkeiten der gedankenlose Masse auszurotten, und die Taucher verschwinden jetzt, wenn ein Polizist, das Auge des Gesetzes, sich in der Nähe blicken läßt. Cavour, der Gründer des italienischen Staats, der in der Entfesselung der Arbeitskräfte die Quelle der politischen Freiheit sah, hat diesen Müßiggängern zu Wasser und zu Lande das Handwerk gelegt. Wie Franklin, sagte er zu seinem Volke: „Mit jedem Fische, den Ihr gefangen, zieht Ihr ein Stück Gold aus dem Wasser“, er heiligte die Arbeit und tadelte die Reichen, die ihre überflüssigen Brosamen in's Wasser werfen, damit die Armen sie herausholen. Aber es wird noch viel Wasser in das mittelländische Meer fließen, bevor die letzten Ueberreste der alten Zeit, bevor die letzten Mißbräuche der Taucher ausgerottet sind.

Sommerleben unserer Singvögel.

Von Pfarrer **Karl Müller** in Alsfeld.

Das Sommerleben unserer Singvögel umfaßt den ernsten Theil ihres Ehelebens, die Sorge für ihre Brut, die Erziehung und Leitung ihrer Jungen zur Selbstständigkeit. Von der ersten Brut der Frühnistenden aber bis zu derjenigen der Spätnistenden liegt ein Zeitraum von ungefähr zwei Monaten. Wenn der Gartenlaubvogel oder der rothrückige Würger, die Nachtigall oder der Sprosser ihre Minnelieder singen, haben Amsel und Drossel, Edelfink und Hänfling zum großen Theil schon alle Stadien der ehelichen Freuden und Leiden durchlaufen und erwachsene Junge ausfliegen lassen. Aber es blüht Letzteren gleichsam ein zweiter kürzerer Frühling; die Liebe erwacht nochmals und wiederholt ihr Spiel, ihr Werben, ihr Drängen und Jagen. Doch fällt der Unterschied zwischen der ersten und zweiten oder gar dritten Liebe gar sehr in die Augen. Selten, daß ein Nebenbuhler zu bekämpfen wäre, der Minne Preis ist nicht schwer zu erringen und rasch verständigen sich die Gatten.

Blicke zu werfen in das geheime Eheleben dieser lieblichen Geschöpfe, ihre Einrichtungen im kleinen Haushalte kennen zu lernen, wie anziehend ist dies, wie lohnend die Mühe, welche damit in Verbindung steht. Viele sind hervorragende Baukünstler und verdienen es, daß wir ihre Wohnungen aufmerksam mustern. Unternehmen wir darum einen Streifzug durch Feld und Wald, um die brütenden Sänger für einige Augenblicke von Nest und Eiern zu scheuchen, damit unserem beobachtenden Auge der Einblick gestattet sei.

Auf einer jungen Fichte oder an einem Buchenstämmchen im Knoten mehrerer Aeste finden wir das Nest der Singdrossel. Bei unserer Annäherung drückt sich der Vogel tiefer in das Nestinnere und bleibt regungslos in der eingenommenen Stellung. Ein Ruck am Stämmchen verursacht seinen Wegflug unter lautem Gezänke, in welches der in der Nähe weilende Gatte alsbald einstimmt. Wie schön geformt ist dieses Nest! Von napfförmiger Gestalt und der Größe einer der angesehenen Hausherrntassen, erregt es namentlich durch die innere Bekleidung der Wand und das Geflechte des oberen Randes Bewunderung und Staunen. Ein Kitt von altem, ausgelaugtem Kuh- und Pferdemist und dünnen zurecht gebissenen Blättchen faulen Holzes, wozu der Speichel des Vogels als vorzügliches Bindemittel verwendet ist, bildet diese Wand, welche bis zum oberen nach innen gewölbten Rande reicht, der aus feinen Würzelchen hundertfältig geflochten und ebenfalls mit Hülfe des Speichels geglättet und haltbarer gemacht ist. In der zweieinhalb Zoll tiefen Mulde erblicken wir fünf meergrüne, schwarzbraun punktirte Eier. Sorgfältig schonen wir das Gelege und wandern weiter.

In tiefer Waldesschlucht dicht am Ufer eines Forellenbächleins sehe ich eben einen Zaunkönig mit Futter im Schnabel unter eine Baumwurzel schlüpfen. Nest und Weibchen sammt den neun kleinen weißen Eierchen hat er uns verrathen. Geschickt ist die feste Mooswohnung zwischen die Wurzeln eingefügt, als ob sie mit der Umgebung verwachsen wäre, und dabei haben die Zwerge eine Menge Material verwendet, so daß das ganze Haus zehnfach den Vogel an Umfang übertrifft. Laub, Moos und dünne Reiserchen sind geschickt zu einem kugelförmigen Neste verwebt und verfilzt, das ein gewölbtes

Dach trägt, unter welchem, uns zugekehrt, eine runde Oeffnung zum Aus- und Einschlüpfen der Besitzer sich befindet. Während ich den Finger zum Befühlen des Inneren sachte einschiebe, schlüpft wie ein Schatten das brütende Weibchen heraus.

Auf dem derben Aste einer Buche im Hochwalde hat das Edelfinkenweibchen seinen Kunstbau errichtet und bebrütet nun seine fünf blaß- oder weißbläulichen, braun und schwärzlich gepunkteten Eier, während das Männchen Raupen auf den Bäumen sammelt und sie der Gattin zuträgt. Das Nest gleicht einem mit Flechten besetzten Knorren des Astes, der es trägt, so genau ist es der Umgebung angepaßt. Wie eine breite, mittelgroße Obertasse geformt, sitzt es fest auf der Grundlage, angelehnt an einige Nebenzweige, um welche Spinnewebe und Halmen hier und da zum größeren Halt des Ganzen gewunden sind. Moos und Flechten hat der geschäftige Künstlerschnabel sorgfältig verfilzt, und das Innere, in welches der Rand ringsum sich wölbend neigt, birgt zartes Halmgeflecht und ein dünnes Thierhaar- und Federpolster.

Der ebenbürtige Rivale des Edelfinken, sein Vetter Distelfink, hat am Rande des Waldes in den Wipfel einer Esche sein warmes, auswendig mit Moos und Flechten gesticktes und inwendig mit Thier- und Pflanzenwolle und Roßhaaren ausgefüttertes Nest gesetzt. Die nette, runde Form desselben, sein Stand auf schwankerm Zweige, den der Wind peitscht, die Unverdrossenheit des brütenden Weibchens, welches sich hin und her schaukeln läßt, die regelmäßige Wiederkehr des Gatten, der die brütende Gattin aus dem Kropfe mit angesammelten Sämereien füttert, der Anblick der fünf röthlich punktirten weißgründigen Eier — das Alles fesselt unsere forschenden Blicke.

Der Schreiton eines Pirols weckt unser Verlangen, sein schönes Hängenest aufzusuchen. Still verborgen an nachtender Stelle beobachten wir den Flug des unruhig von Baum zu Baum wandernden Vogels. Endlich sehen wir ihn in unserer Nähe mit beladenem Schnabel einer jungen Eiche zufliegen, auf der er einige Zeit verweilt, und die er mit leerem Schnabel verläßt. Nun fällt es uns nicht schwer, an einer Zweiggabel den Kunstbau zu entdecken. In einer Art Hängematte, welche aus Fäden, Bastschnüren und Wollenstoffen besteht, deren Enden um die sich gegenüberstehenden Gabeläſtchen geschlungen sind, ruht das von halb trockenen Grasblättern, Halmen, Wolle-, Werg- und Moosbündeln durch künstliche Verfilzung napfförmig gebildete Nest, dessen Mulde mit feinen Grasrispen, Wolle und Federn ausgefüttert ist und fünf glattschalige, glänzendweiße, grau und röthlich-schwarzbraun punktirte und gefleckte Eier enthält.

Der Lockruf einer Bastardnachtigall am Saum der jungen Buchenheege verräth uns das in Mannshöhe auf ziemlich derber Grundlage erbaute Nest, dessen Bau und Bestandtheile interessant sind. Dürre, in einander geflochtene Grashalme enthalten eingefilzte Thier- und Pflanzenwolle, welche theilweise zur Ueberkleidung und Befestigung des Nestes an den Zweigen verwendet sind. Lange, schmale Streifen von Birkenstämmen und Aesten, sowie Bandgrashalme umgeben hier und da das Nest. Das warme Federpolster ragt theilweise über den sehr nach Innen geneigten Nestrand hervor, und birgt fünf rosenröthliche, rothbraun punktirte und geaderte Eier.

Wir dürfen unsern Streifzug nach den Kunstbauten unserer Sänger nicht zu weit ausdehnen, wiewol uns noch mancher Busch und Baum, mancher Moosboden, mancher Schilf- und Binsenwald von Erbauern bewunderungs-

würdiger Sängerwohnungen glänzende Beweise liefern könnte. Nur das Nest des Teichschilfsängers im Schilf wollen wir auf dem Heimwege im Vorübergehen noch genauer betrachten.

Wie ist dieses Nest seiner Form und Stellung nach der Oertlichkeit so angemessen! Die schwanken Rohrstengel, zwischen denen es hängt und an welche es seine Erbauer an mehreren Stellen mittels Band- und Riedgras nebst Gespinnsten gut befestigt haben, werden vom Winde tief niedergebeugt. Eier oder Junge wären dadurch der Gefahr ausgesetzt, herausgeschleudert zu werden, wenn das Nest nicht sehr tief sein würde. An zwei gegenüberstehenden Seiten, wo das Nest mit den Schilfstengeln verbunden ist, ragt der Nestrand ein wenig empor, so daß dem Rande überhaupt die Nachenform gegeben wird. Einige Schilfblätter, welche horizontal umgebogen wurden, dienen theils zur Unterlage des Baues, theils zum festern Halt der Schnüre an zufällig außerhalb der Stengel befindlichen Blättern. Das Material zum ganzen Bau haben die Vögel ihrer nächsten Umgebung entnommen. Sorgfältig ausgewählt sind die zarten Grashalme, welche zu einer glatten Lage des Nestinnern dienen und fingerdick quer verflochten wurden. Der brütende Vogel verläßt erst bei unserer dichten Annäherung das zwei Fuß über dem Wasserspiegel hängende Nest und gestattet uns nun den Anblick von fünf verhältnißmäßig etwas derben, länglichen, auf unentschieden grünlichgrauem Grunde ölfarben und dazwischen dunkelbraun getupften Eiern.

Sämmtliche Paare unserer Singvögel sind treue, hingebende Hüter ihrer Nester. Die Ehegatten der einen Sippe oder Familie lösen sich im Brutgeschäfte ab, während bei anderen nur das Weibchen diesem Geschäfte obliegt. Immer aber ist Letzteres im Brüten am fleißigsten und ausdauerndsten. Manche sitzen so fest, daß eine flinke Hand sie zu decken vermag. Täglich spannt sich der brütende Vogel aus. Zu diesem Zweck verläßt er das Nest, streckt abwechselnd Füße und Flügel nach hinten aus, gähnt, ordnet das Gefieder, flattert wol auch stürmisch auf den Zweigen hin und her, nimmt Wasser und zuweilen auch Futter ein und kehrt wieder zum Neste zurück. Häufig dreht er sich in demselben. Viele halten jedoch vorzugsweise gegenüberstehende Richtungen zum Sitzen ein, wonach das Nest sich allmälig formt. Durch öfteres Emporrichten des Vogels wird der Zutritt frischer Luft zu den Eiern bewerkstelligt. Die durchschnittliche Dauer der Brütezeit ist vierzehn Tage. Witterungseinflüsse können indessen dieselbe um einige Tage ausdehnen. Zeitweise werden auch die Eier gewendet. Mit großer Sicherheit vermeidet der Vogel beim Einsteigen und Niedersetzen eine nachtheilige Berührung der Eier, und der Naturtrieb weist ihn an, dieselben unter diejenige Bauchstelle zu bringen, welche die meiste Brutwärme ausstrahlt und in der Vogelsprache Brütflecken genannt wird. Die Weibchen verlieren an dieser Stelle die Federchen, so daß selbst bei Singdrosselpaaren zur Brütezeit die Weibchen von den Männchen darnach untrüglich unterschieden werden können. Eine Veränderung des Geleges, dessen Verminderung oder Vermehrung durch Wegnahme eigener oder durch Einlage fremder Eier, merkt der brütende Vogel sogleich; ein Beweis, daß ihm das Vermögen des Zahlengedächtnisses nicht ganz fehlt. Manche können derartige Störungen kaum oder nicht, andere bis zu allzu auffallenden Eingriffen in das Familienheiligthum vertragen. Der Kukuk erregt zwar einen Sturm der Empörung und Schrecken, sobald das mit seinem untergeschobenen Ei bedachte Paar die That des Eindringlings wahrnimmt, allein nicht lange, so wird eine gute Miene

zum bösen Spiele gemacht und schließlich das Stiefkind wahrhaft verhätschelt. Die Neigung gewisser Sänger, sich der Ausbrütung untergeschobener Eier zu unterziehen, haben sich denn auch die Blutfinkenzüchter gemerkt, und wenn es gilt, einem concurrirenden Waldbruder durch Schlauheit und Fürsorge zuvorzukommen, so trägt der Mißtrauende die Blutfinkeneier in das Nest eines brütenden Hänflings, um hier das Sprengen der Schalen abzuwarten, obgleich ihn die Erfahrung längst gelehrt hat, daß auf diese Weise die meisten Eier oder Jungen zu Grunde gehen!

Das Ausschlüpfen der Jungen aus den Eiern ist für die Eltern ein Ereigniß, welches mit sichtlicher Theilnahme begrüßt wird. Die brütende Gattin zeigt alsbald dem Gatten die Veränderung, welche unter ihrer Brust vorgegangen ist, und neugierig schaut der beglückte Vater auf das Häuflein der kleinen Nesthocker, die neben und übereinander liegen. Noch ist ihnen die Elternwärme unentbehrlich, weshalb bei solchen Vögeln, von welchen das Weibchen allein brütet, das Futter anfänglich nur vom Vater herbeigetragen und der ganze Haushalt versorgt wird. Nach wenigen Tagen schlagen die jungen Vögelchen die Augen auf, und die zarten Flaumfedern auf Kopf-, Rücken- und Bruststellen decken mehr und mehr die Blößen. Nun sorgen beide Gatten abwechselnd für Herbeischaffung der Nahrung. Die Wahl der Insecten oder Sämereien richtet sich nach dem Alter der Jungen; was für die zarten Neugeborenen eine zu schwere und rauhe Kost wäre, erscheint einige Zeit nachher als geeignetes Nahrungsmittel. Der Schnabel der Pfleger sorgt für bequeme Lage und Aufrichtung der Unbehülflichen und hält das Nest schön säuberlich. Bei Regenwetter breitet der alte Vogel seine Flügel über die Jungen im Neste aus, je nach der herrschenden Temperatur hält er sie warm oder setzt er sie dem Einfluß des Wetters aus. Mit rührender Emsigkeit wetteifern Männchen und Weibchen im Bemühen, die Hungrigen zu sättigen. Keines der Kinder wird versäumt, niemals findet eine Verwechselung der Geschwister statt, von denen das eine wie das andere aussieht. Reihum werden die Gaben ausgetheilt, und wenn der eine Pfleger dem Andern zum Füttern Platz macht, so weiß dieser zu unterscheiden, wer bereits mit Futter bedacht wurde. Die Mühewaltung der mit Sämereien aus dem Kropf fütternden Vögel ist geringer, als diejenige der Insectenfresser, denn jene befriedigen ihre Jungen auf einmal für längere Zeit, während diese sogleich eins oder mehrere der Kerbthiere abliefern und unaufhörlich den Tag über ab und zu fliegen müssen. Manche Arten bekunden beim Fütterungsgeschäft eine größere Vorsicht als andere und nahen dem Neste auf Umwegen. Sehr bald verstehen die Kleinen die Warnrufe der Eltern. Sobald diese ertönen, schweigt die zirpende, futtergierige Gesellschaft und drückt sich regungslos in das Nestinnere nieder. Schon wenige Tage nach ihrem Ausschlüpfen vermögen die jungen Vögelchen ihre Bürzel über den Rand des frei stehenden Nestes zu heben und den Abgang selbst über Bord zu werfen, während bei Höhlenbrütern die Reinigung des Nestes von den Eltern bis zum Ausflug der Jungen besorgt wird. Wenn keinerlei Störungen vorkommen, so bleiben die Kleinen, bis sie flügge sind, im Neste sitzen. Die älteren von den Jungen begeben sich, da es täglich durch das Wachsen der Pfleglinge mehr und mehr an Raum gebricht, auf den Nestrand oder auf den Zweig, worauf das Nest steht. Hier lüften sie zuweilen die Flügel und schwingen sie im Sitzen, um ihre Flugfähigkeit zu erproben. Im Selbstvertrauen befestigt und von den lockenden Eltern ermuthigt, fliegen sie aus.

Das Jüngste bleibt jedoch, wegen seiner geringern körperlichen Ausbildung, noch länger im Neste zurück. Nun haben die Ernährer ihre Mühe zu verdoppeln. Sie müssen erst die Zerstreuten aufsuchen, und hierbei bethätigen sie einen feinen Gehörsinn, der sie sicher lenkt und auch den verborgensten Schlupfwinkel des lockenden Vögelchens zu finden befähigt. Mit dem Wachsen der Gefahr, welche ihren Kindern droht, verdoppeln sie aber auch ihre Wachsamkeit. Ihre Augen blicken nach oben und verfolgen den Flug des Räubers in den Lüften, dessen Annäherung durch Schrecktöne verkündet wird, sie blicken zur Erde, wo schleichende Katzen und sonstige mörderische Vierfüßler auf Raub ausgehen, sie warnen vor menschlichen Feinden und Nachstellungen und geberden sich oft verzweiflungsvoll, indem sie ihrer eignen Sicherheit bis zu gewissen Grenzen vergessen. Die Grasmücken lassen sich zur Erde fallen, geberden sich, als ob sie flügellahm wären und suchen am Boden flatternd und trippelnd den Verfolger ihrer Jungen abzulenken. Ihr Angstschrei ist herzzerreißend, und man müßte blind und taub sein, wollte man ihre schmerzliche Besorgniß, ihre zärtliche Liebe zu den Jungen nicht aus solchen Anzeichen erkennen. Es kommt indessen vor, daß ein den Brüdern und Schwestern in körperlicher Ausbildung weit nachstehendes und im Neste zurückgebliebenes oder auch schon demselben entflogenes Junge von den Eltern vernachlässigt wird. Dieser Fall tritt z. B. zuweilen bei Stieglitzen ein, wenn die Eltern den rüstigen Jungen zu weit von der Niststätte in ihrer Besorgniß folgen müssen. Um die Jungen zum Ausfliegen zu bewegen, wenden die Eltern öfters List, sogar mitunter Gewalt an. Die gewöhnlichen Mittel sind Locktöne und Vorenthalten des Futters, womit die Kleinen angetrieben werden, dem Willen der Ernährer zu folgen. Zaunkönige hat mein Bruder Adolf aber in der That ihre Jungen mit Eifer aus der Wohnung hinausdrücken und zerren gesehen. Sehr verschieden sind die Lock- und Warntöne, welche in den Sängerfamilien ihre sofortige Wirkung äußern. Die alten Amseln stoßen bei drohender Gefahr eine lange, oft mehrmals hinter einander wiederholte Schreckstrophe aus und umkreisen die gefürchtete Erscheinung unter dem Kampf ihrer Besorgniß um die Nachkommenschaft mit der siegreich bleibenden wilden Scheu, welche sie auf ihre eigne Sicherheit bedacht nehmen läßt und von den Jungen entfernt hält. Die Singdrosseln, welche ebenfalls sehr scheue Vögel sind, zeigen sich in solcher Lage ihren Jungen weit aufopfernder und selbstvergessener. Sie umflattern zankend und wetternd den Feind und klagen, wenn ihnen ihre Jungen genommen werden, noch lange mit tiefem „Dock“. Gegen Raubvögel treten sie manchmal zu ihrem eignen Verderben so tapfer auf, um ihre Jungen zu schützen, daß man über die Wandlung ihrer Natur staunen muß. Den Grasmücken liegt ihre Nachkommenschaft ebenfalls sehr am Herzen. Außer jenen erwähnten Verstellungskünsten und Versuchen, den Feind abzulenken, wenden sie charakteristische Warnungsrufe an, welche auf das Verhalten der Schützlinge wie Zauberschlag wirkt und ein Niederducken im Neste oder ein regungsloses Stillsitzen auf Zweigen oder im Gestrüpp zur augenblicklichen Folge hat. Die schwarzköpfige und graue Grasmücke warnen mit unkenartigem Ruf die fahle Grasmücke mit „dähk“, alle diese und andere Grasmückenarten gätzen eifrig und laut, wenn die Gefahr wächst. Die Kopffedern werden emporgerichtet und die kühnste Annäherung dem Störer gegenüber findet statt. Die Laubsänger zeigen sich nicht minder erregt. Die großen Weidenzeisige rufen hastig „fit“ und dringen auf den Feind ein, die Bastardnachtigallen

warnen mit „Deteroi" und „Deterä" und stoßen in der Verzweiflung noch andere gar wohlklingende Klagetöne aus. Unter den Erdsängern zeichnen sich die Nachtigallen durch ihre unaufhörliche Besorgniß für ihre Jungen aus. Schon der leiseste Verdacht einigt das Paar zur strengen Bewachung der Brutstätte und entlockt ihnen ein klagendes „Uit", welches in rascher Folge wiederholt wird. Die Rothkehlchen empfangen die verdächtige Erscheinung am Brutort mit langgezogenem „Sieh". Die Höhlenbrüter haben zärtliche Beschützer ihrer Nachkommenschaft ebenfalls aufzuweisen. Das Baumrothschwänzchen legt eine rührende Besorgniß an den Tag. Sein weich und melancholisch klingendes „Ui-Dick" will kein Ende nehmen, und je schneller hinter einander es erfolgt und je öfter jede der beiden Silben getrennt wiederholt wird, desto drohender dünkt dem Thierchen die Gefahr, in welcher die Familie schwebt. Der Staar geberdet sich sehr erregt und warnt die bedrohten Jungen mit „Deck", während der Feind mit krächzendem Schrei umkreist wird. Finken und Hänflinge hängen mit außerordentlicher Zärtlichkeit an ihren Jungen. Die Edelfinken umflattern, trüb „pink pink pink" schreiend, den Feind und verfolgen oft weite Strecke den Räuber ihrer Jungen. Die Distelfinken warnen mit tiefem Pfiff, den sie mehrmals hinter einander ausstoßen, wenn ihre Angst sich steigert und rufen, sich hin und her wendend, „wähk" und „bidrullje". Die Bluthänflinge klagen in melodischen Tönen und mögen nicht von der Brutstätte weichen, so lange sie dieselbe nicht völlig sicher wissen.

Unter mancherlei Sorgen und Mühen ziehen die Eltern ihre pflegebedürftigen Kleinen auf. Die Insectenfresser machen mit den rüstig gewordenen Jungen, die sich längere Zeit hindurch gern noch auf einem Zweige an einander andrücken, um zu ruhen, kleine Wanderungen durch Büsche, Hecken und Bäume. Die Drosseln locken und lenken ihre Jungen mit „Zipp", die Amseln mit gezogenem „Sieht", die schwarzköpfigen Grasmücken mit dem Tone des Schnurrpfeifchens; die Rohr- und Schilfsänger schlüpfen und klettern ihrem netten, flinken, mit Sicherheit durch das Pflanzengewirre über dem Wasserspiegel nachfolgenden Völkchen voran. Doch bald werden die jungen Insectenfresser selbstständig; die Pfleger, der Aufsicht und Versorgung müde, sondern sich von ihnen ab oder beißen und jagen sie gar in die Flucht, so daß z. B. junge Nachtigallen, die kaum aus der Pflege entlassen wurden, sich zu Niederlassungen in stunden- und meilenweiter Ferne entschließen. Manche Paare ziehen übrigens bis zum Herbste mit ihren Nachkommen umher, bilden wenigstens, wenn auch gerade keine engern, doch einen losen Verband und leben in bestem Frieden unter einander. Die Samenfresser sind im Allgemeinen länger mit ihren Jungen vereinigt. Stieglitze und Hänflinge nehmen ihre Jungen auf immer weitere Excursionen mit, werden schreiend und flügelschlagend von den Futtergierigen umringt und haben oft ihre große Last, um das stürmische Begehren jedes einzelnen Zudringlichen zu befriedigen. Selbst wenn Alle erwachsen und befähigt sind, sich ohne Anleitung zu ernähren, folgen sie noch eine Zeit lang den Führern durch die Luft nach den Quellen der Nahrung und zur Tränke.

Bald nimmt der Sommer Abschied, und mit der Kürzung der Tage und der Ausdehnung der Nächte verliert das Leben der Sänger seinen sommerlichen Charakter. Wir stehen vor ihrem Herbstleben, welches wir gleichfalls zu seiner Zeit betrachten werden.

Ein Besuch bei den Heiligen vom jüngsten Tage.

Von **Udo Brachvogel.**

II. Im Hause des Propheten.

Kehren wir zurück zu Brigham Young. Nicht nur alle Fäden, mit denen das geistig religiöse Leben seines Volkes, sondern auch jene, mit denen seine materiellen Interessen gelenkt werden, ruhen in der Hand des großen Organisators. Schon erstrecken sich die Ansiedelungen der Seinen über den vierten Theil des ganzen Territoriums. Sechshundert Meilen südwärts vom Salzsee bis zur Grenze von New-Mexico und Arizona breiten sie sich als Städte, Dörfer und vereinzelte Farmen aus. Ein hart arbeitendes, aber gute Erträge seiner Arbeit erndtendes und in seinem Wahn zufriedenes Volk bewohnt sie. Wir mögen es um der geistigen Fesseln, die es trägt, bedauern, aber in seiner Mitte wandelnd, werden wir uns stets daran erinnert fühlen, daß es diese Fesseln freiwillig trägt, Angesichts der großen amerikanischen Republik, die, zur Hülfe gerufen, es bereitwillig derselben entledigen würde. Das Land aber, dieses Volks und seines Führers Werk, ist schon jetzt so blühend, daß man meinen möchte, bald sei sein Brautschmuck für die Tage der Freiheit, die auch ihm kommen werden, vollendet. Und sie werden ihm kommen, diese Tage der Freiheit. Tage, da seine Bewohner nicht mehr vom wahnwitzigen Offenbarungsglauben besessen sein werden; da sie nur für sich selbst arbeiten und keine Zehnten zur Bereicherung ihres Propheten, ihrer Apostel und ihrer Bischöfe, oder zur Errichtung ungeheuerlicher Tempelbauten geben werden; da das Weib aufhören wird ein trostloses Mittelding von Concubine und Hausmagd zu sein. Diese Tage werden dem Volk von Utah kommen und mehr als das, schon stehen sie an seiner Schwelle. Auf den Schienen der Pacificbahn hält die Außenwelt ihren Einzug in das wunderbare Thal des Salzsees und in dem Heerlager der Heiligen selbst regt es sich wie leise Stimmen des Grußes für diese neue Aera. Brigham Young mag sich dem unaufhaltbaren Schicksal entgegenstemmen; er kann Viel, er kann, so lange er da ist, vielleicht auch dieses.*) Aber er ist achtundsechzig Jahre alt, und wenn er — denn seine physische Constitution ist außergewöhnlich wie die seines Geistes — auch noch zehn, ja zwanzig Jahre lebt, so verzögert dies vielleicht die Zeit in ihrem Lauf; sie zu ändern wird es nimmer vermögen. Der Fanatismus, die Tyrannei, die Unsittlichkeit, die er zur Hülfe rief, da er, Joseph Smith's Vermächtniß antretend, den wunderbaren Bau seiner Priesterherrschaft begann, werden ihn selbst keinen Tag überleben. Sein System, wie weitverzweigt und auf wie vielen Schultern scheinbar auch ruhend, ist doch nur — Er. Mit ihm wird es auseinanderfallen. Die Brigham Young's haben keine Nachfolger. Aber das Werk der

---

*) Brigham Young wurde am 1. Juni 1802 in Withington, im Staate Vermont geboren. Eigentliche Erziehung hat er nie genossen. Sein Lebensberuf war der eines Glasers und Tischlers. Eifriges Mitglied der Methodistenkirche, bekam er 1830 zum ersten Mal das Buch Mormon in die Hand, um schon 1832 in die Kirche der Heiligen vom jüngsten Tage einzutreten. Schon 1835 wurde er durch Smith der Zwölfzahl der Apostel eingereiht, machte dann große Missionsreisen nach Europa, um endlich nach Joseph Smith's Ermordung an die Spitze der Kirche zu treten und dieselbe in ihrer heutigen Gestalt zu organisiren.

Länderurbarmachung und der Städtegründung, welches er im Herzen der amerikanischen Wildniß vollbrachte, das ist für die Dauer geschaffen. Dort wird die ganze Welt seine Erbin sein und das Salzseethal, ohne ihn noch für Jahrhunderte eine Wüste, wird als sein Denkmal verzeichnet werden, wenn der polygamische Unfug, der Offenbarungsblödsinn und die kirchliche Despotie des heutigen Tages längst aus seinem blühenden Gebiet werden verschwunden sein.

Es ist natürlich, daß die Persönlichkeit dieses Mannes das Anziehendste ist, was die Salzseestadt der Neugier und dem Interesse des Fremden bietet. Dieser Neugier Genüge zu leisten steht nicht das mindeste Hinderniß im Wege. Von allen Seiten hört man, wie gern „the president" (dies ist Brigham Young's weltlicher Titel) Fremde in seiner Stadt sähe und wie sehr er wünsche, daß dieselben in Alles Einsicht nähmen und sich ein eignes Urtheil über sein Land und seine Leute bilden. Dem war nicht immer so. Aber es ist das neueste Stichwort, das er gegeben, und man hört es überall und von allen Lippen. Als die Mormonen das Territorium in Besitz nahmen gehörte es noch zu Mexico; erst 1850 fiel es an die Vereinigten Staaten und nicht wenig Kämpfe mag es dem eigenwilligen Mormonenpapst gekostet haben, sich auf's Neue unter das Sternenbanner zu beugen, dem er eben erst mit den Seinigen entronnen zu sein vermeinte. Aber die Felsengebirge waren breit und die übrige Welt lag in weiter Ferne und leicht konnte man sie aus diesen Thälern fernhalten, ja selbst, von der Entfernung und den Elementen unterstützt, einer militairischen Expedition, die 1856 Buchanan gegen die widerspenstigen Heiligen absandte, Trotz bieten. Das ist nun allerdings unmöglich geworden. Gegen den welterobernden Dampf läßt sich nicht kämpfen und zu klug, um dies auch nur zu versuchen, machte Brigham die beste Miene zum bösen Spiel, stellte sich an die Spitze einer mormonischen Bewegung zu Gunsten der Pacificbahn und übernahm mit seinen unübertrefflich disciplinirten Arbeiterlegionen sogar den Contract für den Bahnbau durch die Cannyons und das Salzseethal. Seitdem hat er auch die Verbindungsbahn von Salt Lake City nach Ogden, dem Anschlußpunkt der beiden Pacificbahnen, aus eignen Mitteln gebaut und verheißt eine Fortsetzung derselben nach dem Süden des Territoriums. Dieses Entgegenkommen gegen die Außenwelt hört man denn auch auf Schritt und Tritt von den Bewohnern Utahs preisen und selbst in den gottesdienstlichen Reden sind Einladungen an die übrige Menschheit, die schöne Salzseestadt zu besuchen, ganz gewöhnliche Intermezzi. Nicht minder zuvorkommend, wie sich der Prophet auf diese Weise gegen die Außenwelt im Großen zeigt, erweist er sich gegen den Einzelnen im Besondern. Gern empfängt er seinen Besuch, klärt ihn über alles Mögliche auf, sendet ihm Billets zu seinem Theater und zeigt sich offenbar von dem Wunsch beseelt, ihm den ganzen Mormonismus möglichst transparent zu machen. Natürlich weiß er selbst am Besten, was er für sich behält. Und wie er, so seine Apostel, seine Aeltesten, so ein jeder seiner Beamten, so alle bis zum geringsten Mitglied seiner Kirche herab. Erst wenn man ihn selbst gesehen und gesprochen, weiß man, daß man in Salt Lake City nichts hört als ihn, und daß dieses ganze Volk von Auserwählten nichts ist als was er ihm zu sein gestattet. Nichts als seine „Mitschuldigen", könnte man sagen, wäre der Mann nicht viel zu bedeutend, als daß er alle Bewunderung wie alle Verdammung, die hier herausgefordert wird, nicht auf seine Schultern allein nehmen könnte!

Und hier sei es dem Schreiber dieser Skizzen gestattet, sich selbstredend zu introduciren und Brigham Young, wie er ihm Angesicht in Angesicht gestanden, dem Leser des „Salon“ vorzuführen. Das persönliche Portrait, wie es sich unvergänglich seiner Seele eingeprägt, ist immerhin dazu angethan, das historische Bild dieses merkwürdigen Mannes, dessen Rolle in der Geschichte der Vereinigten Staaten noch lange nicht ausgespielt ist, in wirksamer Weise zu vervollständigen.

Es wurde mir um so leichter, bei „the president“ eingeführt zu werden, als einer der ersten Staatsbeamten von Salt Lake City (ein Rheinpreuße von Geburt) mit mir nach dem „Weißen Haus“ der Mormonen hinaufging. Der Prophet empfängt seine Besuche in einem geräumigen Bureau, in welchem allerlei Secretaire, Rechnungs- und Buchführer arbeiten. Hier werden die Zehnten abgeliefert und die genaueste Ordnung in Betreff der äußeren Angelegenheiten der Kirche wird in den riesigen Geschäftsbüchern geführt, die überall aufliegen. Crethi und Plethi gehen hier ungehindert ein und aus und eine vieldrähtige Telegraphenleitung mündet in dem Hintergrunde der großen Schreibstube. Diese selbst nimmt das Erdgeschoß des sogenannten Löwenhauses ein, eines der vielen Gebäude, die das riesige, von festungsartiger Steinmauer umgebene Viertel, welches Brigham Young's Residenz bildet, ausfüllen. Trotz jener, alle zehn Schritte zu einer thurmartigen Ausladung ausgebauchten, etwa zwölf Fuß hohen Mauer, hat das Ganze kein unfreundliches Aussehen. Das Hauptthor ist von einem ungeheuren Adler überragt, der mit weitgespreizten Flügeln auf einer Kugel sitzt. Das schon genannte Löwenhaus, welches sein eignes kleines Thor hat, empfängt seinen Namen von einer steinernen Katze, die über dem Eingang die Rolle eines Löwen spielt. Andere Gebäude, Wohnhäuser, Gärten, Stallungen und sonstige Anlagen füllen das große, platzartige Quadrat, noch Raum genug für eine weitere kleine Stadt lassend. Nur einen Theil seiner Frauen und Familie hat der Präsident hier wohnen. Einzelne Gemahlinnen — man sagt, die unverträglichsten — hält er in anderen Stadthäusern, auf seinen Farmen, ja in den übrigen Städten seines fleißig bereisten Gebietes. Von seinen Töchtern kann man allabendlich einige im Theater sehen. Sie machen keinen üblen Eindruck, obwol in ihrer Haltung wie in ihrem Aussehen nichts an die capriciöse und aufdringliche Eleganz östlicher Schönheiten erinnert.

Als ich in der Absicht, Brigham Young vorgestellt zu werden, die große Amtsstube des Löwenhauses betrat, stand er, eine untersetzte, fast dicke Gestalt mit gewaltigem Kopf, an einem Schreibtisch im Hintergrunde Er hielt seinen Hut in der Hand und schien offenbar im Begriff auszugehen. Seine mit vortrefflichen Pferden bespannte Kutsche stand vor dem äußern Thor und es erschien freundlich genug von ihm, daß er seinen Hut alsbald niederlegte und mich zum Sitzen nöthigte. Das Gesicht des Mannes ist groß, frisch geröthet, unschön und roh, aber es ist von einer Bildung, welche sich nie vergißt. Die nach der Breite wie nach der Höhe gleich mächtige Stirn läßt von den kleinen grüngrauen Augen unter ihr nicht viel sehen; sie nimmt das ganze obere Gesicht für sich allein in Anspruch. Dasselbe, nur noch in höherem Grade, thut mit dem unteren Theil der Physiognomie das in ungewöhnlicher Breite weit vorspringende Kinn. Es liegt etwas geradezu Abstoßendes, um nicht zu sagen Erschreckendes in dieser Kinnbildung und in dem eigenthümlichen Zug um den breiten Mund. Der Hals, der diesen Kopf dicht über den Schultern trägt, ist entsprechend geformt — ein Nacken,

geschaffen um ungeheure Lasten auf sich zu nehmen, aber auch stark genug, um jedes Joch abzuschütteln, das ihm aufgezwungen werden soll.

Man wird begreifen, daß sich bei einer Zusammenkunft wie diese — ich würde „Audienz" sagen, wäre sie nicht das Gegentheil von alle dem gewesen, was man unter einer derartigen feierlichen Begegnung versteht — nicht viel die Welt Erleuchtendes erhaschen läßt. Dennoch will ich mit dem Gehörten nicht zurückhalten. Ich hatte dem Namen auf meiner Karte die mit Bleistift geschriebenen Worte „Correspondent of European Newspapers" hinzugefügt, was nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Schönheit der Stadt und ihre Lage den Präsidenten zu folgender Herzensergießung veranlaßte:

„Die Zeitungen haben unserm Volke von jeher den ärgsten Schaden gethan. Sie sehen, junger Freund, wie es bei uns ist und was wir hier gethan haben. Schreiben Sie über uns, so viel Sie können, über Alles, was Sie hier gesehen haben und was Ihnen meine Leute sagen und zeigen. Wir wünschen, daß die ganze Welt wisse, wie es bei uns zugehe, und je mehr auswärtige Freunde (outside friends) uns besuchen, desto lieber ist es uns. Aber wenn geschrieben wird, muß auch die Wahrheit geschrieben werden. Die Zeitungsschreiber" (meine Herrn Berufsgenossen jenseits des Oceans mögen verzeihen, aber ich wiederhole nur, was ich — natürlich selbst meinen Ohren nicht trauend — hörte), „die hierherkommen, verbreiten in den Staaten nichts als Lügen und nie erfährt die Welt die Wahrheit über uns." Dies veranlaßte mich zu der Frage, ob ihm vielleicht eine Correspondenz der „New York Tribune", die bald nach Eröffnung der Pacificbahn großes Aufsehen erregte, zu Gesicht gekommen sei, in welcher von höchst leidenschaftlichen Ausfällen seinerseits gegen die Vereinigte Staaten-Regierung die Rede war? Hier schien ich die Achillesferse meines Heiligen berührt zu haben. Seine einfache ungekünstelte Ruhe schien in einem Moment verflogen und eine keineswegs saubere Zusammenstellung englisch-amerikanischer Kraftwörter mit dem Namen „Tribune" war die Antwort, die ich erhielt. Ungestüm erhob er sich und führte mich, seinen Hut aufsetzend, nach dem Thor, von wo aus er, schon wieder völlig ruhig geworden, nach verschiedenen Fahnenstöcken auf den öffentlichen Gebäuden deutete, die alle die Vereinigten Staatenflagge aufgezogen hatten. „Wir ehren die Vereinigten Staaten", rief er aus. „Nur unter ihnen ist ein freies Volk möglich. Wir wollen nur Eines, nur daß man uns nicht Zwang anthue, da auch wir Niemanden zwingen. Wer zu uns kommt, ist bei uns; wer gehen will, kann gehen! Ich habe Joe Smith" (dies ist ein Sohn des Stifters Smith, der jüngst die Monogamie predigend, eine gegen Brigham Young gerichtete Spaltung unter den Heiligen hervorzubringen versuchte) „selbst die Wankelmüthigen bezeichnet, die ihm folgen, etwa zwanzig oder dreißig. Er möge sie haben! Es soll bei uns wie in den Staaten sein — Alles freiwillig. Uebelwollende Menschen haben von hier aus Unfrieden zwischen der Regierung und uns gestiftet. Sie verleumden uns, damit möglichst viel Faullenzer dort oben" (er wies nach dem über der Stadt liegenden Fort Douglas, wo ein bedeutendes Detachement Bundestruppen stationirt ist) „einquartirt werden. Das ist Alles. Wir fürchten die Vereinigten Staaten nicht, denn Alles bei uns ist offen, freiwillig und nach dem Gesetz. Wir wählen in der Stadt und im Territorium, wie sie uns vorgeschrieben haben. Wenn die Gentiles (die Nicht-Mormonen) nicht mitstimmen, wen trifft die Schuld? Sehen Sie

unsere Stadt an. Wir haben keine Diebe, keine Bettler, keine Prostitution. Es giebt nur ein Trinklocal und auch dieses ist nur für unsere auswärtigen Freunde aus den Bergwerken. Je mehr auswärtige Freunde hierherkommen, desto willkommener sind sie uns. Aber man sei gerecht gegen uns in den Staaten. Wir ziehen die Unionsflagge auf, so oft sich eine Gelegenheit dazu bietet. Auf unserem Tempel weht sie. Als Ihr Senator hier war" (Karl Schurz, der kurze Zeit vorher Californien besucht und einen Abstecher nach Salt Lake City gemacht hatte) „hatten wir die Flagge aufgezogen, heute kommt Vicepräsident Colfax und wir thun dasselbe!"

Brigham Young spricht mit großer Ruhe, wie ein Mann, der ohne eigentliche Bildung doch sicher sein darf, daß jedes seiner Worte gut ist und gehört wird. Von Majestät liegt nichts in seinem Wesen, er ist ebenso einfach wie naturwüchsig kraftvoll. Heftigkeit scheint bei ihm nur die Sache eines Moments zu sein, doch soll er in solchen Momenten fürchterlich werden können. Aber schon im nächsten Augenblick hat er seine Ruhe wiedergewonnen und der Dämon weicht dem selbstbewußten, seinen jeweiligen Zweck nie aus dem Auge verlierenden Menschen. Seine Umgebung zeichnet ihn aus, aber ohne jedes Ceremoniel. Man sieht, daß sie gewöhnt sind, ihn immer unter sich zu haben, und daß er, wie er durch sein wundervolles System kirchlicher Spionage (Lehrer, Diakonen ꝛc.) in die intimsten Beziehungen jedes Hauses Einblick hat, auch mit seiner Person so freigebig ist, wie ein Mann von solcher Stellung und so ungeheurer Thätigkeit es eben nur sein kann.

In den Wagen steigend, wobei ihm kein Mensch half, schüttelte er mir noch ein Mal die Hand. „Grüßen Sie Ihren ausgezeichneten Landsmann" (er meinte wieder Karl Schurz) „und schreiben Sie die Wahrheit. Sie haben ein gutes Gesicht und in den Zeitungen zu lügen, entstellt Seele wie Leib gleichmäßig. Vor allen Dingen sehen Sie sich Alles genau an und lassen Sie sich's in unserer schönen Stadt recht lange wohl sein!" —

Die schöne Stadt der Mormonen! Sie haben ein Recht sie so zu nennen und ein Recht, stolz auf sie zu sein. Nicht am See selbst, vielmehr schon in jener Ebene gelegen, zu der sich das Thal nach Süden und Südosten erweitert, wurde Great Salt Lake City genau nach dem von Brigham Young am Tage seiner Ankunft entworfenen Plane erbaut. Sie ist von der vollkommensten Regelmäßigkeit. Schnurgerade von Norden nach Süden gehende Langstraßen werden von ebenso geraden und breiten westöstlichen Querstraßen rechtwinklig durchschnitten. Die geschlossenen Häuserfronten sonstiger Groß- oder Mittelstädte fehlen. Das Ganze bietet einen mehr dorfartigen, wie eigentlich städtischen Anblick, aber es ist eine Stadt, die ein Recht hat mit ihrem eigenen Maßstabe gemessen zu werden und als solche so viel des Anziehenden und Eigenartigen besitzt, daß der fremde Besucher ein ebenso freundliches wie dauerndes Bild von ihr mit hinwegnimmt. Eine Fülle von Gärten ist der hauptsächlichste Charakterzug der Salzseestadt. Die breiten Straßen auf- und abwandelnd weiß man thatsächlich nicht, ob man sich zwischen Häusern befindet, die in Gärten liegen, oder ob es eine Stadt von Fruchtgärten ist, aus deren dunklem Grün saubere Häuser freundlich hervorgrüßen. Und welche Fruchtgärten! Wie prächtig gedeihen hier Pfirsich-, Aepfel- und Pflaumenbäume unter der pflegenden Hand rastloser Gärtner! Selbst die Traube reift am Spalier vortrefflich und der Gemüsebau hat eine Höhe erreicht, welche jener der Weizen- und

Maiscultur auf den reichbewässerten Feldern der umliegenden Farmen entspricht. Auch Blumen sind in den Gärten der Salzseestadt nicht vergessen worden, wenngleich sie hier, wo die nutzenbringende Arbeit in vorderster Reihe steht, nur eine nebensächliche Pflege beanspruchen dürfen. Aber sie finden sich doch, und in satten Farben aus dem dunklen Grün der Gärten leuchtend, bereiten sie dem Auge der Vorüberwandelnden eine freundliche Ueberraschung. Wie innerhalb der Gärten ist auch außerhalb derselben für Strauch- und Baumpflanzung umfassende Fürsorge getroffen, und wenn Brigham Young sich rühmt, seit seiner Ankunft im Salzseethal über 16,000 Bäume gepflanzt zu haben, so ist dies eine Thatsache, welche in einem andern Mormonenwort: „Brigham Young hat Schatten und Regen gemacht", ihre Bestätigung findet. Die vielfach mit Bäumen umfaßten Straßen sind außerordentlich breit, zwar ungepflastert aber gut nivellirt und mit festgestampftem Kies aufgeschüttet. Die Rennsteine aber, welche den Fahrweg von den Seitenpassagen trennen, werden durch rieselnde, krystallklare Bäche ersetzt. Das wunderbare Irrigationssystem, welches sich über das ganze Mormonenland ausdehnt, hat auch die Stadt in sein weitverzweigtes Netz gezogen und verleiht ihr eine der reizendsten Eigenthümlichkeiten, deren sich nur irgend eine Stadt rühmen kann. Eine wohlthuende Frische und Sauberkeit verbreiten diese rastlosen Rinseln und erfüllen, obwol weder breit noch tief, die stille Stadt mit ihrem geschwätzigen Murmeln. Für das Ohr des Fremden hat es einen ganz besondern Zauber und Jeder, der auch nur einen Abend in Salt Lake City zugebracht, wird nimmer der Sabatruhe vergessen, welche zu dieser Zeit über der Stadt liegt und die durch nichts als das holde Getön jener schlummerlosen Gewässer unterbrochen wird.

In baulicher Beziehung kann es Niemandem beikommen, Mormonen-Rom die Bezeichnung schön oder großartig im Sinne andrer Großstädte Amerikas beizulegen. Die Heiligen haben keinen Geschmack. Sie sind nur praktisch, und da sie bescheiden zugleich sind, so ist es nicht zu erwarten, daß das Auge des Fremden in ihrer Stadt eine monumentale Ausbeute finde. Den Mittelpunkt der Stadt bildet das große, von hoher Mauer eingefaßte Tempel-Geviert. In ihm befinden sich die beiden Tabernakel, von denen das ältere, einer langen Scheune gleichend, der Abhaltung des regelmäßigen Gottesdienstes gewidmet ist, während das neue, in architektonischer Beziehung vielleicht die größte Curiosität Amerikas, nur dann seine Pforten öffnet, wenn Brigham Young die Tausende seiner Gläubigen aus dem ganzen Lande um sich sammelt. Die gewöhnlichen Sonntagsceremonien sind einfach und im Grunde genommen nichts weniger als feierlich. Etwas Gesang mit dürftiger Orgelbegleitung und abwechselnde Ansprachen der einzelnen Kirchenmitglieder, die meistens nichts Anderes sind als Verherrlichung des Mormonenthums, Brigham Young's und des neuen Canaan, füllen sie aus. Macht einer der Redner einen Witz, so wird ungenirt gelacht und namentlich sind es die Frauen, die ihren Gefühlen durchaus keinen Zwang anthun. Sie nehmen während des Gottesdienstes die lange Reihe der Mittelsitze ein und sind dort selbstredend der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit des Fremden. Von türkischen Haremsperlen und Odalisken findet man im weiblichen Mormonenthum keine Spur. Aber ebensowenig weist dasselbe vergrämte Dulderinnen und entwürdigte Märtyrerinnen auf. Die Mormoninnen machen in erster Reihe den Eindruck von Kleinstädterinnen, von Landpommeranzen, wenn dieser unclassische, aber bezeichnende Ausdruck gestattet ist. Eleganz ist ihnen

durchaus fremd, aber an bunten Farben und gutem Willen sich zu putzen lassen sie es keineswegs fehlen und man sieht, daß sie sich dessen freuen. Schönheit ist am Salzsee nicht zu Hause, aber darum ist an rothen Wangen, munteren Blicken und festen Gestalten noch lange kein Mangel. Schönheit wird nicht nur geboren. Sie muß auch entwickelt, gepflegt und durch äußere Einflüsse erhöht werden. Die meisten gefeierten Schönheiten der Gegenwart wie der Vergangenheit haben und hatten nichts Anderes zu thun als eben — schön zu sein. Die Mormonin aber muß arbeiten, nicht nur in Kinderstube und Küche, sondern auch in Garten und Feld, und die Aesthetik findet in diesen Thälern ebenso schwer wie in der übrigen Welt einen Platz am Kochheerde oder auf dem Kartoffelacker.

Das neue Tabernakel, die Nordwestecke des Tempel-Gevierts einnehmend, ist ohne Widerrede ein architektonisches Monstrum. Es hat von jeher die seltsamsten Vergleichungen hervorgerufen — mit einer umgestülpten Arche, einer länglichen Suppenschüssel, einer Schildkröte und einem riesigen Champignon — und alle diese Vergleiche sind mehr oder minder zutreffend. Jedenfalls dürften sie nicht wenig dazu angethan sein, im Leser das Verlangen zu erwecken, Näheres über einen der Gottesverehrung gewidmeten Bau zu erfahren, der zu ihnen die Veranlassung bietet. Ein ovales Riesengewölbe — der größte Rundbau auf amerikanischem Boden, ruht, weithin sichtbar und seine gesammte Umgebung überragend, auf unverhältnißmäßig niedrigem Unterbau. 250 Fuß lang, 150 breit und in seiner Mitte 84 Fuß hoch wird das gigantische Oval, wie unförmlich es auch dem Auge erscheine, von Architekten für ein technisches Meisterwerk erklärt. Eine kolossale Orgel ist soeben vollendet worden. Sie bildet den einzigen Schmuck des sonst völlig ornamentlosen Innern und überragt die amphiteatralisch ansteigende Estrade für die Würdenträger der Kirche, in deren Mitte sich die Platform der Redner befindet. Endlose Sitzreihen, auf denen 10 bis 12,000 Personen Platz finden können, füllen den übrigen Raum. Ein Vorhang von ungebleichter, im Territorium selbst gezogener Baumwolle und groß genug, eine kleine Flotte mit Segeln zu versorgen, theilt das Ganze in zwei Theile. Von dem Dach des architektonischen Leviathans genießt man einer gepriesenen Rundsicht. Man besteigt es, zwischen der inneren Wölbung und dem äußeren Schindeldach emporklimmend, und nicht ohne Verwunderung die kunstvollen Sparren- und Balkenfügungen übersehend, durch welche sich der doppelte Hohlbau gegenseitig hält.

Die Mitte des Tempel-Gevierts ist für den neuen Tempel, die steinerne Wiedererweckung des Salomonischen Wunderbaues, bestimmt. Einstweilen sind die kolossalen Granitquadern, aus denen er erbaut wird, kaum dem Erdboden entwachsen. Der Tempelhüter, der den Fremden umherführt, pflegt auf die gewaltigen weißgrauen Blöcke deutend auszurufen: „Hundert solche Tempel werden zusammenstürzen und unser Reich wird noch bestehen!" Das ist eine grimmige Drohung für die Civilisation, die über Lang oder Kurz mit dem Mormonenthum aufräumen muß. Schon dieser erste Fundamentbau verheißt ein für die Ewigkeit gegründetes Werk. Es wird aus reinem, im Weber Cannyon gebrochenen Granit errichtet. Die einzelnen Bausteine sind so groß, daß sie füglich ohne Mörtel- oder Klammerverbindung auf einander geschichtet werden können und doch, von der eigenen Wucht gehalten, allen Elementen Trotz bieten würden. In seiner Vollendung wird sich der Tempel als ein gothisch byzantinischer Bau, 99 Fuß breit, 186 Fuß lang und

bis zum Dach 100 Fuß hoch darstellen. Sechs Thürme werden ihn krönen, von denen der mittelste und höchste 200 Fuß hoch über die Lande der Mormonen hinschauen wird. Während des letzten Jahres ruhte der Bau. Die Eisenbahnen, in denen Brigham Young engagirt war, nahmen alle Arbeitskräfte in Anspruch. Jetzt jedoch, da den irdischen Interessen genügt ist, wird auch der Himmel wieder unverkürzt in seine Rechte gesetzt werden und der große Tempel der Heiligen wird mit jener energischen Entschlossenheit vollendet werden, mit welcher der Leiter all' dieser Unternehmungen das einmal Begonnene zum Abschluß bringt.

Einen eigentlich städtischen Eindruck machen unter all' den Gartenstraßen der Salzseestadt durch ihre geschlossenen Häuserfronten und den auf ihnen herrschenden Geschäftsverkehr nur zwei. Die eine, die Ost-Tempelstraße, kann man füglich den Broadway der Stadt nennen. Umfangreiche Läden, in denen man im Großen wie im Kleinen Alles beziehen kann, dessen man irgend bedarf, zeigen sich auf ihren beiden Seiten. Stattliche Gebäude aus rothem Sandstein bringen sogar einen ganz prächtigen Eindruck hervor. Die zweite ist die Süd-Tempelstraße, jene rechtwinklich durchschneidend und mehr um ihrer öffentlichen, als ihrer dem Geschäft gewidmeten Gebäude halber bemerkbar. Die bedeutendsten unter ihnen sind das Stadthaus und das Theater. Ersteres, ein mäßiger Bau von Sandstein und mit einem nicht sehr stylvollen Aufsatz verziert, enthält die Bureaus der Stadtverwaltung und zwei geräumige Sitzungssäle, in deren einem ein gut ausgeführtes Portrait Brigham Young's in Lebensgröße hängt. Interessanter ist das Theater. Es ist eine Lieblingsinstitution des Propheten selbst, und wie hohe Achtung er vor der darstellenden Kunst empfindet, beweist am Besten der Umstand, daß er seine eigenen Töchter in den, meistens von Dilettanten ausgeführten Stücken auftreten läßt. Von jeher hat der Musentempel der Salzseestadt für eine Hauptmerkwürdigkeit derselben gegolten und es ist darüber fast ebenso viel wie über den Propheten und seine Frauenlegion selbst geschrieben worden. Selbstredend sind dabei eine Menge Uebertreibungen mit unterlaufen. Das Gebäude ist von Außen stattlich und der Theatersaal selbst hoch und geräumig, aber man gelangt nur auf engen und steilen Eingängen zu demselben, und die Sitze, deren in drei Galerien und einem geräumigen Parterre sich etwa 2000 befinden mögen, sind ungepolstert und von patriarchalisch einfacher Construction. Der erste Rang gehört den Gentiles *); im Parterre und auf den anderen Galerien hausen die schaulustigen Mormonen. Das Proscenium mit reichdecorirten Seitenlogen, von denen die zur Rechten des Zuschauers Brigham Young's eigentliche Hofloge, ist sehr tief und nimmt sich mit goldenen Ornamenten auf weißem Grunde recht gut aus. Die Decorationen sind hübsch und wirkungsvoll gemalt, wiewol ein wenig steif und in jenem Geschmack, der sich bei fortgesetzter Isolirung des Heiligenreiches zu einem eigenen „Mormonenstyl" ausbilden würde. Da bis auf wenige der amerikanischen Bühne angehörende, gastweise in Salt Lake City weilende Künstler nur Kunstliebhaber aus dem Schooß der Heiligengemeinde selbst auf diesen Brettern erscheinen, ist jeder strengere Maßstab kritischer Beurtheilung selbstredend ausgeschlossen. An gutem Willen fehlt es jedenfalls nicht und namentlich dürfen, was das Memoriren

*) Unter den 20—25,000 Einwohnern, die Salt Lake City zählt, befinden sich mit Ausschluß der Besatzung des Camp Douglas kaum 3—500 Gentiles.

ihrer Rollen anbelangt, die Hofschauspieler des Propheten irgend welchen anderen Hofschauspielern gleichgestellt werden. Das Repertoire richtet sich nach den Gästen. Es bringt Shakespeare, wenn ein Shakespeare Darsteller da ist, und bringt Offenbach, wenn eine muntere Soubrette unternehmend genug ist, eine Expedition zu den Heiligen vom letzten Tage auszuführen.

Von dem Dach des Theaters genießt man, wie von dem des neuen Tabernakels, eine wundervolle Rundsicht über die Stadt, den sieben englische Meilen entfernten See und die schneegekrönten Hochgebirge umher. Aber was will dieselbe, wie reich und reizend sie auch sei, im Vergleich zu jenem Ueberblick sagen, den man wenige tausend Schritt von der Stadt entfernt gewinnen kann, sobald man die geringfügige Mühe einer Hügelbesteigung nicht scheut?! Oestlich von der Stadt und auf mäßiger Höhe dieselbe überragend liegt Camp Douglas, die den Mormonen zum höchsten Widerwillen vor ihrer Thür errichtete Militairstation der Vereinigten Staaten. Hinter dem Camp und dicht vor dem aufsteigenden Hochgebirge, an das es sich scheinbar anlehnt, erhebt sich ein Hügel, leicht zu ersteigen und neben den Bergmassen in seinem Rücken verschwindend wie der Zwerg zu den Füßen drohender Titanen. Aber es genügt, seinen Gipfel zu gewinnen, um eine Scenerie sich erschließen zu sehen, welche in ihrer Herrlichkeit nur des größten Dichters zu harren scheint, daß er sie besinge, des größten Malers, daß er, sie nachbildend, das Meisterwerk seines Lebens schaffe. Zu Füßen des Hügels liegt das zur Ebene erweiterte Thal mit der Stadt, über sie hinaus mit den friedlichen Wohnungen des Landvolks, ihren Gärten und ihren quellendurchrieselten Feldern. An diese Felder und Ländereien schmiegt sich in sanft geschwungener Uferlinie der See. Blau glitzernd, als trüge er einen zwiefach schönen Himmel in seiner unendlichen Tiefe, grüßt er herüber. Aus seinem Spiegel aber ragen dunkle Felsenketten empor, Inseln, welche sich vor einander schieben und so scheinbar zu einer verwachsen. Man könnte sie für das entgegengesetzte Ufer halten, schweifte der Blick nicht an ihnen vorüber über die ganze Wasserfläche hinweg, bis dorthin, wo sie mit dem Himmel zusammenrinnt und wo nur einzelne, im Duft verschwimmende Kuppen der Gebirge des wirklichen Gegenufers aufdämmern. Dorthin mag der Blick ungehemmt schweifen, in der silbernen Ferne mag er untergehen. Aber der Spielraum, auf dem er es darf, ist nur eng bemessen. Ein wenig zur Rechten irre er ab und vor ihn drängen sich die Massen der nahen Berge des Ostufers, des eigenen Standpunktes, während zur Linken das Hochgebirge des Südufers gleich einer gigantischen Seitendecoration das wunderbare Fernbild abschließt.

Und nun sinkt die Sonne. Hinter den Felsenketten des Sees verschwindet sie, welche sich jetzt, abgekehrt dem ewigen Licht, schwarz in den flammenden Abendhimmel hineinheben. Das Hochgebirge aber hinter uns und zu unserer Rechten und Linken lodert auf unter den letzten Lichtgeschenken der Sonne, die voll auf seinen majestätischen Massen ruhen. Sie leuchten wie Purpur und wie Gold brennen die Schneefirnen, die sie krönen. Aber nicht lange läßt das Köstliche sich halten. Schon wird das Gold zu Purpur, der Purpur zum Violet. Dieses steigt höher und höher. Bald erscheinen nur noch die äußersten Spitzen in Licht getaucht. Jetzt erlöschen auch sie und das Auge, das sich zum See und dem friedlichen Städtebilde unten im Thale zurückwendet, findet dort nichts als die Dämmerung, die immer tiefer einsinkt und endlich der vollen Nacht weicht.

Lütke Lü.

Eine Schneidergeschichte aus dem Emsland.

Von E. von Dincklage.

Bildung macht frei, Genialität nicht minder, das Freiwerden von der Gewöhnlichkeit aber macht originell. Der Dorfschneider Sievert Jansen war gebildet, genial und ward durch seine Eigenartigkeit der Held dieser höchst glaubwürdigen Geschichte. Nur gedankenlose Leser zucken die Achseln bei der Aussicht, die Erlebnisse eines Schneiders verfolgen zu sollen: wer aber die Weltgeschichte kennt, erinnert sich, ahnungsvoll, aller historischen Schneider und harrt, daß sich vor seinem Blicken die Tiefen einer der Welt noch unbekannten Schneiderseele aufthun. Sievert Jansen ist mit keinem der bis jetzt berühmt gewordenen Schneider zu vergleichen; dennoch war er ein großer, obzwar von den Seinen nie als solcher anerkannter Mann. Schon in zartester Jugend bestimmten zwei Einflüsse seine ganze spätere Richtung. Der erstere ging von seiner Großmutter aus und blieb handgreiflicher Natur; der zweite war einer Brücke in's Geisterreich, einem Hellseherblick in die verborgensten Geheimnisse der Natur gleich, und knüpfte sich an eine kleine irdene Pfeife, die Sievert in seinem neunten Jahre beim Schafhüten fand.

Erst in reiferem Alter, als Sievert's grübelnder Geist sich, namentlich bei der langen geraden Rückennath in den bäurischen Mannsröcken gern in ernste Betrachtungen versenkte, fragte sich unser Schneider, ob er wohl jemals Eltern gehabt habe und wie dieselben etwa gewesen sein möchten? Seit er selbst zu denken vermochte, waren dieselben todt, ihre Grabstellen auf dem Dorfkirchhofe wurden nach fünfzehn bis siebzehn Jahren von anderen Todten bezogen und Alles, was von ihnen, außer Sievert selbst, blieb, waren zwei vergilbte Namen im Kirchenbuch. Wenn man sich bückte, um dieselben zu lesen, athmete man einen unheimlichen Modergeruch ein; die Kirche war nämlich feucht, weil sie in einer Niederung und hart am Ufer des Flusses gebaut war, den man früher mit: Armisia, und jetzt als: Ems bezeichnet; derselbe ergießt sich, zehn bis zwölf Meilen weiter herunter, in den Dollart. Da Sievert keine Geschwister hatte verblieb ihm von seinen Eltern ungetheilt die Erbsünde, die plattdeutsche Muttersprache und ein gewisser feierlicher Mutterwitz. Auf das ihm gleichfalls überkommene Vaterland that er sich nicht viel zugute, denn es war sein Stolz, in Münster gearbeitet und sich gebildet zu haben, ja er hatte sogar einmal den Plan gefaßt nach Trier zu gehen, woran er zwar durch das kalte Fieber verhindert wurde, doch blieb ihm Trier seitdem immer so vertraut, als ob er wirklich da gewesen wäre. Wegen seines gänzlichen Eltern- und sonstigen Mangels wurde Sievert von seiner Großmutter, Jansen selige Wittfrau, erzogen.

Großmütter sind gegen ihre Enkel entweder zu weich oder zu strenge, die Mitteltöne sind schon bei den eignen Kindern abgenutzt. Sievert war kein bestechender Säugling und seine Großmutter, „Bestmoder“ oder „Böppe“ in der Landessprache, erzog ihn mit der Energie einer schon seit zwanzig Jahren einsam lebenden Wittib. Wenn die Matrone von ihm sprach, so nannte sie ihn nur „mein Knecht“, selbst da schon, als er noch an ihrem Vortuchzipfel Gehübungen anstellte, und diese Bezeichnung deutete genugsam die abhängige Stellung des verwaisten Sievert an. Indeß, fern sei es, Böppe's Ruf im sandigen Grabe noch anzutasten; sie pflegte ihren Enkel ganz so sorgsam, wie ihre Kuh, ihre zwei Schweine und ihre zehn Haidschnucken — so viel waren es nämlich im Winter, aber im Frühjahr wurden es bedeutend mehr. Böppe war eine höchst ehrenwerthe Frau, zu deren Urtheil man allgemein unbedingtes Vertrauen hatte, namentlich bei Heirathen und Viehkrankheiten. Ihre Erscheinung war die einer großen, naturfarbigen Holzfigur, mager und eckig wie die vor-Dürerschen Schnitzereien. Trotzdem erfreute sie sich eines bedeutenden dramatischen Talentes, welches ihr in der ganzen Umgegend das Ehrenamt eintrug, bei Hochzeiten die Aussteuern auswärtiger Bräute zu beschimpfen. Wie pochte des kleinen Sievert Herz, wenn sie den Knaben wusch und sein hellblondes Haar rechte, um ihn mit sich zu einer Hochzeit zu nehmen! Seine kleine Hand klammerte sich an ihre festen, hauswebenen Röcke, damit er nicht zu Boden falle, während die wasserblauen, runden Kinderaugen scheu und doch begierig das Gedränge der Hochzeitsleute musterten. Großer Himmel, wer war nicht Alles auf dieser Tanztenne! Und die Leute sahen so fremd und anders aus wie sonst, mit ihren grünen Zweigen an den Hüten und ihrem Durst und der wunderlichen Lustigkeit. Nach und nach erkannte man sie zwar: der Dorfschulze mit seiner silberbeschlagenen Pfeife und seinem langen Rocke, und sein Sohn der Schiffer in der Friesjacke und seine Frau mit den anderen Kindern neben ihr und der kleinen Lena, welche angstvoll weinte, auf dem Arme; sie waren Alle da und Sievert lachte über die Furcht der kleinen dummen Lena. Nun kam der Zimmermann und der Küper und der Wirth vom „Weißen Roß“ und der Nachbar und —: „Ah, sieh da, Knecht, bist Du auch hier?“ fragte freundlich der dicke Pfarrherr, so unvermuthet als wäre er aus der Heuluke über seinem Kopfe vom Boden hernieder gefallen. Böppe lächelte, so gut ein hölzernes Gesicht lächeln kann, und bückte sich, um mit ihrer Schürze dem Jungen die Nase zu wischen. Jetzt trat eine dicke Bäuerin auf Sievert's Fuß, welcher in den ersten Stiefeln steckte; der Junge schrie und Böppe gab ihm eine Ohrfeige, weil es unanständig ist auf Hochzeiten zu schreien. Ach — es waren goldne, erinnerungsreiche Stunden, diese Hochzeitsgänge; aber das Beste und Ergreifendste ging erst los, wenn der Kistenwagen mit der Ausrüstung der Braut kam. Kein Mensch kann sagen, was alles diese Brautwagen herbei führten, Sievert's Fassungskraft war ganz bemeistert; und wie auffallend, daß der dicke Rocken des „Wheels“ (Spinnrades) mit Goldpapier und rothen Bändern umwunden war —

wie viel rothe Bänder gab es wol in der Welt? Sogar die Pferde hatten welche an sich und der Bursche, der auf den Pferden saß, trug ein langes Band um die „Kippe" (Mütze) gewunden, welches hinter ihm drein flattern sollte und nur deshalb seinen Zweck verfehlte, weil es sich fortwährend in die Peitschenschnur verwickelte und diese am Knallen und Schnalzen verhinderte. Das Bunteste aber war die Brautkiste, welche hoch über die Wagenleitern hinausragte; sie prunkte in Oelfarbe, mit Tulpen und anderen, jetzt unbekannten, wahrscheinlich durch die verschiedenen Schöpfungsperioden untergegangenen Blumen bemalt. Auf der Brautkiste aber thronten ernst und feierlich „Schnieder und Neister", der Schneider und die Nähterin, als geistige Eltern und Urheber der ganzen Mitgift. Wer muß es dem Knaben nicht nachempfinden, wenn bei diesem Anblick sein unbeirrtes Kinderherz die ersten verhängnißvollen Begriffe seines künftigen Berufes in sich aufkeimen fühlte? Die Hauptperson bei Dorfhochzeiten ist nun einmal ohne Frage der Schneider; er brachte und nähte die Brautleute zusammen, er half, beredten Wortes, etwaige Hindernisse schlichten, er verdoppelte — das heißt mit Worten — die Mitgift der Braut, zu großem Ruhme ihrer ganzen Freundschaft, mit ihm kam nun die ganze Herrlichkeit und eine Violine spielte für ihn und die Kiste und die Nähterin ganz allein: „O Du lieber Augustin" ꝛc. Das Brautpaar hatte zu schweigen, der Bräutigam mußte sogar die angesehensten Gäste bei Tische bedienen — aber der Schneider sprach, er befahl sogar, denn er ist Ceremonienmeister auf allen ordentlichen Bauernhochzeiten. Jetzt winkte Böppe einigen alten Frauen und die Greisinnen blickten sich verständnißinnig an, überall zwischen den jungen lustigen Gesichtern tauchten alte, ernste Frauenköpfe auf und bildeten einen Kreis um Sievert und seine Ahne. Er sah nun gar nichts mehr, bis der Ruf: „Platz, Platz!" den Chor der Mütter zur Seite und Sievert zwischen die Hörner einer Kuh drängte, denn „der Rinder breitgestirnte, glatte Schaaren" füllten zu beiden Seiten der Diele, vulgo Tanzsaal, ihre gewohnten Ställe. Das war der Hochzeitsbitter, der so branntweinstimmig: „Platz, Platz!" gerufen hatte; man erkannte ihn sofort, als er seinen Stock mit den vielen bunten Seidenbändern schwang, denn jedes junges Mädchen, das zur Hochzeit genöthigt wird, knüpft dem Boten für seinen „Riemelreih" ein seidenes Band an seinen Wanderstab Sievert sah nun, nachdem die Leute Platz gemacht hatten, die große bunte Kiste vorübertragen, welcher die übrigen Geräthe des Brautwagens folgten.

„Knecht", sprach die Großmutter, „nimm Dich in Acht, daß Du mir nicht in die Füße kommst, sonst sperre ich Dich in den Kälberstall und Du bekommst kein Schinken-Butterbrod!"

Gleich darauf zeigte sich der Schneider und sagte in sehr schönen Worten, die Gefreundeten und Nachbarinnen der Braut wären bereit, den Hausfrauen hiesiger Bauerschaft die Ausrüstung ihrer neuen Nachbarin in der Kammer vorzulegen und zu überreichen.

Böppe warf einen wilden Blick auf die Matriarchinnen welche sie

umstanden und schritt, in der Haltung einer Bradamante der Kammer zu, indeß der Schneider den kleinen, zitternden Knecht, welcher ganz überwältigt das Schlepptau des hauswebenen Rockes fahren ließ, auf den Arm nahm und in der Kammer auf einen Tisch stellte. Zu beiden Seiten dieses Tisches waren die einheimischen und fremden Matronen in zwei drohenden Haufen vertheilt, die Anführerin der Auswärtigen, eine behäbige Alte, ergriff, die dumpfe Stille des schwach beleuchteten Gemaches unterbrechend, das Wort:

„Mütter!" begann sie. „Jetzt werdet Ihr sehen was Eure Augen nimmer nicht gesehen haben! Ihr sollt Euch miserabel verwundern und wenn Ihr selbst längst in der Kuhle (im Grabe) liegt, so werden Eure Kindes-Kinder noch über die Ausrüstung pochen, die Schohmakers Ete Euch in die Bauerschaft gebracht hat!"

Böppe's Gesicht nahm einen fanatischen, blutdürstigen Ausdruck an, ihre Ellbogen stellten sich, wie die eines Automaten, mit langsamer Bewegung nach aufwärts, der ganzen Welt spitz und scharfwinklig entgegen, indeß ihre Hände sich über den Gurt ihrer breiten Schürze spreizten.

„Das wäre doch das erste Mal, so lange die Welt steht, daß ein Kistenwagen durch unsern Esch fährt, der uns Besseres in's Dorf bringt, als unsere Bräute hinaus nahmen!" entgegnete die Großmutter. „Es klänge bedauerlich, wenn wir in unserem Dorfe noch von Euch was lernen müßten! Was unser Dorf und was Korffeldshof zu sagen hat, das wissen alle Menschen und Schohmaker's Ete mag sich kreuzigen und segnen in ein solches Dorf und in ein solches Haus zu kommen."

Dieser Particularismus erzürnte die dicke Frau auf's Aeußerste; sie griff einen Arm voll Leinenzeug aus der bunten Kiste und schleuderte ihn auf den Tisch, daß es förmlich knallte, unglücklicher Weise aber auch auf des kleinen Sievert dünne Beinchen, denn er hatte sich gesetzt, um seinen Kopf vor den Gesticulationen der fremden Bäuerin zu schützen. Die Thränen kamen ihm in die Augen und seine Lippen zitterten heftig; aber sein frühreifer Heldenmuth und der Gedanke an den Kälberstall erstickten seine Seufzer, er wischte sich mit einer in seinem zarten Alter bewunderungswerthen Geistesgegenwart die Nase mit dem Aermel, um zugleich die thränengeblendeten Augen zu trocknen. Keine Folter hätte vermocht ihm in Gegenwart des Schneiders und der alten Frauen einen Schmerzensschrei zu entreißen.

„Seht her!" rief die Gegnerin der Großmutter, „kann man besseres flächsen Leinen finden — was sagt Ihr zu den Kanten an den Betttüchern? Echte Kanten, zwei Daum breit um den Saum, es ist ein miserabler Staat, und das geht nach Dutzenden, als wenn's kein Ende nehmen wollte — ja ja, wir zu Haus verstehen uns auf den Leinbau!"

„Aber nicht auf's Spinnen!" war die giftige Antwort. „Ist das ein Draht oder ein Kabeltau? Wenn das Eure feinste Leinewand ist, da will ich die grobe gar nicht sehen; Kanten kann Jeder für Geld kaufen, aber eine gute Leinwand scheeren — das ist ein Anderes!"

Die alten Frauen waren jetzt so erregt, daß Sievert unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern zog, in der Erwartung sie würden einander in die grauen Haare fahren. Da trat der Schneider zwischen die kämpfenden Parteien, eine zinnerne Schaale in der Hand. Dieselbe war mit Branntwein gefüllt, der mit Syrup versüßt war und wenn man mit dem kleinen, runden Löffel rührte, fand sich ein Bodensatz von Rosinen. Der kleine Held sah das sehr genau, als Böppe auch ihn trinken ließ und ihm einige Südfrüchte ausfischte. Mit diesem Nectar, der eine Erinnerung an den Meth unserer in den Hünengräbern ruhenden Vorfahren sein mag, stand der Ceremonienmeister also zwischen den Duellantinnen und den beiden Chören, die sich durch Brummstimmen am Kampfe betheiligten: „Euch ist sicher die Kehle 'was trocken geworden, Ihr habt es gut gemacht, helft Euch zu einem Trunk!"

Böppe nahm die Schaale, that einen Zug und reichte sie liebevoll der Gegnerin: „Ich trinke Dir's zu, Marianne Holtkamp", sprach sie, „mögen wir noch über manche Mitgift einander gegenüber stehen und mag es Dir und all' Deinen Leuten gut gehen und Gott Dir ein seliges Ende verleihen!"

„Ich freue mich immer, wenn ich Dich sehe, Lisbeth Jansen", entgegnete Marianne. „Du veränderst Dich nicht ein Bischen und mir denkt immer, wie wir als Mädchen in der Kinderlehre saßen; wir konnten mit Niemand so gut auskommen als ich mit Dir und Du mit mir!"

Es bleibt eine offene Frage ob Großmutter wirklich schon damals so braun und hölzern aussah, oder ob fünfzig im Torfrauch verlebte Jahre doch ihr Recht übten — genug, man schüttelte sich die Hände und dem Kleinen ward's leicht um's Herz in der Hoffnung, Alles sei vorbei. Er war eben ein Kind und hielt den ersten Act des Dramas für das Ganze!

Schrecklich wurde sein Wahn zerstört, als unvermuthet ein riesiges Federbett über seinen Kopf dahin flog und hinter demselben die anpreisende Rede Mariannens. Böppe schleuderte verächtlich das Bettstück auf demselben, nicht mehr ungewöhnlichen, Wege über das Haupt des Enkels zurück, und schrie: „Ist das ein Pfühl? Sind da Federn drin? Ihr habt wohl Krammetsvögel, statt der Gänse —? Das Ding wiegt ja kaum zehn Pfund, das weht der erste Wind zum Fenster hinaus; da haben wir's nun, wieviel Ihr davon versteht — —." In diesem Ton zankte es hin und wider, indeß in der Thür, Kopf an Kopf gedrängt, das junge Volk lauschte und mit Lachen und eingestreuten Bemerkungen humoristischer Art dem erhebenden Schauspiel beiwohnte. Ein nicht enden wollendes Gelächter erfolgte aber, als Sievert von Aufregung, Müdigkeit und Branntwein bemeistert mit Gepolter vom Tische fiel, zum Glück auf den Berg der soeben beschimpften Bettstücke. Da er sich durchaus nicht ermuntern konnte, legte man ihn auf etwas Stroh unter den Musikantentisch und später kam seine Großmutter, nahm ihn auf den Rücken und trug ihn nach Hause.

Von diesem Tage an verlor Sievert's Geist die schneeweißen Flügel kindlicher Unbefangenheit; die Begriffe von irdischer Größe, Ehre und Macht wuchsen vor seiner erwachenden Phantasie, gleich kolossalen Erzsphynxen empor, sie lagen schweigend, und fast drohend da und starrten den Knaben bei Tag und bei Nacht an. Wunderbar, sie hatten die Gesichter des Schneiders und der Großmutter. Sievert besaß ein sehr schönes, viel beneidetes Spielzeug. Ein Handelsjude hatte es ihm auf der Kirchmeß geschenkt, als Großmutter in der Bude des Letzteren einige Gegenstände so billig kaufte, daß er, der Jude, den größten Schaden dabei hatte. Das Spielzeug bestand aus zwei Brettchen die durch ein Leder verbunden waren. Auf dem obern Brett war eine Art Paradiesvogel abgebildet, der Jude aber sagte es wäre ein Kukuk. Und er mochte wohl Recht haben; denn, wenn man die Brettchen aufeinanderdrückte, rief eine Stimme von innen: Kukuk! und das wohl fünfzigmal, so oft man drückte. Allein der Kukuk hatte jetzt allen Reiz für Sievert verloren. Der Knabe ersehnte nur das eine: Groß zu werden! und streckte und reckte sich fleißig, um zu wachsen. Als der Caplan ihm eines Tages sagte: „Junge, Du wächst ja wie Kohl!" da war der Kleine so glücklich, daß ihn am folgenden Tage eine Inspiration überkam. Er zerschnitt eigenhändig und eigenmächtig drei Ellen Fries; als er aber seiner Großmutter freudeglühend sein improvisirtes Meisterstück vorlegte und dazu mit Würde sprach: „Bestmutter, ich bin jetzt auch ein Schneider!" — da erwiederte sie ihm mit zwei furchtbaren Ohrfeigen: „Ein Unglückskind bist Du, weiter nichts", fügte sie hinzu, faßte ihn am Kragen und sperrte ihn in den Torfschuppen. Ja, er war ein Unglückskind, er fühlte das zwischen den schwarzen Torfwänden mit schneidendem Weh, sein kurzer, schöner, verführerischer Jugendtraum war zerronnen, seine goldenen Schlösser geschleift und zertreten — er konnte nie — nie Schneider werden.

Ein Stein hätte sich erbarmen mögen. Aber weder Steine noch Törfe zeigten sich zum Mitgefühl geneigt, selbst dann nicht, als ein starker Oelgeruch verkündete, Böppe sei drinnen beschäftigt Buchweizen-Pfannkuchen zu backen, ein köstlicher Geruch — das war aber auch Alles für diesen Mittag, die Hausgesellschaft aß, selbst der Hund ward gefüttert, aber Sievert bekam nichts. Die tiefsten Abgründe grenzen an die steilsten Höhen! Die Genialität hat ihr Fegefeuer, um geläutert aus demselben hervorzugehen! — Als nichts auf der Welt sich unseres Helden erbarmte, da thaten ihm die Geister ihr geheimnißvolles Reich auf und schickten ihm Brudergruß und Friedenspfeife.

Das ereignete sich folgendermaßen: Böppe öffnete den Torfschuppen, um den jungen Verbrecher zu entlassen und ihn mit den Schafen auf die Haide und Weide zu schicken. Letztere kam allerdings nur den Haidschnucken zugute. Da es nach Regen aussah, band Großmutter ihm ihre große Schürze von naturbraunem Schutegut als Mantel um den Hals. Der feuchte Wind blähte die Schürze wie ein Segel auf, in der Hand trug Sievert die Wurfschaufel, auf seinem Herzen ungelöste

Lebensfragen, vor ihm her gingen die Schafe, hinter ihm der Spitz und die trübe Erfahrung — so erreichte Sievert die Haide. Bald klatschten die ersten schweren Regentropfen auf das zähe Gewebe der Schürze und weckten den Knaben aus seinen hungrigen Träumereien. Da kam ihm Das, was den Menschen allein, auch in der furchtbarsten Lage, retten kann — der Gedanke sich selbst zu helfen! Er beschloß sich eine Höhle in die Sanddüne zu graben und ging sofort tapfer an's Werk. Spitz blickte ihn verständnißvoll an, knurrte freudig und begann denn auch seinestheils den gelben, groben Sand herauszukratzen. Nach einer Stunde konnte Sievert schon den ganzen Kopf und die Schultern in die Grube hinein stecken. Es sah drin ganz wohnlich aus; oben die gewölbte Decke von graugelbem Sande, unten der dunkle feste Haidboden, welcher hart und trocken zum Fußboden geschaffen schien. Der talentvolle Knabe kam auf den Gedanken, den Eingang eng zu lassen und innen eine geräumige Halle auszugraben. Seine Idee war eine jener Erfindungen die schon, millionenmale gemacht wurden und immer von Neuem dem Entdecker Freude und Nutzen bereiten. Wie Sievert in den Sand, so grub sich der Stammvater der Skrälinger in den Schnee ein, unbekümmert und ohne Ahnung, daß seine Menschenbrüder in Griechenland ewig schöne Tempel auf luftige Höhen bauten, daß in Egypten das Wunder der Pyramiden, ein Monument menschlicher Kraft und Ausdauer, erstand. Unter der heißen, indischen Sonne aber bettete man wiederum gigantische Werke in den Felsenschooß der Erde, Tempel und Städte verbargen sich unter der Oberfläche, welche der lichte Sonnenschein küßt, und die Religion, die da unten ihr Reich beherrschte, war dunkel und freudlos, wie ihre Tempel. Sievert wußte und verstand nichts von dem Allen, aber er ahnte Ungeheures, sein Magen war leer, aber sein Kopf wimmelte von großen werdenden Gedanken. So grub er. Spitz grub auch, aber ihm stieg nur eine Frage auf. Ob ein Maulwurf da drinnen sei oder nicht? Spitz hatte eine natürliche Abneigung gegen Maulwürfe.

Was wirklich drin war in dem schwarzen Haidboden, und zwar seit Jahrhunderten dort ruhte, das ahnten Beide nicht, bis sie es fanden und staunend betrachteten. Es war eine kleine Thonpfeife, nicht größer als unsere Cigarren-Spitzen, außen mit einem bärtigen Kopfe geziert, innen noch schwarz vom Gebrauche. Obwol Spitz die größeren Rechte an dem Fund hatte, maßte der Junge sich denselben doch unbedenklich an und stand dem Hunde in seiner Würde als Mensch siegreich gegenüber.

Am selben ereignißvollen Tage — die Ereignisse ziehen wie die Bienen in Schwärmen ein — war im Nachbarhause, d. h. unter einem Strohdache neben Großmutters Strohdach, Kilber-, hochdeutsch: Kindelbier. Der Kaffee floß in braunen, geiserartig dampfenden Strömen. Die Theilnehmerinnen, welche ihren guten Willen mit einem Dutzend Schaalen bethätigt hatten, wurden nicht gebeten, sondern gezwungen, der Gastfreundschaft die Ehre zu geben und sich in das zweite Dutzend hinein zu trinken und zu reden. Alle glühten wie die Pfingstrosen, außer Böppe, welche nur ein tieferes Holzbraun zur Schau trug. Gegen Abend ver-

abschiedete sich der Chor der Mütter, um noch ein wenig bei Böppe einzusprechen, allwo man eine Kritik der eben beendeten Festlichkeit auszutauschen dachte und zugleich die Ferkel der Matrone betrachten wollte. Die Ferkel, „Biggen", waren den würdigen Hausfrauen bei Weitem interessanter, als der soeben in ihren Kreis aufgenommene Säugling. Während man unzählige Bemerkungen über die neuen — d. h. die Ferken — machte, ward nur beiläufig über den Säugling gesagt: „Schon wieder ein Mädchen, da wäre ein Junge doch auch am Platz gewesen!" Eine sehr einfältige und unzweckmäßige Behauptung, denn eben dieses kleine Mädchen, Valburga getauft, Wübke genannt, war bestimmt Sievert's künftige Gattin zu werden.

Als die Frauen sich um das Feuer niedergelassen hatten, und niederlassen muß sich jeder ordentliche Christenmensch, wenn er über eine Schwelle stapft, um die Ruhe des Hauses nicht mit sich fort zu nehmen — als sie also kaum da saßen, kam der kleine Schafhirt zurück, durchschritt die Küche und legte mit stolzem Schweigen das Pfeifchen auf den Tisch. Die Unterhaltung verstummte, aller Augen hafteten an der Pfeife und die Worte „Olkes Pipe" und „Lütke Lü!" wurden leise hin und her geflüstert. Wer kannte nicht diese kleinen, thönernen Dinger, welche hier und da in irgend einer tiefern Erdschicht gefunden werden? Die Bauern nennen sie „Alraunenpfeifen" und wissen, daß dieselben eine Nachlassenschaft der „Kleinen Leute" (lütke Lü) oder Erdgeister sind, welche früher sichtbar umherwandelten, jetzt aber verborgen leben und nur Bevorzugten mitunter ein Zeichen ihrer Existenz zukommen lassen. Großmutter mußte den zerschnittenen Stoff von heute morgen ganz vergessen haben; sie stand auf, band dem Jungen die durchnäßte Schürze vom Halse, nahm ihm die Mütze ab und sagte: „So, so, mein Sohn, Du wirst Schmacht (Hunger) haben, ich will Dir ein paar Eier kochen!" Niemals noch hatte Großmutter „mein Sohn" gesagt, und wenig hatte es sie gekümmert ob er, außer der hergebrachten Essenszeit, Hunger habe oder nicht. Heute ging ihre Zärtlichkeit soweit, daß sie ihm ihren eignen Binsenstuhl an den Tisch schob, ihn am Kragen faßte und auf den Stuhl hinsetzte; ja, noch mehr, sie sagte: „Mit Schein wird Sievert noch 'mal ein ordentlicher Schneider werden!" und dann kochte sie ihm die Eier.

Unter dem Schutze seiner dreifachen Ideale, der Großmutter, des Schneiders und der „lütken Lü" wurde Sievert ein Jüngling und ein Schneider. Als Lehrjunge gab man ihm die dem Zerreißen am meisten ausgesetzten Kleidungsstücke der Dorfjungen auszubessern und er „lappte" Ellbogen- und Kniestücke in sinnreichster Weise wieder zusammen. Später vertraute man ihm ganz neue Stoffe an. Was seine Gesellen- und Wanderzeit anlangt, so hatte Sievert sich niemals die Größe der Erde durch Ziffern bestimmen lassen; wäre das auch der Fall gewesen, er würde diesen Zahlen mißtraut haben, denn er war kein blinder Nachbeter und verließ sich einzig auf sein eigenes Urtheil. Er wußte nun auch ohne Zahlen, daß die Erde sehr groß sei und bewies ihre Größe

überzeugend genug dadurch, daß er einst zwei Tage ununterbrochen über Land ging, ohne die Stelle zu erreichen, wo das Himmelsgewölbe auf der Erde ruht; stets lag dieser Berührungspunkt in gleicher Entfernung vor ihm. Trotzdem ging er auf die Wanderschaft ohne Furcht sich zu verirren, vertrauend seinem Sterne und seinem gewitzten Kopfe, überzeugt, er sei diese Rücksicht seinen Schutzpatronen, den kleinen Leuten, schuldig.

Sievert kam zwar nicht weiter, als bis nach Münster; allein das ist doch auch in ihrer Art eine schöne Stadt, und ohne die verehrende Liebe zu seiner Großmutter und das kalte Fieber würde er gewiß nicht daran gedacht haben, dieselbe wieder zu verlassen, um in die ungebildete, besonders in Männerkleidern altmodische Heimat zurückzukehren. Allein da ihm keine Wahl blieb, so ging er nach einigen Jahren zurück zu ihr, wie in eine Gefangenschaft, nachdem er sich in der That Manches angeeignet hatte, was man nur in den großen Städten lernen kann. Er hatte nicht ohne Nutzen das Sommertheater besucht, und in der Leihbibliothek allerlei Bücher gelesen, besonders diejenigen, welche von schönen Frauen handeln, wie z. B. die Geschichte von Venus und Tannhäuser und der schönen Melusine. Er trug sich nach der Mode, konnte Hochdeutsch reden, und wußte mit Leuten von Stand umzugehen; er hatte sich nämlich, obzwar ein Bauer von Geburt, edelmännische Sitten angeeignet, als er für einen Baron Kleidungsstücke aus Gichtflanell anfertigte, die öfters anprobirt werden mußten, weil man da manchen Schnitt nicht gleich das erste Mal trifft. Also ausgerüstet näherte er sich, nach vollbrachten Wanderjahren, seiner Heimat wieder.

Wenn Sievert zu irgend einer That, einem neuen Ereignisse entgegen schritt, suchte und fand er allemal die Fingerzeige seiner kleinen Freunde; was Wunder, daß es ihn ernstlich beschäftigte, wer aus dem Heimatsdorfe, das er mit Bildung zu beglücken kam, ihm den ersten Gruß böte. Ihn schauderte, wenn er dachte es könne Böppe sein, doch der Weg blieb leer. Auf der Gemeindeweide, zur Seite des sandigen Dammes, balgten sich einige Buben, ohne ihn zu beachten, ganz fern auf dem Roggenesch ackerten bedächtige Bauersleute, aber Keiner kam ihn zu grüßen. Des Weges entlang zog sich ein Wassergraben, welcher der Winterfluth als Abzugscanal und zur Trockenlegung des Weges diente, nebenbei hatte hier das Vieh seine Schwemme und Tränke. Erlen und Weidenbüsche standen zu beiden Seiten zu Nutz und Frommen unzähliger Frosch- und Mückenschaaren. Sievert erblickte bereits die ersten Häuser und noch immer kein Gruß. Mit einem Male erhob sich zwischen den Erlen eine helle, schmetternde Mädchenstimme und die sang:

„Zehn tausend Ducaten, das ist viel schönes Geld,
Mein Schatz ist mir lieber als halber die Welt!“

Der Schneider hemmte den Schritt, bog vorsichtig die tiefgrünen Zweige auseinander und sah die Sängerin mit aufgeschürzten Kleidern barfuß im Wasser stehen und Wäsche spülen.

So erblickte einst Odysseus die Prinzessin Nausikaa, als Augen- und Herzenstrost auf langer Irrfahrt, und der größte Dichter Griechenlands begeisterte sich an dem Bilde der Wäsche spülenden Königstochter. So stand unsere nordische Nausikaa, Gudrun, die Tochter König Hettels da, barfuß im Schnee am Meeresufer, die Wäsche der bösen Königin Gerlinde reinigend.

Sievert's singende Wäscherin, wiewol sie Manches mit den holden Königstöchtern gemein hatte, war doch keine Prinzessin, wie sich alsbald herausstellen wird.

„Guten Tag!" rief Sievert vornehm auf Hochdeutsch und nahm seinen überhohen, schwarzen Cylinder vom Kopfe, in feiner, großstädischer Art.

„Gooden dag ook!" entgegnete das Mädchen tief erröthend, in einem Dialect, welcher dem der „armen Kudrun" nicht unähnlich war.

„Wer bist Du denn?" fragte Sievert und musterte die kleine runde, rosige Dirne mit unsäglichem Wohlgefallen. Das Mädchen entgegnete noch etwas schämerlich, sie sei „Sand Gert's lütke Wübke" die jüngste von ihren fünf älteren Schwestern.

„So, so", entgegnete der Schneider mit überraschender Geistesgegenwart und lehnte sich vornüber, daß die Erlenzweige krachten: „Wenn Sand Gert's Töchter alle so sind wie Du, dann sind sechs solche „lütke Lü" nicht zu viel!" Diese hübsche und passende Bemerkung machte Sievert in seiner plattdeutschen Muttersprache und das Mädchen richtete sich auf, stemmte die Arme in die Seite und rief: „Sievert!" ihn erkennend.

Sievert's äußere Erscheinung war durch einen lebhaften schottischen Sommerstoff und gelben Nanking auf's Beste gehoben. Was seine sonstige Figur anbetrifft, so war er mittelgroß (große Männer sind selten von bedeutender Körperlänge), und sein kleiner schmaler Kopf blond und blaß. Das lichte, dünne Haar hing so welk und unbeweglich hernieder, als ob es eben naßgeregnet wäre.

Das ganze Dorf versammelte sich Abends, um den Schneider zu sehen und ihm Mittel gegen das kalte Fieber zu empfehlen, er aber sah von allen Bewohnern des Dorfes nur die kleine dicke Wübke und fühlte sein Fieber nehme einen andern Charakter an, auch ohne Besprechung von Seiten der Großmutter, oder vergrabene Strohhalme, oder um den Finger gewickelte Eierschaalen, oder eins der vielen untrüglichen Geheimmittel, welche nie helfen.

Die „lütken Lü", hatten also wieder einmal darin vollkommen Recht gehabt, daß sie, als sicheres Vorzeichen, unserm Helden Wübke Sand Gert's sechste Tochter zur Gattin entgegen geführt. Sie lachte freilich Anfangs viel über ihn; als ihr aber Vater Sand Gert klar machte, daß kein erfreulicherer Fall für ihn denkbar sei, als eine aus dem halben Dutzend unter die Haube zu bringen, da rechte sie sich das Haar, spendelte ihr geblümtes Tuch so breit als möglich um die Taille und ging mit kurzen, knappen Schritten, hinter ihren Haidschnucken drein, in

die für Sievert so verhängnißvollen Haidhügel, wol wissend, daß der Schneider, von zarter Sehnsucht geleitet, bereits alldort auf einem Haufen Erdsoden sitzend, sie erharrte. So war es denn auch. Wübke wartete nicht erst das Ende der schönen Rede ab, die ihr Bewerber hielt. Sie kreuzte gemächlich die runden Arme und sprach: „Weißt Du, Sievert, Deine vornehme Sprecherei kannst Du Dir besparen, das mag doch kein vernünftiger Mensch nicht verstehen. Deine Bestmutter hat mir schon gesagt, daß sie Jemand in's Haus zur Arbeit braucht und daß Ihr deshalb um mich dächtet; so denn weiß ich das! Wo sechs Mädchen zu Mittag in den Brei langen, als wir bei Sand Gert, da kann leicht eine gemißt werden; und soviel Euer Land und Bauerei angeht, bin ich mir auch nichts Besseres wünschen und was eine Andre arbeitet, das arbeite ich auch und lasse mich nicht lumpen. Von wegen Deiner Person, so hast Du keinen heißen Kopf und das ist die Hauptsache; übrigens kann ich Dich ganz so gut nehmen als jeden Andern, der mir kommt. Ist mir es auch anständig mit Dir, denn ich spinne fix; aber das Nähen, was ich thue, ist nicht viel. Aber das steht mir sehr entgegen, daß Du so miserabel klug bist, Sievert, weil die Leute das hier gar nicht kennen. So wollt' ich Dich wahrschauen, es ist am Besten Du thust ganz wie die andern Bauern, Jeder nach seinem Stande, und sagst wie sie, wobei auch die Aermel, die Du in die Frauensleute Kleider nähst, nicht gut sitzen und zu viel von der Schulter fallen. Deshalb dachte ich Du müßtest Dich in diesen Stücken umthun und will ich denn ehrlich und fleißig mit Dir leben, so lange unser Herr Gott uns beieinander läßt!"

Im zweiten Theater und in seinen literarischen Unterhaltungen hatte freilich der Schneider sich von einer solchen Art von Schäferstunden nichts träumen lassen; in Anbetracht der Haidekraut knuspernden Schnucken konnte er sich indeß nicht verhehlen, daß die seinige wol die richtige sein mußte.

„Du hast Recht, Kind!" ließ sich daher der Verlobte nach einigem Besinnen vernehmen und erfaßte mit seinen langen dünnen Fingern ihre kurzen rundlichen; „das Landvolk versteht mich nicht, selbst studirte Leute begreifen nichts, aber das betrübt mich nicht. Genug, wenn ich es weiß und der Gesell und der Lehrjunge, den wir auch zu Martini auf die Kost bekommen. Du sollst in meinen Erfindungen und hinsichtlich meiner vornehmen Sprache Deinen Willen haben; aber das ärgert mich, Wübke, daß die Frauensleute absolut hohe Schultern haben wollen, wo es ihnen besser geboten wird. Wenn Du hierdurch meine Braut bist, so komm und gieb mir einen Kuß!"

Wübke neigte sich über den Schneider und die Haidsoden und bot dem Erstern ihre Lippen dar. „Ja, Wübke", meinte Sievert sinnend, nachdem er sie geküßt hatte; „Du kannst zufrieden sein, Du hast es gut getroffen mit der Freierei!"

Böppe war entschieden Neptunistin, sie ließ jede neue Aera aus dem Wasser emporsteigen. Vor der Hochzeit ihres Enkels schwamm das ganze Haus und Großmutter war der einzige trockne Gegenstand in

demselben. Bereits hatte der Lehrling die Wände der Küche vergißmeinnichtblau angetüncht, wozu sich die von dem Gesellen hübsch ochsenblutfarben überstrichenen Thüren vortrefflich ausnahmen. Alles glänzte und roch ganz wie neu. Natürlich, Böppe blieb die Alte und das war ein Glück; denn sie war eine höchst rechtschaffene und thätige Frau. Als Alles in Ordnung war kaufte man Reis, Pflaumen, Kaffee, Zucker und Zwieback, backte Brod, und setzte einen großen Schinken zu Feuer, nicht von der Kalbfleischsuppe zu reden. So konnte denn die Hochzeit vor sich gehen, keine drei Tage dauernde große Bauernhochzeit, zu der Hunderte von Theilnehmern geladen worden, nein, bescheiden wie es dem geringen Manne ziemt, aber doch sehr schön. Man tanzte auch Nachmittags und der Lehrling spielte dazu die Geige! Wenn der jugendliche Virtuose hier und da unerwartete Kunstpausen entstehen ließ, so pfiffen einige der Burschen wieder, bis er sich auf seiner „Viola" wiederfand, oder die Mädchen sangen mit ihren hellen, schmetternden Stimmen. Es war eine sehr hübsche Hochzeit, Niemand tanzte besser als das junge Ehepaar, sie konnte sich in einem Anlauf dreimal um ihren Absatz drehen und wie er sich erst schwenkte und die neuen Stiefeln warf und die Hacken aneinander wirbelte — es war zum Staunen. Alle lernten nun von ihm, wie man in fremden Landen tanze.

Mag es Sievert dereinst verantworten, daß er eine sehr glückliche und zufriedene Ehe führte in einer Zeit, wo nichts moderner und romantischer ist als bodenlos unglückliche Ehen.

Keine von den unzähligen Prüfungen, welchen die Sterblichen ausgesetzt, traf unser junges Paar während eines vollen Jahres; Sievert kam nicht einmal unter den Pantoffel, denn Wübke machte die unzähligen kleinen Schritte ihres Tagewerks durch die Woche in Holzschuhen, am Sonntag in festen, geschmierten Lederschuhen. Ordnungsliebend, wie Wübke war, hielt sie auch ihren Schneider in Ordnung und mit wenig Worten verstand sie es, seinem Benehmen die gewünschte „Richtung" zu geben. Eine Tochter der Stuarts, die unglückliche Winterkönigin, führte ihr Haus in's Verderben, indem sie ihrem Gemahl zurief: „Du hast eine Königstochter geheirathet und besinnst Dich, eine Krone anzunehmen?" — Wübke fragte mit entschieden besserm Erfolg: „Du hast ein Bauermädchen geheirathet und schämst Dich, ein Bauer zu sein?" Die Weiber bleiben sich am Ende überall gleich, unter Thronhimmeln und Strohdächern.

Nach Ablauf des ersten Jahres drangen entsetzliche Laute aus des Schneiders Haus bis auf die Straße; dem „Grunzen" am ähnlichsten, schien es doch menschliche Vocalmusik zu sein, wiewol Niemand ihren Grund errathen hätte, der nicht hineinging und nun erfuhr: das unheimliche Geräusch sei Böppe's Gesang. Böppe schwenkte eine Wiege. In der Wiege arbeitete ein lächerliches Durcheinander von winzig kleinen Armen und Händen und zwei kugelrunde Köpfchen; mit dem Ausdrucke tiefster Unzufriedenheit versuchten sie sich auf dem Kissen hin und her zu drehen. Es waren Wübke's Zwillingstöchter, die ihr ebenso sehr glichen

als die kleinen beweglichen Feldhühner ihrer Mama. Sievert meinte: „Wenn eins von ihnen ein Junge wäre, so sollte er weit in die Welt reisen und lernen sich vor den Leuten benehmen und so bekannt werden, daß man von ihm in den Zeitungen läse!“ Aber es war kein Junge da, um des Schneiders eigne, ehrgeizige Jugendträume zu verwirklichen. Den zwei Mädchen schien es aber eben recht wie es war, sie söhnten sich alsbald mit dem Erdendasein aus und gediehen und lachten und kreischten und hatten Wangen wie Paradiesäpfel. Sie fügten sich in die Ordnung der Dinge und der Haushalt ging fleißig und bestimmt wie früher weiter. Wenn die Zwillinge wuchsen, so will das sagen: sie waren etwas weniger klein; das hinderte sie aber nicht, sich kecklich auf die kleinen Holzschuhe mit den noch kleineren Füßen darin, erstere mit einem Bindfaden an die letzteren festgebunden, zu stellen und die ersten verhängnißvollen Schritte zu machen. Wieder bewährte sich Böppe's hauswebener Rock auf's Beste und die kleinen Kobolde klapperten und taumelten unverdrossen an dieser sichern Handhabe neben ihr her. Eines Tages legte Großmutter aber die beiden Schwesterchen nicht, wie bisher, an dem Kopfende der Wiege zur Ruh, sondern am Fußende derselben; das kam, weil am Kopfende schon ein noch kleineres, drittes Schwesterchen lag.

Sievert beschaute sich auch diesen Ankömmling in voller Freude und Liebe. „Wenn es ein Junge wäre“, sagte er dann, „so sollte er weit in die Welt hinausreisen und lernen sich vor den Leuten benehmen und so bekannt werden, daß man von ihm in den Zeitungen läse!“

„Na“, bemerkte Böppe mit leisem Tadel, „es ist ein gesundes Kind und sieht aus wie unsere Wübke; damit können wir zufrieden sein!“

Trotz dieser Zurechtweisung wiederholte Sievert noch zweimal seine Phrase, bei der Geburt des vierten und fünften Töchterchens; war es doch sein glühendster Wunsch, einen weitgereisten, welterfahrenen vielbekannten Sohn zu haben. Die sechste Tochter wurde aber aufgenommen, als wäre sie wirklich der längst erhoffte Sohn gewesen. „Weine doch nicht, Wübke“, tröstete er seine Frau, „jetzt kannst Du sehen, daß die kleinen Leute auf mich hören; habe ich Dir nicht, als ich Dich zuerst begrüßte, gesagt: Sechs solche wie Du sind nicht zu viel? — Siehst Du, nun haben wir sechs und ganz wie Du, wir wollen sie nun in Frieden und Liebe aufziehen!“

Soviel edle Resignation blieb nicht unbelohnt; aber der Lohn war trotzdem nicht ganz den Erwartungen angemessen. Das Söhnchen wurde geboren, Böppe hielt es dem Vater mit jenem grimmigen Gesichtsausdrucke hin, mit welchem sie die Aussteuern zu beschimpfen pflegte und sprach dazu tief und grollend: „Da hast Du Deinen Jungen, sieh nun zu, ob er bald auf Reisen gehen und in die Zeitungen geschrieben werden mag!“

Wol selten hat ein Familienvater seinen Stammhalter mit so maßlosem Erstaunen angeblickt, als der Schneider den seinigen. Derselbe war so unerhört klein, daß die Zwillinge sich vor ihm noch immerhin mit ihrer Größe hätten brüsten können, damals, als Großmutter sie in

dieselbe Wiege legte, in welcher man jetzt, nach einigem Umherschauen, ein puppenartig kleines Gnomengebilde fand — den Sohn des großen Mannes.

Sievert also bestaunte seinen Sohn, dessen körperliche Kleinheit ein so allemeines Klagen und Schluchzen hervorrief, wie, glücklicher Weise! — geringe Unbedeutenheit sie selten verursacht. Nicht nur Wübke weinte und ihre sechs Töchter weinten, auch die Nachbarinnen kamen und weinten. Allgemein ward erklärt, das Kind sei zu klein um leben zu können; und man packte es demgemäß ungesäumt in Kissen und trug es im Sturmschritt zur Kirche, wo es in aller Eile getauft wurde und den Namen Gerhardus, nach seinem Großvater Sand Gert, erhielt. Als man den „Speerfesten, Tapfern“ über den Kirchhof in etwas ruhigerer Art zurücktrug aus dem Gotteshause, sagte eine Nachbarin auf ein offnes Grab deutend: „Wir könnten ihn nur gleich hier lassen, und in einer Zeitung begraben — der Schneider will ja, er soll in die Zeitung kommen, wie ein Pfund Kaffeebohnen beim Kaufmann!“

Alle lachten und während des Heimweges winkte man den Leuten auf dem Felde, damit sie herbei kämen und das wunderliche Menschenkind ansähen.

In selber Stunde blickte Wübke ihren Gatten an und fragte ernst und unabweisbar, wie Gretchen den Faust: „Ist es denn wahr, was die Leute sagen, der Antichrist hätte Dir ein Handgeld gegeben — und dafür — —“, sie verhüllte ihr Gesicht.

„Nun dafür?“ forschte Sievert voll wissenschaftlichem Eifer.

„Dafür muß er Dir geben, was Du von ihm verlangst? Du wolltest einen Sohn, Du hast ihn — diesen!“ Und wieder verhüllte sie ihr Gesicht und schluchzte bitterlich.

„Also das sagen die Leute?“ murmelte Sievert vor sich hin, nicht etwa gekränkt, o nein, im Gegentheil geschmeichelt, daß er endlich doch der ganz besondere, unvergleichliche Mann wäre, um den sich selbst die Hölle keine Mühe verdrießen ließ. „Wenn die Leute sagen“, fuhr er dann fort, „ich hätte das Handgeld genommen, dann muß es wol so sein! Sobald der Junge laufen kann, dann gehe ich mit ihm in die weite Welt!“

Von diesem Tage an war der Schneider wie verwandelt, was um ihn her geschah, schien ihm vollständig gleichgiltig; nur für den Jungen hatte er noch einiges Interesse. Derselbe starb, trotz der Nachbarinnen, durchaus nicht, sondern nahm sichtbar zu an Weisheit und Verstand, wenn auch nur unmerklich an Körperlänge. Sievert beachtete es nicht, daß Wübke's rosige Wangen bleich und schmal wurden und ihr blühender, geschwätziger Mund schweigsam und leidvoll; es fiel ihm nicht auf, daß die sechs Mädchen ihn scheu mieden und Böppe unaufhörlich knurrte. Ja, es beunruhigte ihn nicht einmal, daß sich seine Kunden, einer nach dem andern von ihm abwandten; diejenigen natürlich zuerst, welche einst den meisten Werth auf den Schutz der „lütken Lü“ zu legen schienen. Wübke ging viel zur Kirche und zur Pfarre, um so fleißiger als ihr Mann diese Pflichten mehr und mehr verabsäumte. Die arme kleine

Frau war ganz verirrt und verwirrt von all' ihren trübseligen Gedanken. Welch' eine Aufgabe, die Seele ihres Mannes zu retten, die Mutter eines Hexenkindes zu sein und dabei die Angst, eines Tages Vater und Sohn in die weite Welt ziehen zu sehen — wozu? wohin? Sie wußte es nicht. Im Stillen hoffte sie fast, ihr Unglückskind werde auf so jämmerlichen kleinen Beinchen und Füßchen nie laufen lernen, auch nahm sich der junge Mann etwas lange Zeit dazu und übte sich einstweilen im Reden, daß es zum Staunen war, wie das kleine Wesen gleich einem Papagei schwatzte und lernte, was ihm vorgesprochen wurde. Nebenbei kroch er mit merkwürdiger Geschwindigkeit im Hause und auf der Straße umher, so daß sich die Nachbarinnen wunderten. Endlich stellte er sich denn doch auf die Füße und der Vater redete ihn nicht mehr Gerdken, sondern Gerhardus an. Ach, diesen ersten Schritten konnte kein tiefer Fall folgen. Die Verhältnisse gestatteten kaum noch ein weiteres Sinken. Im Hause war Trübsal und Krankheit, Großmutter war bettlägerig seit Langem, vor der Thür Armuth und Noth. Betrübte das Sievert, oder nicht? Er äußerte sich nicht darüber, sondern war beschäftigt, seinem Erbprinzen einen hübschen Tuchanzug zu nähen, der nach dem Schnitte für Erwachsene angefertigt war. Wübke hielt das Kind die ganze Nacht in furchtbarer Angst an sich gepreßt, als der Anzug fertig war, und bei Tage band sie sich die kleine Bürde auf den Rücken. So ging das die ganze Woche; als sie aber Sonntags angst- und ahnungsvoll, halb todt gehetzt vor Besorgniß aus der Kirche zurückkam — da waren Sievert und das Knäbchen verschwunden.

Jahr und Tag vergingen. Böppe starb, Wübke und ihre Töchter arbeiteten sich wieder ein wenig empor und lebten gar fromm und fleißig. Da langte eines Tages ein Geldbrief an. Fünf Goldstücke waren in ein gedrucktes Papier eingeschlagen. Auf dem Papiere stand in riesigen Buchstaben: „Gerhardus Jansen, das Wunder der Welt, ein Zwerg von nie dagewesener Kleinheit, wird während des ganzen Schützenfestes von Nachmittags vier bis Abends zehn Uhr seine höchst überraschenden Vorstellungen geben. Dieselben bieten eine reiche Abwechselung von Declamationen, Gesangsvorträgen, Nationaltänzen u. dgl. mehr. Sodann wird das berühmte Wunderkind in verschiedenen Costumen naturgetreu darstellen: Napoleon I., die Völkerschlacht bei Leipzig commandirend, Ritter Toggenburg, von seiner Burg Rolandseck auf die Insel Nonnenwerth im Rhein hinabschauend, Oliver Cromwell, das Todesurtheil König Karl's I. von England unterschreibend, Andreas Hofer, der tyroler Held, im Moment, wo er standrechtlich erschossen wird, Othello, der Moor von Venedig indem er seine Gemahlin Desdemona mit einem Kopfkissen erstickt, Erdgeist (auch Gnome oder Alraune), in den Tiefen der Erde goldene Geräthe schmiedend. Hierzu bengalische Flammen.

„Endlich wird Gerhardus Jansen einige vom Publicum zu bestimmende Anwesende, auch solche, die er nie zuvor gesehen hat, mit Kohle sprechend ähnlich portraitiren."

Wübke verstand wenig von alle dem und doch das Schrecklichste, daß ihr Kind wie ein Kameel gezeigt wurde; daß das zarte, fünfjährige Geschöpf sechs Stunden täglich seine unheimlichen Künste machen mußte, und keine Mutterhand war ihm nahe, um ihn zu liebkosen und zu pflegen!

Die arme Frau ahnte natürlich nichts von dem Geiste der Reclame und glaubte wörtlich Alles, was dastand; zudem fiel sie in den gewöhnlichen Fehler der Frauen, ihrem Mann, weil er einige schlimme Eigenschaften besaß, gar keine guten mehr zuzutrauen. In der That aber hing Sievert mit unbegrenzter Zärtlichkeit und unbegrenzten Hoffnungen an seinem Zwerglein und hegte und pflegte ihn wie er nur konnte. Der Kleine war selbst ehrgeizig und brauchte zu keiner Anstrengung überredet zu werden. Mehrere herumziehende Truppen hatten Gerhardus für sich erwerben wollen, aber mit gerechtem Stolz wies Sievert solche Anerbietungen zurück, die ihm nur Hemmnisse der Genialität dünkten. Sehr wurden seine Verhältnisse gefördert durch einen herabgekommenen Schauspieler, der sich ihm, unverstanden und etwas trunkfällig, zugesellte und die großen Gedanken realisirte, die allerdings Sievert mit sich umhertrug. Man arbeitete jetzt mehr in's dramatische Fach und während der Schauspieler für schöne Scenen und effectvolle Stellungen sorgte, nähte Sievert an den Costumen und war unsäglich erfinderisch in Beschaffung der Requisiten. Ueberall, wo seine Phantasie Spielraum hatte, war der Schneider unerreichbar, er sagte mit jenem großen Staatsmann: Hindernisse sind da, um überwunden zu werden! — Sievert's Kopf war ein förmliches Arsenal von den wunderlichsten Gegenständen und er schien sie, wenn dieselben gefordert wurden, herauszuziehen, wie Peter Schlemil aus seinen geheimnißvollen Rocktaschen. Aber schattenlos war der Schneider nicht, trotz seines Teufelspactes; der trunkfällige Mime konnte manchmal förmlich über ihn in Wuth gerathen: „Ihre Fehler werden uns noch ruiniren und all' die brillanten Erfolge, welche wir auf der Künstlerlaufbahn erreichen, ich und der verehrte Gerhardus, vernichten. Für Unsereins existirt keine verderblichere Charaktereigenschaft, als wenn wir nobel sind; und Sie sind nobel, Freund Jansen! Statt anderen Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen, lassen Sie sich das Ihrige abschwindeln, abstehlen oder abbetteln. Solche Schwachheiten sind für den Theilhaber eines Compagniegeschäftes nicht mehr Fehler, sondern Verbrechen und reiner Diebstahl. Ich habe wahrlich ganz andere Leute gekannt als Sie; Leute, die mit Vorreiter und Nachreiter durch die Straßen kutschirten und denen es nicht einfiel nobel zu sein!"

Solche Vorwürfe beugten den Schneider, aber sie besserten ihn nicht. Seine Hand und seine Phantasie ließen sich nicht verriegeln, er nahm in einem Abende manchmal Summen ein, für welche er früher wol ein halbes Jahr mit gekreuzten Beinen und gekrümmtem Rücken von früh bis spät sticheln mußte — ach, und doch war jene Zeit heiter und sorglos! Er fädelte an jedem Morgen mit dem gewichsten Zwirn

seine Illusionen ein und seine Reiseerinnerungen glätteten ihm die gefurchte Stirn rascher als das glühende Bügeleisen die widerspänstigen Tuchnähte. Seitdem war die Welt da draußen ganz anders geworden; er kannte selbst Münster kaum wieder. Es waren dieselben Häuser, aber sie machten ein anderes Gesicht. Manchmal ging es auch schlecht mit den Vorstellungen und Arbeit wie Erleuchtung mußten für einige Buben und Köchinnen verschwendet werden. Dann fluchte der trunkfällige Künstler entsetzlich. Dazu noch der lastende Selbstvorwurf des Zwergvaters, nobel zu sein. Nobel, das war nämlich so: „Wenn Sie die Einnahme sehen, Freund Jansen, so denken Sie nicht an die vergangenen und zukünftigen Ausgaben, nicht an die Mißerfolge, nicht an Sparen, sondern Sie denken, ich habe so viel, warum sollen Andere nicht auch ihren Theil daran haben? Sie sind wie eine Eintagsfliege, gestern und morgen ist nicht für Sie vorhanden!" Sievert senkte den kahlen, von Gedanken überbürdeten Kopf und schwieg; er konnte mehr Dinge dichten, als der Schauspieler, aber dieser konnte viel mehr fertig bekommen und aussprechen. Das Zwerglein Gerhardus wurde sich indeß mehr und mehr seiner ungeheuren Wichtigkeit bewußt; ein Wunder, daß er noch den Frachtwagen auf der Straße aus dem Wege ging und nicht verlangte und erwartete, sie sollten ihm ausweichen. Sein kleiner tyrannischer Kopf war vollgepfropft wie die Boutique eines Trödlers; was darin steckte war eben so zusammenhangslos. Aber unbegrenzt war Sievert's Bewunderung für seinen Sohn. War dieser doch berühmt in den Zeitungen, klatschte ihm doch die Menge Beifall, der sich nicht wenig steigerte, als auch noch ein sehr kleines Pony mit auftrat. Nur ein einziges Mal offenbarte sich eine selbstständige Regung in Gerhardus: er zeichnete mit Kohle das Gesicht seines Vaters an eine Thür; nicht gerade geschmeichelt, aber doch kenntlich. Es wurde ihm leicht, auch andere Personen in dieser Weise zu treffen. Der Mime war sehr entzückt und setzte sofort eine Erweiterung des Programms in's Werk. Seitdem ward der Zwerg noch aufgeblasener.

Wübke und ihre Töchter gewöhnten sich an den Stand der Dinge, als Jahr auf Jahr verging und keine Nachricht von den Flüchtlingen kam; nur dann und wann eine Geldsendung, von einer Zeitung oder einem Anschlagzettel begleitet. Die Strohwittwe ließ Messen lesen und ging viel in die Kirche, übrigens verbesserten sich ihre Verhältnisse und man konnte kaum eine arbeitsamere Wirthschaft sehen, als diese vaterlose. Während eines Tages die Hausleute um die Tafel gereiht saßen und eben ihr Tischgebet sprachen, schritt Sievert, nach fünfjähriger Abwesenheit, über seine Schwelle und — zählte stumm die Häupter seiner Lieben. Böppe fehlte; statt dessen waren zwei junge Männer da. Der Schneider ging um den Tisch und legte die Hand wie segnend auf die sechs blonden Köpfe der Töchter, dann stand er vor der Frau.

„Wo — wo ist das Kind?" preßte diese endlich zwischen den erbleichenden Lippen hervor.

„Er liegt auf dem Kirchhof zu Linz am Rhein!“ entgegnete Sievert ernst.

„Als Gaukelspieler gestorben!“ jammerte Wübke und schlug die Hände vor's Gesicht.

Der Andere schüttelte den Kopf: „Gestorben wie Dein Sohn sterben mußte!“ sprach er und zog eine Rolle aus der Rocktasche, die nach vielen Umhüllungen eine Malerei auf einem Bogen Kanzleipapier sehen ließ. „Das hat er auf dem Todtenbette für seine ferne Mutter mit seinen eignen kleinen Händen gefertigt!“

Wübke gab sich alle Mühe, das Bild recht deutlich zu sehen; aber die Thränen schossen immer von Neuem hervor und verdunkelten ihre Augen. Endlich erkannte sie es. Es war die Gottesmutter mit dem Kinde. Beide hatten die rötheſten Wangen von der Welt, waren in alle nur möglichen Farben gekleidet und saßen inmitten eines großen Heiligenscheines wie auf einem hochgelben Präsentirteller. Und doch, es lag etwas Eigenthümliches in diesen Gesichtern, eine Seele. Die Linien waren alle verzeichnet, aber der fromme Ausdruck war geblieben. Die Mutter verstand nichts von den ersteren, aber den letzteren erfaßte sie. Ihrem Manne die Hand reichend sagte sie: „Du kommst mit Gott, Sievert, so sei willkommen, ich betete und wußte Du würdest den rechten Weg finden!“

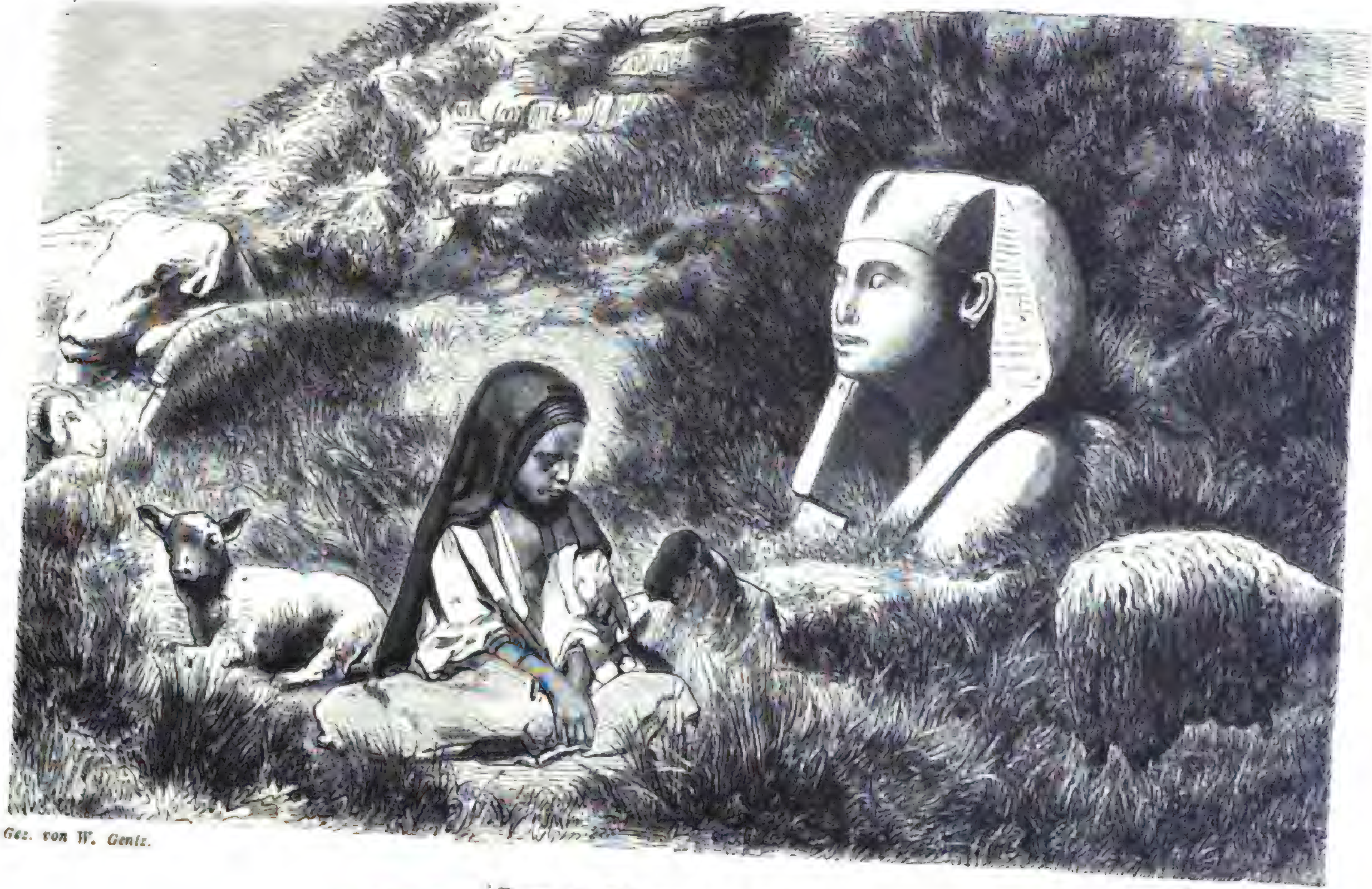
Die sechs Töchter kamen mit sechs Stühlen herbeigelaufen, damit der Vater sich setzen und essen möge. Eine der Zwillingstöchter, Trinchen, deutete auf einen der anwesenden Burschen und sagte: „Vater, das ist mein Mann, er ist auch Schneider und wir sind eingeheirathet!“

„Ja, es ist ein gutes Handwerk!“ bemerkte Sievert in seiner weichen, gelassenen Art und reichte dem Schwiegersohne die Hand.

Des fahrenden Schneiders äußere Lebensgeschichte ist leicht nachzuholen. Gerhardus erkrankte, der Geschäftscompagnon, als schlagender Beweis, daß er nobel sei, betrog und bestahl seinen Freund Jansen um einen guten Theil der Kasse. Gerhardus siechte dahin, und an seinem Krankenlager saß eine barmherzige Schwester. Sie legte ihre milde Hand auf die wüsten Erinnerungen seiner kurzen Pilgerfahrt und erzählte ihm durch die langen schlaflosen Nächte Legenden von all' den Schwachen, Hülflosen, welche doch um Gottes Willen so stark und unerschütterlich waren. Wenn die Schmerzen des Kindes groß wurden, dann gedachte man des heiligen Vitus, der als zwölfjähriger Knabe in siedendem Oel gekocht wurde. Die vierzehn Engel, zu denen Schwester Roberta so gern betete, wohnten an dem Sterbebette des Zwerges, „zu seinen Häupten, zu seinen Füßen, ihn zu grüßen, ihn zu decken, ihn zu wecken und ihn zu tragen in's Paradies.“ Es geschah so. Der Arzt hätte gar zu gern die Leiche besessen, welche ihm wichtiger war als die von vierzehn Engeln gerettete Seele; aber er fand Sievert unerbittlich und keinen Versprechungen zugänglich. Da deutete der erzürnte Gelehrte auf das Bild, welches der Kleine in der langen Krankenzeit gefertigt hatte, und sagte: „Wenn Ihr seine Nerven nicht gewaltsam aufgerieben hättet,

so wäre aus dem Jungen ein tüchtiger Maler geworden!“ Roberta zog dem Kinde das Todtenhemdchen an, welches sie und Sievert in der Nacht genäht hatten. Sie deutete auf die gefalteten abgezehrten Händchen und sagte milde: „Er ist mehr als ein großer Maler, er ist ein Engel Gottes!“ Da rann die erste Thräne über Sievert's hohle Wangen und ein tiefer Frieden zog in sein Herz, die vierzehn Engel hatten auch ihn geweckt. — Eine schöngeistige Dame, welche in der Nähe lebte und dem Siebengebirge bewegliche Romane abrang, schickte ein Lorbeerkränzchen für das todte Wunderkind; mit dem angethan liegt er im Grabe, oben darauf ein Kreuz, der Rest des Ertrages aus Sievert's Künstlerlaufbahn. Dieser aber ging heim, arm, wie er sein Dorf verlassen und lebt nun dort in seiner Weise, selbst eine Legende, still, freundlich und andächtig. „Er ist gut wie ein Schaaf!“ sagte Wübke gerührt und dankbar. Er spricht nicht viel und nie mit irdischem Ehrgeiz, wenn er aber redet, so beginnt seine Geschichte: „Sie haben mir Alles gegeben von klein auf und ich weiß aus mir, daß sie gute Geister sind, warum sollte Gott nicht auch kleine wunderliche Engel geschaffen haben? Ich habe Alles gehabt auf Erden, was ich wünschen konnte, so danke ich jetzt Gott und ihnen dafür!“

Wer sind denn sie? — Nun natürlich die „lütken Lü!“ — Um ganz dem beschaulichen Leben anzugehören that Sievert noch einen letzten Schritt: er entsagte der Scheere und der Nadel und wurde — Todtengräber! War es das alte Troglodytengelüste, oder war es eine Aufmerksamkeit gegen die Erdgeister? Wer weiß es! Er selbst wirft bedächtig die Erde heraus und sagt: „Der Tod ist ein schönes Ding!“ Wer vermöchte einen Phantasten zu ergründen? — Solche Naturen sind die Molltonleitern in der großen Schöpfungsharmonie, die immer anders zurückkommen, als sie gingen.



Gez. von W. Gentz. Gest. von Th. John.

Unter den Trümmern von Theben.
(Aus der Thebaide.)

Aus der Thebaide.

Von **Wilhelm Gentz.**

Die Stadt der hundert Thore, das meilenweit ausgedehnte, in Homer's ewigen Liedern besungene, hochberühmte alte Theben ist heute eine Stätte großartiger Trümmerhaufen, die sich aus den grünen Niederungen des majestätischen Nilstroms erheben und in den unabsehbar fernen Horizont der Wüste verlieren. Luxor, Karnak und Medmet-Abu, ehedem Theile von Theben, sind als vereinzelte kleine Ortschaften erhalten, in denen sich eine armselige Bevölkerung zwischen den imposantesten Ruinen der Welt angesiedelt hat. Ein tief melancholischer Anblick, diese elenden Erdhütten zwischen den Kolossalbauten, welche für die Ewigkeit bestimmt waren; sie gleichen den Nestern, welche Hornissenschwärme in die tief eingemeißelten Hieroglyphen des Obelisken von Heliopolis gebaut haben. Ihre Bewohner sind arme Fellachen und Beduinen, die in dem wüsten Trümmerchaos ein kärgliches, elendes Dasein fristen. Ihre braunen Kinder führen ihre schwarz- und rothköpfigen Schafe dahin, wo auf den Schutthaufen vereinzelt binsenartige Gräser wachsen und aus ihnen granitne Sphinx- und Widderköpfe hervorstarren, die Abbilder altägyptischer Menschen- und Thierwelt, und Menschen und Thiere gleichen noch ganz denen, die vor Jahrtausenden hier wandelten. Das ist eine alte, alle Besucher Aegyptens in hohem Maße frappirende Thatsache. Der altkoptische Typus ist in der heutigen Bevölkerung unverloren, Jahrtausende sind an ihm ohne merkliche Wirkung vorübergegangen, so daß man an der Veränderlichkeit der Racen, wenigstens für die historische Zeit, zweifeln möchte. Acceptirt man aber des geistreichen Darwin Theorie von der aufsteigenden Entwicklung und Veredelung der lebenden Wesen, so ist man genöthigt, die Menschengeschichte nach Perioden von Hunderttausenden von Jahren zu rechnen. Aber tausend Jahre sind ja vor dem Herrn wie ein Tag.

Mit unsern Mitteln der Wissenschaft wissen wir die Räthsel des Daseins nicht zu lösen, am allerwenigsten die, welche der geschichtlich bekannten Zeit voraufliegen. Nicht minder schwierige Probleme bieten uns die Perioden der Geschichte, von denen uns sichere Kunde geworden. Da liegen Städte aus der Zeit des Islam, wie Esneh, auferbaut auf dem Schutt, unter dem sechzig Fuß hohe alte Tempelbauten begraben sind. Vor wenigen Jahren konnte man noch auf den Zinnen des Tempels von Edfou lagernde Schafheerden erblicken und Büffel fanden mit ihren Herren, den Fellachen, während der kühlen Nächte in den oben erbauten Erdhütten ein gemeinsames Lager. Hier konnte doch kein Vesuv, der durch seinen Aschenregen und Lavastrom Pompeji und Herkulanum begrub, eine schnelle und gewaltsame Verschüttung bewirken. Freilich am Rande der libyschen Wüste hat der wild stürmische Samum manch' Denkmal mit seinen Sandfluthen überschüttet, aber in den großen Städten, welche in den fruchtbaren Niederungen des Nil liegen, kommen derartige Ereignisse nicht vor. Die Entstehung der Schutt-

haufen, welche die alten Städte decken, bildet ein nicht uninteressantes Problem.

Die altägyptische Cultur wurde durch das Christenthum, später durch die moslemitischen Araber verdrängt; gegen ihre Denkmale wüthete vielfach ein zügelloser Fanatismus. Die alten Paläste und Tempel standen leer und zwischen ihren zerfallenden Ruinen errichtete die Ackerbau treibende Bevölkerung aus getrocknetem Nilschlamm ihre elenden Hütten. Solche, mehr einem Termitenhügel, als einer menschlichen Wohnstätte gleichende Behausung ist leicht herzustellen; die ganze Familie rührt bei derselben die geschäftigen Hände, die vom ewigen Kneten der zur Feuerung dienenden Mistgaletten eine außerordentliche Gewandtheit erlangt haben. Man bedarf der Mauerkelle nicht und doch steht in wenigen Tagen das Haus der Familie vollendet da, häufig sogar geschmückt mit Verzierungen über der Thür, die wenigstens phantasievoll aus der thonartigen Erde mit den Händen modellirt sind. Auch für die traulichen Tauben hat man beim Bau gesorgt; niedliche, in die Wände kunstreich hineingearbeitete Nesthöhlen stehen für ihre Aufnahme bereit. Die ganze Bauthätigkeit wird mit einer Lust und Behendigkeit durchgeführt, wie sie die Kinder bei uns zu Lande zeigen, wenn sie im nassen Sande ihre Phantasiebauten errichten. Aber das Werk der Fellachen verfällt schnell, wie es entstanden ist. Hat der Herr des Hauses das Zeitliche gesegnet, so verläßt die Familie die bisherige Wohnung, die sich in Kurzem in einen öden Schutthaufen verwandelt. Aber unmittelbar daneben erhebt sich ein neues Gebäude. Zieht nun einmal der verheerende Todesengel der Pest oder Cholera durch das Land, dann stehen plötzlich in Unzahl die Häuser, ja ganze Dörfer verlassen da, um Schakalen und Hyänen fortan als Schlupfwinkel zu dienen, bis von den alten Wohnstätten nichts übrig geblieben, als ein einziger wüster Schutthaufen. Nach Generationen werden dann wieder auf diesen Resten einer längst begrabenen Bevölkerung von Neuem menschliche Wohnstätten errichtet, die nach Jahren dasselbe Schicksal, wie die früheren, erleiden, und so sammeln sich im Lauf der Jahrhunderte an den Niederlassungsstätten der Bevölkerung wahre Schuttberge, unter denen dann die alten Prachtbauten ihrer Entdeckung wieder entgegenharren. Hier sind die Fundgruben der Archäologen, aus diesem Schutt gewann Mehemed-Ali den für seine Pulverfabrikation nöthigen Salpeter, hier arbeiten zur Zeit Hunderte und Tausende, um die Denkmäler der Vergangenheit für die Bewunderung der herbeiströmenden Touristen frei zu legen. Der arme Fellah war der Conservator der kostbarsten Alterthümer unserer Museen, welche reiche Ströme Geldes in das Nilland geleitet haben und noch leiten werden; ohne die schirmende Schuttdecke hätten die Monumente ihrer Vernichtung nicht entgehen können.

Welch' ein Reichthum von Kunstwerken muß dies alte Theben geschmückt haben! Wie Vieles ist von diesem zerstört, und wie Vieles birgt noch der Schooß der Erde!

Von jenen Sphinxen und Widdern, welche in einer Doppelreihe von dem Rand der Terrasse, auf der Karnak liegt, zu großartigen Tempelbauten führten und aus achthundert Steinbildern bestanden, wie man aus den noch erhaltenen Basen weiß, sind nur zwei in röthlichem Granit mit unversehrten Köpfen erhalten. Zur Zeit sind diese vollständig ausgegraben; ich aber zeichnete sie, als noch der Schutt mit Gräsern und Binsen sie deckte und aus demselben nur ihre Köpfe hervorsahen; das Hirtenmädchen, welches bei ihnen

seine Schaafe weidend ruhte, bot mir das Motiv zu dem kleinen Bilde — das frische blühende Leben in der Oede einer tausendjährigen Trümmerwelt.

Fragen wir, wie und wodurch jene vielen, für die Ewigkeit gearbeiteten Steinkolosse doch der Zerstörung und Zertrümmerung nicht haben entgehen können, so müssen wir unzweifelhaft dem rastlos arbeitenden Zahn der Zeit Rechnung tragen, dürfen aber nicht vergessen, daß bei derselben zugleich Menschenkraft, und zwar außer der Industrie, welche die alten Monumente für größere Regierungsbauten ausnutzte, vornehmlich der christliche Fanatismus in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung thätig gewesen ist. Systematisch haben die Zeloten die hehren in Stein gemeißelten Götter zu vernichten gesucht; ihre Zerstörungswuth fand ihr Ende nur durch die unendliche Schwierigkeit der Arbeit an dem widerstrebenden Gestein. An den Tempelwänden von Edfou sehen wir große, dreißig Fuß hohe Figurenreliefs; einige dieser Figuren sind auf mühevolle Weise vernichtet, glücklicherweise so, daß man ihre Umrisse wenigstens noch zu erkennen vermag.

Bei der Indolenz der Muhamedaner ist diesen gewiß nur in sehr geringem Grade ein Antheil an dem Zerstörungsproceß zuzuschreiben. Die brauchten die alten Idole nicht mehr zu zerstören, denn sie hegen den Glauben, daß Allah in der Geburtsstunde seines Propheten — zum Zeichen der Mission desselben — alle Götzenbilder niedergeworfen und zertrümmert habe. Die vielen, noch heute aufrechtstehenden Bildnisse von Göttern und Menschen aber übersieht der wahre Glaube, wie alle Beweise, die ihn zu Falle bringen können.

Müssen wir aber annehmen, daß Menschenhände bei der Zerstörung der riesigen Kolosse thätig gewesen sind, ohne indeß ihr Ziel zu erreichen, und erblicken wir die großartigen Trümmer wundersamer Gebilde, welche im widerstandsfähigsten Material geschaffen waren, so bleibt zur Erklärung nur die Annahme übrig, daß wiederholentlich gewaltige Erderschütterungen das Werk durchgeführt haben müssen, bei dem die Menschenhand erlahmte. Ein Glück war es für die Ueberreste des alten Aegyptens, daß dem Glaubenseifer nicht die Entdeckungen der Neuzeit, vornehmlich das Pulver, zur Seite standen: er würde mit diesen ein furchtbares Vandalenwerk vollführt haben.

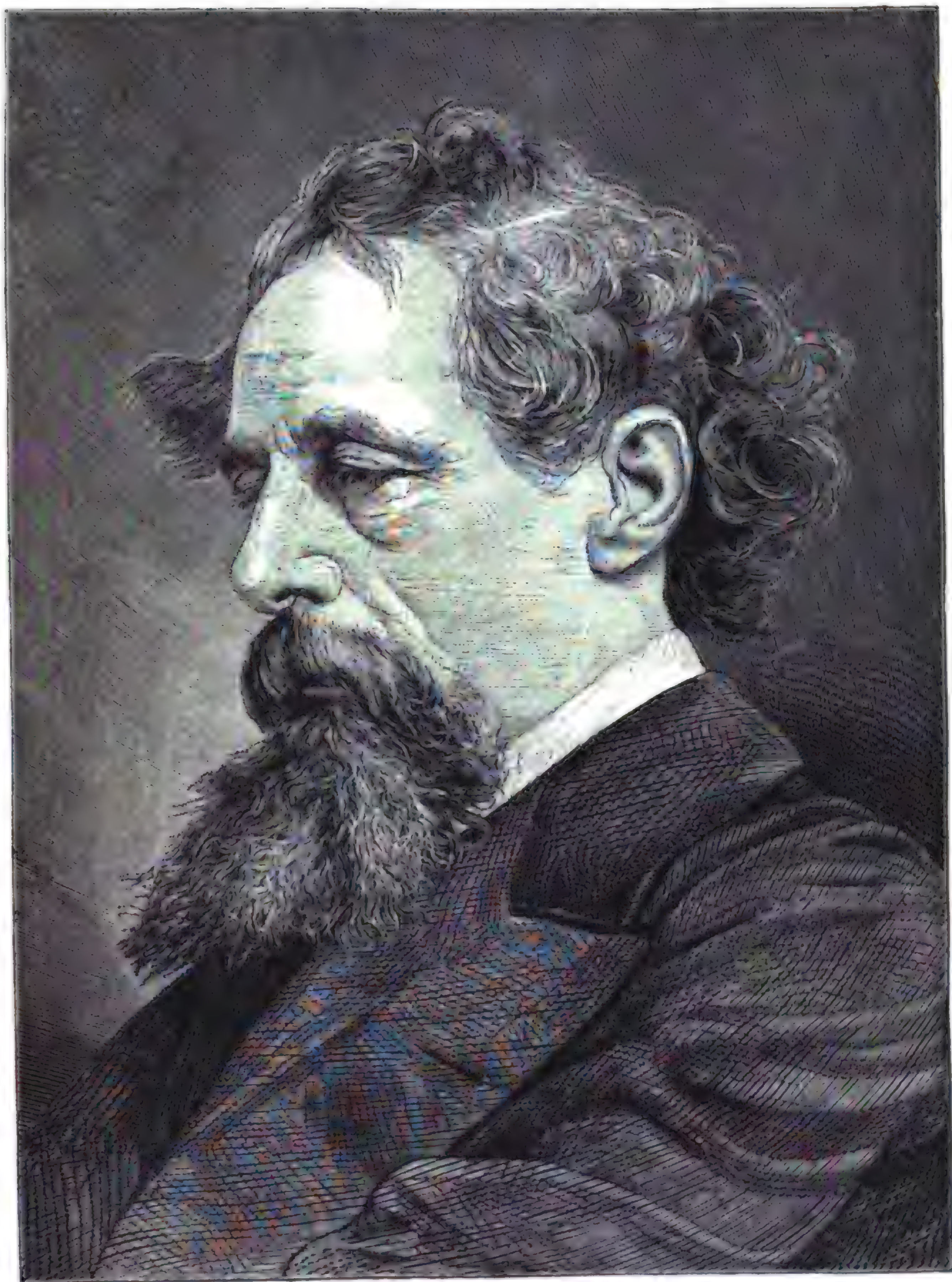
Charles Dickens.

Der große Zauberer, dessen Schöpfungen nicht nur die englische Welt entzückten, ist gegangen. England trauert. Die Nation hat einen Menschen verloren, den sie nicht entbehren konnte. Jeder echte Engländer fühlt, als sei ihm ein persönlicher intimer Freund gestorben. Es giebt nur Einen Shakespeare, Einen Byron und auch nur Einen Dickens. Er fand die Volkspoesie in dem Herzen des Volks und hat mehr vielleicht, als selbst Shakespeare, gezeigt, daß wir Alle gleich sind. Thackeray zeichnete nur Eine Classe von Menschen und an ihnen vorzüglich die gesellschaftlichen Flecken und Auswüchse; Carlyle, der große Historiker, ist nicht idiomatisch genug in seinen Gefühlen, um ein Schriftsteller für Alle zu werden; George Elliot fehlt es an jenem überströmenden Gefühl und dem sonnenhellen Temperament Dickens', um je dessen Popularität zu erreichen. Seine Logik war die des Herzens, und überzeugte die Menschheit durch Liebe und Güte. Er hat den Besten seiner Zeit genügt, wie den Mittelmäßigen, und wird für alle Zeit leben. Im engern Sinne war er aber auch ganz der Novellendichter seiner Zeit, der Mann seiner Zeit. In seinen Schilderungen des Lebens der Gegenwart wird die Nachwelt, klarer als in anderen zeitgenössischen Urkunden, den Charakter des englischen Lebens im neunzehnten Jahrhundert erkennen können. So waren die englischen Menschen, in ihrer Kraft und ihren Schwächen. mit ihren gesellschaftlichen Mängeln und Wunden. Dickens zeigte den Engländern ihr eigenes Bild wie in einem Spiegel. Seine gutmüthige Satire, sein sanfter und liebenswürdiger Humor, seine herzliche Liebe für Menschennatur und seine Verehrung für Alles, was gut, schön und wahr ist, haben die Menschen belehrt, besser von einander zu denken und bescheidener von sich selbst und ihrem eigenen Werthe. Dickens war der Schriftsteller, den, so zu sagen, Jeder las, Jeder verstand und Jeder liebte. Seine Schriften wurden bei seinen Lebzeiten classisch. Sie schienen der ganzen Welt zu passen und waren gern gesehen in den Hütten wie in den Palästen, im fernen australischen Busch und im Westen Amerika's wie in der englischen Heimat. Sie waren Bücher für's Haus. Leute, die sonst Nichts lasen, lasen Dickens. Die meisten seiner Charaktere sind populär geworden, wie „Haushalt-Worte".

Für Alles, was dazu beiträgt, Unwissende zu belehren, das Gemeine zu veredeln, die Auswürfe der Gesellschaft zu retten, besaß er einen offenen Sinn; er lebte und wirkte für Verbesserung und Veredlung. Was er in seinen Novellen lehrte, konnten Alle lesen und lernen, Jung und Alt. Liest man Thackeray, so fühlt man sich versucht auszurufen: Ach, wie ist die Welt so schlecht! Liest man Dickens, so fühlt man sich gehoben und veredelt und hat wieder Glauben an eine Welt, in der solch' gute herrliche Menschen leben.

Was Scott für die Welt der ritterlichen Romantik war, das war Dickens für die mittleren und niederen Classen der großen Weltstadt. Er war der Dollmetscher ihrer Gedanken, Gefühle und Aspirationen. Durch ihn erfuhr die eine Hälfte der Welt, wie die andere lebte.

Als Dickens noch Knabe war, schwärmte er für die Novellen Fieldings und Smollets. Die darin vorkommenden Abenteuer machten ihm unendlichen Spaß. Er sagte, das erste Buch, welches er sich gekauft, sei eine jener



Charles Dickens.

Novellen gewesen, welche bei Chapman und Hall herauskamen. Merkwürdig ist, daß derselbe Herr im Geschäft, welcher ihm damals dies erste Buch verkaufte, nachher ihm als Mann seinen Besuch machte, um ihn zu ersuchen, einen Roman für ihn zu schreiben. Es ist längst bekannt, daß dieser Roman, der anfänglich nur als der Text zu einer vorhandenen Anzahl von Bildern des damals sehr gefeierten Zeichners Seymour beabsichtigt war, die „Pickwick-Papers" sind, die den jugendlichen Dichter mit Einem Schlage berühmt machten und noch heute für eines seiner ausgezeichnetsten Werke gelten. Der Erfolg war zuerst kein besonders ermunternder. Bei der ersten Lieferung berieth sich der Verleger, ob man mehr oder weniger als vierhundert Exemplare in die grünen Umschläge heften solle, die später so populär wurden; und bei der vierten war sogar die Rede davon, ob man das ganze Unternehmen nicht eingehen lassen solle. Da aber war zum Glück schon Sam Weller erschienen, dieser Inbegriff aller Komik, und er rettete sowol das Unternehmen, als die gefährdete Zukunft des Dichters. Die Presse sagte, daß nur ein Genie solch' einen Charakter habe schaffen können; das Publicum ward aufmerksam — statt der Hunderte gingen Hunderttausende der Hefte ab — und um nur vom äußerlichen Erfolg zu reden, so war dieser ein so kolossaler, daß der Roman bis zu seiner Beendigung dem Dichter 20,000 Thaler, dem Verleger aber 20,000 Pfund eingebracht hatte!

Es ist natürlich nicht nöthig, speciell auf alle Werke Dickens' einzugehen. Sie sind jedem Gebildeten bekannt. Aber Das wird den Leser interessiren, zu hören, in welcher Weise Dickens in seinem Studirzimmer arbeitete. Ein Künstler, welcher einst des Dichters Portrait malte, während dieser eben an seinem neuesten Romane schrieb, war erstaunt über die Mühe, welche Dickens auf seine Arbeit verwandte. Er versuchte eine ganze Menge der verschiedensten Formen und Weisen, bis er für seine jeweiligen Gedanken das rechte Gewand gefunden, welches seiner Phantasie zu behagen schien. Ebenso sehr fiel dem Maler auf, wie verteufelt wenig Manuscript an einem Tage fertig wurde. Ueberhaupt sagen Alle, welche die Originalmanuscripte der Werke gesehen (die der Dichter hatte binden lassen und in seinem Studirzimmer in Gadshill aufbewahrte), daß selbige voll von Correcturen, Abänderungen und Einschiebungen gewesen seien. Man hat sich oft gewundert, woher Dickens die hochkomischen, classisch gewordenen Namen seiner Charaktere nahm. Schwerlich würde man auf den Gedanken kommen, er müsse sich große Mühe gegeben haben, um Namen zu finden, die ihm passend schienen. Dies war aber der Fall. So oft er einen närrischen oder curiosen Namen über einem Laden oder auf einem Thürschild erblickte, mochte es sein, wo es wollte, so zog er sein Taschenbuch heraus und trug denselben in eine von ihm systematisch geführte Reserveliste komischer Namen ein! War ihm einmal der Vorrath solcher Namen ausgegangen und brauchte er wieder irgend einen auffälligen Zunamen für einen neuen Charakter, so nahm er die Anfangssylbe eines wirklich existirenden Namens und fügte die letzte Hälfte eines anderen Namens hinzu, um auf Ohr und Auge des Lesers einen gewissen beabsichtigten Effect hervorzubringen. Wie ihm derartige Griffe gelangen, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren. Er schuf eine ganze Bildergalerie englischer Charaktere. Mit Ausnahme Shakespeare's hat nie ein Engländer seinen Landsleuten eine so große Anzahl Charaktere von ihrem eignen Fleisch und Blut vorgeführt. Pickwick, Sam Weller, Pecksniff, Dik Swiweller, die Marquise und Andere sind classisch geworden;

als Gattungsnamen gleichsam sind sie in das Mark der englischen Sprache eingedrungen! Jeder Engländer, der Dickens liest, findet, wenn er viel in Gesellschaft geht oder viel Leute kennt, gewöhnlich lebende Seitenstücke zu Dickens'schen Charaktern unter seinen Bekannten. Mr. So und So ist der leibhaftige Pecksniff, Mrs. So und So die leibhaftige Mrs. Wilfer u. s. w. Noch jetzt nennt man allgemein jedes miserable kleine Mädchen von zehn bis vierzehn Jahren, das in der Küche oder in der Kinderstube mithilft, die „Marchioneß". Wenn Jemand aus gewissen Gründen nicht gern auf der und der Straße, oder vor dem und dem Fleischer- oder Krämerladen vorbeipassiren will, da denkt man: der ist wie „Dick Swiveller", welcher bekanntlich Schulden halber gewisse Straßen vermeiden mußte, um nicht von seinen Gläubigern angeredet zu werden.

Es ist merkwürdig und Dickens als Novellisten und Dichter ganz eigenthümlich, daß er, bei all' seiner großen Begabung für Humor und Satire, doch niemals sich über Tugend und Religion lustig gemacht, niemals etwas Unreines oder Unanständiges in seinen Werken gesagt hat! Neben Walter Scott ist er der einzige Schriftsteller, dessen Werke man unbedingt jungen Mädchen von einem gewissen Alter in die Hände geben kann.

Ein einziges Mal wurde er beschuldigt, in unziemlicher, unehrerbietiger Weise von „heiligen Dingen" geredet zu haben. In seiner letzten unvollendet gebliebenen Novelle „Edwin Drood" bezieht er sich in witzelnder Weise auf ein gewisses „höchlich populäres Lamm", welches so lange und ohne Widerstand zur Schlachtbank geführt worden ist. Ein Dutzend erboster Briefe wurden an ihn geschrieben, deren Schreiber besagtes Lamm für Christus ansahen. Noch an demselben Tage, wo ihn der Schlag traf, schrieb er seine Antwort auf einen dieser Briefe. Sie lautete: „Es würde mir völlig unbegreiflich sein — wenn ich Ihren Brief nicht in der Hand hätte — wie ein vernünftiger Leser sich so verirren konnte, um in jener Stelle einen biblischen Bezug zu finden! Ich habe nur eine stark gemißbrauchte gesellschaftliche Phrase, welche an allen möglichen unpassenden Orten angewandt wird, vorgebracht, die auch nicht die geringste Verbindung mit ihrer Originalquelle hat. Ich bin wahrhaft entsetzt, zu sehen, daß ein Leser mich so mißverstehen kann. Stets habe ich gestrebt, in meinen Büchern Verehrung für das Leben und die Lehren Christi auszudrücken, weil ich sie selbst fühle und weil ich seine Geschichte besonders zum Gebrauch für meine Kinder geschrieben habe — welche dieselbe lange schon kannten, ehe sie lesen, ja ehe sie überhaupt sprechen konnten. Freilich habe ich dies nie von Hausdächern proclamirt!"

Selbst wenn es möglich wäre, daß vergessen werden könnte, was Dickens geschrieben, so wird doch niemals vergessen werden, was er durch seine Schriften bewirkt, was er als Schriftsteller und Mensch gewesen, als Schriftsteller und Mensch Gutes gethan hat. Dieses Blatt gehört nicht nur der Literaturgeschichte, sondern der Geschichte des englischen Volkes selbst an: Dickens war ein Wohlthäter seines Volkes! Eine Menge Mißbräuche, welche er in seinen Werken geißelte, sind factisch in Folge seiner Anregung abgeschafft worden. So z. B. verdanken ihm die Hospitäler, die Wohlthätigkeitsinstitute außerordentlich viel. Dieselben hängen in England meistens von freiwilligen Beiträgen ab und floriren oder siechen dahin, je nachdem das Publicum liberal oder geizig gestimmt ist. Den Egoismus

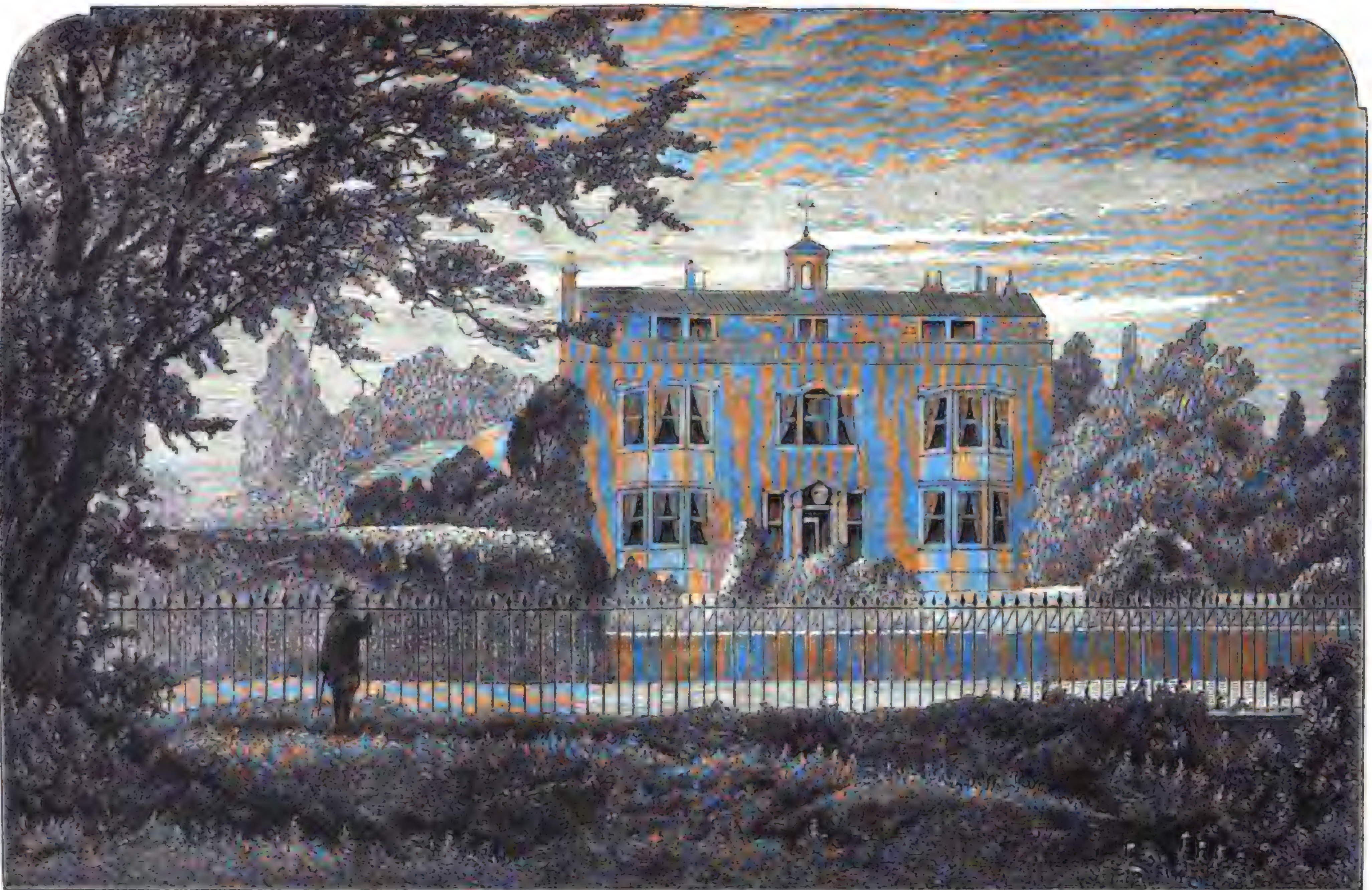
des englischen Volkes zu mildern, seine Freigebigkeit zu beflügeln, das war eine der Aufgaben, welcher sich Dickens mit Leib und Seele gewidmet hatte. Seinen Schilderungen im „Pickwick" verdanken es die Engländer, daß die früheren scandalösen und barbarischen Verhältnisse zwischen Gläubigern und Schuldnern abgeschafft worden sind. Die oft abstoßenden Scenen und Charaktere in den Schriften des Dichters waren mit einem bestimmten Zwecke gezeichnet, sociale Uebel bloßzulegen und zu denunciren. Seine Romane reagirten auf den Journalismus; der Journalismus auf die öffentliche Meinung; die öffentliche Meinung wurde ein Druck, der so lange drückte, bis endlich die nichtsnutzigen alten Gesetze abgeändert und neue passendere geschaffen wurden! Seine Schriften riefen eine förmliche Revolution in den Landschulen in Yorkshire, den Besserungsanstalten hervor, trugen zu Reformen in dem Chancery-Gerichtshofe und den geistlichen Höfen bei. Dickens leitete die öffentliche Meinung. Die vielen Aeußerungen der Wohlthätigkeit zur Weihnachtszeit, welche jetzt in ganz England zur Mode geworden sind, wurden durch das Christmas Carol des Dichters zuerst angeregt. In all' seinen Schöpfungen athmet der philanthropische Geist, welcher mehr Gutes in England gestiftet, als Hunderte von Wohlthätigkeitspredigten in Kirchen. Besonders müssen wir hier hervorheben, daß Aerzte Dickens stets einen ihrer nützlichsten Mitarbeiter in humanistischen Bestrebungen genannt haben. Er besaß eine merkwürdige Kenntniß der Menschennatur. Psychologen haben stets die schlagende Wahrheit seiner Schilderungen von Krankheitsphänomenen, Wahnsinn, Selbstmord, Geistesverwirrung durch Opiumrauchen ꝛc. auf's Höchste anerkannt. Oefters haben Mediciner beim Lesen von Oliver Twist, Dombey, Chimes, ausgerufen: „Welch' ein Gewinn wäre es für unsere Wissenschaft gewesen, hätte sich ein solch' scharfer Beobachter und Beschreiber der Heilkunst zugewandt." Ja, seine Schilderung eines hektischen Menschen im „Twist" ist sogar in mehreren classischen Medicinalwerken erwähnt worden und zwar von englischen, amerikanischen und französischen Autoren. Er war sogar in mancher Beziehung der Wissenschaft vorausgegangen. Die klinischen Forschungen von Dax, Broca und Jackson über die Verbindung der rechten Hemiplegie mit Asphasie waren von Dickens anticipirt. (Siehe Dombey und Sohn, Krankheit von Mrs. Skewton.) Seine Schilderungen epileptischer Zufälle bei Walter Wilding und mehrere Wahnsinnsausbrüche bei verschiedenen Charakteren sind nach dem Ausspruche von Aerzten mit der Hand eines Meisters gezeichnet.

Doch war er nicht nur ein Philantrop in seinen Schriften. Niemals wol hat sich dieser Satz im eminenteren Sinne bewahrheitet, daß der große Künstler auch ein guter Mensch sein muß. Seine Wohlthätigkeit überstieg jeden Begriff. Hunderten armer Literaten und Künstler, wie überhaupt auch anderen ganz obscuren Personen, die nicht den geringsten Anspruch auf seine Großmuth und Unterstützung machen konnten, half er in der freigebigsten Weise. Daß seine Gutmüthigkeit oft genug gemißbraucht wurde, läßt sich leicht denken. Die Zeit kam, wo die Bettelbriefe auf ihn herabregneten und so unverschämt wurden, daß er sich selber ein „Bis hierher und nicht weiter!" zurufen mußte.

Obwol Dickens eine außerordentliche Aufnahme- und Genußfähigkeit für Alles besaß, was das Leben angenehm macht, sei es Luxus, die Resultate feinen Geschmacks, feiner Bildung, oder was man will: so hielt er sich doch

fest und consequent, ohne vulgäre Arroganz, von allen Versuchungen fern, welche die große Welt nur zu gern Jedem bietet, der glänzende Fähigkeiten besitzt und die Gesellschaft zu amüsiren versteht. Er war nie ein Löwe der Aristokratie oder der Geldmenschen. Keinerlei Schmeicheleien gewisser Leute von Rang, welche gern den originellen englischen Haus- und Volksdichter in ihren Salons „ausgestellt" hätten, konnten ihn in Versuchung bringen. Jede Art Gesellschaft stand ihm offen. Er konnte hingehen, wohin er wollte. Ueberall, bei den Berühmten, Hohen, Vornehmen und besonders bei den Guten war er gern gesehen. Graf Russell, Bulwer (Lord Lytton), der Richter Sir A. Cockburn, Thackeray, Douglas Jerrold, der Zeichner Leech, Wilkie Collins, der Schauspieler Fechter, die Maler Frith, Maclise gehörten zu seinen intimsten Freunden. Seine Toleranz im Umgange war sehr groß. Er tolerirte Alles, ausgenommen Falschheit und Bedrückungen. Alle, welche Dickens persönlich kannten und in seinem Hause verkehrten, rühmen begeistert die unendliche Liebenswürdigkeit und Gastfreiheit des Mannes Er war frei, offen, discret und tactvoll gegen seine Gäste, die er alle mit gleicher Freundlichkeit empfing, wie hoch oder niedrig ihre Lebensstellung auch sein mochte. Sein Händedruck, sein freundliches Gesicht, sein herzliches Willkommenheißen vergißt Keiner, der ihn gekannt. Er hatte mehrere ganz exceptionelle Eigenschaften. So konnte er z. B. selbst wenn er äußerst beschäftigt war, doch noch immer nebenbei ein ausgezeichneter Wirth in seinem Hause und aux petits soins für seine Gäste sein. Bekanntlich sind Schriftsteller und Künstler nicht selten barsch und brummig, wenn sie gesellige Pflichten neben ihren Geschäften zu erfüllen haben. Das war Dickens nie. Außerdem machte er einen vorzüglichen Gesellschafter, besonders bei Tische. Es ist die Frage, wer seine Gesellschaft mehr genoß, er selbst oder seine Gäste. Seine glänzende Unterhaltungsgabe war für ihn eine unerschöpfliche Quelle der Freude. Keiner verstand es besser, eine „Geschichte" zu erzählen; aber keiner auch verstand so die Kunst zuzuhören, wenn jemand Anderes eine Geschichte erzählte! Niemals mißbrauchte er seine höhere Begabung, oder ließ er es seine Gäste fühlen, daß er ein bedeutenderer, witzigerer und gescheidterer Mann als sie sei. Sein Verstand war hell, scharf und durchdringend und sein Witz stets schlagfertig und direct. Feinheit und Reinheit in geselliger Unterhaltung waren ihm so zur zweiten Natur geworden und er übte einen solchen Einfluß auf seine Gäste aus, daß nie in seiner Gegenwart ein Wort fiel, oder eine Geschichte erzählt wurde, die ein unschuldiges und reines Gemüth nicht hätte anhören können, ohne zu erröthen. Er war außerdem ein entschieden gemüthlicher Charakter, stets angenehm, stets bereit für alles Mögliche, zuvorkommend und entgegenkommend, willig auf Vorschläge einzugehen, kein Schwierigkeitenmacher. Seine Gefälligkeit war hinreißend. Wollte man, daß er z. B. an irgend einem kindlichen Spiele am häuslichen Heerde Theil nähme, oder bat ihn irgend ein armer oder obscurer Dichter, die Vorstellung eines seiner Stücke im Theater durch seine Gegenwart zu beehren — er war immer bereit und willig.

Durch seine Vorlesungen in England und den Vereinigten Staaten gewann Dickens enormes Geld, verlor jedoch, wie seine Freunde glauben, durch seine zu lange anhaltenden Anstrengungen manches Jahr aus seinem Leben. Er gab sich zu viel Mühe und unterminirte langsam und stetig Gesundheit und Kraft. Als er seinen letzten Cursus von Vorlesungen in



Godshill, Wohnsitz von Charles Dickens.

England hielt, mußte er plötzlich in der Mitte desselben abbrechen. Er fühlte sich „todtmüde“ und war der harten Arbeit satt. Trotzdem beendete er später im März diesen Cursus. Rührend waren seine Abschiedsworte nach der letzten Vorlesung. Sie klingen wie eine Vorahnung seines nahen Todes. „Von diesen Lichtern verschwinde ich nun auf immer mit einem herzlichen, dankbaren, achtungsvollen und liebevollen Lebewohl.“ Manche seiner Freunde freuten sich sehr, daß Dickens das Vorlesen seiner eignen Werke aufgab. Nicht nur wegen der ungeheuren Anstrengungen, die sie ihn kosteten, sondern auch weil sie glaubten, daß dies öffentliche Erscheinen sich nicht ganz mit seiner Würde vertrage. Dickens konnte freilich thun, was er wollte. Ihm gelang eben Alles. Sein Genius übersprang alle Schwierigkeiten und erkannte keine Gesetze an. Sein dramatisches Talent reifte immer mehr, je öfter er las. Es kam so weit, daß er endlich ein ganz vollendeter Schauspieler wurde.

Seine Vorliebe zur Bühne, für theatralische Darstellung, Scenen und Schauspiele wurde fast zur verzehrenden Leidenschaft. Ja, einst soll er sogar, in Verbindung mit einigen Freunden, ganz ernsthaft daran gedacht haben, die Leitung eines londoner Theaters zu übernehmen. Nie war er in besserer Laune, als wenn er sich mit Privataufführungen von Stücken zu schaffen machte. Er war, wie gesagt, ein ganz vorzüglicher Schauspieler, ein wahrer Proteus, und Alles in Allem: Geschäftsführer, Director, Regisseur, Inspicient, Garderobemeister und leitendes geistiges Band bei einem Liebhabertheater, welches vor fünfundzwanzig Jahren großes Aufsehen in London erregte. Zu seinen besten Darstellungen gehörten Fagin, der Jude und Bill Sikes, der Mörder. Einige der competentesten Kritiker haben versichert, daß an Dickens eine wahre Zierde der britischen Bühne, ein zweiter David Garrick, verloren gegangen wäre. Mit der größten Liebe und aufopfernden Hingebung überwachte er die von ihm geleiteten Vorstellungen zum Besten einer milden Anstalt, beschäftigte sich mit den kleinsten Einzelheiten, arbeitete, zimmerte und schaffte oft mit eigenen Händen, wie ein Theaterarbeiter, um den Effect zu sichern, welchen er hervorbringen wollte. Es leben Viele, welche sich daran erinnern, wie er sich oft den ganzen Tag mit Hammer und Nägeln auf der damaligen Kelly'schen Bühne helfend und mitarbeitend beschäftigte. Ja, einmal ließ sich der große Schriftsteller sogar zum Billeteur herab und saß einen ganzen Tag geldeinnehmend in der Gallery of Illustration, wo die Darstellungen zu Ehren Douglas Jerrold's gegeben werden sollten. Als er noch in „Tavistock House“ wohnte, hatte er dort ein eigenes Privattheater. Einige der Hauptdecorationen waren von dem berühmten Maler Stansfield für die Dramen von Wilkie Collins: „Der Leuchtthurm“ und „Die gefrorne Tiefe“ gemalt worden. Ganze Tage beschäftigte sich Dickens mit dem Studiren von Bühneneffecten. Daß er besondere Sorgfalt auf die in seinem Wohnhause stattfindenden Vorstellungen verwandte, kann man sich denken. Oft fanden ihn Freunde und Besuche auf der Bühne seines eigenen Theaters wie er, ganz versenkt in den dermaligen dramatischen Gegenstand, da saß, mit dem rechten Arme auf die linke Hand gestützt und sich die Decorationen ansah, ob sie wol den beabsichtigten Effect machen würden. Dann schien er ganz in seinem Elemente zu sein. Schade, daß es, wie es scheint, keine Skizze giebt, welche ihn in dieser Gemüthsverfassung darstellt! Dickens hatte eine Menge Freunde unter den großen Schauspielern, z. B. Macready und Fechter.

Vergessen wir nicht zu sagen, daß Dickens auch ein höchst origineller, stets schlagfertiger und eindrucksreicher Redner war. Ein besonderes Talent hatte er für Festreden. Indeß gehört seine letzte Rede bei seiner letzten Vorlesung nach dem Urtheile vieler Freunde zu dem Besten, was er je gesagt und geschrieben; kräftig, pointirt, kurz und bündig. Es ist selten, daß ein Dichter auch ein guter Redner ist. Seine Beredsamkeit verließ ihn nie. Er war seiner Zeit wol der einzige Engländer von Ruf, welcher die große und schwere Kunst verstand, gute und amüsante Nachtischreden, after-dinner speeches, zu halten, und man glaubt kaum, wie viel Gutes er auch dadurch bei Zweckessen, Wohlthätigkeitsdiners ꝛc. bewirkte. Ohne seine Gegenwart und gemüthlich-humoristische Rede hätte man oft nicht die Hälfte Geld gesammelt! Das letzte Diner, welchem er präsidirte, war zum Besten der Anstalt für Zeitungsverkäufer. Bis zum letzten Athemzuge, möchte man sagen, war er ein Freund und Helfer der Bedürftigen, um so mehr vielleicht, wenn sie in irgend einer Weise mit Literatur zu thun hatten. Ob es ein begabter, nicht anerkannter Schriftsteller, oder nur ein niederer Träger und Verbreiter der Literatur war, galt ihm gleich. Er interessirte sich eben so sehr für die kleinen Jungen, welche an den Eisenbahnstationen und auf der Straße Zeitungen feilbieten, als für einen verkommenen Literaten. Bei solchen Diners war Dickens die Seele des Ganzen. Ihm nachahmen konnte Keiner. Er war so durch und durch originell, und so vielseitig in seiner Originalität; sein Mienenspiel, seine blitzenden Augen, der gutmüthig-gemüthlich-humoristische Ausdruck des Gesichts, die helle Stimme, die ganze Sprechweise und die natürliche, aber doch ganz eigenthümliche Art, das rechte Wort am rechten Orte zu sagen — Alles dies wirkte wie ein Zauber! Selten, höchst selten lehnte er seine Mitwirkung bei solchen Gelegenheiten ab. Alle Institute für wohlthätige Zwecke verlieren ihren besten Freund an ihm.

Dickens war endlich ein tüchtiger practischer Geschäftsmann. Dies ist im Ganzen eine so ungewöhnliche Eigenschaft bei dem genus irritabile, daß man kaum genug Nachdruck darauf legen kann. Sein Geschäftstalent war eben so groß wie sein Redner- und Schriftstellertalent.

Daher darf es denn auch nicht Wunder nehmen, daß seine Angelegenheiten bei seinem Tode sich in klarster Ordnung befanden. Jede Vorbereitung die nur denkbar, war von ihm im Falle seines Todes getroffen. Alle Documente befanden sich an bestimmtem Platze. Confusion und Ungewißheit, welche so oft bei plötzlichen Todesfällen folgen, kamen nicht vor.

Ordnung war ihm ein Lebensgesetz. Er war ein Mann, auf den man sich verlassen konnte. Wenn er sagte, daß er Dies oder Jenes thun wollte, so konnte man die Sache als ein fait accompli betrachten Hatte er einmal eine Gefälligkeit zugesagt, so erfüllte er sein Versprechen pünktlich zur bestimmten Zeit. Vergeßlichkeit, Aufschieben, in die Länge ziehen, Schwierigkeiten machen, Entschuldigungen standen nicht in seinem Wörterbuch. Er lebte sehr regelmäßig. Zur bestimmten Zeit stand er auf, zur bestimmten Zeit ging er zu Bett. Selbst für seine langen Gänge, seine Erholungen, eben so sehr wie für seine Arbeiten hatte er sich bestimmte Regeln erfunden, welche auf Erfahrung und vernünftigen Anschauungen begründet waren.

Fast allen großen Männern kann man alle möglichen kleinen und großen Defecte nachsagen. Bei Dickens ist es schwierig, herauszufinden, worin

seine Fehler bestanden. In fast allen Zweigen menschlichen Wissens und Könnens würde er auf irgend eine Weise Erfolg errungen haben. Er hatte bei seinen vielen Talenten noch Eins, welches den Besten fehlt, nämlich ein merkwürdiges Talent für den Erfolg.

Dickens war ein schöner Mann. Alle, welche ihn in seinen Jugendjahren gesehen, haben gesagt, er sei sogar eminent schön gewesen. Er kleidete sich sehr gut und war seiner Zeit neben dem Grafen D'Orsay der am ausgesuchtesten und geschmackvollsten gekleidete Gentleman in London. Es giebt eine Unzahl Bilder und Photographien von Dickens.

Die modernen Photographien von ihm als älterem Mann sind höchst getreu. Im mittleren Alter malten Frith und Scheffer sein Portrait; als er noch ein junger Mann war und (wie Thackeray, sein größter Kritiker und Bewunderer, sagte:) „still und bescheiden kam und seine Stelle an der Spitze der englischen Literatur einnahm", zeichnete sein Freund, Daniel Maclise, der kürzlich verstorbene Künstler, ein vortreffliches Bild von ihm, wovon ein Stahlstich angefertigt und der ersten Ausgabe von Nicholas Nickleby als Frontispice beigegeben wurde. Es existirt auch noch eine charakteristische Skizze des Dichters von George Cruikshank, in welcher sowohl der Zeichner wie der Dichter mit Stäben in den Händen als Haushofmeister bei einem öffentlichen Diner in der Freimaurer-Taverne auftreten.

Durch die Erfindung der Photographie wurde seine Persönlichkeit bald so bekannt, daß es wol kaum einen Menschen in London gab, der nicht den berühmten Dichter sofort erkannt hätte, mit seinem grauen sprenklichen Bart, seinen famosen forschenden Augen, die Einen auf angenehme Weise zu durchbohren schienen, seiner heitern, jovialen Erscheinung und seinem elastischen Gange. Gerade vor sich hinschauend, marschirte er über die vollen Straßen. Anscheinend sah er weder rechts noch links, aber trotzdem entging ihm nichts. Im Gegentheil sah er und besah Alles. Die Farmer in Kent kannten ihn eben so wol, wie die londoner Eingebornen, die zur Seite traten, wenn der Mann des Wegs kam, welcher „mit dem Gedanken um die Wette zu gehen" schien. „Da geht Charles Dickens!"

Er trug in der letzten Zeit sehr prononcirte Farben und seine Kleider hatten einen Schnitt, der mehr an Theatercostüm und die beliebten Excentricitäten der Sporting-Welt erinnerte. Gewöhnliche Beurtheiler, die ihn sonst nicht kannten, hätten ihn vielleicht für einen wohlhabenden Capitain, der eben von einer glücklichen Reise heimgekehrt, oder auch einen amerikanischen Senator auf einer Tour durch Europa, oder einen Gutsbesitzer aus Yorkshire, der sich viel mit Pferdezucht und Wettrennen abgiebt, gehalten haben. Die Art, wie er seine Haare trug, war ganz unenglisch, ja deutsch, studentisch. Er war ein fabelhafter Fußgänger. Ueberall haben ihn Leute angetroffen, in den sonderbarsten Plätzen. Die Omnibusconducteure, die Straßenjungen kannten ihn. Häufig sah man ihn in dem scheußlichsten Regenwetter an Orten, wo man sich sonst nur nothgedrungen und Schutz suchend verkriechen mag; ja in ganz übelberüchtigten, mindestens höchst verdächtigen Gegenden, z. B. Ratcliff Highway, Grays Inn Lane, Norton Folgate, Wandsworth Road, Seven Sisters, Houndsditch, Petticoat Lane, wo es von Dieben und sonstigem Gesindel wimmelt, tauchte seine markirte Persönlichkeit oft genug auf und der Polizist wußte, wer er sei. Er ging sehr schnell. Ueberhaupt reiste er viel, aber am gründlichsten hatte er London bereist. Aus Regent Street, Oxford Street und Piccadilly machte er sich nicht viel. Die fashio-

nablen Plätze und Squares schienen keine rechte Anziehungskraft für ihn zu haben. Sie waren ihm zu formell, langweilig und steif. Eben so wenig sah man ihn zu Pferde in Rotten Row. Dagegen kannte er aber alle kleinen polizeiwidrigen Nebenstraßen hinter Holborn, die elenden, schmutzigen Höfe und alleys in der Borough, die schäbigen Löcher und Nester der entfernten Vorstädte, die gekrümmten Hintergassen der City, die übelriechenden und schlammigen Werfte der Themse. Er war überall zu Haus, überall bekannt Die Lodging-Häuser, die Stationshäuser, die Hütten, Cottages, die Caravanen der Cheap Jacks, welche seidene Regenschirme für zwanzig Sgr. verkaufen, die Arbeitshäuser, Zuchthäuser, Schulzimmer, Läden, Barbierstuben, Hinterhöfe, dunklen Gänge, Publichäuser, Lumpensammler, Polizeihöfe und Märkte in den unbegreiflichsten und unberechtigtsten Gegenden Londons waren ihm lauter erschlossene Geheimnisse. Aus all' diesen ungeheuerlichen und giftgeschwängerten Localitäten brachte er Gemälde vom englischen Leben und Sitten, producirte er Charaktere von Männern, Weibern und Kindern, welche Millionen entweder zum Lachen oder zu Thränen rührten, und nicht allein seine eigenen Landsleute, sondern Menschen, die an dem entgegengesetzten Ende der Erde wohnten.

Dickens vergaß aber über der Weltstadt das Land nicht und sein Lieblingsland war Kent. Er hat es zu dem Schauplatz seines letzten unvollendeten Romans „Edwin Drood" gemacht und das darin geschilderte „Cloisterham" ist Rochester mit Schloß, Kathedrale und Umgebung. Dort in der Nähe von Rochester war auch sein Landsitz Gadshill, auf welchem er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte.

Schon als Kind nährte Dickens die ehrgeizige Hoffnung, einst Eigenthümer des Gadshill-Hauses zu werden. Sein Vater sagte ihm, daß, wenn er tüchtig arbeite und es sich recht sauer werden lasse, so dürfe er möglicher Weise eines Tages auch in einem so schön gelegenen Hause wohnen. Dies nahm sich der Knabe zu Herzen. Die Erinnerungen seiner Jugend verließen den großen Autor nie und als er die Zurückgezogenheit eines Landsitzes suchte, traf es sich ganz zufällig, daß jenes Haus auf Gadshill, früher die Wohnung des verstorbenen Pfarrers von Higham bei Rochester, zu verkaufen war! Dort in jenem ganz formellen, aber angenehmen englischen Hause, nahe bei der alten Doverstraße mit dem Blicke auf Chatham, wo er als Knabe zur Schule ging, starb Dickens.

Gadshill Haus war nahe bei der Stelle, wo Falstaff mit Prinz Hal und seinen Gefährten zusammentrifft. Das Falstaff-Wirthshaus steht „innerhalb eines Steinwurfs" von dem Hause Dickens. Alle Ecken und Winkel dieser Gegend sind von dem Dichter wunderschön in seinem letzten Werke beschrieben worden. Im Hause zu Gadshill befanden sich auch die Hauptdecorationen zu den Wilkie Collins'schen Dramen, in welchen Dickens als Schauspieler glänzte. Unter Glas und Rahmen standen sie in der Halle des Hauses und hatten trotz aller Rapidität in der Ausführung doch das Ansehen von Cabinetstücken. Der Schauspieler Fechter, der beste Shakespeare-Darsteller neuerer Zeit (obgleich kein Engländer) hatte ihm das reizende kleine Sommerhaus nach dem Modell eines Schweizer Chálet, welches sich in dem Garten befand, zum Geschenk gemacht. Jetzt wird Haus und Hof nebst der interessanten Gemäldesammlung verkauft werden.

Am Ende des letzten Romans, welchen Dickens vollendete, finden sich folgende Schlußworte, welche in seltsamer Weise mit seinem Leben und Tod verknüpft sind:

„Am Freitag, den 9. Juni 1865 waren zwei würdige Personen aus dem Roman „Our mutual Friend", Mr. und Mrs. Boffin in ihrem Manuscriptkleide bei mir auf der Süd-Ostbahn während eines furchtbaren Eisenbahnunglücks. Nachdem ich Alles gethan hatte, was ich konnte, um Andern Hülfe zu leisten, kletterte ich in meinen Waggon zurück, um das würdige Paar herauszuziehen. Beide waren stark beschmutzt, jedoch sonst unverletzt. Ich denke mit tiefer Dankbarkeit daran, daß ich niemals näher daran war, für immer von meinen Lesern zu scheiden als in jenem Augenblick, bis einst die zwei Worte, mit welchen ich heute dies Buch geschlossen habe, auf das Conto meines Lebens geschrieben werden: Das Ende."

Seltsam, daß gerade fünf Jahre später an demselben Tage desselben Monats „das Ende" kam. An Vorbedeutungen, wenn man daran glauben mag, fehlte es nicht.

Ein Freund, Mr. Charles Kent, wünschte ihn am Donnerstag, seinem Todestage, zu besuchen. Dickens schrieb ihm folgende Antwort am Mittwoch:

„Mein lieber Kent!

„Morgen ist ein sehr schlimmer Tag für mich, da ich außer meinen gewöhnlichen Büreaugeschäften, eine Masse Rechnungen abzumachen habe" u. s. w.

Er dachte wol nicht daran, daß er seine letzte Rechnung abzumachen haben würde. Kurz zuvor hatte er noch in London das neue Haupttelegraphen-Büreau inspiciren wollen und war zu dem Zwecke von dem Director Mr. Scudamore auf Donnerstag Abend um halb sieben Uhr zum Diner eingeladen worden. Indeß fühlte er sich schon ein paar Tage vorher nicht wohl genug, um auszugehen und lehnte die Einladung ab. Die Zeit des Diners fiel genau mit seiner Todesstunde zusammen!

Viele Prediger erwähnten am nächsten Sonntag den großen Nationalverlust in ihren Reden. Ja, der Caplan des Unterhauses sagte: „Dickens hat uns besser in Religion und Christenthum unterrichtet, als so und so viele Priester. Er war nicht blos ein Romanschreiber, obwol seine Romane die besten neuerer Zeit sind, denn er hat der christlichen Kirche wesentliche Dienste durch seine Schriften geleistet."

Sein Wunsch war, daß alle seine Briefe verbrannt werden sollten. Er glaubte, daß ein Mann das Beste in seinen Werken gäbe.

Abenteuer gab es anscheinend wenige in seinem Leben. Er hatte sich nie duellirt, nie im Gefängniß gesessen, war nie der Günstling einer Königin oder einer Hofpartei gewesen. Sein Leben war ruhig, friedlich und glücklich. Er hatte keine Schulden. Er lebte ganz der Literatur.

Da Niemand um das Begräbniß wußte, außer den zunächst dabei Betheiligten, so war die Leichenfeier ganz still. Nur einige zwanzig zufällige Besucher waren zugegen. Im Laufe des Tages wurde die Sache jedoch bekannt und Tausende wallfahrteten zur Westminster-Abtei, um einen letzten Blick und Blumen auf die offen gebliebene Grabstätte und den Sarg zu werfen.

Trotz der schwarzen Decke, welche man ausgespannt hatte, um die nebenstehenden Särge in Dunkel einzuhüllen, konnten scharfe Augen den Sarg Händels erkennen, den nächsten Nachbar Dickens' im Tode. Männer nahmen die Rosen aus ihren Knopflöchern, Frauen die Bouquets von ihrem Busen, um sie auf seinen Sarg fallen zu lassen. Jetzt ist das Grab geschlossen. Aber noch stehen Stühle dort und kein Tag vergeht, wo nicht frische Blumen darauf gelegt werden.

Recept für Badekuren.

In einem illustrirten französischen Witzblatte war unlängst eine hübsche Scene dargestellt: Eine elegante Dame mustert ihren Anzug vor dem Spiegel, neben ihr sitzt ein ältlicher Herr; „Doctor“, fragt sie ihn, „ich möchte, daß mein Gemahl mich nach Baden führe, welche Krankheit ist hiezu nothwendig?“

Das Bildchen erweckt mancherlei Betrachtungen; allerdings paßt es nur auf französische Zustände — deutsche Frauen können auf die Galanterie ihrer Ehemänner rechnen, und bedürfen nicht solcher häuslicher Listen, um in die Badelisten zu gelangen — nichts destoweniger charakterisirt es die meisten Badereisen und deren Motive.

Denn wer vermag all' die Uebel zu nennen und zu beschreiben, die in Baden-Baden curirt werden?

Ihr Studium ist schon deshalb interessant, weil es mit der Medicin gar nichts zu thun hat, und insofern können auch wir unseren liebenswürdigen Leserinnen ärztlichen Rath ertheilen.

Es erscheint uns ganz natürlich, daß die Dame, die in ein Bad gehen muß, erst recht in eines gehen will.

Et, ce que femme veut, Dieu le veut. Zwar würde die neueste Philosophie behaupten, daß selbst nach Baden, Ems ꝛc. nicht der freie Wille führt, sondern ein Zusammenwirken zwingender Umstände, daß auch bei einer Vergnügungsreise die Nothwendigkeit waltet; wir aber halten uns an das französische Sprüchwort: „Lasse den lieben Gott und die Frauen regieren“, und meinen, daß im äußersten Falle die Nothwendigkeit, sich zu amüsiren, leichter zu ertragen ist, als die Langeweile und — das Lesen mancher philosophischer Schriften.

Wir wollen nun unsere Recepte abfassen. Wie und wo amüsirt man sich am besten? Hierfür ist die Hauptvorschrift nothwendig. Eine andere Frage ist nicht zulässig, sobald es sich um Reisen in Luxusbäder handelt. Wer „sich erholen, oder sich sammeln, sich ausruhen, sich erfrischen, sich stärken“ will, der suche die einsameren Curorte auf, wo seine Nerven vor jeder Aufregung vollkommen gesichert sind. Der stillen Plätzchen giebt es so viele im schönen Deutschland, daß wir sie absichtlich nicht nennen, erstens, um Dem, der sie sucht, die Freude, ein solches selbst gefunden zu haben, nicht zu verderben; zweitens, weil es genügt, in einem verbreiteten Blatte ein „stilles“ Plätzchen zu preisen, um es nach zwei Jahren als sehr geräuschvolles mit einem theuren Hôtel, wiederzufinden. Also nur für Den, der nicht scheut, Naturgenuß mit den Vergnügungen der großen Städte zu vereinen, ist unser Recept geschrieben. Die eigentliche Saison der Bäder, wo wenig gebadet wird, hat noch nicht begonnen; noch schwankt manche Wahl unschlüssig hin, wir wollen eine kurze Charakteristik der Orte und der dort gewöhnlich versammelten Gesellschaft folgen lassen; wir werden dabei nicht so objectiv verfahren, als gelte es eine neue Erscheinung in der Kunstwelt zu beurtheilen, oder irgend eine sehr wichtige, sociale oder politische Frage dem allgemeinen Verständnisse näher zu bringen; wir werden Schönheiten, Annehmlichkeiten und Vergnügungsanstalten eines jeden Ortes so beschreiben, wie wir sie gefunden

haben, aber nichts verschweigen, was zu dem Vortheile des einen oder andern gesagt werden kann.

Die vier „rheinischen“ Bäder, Homburg, Wiesbaden, Ems und Baden sind die jährlichen Hauptziele der Lustreisenden. Von den genannten rechtfertigen Wiesbaden und Baden die Benennung „rheinische“ insofern, als man von ihren Höhen den Rhein erblickt, Wiesbaden und Ems bieten auch den Vortheil, daß man in einer halben Stunden Fahrt an den Rhein und dessen schönste Punkte gelangen kann; wie aber Homburg auch zu dem obigen Beiworte gekommen ist, vermögen wir uns nicht zu erklären; man mag es anstellen wie man will, so gelangt man nur in zwei Stunden und auf zwei verschiedenen Eisenbahnen an den Rhein; man könnte daher ebenso gut Berlin eine Seestadt nennen, da doch der Schnellzug nach Stettin und an die See kaum mehr als zweiundeinehalbe Stunde braucht. Doch nicht bloß der schöne Fluß ist weit entfernt von Homburg, sondern auch die wenigen schönen Gebirgspunkte: der Taunus, der Feldberg, Cronberg 2c. sind nur guten Fußgängern in mehreren Stunden erreichbar, die Wege dahin sind von Frankfurt aus besser unterhalten als von Homburg, es scheint, daß man an diesem Ort die Naturfreunde nicht erwartet und nicht protegirt. Wenn nun dieser Curort als solcher wenig Annehmlichkeiten besitzt, so bietet er dagegen an Pracht und Luxus und künstlichen Vergnügungen aller Art eine wahre Fundgrube: die schönsten Säle, die ausgesuchteste Küche, die theuersten, italienischen Sänger und Sängerinnen, auch das höchste Spiel. Wem also nur Das imponirt, was nur durch Geld erlangt wird, der gehe nach Homburg. Die Gesellschaft daselbst theilt sich in sichtbare und unsichtbare: die letztere ist die gute; sie lebt ganz zurückgezogen, und ohne die Badeliste wüßte man nichts von ihrer Anwesenheit.

Wiesbaden und Ems sind viel weniger prächtig und künstlich ausgestattet als Homburg; der Cursaal von Ems ist weder an Räumlichkeit noch in Eleganz dem theuren Bade entsprechend, während der wiesbadener wenigstens durch die äußere Colonnade imponirt, über die schon Goethe besonderes Wohlgefallen ausgesprochen hat. Aber was den beiden Orten an Luxuseinrichtungen mangelt, das ersetzt die Natur durch ihre Schönheit. Wir brauchen unsere Leserinnen nicht erst zu einer Rheinreise zu ermuntern, die sie von Wiesbaden durch eine halbstündige Fahrt nach Biebrich unternehmen können; aber wir wollen ihnen jedenfalls verordnen, an einem schönen Sommerabend nach Biebrich zu fahren und von dem Garten des „Rheinischen Hofs“ den Sonnenuntergang zu betrachten, die Färbung des Stromes, auf den die letzten Strahlen fallen; wir sind überzeugt, unser Recept wird gute Wirkung thun! Die Fahrten von Ems nach Stolzenfels 2c. sind ebenfalls bekannt; doch das herrliche Lahnthal, das erst seit einigen Jahren durch die Eisenbahn so recht zugänglich, ist unserer Ansicht nach bisher noch nicht genügend gewürdigt. Und doch hat Goethe seinen Werther in jenem Thale gedichtet und in ihm die Anregung zu den herrlichen Naturbeschreibungen gefunden!

Was die Gesellschaft in den beiden Curorten betrifft, so ist die in Ems jedenfalls die gewähltere, die in Wiesbaden die „lebhaftere“; der Grund hierfür liegt noch mehr in der Oertlichkeit, als in den Personen. Ems ist klein, in einem engen Thal gelegen, wo die Gesellschaft sich nicht nach verschiedenen Seiten ausbreiten kann, sondern immer zusammengedrängt ist. Die einzelnen Gruppen zeichnen sich schärfer als anderswo, und jede einzelne wird bemerkt. Se. Majestät der König von Preußen verbringt dort seit

mehreren Jahren einige Wochen des Sommers; ebenso mehrere Prinzen des königlichen Hauses; sie bewegen sich frei, in liebenswürdigster Ungezwungenheit; Diplomaten aller Länder, russische und englische Hochadelige, rumänische Bojaren dagegen kreuzen sich, ohne in nähere Berührung zu kommen; es giebt keinen rechten neutralisirenden gesellschaftlichen Vereinigungspunkt, aber auch kein Mittel sich zu isoliren; so ist Ems ein Ort von vielem Ton und wenig Unterhaltung. Wiesbaden ist wirklich lustiger, weil seine freiere Lage auch in den Gästen einen bequemeren, behäbigeren, gesellschaftlicheren Sinn entwickelt.

Die höchsten und hohen Herrschaften lieben es, sich in dem Treiben der Menge unbehelligt zu verlieren, und diejenigen exclusiven Kreise, die sich eben absondern wollen, werden fast nicht gesehen. Allerdings gehts in den Spielsälen manchmal bunt zu, viel bunter als in Ems, wo eben das Terrain beschränkend ist; aber ob die Leute ihr Geld mit etwas mehr oder weniger tenue verlieren, und in welcher Umgebung — ist für unseren Zweck gleichgiltig. Wer sich nur in ächt aristokratischer Atmosphäre wohl befindet, gehe nach Ems, wer in schöner Gegend sich ein paar Tage gut unterhalten will, nach Wiesbaden — wer aber einen längeren Aufenthalt an einem Luxusbade nehmen, Naturschönheit in vollem Maße genießen, und dabei die belebteste und eleganteste Gesellschaft sehen will, der gehe — nach Baden.

Die freundliche Leserin wird bei diesem Rathe wol denken, daß der Autor eine besondere Vorliebe für Baden hege und er gesteht dieser gern ein, daß er sie mit allen Autoren und Künstlern theilt; für sie Alle giebt es keinen Ort, der zu gleicher Zeit so viel Genüsse und so viele Studien böte, einen derartigen Zusammenfluß von charakteristischen Erscheinungen aus allen Ständen und die Gelegenheit, binnen einer Stunde all' dem Gewirr entflohen zu sein, um sich mitten in herrlichster Waldeinsamkeit zu befinden! In Baden versammeln sich alljährlich die geistreichsten Frauen der Aristokratie aller Länder, nicht um einen abgesonderten Kreis zu bilden, sondern um in dem von der Intelligenz geschaffenen Kreise zu glänzen und dessen Huldigungen zu empfangen! Geben ihnen doch die so hochgebildete Königin von Preußen und deren herrliche Tochter, die Großherzogin von Baden, das beste Beispiel, indem sie eine große Künstlerin, die Frau Viardot besuchen, die in ihren Matinéen Alles versammelt, was Baden an Sommitäten des Geistes und der Geburt besitzt! Nur in Baden sieht man die glänzendsten Vertreter der Diplomatie in so liebenswürdigem Verkehr mit den Künstlern. Allerdings sind die Gesandten Preußens und Oesterreichs am großherzoglichen Hofe, Graf Flemming und Freiherr von Pfusterschmidt, selbst künstlerisch gebildete Dilettanten. In Baden wohnte Turgeniew, Rußlands größter Dichter, Clara Schumann, Deutschlands deutscheste Musikerin; in der Nähe Badens, in dem paradiesischen Gernsbach, weilt in diesem Augenblick Berthold Auerbach, um sich in seinem geliebten Schwarzwalde zu ergehen. Und — das darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden — in Baden allein zeigt die Oberleitung des Curhauses wahre Achtung für die Intelligenz und auch für die gute Gesellschaft, die nicht spielt. Nirgends ist ein so reich ausgestattetes Lesecabinet, nirgends finden sich so viele elegante, nur der Unterhaltung gewidmete Säle. Ist es da zu verwundern, wenn die Autoren und Künstler eine Vorliebe für Baden hegen und wenn der Verfasser sein Recept schreibt: Besuche alle Bäder, aber bleibe in Baden.

Immermann's Tulifäntchen.

Eine neue Lection bei der russischen Fürstin.

Von **Ad. Ebeling.**

Diesmal wurde ich von der Dienerschaft mit einer gewissen Feierlichkeit empfangen und nicht in das Boudoir der Fürstin, sondern in den großen Empfangssaal geleitet, den der Leser bereits kennt, und wo ich die Damen auch schon versammelt fand. Die Gräfin hatte nämlich, weil mein Auditorium größer geworden war, auch einen größern Raum für meine Vorlesungen gewünscht, und da ihre Tochter sich viel besser fühlte (ich weiß freilich nicht, in wie weit meine Lectionen zu dieser Genesung beigetragen), so stand dem kleinen Umzuge nichts im Wege. Um aber nichts halb zu thun, hatte man eine von den Estraden, die fast vor allen Fenstern standen, um die Aussicht auf die Elyseischen Felder zu erleichtern, in die Mitte des Saals gezogen, einen Tisch und einen Sessel darauf gestellt, auch auf den Tisch einen grünen Teppich gelegt, und dies Alles, um durch ein solches Arrangement möglichst die öffentlichen Vorlesungen nachzuahmen, die unter dem Namen „conférences" schon damals in Paris auftauchten und die uns später, im umgekehrten Sinne non multum sed multa, wie eine wahre Landplage überfluthen sollten. Sogar ein Plateau mit dem traditionellen Glase Zuckerwasser stand auf dem Tische, ohne das bekanntlich in Frankreich kein Redner fertig werden kann, kurz, man hatte nichts vergessen und für Alles gesorgt.

Ich darf es kaum wagen, Durchlaucht, sagte ich, zu meiner Fürstin gewendet, diese Rednerbühne zu besteigen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Held, dessen Schicksale und Abenteuer ich Ihnen erzählen will, so überaus winzig und klein ist.

„Gleichviel", war die Antwort, „Sie nennen ihn einen Helden und das genügt, ihm im Voraus unsere Sympathien zu schenken."

Dies beruhigt mich, entgegnete ich und stieg beherzt die zwei Stufen hinan und setzte mich zurecht, nachdem ich das Auditorium noch einmal begrüßt hatte; sagt doch Tulifäntchen selbst zu seinem Vater, als ihn dieser wegen seines Thatenhungers und Ehrendurstes verspottet:

„Seit wann hat denn die Elle,
Den wahren Werth zu schätzen, Amt und Stelle?
Nicht in den großen Gliedern,
Im großen Herzen steckt der Muth dem Biedern!" —

Und nun ließ ich den Vorhang meines kleinen Puppentheaters aufgehen. Zuerst die Göttin Vergänglichkeit, ein steinaltes, eingeschrumpftes Mütterchen, die falbe Mooskrone auf dem weißen Haupte, einen Epheukranz um die mageren Hüften, so sitzt sie unter welken Blumen und Blättern auf regenmürben Ruinen, ach, und bei leeren Beuteln, ausgetrunkenen Flaschen und verblichenen Liebespfändern, und sinnt schwermüthig nach über die Flüchtigkeit aller irdischen Freuden; über ihr in der blauen Luft läßt ein schalkhafter

Amor Seifenblasen steigen, die secundenlang im Sonnenglanz mit allen Regenbogenfarben schimmern und dann in Nichts zerfließen.

Hierauf der hagere Mann im zimmetbraunen Mantel und darunter ein abgetragenes, verschossenes Hofkleid, wie er die Stufen seiner kleinen Gartentreppe hinansteigt und sich auf den Mauerrand seines Besitzthums niederläßt, des einzigen und letzten, das ihm von so vielen prächtigen Schlössern und reichen Herrschaften übriggeblieben ist: ein elender Kartoffelkeller, und den er auch nur deswegen behalten hat, weil ihn kein Gläubiger brauchen konnte,

„Denen sonst doch brauchbar
Alles zwischen Erd' und Himmel."

Das ist Don Tulifant, der letzte Sprößling und Erbe des großen, berühmten Geschlechtes der Tulifanten, das aber leider der ebengeschilderten Göttin angeheimgefallen ist. Der edle Don ist indeß weder kleinlaut noch gebeugt, er blättert in einem alten Ahnenbuche und freut sich über seinen reinen, unverfälschten Stammbaum. Nur ein trauriger Gedanke erfüllt sein Herz: ihm fehlt ein Erbe seines Namens und Stammes, denn seine Ehe mit der vielgeliebten Donna Tulpe ist kinderlos geblieben. Schrecklicher Gedanke, wenn einst nach dem Tode der Beiden ein ferner Lehensvetter kommen wird, um ein fremdes Wappen aufzupflanzen über dem Portal des Kartoffelkellers!

Doch, nach wenigen Tagen, auf einmal . . .

„Welch' ein Rennen, welch' ein Kramen
In dem Zimmer Tulifanten's!"

Der Gemahl sucht in einer alten Chronik nach stolzen, tönenden Namen; seine theure Ehehälfte hat ihm nämlich ein süßes, wunderbares Geheimniß anvertraut: sie fühlt sich Mutter. Don Tulifant bestellt ein gebratenes Küchlein und einen Krug Schmalbier bei seinem Diener, dem treuen Gines, der Anfangs seinen Herrn nicht recht bei Trost glaubt; aber da erscheint die Gattin selbst . . .

„Und die Hüft' umbauscht vom Reifrock
Aus gestreiftem gelben Atlas,
Der gesehn drei Menschenalter,
Trat zur Thür herein voll Würde
Die erhabne Donna Tulpe."

Die jüngeren Damen (meine Fürstin und die Prinzessin Olga) kicherten. Doch die Gräfin und die Fürstin T. winkten ihnen mit ernster Miene zu und ich konnte das dritte Kapitel, Tulifäntchens Geburt, beginnen. Als ich aber an den Passus kam, wo das neugeborne Knäblein im Schooße des Vaters liegt, „fingerlang und fingerdick", da lachte die Prinzessin Olga laut auf und der blaßrothe Kakadu, der neben ihr auf seiner Stange saß und sich bis dahin ganz ruhig verhalten, lachte kreischend mit und schlug die Flügel, wie wenn er etwas von den komischen Versen verstanden hätte. Allgemeine Unterbrechung; die Gräfin, die ihre Nichte nicht zu schelten wagte, wurde böse auf den Vogel und wollte ihn in's Nebenzimmer bringen. Ich legte mich in's Mittel und bat für ihn, so daß er bleiben durfte, und wurde dafür mit einem dankenden Blick von der kleinen Prinzessin belohnt, die zugleich versprach, in Zukunft artiger zu sein und die Lectüre nicht mehr zu stören.

„Fingerlang und fingerdick", begann ich von Neuem pathetisch und

las die Klage der armen Eltern über das neugeborene Zwergenknirpslein, dies Diminutivum von einem Menschen . . .

„Leise weinet Donna Tulpe,
Seufzend schaut Don Tulifant."

Plötzlich erhellt ätherischer Lichtglanz das Zimmer — auf einer Regenbogenbrücke steigt ein liebliches Wesen, ein goldbeschwingtes Wunder herab: die Fee Libelle, die Schutzgöttin des Hauses. Sie tröstet die jammernden Eltern . .

„Weine nicht, o Donna Tulpe,
Seufze nicht, Don Tulifant,
Denn ein Sohn ward euch geboren,
Der des Hauses Stern und Blume!"

und fügt hinzu, als der Vater entgegnet, daß jener Stern und jene Blume doch gar zu kurz und klein gerathen seien:

„Jetzo ist die Zeit der Kleinen;
Große Thaten kleiner Leute
Will die Welt . . ."

Dann verschwindet sie, wie sie gekommen, und um das Mirakel zu bekräftigen thut Tulifäntchen sein rosiges Mündlein auf und zirpt vernehmlich:

„Eltern, ja, ich will's vollenden,
Bin des Hauses Stern und Blume." —

Jetzt zu den Fahrten und Abenteuern unseres Helden. Man konnte nicht wohl sagen, daß er herangewachsen war, denn seine Größe, richtiger seine Kleinheit, nahm um keine Linie, weder in die Breite, noch in die Länge zu, aber an Jahren war er bereits ein Jüngling und auch an Muth und Thatenlust. Nur Waffen, Waffen verlangt er von seinem Vater, um den Kranz des Ruhms und der Ehre zu gewinnen. Don Tulifant billigt aus voller Seele diesen ritterlichen Wunsch und macht sich an die Arbeit.

„O du freud'ges Waffenblitzen!
Edle Waffen, rechte Waffen!"

Eine Federmesserklinge mit einem Griff von Siegellack bildet den Degen, eine kleine Silbermünze an seidenem Faden den Schild, eine ausgehöhlte Kastanie den Küraß und eine halbe Haselnußschale den Helm. So bewappnet und bewehrt nimmt Tulifäntchen Abschied von den Eltern . . .

„Ihr hört von mir Großes, oder
Nichts mehr . . ."

steigt behende in das rechte Ohr des alten Schimmels, des loyalen Zucklaboro, setzt sich drinnen auf dem festen Knorpel zurecht, grüßt noch einmal höflich und huldvoll und trabt davon.

Der alte Schimmel läuft querfeldein und weiter und weiter. Nachts ruht er im Grase und Tulifäntchen schlummert in seinem Ohr. Aber der kleine Ritter schläft unruhig, denn ihm träumt von Drachen und Riesen, von giftigen Ungeheuern, die er siegreich bekämpft, von dem Zaubervogel Phönix, den er fängt, von Elfen und Nixen, mit denen er in bergkrystallnen Grotten liebend kost. Eines Morgens erweckt ihn lauter Lärm und wildes Rufen; als er um sich blickt, sieht er nichts als Weiber und Schürzen, denn er befindet sich vor Micromona, der Hauptstadt im Lande der Weiber. Eine kräftige Brünette, der er sich als Paladin von Ehre gern ergibt, indem er zierlich Haupt und Schwertlein neigt, liefert ihm die nöthigen statistischen Details über den seltsamen Staat, wo jeder Mann geächtet ist und wo die

Kinder auf den Bäumen wachsen, und sagt ihm zugleich, daß sie nach den Gesetzen des Landes genöthigt sei, ihn der Königin vorzustellen, die über sein Schicksal entscheiden werde.

Im königlichen Palast ist aber Alles in großer Angst und Noth;

„Fürstenzürnen, böses Zürnen!
Königsgrimm, o schlimm Verhängniß!"

Die besternten Weiber, die Reichs-Kron-Würdeträgerinnen, schauen sämmtlich zitternd und zagend nach dem rothdamastenen Vorhang, hinter welchem die Königin Grandiose sitzt . . .

„Angethan mit Hermelin-Vließ,
Auf dem Haupt die goldne Krone,
Goldnen Zepter in der Rechten,
In der Linken den Reichsapfel:
Accurat wie Carreau-Dame."

Tulifäntchen nähert sich der Premierministerin und spricht in Züchten:

„Damen seh' ich voll Bedrängniß,
Wollet Excellenz gebieten
Ueber eures Ritters Kräfte."

Nun erfährt er das Entsetzliche. Die Königin hat sich in ihr geheimstes Gemach zurückgezogen, um dort über das Wohl ihrer Unterthanen nachzudenken, über das schöne, allen Monarchen theure Ideal: „wie es könnte sein und nicht ist." Das sind ihre sogenannten weichen Stunden, in denen sie um Alles in der Welt nicht gestört werden darf, sonst wehe! Das Allergeringste, ein Nichts, ein Sonnenstäubchen, das nicht nach dem allerhöchsten Willen kräuselt, genügt, um die Königin in die schrecklichste Wuth zu versetzen, die alsdann gar keine Grenzen kennt . . .

„und meistens
Läßt sie, um sich herzustellen
Im Regentengleichgewichte,
Ihrer Nächsten köpfen ein'ge."

Und eben jetzt ist ein solcher furchtbarer Moment im Anzuge. Ein Brummer ist durch das offene Fenster hereingesaust und umschwirrt und umsurrt in unangemessener Weise die Krone, das Scepter, den Hermelinvließ, ja — denn diesem Ungeheuer ist nichts heilig — er strebt

„auf die Nase sich der Kön'gin
Hochverräth'risch hinzupflanzen."

Dies ist genug für unsern Helden. Er empfiehlt sich Gott und dem Gebet der holden Damen, zieht kühn seine Federmesserklinge und schleicht hinein in das Gemach Ihrer Majestät. Dort nimmt er aus seinem Täschlein ein erspartes Stückchen Zucker, hält es hoch in die Luft, und als der Brummer, die süße Beute witternd, sich darauf losstürzt, stößt ihm Tulifäntchen sein gutes Schwert mannhaft und muthig in die Brust, daß das Unthier seine lasterschwarze Seele zum Hades aushaucht . . .

„vom Kusse
Der Erfreuten ward der Junkherr
Fast zu Tode dort gedrückt."

Zugleich tritt die Königin Grandiose hinter der rothen Portière hervor, sie ist heitern Antlitzes und äußerst gnädig; sie theilt auch den versammelten Ministerinnen und Höfling—innen das Resultat ihrer Meditationen mit . . .

„Künftig wird, behufs Ersparniß
Ueberflüss'ger Dinte, niemals
Ueber's i der Punkt gesetzt.
Hundertzwanzig Commissarien,
Mit auskömmlichen Diäten,
Werden wir sofort ernennen,
Dies Gesetz emporzuhalten."

Alsdann gedenkt sie des Brummers, der nahe daran gewesen ist, ihre Ruhe zu stören und fragt, ob vielleicht Jemand durch kluge That die freche Fliege verscheucht; er solle sich nur nennen, denn in ihrem Staate bliebe bekanntlich kein Verdienst ohne Band im Knopfloch. Da tritt die Premierministerin vor, knixt und präsentirt auf ihrem Fächer den Paladin. Tulifäntchen beugt ritterlich ein Knie, hält den Fliegenleichnam hoch empor am Schwert, dem guten . . .

„Mögen Deines Namens Feinde
All, wie dieser Brummer, enden!'

Der Lohn für die Heldenthat bleibt nicht aus: Tulifäntchen darf als der einzige Mann ausnahmsweise im Staat von Micromona bleiben, hochgeehrt und belohnt mit dem höchsten Orden des Reiches, mit dem Orden vom Pantoffel. Festesjubel erfüllt die ganze Stadt und an hundert Orten leuchten in buntem Freudenfeuer die Transparente:

„Vivat hoch! Es lebe
Tulifäntchen Fliegentödter!"

Die Prinzessin Olga klatschte ein Mal über das andere in die zarten Hände, meine anderen Zuhörerinnen folgten ihrem Beispiele, und wenn der kleine Ritter gegenwärtig gewesen, so wäre er gewiß von ihnen ähnlich geliebkost worden, wie von den Damen Micromona's.

Meine Fürstin fragte mich, ob das Gedicht in's Französische übersetzt sei, was ich verneinte, indem ich hinzufügte, daß es leider in Deutschland selbst, trotz des berühmten Namens seines Verfassers, so gut wie unbeachtet geblieben, oder doch bei Weitem die Anerkennung nicht gefunden habe, die es entschieden verdiente. Und das ist auch der Grund, weshalb ich hier in meinem Referat über diese neue Lection länger und eingehend dabei verweile, wobei ich selbst freilich ein sehr geringes Verdienst habe, indem ich einfach die niedliche kleine Geschichte den Versen nacherzähle, die ich vorlas. Vielleicht aber veranlasse ich dadurch einige meiner Leserinnen, das kleine Buch zur Hand zu nehmen: ich bin im Voraus gewiß, daß sie sich an der lieblich-drolligen Dichtung und an den hübschen Illustrationen von Hosemann sehr erfreuen werden.

In Bezug jedoch auf die obige Frage wegen einer französischen Uebersetzung fiel mir ein interessanter Umstand ein, zu dessen Mittheilung ich die kleine Pause zwischen dem ersten und zweiten Gesange benutzte, und der auch den meisten meiner Leser sehr wahrscheinlich unbekannt sein wird. Das Heldengedicht Tulifäntchen wurde nämlich zuerst in Paris vorgelesen, noch dazu in einem bedeutenden Kreise, gewissermaßen vor einem Areopag von Künstlern und Kritikern und zwar im Hause Michael Beer's, des bekannten dramatischen Dichters, der zu jener Zeit in Paris wohnte. Im Herbst des Jahres 1830 hatte Beer von seinem Freunde Immermann aus Düsseldorf das Manuscript des Gedichtes zugeschickt erhalten, wie auch die vorangedruckte Dedication in dem „Billet an Michael Beer" beweist:

„Tulifäntchen kommt und spricht:
Aus dem Stübchen, eng umgrünet
Von der Linde, u. s. w.
. . . schickt der Vater
Mich zur großen Stadt Paris.
Daß ich in den langen Gassen
Mir nicht selber komm' abhanden,
Gab er mir an dich Adresse."

Beer lud schon für den nächsten Abend eine ausgewählte Gesellschaft zu der Vorlesung ein und hatte selbst das Amt des Lectors übernommen. Drei Herren aus jener Gesellschaft, die sich dort zufällig zusammenfanden, sind, obwol sie längst den Todten angehören, noch heute, nach fast vierzig Jahren, für uns von großem Interesse. Seltsam genug, waren es drei Israeliten. Der erste, kaum ein Vierziger, lang und schmächtig, mit nachlässiger Eleganz gekleidet, das üppige schwarze Haar wild um die hohe weiße Stirn, dazu dunkle, glühende Augen und lebhafte Gesticulationen . . . er hatte bereits auf dem Flügel eine wundervolle Melodie gespielt, der alle Anwesenden mit wahrem Entzücken gelauscht und die später als „Gnadenarie" durch die ganze Welt zog — das war der Bruder des Wirthes, Meyerbeer, der nach Paris gekommen war, um die Proben seiner neuen Oper, „Robert der Teufel" in Person zu leiten. Der zweite Herr schien um mehrere Jahre älter und sah kränklich und leidend aus; er saß still und gebückt in einem Lehnstuhl und redete wenig; sein scharfgeschnittenes Profil hatte fast etwas Ascetisches, oder doch etwas von einem Philosophen aus der alten Schule — Ludwig Börne. Der Dritte war ein junger und äußerst munterer, beinahe übermüthiger Gast, voll Witz und pikanter Bonmots, der erst ganz kürzlich in das bunte und wilde pariser Leben hineingerathen war, sich aber schon sehr wohl darin fühlte, so recht in seinem Elemente. Er war von zarter Natur, mit röthlich blondem Haar und blauen Augen, auffallend weißen und kleinen Händen, sein Anzug streifte sogar an's Stutzerhafte, und doch trug sein ganzes Wesen unleugbar einen genialen Anstrich — es war Heinrich Heine, bereits damals auf der Höhe seines Ruhmes, und wenn auch nicht der erste, so doch der beliebteste Dichter der deutschen Nation. Den Jupiter in Weimar, den Altmeister Goethe, der Anno 30 auch noch lebte, hätte man freilich nicht um sein Urtheil fragen dürfen, aber Goethe war längst von der brausenden Jugend jener Zeit, deren Rausch durch die Julirevolution einen neuen Champagneraufguß erhalten hatte, zu den Classikern geworfen worden.

Es wäre wol der Mühe werth gewesen, jener Vorlesung beizuwohnen; Michael Beer, der Dichter des „Struensee", las bekanntlich vortrefflich und der Name des Verfassers verbürgte einen glänzenden Erfolg. Die anwesenden Damen interessirten sich lebhaft für den kleinen liebenswürdigen Helden und applaudirten bei jedem Capitel — ganz wie Sie soeben gethan haben, Mesdames, fügte ich, zu meinem Auditorium gewendet, hinzu.

„Auch Damen waren gegenwärtig?" fragte meine Fürstin, „vielleicht ebenfalls berühmte, wie die Herren; wissen Sie nichts Näheres darüber?"

Leider, entgegnete ich, schweigt der Chronist, dem ich die obige Mittheilung verdanke, über diesen Punkt; wenigstens nennt er keine Namen, obwol er verschiedene Andeutungen über die einzelnen Toiletten macht. Diese letzte Bemerkung entfuhr mir unwillkürlich und ich griff schon nach dem Buche, um den zweiten Gesang zu beginnen; aber nein, ich mußte erst Rede stehen.

„Die Toiletten!" riefen meine Zuhörerinnen wie im Chor, „bitte, erzählen Sie, Monsieur."

Mon Dieu, sagte ich mit möglichst ehrbarer Miene, Sie begreifen, daß ich diese Notizen, die literarhistorisch doch nur sehr mittelbar zur Sache gehörten, fast unbeachtet ließ, denn . . ."

„Ach, jetzt spielen Sie wieder den ernsten Professor", unterbrach mich meine Fürstin, „Sie können sich doch leicht denken, daß uns dergleichen interessirt . . ." „und etwas werden Sie doch gewiß behalten haben", setzte die Prinzessin Olga schüchtern hinzu und sah mich bittend an, indem sie zugleich den Kakadu, der richtig wieder auf die Lehne ihres Sessels geklettert war, behutsam fortnahm und zurück auf seine Stange trug — nur um mich günstig zu stimmen.

Nothgedrungen erzählte ich also, was ich wußte, und sprach von den enganschließenden Atlaskleidern, in Changeant, lila und grün, oder roth und blau, mit den sogenannten Pagodenärmeln (das familiäre Wort „Tellerlecker", das man damals in Deutschland gebrauchte, wagte ich in diesem vornehmen Kreise nicht zu sagen); die Kleider selbst sehr kurz, um die zierlichen Schuhe mit den schwarzen Kreuzbändern zu zeigen, und um die Taille der breite goldgewirkte Gürtel mit der noch breiteren goldenen Schnalle. Ferner die Frisur mit dem künstlichen Lockenbau und dem hohen Schildpattkamm in durchbrochener Arbeit. Jene Kämme, fuhr ich fort, waren damals ein großer Luxusartikel und ein wirklich schöner kostete gegen hundert Thaler. Alsdann maß er aber auch fast einen Fuß im Quadrat, und die zierlich geschnitzten Vögel, Blättergewinde und Arabesken, durchscheinend wie Glas und dünn wie Papier, erregten allgemeine Bewunderung. Diese Mode zog durch ganz Europa, denn sie fand überall Anklang; doch was würde man wol jetzt von einer Dame sagen, die mit einem solchen Riesenkamme in einer Soirée erschiene? Der Leser sieht, daß ich mich meiner Modenotiz auf das Beste entledigte. Nur waren wir dadurch auf ein gefährlich abschüssiges Terrain gerathen, ähnlich wie eine Lawine, die im Weiterrollen immer größer wird.

„Da wir gerade von Kämmen sprechen, Mama", wandte sich meine Fürstin zu ihrer Mutter, „so fällt mir ein, daß Fontana ja gestern den meinigen zurückschicken wollte."

„Was er auch gethan hat, liebes Kind", entgegnete die Gräfin, machte aber zugleich, mit einem Blick auf mich, eine abwehrende Handbewegung.

(Ich muß hier in einer kurzen Parenthese bemerken, daß von jenem Kamme schon vor einigen Tagen die Rede gewesen. Es war ein Diadem in Brillanten und Smaragden, ein Erbstück von der Großmutter des Fürsten und von bedeutendem Werthe, aber altmodisch, und war deshalb dem genannten Juwelier in Palais royal übergeben worden, um es modern zu fassen.)

„Soll ich ihn holen, Tante?" fragte die Prinzessin Olga und sprang hastig auf.

Ich sah im Geiste bereits den gesammten fürstlichen Schmuck vor uns ausgebreitet und vielleicht auch das eine oder andere Stück des silbernen Tafelservices — Alles aus Pietät gegen die selige Großmutter! — und fürchtete also mit Recht diese neue Abschweifung. Ein Radicalmittel war daher nothwendig, um das kleine Tulifäntchen, das auf einmal ganz vergessen

zu sein schien, wieder zu Ehren zu bringen, und ein beifälliges Kopfnicken der Gräfin ermuthigte mich dazu. Ich bestieg deshalb gravitätisch von Neuem meine Estrade, setzte mich zurecht, nahm das Buch und declamirte mit lauter Stimme:

„Schlagadobro! Schlagadobro!
Ungeschlacht hieß dein Herr Vater!
Tramplagonde die Frau Mutter!
Doch du selbst heißt Schlagadobro!"

Das half — die fürchterlichen Namen erschreckten sogar meine zarten Zuhörerinnen — und in der nächsten Minute waren wir wieder mitten in unserm Märchen.

Der zweite Gesang schildert uns zuerst das Leid, den geheimen Gram der Königin Grandiose: von allen ihren Kindern, die sie mit ihrem seligen Gemahl gehabt („sechzehn in sechzehn Jahren", las ich mit leiserer Stimme) war nur eine Tochter am Leben geblieben, die Prinzessin Balsamine. Diese Tochter war aber dafür auch ein Phänomen und

„schon seit ihrer Kindheit
Ein Muster lernender Geschwindheit;
Sie stand mit achtzehn Lenzen
Beinahe an des Wissens letzten Grenzen.
Trieb dreizehn todte Sprachen,
Und las am liebsten philosoph'sche Sachen."

Also „sehr jebildet", wie man in Berlin sagen würde.

„Wo ist sie denn zu schauen?" fragt unbefangen Tulifäntchen. „Geraubt!" antwortet verzweifelnd die Königin . . .

„Geraubt! entführt! in eines Riesen Klauen!"

Entrüstet und zugleich begeistert springt unser Held empor, d. h. so hoch das kleine Männchen springen kann:

„Geraubt? entführt? ein Ries'? ich lebe . . ,
Doch nein! es lebt die Tapferkeit! ich bebe!"

Sofort will er auf und davon, in's Blaue hinein und die Prinzessin retten und befreien; die Königin beschwichtigt indeß den allzu ungestümen Paladin und erzählt ihm die näheren Details. Da erfährt er denn, daß der Riese die Tochter wol geraubt hat, aber nicht von böser Lust getrieben, sondern einzig und allein aus Liebe zu den Wissenschaften. Denn auch er war gewissermaßen ein Phänomen. Nachdem er in seiner Jugend dem Spiel und Trunk ergeben gewesen, hatte er auf einmal im reiferen Alter Geschmack am Lernen und Studiren bekommen, aber alle Lehrer, die er von weither verschrieb, konnten nichts in den harten Kopf hineinbringen, weshalb er sie sämmtlich todtschlug. Da hört er von der gelehrten Prinzessin Balsamine und von ihren außerordentlichen Kenntnissen und faßt alsbald den Gedanken, sie zu rauben und auf sein Schloß Brambambra zu bringen, um sich von ihr unterrichten und bilden zu lassen. Es wird ihm auch leicht, diesen Plan auszuführen, denn die Prinzessin geht oft allein in den entlegensten Alleen des Parkes spazieren, in ihre Lectüre vertieft. „Eines Morgens", so schließt die Königin weinend ihren Bericht:

„Sprang aus der Büsche Dicke
Der räuberische Riese, voll von Tücke,
Geschwinde, wie der Wind her, —
Seit jenem Tage, Freund, hab' ich kein Kind mehr!"

Tulifäntchen springt zum zweiten Male empor und entschlossener als je: „Leb wohl!“ — „Um Gotteswillen“, ruft die Königin, „wohin?“ — „Wie kannst Du noch fragen!“ antwortet er. — „Wie“, fragt Grandiose dennoch, „Du wolltest“ . . .? — „Wollen? wollen?“ wiederholt der Held . . .

„Giebt's hier ein andres Wort, als: Müssen? Sollen?
Mir ist der Tag erschienen
Der That, des Ruhms! Ich rette Balsaminen!“

Wie damals, so trabt Tulifäntchen auf's Neue „abenteuerdurstgequält“ im Ohre seines treuen Schimmels von dannen, „zu suchen nach dem Riesen“, wie es in „Roland Schildträger“ heißt. Zuerst findet er einen Jüngling, der blutend im Grase liegt, es ist ein fahrender Sänger, der Ritter Fis von Quinten, der im Schloß Brambambra ein Concert geben wollte, um im Gewühl der Menschen die Prinzessin zu entführen und ihrer Mutter zurückzubringen. Der Riese saß auf der Zinne seiner Mauer (diese Mauer spielt gleich weiter unten eine große Rolle), als ihn der Troubadour mit seiner schönsten Arie ansingt. Aber Schlagadodro hatte gerade von Orpheus gelesen, der durch seinen Gesang sogar Steine bewegt habe, und um das Wunder zu wiederholen, wie er ironisch antwortet, ergreift das Ungeheuer einen schweren Stein und schleudert ihn nach dem Sänger. Tödtlich getroffen, hat der arme Ritter Fis von Quinten nur noch Zeit, unserm Helden seine Unglücksgeschichte zu erzählen und haucht alsdann in einem falschen Triller seinen Geist aus. Ein Bauer kommt und klagt, der Riese zertrete ihm das Korn seiner Felder; ein Schäfer kommt und klagt, der Riese stehle ihm seine Schafe; ein Apfelbaum, der Riese fresse ihm alle Aepfel; die Luft sogar, der Riese zerreiße sie mit Schnarchen, und endlich die Sonne, ihr werde übel vor dem Riesen.

„Sprach der Held Don Tulifäntchen:
Süßer, goldner Quell des Tages,
Ich will bergen ihn im Grabe;
Heilen will ich Luft mit Blute,
Schirmen Apfelbaumes Zweige;
Diesen Schäfer will ich schützen,
Jenem Bauer will ich helfen,
Rächen will ich Fis von Quinten,
Und erretten Balsaminen;
Zittre, zittre Schlagadodro!“

Jetzt einen Blick in die Riesenwirthschaft auf Schloß Brambambra. Die Prinzessin Balsamine, oder wie sie der Dichter am liebsten nennt, „die lavendelduft'ge Fürstin“, fühlt sich, um dies nur gleich zu sagen, keineswegs unglücklich, ja sie hat sich sogar, so seltsam es auch klingt und so eigenthümlich man es auch commentiren mag, halb und halb in den Riesen verliebt. Ueberspannt wie sie ist, denn das Genie hat, wie sie behauptet, kein Geschlecht, gesteht sie ihm dies kühn und frei:

„Titan Du, ich Titanide!
. . . In der Zeit der Kleinen
Hat mich, Riese, Deine Größe
Deine echte Urnatur,
Hat mich, Demant, Deine Roheit,
Deine ungeschliff'ne Einfalt
Höchst energisch angesprochen.“

Dem Riesen liegt aber nichts an dieser Liebeserklärung; im Gegentheil, sie bringt Trouble in seine Haushaltung und in seinen eigenen Kopf, denn

sie stört ihn im Studiren. Er setzt sich, von seinen fünfzig Mohren — die seine Dienerschaft bilden — gefolgt, draußen auf die Schloßmauer, um griechische Verba zu lernen, aber unwillkürlich denkt er doch mehr, als gut ist, an die lavendelduft'ge Fürstin. Sollte er am Ende auch verliebt sein? Dieser bloße Gedanke erregt seinen Zorn, denn er haßt, wie er sagt, allen Romankram, hält auf gute Sitten und will von Liebe nichts wissen. Um also seine Ruhe nicht einzubüßen, beschließt er, die Prinzessin nächster Tage todtzuschlagen, wie seine früheren Lehrer. Arme Balsamine! Doch der Retter und Rächer ist nahe in der Person unseres kleinen Helden.

Aber Tulifäntchen ist tiefbetrübt und bitterer Gram erfüllt sein Herzchen. Eine Welt voll Thatendrang und Ehrgeiz in seinem Busen, ist er übersehen und verachtet. Drei Tage liegt er bereits vor Brambambra, drei Tage klopft er an die eherne Flügelpforte und fordert Schlagadodro heraus auf Schwerteskampfstreich, der Riese hört und sieht ihn nicht, er ahnt nicht einmal sein Dasein, und so wird er, der tapfere, kühne Ritter zu Spott und Schanden vor aller Welt, vor der Sonne und der Luft, vor dem Bauer, dem Schäfer und dem Apfelbaum, vor dem Troubadour, der ungerächt und vor der Königin, deren Tochter unerlöst bleibt, und das Alles einzig und allein, weil er ach! so winzig klein ist — fingerlang und fingerdick. Er klagt seine Noth und Bedrängniß einem alten Mütterchen, dem er zufällig im Walde begegnet. Die Alte hört ihm theilnehmend zu, tröstet ihn und als er köpfchenschüttelnd fortfährt, seinem Unstern zu grollen, ruft sie die prophetischen Worte:

„Sohn, beruh'ge Dich! Beruh'ge
Dein geliebtes Herz, sei heiter!
Sieh, ich sage Dir: zur Stunde
Fällt von Deiner Faust Brambambra,
Und dem Riesen und den fünfzig
Mohren bringt der Sturz den Garaus."

Natürlich glaubt der Held, die Alte wolle seiner spotten, aber ihre Augen fangen auf einmal an feurig zu glühen, seltsam geisterhaft, doch traulich. Höre mich an, beginnt sie von Neuem, ich künde Dir ein großes Geheimniß. Und nun erzählt sie ihm, daß der Riese seine Mauer von einem englischen Maschinisten habe anfertigen lassen, der die verschiedenen Metallplatten — denn sie ist aus blankem Stahl und die fünfzig Mohren müssen sie jeden Samstag scheuern und putzen — äußerst kunstvoll in einanderfügte, aber ohne allen Kitt und Mörtel. Ein einziger, winzig kleiner Stift, der im Charnier des Schwerpunktes eingeschlagen ist, hält den ganzen ungeheueren Bau, der zusammenstürzen muß, wenn dieser Stift herausgezogen wird. Dies fällt wie ein Blitzstrahl in Tulifäntchens Seele: „Wo ist dieser Stift?" fragt er mit funkelnden Augen. Ganz unten, links an der Hauptpforte, antwortet die Alte, in einem kleinen Loch, das just nur so groß ist, damit ein Held von Deiner Länge hineinkriechen kann. Einem Manne von gewöhnlicher Statur hätt' er gar nichts geholfen, auch wenn er das Geheimniß wüßte; aber . . .

„Dieses ist die Zeit der Kleinen,
Sag' ich, wie an Deiner Wiege
Ich's gesaget Deinen Eltern."

Aetherischer Lichtglanz füllt plötzlich den Waldesraum und bevor sich Tulifäntchen besinnen kann, was um ihn vorgeht, ist die häßliche, runzlige

Alte verschwunden und die Fee Libelle steht vor ihm, der Schutzgeist seines Hauses, wie damals goldgeflügelt, in blendender Götterschönheit,

„regenbogenglanzumwoben."

Der Held greift nach Schwert und Schild und die Fee trägt ihn in ihren seidenen Armen durch die Lüfte und setzt ihn nieder vor das Schloßthor. Zittre, zittre, Schlagadodro! Die fürchterliche Stunde der Vergeltung ist da! Das Ungeheuer sitzt richtig wieder auf seiner vielgeliebten Mauer, die er für die Ewigkeit gegründet glaubt. Doch nein! Tulifäntchen will ihn nicht hinterrücks und heimtückisch verderben; sein edles, ritterliches Herz gebeut ihm, den Riesen noch einmal herauszufordern zu ehrlichen Schwertkampf auf freiem Streitplan. So ruft er denn, so laut er rufen kann, hinauf:

„Komm herab, Du Kornverderber!
Komm herab, Du Schafverschlinger!
Komm herab, Du Apfelfresser!
Luftzerreißer! Sonnenfeind!
Komm herab, Du Mörder Quintens!
Komm herab, Prinzessin-Räuber!
Vor sein Schwert, zum letzten Male,
Lad't der Sohn Don Tulifantens
Nieder Deinen langen Leib!"

Wie das kleine Heimchen dort unten zirpt, sagt Schlagadodro verächtlich und bleibt ruhig auf seiner Mauer sitzen. Da, denn der Verruchte will es ja nicht anders und ruft selbst sein Todesschicksal herbei, kriecht Tulifäntchen in das Löchlein links neben der Pforte; Fee Libelle schwebt hoch im Sonnengolde und schützt ihn mit ihrem magischen Schleier . . . und in demselben Augenblicke entsteht ein furchtbares Getöse, ein donnerähnliches Krachen wie ein Erdbeben, Alles stürzt im wilden Chaos zusammen, die eisernen Balken und Platten der Mauer mit den Zinnen und Thürmen, die darauf stehen, und der Riese selbst, lautheulend, wird zermalmt und zerquetscht in die tiefste Tiefe geschleudert: so fiel Schlagadodro und die große Mauer von Brambambra, und auch die fünfzig Mohren ereilte der Tod.

Tulifäntchen, fest auf sein gutes Schwert gestützt, schaut kaltblütig und kühn das grause Zerstörungswerk — sein eigenes Werk! — Die gewaltige That entspricht ganz seinen hochfliegenden Plänen. Da tritt die Fee zu ihm:

„Mauerstürzer, Riesensieger,
Auf, erheb' Dich! Pflanz' Dein Schwertlein
In den Schloßhof Deines Erbes,
Denn die Burg war Deiner Väter."

Wunderbare Schicksalsverkettung! Seltsames Verhängniß! Der Vater Schlagadodro's kaufte das Schloß einst, und von wem? Von dem alten Tulifanten, der gerade Geld brauchte.

Die Prinzessin ist befreit, der Paladin führt sie zurück in die Arme ihrer königlichen Mutter; sein Ritterwort, das er todesmuthig verpfändete, ist glänzend gelöst. —

Als ich geendigt hatte, belohnte ein erneuter Beifall meiner Zuhörerinnen auch diesen zweiten Gesang und ich merkte wol, wie gut ich inspirirt gewesen, den schlimmen, unverständlichen Jean Paul durch diese leicht faßliche und amüsante Lectüre zu ersetzen.

Der Marketender von der siebenten Division.

Eine friedliche Erinnerung aus dem Kriegsjahr von **H. van Dewall.**

Es war am 28. Juni des Jahres 1866.

In einer wahrhaft unerträglichen Hitze waren wir von dem 27. an schon seit vier Uhr Morgens auf den Beinen gewesen. Wir hatten auf weiten Umwegen über Felsen und Sumpf die steilen Musky-Berge erklommen, waren dem Feinde in die Flanke gefallen, hatten ihn aus seiner Stellung bei Przihnaz, die er schon im Voraus das „Preußengrab" nannte, zurückgeworfen und dann bergauf, bergab vor uns hergetrieben. — Bei einer Ruine dicht vor dem Dorfe Boßin angelangt, sahen wir die Oesterreicher in langen Linien, mit starker Artillerie, im Kampfe gegen die Elbarmee und die Divisionen Horn und Fransecky im Thale dicht unter uns; noch ein kurzer aber heftiger Kampf unsrerseits fast Mann gegen Mann, ein jubelndes Hurrah, und Boßin war genommen, 600 Gefangene waren gemacht. Der Feind zog gegen Fürstenbrück und Sobolka in langen Colonnen ab, — die Schlacht bei Münchengrätz war gewonnen.

Hier im Dorfe in einer Obstallee bezogen wir halbtodt vor Erschöpfung die Bivouaks. Der Kanonendonner verstummte, die Division rückte neben und hinter uns ein, während ganze Schaaren von Gefangenen und Verwundeten immerfort noch eingebracht und nach der Kirche abgeführt wurden.

Einige Todte lagen in der Gasse zwischen den Obstbäumen umher, und dicht neben uns wälzte sich ein schwerverwundeter Ungar in den letzten Zuckungen des Todes qualvoll in einer Blutlache, ein Gehöft brannte in der Nähe und in dem kleinen Pfarrhause drüben wurde bereits amputirt; dazu rollte der Donner, zuckten die Blitze und nach einer Viertelstunde waren wir alle von einem tüchtigen Gewitterregen bis auf die Haut durchnäßt.

Zum Glück verzog sich das Unwetter ebenso schnell als es gekommen war, aber erst nachdem wir sämmtlich bis auf die Haut naß und der Erdboden total aufgeweicht war. Zu essen und zu trinken gab es auch nur wenig, kurzum, es war ein ziemlich ungemüthliches Bivouakiren da in der Dorfgasse von Boßin.

Ich hatte meine dünne Hammelbrühe ohne Salz und Schmalz verzehrt, mein Gewehr so gut es gehen wollte getrocknet und mich dann in den Schatten eines Birnbaumes dicht am Wege todtmüde auf den halbtrockenen Erdboden geworfen, um ein wenig zu schlafen. Eben begann ich sanft hinüberzudämmern in das Reich der Träume, ein wohlthuender Schlummer breitete freundlich seine Schatten über meine Sinne, als mit einem Male dicht neben mir das laute Knallen einer schweren Fuhrmannspeitsche, das Rasseln eines Wagens und das Klingeln von Schellen mich unsanft wieder zum Bewußtsein brachten.

Wer je in einer ähnlichen Lage war, der wird begreifen wie verdrießlich ich emporschaute nach dem unzeitigen Ruhestörer, — aber ein Blick und mein Zorn verwandelte sich schnell in frohes Entzücken.

Ein großer Frachtwagen kam schwerfällig herangerollt, mit zwei starken

und einem magern Pferde bespannt und nebenher ging, den Strohut im Nacken, ein kleiner, sonnverbrannter Gesell, der so unausgesetzt und mit solcher Virtuosität die wuchtige Peitsche handhabte, daß rings herum alle die Schläfer und Schnarcher aus ihrem Schlummer emporfuhren und die Officiersgäule unter den Obstbäumen die Ohren anlegten und hinten ausschlugen.

Weiter aber wollte der Fuhrmann gar nichts, als Aufmerksamkeit erregen; das Knallen gehörte zu seinem Geschäft, es sagte laut und deutlich: „Hier, — seht, wer hier kommt“, und lockte die Kunden heran.

Und der hier kam war kein Geringerer, als:

Rosenfeld u. Co.

Marketender der 7ten Division.

So stand es mit fußlangen Buchstaben auf der Wagenplane, so konnte man es auf den vielen Zetteln lesen, welche dieselbe schmückten. Da stand es blau, grün, roth und schwarz:

„Rosenfeld u. Co., Divisions-Marketender aus Magdeburg, geben sich die Ehre anzuzeigen, daß sie soeben eine ganz frische Sendung aus der Heimat per Bahn erhalten haben und offeriren zu den reellsten und billigsten Preisen:

Gothaer und Braunschweiger Wurst,
Westphälische Schinken,
Schweizer und Limburger Käse,
Sardinen à l'huile,
Hamburger Rauchfleisch. ꝛc.

„Besonders aber machen dieselben noch auf ihr Lager von ff. Roth- und Rheinweinen, sowie Portwein und Madeira aufmerksam, ebenso wie auf ein reichhaltig sortirtes Lager echter Havannahs von 15 bis 60 Thlr.“

Ihr, die Ihr daheim in Wohlleben schwelgt, könnt Euch wol schwer eine Idee von der Wirkung dieser Annonce machen. — Alle Welt wurde wie durch einen Zauberschlag munter, beim Knall der Peitsche und Klingeln der Glöckchen schüttelte Jeder schnell den Rest von Müdigkeit noch ab und sprang auf die Füße.

„Hurrah! Rosenfeld ist da!“ — „Nach der ewigen Kuhfleisch- und Hammelbrühe einmal wieder eine ordentliche Käsestulle und eine Flasche Rothwein — Nectar und Ambrosia!“

Jeder griff nach der Börse, nach der leeren Feldflasche, dem Cigarrenetui, Einer rief es dem Andern zu: „Heda — Rosenfeld ist angekommen!“ Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die frohe Nachricht durch die weitläufigen Bivouaks und eine wahre Völkerwanderung begann.

An der Ecke eines kleinen Platzes vor der Kirche, da, wo die Straße nach Fürstenbrück hinausgeht, unter den schattigen Linden vor einem ausgeplünderten „Specerei-Verschleiß“ machte das Fuhrwerk Halt, die Wagenplane schob sich vorn auseinander und herunter von der Bracke sprang ein kleiner Mann in leichter Sommerkleidung und kam dicht neben einem Generalstabs-Officier, der hier draußen über seinen Karten und Ordres saß, auf den Erdboden.

„'Horsamster Diener, Herr Major“, redete er diesen an und zog ehrerbietig seinen Hut, — „hier sind wir. — Befehlen Euer Hochwohlgeboren vielleicht 'n bischen was Gutes? — 'S ist 'ne schauderhafte Hitze heute. —

Vielleicht 'n bischen Portwein und Rothwein, — sehr schönen Schinken, — frische Butter gefällig? — und einen echten Münchengrätzer Sieges-Kümmel?"

„Danke, danke", lachte Jener, „jetzt nicht, jetzt lassen Sie mich gefälligst ungeschoren, ich habe mehr zu thun" und guckte wieder in seine Karten und Meldungszettel.

„Na 's schadt nichts, ein andres Mal", erwiederte der kleine Mann mit einer neuen Reverenz.

„Joseph, spann' die Pferde aus, wir bleiben hier", sprach er dann zu dem mit der Peitsche, sprang behende wieder hinauf auf den Wagen und verschwand hinter dem Vorhang desselben.

Während nun Rosenfeld u. Co. sich zum Geschäfte vorbereiten, gestatte mir, lieber Leser, Dir die Firma in Kürze vorzustellen. Das Haupt derselben, der eigentliche Principal, ist der ältere der beiden Brüder Rosenfeld: Samuel, ein industrieller Kopf, wie schon sein seliger Vater von ihm zu sagen pflegte: „Der Samuel ist ein Kind wie Oleum, was sich überall durchfrißt!" —

Und Samuel machte das Lob seines braven Alten nicht zu Schanden, wenn ihm auch der Segen desselben bisher noch keine Häuser gebaut oder sonst irgendwie in die Augen springendes Glück gebracht hatte.

Samuel Rosenfeld hatte sich nämlich zuerst, als er sich nach seines Vaters Tode etablirte, mit einem Christen associirt. Die Firma Schabbich u. Rosenfeld hatte in Halle an der Saale ein schwunghaftes Fell- und Ledergeschäft betrieben, als aber einstmals Samuel zur Leipziger Ostermesse gereist war, hatte sich sein Compagnon mit der Kasse und bedeutenden Wechselschulden heimlich entfernt und Samuel war ein ruinirter Mann.

„Es war ein Compagnie-Geschäft", pflegte er später zu sagen, „wie ein Pferd und ein Esel an einem Wagen — nu, ich war der Esel!" — damit hatte er sich schnell getröstet. Mit den paar Hundert Thalern, die ihm übrig blieben, hatte er dann in Magdeburg auf dem Breiten Wege ein Mantelgeschäft begonnen unter der Firma Cohn u. Rosenfeld; aber die unruhigen Zeiten kamen, das Geschäft ging schlecht, Handel und Verkehr stockten und über das Vermögen der Firma wurde der kaufmännische Concurs eröffnet.

Als sich Samuel mit seinen Gläubigern gesetzt hatte, war er so gut wie ein Bettler, aber ein ehrlicher Mann.

Gerade als er vom Gericht kam, wo seine Sachen geordnet waren, hörte er von der Mobilmachung der Armee, von dem bevorstehenden Kriege. Samuel stutzt, ihm kommt ein heller Gedanke.

„'S wird Krieg", murmelt er — „Gut! — Hat mir mein Vater selig nicht erzählt von dem Geheimen-Commerzien-Rath Ezechiel, der gewesen ist ein ganz kleiner Mann und hat bekommen die Lieferungen und ist gefahren anno 15 in Paris in einer Chaise mit vier Pferden, und hat gehabt einen Orden vom russischen Kaiser! — 'S wird Krieg, — gut, — mußt Du machen ein Geschäft mit dem Krieg!"

Und gedacht, gethan; — er geht hin zum General und bewirbt sich um die Stelle eines Marketenders, noch an demselben Tage erwirbt er sich Stellung und Titel, — sein Auge strahlt vor Freude und Hoffnung — Samuel ist Divisions-Marketender. Was kümmert es ihn, daß seine Bekannten ihn auslachen, — „wer zuletzt lacht, lacht am besten", denkt er und sieht sich vor Allem nach einen passenden Compagnon um. Und diesen konnte er

gar nicht besser und zweckmäßiger finden, als in der Person seines jüngsten Bruders. — Joseph befand sich damals in einem großen Pferdegeschäft zu Halle a. d. Saale, war ein guter, fügsamer Junge von zweiundzwanzig Jahren und besaß noch dazu ein ganz besonderes Auge für Pferdefleisch, — nichts konnte günstiger sein. Joseph Rosenfeld willigte denn auch mit Freuden ein in den Vorschlag seines älteren Bruders, sein Compagnon zu werden und langte wenige Tage darauf aus Halle mit etwas Geld und zwei starken, dauerhaften Gäulen an. Samuel verschaffte sich sodann Wagen und Geschirr, nebst den nöthigen Waaren und so erschienen beide Brüder als Divisions-Marketender zuerst in Görlitz bei der Truppe, um sofort ihre verführerischen Placate unter ihre 15,000 Kunden zu schleudern, jene Zettel, die dort überall die Wagenplane verzierten und uns den Mund so wässrig machten.

Samuel war ein Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, untersetzter Statur und etwas zum Embonpoint geneigt. Sein dunkles, krauses Haar lockte sich üppig unter einem breiten Strohhute, der ein Paar schwarze Augen beschattete, die bald schlau und unternehmend, bald wieder gutmüthig und voll Laune blitzten.

Den untern Theil seines Gesichts rahmte ein etwa vier Wochen alter Vollbart nicht allzu vortheilhaft ein, — Samuel „ließ stehn", er war ja jetzt bei der Armee.

Joseph, der Jüngere, war ein hübscher, lebenslustiger, schwarzbrauner Bursche mit einem kleinen koketten Schnurrbärtchen auf der Oberlippe und einer Rose am Hutbande, seinem ältern Bruder wie aus den Augen geschnitten.

Ihm lag die Aufsicht über Pferde und Wagen ob, während Samuel mehr die inneren, kaufmännischen Angelegenheiten übernommen hatte. — Samuel besorgte das Geschäft, und wie besorgte er es!

Schaut ihn nur an, wie schnell und geschickt er herum hantirt, wie er oben auf dem Wagen stehend Kisten und Kasten ordnet und öffnet, wie er die Waaren verlockend ausbreitet und seine Kunden überschaut, schon im Voraus reichen Gewinn berechnend.

„Gleich, gleich meine Herren!" ruft er herab, „noch einen Augenblick, nur nicht drängeln, — Sie bekommen Alle, — immer Einer nach dem Andern, nur einen Augenblick Geduld!" und hops springt er herunter und macht sich Bahn durch die murrende Menge, der bereits die Zeit anfängt zu lange zu währen.

Er geht hinein nach dem Hofe, wo sein Bruder eben die Pferde in den Stall gebracht hat.

„Joseph, ein Bret!" ruft er diesem zu, „was machst Du, wo bleibst Du? Hab' ich tausend Hände, daß ich Alles machen soll alleine?" — Dann eilt er wieder hinaus, drängt sich durch und springt auf den Wagen.

„Gott meine Herren, nur noch einen Augenblick!" beschwichtigt er — „da kommt schon das Bret", während Joseph, von zwei Soldaten unterstützt, eine Tischplatte und zwei leere Tonnen heranschafft, aus welchem er eine Art von Ladentisch improvisirt.

„Hier, meine Herren!" ruft nun Samuel den beiden hülfreichen Infanteristen zu, jedem derselben eine Hand voll Cigarren reichend. „Hier, — nehmen Sie, — 's sind echte Musky-Cigarren", was ein allgemeines Gelächter zur Folge hat

Und nun beginnt der Verkauf, Joseph steht hinten und langt zu, Samuel vorn und verkauft.

„Womit kann ich dienen, Herr Oberstlieutenant?"

„Eine Flasche Rothwein und ein Dutzend Cigarren. —"

„Joseph, eine Margaux, Joseph, die Amarillas! So, — Eins — zwanzig, wenn ich bitten darf, — und Sie, Herr Hauptmann?"

„Eine Flasche Portwein und etwas Butter; aber schnell, wenn's gefällig ist. —"

„Gleich, gleich, — Joseph! — die Butter, eine Portwein! — Hier, Herr Hauptmann, der reine Zucker — zwei Thaler bekomme ich."

„Donner, lassen Sie sich dafür bezahlen, daß man hier stundenlang warten muß!" brummt Jener, aber Samuel überhört dies, hat auch nicht Zeit darauf zu antworten, denn von allen Seiten wird er bestürmt und gerufen, besäße er zehn Arme und zehn Köpfe, er könnte sie heute alle gebrauchen.

„Joseph die Schlacke, — Joseph den Schinken, die Casoba, Kiste Nr. 13", — Joseph dies und Joseph das, geht es ohne Unterlaß.

„Hier, Herr Lieutenant, Rüdesheimer Berg, — macht drei Thaler; ah, guten Tag Herr Stabsarzt, — was steht zu Befehl?"

„Eine Flasche Rothwein und ein halbes Pfund Wurst."

„Schön, schön, Joseph, eine Larose und die Schlacke, — hier Herr Doctor, zwei Thaler bekomme ich, — und Sie Herr Fähnrich? — Limonade? — bedaure kann nicht dienen, aber sehr schönen Niersteiner — ein Thaler die Flasche."

„Diener, Herr Sergeant, beehren Sie uns auch?"

„Ein Viertelpfund Tabak und etwas Rum."

„Joseph, — ein Packet Reuter Nr. 3 und den Rum, — ausgezeichnete Waare, hier, macht sieben sechse."

So geht das Geschäft in Hast und Eile über eine Stunde lang mit Schwitzen und Schwatzen, bis Alles zu Ende ist, rein ausverkauft.

Was kümmert es Samuel, wenn die Herren fluchen und brummen, er wäre unverschämt theuer, — kommen nicht noch immer die Kunden und Käufer schaarenweise herzugeeilt, hätte er nicht reichlich noch doppelt so viel verkaufen können für denselben Preis und hatte er nicht Last und Mühe genug damit?

„Thut mir leid, meine Herrn — 's Geschäft ist geschlossen — Alles alle!" spricht er vergnügt zu Denen, die das Nachsehen haben und ärgerlich wieder ihrer Wege gehen, und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

„Warum soll man nicht machen ein Geschäft mit dem Krieg!" denkt er, steckt sich behaglich eine von seinen besten Cigarren an, setzt sich bequem auf den ausgeleerten Wagen und schlenkert mit den Beinen. — „Thut mir leid, Herr Einjähriger, kommen zu spät. — Alles reinweg alle", aber heute Abend noch fahr' ich zurück nach unserem Hauptdepot in Turnau und morgen, so Gott will, bin ich wieder hier", tröstet er den Nachzügler und streichelt mit Behagen seine strotzende Geldkatze.

Dann kommt Joseph von den Pferden, denen er zu saufen gegeben und setzt sich neben Samuel in den Schatten der Wagenplane, stopft sich ein Pfeifchen und beide Brüder beginnen ein halblautes trauliches Gespräch miteinander und genießen der Ruhe nach dem anstrengenden Tagewerke.

Aber plötzlich hält Samuel mitten inne im Sprechen, er schaut hinüber

nach der Thür des ausgeplünderten und verwüsteten Specerei-Verschleißes, neben dem kaiserlichen Wappen mit der Aufschrift „Tabak-Trafic". Dort steht ein junges abgehärmtes Weib mit zwei kleinen Kindern.

Das eine derselben sitzt zu ihren Füßen und hält in seinen Händchen ein paar unreife Kirschen, das andere wimmert leise an dem Busen der Mutter, über deren blasse Wangen zwei große Thränen langsam herabrollen.

Samuel nimmt die Cigarre aus dem Munde und steigt vom Wagen.

„Warum weinen Sie Frauchen, was fehlt Ihnen?" fragt er theilnehmend und tritt näher.

„Ach, lieber Herr, meine armen Kinder hier und ich haben seit vorgestern Abend keinen Bissen gegessen", sprach die Frau mit Schluchzen und schaute trostlos auf den kleinen Knaben herab, der an ihrem Herzen lag, „die Ungarn haben uns die ganzen Vorräthe geplündert und Alles zerschlagen!"

„Was", ruft Samuel entrüstet — „'s ist ein Scandal, 's ist ein Malheur. So 'ne Aufführung im eignen Lande! — Warten Sie, Frauchen, weinen Sie nicht mehr", damit schritt er eilig zum Wagen.

„Joseph — die Kiste Nr. 12!" ruft er ganz aufgeregt, „schnell die Kiste!" Und als er diese geöffnet hatte (es war die Proviantkiste der Firma), nimmt er aus derselben ein großes Laib Brod und eine Wurst und reicht beides der Frau, und als dieser dann die hellen Thränen aus den Augen stürzen und das Kind am Erdboden laut aufjauchzt beim Anblicke des Brodes, nimmt er dasselbe freundlich auf seinen Arm, greift in die Tasche und schenkt ihm noch ein ganz neues preußisches Thalerstück.

„Hier, mein Lebenchen", spricht er zärtlich, „dafür kannst Du Dir was kaufen, — so."

Und wie nun die Mutter in überströmenden Gefühlen seine Hände erfaßt und ihren Dank stammelt, wehrt er derselben; „bedanken Sie sich nicht, Madamchen, bedanken Sie sich nicht, — ich kann Sie nicht sehen weinen" und damit steckt er die Cigarre wieder in den Mund, setzt das Kind hin und begiebt sich schnell auf seinen Wagen.

Als die beiden Brüder am selbigen Abende mit ihrem Wagen nach Turnau fuhren, zu dem angeblichen Haupt-Depot, stand die Frau im Specerei-Verschleiß, mit leisen Segenswünschen auf den Lippen, in der Hausthür und schaute ihnen nach.

Und ich glaube, daß dieser Segen aus dem Herzen einer dankbaren Mutter der Firma Rosenfeld u. Co. reichliche Zinsen trug; denn nach beendetem Feldzuge waren beide Brüder wohlhabende Männer und Besitzer eines anständigen Vermögens. Samuel lacht heute alle Die aus, die damals den neugebackenen Divisions-Marketender verlachten — er hatte Recht; „warum soll man nicht machen auch ein Geschäft mit dem Krieg?" besonders, wenn man es so gemacht, daß man von Freund und Feind dafür gesegnet wird! —

Die Vegetarianer.

Es giebt in Amerika, England und Deutschland Vereine von Freunden der naturgemäßen Lebensweise (Vegetarians), deren Mitglieder nach Tausenden, vielleicht Hunderttausenden zählen. Die Statuten dieser Vereine reduciren sich der Hauptsache nach überall auf folgende zwei Paragraphen: 1) „Als Mitglied des Vereins wird aufgenommen, wer versichert, mindestens ein Vierteljahr lang kein Fleisch und nichts von Fleisch irgend eines Thieres genossen zu haben, und nie wieder genießen zu wollen. 2) Es wird vorausgesetzt, daß Alle, die sich des Fleischgenusses enthalten, auch im Uebrigen, namentlich in Bezug auf Vermeidung spirituoser Getränke, sich einer naturgemäßen Lebensweise befleißigen werden."

In Amerika und England bestehen Vereine dieser Art schon seit Anfang des Jahrhunderts; in Deutschland haben die vereinzelten Vegetarianer erst in den letzten Jahren Vereine gegründet. Um so mehr überrascht es, daß sich deren in einem so kurzen Zeitraum bereits acht bis zehn constituirten, nämlich in Nordhausen, Berlin, Hannover, Wien, Stuttgart, Barmen-Elberfeld, Dresden, Freiburg in Baden, Oppeln in Schlesien, Bern. Mehrere dieser Vereine besitzen Vereinsblätter; die Mitglieder halten jährliche Zusammenkünfte, sie suchen durch ihr Beispiel und ihre Schriften ihrer Ansicht Anhänger zu gewinnen und haben, wie alle Reformatoren und ersten Missionare ein leidenschaftliches Erede.

Von dem Wunsche beseelt, über diese Vegetarianer-Vereine Näheres zu erfahren, wendete ich mich schriftlich an den Präsidenten des Freiburger Vereins, Herrn Karl Mez, mit der Bitte mir einige hierauf bezügliche Schriften und Statuten namhaft zu machen. Es wurden mir alsbald gütigst mehr denn ein halbes Hundert Schriftchen, Broschüren und Blätter geschickt, die ich mit dem größten Eifer durchstudirte. Wenn ich nun auch dadurch selber nicht bewogen ward, ein Mitglied der Vegetarianer-Vereine zu werden, und es den Lesern des „Salon" überlasse, ob sie sich zu den Grundsätzen der Vegetarianer bekehren wollen, so glaube ich doch, durch Auszüge aus meiner Lectüre einen großen Leserkreis zu interessiren.

Zuerst wird angeführt, daß es Vegetarianer aus verschiedenen Gründen giebt, nämlich: Bibel-Vegetarianer; religiöse Vegetarianer, wissenschaftliche Vegetarianer; Vegetarianer aus Wohlwollen, (Humanität); ästhetische Vegetarianer; ökonomische Vegetarianer; Vegetarianer aus Erfahrung; und Vegetarianer aus Nothwendigkeit.

Die Bibel-Vegetarianer berufen sich darauf, daß es 1. Mose 1, 29. Gottes erstes Gebot an die Menschen gewesen sei, sich von Baum- und Feldfrüchten zu nähren. Sie führen ferner die Bibelstellen Jes. 66, 2. 3, Hosea 2, 18 2c. schon im Alten Testamente an, und sagen: Moses habe das Volk Israel in den vierzig Jahren seines Wüstenlebens wieder zur Pflanzenkost

erziehen und reformiren wollen, allein, dies sei ihm nicht gelungen; das Volk habe sich nach den Fleischtöpfen Egyptens zurückgesehnt, Fleischspeise verlangt, wenngleich eine Unzahl nach dem unmäßigen Genuß des Wachtelfleisches ihren Tod fanden. (Lustgräber). Die Tradition nennt Christus einen Essäer, die sich, so wie die Nasiräer, des Fleischgenusses enthielten. Der heilige Vincentius sagt: Christus habe nie Fleisch gegessen, ausgenommen das Osterlamm wegen des jüdischen Gesetzes. Manche Mönchs- und Nonnenorden essen kein Fleisch, zum Beispiel die Carmeliter, Camaldulenser, Trappisten, und das Fastengebot der katholischen Kirche bringt immer wieder diese uralte Lehre in Erinnerung.

Noch häufiger und entschiedener begegnen wir in anderen Religionen dem Verbot des Fleischessens, und giebt es überhaupt auf der Erde noch ein Mal so viele Pflanzenesser als Fleischesser, denn Hunderten von Millionen Menschen ist durch die buddhistische Religion Enthaltsamkeit vom Fleischgenuß geboten.

Buddha, der 600 v. Ch. lebte, gab folgende drei Hauptgebote: 1) die Menschen sollen sich alle wie Brüder unter einander lieben, 2) sie sollen das Leben der Thiere achten, daher nie Fleisch essen, 3) sie sollen sich hüten vor allen gegohrenen Getränken, da diese die Sinne berücken und den Verstand verwirren. Der Zeitgenosse Buddha's, Pythagoras, ist es indeß, nach welchem die Lebensweise, sich nur von Pflanzenkost zu nähren, die Pythagoräische heißt. Er selbst erreichte bei derselben ein hohes Alter und seine Jünger befolgten streng das Gebot ihres Meisters, so daß die Pythagoräische Lebensweise eigentlich die der ältesten Griechen, wenigstens der sieben Weisen Griechenlands war. Selbst nach Italien hin verbreiteten sich die Lehren des Pythagoras und noch zur Zeit des römischen Verfalls singt Ovid in der fünfzehnten Metamorphose so schön von dem Weisen von Samos:

„Er (Pythagoras) war es,
Der Fleischessen verwarf und die Zweifelnden also belehrte:
Hütet, ihr Sterblichen, Euch den Leib mit abscheulichen Mahlen
So zu entweihen! Frucht giebt's und Obst an den hängenden Zweigen
Voll und schwer und auch an dem Weinstock schwellende Trauben.
Süßer Kräuter genug und genug, die die Flamme des Heerdes
Schmackhaft macht, auch Milch und Thymian-duftenden Honig!
Milder Speisen genug reicht Euch in der wechselndsten Fülle
Allen die Erde dar, zu mord- und blutlosem Gastmahl.
Thiere nur leben von Fleisch, und selbst auch diese nicht alle."

Und rührend ist auch folgende Stelle darin:

Und was verbrach denn der Ochs, ein Geschöpf ohne Listen und Bosheit,
Schuldlos und schlicht, und gemacht zum Ertragen unendlicher Arbeit?
O Undankbarer! nicht werth der Gaben der Ernte,
Der Du verzehrst Deinen treuen Genoß, den Besteller des Feldes,
Der Du das schwiele Genick, das so oft Dir die Aecker gelockert,
Ernten so viel Dir gebracht, — mit dem tödtenden Beile belohnest!
Noch war der Frevel nicht voll! Es prägte die Namen der Götter
Auf sein Verbrechen der Mensch! Und er wähnt, daß die Gottheit Gefallen
Habe am Mord und am Blut des geopferten Arbeitsthieres —"

Hieran knüpft sich die Sage, die Horaz also deutet: Prometheus stiehlt Feuer vom Himmel und verwendet es unter Anderem auch dazu, einen geschlachteten Ochsen mittelst Rösten für die Menschen genießbar zu machen: „Primus bovem occidit", sagt Plinius. Zur Strafe dafür wird er von Jupiter an einen Felsen am Kaukasus geschmiedet, wo ihm ein Geier alle Tage die Leber

wegfrißt, die Nachts wieder nachwächst. Das ist der Geier der Krankheit und Laster, welcher am Menschengeschlechte zehrt, seitdem es gegen die Gesetze der Natur gefrevelt und damit seine Unschuld verloren hat."

Anzuführen sind ferner folgende Aussprüche der alten Weisen:

Triptolem, welcher den Griechen den Ackerbau lehrte, sagt: „Lernet, daß das Fleisch der Thiere Euch nicht gegeben ist, und wer eins derselben tödtet, der wird sterben müssen, weil er aufgehört hat, ein Mensch zu sein." — Apollonius von Thyana nennt die thierische Nahrung unrein und geisttödtend. — Je mäßiger man ißt, sagt Socrates, desto mehr nähert man sich den Göttern, die gar nichts nöthig haben. Empedokles hatte einen solchen Abscheu, Thiere zu tödten, daß er kupferne Sandalen trug, nur um nicht Thierhäute dazu benutzen zu müssen. — Epikur lebte von Brod, Wasser und Käse; Cyrus mit seinen Persern von Brod, Wasser und Kresse. Porphyrius hat vier Bücher von der Enthaltsamkeit geschrieben. — Plutarch sagt: Daß das Fleischessen wider des Menschen Natur ist, geht vor Allem aus seiner körperlichen Anlage hervor. — Muhamed gebietet, daß am Sitze des allerheiligsten Tempels in Mekka und Umgegend niemals ein Thier getödtet werden dürfe; und der Kalif Omar und seine Krieger erobern die Länder bei einer Kost von Gerste, getrockneten Früchten und Wasser.

In der neueren Zeit endlich haben sich auch außerhalb der katholischen Kirche und der Klöster Stimmen gegen den Fleischgenuß erhoben, bis es in der Gegenwart wahre Fanatiker der Pflanzenkost gegeben hat.

Die Vegetarianer nennen einen englischen Arzt Tryon, der schon vor vierhundert Jahren die Pflanzenkost in seinen Schriften angepriesen und auf den Nachtheil und die Unnatur des Fleischessens hingewiesen habe. Es folgt alsdann ein berühmter Name dem andern, und sollen hier nur einige Aussprüche solcher Männer angeführt werden. Der Philosoph Gassendi war ein Vegetarianer. Newton und Spinoza haben ihre unsterblichen Werke bei Pflanzenkost geschrieben. Milton und Pope sprachen und schrieben gegen den Fleischgenuß; Letzterer sagt: Ich schreibe alle schlechten Leidenschaften dem Gebrauch thierischer Nahrung zu. — Franklin hatte bis in sein achtzehntes Jahr kein Fleisch gegessen, und enthielt sich auch oft in späteren Jahren dieser Nahrung. — Als Voltaire gefragt wurde, warum man Thiere ohne Gewissensbisse tödte, erwiederte er: „Die Menschen hören auf, Gewissensbisse zu fühlen bei Handlungen, die sie gewohnt sind. Man erträgt diesen Irrthum, weil er verjährt ist; wäre er neu, er würde Schrecken und Abscheu hervorrufen." — Rousseau schreibt in den stärksten Ausdrücken gegen die Fleischkost, und meint, es bedürfe einer raffinirten Kochkunst und vieler Gewürze, um diese Speisen den Menschen erträglich erscheinen zu lassen.

Dr. Cheyne in London, und Dr. Cocchi in Florenz schrieben vor etwa hundert Jahren gegen den Fleischgenuß, dessen sie sich selbst enthielten.

Der Molière Dänemarks, Holberg, und der englische Dichter Shelley waren aus Princip Vegetarianer. Jean Paul findet es nahezu unbegreiflich, wie man sich an einer Tafel erfreuen könne, die so vielen Thieren Qualen und Todeszuckungen gekostet habe; und sogar in dem Roman Freytag's: „Die verlorene Handschrift" mögen die beiden deutschen Gelehrten nicht gern von den gebratenen Hühnern essen, deren Todesschrei sie eine Stunde vorher gehört haben und sprechen selbst gegen den Eiergenuß.

Doch dies sind Worte und Fiction, möchte man vielleicht einwenden; wir gehen daher zu den praktischen, systematischen Vegetarianern über.

Der Amerikaner Sylvester Graham, 1794 geboren, widmete so zu sagen sein Leben dieser diätetischen Reform. Lange vor Liebig hat er ein Recept zu dem sogenannten Kraftbrod gegeben, das aus grob geschrotenem Weizenmehl, von welchem die kleberhaltige Kleie nicht getrennt ist, besteht. Die Vegetarianer diesseits wie jenseits des Oceans, essen kein anderes Brot, und sie bereiten dieses sogenannte Grahambrod sogar ohne Sauerteig und Salz in ein bis ein und ein halb Zoll dicken Kuchen. Etwas ganzes Roggenmehl ist jedoch auch bei diesem Brode zulässig. Man kann sich einen Begriff von der Verbreitung des Vegetarianismus machen, wenn man liest, daß es schon Bäckereien giebt, welche nur Grahambrod, regelrecht gemacht, liefern.

Die Doctoren Trall und Shillitoe in Amerika wirken gleichfalls für die Sache der Vegetarianer.

Auf der letzten Versammlung der Vegetarianer in London 1867 präsidirte Alderman W. Harvey, zweiundachtzig Jahre alt, der siebenundfünfzig Jahre seines Lebens ohne Fleisch und spirituose Getränke gelebt hat; anwesend war auch der vierundachtzigjährige Dr. Lambe, der noch seine Patienten zu Fuß besucht und mit Leichtigkeit täglich sechs bis acht englische Meilen zurücklegt. Solche Beispiele eines geistig und körperlich gesunden hohen Alters sind freilich beneidenswerth und mögen zur Nachahmung reizen.

Sogar die Kunst und Gesetzgebung unterstützten in England einige Ansichten der Vegetarianer. Hogarth, der Sittenmaler, hat in einer Reihenfolge von Gemälden den Fortschritt des Verbrechens gemalt, vom Morde des Thieres an bis zu dem des Menschen. Als diese Bilder ausgestellt waren, erregten sie Erstaunen, Entsetzen und theilweisen Widerspruch; doch die Mehrzahl erklärte schließlich die Reihenfolge logisch.

Das englische Gesetz verbietet Fleischer (Schlächter) zu Geschworenen zuzulassen, wenn es sich um einen Mord (Blutfall) handle.

Ein englischer Reisender erzählt, als er Kannibalen Vorwürfe wegen ihrer Menschenfresserei machte, hätten ihm die Wilden geantwortet: Diese Menschen waren unsere Feinde; sie hätten uns aufgezehrt, wenn wir sie nicht gegessen hätten, aber Ihr esset ja das Schaf, die Ziege, die Kuh, die Euch nur Gutes gethan haben, und Euch mit Milch und Wolle nähren und kleiden. Hierbei haben wir uns des A. v. Humboldt'schen Wortes zu erinnern: Die Gewohnheit des Thierfleischessens vermindert unseren natürlichen Abschen vor dem Kannibalismus.

Doch ehe wir zu den Deutschen übergehen, die gegen Fleischkost geschrieben und gewirkt haben, müssen wir noch einen begeisterten Franzosen anführen, der wol das schönste, poesiereichste Werk über Vegetarianismus geschrieben hat, wiewohl es in Frankreich noch zu keinem Verein von Vegetarianern gekommen ist.

J. Gleïzès, 1773 im Departement Tarn geboren, war ein protestantischer philosophischer Arzt und Menschenfreund; sein Biograph Alphonse Esquiros nennt ihn die Seele eines Brama in dem Körper eines Franzosen: Sein Werk in drei Bänden, trägt den Titel: „Thalysie, ou la nouvelle existence.“ (Das neue Leben). Thalysie hießen bei den Griechen Blumen- und Fruchtopfer; es lohnt sich der Mühe, einige Stellen aus diesem Buche anzuführen, das natürlich die eifrigen Vegetarianer schon in's Deutsche übersetzt haben.

„Die große Sorge aller Menschen besteht entweder in der Errettung ihrer Seele oder ihres Körpers. Diejenigen, welche ihren Körper über Alles lieben, überlassen ihn blindlings den Aerzten, die Andern fallen zu den Füßen

der Priester nieder; aber Alle erleiden dennoch das Schicksal, dem sie entgehen wollten, denn Niemand kennt die wahre Heilweise weniger als die Aerzte, und Niemand die wahre Religion weniger als die Priester.

„O wie schön wäre das Mittel, das Körper und Seele zu gleicher Zeit errettete! Befände es sich am Ende der Welt, wie viele Schiffe würde man darnach senden! Es ist in Eurer Nähe und Ihr geht daran vorüber.

„Wenn Jemand anzeigte, daß er Menschen verjüngen könnte, man würde aus allen Gegenden der Erde zu ihm kommen! Die Zauberin Medea würde noch heute großes Glück machen. Sagt man aber, daß sie ihren Stiefvater nur durch die Früchte und Kräuter seines Gartens verjüngte — so würde die ganze Welt ungläubig staunen — das Mittel ist zu einfach.“

Etwas gewagt scheint der Ausspruch:

„Der Atheismus ist das unvermeidliche Endergebniß des Thiermordes. Die Atheisten, wenn sie es wirklich sind, sind es nur, weil ihr moralischer Blick nicht weit genug reicht.“

Ferner: „Blutspuren führen zur Höhle des Tigers, gestreute Blumen müssen zur Wohnung des Menschen führen. — Unsere Lehre kommt nicht zu spät; und wenn auch für die Menschen von heute, doch nicht für die von morgen. Man muß die Menschen weit vorwärts nehmen, in seinem Enkel, in seinem zwanzigsten Enkel. Fanget an, jetzt gleich, zu arbeiten für die Geschlechter, die später, ja nach tausend Jahren kommen sollen.“

Gleïzès sagt noch, es sei ein Unterschied zwischen dem Sterben eines Fleischessers und eines Pflanzenessers. Ersterer habe physisch und psychisch einen schwereren Tod, Letzterer athme leicht aus und ein, sein Sterben sei ein naturgemäßes Einschlafen und Verlöschen.

Gleïzès war traurig darüber, daß er wenig durch sein Wort und Beispiel unter seinen Landsleuten ausrichtete. Er sprach mit Lamartine, Ch. Nodier, Lamennais &c.; er fand wol Gehör und wohlwollendes Interesse, allein keine Jünger und Missionare.

Lamartine erzählt jedoch in seinen „Confessions“, daß er bis zu seinem dreizehnten Jahre kein Fleisch gegessen habe, und glaubte, seine edle Gesichtsbildung diesem Umstande zu verdanken, auch schreibt er: „Die Zeit wird kommen, wo die Menschen den Genuß des Thierfleisches ebenso verabscheuen werden, als jetzt den Genuß von Menschenfleisch.“ Französische Naturforscher, wie Cuvier, Flourens, haben sich zu Gunsten der Pflanzenkost für den Menschen ausgesprochen; ebenso wie andere Männer der Wissenschaft als Linné, Bell, Owen, Blumenbach, Sholfield und der jüngst verstorbene Dr. Hyrtl in Wien, der ein strenger Vegetarianer war.

Die englischen und amerikanischen Vegetarianer sind praktisch und wohlwollend; der Franzose war poetisch, vielleicht etwas sentimental; die Deutschen betreiben diese Angelegenheit theils gründlich, wissenschaftlich und systematisch, theils schwärmerisch, ja fanatisch. Zu den Fanatikern darf wol der etwas excentrische Philosoph G. F. Daumer aus Nürnberg gerechnet werden. Es ist bald ein halbes Jahrhundert her, daß er ziemlich alleinstehend gegen den Fleischgenuß kämpfte, und zwar in so heftigen Ausdrücken und so leidenschaftlich, als stünde ihm die Welt in Waffen gegenüber.

Er schrieb ein Buch, das den sonderbaren Titel führt: „Das blutige Mahl unter der Decke des Küchenprocesses“, und spricht darin stets mit entsetzlichem Grauen von den cadaverösen Genüssen der Menschen, von ihrem Mord- und Leichenfraßsystem, von der Herabwürdigung des menschlichen

Körpers zu einer Grube todter Thiere, vom Herabsinken des Menschen unter die Thiere durch solche Greuel 2c. Beachtenswerther ist indeß seine Bemerkung über Kaspar Hauser. Dieser Fremdling lebte längere Zeit in seinem Hause, und Daumer erzählt, derselbe habe einen großen Abscheu gegen Fleischspeisen im Anfang geäußert. So lange er nur von Pflanzenkost lebte, habe er auffallend leicht und schnell reden, lesen, schreiben und rechnen, kurz Alles gelernt; als man ihn jedoch später der vermeintlichen Kräftigung wegen nöthigte, Fleisch zu essen, sei er träge, unlustig zur Arbeit, einsilbig, unempfänglich geworden, und durchaus nicht weiter in seinem Bildungsgange zu bringen gewesen.

Wahr ist es indeß, daß selbst Fleischesser mit Ekel und Grausen von großen Schlachthäusern sprechen, zum Beispiel der Schriftsteller Du Camp von denen in Paris, Benett von denen in London. Sie gestehen, der Geruch in den Schlachthäusern, das dumpfe Brüllen, Stöhnen und Schmerzensgeschrei der Thiere, die Blutbäche und Lachen seien nervenangreifend, ja unerträglich; besonders eifern sie gegen das Schlachten der von der israelitischen Einwohnerschaft verzehrten Thiere. War es Heine oder Börne, welcher sagte, er habe nur Eins gegen die Juden, das sei das Schächten der Schlachtthiere. Unter den Vegetarianern der Jetzzeit befinden sich auch Israeliten.

Eine Reihe deutscher Schriftsteller haben es sich zur Aufgabe gestellt, den Vegetarianismus wissenschaftlich und moralisch zu begründen.

Das ehemalige deutsche Parlamentsmitglied, der Arzt und Schriftsteller Gustav von Struve, ist seit achtunddreißig Jahren Vegetarianer. Er schreibt:

„Ich hege keinen Zweifel darüber, daß die vegetabilische Lebensweise einen bedeutungsvolleren Keim menschlicher Entwickelung in sich schließt, als irgend eine Staatsverfassung, welche nur unterschrieben und beschworen, aber nicht vom Geiste reiner Menschlichkeit durchdrungen ist. Der Gesichtskreis, welcher nur die Menschheit umfaßt, die ganze Thierwelt aber unberücksichtigt läßt, scheint mir ein sehr beschränkter zu sein. Wie viel höher steht Derjenige, welcher Alles was lebt, mit Herz und Geist betrachtet und behandelt. Der moralische Standpunkt ist der allumfassende. Was moralisch gut ist, kann nicht in physischer Beziehung nachtheilig sein, denn die Weltordnung ist nicht nach vier Facultäten zerrissen, wie unsere Wissenschaft auf den Universitäten.“ Ferner erwiedert er auf den Einwurf der Fleischesser, daß ja die Raubthiere von der Natur auf Fleischnahrung angewiesen seien:

„Nicht dem Beispiel niedrigerer, sondern höherer Wesen muß der Mensch nachstreben, nicht die Raubthiere, sondern die Engel muß er sich zum Vorbilde nehmen, und Letztere werde sich wohl Niemand als Fleischfresser denken. Glaubst Du denn nicht, Thiere-würgender Mensch, daß es Wesen giebt, welche höher über Dir stehen, als Du über den Thieren? Würdest Du aber solchen Wesen deshalb ein Recht einräumen, Dich zu ihrer Nahrung zu schlachten?

„Im Gegentheil, Du würdest von solchen Wesen Mitgefühl für Deine Schmerzen und Achtung vor Deinem Dasein verlangen. Warum versagst Du aber Beides den Thieren?“ (Aus dem Mandaras.)*]

*) Vom 1. Mai dieses Jahres erscheint unter Mitwirkung von Gustav Struve zu Troppau die „Freie Presse von Schlesien“, welche ein Feuilleton ankündigt „für geistige Unterhaltung, Phrenologie und Vegetarinismus.“
Anmerkung der Redaction des „Salon.“

Viele Vegetarianer sehen in der Rückkehr zur naturgemäßen Lebensweise die Lösung der socialen Frage, ja die größte bevorstehende Reform. Der Reichste wird in Zukunft Derjenige sein, der am Wenigsten bedarf. Manche führen gern das Wort Friedrichs des Großen an: Alle Reform geht vom Magen aus.

Bogumil Goltz hat ein Buch geschrieben, das den Titel trägt: „Das Menschendasein in seinen weltewigen Zügen.“ Darin heißt es: „Es ist ein Unglück, ein unerträglicher Widerspruch mit unserer Menschlichkeit, unserem Gewissen und unserer Vernunft, es ist ein himmelschreiender Widerspruch mit unserer Verehrung der Natur und mit unserer christlichen Religion, daß wir die lebenden Kreaturen Gottes um's Leben bringen, abschlachten, um unser eigenes Leben mit deren Leben, mit Thierleichen zu fristen. Es ist ein himmelschreiendes Unrecht, das wir ihnen anthun, ohne daß wir es müssen. Es ist aber gewiß, daß der Mensch nicht eher, und nicht anders gegen Seinesgleichen barmherzig sein wird, bis er es auch gegen die Thiere geworden ist.“

Auch seinen Dichter hat der Vegetarianismus schon in Deutschland gefunden. Der Schriftsteller Ludwig Storch hat in seinem sechsundsechzigsten Jahre die „naturgemäße Lebensweise der Pflanzenkost“ angenommen, und vermag die dadurch wiedererlangte Gesundheit, Heiterkeit und Arbeitsfähigkeit nicht genug zu preisen, ja in manchem frischen Sonett zu besingen. Er ist überglücklich, daß er:

Nach eines langen Lebens trübem Irren,
Nach stets vergeblich bangem Suchen, Fragen
Den Weg gefunden noch in alten Tagen.

Die Vegetarianer erfreuen sich auch der poetischen Schilderung, welche Gregorovius von den schönen, graziösen, heiteren Mädchen auf der Insel Capri giebt, die alle diese Vorzüge der Pflanzenkost verdanken sollen.

Doch auch an rein wissenschaftlicher Begründung fehlt es dem Vegetarianismus in Deutschland nicht, und die Rührigkeit mancher Aerzte hierfür ist groß. Dr. Hahn hat in Waid bei St. Gallen eine vegetarianische Naturheilanstalt errichtet, und giebt ein Blatt: „Der Naturarzt“ heraus.

Es ist selbstverständlich, daß alle Aerzte dieser Richtung den inneren Gebrauch von Medicin verwerfen, oder auf ein homöopathisches Minimum beschränken. Ihrem Princip getreu sprechen, schreiben und kämpfen sie auch gegen den Genuß von Branntwein, Wein, Bier, Kaffee, Thee, Gewürze und Tabak und sind ferner alle entschiedene Gegner des Impfzwanges. Dr. Hahn's Bruder, ebenfalls Arzt, wirkt in demselben Sinne in Amerika.

Dr. Emil Weilshäuser in Oppeln, der erste Apostel des Vegetarianismus in Deutschland, giebt eine Zeitschrift: „Das vegetarianische Ausland“ heraus. Dr. Kuhn in Seon publicirt Volksblätter für natürliche Lebens- und Heilweise; Dr. Nagel in Barmen verschiedene Schriften gegen den Fleischgenuß. In Berlin erscheint bei Th. Grieben eine vegetarianische Zeitschrift: „Gesundheit, Wohlstand, Glück.“ Ein Herr von Seefeld in Hannover, eifriger Vegetarianer, hat in demselben Verlag: „Studien über Gesundheit und Krankheit“ herausgegeben. Dr. Boruttau in Leipzig schreibt ein Blatt: „Der Volksfreund“, das ebenfalls ein Organ zur Verbreitung der Grundsätze naturgemäßer Lebens- und Heilweise ist.

Der thätigste Beförderer und Freund des Vegetarianismus scheint indeß in Deutschland, der Dichter und Schriftsteller Dr. E. Baltzer in Nordhausen.

Seine Zeitschrift: „Vereinsblatt für Freunde der naturgemäßen Lebensweise“, vereinigt in der That alle deutschen Vegetarianer, und zwei Vereinstage derselben, denen ein halbes Dutzend Aerzte beiwohnten, haben wirklich schon im Mai 1869 zu Nordhausen und im Juni 1870 zu Berlin Statt gefunden. Manche Hausfrau wird sich vielleicht hierbei nicht der Frage erwehren können: „Was haben denn diese Vegetarianer bei ihren Zweckessen und ihren Zusammenkünften gegessen?“ Auch dafür ist gesorgt. Das „Vegetarianische Kochbuch“, welches hundertsechsundvierzig Speisen und Getränke zu bereiten angiebt, ist schon in zweiter Auflage erschienen; und an den nordhäuser und berliner vegetarianischen Vereinstafeln ging es ohne Fleisch und Wein doch vergnügt und gemüthlich zu.

Vegetarianisch zu leben, sagen die Freunde der neuen Lehre, ist gesünder, angenehmer, humaner, ökonomischer und anziehender, als die Fleisch- und Blutkost. Die Pflanzenkost ist ferner die halbe Emancipation der Frauen, die rechte Selbsthülfe in Krankheiten, das uralt Menschliche, und die drei Mal durch Gesundheit an Leib, Seele und Geist belohnte Lebensweise.

Ein Triumph der Vegetarianer ist es endlich, daß auch Männer der Wissenschaft, die ihrem Verein fern stehen, mehrere Grundsätze ihres Systems bestätigen.

Schon im Alterthum wußte man, daß Athleten nur durch Pflanzenkost Stärke und Geschmeidigkeit des Körpers erlangen konnten, ebenso wie noch heutzutage die Boxer in England; und Reisende erzählen, daß zum Beispiel die Lastträger in den Häfen Brasiliens, so wie in Constantinopel, die kräftigsten Leute, die man sich denken kann, von Pflanzenkost leben: ebenso ein sehr starker Menschenschlag im Innern von Rußland. Eine Analogie im Thierreich liegt hierbei nahe; die größten, kräftigsten, ausdauerndsten Last- und Arbeitsthiere: der Elephant, das Kameel, das Pferd, der Ochs sind Pflanzenfresser. Betrachten wir dagegen, wie der größte fleischgenährte Hund lechzt und keucht, wenn er nur einen kleinen Brodkarren zieht.

Professor Liebig endlich sagt Folgendes zu Gunsten der Pflanzenkost: „Der Fleisch essende Mensch bedarf zu seiner Erhaltung eines ungeheuren Gebiets, weiter und ausgedehnter, als der Löwe und Tiger. Eine Nation Jäger auf einem begrenzten Gebiete ist der Vermehrung durchaus unfähig. In seinen beschwerlichen und mühevollen Jagden verbraucht der Indianer durch seine Glieder eine große Summe von Kraft, aber die hervorgebrachte Wirkung ist sehr gering und steht mit dem Aufwand in keinem Verhältniß. Die vegetabilische Nahrung, namentlich die Getreidesamen und durch diese das Brod, enthalten ebensoviel Eisen als das Rindfleisch, überhaupt das rothe Fleisch. In 1000 Theilen frischem reinen Muskelfleisch sind 13 Gewichtstheile Nährsalze, in 1000 Theilen Roggen- und Weizenkorn 21 Gewichtstheile Nährsalze enthalten. In 1000 Theilen frischem reinen Fleisch sind 800 Theile Wasser, in 1000 Theilen Weizen oder Roggen nur etwa 120 bis 150.“

Ferner sagt Liebig: „Bei wirklicher Schwäche wirkt Fleischbrühe nicht kräftigend.“

Alexander von Humboldt giebt in national-ökonomischer Hinsicht eine bemerkenswerthe Rechnung zu Gunsten der Pflanzen- und Obstesser: „Eine Strecke Landes, welche, wenn wie in Europa, mit Weizen bebaut, zehn Personen ernähren würde, gewährt durch ihre Erzeugnisse, das ist durch Mästung, in Thierfleisch verwandelt, kaum einem Menschen den Unterhalt.

Dieselbe Strecke vermag indeß in Mexico, mit Bananen beflanzt, wohl zweihundertundfünfzig Menschen zu unterhalten."

Allem Vorstehenden haben wir endlich noch hinzuzufügen, daß die deutschen Vegetarianer auch praktisch-philanthropisch wirken, und gegenwärtig den Fonds zur Gründung eines Waisenhauses zusammenschießen, in welchem sie Kinder nach den Grundsätzen ihrer naturgemäßen Lebensweise erziehen wollen *).

Ohne gerade in der bevorzugtesten Zeitschrift der eleganten Gesellschaft, dem „Salon", die Ascese predigen zu wollen, glauben wir doch so viel sagen zu dürfen, daß es namentlich der humane Zug des Jahrhunderts ist, der uns im Vegetarianismus anspricht; und daß mitten in dem Genuß, dem Luxus und der Aufregung unserer Zeit die Lehre der Vegetarianer das Bild einer fast heldenhaften Entsagung zeigt, welcher wir, selbst wenn wir uns nicht zu ihr bekennen, doch unsere Bewunderung nicht versagen können.

Meta Wellmer.

*) Zum Beispiel: es besteht in Mobletin bei Chotebor in Böhmen bereits ein Kinderasyl nach vegetarianischen Lebensgrundsätzen, von Slavibor Breuer geleitet ꝛc.

Pein in Lust.

Ich wandle still durch Feld und Au,
Da blühen Blumen roth und blau,
Gieb Acht, so flüstert es leis und laut,
Dazwischen steht manch' giftig Kraut!

Und Falter und Käfer mannigfalt
Find' ich im Thymian am Wald.
Gieb Acht, so tönt es mir in's Ohr,
Dort schnellt die tödtliche Viper empor!

Ich schiffe über den stillen Strom,
Er spiegelt Erd' und Himmelsdom.
Gieb Acht, eine Stimme plötzlich droht,
Die blaue Fluth birgt kühlen Tod!

Es hat die Welt nicht reine Lust,
Nicht volle Wonne die Menschenbrust.
Gieb Acht, und trinkst Du den hellsten Wein,
In süßer Lust ist bittre Pein!

Wolfgang Müller von Königswinter.

Büchertisch des Salon.

Gedichte von Adolf Strodtmann. Zweite Ausgabe, Hamburg, Hoffmann und Campe, 1870.

Diese Sammlung, obschon eine zweite Ausgabe, muß von der Kritik als eine gänzlich neue gewürdigt werden, weil nicht nur die älteren Bestandtheile stark gesichtet erscheinen, sondern neue Abschnitte von bedeutendem Umfange und Inhalt hinzugefügt sind. Sie zieht zugleich die Summe der Leistungen des Dichters auf dem Gebiete der Lyrik und gestattet ein Endurtheil. Gleichwol wollen wir an dieser Stelle ein solches zu fällen nicht unternehmen, weil wir mit dem uns gestatteten Raum in Conflict kommen müßten. Wir bleiben daher unserer Art getreu und versuchen nur ganz flüchtig ein paar Züge aus der Atmosphäre des Dichters zu thun. Die Muse Strodtmann's gehört zu denjenigen, deren Reich nicht von dieser Welt ist. Sie schreibt ihren Namen mit den Musen Hölderlin's, Körner's, Uhland's und Schenkendorf's u. A. unter den Namen Schiller's, und muß daher schon aus diesem Grunde in einer Zeit auffallen, wo diese Linie in unserer Literatur fast ausgegangen scheint, während die Goethe'sche Linie, auf der einen Seite durch Platen und Rückert, auf der anderen Seite durch den einflußreichsten modernen Dichter, durch Heine fortgesetzt, in's Unendliche fortzeugt. Am hellsten strahlen uns die idealistisch verklärten Züge dieser Muse aus den Liebesgedichten entgegen: wo ist da die derbe Liebeslust und das schwere Höllenleid der großen Passion zu finden? Anstatt dieser faustischen Elemente zeigt sich die Liebe Strodtmann's von einem schwärmerischen Platonismus gänzlich erfüllt. Die Liebe ist nur eine Station zur Erfrischung auf dem Wege zur inneren Vollendung des Menschen. Sie ist nicht die sein ganzes Wesen mächtig emporwirbelnde, aber auch gänzlich in Beschlag nehmende Leidenschaft; gelegentlich versichert der Dichter der Geliebten, daß sein Lied nicht ihr, sondern „der Zeit" gehört, daß seine Aufgabe nicht in der Liebe, sondern im Kampfe für seine Ideale sich erfüllt und daß ihr dabei die Rolle zufällt, ihm „durch diesen Sturm von Zeit und Hassen" „der Liebe weißes Banner" voranzutragen. Daher ist es auch nicht „der Besitz" der Geliebten, um welchen der Dichter ringt; dieser bleibt werthlos, wenn die Geliebte nicht Theil nimmt an dem Streben des Dichters. Auch die Geliebte muß den Blick auf dieselben höchsten Ziele richten; nur „dann wird ein Lied der Liebe unser Leben und unsere Liebe ein Vollendungsgang". Diese „höchsten Ziele" aber haben mit dem Egoismus des Dichters nichts zu thun; nicht seine Zukunft beschäftigt ihn; es handelt sich bei ihm, wenn er von der Zukunft spricht, nur von der Zukunft der Menschheit. Er steht nicht an, es auszusprechen; er glaubt an ein Paradies, ein Paradies auf Erden! Und wenn ihm hier erwiedert wird, daß er dann „die Welt nicht kennt", so antwortet er:

„Ich kenne wol die Welt,
Was auch der Spötter gift'ge Zungen sagen!
Ich weiß mein Lied durch jeden Sturm zu tragen,
Weil an der Menschheit fest mein Glaube hält.
Wer selbst im Kampf die Liebe nicht verloren,
An deren Schild des Hasses Stahl zerschellt:
Der hat der Menschheit Bestes sich erkoren,
Der ehrt die Gottheit und der kennt die Welt!"

40*

Und so wehrt er jeden Zweifel ab, daß der Kampf für Menschenglück und Menschenrechte ein eitles Beginnen sei: der „Bund der Freiheit mit der Liebe" ist die belle alliance, welche den kühnen Siegestraum verwirklichen wird und er feiert sie in gläubig begeisterten und Glauben weckenden Gedichten.

Den Schluß der Sammlung bilden die aus dem „Salon" bekannten vortrefflichen Lieder an „Henni". Möchten die Gedichte Strodtmann's sich dem herrschenden Sensualismus und Pessimismus zum Trotz offene Bahn brechen und den Gemüthern der Zeitgenossen zur Erfrischung und Erhebung gereichen! Sie wären dazu wol im Stande, und sie verdienten einen solchen Erfolg.

Aus der Asche. Neue Gedichte von Ada Christen. Hamburg, Hoffmann & Campe, 1870.

Wir können den Namen Ada Christen hier nicht nennen, ohne dem Leser sofort die humoristische Physiognomie des harmlosen Kleinstädters vor die Augen zu rufen, welcher Bd. V. S. 115 des „Salon" an den „Liedern einer Verlorenen" von Ada Christen ein satirisches Exempel statuirte. Der Kleinstädter meinte damals: Ada Christen sei überhaupt keine wirkliche Person und es stecke dahinter nur eine Mystification. Irgend ein pfiffiger Spaßvogel, der seinen Heine in- und auswendig kenne, habe in Heine'scher Manier eine Anzahl cynisch-sentimentaler Verse zusammengeschrieben, und um das Ding noch pikanter zu machen, den Namen einer Dame darübergesetzt. Und Kritik und Publicum hatten selbstverständlich einem solchen doppelten Hautgoût nicht zu widerstehen vermocht. O tempora, o mores! — — Der Kleinstädter hat sich in diesem Punkte geirrt: Ada Christen ist keine Eulenspiegelei; ihre zweite Kundgebung überzeugt uns von ihrem wahrhaftigen Dasein. Wenn wir das sagen, sprechen wir über die neuen Gedichte zugleich ein Lob aus. In der That, es sind Lieder darin, die ein eigenes Leben haben und nicht blos die Schatten sind, welche nach eifriger Heine-Lectüre durch das Gemüth eines Spaßvogels gespenstisch umhergaukelten und scherzweise von ihm fixirt wurden. Zwar die neuen Gedichte verleugnen die trübe Grundstimmung der ersten Lieder nicht; in einem etwas delirirenden Bilde vergleicht sie dieselben mit „blutigen Mäuslein, welche ihr aus der Brust springen". Aber diesmal können wir ihr glauben und nachempfinden. Die Dichterin hat Vieles gelernt und Einiges vergessen. Die Haltung, in welcher sie sich jetzt zeigt, verletzt unser Gefühl nicht mehr, das sich einer Frau gegenüber für den Mangel an Schicklichkeitssinn selbst durch die kräftigsten Talentproben nun einmal nicht entschädigen lassen will. Und wenn wir nun schon geneigter sind, Ada zu nehmen, wie sie sich giebt, so können wir ihr weder Mitgefühl noch Anerkennung ihres Talentes versagen. Ja, in Anbetracht des letztern, möchten wir ihr zurufen, daß für Den, welcher solche Ressourcen in sich trägt, das Spiel des Lebens niemals ganz verloren ist, weil er immer noch etwas zu setzen hat. Ach, es giebt viele Unglückliche auf der Welt, die außer ihrem Unglück gar nichts besitzen, nicht einmal Herz, um dasselbe zu empfinden, nicht einmal Verstand, um dasselbe zu verbessern. Ada Christen hat beides; daran möge sie sich erinnern, wenn ihr der Muth sinkt. Das Leben ist für manche Menschen eine ungemein spaßhafte, für Andere eine sehr ernste Sache. Ada gehört zu den Letzteren. Das muß sie nicht aus den Augen verlieren und dem Ernste auch in künstlerischer Beziehung den Ernst entgegensetzen, wie sie dies in ihren neuen Gedichten erfolgreich versucht. Das Schicksal schlägt man nur mit den Waffen, die es uns selbst in die Hand

giebt. Da wir leider keinen Raum haben, in das Einzelne der Gedichte einzugehen, so machen wir nur beispielsweise auf die Lieder S. 3, 51, 52, 55, 57, 63, 71, 79 und 85 aufmerksam, welche meist eine glückliche künstlerische Hand verrathen. An solche Gedichte mag sich Ada Christen halten, wenn sie fortschreiten will.

Aus alten Tagen. Gedichte von Karl von Thaler. Hamburg, J. F. Richter, 1870.

Das erste der beiden Gedichte vorliegenden Bändchens: „Germania, ein Märchen" versucht uns ein Bild der Geschicke Deutschlands im Spiegel der Allegorie zu zeigen. Germania erscheint hier als die liebste Tochter Europa's mit dem „Geiste der Geschichte". Trotz der Vorliebe der Eltern und der hohen natürlichen Begabung des Kindes verfehlt dasselbe seinen Beruf, „Königin der Welt" zu sein und schenkt der Stimme der Fee Discordia Gehör, welche es in's Verderben stürzt. Indessen hat sich jüngst wiederum die Stimme des „Vaters" vernehmen lassen, welcher ankündigt, daß die Zeit da ist, wo Germania ihre Größe zurückgewinnen kann, und der Dichter hofft zum Schlusse, Germania werde dieselbe nicht überhören. Der Verfasser ist ein Oesterreicher und als Feuilletonist und Kritiker wohlrenommirt. Das Gedicht scheint vor dem Jahre 1866 geschrieben; wir können wenigstens nicht recht ersehen, wie dem Dichter seine Germania heute vorkommt und ob er etwa in Preußen einen Abgeordneten des „Vaters" erblickt, der die Germania auf den rechten Weg weisen wird. Das Gedicht ist somit zwar ein wenig abstract, aber von warmem Gefühl für die Größe Deutschlands beseelt und in einem männlich schönen Tone gehalten. Warum indessen soll Deutschland gerade „Königin der Welt" werden? Genügt es nicht, wenn es ein schönes, freies, einiges Königreich der Welt wird? Das zweite Gedicht erzählt im Anschluß an das erste: „Die Fahrt nach Canossa", indem es so die Wirksamkeit der Fee Discordia gleichsam durch ein historisches Beispiel illustrirt — besonders bedeutsam in diesen Tagen, wo päpstlicher Uebermuth nicht nur einen Kaiser, sondern die ganze Menschheit zu erniedrigen droht. Aber das neunzehnte Jahrhundert ist kein Heinrich IV.

Wenn wir hiermit einige der bedeutenderen der uns vorliegenden neueren poetischen Erscheinungen, so eingehend der Raum es gestattete, in Betracht genommen haben, so bleibt uns zu erwähnen übrig, daß von älteren Autoren die Gedichte Albert Träger's (Leipzig, Ernst Keil, 1870) in siebenter und die Gedichte von Emil Rittershaus (Breslau, Eduard Trewendt, 1870) in dritter Auflage neuvermehrt erschienen sind. Albert Träger's Gedichte gehören zu denjenigen, welche durch ihren wohlverdienten Erfolg der Kritik längst entwachsen sind; der Name des Dichters ist von so beliebtem Klang, daß wir der Mühe überhoben sind, dieser neuen Auflage eine ausführlichere Empfehlung mit auf den Weg zu geben. Wir heben nur hervor, daß die Zeitgedichte bis in die jüngsten Tage reichen und mit einem gedankenvollen „Epiloge zur Humboldtfeier" schließen; welcher die Arbeit als den befreienden und verbrüdernden Genius unserer Zeit verherrlicht. Ueberhaupt hält Träger's Muse den Blick den Zeitereignissen stets zugewandt und zeigt sich von den Gedanken der Epoche bewegt. Auch die sociale Frage findet in dem Cyklus „Den Armen" ihren Widerhall, aus welchem wir namentlich das Gedicht „Ohne Crucifix" als besonders ergreifend erwähnen wollen. Ganz auf dem eigentlichen Gebiete der Lyrik bleiben Ritterhaus'

Gedichte, obwol der Dichter seit dem Erscheinen der ersten Auflage auch mit politischen Gedichten hervorgetreten ist. In dieser Beziehung bewahrt also die dritte Auflage ganz den Charakter der ersten ohne Beimischung späterer Elemente. Die an den Ritterhaus'schen Gedichten von der Kritik mit Recht gerühmte Echtheit und Wärme der Empfindung sowie die jugendliche Kraft der Gesinnung und die Flüssigkeit der Form wird auch in der neuen Auflage ihre schon bewiesene Anziehungskraft ohne Zweifel bewähren und dem Dichter neue und zahlreiche Freunde zuführen.

In die Poesie überhaupt will „Die Dichtkunst und ihre Gattungen“ von Hermann Osterley (Breslau, F. E. C. Leuckart, 1870) einführen. Wenn wir auch den technischen Belehrungen dieses Handbuchs die Anerkennung nicht versagen können, so zeigt dasselbe doch namentlich in der Auswahl der Beispiele einen höchst altfränkischen Charakter. In dieser Beziehung findet sich auch in dem angehängten „Verzeichniß der deutschen Dichter“, eine Wunderlichkeit, die wir nicht unerwähnt vorbeigehen lassen können. Es heißt nämlich in den dortigen Notizen über Heine wörtlich folgendermaßen: „Heine . . . . studirte in Heidelberg, Göttingen und Berlin Rechtswissenschaft ohne rechten Erfolg, obwol er 1825 Doctor der Rechte wurde. Er suchte an verschiedenen Orten vergeblich nach einer passenden Stellung, bis er im Jahre 1831 in Paris sich dauernd niederließ, freilich ebenfalls ohne eine passende Stellung.“ Wir wissen nun zwar, daß eine officielle „Anstellung“, womöglich mit nicht allzu knapp bemessener Pensionsberechtigung, leider den Deutschen noch allzusehr als der Inbegriff alles inbrünstig zu erstrebenden Erdenglücks erscheint; daß aber das spöttische Gesicht Heinrich Heine's, selbst in dem Spiegel eines deutschen ordentlichen Professorengehirns, jemals so hungerleiderische Jammermienen annehmen könnte, darauf wären wir doch in der barockften Stimmung nicht gefaßt gewesen. Nach dieser vornehmthuerischen und im Grunde doch sehr hohlen Professorenweisheit begrüßen wir mit um so größerer Freude die „Poetik“ Rudolf Gottschall's in zweiter „wesentlich verbesserter und vermehrter“ Auflage (Breslau, Eduard Trewendt, 1870), welche gegenüber dem vielfach greisenhaften Gebahren unserer wissenschaftlichen Aesthetik in überzeugender Weise den modernen Standtpunkt vertritt und nicht nur Belehrung, sondern auch lebhafte Anregung zu bieten weiß. Wir können nur auf's Dringendste wünschen, daß diese „Poetik“ nicht allein in die Hände der Gebildeten übergehe, sondern auch als Lehrbuch für Schulen und höhere Bildungsanstalten aufgenommen werde. In der That erfüllt dieselbe der vornehm ablehnenden oder negirenden Haltung unserer verbreitetsten Aesthetiker gegenüber das Bedürfniß der Gegenwart, zur Beurtheilung der heutigen Production positive Gesichtspunkte zu gewinnen und die Freude an der fortdauernden Entwickelung unserer Literatur wieder zu beleben. Endlich erwähnen wir noch, daß die mit so großem und berechtigten Beifall in Deutschland aufgenommene „Geschichte des deutschen Liedes“ von dem Elsasser Edouard Schouré jetzt auch in gelungener deutscher Uebersetzung (Berlin, A. Sacco, 1870) vorliegt; wir stimmen mit Adolf Stahr überein, wenn er in seiner Einleitung zu derselben hervorhebt, daß er eine ähnliche geistvoll ansprechende und im edelsten Sinne populäre Darstellung der Geschichte des deutschen Liedes in unserer Literatur nicht kenne.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im Juli 1870.

Lieber Freund.

Gottlob! Es geht los. Ich hole meine verrostete Muskete wieder hervor, putze das Schloß, treibe in meinen Mußestunden schwedische Heilgymnastik, lese Körner's „Leyer und Schwert" (in der billigen Ausgabe) und verfüge wieder über das Schicksal Europa's, ganz wie ehedem.

Ich freue mich immer auf den Sommer. Der Winter bringt nichts als langweilige Parlamentsdebatten, die kein Mensch liest, Gesetze, die noch nicht einmal gehörig durchinterpretirt worden sind, diplomatische Actenstücke, die kaum eines Leitartikels verlohnen, Parteiprogramme, im Gedanken nichtig und erbarmenswerth im Stil, Scandalprocesse und sonstige Bagatellen. Im Sommer aber giebt's europäische Verwickelungen, Berufstage und Badereisen. Das schaut ganz anders aus. Da nahen sich wieder die schwankenden Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt, die alten, liebgewordenen Citate, z. B. quidquid delirant reges, plectuntur Achivi, d. h. „wenn Napoleon, Ollivier und Consorten à la baisse speculiren, müssen sich die Völker todt schießen lassen"; „inter arma silent leges", „um uns unbequeme Menschen, wie Rochefort, und unbequeme Dinge, wie die Freiheit, vom Halse zu schaffen, fangen wir einen hundsföttischen Krieg an"; „si vis pacem para bellum", „das Volk hat uns verworfen, die Bajonette schützen uns, deshalb mehr Bajonette her, um den schwanken Thron zu stützen;" principiis obsta", „in Mexico erlitten wir die erste schmähliche Niederlage; in den Rhein wollen wir unsere Herrlichkeit ersaufen", „in dulci jubilo", „Noch sind wir Kaiser par la volonté nationale. Ein schöner Gedanke aber es kommt anders!" „quos vult perdere Jupiter prius dementat", „Wen der Himmel für Eidbruch, Verrath und andere Verbrechen strafen will, dem gibt er Ollivier zum Minister".

Also wirklich Krieg? Krieg der „spanischen Frage halber? Ach, Spanien war von jeher das Land meiner Träume. Bei den Worten Castagnette, Mandelaugen, Bolero, Pepita, Mantilla, Keuschheitsrose, Marfori, Verlag von Werner Grosse, Guadalquivir, Andalusien überkommt mich immer eine ganz eigenthümliche Empfindung; denk' ich an das herrliche Land jenseits der Pyrenäen mit seinen köstlichen Frauen, die nach Abenteuern und Knoblauch duften, so ergeht's mir wie Heine, wenn er bei Lorenz Austern gegessen und Rheinwein getrunken hat — der Gedanke

stimmt mich immer weich
Und löst jedwedes Zerwürfniß
In meiner Brust, entzündet darin
Der Menschenliebe Bedürfniß.

Und deshalb kann ich auch noch gar nicht glauben, daß Spaniens halber ein Krieg geführt werden soll. Allerdings könnte man der Ansicht se n, daß jetzt, nachdem wir beinahe vier Jahre lang einen friedenartigen Zustand gehabt haben, so eine kleine frische, fröhliche Menschenabschlachterei „angezeigt" wäre, wie die Oesterreicher sagen. Ein paar tausend Menschen würden ihr

Leben verlieren und die Zeitungen würden beinahe ebensoviel Abonnenten gewinnen, Familien würden zu Grunde gerichtet werden, und diejenigen Minister, welche gleichzeitig Börsenspeculanten sind, würden sich bereichern — kurzum, alle Welt wäre zufriedengestellt. Und Ollivier, dieser Ehrenmann — denn Ollivier ist ein ehrenwerther Mann! — würde eine schöne Rede halten.

„Meine Herren!" würde der sehr ehrenwerthe Herr Großsiegelbewahrer sagen. „Wir sind die Mäßigung und die Festigkeit, wir sind die Nichtintervention und der Krieg, wir sind des Lebens Unverstand und der Genuß mit Wehmuth, (Sehr gut! sehr gut!) Meine Herren! (Bravo!) Die Regierung des Kaisers wird die Ehre Frankreichs mit einer friedlichen Politik, welche den Krieg zur nothwendigen Folge hat, zu vereinbaren wissen. Wir werden nicht dulden, daß Sadowa nach Spanien verlegt werde. (Bewegung.) Denn Sadowa liegt in Böhmen. (Allgemeine Bewegung.) Seien Sie versichert, daß wir uns auch diesmal blamiren werden. (Sehr gut! sehr gut!) Und zwar gründlich! Wenn Sie auf die Resultate unserer auswärtigen Politik unter dem Kaiserreich zurückblicken, so werden Sie über die Großartigkeit unserer Erfolge staunen. Sie wissen, welche Opfer an Menschenleben und Geld der Krimkrieg uns auferlegt hat — was haben wir erreicht? Wir haben Medaillen schlagen lassen und Gortschakoff lacht uns aus. (Sehr wahr!) Meine Herren, die Fröhlichkeit ist eine Göttergabe; wir haben Gortschakoff fröhlich gestimmt; ich meine, ein solcher Erfolg darf nicht unterschätzt werden. Wir zogen nach Italien für eine Idee, wir haben glänzende Schlachten geschlagen und auf diese Weise Preußen die Möglichkeit gewährt, sich die vollsten Sympathien Italiens zu erringen. Unsere Uneigennützigkeit verdient Ihre Anerkennung. Die Freundschaften, welche wir noch in Italien besaßen, haben wir durch unsere sinnige römische Politik vollends verscherzt. Wir haben die Occupationstruppen aus Rom abberufen und haben sie wieder hingeschickt, wir haben zugegeben, daß der Kirchenstaat auf die Stufe einer Kirchenstadt herabgesetzt wurde und haben dann mit den Ultramontanen geliebäugelt, wir haben an der Seite Garibaldi's als Waffenbrüder gekämpft und haben ihn später lahm schießen und bei Mentana an seinen Freischärlern die Wunder unserer Chassepots wirken lassen. Meine Herren! Vielseitigkeit ist die Blüthe des Genies. Wir sind die Vielseitigkeit und die Beschränktheit. (Lebhaftes Bravo.) Als Glanzpunkt unserer Politik darf ich die mexikanische Expedition bezeichnen. Sie Alle wissen, daß die mexikanische Regierung dem Banquier Jecker 27 Thaler 15 Silbergroschen 4 Pfennig schuldig war und nicht zahlen wollte. Wir nahmen uns des Banquiers an, ließen eine Flotte ausrüsten, schifften Tausende und aber Tausende unserer Landeskinder nach Mexiko ein und ließen sie dort von dem mörderischen Klima und von den Kugeln der Guerillas dahinraffen. Nach namenlosen Verlusten drangen wir endlich in Puebla ein, riefen einen gutmüthigen Prinzen in's Land, den wir — getreu unserm Programme, uns in keiner Weise in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen — wider den Willen des Volkes als Kaiser einsetzten, und zogen, als die Noth am höchsten gestiegen war, unsere Hand von ihm. Unser unglücklicher Schützling wurde ergriffen und erschossen, sein armes Weib verlor den Verstand. Unsere officiöse Presse war sehr entrüstet über die Erschießung. Das ist das Resultat der mexikanischen Expedition. Meine Herren, wir sind die Desertion und die Entrüstung! (Bravo!) Indessen mußten wir, Gewehr am Fuß, ruhig

zusehen, wie unser Nachbar mit einem Schlage an Macht und Einfluß so gewann, daß wir mit ihm, wie mit unseres Gleichen zu rechten hatten und das „europäische Schiedsrichteramt", welches wir uns angeeignet hatten, wurde zum Ammenmärchen. Wir hielten uns zurück und Lavalette setzte den diplomatischen Agenten auseinander, daß nunmehr das richtige Gleichgewicht in Europa glücklich hergestellt sei. Meine Herren, wir sind das Gleichgewicht und die Zurückhaltung. (Bravo!) Und nun denken Sie an Luxemburg, das wir für Geld und gute Worte kaufen sollten und doch nicht kauften. Meine Herren, wir sind der Kauf und der Nichtkauf! (Bravo.) Ebenso glänzend werden wir die spanische Frage zu lösen wissen. Wir betheuern bei jeder Gelegenheit, daß wir uns in die inneren Angelegenheiten des Landes in keiner Weise zu mischen gedenken, daß wir die Staatsform, welche das Volk beschließen wird, anerkennen und, da man sich für die Monarchie entschieden hat, in Betreff der Person des Monarchen die von den Cortes zu vollziehende Wahl unbedingt gut heißen werden. Das ist und bleibt unser Programm, und deshalb machen wir jetzt den thörichten Spectakel, der uns als verächtliche Figur auf die Nachwelt bringen wird. Meine Herren, wir sind der Spectakel und die Verächtlichkeit! (Bravo!) Uebrigens bitte ich Sie zu beachten, mit welcher Feinheit wir diese ganze Angelegenheit behandelt haben. Die Diplomatie ist die Discretion und Geheimhaltung als Beruf. Nun, meine Herren, die ganzen Verhandlungen zwischen Prim und den Hohenzollern-Sigmaringen haben wir so geheim gehalten, daß unser Botschafter in Madrid keine Sylbe davon wußte, daß wir selbst keine Ahnung davon hatten. Wenn das nicht diplomatisch ist, dann weiß ich's nicht. (Stürmisches Bravo!) Aus alledem glaube ich zu der Schlußbemerkung berechtigt zu sein, daß wir namenloses Elend anrichten und nichts erreichen werden. Also auf nach dem Rhein, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom General bis zum gemeinen Soldaten! Meine Herrn, wir sind die Niedrigkeit und die Gemeinheit! (Langanhaltender Beifall. Die Rechte kniet nieder und erhebt in stummer Verehrung ihre Hände zu dem beredten Justizminister.)

Ja, beredt ist dieser Herr Ollivier, das muß ihm der Neid lassen. Und wenn es auch einem Kurzsichtigen nicht passiren könnte, den jetzigen Leiter der französischen Politik beim letzten Mondesviertel mit dem Modell zum Apoll von Belvedere zu verwechseln, wenn auch ein Stumpfsinniger nicht auf den Gedanken kommen würde, zwischen den Gesinnungen dieses Braven und denen des principienstarren Cato eine gewisse Uebereinstimmung herauszufinden — durch seine Beredsamkeit macht er wett, was ihm an sinnverwirrender Schöne und imponirender Charakterfestigkeit versagt ist. Er ist beredt, und ich habe aus seinen Reden viel gelernt. Ich weiß jetzt, daß ein guter Redner Adjective gar nicht gebraucht, sondern immer das Substantivum anwendet. Ollivier sagt nicht: „Wir sind maßvoll und stark", er sagt: „Wir sind die Mäßigung und die Stärke" und deshalb werde ich in guter Gesellschaft von jetzt an immer sagen: „Louise Mühlbach ist der Geschmack, der Bilderreichthum, der Pyramidalstil; ich bin die Harmlosigkeit und die Kleinstadt ꝛc." Es macht sich gut.

Während ich mich ganz in die spanische Frage vertieft hatte und deshalb ohne Weiteres annahm, daß die Gedanken jedes rechtschaffenen Mannes auf den „Thron Karl's V." gerichtet sein müßten, traf ich mit einem leipziger Freunde zusammen, der sich seit Wochen mit nichts Anderem beschäftigt hatte, als mit der Leipziger Theaterfrage, mit dem Rücktritt Laube's und

dessen Nachfolger. Unglücklicherweise fiel die Candidatur des Erbprinzen Leopold zusammen mit der Ernennung Berndal's zum Leipziger Director, und aus dieser Gleichzeitigkeit entwickelte sich ein Qui pro quo, das mir beinahe meinen theuersten norddeutschen Bundesfreund geraubt hätte. Er dachte an Leipzig, ich an Spanien; in Folge dessen gestaltete sich unsere Unterredung etwa so:

„Es ist ein wahres Glück", begann mein Freund, „daß die Geschichte endlich einen Abschluß gefunden hat. Der Zustand, wie er war, war geradezu unerträglich."

„Das sehe ich wirklich nicht ein", versetzte ich. „Meines Erachtens hätte man es ruhig noch ein paar Jahre mit der Republik probiren können, vielleicht hätte man sich daran gewöhnt."

„Ein paar Jahre? Sie scherzen wol. In ein paar Wochen wäre Alles drunter und drüber gegangen, das Ensemble wäre vernichtet worden, man hätte sich der straffen Zucht entwöhnt, wir hätten die schönste Anarchie bekommen."

„Diese monarchische Begeisterung ist mir bei Ihnen etwas Neues."

„Jeder Körper muß einen Kopf haben und besonders ein so vielgliedriges Ding, wie das unserige. Denken sie an die beständigen Intriguen, Eifersüchteleien, kleinen Machinationen, die allesammt sich geltend zu machen verlangen — wenn da die autokratische Gewalt fehlte, wenn sie die Bestrebungen der Einzelnen nicht auf das allgemein Nützliche hinzulenken weiß, dann bleibt eben das Chaos Herrscher."

„Sie scheinen die „Kreuzzeitung" mit Vorliebe zu lesen, werther Freund. Nach Ihren Principien wäre Ihnen wol gar die Wiedereinsetzung des früheren Regimes angenehmer, als das republikanische Interimisticum?"

„Ganz gewiß. Nicht nur lieber, als das Interimisticum, sondern überhaupt am liebsten."

„Ich will annehmen, daß Sie scherzen, da ich sonst . . ."

„Ich scherze nicht, mein Herr."

„Also die Camarilla, das Cliquenwesen, Marfori, die Bigotterie . . ."

„Sie kennen die Verhältnisse nicht; ich gebe zu, daß die frühere Leitung nicht vollkommen gewesen ist — was ist überhaupt auf der Welt vollkommen? — es ist sogar auch möglich, daß sie den Einflüsterungen gewisser Leute Gehör geschenkt hat, die besser unbeachtet geblieben wären, aber ein so realistisch gesundes Ensemble bekommen wir nicht wieder!"

„Ein schöner Realismus, das! Mit der Keuschheitsrose!"

„Was die Keuschheitsrose mit der ganzen Sache zu schaffen hat, verstehe ich nicht."

„Und ich verstehe Sie überhaupt nicht, wie Sie sich dazu herbeilassen können, die scandalöseste Wirthschaft in Europa zu vertheidigen, wie Sie es wagen können, über das herrliche Ergebniß einer ruhmvollen Revolution mißachtend zu sprechen."

„Ich bitte Sie, Ihre Ausdrücke zu mäßigen."

„Und ich ersuche Sie, sich Gesinnungen anzuschaffen, deren Charakterisirung in einer maßvollen Sprache möglich ist."

„Mein Herr! . . . Nun, ich kenne Sie, Sie sind ein leidenschaftlicher Mensch und meinen es nicht böse; ich will Ihre Aufregung nachsichtig beurtheilen, weil Sie die Verhältnisse gar nicht kennen."

„Mein Herr!"

„Gar nicht kennen! Sonst würden Sie nicht einen ganz gewöhnlichen Scandal eine ruhmvolle Revolution nennen können."

„Ein ganz gewöhnlicher Scandal, mein Herr? Ein ganz gewöhnlicher Scandal? Haha! Also nach Ihrer scharfsinnigen Auffassung ist ein ganz gewöhnlicher Scandal hinreichend, um ein großes Staatsgebäude in seinen Grundvesten zu erschüttern und die Dynastie zu stürzen?"

„Aus jedem Ihrer Worte geht hervor, daß Sie schlecht unterrichtet sind. Das Gebäude gehört nicht dem Staate, sondern der Stadt; es ist auch nicht in seinen Grundvesten erschüttert worden, sondern es handelt sich ganz einfach um ein paar Stückchen abgebröckelten Deckenputzes, und die „Dynastie", wie Sie sagen, ist nicht gestürzt worden, sondern hat, der beständigen Häkeleien überdrüssig, schließlich ihre Entlassung eingereicht, die allerdings einstimmig angenommen worden ist."

„Gestatten Sie mir Ihnen zu sagen, daß ich an Ihnen vollständig irre werde. Von einer Regierung, die fortgejagt wird, sagen Sie, sie habe ihre Entlassung eingereicht, das Staatsgebäude nennen Sie städtisch und sprechen, um nicht aus dem Bilde zu fallen, von abgebröckeltem Deckenputz — was soll denn Alles das heißen? Darüber werden wir uns nie verständigen, lassen wir also die Vergangenheit ruhen und sprechen wir von der Gegenwart und den Aussichten für die Zukunft."

„Was sagen Sie zu der Neuwahl? sprechen Sie zuerst!"

„Sie ist ja noch nicht vollzogen. Noch fehlt die Zustimmung . . !"

„Aus Berlin?"

„Erstens die, und sodann die Zustimmung des Cortes."

„Cortes?" Mein Freund sah mich groß an. Darauf lächelte er so einfältig, wie möglich und sprach: „Ach so! Sehr gut! Sie cultiviren jetzt wol den Kalauer?"

„Wieso?"

„Und leiten Cortes von „Koch" ab?"

„Von Koch?" wiederholte ich. „Meinen Sie, daß viele Köche den Brei verderben?"

„Dazu genügt unter Umständen schon einer!"

„Sehr gut!" bestätigte ich. Ich hatte keine Ahnung, was mein Freund mit seinen culinarischen Anspielungen eingentlich bezweckte.

„Nun also, was sagen Sie zu dem Neuen?"

Ich zuckte die Achseln.

„Ganz meiner Meinung!" fuhr mein Freund fort.

„Unter den Bewerbern ist er mir einer der liebsten."

„Ach ja! Ist er verheirathet?"

„Schon lange! Er hat eine portugiesische Prinzessin zur Frau."

„Eine portugiesische Prinzessin? Davon hat aber im „Tageblatt" nichts gestanden."

„Sehen Sie nur im Gotha'schen Almanach nach."

„Sie sind heute räthselhafter, als gewöhnlich!"

„Dieselbe Eigenschaft habe ich längst an Ihnen wahrgenommen."

„Mein Herr, ich verliere allmälig die Geduld!"

„Die meinige ist bereits erschöpft."

„Ich lasse mich nicht zum Besten haben."

„Und ich nehme an Leuten, die für Isabella's Wirthschaft schwärmen, nicht das mindeste Interesse."

„Lästern Sie nicht, mein Herr!“

„Ich habe Sie bis jetzt für einen leidlich vernünftigen Menschen gehalten; es thut mir leid, daß ich mich in Ihnen getäuscht habe.“

„Bis jetzt habe ich Nachsicht mit Ihnen gehabt. Da Sie aber zur Unkenntniß die Vermessenheit hinzufügen . . .“

„Ich begehre Ihre Nachsicht nicht und verbiete Ihnen, der Sie noch nicht einmal wissen, daß Erbprinz Leopold mit einer Tochter des Königs Don Fernando vermählt ist . . .“

„Das weiß ich so gut wie Sie.“

„Vor fünf Minuten sagten Sie mir, daß im „Tageblatt“, aus dem Sie Ihre ganze Weisheit zu schöpfen scheinen, nichts davon gestanden habe.“

„Sie haben wol nicht aufgepaßt, mein Herr. Vom Erbprinzen Leopold war gar nicht die Rede.“

„Von wem denn?“

„Von wem anders, als von Berndal!“

„Wovon sprechen Sie denn überhaupt?“ fragte ich schüchtern, denn allmälig dämmerte es in mir.

„Nun, von unserm Stadtheater!“

Ich sank an die Brust des treuen Freundes.

„Jetzt begreife ich Alles. Sie sprachen vom Stadttheater, ich sprach von Spanien, Sie vom städtischen Institut, ich von dem Staatsgebäude, Sie von dem Theaterkrawall, ich von der Revolution, Sie von Laube, ich von Isabella, Sie vom Bürgermeister Koch, ich von den Cortes, Sie von Berndal, ich vom Erbprinzen Leopold . . . Und nun wollen wir die beiden Angelegenheiten noch einmal, aber gesondert besprechen, vielleicht werden wir uns dann besser verstehen!“

Und wir sind gute Freunde geblieben!

Ueber den vorigjährigen Journalistentag habe ich ihnen einen ausführlichen Bericht erstattet; diesmal will ich nur über eine Episode berichten.

Herr Kaulen aus Köln stellte den Antrag: „Der Journalistentag wolle beschließen, daß die Theaterkritiker durchaus moralische Menschen sein müssen.“ Und er führte in einer sehr sorgfältig ausgearbeiteten Rede aus, daß Offenbach ein großes Uebel ist, daß unser jetziges Theater am Rande des sittlichen Abgrundes steht, daß die Kritik dies verschuldet hat ꝛc. Herr Kaulen — ich erwähne nebenbei als selbstverständlich, daß er Redacteur eines Witzblatts ist — machte auf die zartbesaiteten journalistischen Gemüther einen tiefen Eindruck. Ich gestehe, ich war erschüttert. Ja, sagte ich mir, das sind goldene Worte! Die Theaterkritik ist der Urquell alles Uebels. Es ist ein Unsinn, wenn die Dramatiker sagen: „Schafft Euch bessere Sitten an; dann wollen wir Euch auch bessere, sittliche Lustspiele schreiben!“ Die Wahrheit ist, daß die Kritik die dramatischen Dichter producirt. Und wie sehr hat der Mann Recht, wenn er über den Verfall der Bühne klagt! Zwar hat gerade unsere Generation Lustspiele wie die „Journalisten“, Der geheime Agent“, „Böse Zungen“ ꝛc. producirt, die ich bisher für das Beste hielt, was seit „Minna von Barnhelm“ im deutschen höheren Lustspiel geschrieben worden ist; aber das sind Kleinigkeiten. Entrüsten wir uns sittlich, das ist unter allen Umständen effectvoll. Wir Alle fühlen uns ja so reinlich und zweifelsohne, daß wir ohne Bedenken auf den fidel-unmoralischen Spötter Offenbach die ersten Steine schleudern können. Offenbach ist kein Kind seiner Zeit, sondern die Gegenwart mit ihrem frivolen Witz und ihrer unmoralischen Burleske ist

ein Kind Offenbach's. Und Offenbach ist wiederum, wie ich vorher nachgewiesen habe, ein Kind der Kritik. Der Journalistentag hat also den Beruf, sittliche Kritiker zu produciren. Eine sittliche Kritik wird sittliche Dichter hervorrufen, sittliche Dichter werden ein sittliches Publicum erzeugen. So habe ich den Antrag Kaulen's aufgefaßt, und ich bedaure lebhaft, daß der Journalistentag denselben nicht angenommen hat. In unsere Hand, in die Hand der in Frankfurt versammelten Journalisten war es gegeben, den Geschmack der Gegenwart umzuprägen, die Reinheit in den Sitten wieder herzustellen, die Welt zu reformiren; wir brauchten blos den Kaulenschen Antrag anzunehmen. Und wir haben es nicht gethan, wir Kurzsichtigen. Man würde uns ein Denkmal gesetzt haben, zu dem ich das Project schon entworfen habe: Ganz oben Kaulen im moralischen Sternenkranze, getragen von seinen Kindern, den moralischen Kritikern, die wiederum auf den Rücken ihrer Kinder, der moralischen Dichter, stehen, welche ihrerseits von ihren Kindern, dem moralischen Publicum, getragen werden; unter dieser moralischen Pyramide krümmt sich der zertrampelte Offenbach in den letzten Zügen. Der Antrag ist aber verworfen worden und wir bekommen nun kein Monument.

Verworfen, wie unsere Gemüther; verworfen, obwol mein lieber Freund Heinrich Bürgers von der „Rheinischen Zeitung" die Moralificirung der Kritik mit seiner hinreißenden Beredsamkeit vertheidigte.

Als ich ihn vor mir sah und seinen begeisternden schwungvollen Worten lauschte, erinnerte er mich unwillkürlich an den Satyr, den Victor Hugo in einem seiner schönsten Gedichte schildert: „Als er so sprach, ward er riesengroß, größer als Polyphem, größer als Typhon, größer als Titan, größer als Athos; der unermeßliche Raum ging in seine Gestalt hinein. Auf seiner Stirn erbleichte ein seltsamer Ost, sein Haar ward ein Wald, Blitze mit dumpfem Schall umzuckten sein Haupt, Wälder und Felder erzitterten auf ihm!" Und dennoch, dennoch ging der Journalistentag über den moralischen Antrag zur frivolen Tagesordnung über. Heinrich, graut's Dir vor ihm?

Herzlichen Gruß

Ihr Kleinstädter.*)

---

*) Wir bemerken als selbstverständlich, daß der obige Brief vor der ernsten Wendung der politischen Angelegenheiten geschrieben wurde; der Kleinstädter würde den Ueberfall auf offener Straße in Ems und die wahrheitsgetreuen Erklärungen der Pariser Minister gewiß nicht mit Stillschweigen übergangen haben.

Im Rauchzimmer.

Ich hasse die Correspondenzkarten. Ich weiß, daß die Post des Norddeutschen Bundes ein gutes Geschäft damit gemacht hat und die Post des Norddeutschen Bundes weiß, daß ich ein guter Patriot und ihr noch besserer Kunde bin. Sie hat in der ersten Woche neunzigtausend in Berlin, hunderttausend in den Provinzen abgesetzt und eine Million neue verfertigen lassen. Möge ihr Schatten wachsen! Ich gönne ihr und dem Vaterland alle Tausende, Hunderttausende und Millionen; aber verschont mich mit Correspondenzkarten! Früher, wenn der Postbote klingelte, welch' eine Spannung, von dem Augenblick, wo die Briefe dem Mädchen eingehändigt worden, bis zu dem, wo dieses sie mir auf den Tisch legte! Wie viele Mittel besaß die Phantasie, um dieser Spannung, wie soll ich sagen — etwas von jener sympathischen Erregtheit zu geben, mit welcher der Romanleser dem letzten Blatte seines Buches naht — sein Herz eilt seinem Auge voraus, dennoch zögert er, die Lösung zu erfahren, er will die süße Qual der Ungewißheit bis zum letzten Worte schmecken. So geht es mir mit den Briefen. Aus ihrem Aeußeren schließe ich auf ihr Inneres; ich prüfe die Handschrift, ich betrachte das Siegel. Jeder an mich gerichtete Brief ist für mich ein Räthsel, das ich, nur ich allein, lösen will. Es ist wahr, daß es mir mit manchem Briefe ergeht wie mit manchem Romane: er war des Herzklopfens nicht werth. Das süße Geheimniß, das er umschließt, war eine Rechnung oder ein lyrisches Gedicht. Allein selbst in diesen Fällen war ich den Absendern dankbar für ein Vergnügen, das sie nicht beabsichtigt — für den holden Betrug, welcher der Enttäuschung voranging. Nun, mit diesen gelben Dingern, die mir die Post täglich in's Haus bringt, hat Alles ein Ende; die Welt, d. h. das Gebiet des Norddeutschen Bundes, ist um eine Illusion ärmer geworden. Mein Dienstmädchen kennt jetzt den Inhalt meiner Briefe früher, als ich ihn kenne. Es giebt kein Briefgeheimniß mehr. Freundschaft und Liebe gehen jetzt ohne Couvert durch's Land und das Schweigen hat aufgehört, der Gott der Glücklichen zu sein. Wie schade, daß es nicht Correspondenzkarten gegeben in jener düsteren Zeit der Tyrannei, wo man unterirdische Verließe hatte für heimliches Oeffnen der Briefe, welche die getreuen Unterthanen einander schrieben! Es hätte keiner nachgemachten Siegel, keiner glühenden Eisen, keiner künstlichen Flammen bedurft; diese Folterwerkzeuge des Gedankens, diese bethlehemitischen Mordinstrumente des Vertrauens wären unnöthig gewesen und eines der dunkelsten Blätter der Geschichte wäre weiß geblieben. Diese Erfindung kommt zu spät für unsere Unschuld und zu früh für unser Bedürfniß. Wir sind noch nicht reif für die nackte Thatsache; wir haben noch eine gewisse altmodische Vorliebe für das Costüm und die Verhüllung. Wir können uns in unser Zeitalter nicht finden — es hat uns in allen Stücken überflügelt. Die Postkutsche ist todt, das Posthorn ist verklungen.

Nun giebt es auch keine Briefe mehr! Wir reisen nicht mehr, wir kommen nur an. Wir schreiben keine Briefe mehr, sondern „füllen nur Correspondenzkarten aus". Wer hätte gedacht, daß Thurn und Taxis sich so furchtbar rächen würde! Die heiligsten Empfindungen unserer Brust werden profanirt. Man höre nur die gleißnerischen Reden des Postcirculars! Der Reisende kann die Karte bei sich tragen, er kann sie herausziehen an jedem Ort und zu jeder Stunde — fast klingt es wie eine Parodie auf Heine's „Ich wollt' meine Liebe ergösse sich . . ." Und dann kann er sein lieberfülltes Wort mit Tinte, mit Bleistift, mit Rothstift oder mit sonst irgend einem färbenden Material schreiben (für unglücklich Liebende z. B. empfehlen sich Thränen und Blut); er kann die Mittheilungen auf der Rückseite sogar durch Druck, durch Lithographie herstellen — mein Gott, welche Perspective öffnen sich dem unternehmenden Blick! Aber auch damit sind die Verlockungen des Circulars noch nicht erschöpft. „Wo es im Bedürfnisse liegen sollte und ohne Aufwendung besonderer Kosten geschehen kann (o Sparsamkeit des Norddeutschen Bundes, wie weit reichst Du) wird den Absendern namentlich bei größeren Postanstalten eine Schreibgelegenheit zur Ausfüllung der Correspondenzkarte gewährt werden." Ich danke dafür. Timeo Danaos et dona ferentes. Der Norddeutsche Bund, der mir die Kartenpappe für meine Briefe zum Selbstkostenpreise liefert, will mir nun auch noch die Federn und die Tinte dazu schenken. Ich kann von dieser Generosität keinen Gebrauch machen. Der Norddeutsche Bund ist kein Crösus. Wer bezahlt ihm die Kosten dafür, daß er sich zum Karten-, Feder- und Tintenlieferanten des Publicums macht? Haben ihm dessen Vertreter doch jüngst erst die Petroleumsteuer rundweg abgeschlagen, und die Kaffeesteuer — nun die hat ihre Bestimmung und gute Verwendung. Ich könnte mich daher nur unter der einen Bedingung dazu entschließen, meine Gefühle auf Kosten des Staates niederzuschreiben, wenn der Staat sich entschließen könnte, die geistreiche Steuer anzunehmen, welche mein vortrefflicher Freund Ludwig Bamberger in seinen „Vertraulichen Briefen aus dem Zollparlament"*) vorschlägt. „Da führe ich", sagt er auf Seite 111 derselben, „schon lange eine Idee mit mir herum — die einer Claviersteuer. Berechnungen, die ich guten Grund habe, als zuverlässig anzusehen, haben ergeben, daß über das Zollvereinsgebiet von der Ostsee bis zu den Alpen etwa 400,000 Claviere jeden Alters und Geschlechts im Gange sind. Nehmen wir davon auch 30,000 herunter, welche als Handwerkzeuge der Musik- und Tanzlehrer steuerfrei sein sollen, so gut wie die Metzger- und Schäferhunde, so blieben immer noch 370,000, welche man in verschiedenen Abstufungen mit 1—4 Thalern im Jahr belegen könnte, und welche auch nur bei einem Durchschnitte von zwei Thalern 740,000 Thlr., also beinahe das Aequivalent des Petroleumzolles ergäben. Ich müßte es den besonderen Fachstudien überlassen, zu bestimmen, ob man die Instrumente nach dem Alter oder nach dem Umfang, oder vielleicht mittelst einer Controle (entsprechend den Gasuhren), je nachdem mehr oder weniger darauf gespielt wird, besteuern sollte." Dieser Gedanke ist so ausgezeichnet und die Aussicht, einige hunderttausend Claviere eingehen zu sehen wirkt so beruhigend auf meine Nerven, daß ich unter dieser Voraussetzung zum Compromiß bereit bin. Man sieht, daß ich auch in dieser Hinsicht meine Partei nicht verleugne, die man die Partei des Compromisses genannt hat. Bis dahin aber will ich

*) Breslau, Ernst Günther's Verlag. 1870.

meinen Willen haben, meine eigene Feder gebrauchen, auf meinem eignen Papier schreiben und weder auf Siegel und Siegellack, noch auf das Couvert verzichten. Ich weise die dargebotene Hand des Norddeutschen Bundes zurück — bis zur Claviersteuer.

So viel für meine Person. Was die Anderen betrifft, so verbitte ich mir Correspondenzkarten, ob sie nun mit Rothstift oder mit Blau- oder Bleistift „ausgefüllt“ sind (dies vermaledeite Wort!) — ich verbitte sie mir, mit Ausnahme folgender drei Fälle:

1) Postanweisungen werden auch ferner mit Vergnügen angenommen.

2) An Rechnungen liegt mir nicht viel. Es ist mir gleichgiltig, ob man sie mir verschlossen in Enveloppes oder wie sonst immer insinuirt. Für Rechnungen sind Correspondenzkarten gerade gut genug. Ebenso:

3) für lyrische Gedichte Wer mir ein solches zugedacht hat, der mag es getrost auf eine Correspondenzkarte schreiben. Er, der Dichter, hat auf diese Weise den Vortheil (den ihm der Redacteur des „Salon“ nur selten gewährt) einer, wenn auch beschränkten Oeffentlichkeit — der Postmeister, der Postbote, das Dienstmädchen werden seinen Liebesjubel oder seine Liebesklage lesen, bevor der finstre Orcus des Papierkorbes sie verschlingt; und ich habe den Vortheil, daß die besagte Karte nur elf Linien hat, sein Gedicht also, mit Abzug der Ueberschrift, nur zehn Linien lang sein kann. Diese beiden Vortheile für den Absender wie für den Empfänger empfehlen die Correspondenzkarten der besonderen Beachtung unserer lyrischen Dichter.

Noch eine Schwierigkeit. Ist es correct, wenn die Correspondenzkarte in dem von der obersten Postbehörde vorgesehenen Maße zunimmt, die Briefträger noch Briefträger zu nennen? O Grimm, o Sanders! Euer Wörterbuch ist um eine neue Form bereichert. Sie lautet: „Correspondenzkartenträger.“

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Der Salon.

Wider den Erbfeind!

Zwei Lieder von **Karl Simrock.**

I. Der heilige Krieg.

Heilig ist dieser Krieg genannt,
Weil ihn der Himmel hat gesandt
Aus heit'rer Luft, im tiefsten Frieden.
Die lang entzweite nicht'ger Groll,
Des gleichen Landes Söhne, soll
Des Feindes Schwert zusammenschmieden.

Ob deutsches Reich soll aufersteh'n,
Ob deutsches Volk soll untergeh'n,
Das sollst du, heil'ger Krieg, entscheiden.
O mach uns Gott gerecht und gut,
Daß wir getauft im eig'nen Blut
Uns nun und nimmer wieder scheiden.

Dort hütet Oestreich unsre Mark,
O mach' es einig auch und stark,
Daß es uns vor den Slaven schütze.
Gieb Deinen Segen, Herr, dazu
Und ist ein Wunder Noth, das thu',
Daß nicht zerbricht die morsche Stütze.

II. In Sturm und Drang.

In Sturm und Drang dem frechen Feind entgegen,
Der wie ein Wolf uns in die Hürde bricht,
Mit Schrecken fühl' er unsres Arms Gewicht
Und flieh' gehetzt wie tolle Hunde pflegen.
In Sturm und Drang gebt ihm mit grimmen Schlägen
Statt des erhofften Raubs den letzten Segen.

In Sturm und Drang ward erst der Wein gegohren,
Der aus der Dichtung Kelch uns mild berauscht,
In Sturm und Drang die Deutschheit eingetauscht,
Die unter Zopf und Puder schien verloren.
In Sturm und Drang wird Deutschland neu geboren,
Steh'n wir zum dritten Mal vor Babels Thoren.

Die Wacht am Rhein.

Von **Hermann Grieben.**

Da schlag ein Donnerwetter drein!
So soll denn Blut und Eisen
Am deutschen Rhein die Loosung sein
Und deutsches Recht erweisen:
So helf' uns Gott und sein Gericht
Im letzten Schlachtgeschmetter!
Wir zagen nicht, wenn niederbricht
Sein heil'ges Donnerwetter.

Wer vor zwei Monden, als ich in fröhlicher Wanderschaft das lustige Rheinland durchpilgerte, mir das gesagt hätte, daß binnen Kurzem raubgierige Heerschaaren in dieses traubengesegnete Paradies einbrechen und das ganze deutsche Volk zum Kriege, zum blutigsten Kriege herausfordern würden! Am 27. Mai in heiliger Morgenfrühe stand ich auf der „Rossel", jenem prächtigen Klippenvorsprung des Niederwaldes, wo man tief unter sich die Fluthen des Rheines über die Felsenriffe des Binger Loches branden und rauschen hört. Es war eine reine klare Luft und drüben im Süden, wo die schöne Pfalz liegt, hob sich der mächtige Donnersberg in so scharfen Umrissen am Horizont empor, wie ich ihn nie zuvor erblickt hatte. Wie freute ich mich damals dieses Anblickes! Kein Gedanke an die Donnerwetter einer Völkerschlacht ging mir durch die Seele, Friede schwebte über der leuchtenden Landschaft, aus dem Rheingau läuteten die Morgenglocken und so recht wohlgemuth wanderte ich durch den herrlichen Niederwald über Noth Gottes und Marienthal nach Schloß Johannisberg, um aus den Kellereien des Fürsten Metternich, k. k. österreichischen Botschafters in Paris, einen Schoppen besten deutschen Weines zu genießen. Und zwei Monde später, am 27. Juli, als alle Glocken der heiligen Stadt Köln zum gemeinsamen Gebet luden um Errettung des deutschen Vaterlandes, stand ich auf der mächtigen Eisenbrücke, wo zwei Könige die Wacht am Rhein halten, und schaute stromaufwärts nach Süden; aber meine Stimmung war schwer und schwül, wie die Gewitterluft, die über Stadt und Landschaft schwebte. Da erklang das Telegraphenglöcklein und das Signalhorn der Brückenwärter; von Deutz her rollte ein Bahnzug auf die über den Strom gespannte eiserne Schienenstraße und

Lieb Vaterland magst ruhig sein!
Fest steht und treu die Wacht am Rhein —

scholl es tausendstimmig an mein Ohr. Es war ein westphälisches Bataillon, das mit Jubelgesang in Köln einfuhr, um schleunigst weiter an die bedrohten Grenzen des Vaterlandes zu eilen. Das ganze deutsche Volk in Waffen war erstanden, um die Wacht am Rhein zu halten und den blutgierigen Räuber mit scharfem Eisen von den friedfertigen Rebengeländen der rheinischen Grenzmarken abzuwehren. Jetzt, wo ich dies schreibe, ist auch König Wilhelm, unser tapferer Kriegsherr, bereits im Heerlager, wo fast eine halbe Million wehrhafter Männer todesmuthig der Entscheidungsstunde harrt, wo Gottes heiliges Donnerwetter herniederbricht und die teuflischen Anschläge unseres Erbfeindes zu Schanden schmeißt. Ganz Deutschland ist einig und wenn die Wälschen drüben die „Marseillaise" brüllen, klingt und singt es durch unsere Reihen wie ein Brausen vom Himmel:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein!
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Wie oft habe ich in friedlicher Zeit hier am Rhein überall auf meinen Wanderungen die schwungvolle Weise dieses Liedes vernehmen können! Auf Bergkuppen oder in den Rebenlauben der Weinschänken, auf stolzen Dampfern und auf bescheidenen Nachen, am Stromufer und mitten im Walde: überall, wo ein fröhliches Häuflein Menschen sich zusammengefunden,

Hub Einer wohl zu singen an
Und Alle stimmten ein;
Gesegnet, der dies Lied ersann,
Gesegnet sei der Rhein!

Und wer das Lied ersonnen, das heißt die Worte gedichtet: man hat es erst in diesem Augenblick erfahren. Es war der Eisengießereibesitzer **Max Schneckenburger**, geboren 1815 im württembergischen Amtsbezirk Tuttlingen, der das Lied im Januar oder Februar 1840, als Thiers die Rheingrenze von 1814 begehrte, dichtete. Ein Württemberger hat das Lied gedichtet, ein Hesse es in Musik gesetzt. Und wie heißt, wer ist der Componist? **Karl Wilhelm**. Er war mehr als zwanzig Jahre Musikdirector in Crefeld und hat noch manche andere schöne Weisen ersonnen, ohne daß er jedoch in weiteren Kreisen besonders bekannt geworden wäre. Seit einigen Jahren ist er von Crefeld verzogen und lebt jetzt bei seiner greisen Mutter in sehr dürftigen Lebensverhältnissen zu Schmalkalden, seiner Heimat. Unser König hat nach den ersten Siegen der deutschen Waffen, in gerechter Würdigung des erhebenden Einflusses, welches dieses Lied auf unsre tapfren Schaaren geübt, dem Componisten die große goldene Medaille verliehen. Für den Dichter kam die Medaille zu spät: er ist schon 1851 gestorben. Möge das deutsche Volk sein nicht vergessen! Denn unsere Jünglinge und Männer, die jetzt am Rhein in Waffen stehen, fühlen ihre Herzen stolzer und muthiger schlagen, wenn auf den Sammelplätzen plötzlich das Lied erschallt und tausendstimmig weiterbraust

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
  Lieb Vaterland, magst ruhig sein!
  Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Durch Hunderttausend zuckt es schnell
Und Aller Augen blitzen hell:
Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
Beschützt die heil'ge Landesmark.
  Lieb Vaterland 2c.

Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Da Heldenväter niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du, Rhein, bleibst deutsch wie meine Brust
  Lieb Vaterland 2c.

So lang' ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier diesen Strand!
  Lieb Vaterland 2c.

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein
Wir Alle wollen Hüter sein.
  Lieb Vaterland magst ruhig sein!
  Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Ja wol, wir Alle wollen Hüter sein. Ihm, dem Deutschesten der Teutschen, dem alten Vater Arndt, der zu Bonn als eherner Wächter an Deutschlands schönstem Strome steht, haben's wir zugeschworen; dem Ziele, nach dem er gestrebt Zeit seines Lebens, ist unser Herz verpfändet; das ganze Deutschland soll es sein und deutsch ist unser Rhein und unser soll er bleiben.

Und dort auf dem Drachenfels, seht ihr die Denksäule, die auch an die Thaten der Väter mahnt, an den Heldenmuth des rheinischen Landsturms von 1813, 14 und 15? Auch sie hält die Wacht am Rhein; ihre goldene Inschrift ist in alle deutsche Herzen geprägt: „Frei und deutsch für immer."

Und weiter in Coblenz, dort steht am Rhein bei der Eisenbrücke das Bild Schenkendorfs, der seinem Volke so feurige Lieder gesungen. Ja, Du unvergessner deutscher Mann! „Wenn Alle untreu werden, so bleiben wir doch treu." Das ganze deutsche Volk steht treu zum Vaterlande.

Und dort, wo die Lahn aus den Waldbergen herniederschwimmt zum alten Vater Rhein, liegt abseits das jetzt so stille einsame Bad Ems, wo wälsche Tücke und korsische Arglist den ungeheuren Frevel angesponnen; doch unweit davon auch das trauliche Nassau, wo sich das gebietende Standbild Dessen erhebt, dem es beschieden war, Deutschland aus Schmach und Erniedrigung emporzuheben und es zu stählen zu dem Kampfe für die höchsten Güter dieses Lebens. Der Geist des Freiherrn von Stein kommt aus seiner Stammburg an der Lahn herniedergeschritten und gesellt sich zu seinem Volk in Waffen, ein makelloser Ritter, der mit blitzendem Zorn das diplomatische Lügengewölk des korsischen Räubers in Fetzen reißt.

Und dort, seht ihr bei Caub die „Pfalz" im Rhein? Und den Gutenfels? Und an der Bacharacher Straße den großen Ehrenstein mit eherner Denktafel? Da feierte 1813 unser Marschall Vorwärts, der greise Blücher, mit dem York'schen Corps die Neujahrsnacht; da gingen die Preußen über den Rhein und lustig immer weiter bis nach Frankreich hinein.

O wie viele Ehrenwächter und Zeugen deutschen Heldensinnes stehen doch an dem herrlichen Strome, zu Thal und zu Berg! Wie labt sich das Herz an dem deutschen Sinne und Gewerbfleiße Aller, die diese Gaue bewohnen! Wie geht Einem das Herz auf in der fröhlichen Pfalz und im heiter gemüthlichen Baden! Aber auch ein Schandmal, ein Brandmal fränkischer Raub- und Zerstörungssucht steht mahnend da vor unseren Augen. Der dritte Napoleon hat am 28. Juli aus seinem Hauptquartier Metz seiner Armee zugerufen: „Welchen Weg wir außerhalb unserer Grenzen auch einschlagen, überall werden wir die ruhmreichen Spuren unserer Väter finden und uns ihrer würdig zeigen." Nun, die „ruhmreichsten Spuren" bestialischer Länderverwüstung zeigt uns noch heute das Heidelberger Schloß. An seine Ruinen knüpft sich der deutsche Fluch über den französischen Raubzug von 1688. Will sich der dritte Napoleon dieser Unthat „würdig zeigen", dann wehe ihm und seinem Geschlechte! Wir führen keinen Krieg wie er, sondern einen heiligen Krieg. Das friedfertige Volk, das bisher fröhliche Weinlieder gesungen, greift Mann für Mann zur eisernen Wehr und ganz Deutschland steht auf der Wacht am Rhein!

Ein gestörtes Friedenswerk.

In diesem Momente, wo jedwedes Werk des Friedens, jede bürgerliche Thätigkeit zum Stillstand gebracht ist, wo die Wahrzeichen unserer modernen Cultur, die Eisenstraßen und die elektrischen Drähte ausschließlich dem Gotte des Krieges verfallen sind; wo im Bereiche der Feuerschlünde unserer Vesten schon mancher Herd seine traute Flamme löschen mußte — in einem solchen zwar hoffnungsschweren, aber doch unsäglich bangen Momente, wo so Viele von uns auf Nimmerwiedersehen scheiden von den Lieblingen ihrer Seele, wo Tod und Blut, wo Wunden und Seuchen uns grausig in's Auge starren — da soll ich Ihnen von Dingen und Einrichtungen erzählen, die von alledem das directeste Gegentheil bedeuten: von den süßen Reizen des häuslichen Daheims, welches doch einzig und allein in der Atmosphäre der Liebe und Eintracht gedeiht, von den Veranstaltungen und Vorkehrungen, durch die unsere rastlose Industrie das materielle Behagen des häuslichen Herdes zu erhöhen und zu verallgemeinen trachtet? Schon stand ich im Begriff, die Redaction des „Salon" zu bitten, mich des mir gewordenen Auftrags zu entbinden — doch, nein, die Herren haben Recht. Gerade jetzt ist's Zeit, von Haus und Herd zu reden und von dem Zauber, mit welchem sie uns Alle umstricken.

Mein Haus ist meine Burg, sagt der Engländer, und er hat Recht. Das Haus soll uns in der That zur Burg werden, d. h. nicht blos zum sichern Schirm, hinter dem uns der unbefugte Angriff von Außen nichts anhaben kann, sondern zu einer Stätte des innern Friedens und Behagens, zur Stätte, wo die Wurzeln unsrer Kraft ihre beste Nahrung finden. Nur wer sich im Kreise seines Hauses so recht im Herzen befriedigt fühlt, nur Der wird auch nach Außen hin für die Oeffentlichkeit, für Gemeinde, Staat und Menschheit so wirken können, wie wir Alle, Jeder nach seinen Kräften und Verhältnissen zu wirken die Pflicht haben.

Ist es daher ein natürliches Bedürfniß jedes Menschen von Kopf und Gemüth, sich sein Haus so wohnlich, bequem und gefällig herzurichten, wie es ihm seine Lebensstellung erlaubt, so war der Gedanke, in einer allgemeinen internationalen Ausstellung die Industrie- und Kunsterzeugnisse zu vereinigen, welche zu einer solchen Gestaltung des Hauses — mit Allem, was zum „Hauswesen" im weitern Sinne des Wortes gehört, mit Küche und Keller, mit Stall und Garten — zunächst und hauptsächlich beitragen, gewiß ein glücklicher und verdienstlicher zu nennen. Daß man das aus langem Winterschlafe endlich erwachende und in Jugendfrische sich rührende Cassel zum Schauplatze einer derartigen Ausstellung erkoren, war eine zweite gute Idee.

Cassel liegt so ziemlich an der Scheide von Ost und West, von Nord- und Süddeutschland, nur wenige Minuten abseits von einer unserer größten Verkehrsstraßen, und ist mit seinen entzückenden Umgebungen und seinen

nunmehr dem Publicum erschlossenen ungewöhnlich reichen Kunstschätzen bereits ein beliebtes Touristenziel geworden, dessen Besuch mit jedem Jahre wächst. So durfte eine Ausstellung in Cassel von vornherein einerseits auf den materiellen Erfolg rechnen, welchen ein so bedeutendes Unternehmen nothwendig erheischt, andererseits bot das Local die Perspective dar, den wohlthätigen Einfluß, den man von ihr erhoffte, in weiteste Kreise zu verbreiten. Hier — durfte es hoffen; denn wer ahnte die Heimtücke, mit welcher der böse Nachbar den Kampf gegen unser friedliebendes Volk vom Zaune brach?

Die letzten achtzehn Jahre haben uns freilich mit einer solchen Fülle von Ausstellungen beschenkt, daß das Ding im Allgemeinen mit dem Reize der Neuheit seine Zugkraft verloren hat. Mit einer Ausstellung von so scharf begrenztem Umfange aber, wie die gegenwärtige Casseler, und von uns Allen so nahe berührenden und darum vorzugsweise interessanten Gegenständen war es etwas Anderes. Das Unternehmen hatte seine volle Berechtigung. Dies zeigen die Sympathien, die man selbst in den entlegensten Winkeln unseres Vaterlandes und sogar weit jenseits des Oceans dem Projecte entgegentrug, so daß schon im Februar sämmtliche Ausstellungsräume in der zu wiederholten Malen erweiterten Halle bis auf die letzte Ecke belegt waren. Das Haus mit dem, was der Begriff umfaßt, heimelt ja Jeden an, vielleicht nicht zum Mindesten Den, welchem die Ungunst des Schicksals den eigenen häuslichen Herd versagt oder zertrümmert hat. Selbst der hartgesottenste Hagestolz — im Stillen verlangt ihn doch nach dem süßen Daheim des Hauses, wäre es auch nur in der wehmüthigen Erinnerung an das Haus, in dem einst seine Wiege stand. Und wie das Bild seines Hauses dem deutschen Soldaten im Felde, auf dem Marsche, im Bivouac anfeuernd, tröstend, stärkend vor der Seele steht — wann hätte man das erhebender mitleben und mitempfinden können, als eben jetzt?

Man könnte Cassel eine einzige große Bellevue nennen. Im Westen streichen die schöngeschwungenen Linien des Habichtswaldes mit der weltberühmten Wilhelmshöhe, deren üppige Laubfülle vielleicht in keinem andern Parke ihres Gleichen hat; im Norden, Osten, Süden, überall säumen Bergzüge den Horizont und dazwischen erstreckt sich das weite fruchtbare Thal der Fulda, an dessen hohem mittäglichen Rande die elegante Hessenstadt aufsteigt, welcher bis zur neuen Ordnung der Dinge nur Eines fehlte, — die Menschen, die ihrer Herrlichkeit genossen oder doch nach eigener Wahl unbehelligt genießen durften. Hart unter der Stadt, von zwei Armen des Flusses umspült, grünt und blüht ein anderer ausgedehnter Park, die Karlsaue, mit ihren Alleen von mächtigen Kastanien, mit der effectvollen Gruppirung der mannigfaltigsten Laub- und Nadelhölzer, mit ihren Wasserspiegeln und Wiesengründen kaum minder herrlich als die Anlagen der Wilhelmshöhe.

Inmitten dieser wonnesamen, augen- und lungenerquickenden grünen Welt, deren Schöpfer der nämliche Landgraf Karl gewesen ist, welcher die grandiosen Cascaden und Fontainen des Weißensteines in Scene gesetzt — mit dem Blutgeld freilich, um das er seine Landeskinder auf fremde Schlachtfelder verschachert — steht die Ausstellungshalle, angelehnt an den heitern Rococobau des Orangerieschlosses, dessen sonst hermetisch geschlossene Pforten ebenfalls erst die neue Aera gesprengt hat. Ein Krystallpalast ist die Halle allerdings nicht, vielmehr blos eine kolossale Breterbude, dieselbe, welche im vorigen Jahre die wittenberger Industrieausstellung beherbergte, nur vielfach

vergrößert und verschönert; der ganze Bau aber mit seiner reichen Ausschmückung, seinen Eckthürmen und der hochgespannten Mittelkuppel macht immerhin einen imposanten Eindruck. Anmuthigere Umgebungen ließen sich überdies ihm nirgendwo bereiten. Namentlich von der Terrasse der Kattenburg gesehen, die, nie über den Torso gelangt, jetzt abgetragen wird, ist die Scenerie entzückend schön; die dunklen Baumgänge der Karlsaue, vor ihnen die helle Façade des Schlosses, daneben die lange Linie der Ausstellungshalle, deren nationale Flaggen, jene leuchtenden Zeichen, in denen wir siegen werden über die gallische Frechheit, auch die höchsten Bäume überflattern — dies Alles, Natur und Menschenwerk, stimmt zu einem durchaus harmonischen Ganzen zusammen, giebt ein so wonnesames Bild des Friedens, als könnten die Tage nimmermehr kommen, wo die herrliche Landschaft ringsum widerhallt von dem Getöse der Waffen, wo wenige Schritte von dem jetzt in so stolzer Ruhe prangenden Industriepalaste unübersehbare Infanteriecolonnen und endlose Artillerieparks vorüber brausen würden.

Wir schreiben keinen amtlichen und sachlichen Bericht, der von allen Einzelheiten der Ausstellung Notiz zu nehmen und Meldung zu thun hätte, wir laden unsere Leser nur zu einer gemüthlichen Promenade durch die verschiedenen Abtheilungen der Halle ein, um ein Totalbild des Dargebotenen zu gewinnen, welches „das Gesammtgebiet des Hauswesens" zur Anschauung bringen soll.

Hauswesen — welches inhaltvolle Wort! Es leuchtet deshalb ein, daß die Ausstellung weit mehr mit einer Ueberfülle von Stoff zu kämpfen hatte als mit Stoffmangel, wie denn auch von nahezu elfhundert Künstlern, Fabrikanten, Handwerkern, Industriegesellschaften aus fast sämmtlichen Gegenden des deutschen Vaterlands und aus manchem fremden Staate zum Theil aus hundert und mehr einzelnen Nummern bestehende Beiträge eingelaufen sind. Einen solchen Reichthum sachgemäß zu classificiren und übersichtlich zu gruppiren, war keine Kleinigkeit, wir dürfen jedoch in dieser Beziehung dem leitenden Comité das wohlverdiente Lob nicht vorenthalten. Die Eintheilung dieses massenhaften Materials in vierzehn verschiedene Classen oder Gruppen erleichtert die Orientirung wenigstens im Katalog; in der Halle selbst kommt es wol vor, daß Nummern dicht nebeneinander figuriren, die man im ersteren in durch viele Seiten von einander getrennten Abschnitten zu suchen hat.

Das Entrée ist vielversprechend. Durch den von einem Drehwerk gesperrten Engpaß, in welchem uns die Kasse unerbittlich ihren Obolus abzwingt, treten wir in das große Mitteloktogon. Durch eine hohe Glaskugel fällt das helle Tageslicht ein und spannt über die unten plätschernde Fontaine eine schillernde Perlenbrücke. Das Auge ist geblendet von all' dem Glanze, mit welchem man zum würdigen Präludium ringsum den Pavillon decorirt hat, bis es mehr und mehr auf einer Gruppe zur Linken haften bleibt, welche sich aus dem allgemeinen Schimmer noch strahlender hervorhebt. Ein wahrer Wald von Glas und Krystall, von Silber und Bronze ist es, was uns entgegenblitzt, Ampeln, Lustres, Candelaber, Girandolen, Altarleuchter, Laternen, im antiken, im Renaissance-, im Rococo-, im Barock-, im gothischen Style, bald zierlich graziös, bald feierlich prächtig, sammt und sonders von einem Hause stammend, welches unermüdlich für die Aufklärung der Menschheit besorgt ist, von der renommirten Firma Schäffer und Walcker in Berlin. Dem Glanzmeer gegenüber stehen vornehme Marmorbilder und sehen uns

an, Säulen, Vasen, Mosaikplatten, Postamente, und über ihnen auf antikem Porphyrpiedestal prangt die Büste des hohen Schirmherrn, König Wilhelm's, auf den im Augenblicke ganz Deutschland hoffnungs- und vertrauensvoll blickt als auf den Rächer seiner von fremdem Frevelmuthe gekränkten Ehre, als auf „Deutschlands Schwert".

Wären wir nicht eben gemüthliche Lustwandler in der Halle, so wendeten wir uns jetzt rechts, um systematisch mit dem Anfange zu beginnen, mit der Classe I., den Gewerben, d. h. allen den hunderterlei Zeuchen, Gewändern und Hüllen von Tuch und Leinwand, von Leder und Wolle, von Baumwolle und Seide, mit dem wir unsere Blöße bedecken und die Behausung unserer Seele dem Auge wohlgefällig ausstaffiren. Allein wir sind nur Schlenderer, die sich aussuchen, was ihnen behagt und plaudernd und naschend weilen, da wo es ihnen gerade gefällt; wir werfen darum auch nur im Vorübergehen einen Blick in diesen verhältnißmäßig unscheinbaren Flügel der Halle, um sofort Anlaß zu allerhand kritischen Bedenken zu finden.

Es ist männiglich bekannt, daß die Ritter von Nadel und Bügeleisen seit Olims-Zeiten ein phantasiereiches Völklein sind, welches sich gern in hochfliegenden Ideen und abenteuerlichen Speculationen und Bestrebungen ergeht. Die Zunft in Ehren — sintemalen wir es nicht vergessen haben, daß Derflinger ein Schneider gewesen, bevor er des großen Kurfürsten General geworden; allein sie haben, wie man so zu sagen pflegt, allezeit ihre „Mucken". Einer der Künstler, aus Kassel selbst, paradirt unter Glas und Rahmen mit einer über und über mit blauen Bändern und Schnüren benähten grauen Joppe, einer an sämmtlichen Nähten, Säumen, Kanten, Taschen, Knopflöchern himmelblau bestickten grauen Weste und dito Pantalons mit händebreiter Ultramaringarnirung. Der geniale Erfinder bezeichnet sein Wundergebilde im Katalog als „Phantasieanzug"; wahrhaftig, das Opus ist phantastisch genug, um während des nächsten Faschings, den Gott uns in Freuden geben mag, als effectvolles Harlekincostüm in Curs zu kommen.

Einer ähnlichen Begriffsverwechselung macht sich ein Kunstgenosse von den Gestaden der Spree schuldig. Der geistreiche Mann scheint den deutschen Bürger für den leibhaftigen Padischah oder den weiland Großmogul von Delhi zu halten, denn er bietet ihm einen Kaftan an wie aus „Tausend und eine Nacht" — einen „Schlafrock" nennt er das orientalisch üppige Gewand — von schwerstem Seidendamast mit echtem Sammetfutter und dem überschwänglichsten Luxus von bunter Beschnürung und Betroddelung. Und diese Herrlichkeit, wie sie sich Sultan Schachariar nicht prachtvoller wünschen könnte, um den Spottpreis von hundert und einigen fünfzig Thalern!

Ein dritter Aussteller, wiederum aus Cassel, hat sich ebenfalls gar absonderliche Vorstellungen von häuslichem Comfort gebildet. Der vollständige Brustharnisch eines Kürassierofficiers nebst Militairmützen für alle möglichen preußischen Krieger zu Fuß und zu Roß und schweren Reiterpalaschen ist's, womit er die Bequemlichkeit unserer vier Pfähle zu erhöhen gedenkt. Oder ist der Fabrikant vielleicht ein Seher? Hat er voraus gewußt, daß schon in wenigen Wochen die Zeit kommen könnte, wo wir unser Haus in blutigem Ernste zur Burg machen, uns in Stahl und Eisen kleiden und das Schwert zur Hand nehmen müssen, uns des räuberischen Eindringlings zu erwehren?

Fast möchte man das vermuthen; man möchte glauben, daß das Ausstellungscomité von undeutschem Kleinmuth erfüllt gewesen ist, als es diesen

„unhäuslichen“ Erzeugnissen den Raum in seinem den Laren und Penaten geweihten Tempel vergönnt hat. Denn was Anderes soll man denken, wenn wir sehen, wie ein Bandagist aus Weißenfels an der Saale uns ein — künstliches Bein als nützliches und angenehmes Hausgeräth präsentirt? Welch' eine bittere, bittere Ironie gerad' in diesem Augenblick! Vollends unfaßbar aber dünkt es uns, wie man auch den Tod als ein Moment der „häuslichen Erbauung“ hat zulassen können; wenn auch nicht den grausigen Knochenmann in eigener Person, so doch die traurigen Denkmale seiner Thätigkeit, eine Sammlung gußeiserner Kirchhofskreuze und Grabumzäunungen! Das nämliche preußische Hüttenwerk, welches den Springbrunnen in unsern Mittelpavillon gespendet, hat draußen in einem der Höfe des Ausstellungsbaus einen kleinen Todtenacker etablirt. Rechts und links Restaurationen, gegenüber Sodawasser-, Eiscrème- und Champagnerboutiken, in nächster Nähe der Musikkiosk, von dem aus allnachmittaglich die herzerhebenden Weisen einer guten Instrumentalkapelle erklingen und Hunderte von Zuhörern an den umstehenden Kaffee- und Biertischen versammeln, und mittendrin die Kreuze des Friedhofs! Wir müssen bekennen, die Principien, nach denen Auswahl und Aufnahme der ausgestellten Gegenstände bestimmt worden sind, entziehen sich unserm Verständniß.

Dies willkürliche Abschweifen von dem leitenden Gedanken, dies kritiklose Ueberschreiten der zwar weiten, doch scharf gezogenen Grenzen des darzulegenden Gebietes trat mehr oder weniger in allen Sectionen der Halle zu Tage und lieh dem ursprünglich so schönen Gedanken, der dem Ganzen zu Grunde lag, einen nur unvollkommenen Ausdruck, nämlich: durch eine Ausstellung von Kunst- und Industrieerzeugnissen ad oculos zu demonstriren, wie sich mit möglichst geringem Aufwande eine practische, bequeme und geschmackvolle Hauseinrichtung bewirken lasse.

Aber freilich — was bedeutet jetzt noch, dem furchtbaren Ereigniß gegenüber — Lob oder Tadel — wer mag jetzt noch, wo die Schrecken des Krieges entfesselt sind, von dem Frieden des Hauses sprechen? Wir können das Wort nicht niederschreiben, ohne daß uns der Contrast zwischen dem Heute und der Vergangenheit von wenigen Wochen von Neuem auf das Ergreifendste vor die Seele tritt. Hauswesen, häusliche Erbauung, friedliches Daheim und blutiger Krieg von Millionen gegen Millionen — giebt es im Gesammtgebiete der Sprache wol noch zwei andere Begriffe, die sich schroffer gegenüberstehen, die sich einander so völlig aufheben? Und doch — wir sagen es noch einmal: sollte nicht ein tröstlicher Blick gerade jetzt erlaubt sein, auf Das, was wie Vergangenheit hinter uns, oder wie Zukunft vor uns liegt? Wofür kämpfen wir gegen den brutalen Feind, der unsere Grenze bedroht? Ist es nicht am letzten Ende die Heiligkeit des Hauses, für welche mehr als eine Million deutscher Männer unter die Waffen getreten sind, von den tiefsten Schwarzwaldschluchten bis hinauf zu den äußersten Ecken der Nord- und Ostseeküsten? Seid guten Muthes, Ihr tapferen Brüder! Euch hat nicht, wie Euern Feind, die afrikanische Wüste zu Kämpfern gemacht, noch das Cabaret und die Kneipe für den Kampf begeistert; Euch hat das deutsche Haus gesandt zum Freiheitskrieg — und Ihr werdet dem deutschen Hause seine Ehre und seinen Frieden zurückgeben! Und ist es nicht wunderbar — daß, indem der Vers aus den Befreiungskriegen: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, durch unsere Seele geht, wir uns hier davon überzeugen sollen, welchen hohen Rang das Eisen auch in unserer friedlichen Industrie sich er-

rungen hat: als ob das Haus selber und in seinem kunstreichsten Schmuck uns an die Waffen mahnen wollte, durch welche wir uns zu schützen und zu vertheidigen haben!

Im Bereiche des Eisens feiert die Ausstellung ihren Triumph. Es ist ein wahres Dorado für die Hausfrauen aller Stände, für die kurzgeschürzte Schwälmerin mit dem winzigen Napfhäubchen auf dem Scheitel wie für die elegante Modedame mit dem Lorgnon am Auge, mit anderen Worten, es ist häuslich durch und durch. Hier winkt uns der Comfort des häuslichen Herdes im buchstäblichen Sinne. An einer Menge von transportablen Kochapparaten und Sparöfen, die sich meist so schmuck und zierlich präsentiren, als wären sie für den Salon, nicht für die Küche geschaffen, kann man die erstaunlichen Fortschritte der Industrie bewundern, welche sich vor allen Dingen in den Vorkehrungen und Veranstaltungen, den Maschinerien und Geräthen documentiren, die auf das materielle Behagen unter unserem Dache abzielen. Wohin wir in dieser Fülle von zweckmäßigen und stattlichen Apparaten den Preis ertheilen sollten, wüßten wir kaum zu sagen. Vielleicht würden ihn unsere Leserinnen einem von L. Wagner in Carlsruhe gelieferten Kochherde mit Wasserschiff und Bratöfen zusprechen. Derselbe ist das Hauptstück einer von zwölf Ausstellern gemeinschaftlich arrangirten Musterküche, die wir unsererseits für eine rechte und echte Verwirklichung der Ausstellungsidee erklären. Die Dampfkochgeschirre von Umbach in Bietigheim (Württemberg), der Messingwaschkessel, die blanken Schaumlöffel und Milchseiher, die Mörser und Krahnen von Schmöle in Menden (Westphalen), der saubere Steingutablauf von Witteburg in Farge bei Bremen, der appetitliche Eisschrank von Schmidt und Keerl in Cassel, die herrlichen Geräthe aus verzinntem Eisenblech von Weinhart in München — Alles ist hier an seinem Platze und Alles verdient gleiches Lob. Wol keine Frau naht sich diesem kleinen Schmuckkästchen der Halle, deren Lippen nicht ein leises Ah! der Bewunderung entschlüpfte. Möge kein französischer Soldat je von diesem deutschen Herde, aus dieser deutschen Küche gespeist werden, mögen sie vielmehr bei unserm ersten Siegesfestmahle ihre Einweihung feiern!

Daß man den treuen Hausfreundinnen des Tages, den Nähmaschinen, ausgiebig gerecht worden ist, bedarf wol kaum der Erwähnung. Da fehlt denn auch keines ihrer „Systeme“, das Howe'sche, das Wheeler und Wilson'sche, das Singer'sche und wie sie noch weiter heißen, und alle, Folio- wie Duodezausgaben, arbeiten hier einträchtig nebeneinander, von den Fingern zarter Fräulein und bärtiger Männer gerührt. Das Schwirren und Klappen der sich draußen in der Welt, auf den letzten Seiten unserer Zeitungen so feindselig Befehdenden gehört ganz ebenso wie das Geklingel der Haustelegraphen zu den „Localtönen“ der Casseler Industriehalle.

Es widerstrebt uns, in diesem Augenblick auch nur den leisesten Tadel auszusprechen; wir würden sonst ein Wort gegen die Möbelabtheilung gesagt haben, in der man wol Geräthe für das Palais des Börsencrösus oder das Fürstenschloß fand, aber nach einem bescheidenen Stück für das Bürgerhaus sich vergeblich umsah. Schreibtische aus Rosenholz mit echt vergoldeten Bronzeverzierungen à la Louis XVI., Jacarandabüffets für fünfhundert und mehr, Sophas mit grünseidnem Damastbezug für vierhundert, blauseidene Gardinen für mehr als fünfhundert, vergoldete Stühle für hundert, Silberschränke für sechshundert, Schlafzimmereinrichtungen für mehr als tausend und Speisezimmergarnituren für achthundert, gothische Anrichtschränke für

tausend, Bücherschreine für dreihundert Thaler — derart ungefähr ist das Gros der ausgestellten Möbel beschaffen, die, höchst wundervoll und prächtig, nur nicht an diesen Ort und zu diesem Zwecke zu passen scheinen. Ebensowenig würden wir gerade jetzt in der Stimmung sein, uns an jenen Curiositäten zu ergötzen, deren Herstellung dem Scharfsinn ihrer Verfertiger alle Ehre macht, z. B. ein wundersames Osterei aus feinstem Glase, das zugleich ein Cigarrenkasten ist und, sobald es geöffnet wird, uns eine patriotische Melodie aufspielt; ferner ein musikalisches Spinnrad, das jeden Tritt der fleißigen Spinnerin durch heitere Liederklänge belohnt; einen Uhrautomaten, der durch die Anzahl von Knödeln, welche er verspeist, die jedesmalige Stunde anzeigt, und andere Merkwürdigkeiten mehr, wie sie ein anschlägiger Kopf zu Leipzig ausgeheckt hat.

Zu einer erfreulichen Betrachtung noch gab uns Anlaß der Concertabend im Orangerieschloß, zu welchem sowol die Fremden als die Bewohner Cassels zahlreich herbeiströmten. Die festlichen Klänge werden nun auch wol dort verstummt sein, wie überall im deutschen Vaterlande; doch die Thatsache bleibt des Erinnerns werth. Die preußische Regierung hatte das gesammte Schloß bereitwillig den Zwecken der Ausstellung zur Verfügung gestellt. Seit mehr als fünfzig Jahren, seit jenem Feste, mit welchem der vorletzte Kurfürst die aus Frankreich heimkehrenden Jäger feierte, stand der Palast aller Welt versperrt und bröckelte seinem Verfall entgegen wie die gesammte kurfürstliche Regierung. Nun, da wir es zuletzt sahen in seinen neudecorirten und sinnig ausgeschmückten Sälen, wogte es von einer fröhlichen Menge, die sich, bei den Klängen einer ausgezeichneten Musik und nicht zu verachtender leiblicher Stärkung, der politischen Wandlung freute, welche den Alp der Verödung und Verkümmerung ihr von der Brust zu nehmen, die „das schöne todte Cassel" für alle Zeiten in den Schooß der Vergangenheit zu weisen begonnen hat. In demselben Saale, in welchem wir vor wenigen Wochen tafelten und aus vollem Herzen einstimmten in den Jubelsturm, den die ergreifende Weise der „Wacht am Rhein" hervorrief: — da hat einst König „Morgen wieder luschtik" seine Orgien gehalten — die neue Aera, die über Deutschland aufgegangen, hat solche Schmach ein für allemal abgethan. Kein fremder Eindringling wird je wieder herrschen auf deutschem Boden.

Mit diesem stolzen Bewußtsein ziehen unsere Brüder in den heiligen Kampf für die Ehre und Freiheit der Nation — vor solchen erhebenden Betrachtungen verstummt jedes weitere Wort, das wir noch über das gestörte Friedenswerk zu sagen hätten — sie werden auch die Casseler trösten, wenn die, durch einen Blitz aus heiterm Himmel, jählings entlohte Kriegsfackel die Hoffnungen unerfüllt ließ, welche sie an ihre Ausstellung geknüpft haben. Jedes Opfer, das der Einzelne bringt, lodert mit empor in jenem allgemeinen Brande des Zornes, der den Feind verzehren wird. Er wird es zu seinem Schrecken erfahren, das jedes deutsche Haus eine Burg der Freiheit ist, und Gott wird geben, daß es auch bald wieder eine Burg des Friedens sei!

H. Scheube.

Das Land an der Saar.

Saarbrücken, August 1870.

Sie verlangen von mir Bericht über eine Gegend, auf welche jetzt Aller Augen in Deutschland sich richten, welche den Meisten wohl nur dem Namen nach bekannt ist, über welche vielfach das irrige Urtheil verbreitet ist, die Meinung, welche man in Frankreich eifrig erhielt, daß diese Landschaft, diese äußerste Ecke Deutschlands französische Sympathie nähre.

Selbst ein hoher preußischer Staatsmann war vor Jahren in diesem Irrthum befangen; bei seiner Rückreise von seinem Gesandtschaftsposten in Paris sagte derselbe zu dem ihn begrüßenden Bürgermeister: „Man hat hier wol viel französische Sitten? Man spricht wol vorzugsweise Französisch?"

„Excellenz, wir wohnen an der Grenze des deutsch-redenden Frankreichs", antwortete der biedere Mann mit classischer Kürze.

Und in der That, weniger französirendes Wesen und Art möchte wol selten in Deutschland getroffen werden. Der Menschenschlag hat wenig von der Beweglichkeit des Galliers und mancher deutschen weiter nordwärts wohnenden Stämme. Diese Deutschlothringer, zu welchen die hiesige Bevölkerung gehören, sind ein schwerfälliges, wie sie selbst sich nennen, „hagebüchenes" Geschlecht, sie haben Vieles gemein mit ihrem einheimischen Pferdeschlag, diesen großen, schweren Thieren, welche an die Ritterrosse des Mittelalters erinnern: langsam, aber zu den größten Anstrengungen und Ausdauer fähig. Der Deutschlothringer ist fleißig und vor Allem sparsam und genügsam; gegen Neuerungen fast feindselig sich verhaltend. Das Althergebrachte und die Sparsamkeit: das sind die Hauptgötter seines Hauses und Landes; er ist nicht flink mit der Zunge; der Dialect selbst hat etwas Schwerfälliges, Mittelalterliches, es sind noch Worte im täglichen Gebrauch des Volkes, welchen wir fast nur noch in Luthers Bibelübersetzung begegnen. Der Deutschlothringer thut nichts auf die erste Initiative, er besinnt sich erst gemach; dann aber thut er gewiß nur was er will, fremden Beeinflussungen ist er fast gar nicht zugänglich, er kümmert sich wenig, welchen Weg die Anderen gehen, er geht den seinen — sein Weg aber führt ihn nun und nimmer Frankreich entgegen. Diese Landschaft hat zu viel Unbilden von Frankreich erlitten und das historische Gedächtniß des Volkes ist lebendiger als man sonst glaubt. In diesem Erdwinkel hat sich von je viel Geschichte abgespielt, es war seit Jahrhunderten der Zankapfel, um welchen Frankreich und Deutschland sich stritten.

Es ist hier altes Culturland; der Ort, auf welchem unser Haus steht, war nachgewiesener Maßen einer der großen römischen Depôtplätze und Factoreien. Das Graben der Fundamente fördert stets römische Geräthschaften zu Tage. Die große Etappenstraße von Gallien nach der Mosel und dem Rhein, nach Treviris (Trier) und Confluentia (Coblenz) ging über hier.

Unter den fränkischen Königen, den Merowingern, wurde das Land dem Christenthume gewonnen. Der große Ahnherr der Karolinger, Bischof Arnolf von Metz, gründete hier die erste Stiftskirche und Probstei; die Kirche, im zwölften Jahrhundert neu aufgebaut, existirt noch, es ist die Kirche in St. Arnual, dem Dorfe eine halbe Stunde von hier aufwärts der Saar gelegen.

Bis zur Reformation war Saarbrücken, trotzdem es der Sitz des Grafen war, nach St. Arnual eingepfarrt.

Diese Kirche ist ein interessantes Monument, besonders durch ihre wohlerhaltenen Grabmäler mit den lebensgroßen Figuren, deren ältestes mit der Gestalt der Gräfin Elisabeth von Lothringen von anno 1308 datirt. Saarbrücken war bekanntlich das Lehen der Grafen von Nassau-Saarbrücken und Saarwerden. Saarbrücken ist im Jahre 1815 wieder deutsch geworden, Saarwerden — die sogenannte Grafschaft, welche im Lüneviller Frieden an Frankreich kam — dagegen französisch geblieben. Mit dieser Grafschaft steht die hiesige Gegend noch im regsten Verkehr. Zur Grafschaft gehören die Städtchen Finstingen (jetzt Fénétranges), Bockenheim (jetzt Bouquenom), Sagrburg und Saarwerden. Diese Landschaft nahm früher als die hiesige die evangelische Lehre an und ist dabei geblieben; darin mag wol der Hauptgrund der verwandtschaftlichen Beziehungen mit hier zu finden sein. Der Bürger und Handwerkerstand holt sich seine Frauen von da, verheirathet seine Töchter dahin, während die Verbindung mit den Familien die Saar abwärts, wo triersche Herrschaft beginnt und unter den Katholiken die Protestanten nur zerstreut leben, vollständig abgebrochen ist. Außer der gleichen Confession verbindet Saarbrücken mit den Bewohnern der im Elsaß gelegenen Grafschaft auch die Gleichartigkeit der Lebensanschauung und Lebensweise. Die Elsasser der Grafschaft sind so deutsch in ihrem Wesen und Aussehen, daß die ungemeine Zähigkeit der alemannischen und lothringer Race dazu gehörte, um noch nach zweihundert Jahren doch nicht das Mindeste vom Franzosen angenommen zu haben. Die Grafschaft ist ein fruchtbarer, ackerbautreibender District und wenn, wie Gott will, unsere Waffen siegreich und Elsaß und Lothringen Deutschland wieder gewonnen sein werden, dann wird man dieser Gegend in fünfundzwanzig Jahren keine Spur mehr davon anmerken, daß sie je französisch gewesen; denn jetzt noch handhaben sie die französische Sprache als etwas sehr Mühsames und Fremdes, trotzdem seit Jahren die Präfekten sich alle Mühe gaben das Deutschthum wenigstens in der Sprache auszurotten.

Im Dreißigjährigen Kriege litt Saarbrücken unsäglich von den Franzosen, noch mehr im Orleans'schen Erbfolgekrieg. Nassau-Saarbrücken war ein Object der „Incamerationen", wie man dazumal die Annectionen nannte. Roland de Ravaulx, Parlamentsrath von Metz und Vater des Chauvinismus, hatte eine Schrift verfaßt, in welcher er für Frankreich seine Grenzen unter Karl dem Kahlen (le chauve)*) forderte, vor Allem die Landschaften, welche damals den Bisthümern von Metz, Toul und Verdun unterstellt waren. Es ist bekannt welche entsetzlichen Folgen diese berüchtigte Schrift hatte: Saarbrücken wurde „incamerirt" und sollte, wie die ganze Pfalz, nach der damals von Madame de Maintenon und den Jesuiten beliebten Weise selig, d. h. katholisch gemacht werden.

Das Volk kann viel ertragen, aber was an ihm im Mordbrennerkriege von 1686—90 gesündigt worden ist, das hat die Pfalz, das hat das Land an der Saar noch nicht vergessen. Frankreich hat ihm die Erinnerung daran mit Feuer und Blut, mit der Schändung seiner heiligsten Güter eingeprägt. Es kam die Zeit, wo abermals Franzosen von Metz her eindrangen

---

*) Daß die Etymologie des „Chauvinismus" sich so weit zurückdatirt, wird vielen unserer Leser neu sein!

und in Saarbrücken den ersten Fuß auf deutschen Boden setzten; aber jenesmal flog der Freiheitsgedanke ihren Fahnen voran, statt des Maibaumes ward der Freiheitsbaum aufgerichtet auf den Märkten und das Volk in der Pfalz und an der Saar tanzte nach dem Klange der Carmagnole, sang die Marseillaise und pries die Patrioten, welche Wildbann und Frohndienst zur Fabel gemacht hatten. Es war ein Rausch, den sich das Volk aus dem Becher der Freihheit, von Frankreichs Hand geboten, trank; aber die Nüchternheit und das Weh folgten nach.

Die Pfalz und das Land an der Saar wurden die Tenne, auf welche die wuchtigen Schläge fielen, herüber und hinüber schwankten Kampf und Sieg. Das Land verarmte; aber immer schamloser wurden die Erpressungen der französischen Generale und Präfecten.

Der letzte Fürst von Nassau-Saarbrücken war flüchtig geworden und in Aschaffenburg gestorben; über seinem einzigen legitimen Sohne, dem Prinzen Heinrich, schlugen die hochgehenden Wogen der Revolution und des Streites zusammen, er ist verschollen in dieser wilden Zeit. Wenig hat dem letzten Fürsten Ludwig sein Anhalten an Frankreich genützt; wenig, daß er den erst zwölfjährigen Sohn mit der Prinzessin Marie Maximiliane de Montbarry, der Tochter des französischen Ministers — die Zwanzigjährige mit dem Zwölfjährigen vermählte. Frankreich stürzte über ihn herein, Frankreich brauste über sein Haus hinweg, und als nach Jahren der Sturz des gewaltigen Corsen geschehen, als über das Reich des entthronten Imperators zu Paris verhandelt ward, als Talleyrand ganz en passant des Landes an der Saar, des Landes ohne Herrn, erwähnte, das bei Frankreich wohl bleiben würde: da hatten die Fürsten und ihre Vertreter nichts dagegen einzuwenden. Aber das Volk that Einsprache. Saarbrücker Bürger, an ihrer Spitze der Bergrath Böking, begaben sich nach Paris; sie verlangten politisch wieder deutsch zu werden, deutsch, wie sie es stets geblieben waren in Sinn und Wesen. Hardenberg nahm sich ihrer Sache an, der Sache der deutschen Landschaft, die von russischer Courtoisie an Frankreich verschenkt werden sollte, nach der bekannten Mildthätigkeit des heiligen Crispins.

Seitdem ist Saarbrücken wieder deutsch, und kam an Preußen.

Goethe erwähnt in seinem „Leben", daß er in Saarbrücken gewesen sei und mit Interesse von den Gruben bei Dudweiler, dem brennenden Berge gehört habe, daß die Ausbeute der Dudweiler Gruben den dortigen Bauern einen guten Verdienst gebe. — Wie ist das anders geworden seitdem! Jenesmal holten die Bauern nach Lust und Bedarf Kohlen aus den hochliegenden Lagern und fuhren mit denselben handelnd im Lande herum, man gebrauchte die Kohlen nur zum Schmiedefeuer und zum Kalkbrennen. Jetzt sind nahezu an 20,000 Bergleute beschäftigt, in dem Sulzbachthale von Neunkirchen bis Saarbrücken reihen sich Eisenwerke und Glashütten, chemische Fabriken und Coaksbrennereien eine an die andere.

Das Saarthal hinab rauchen die zahllosen Kamine der Eisenwerke, der Cement- und Porcellanfabriken, ganze Heere von Arbeitern beschäftigend. Millionen von Centnern Kohlen werden auf den Eisenbahnzügen hinausgetragen, Millionen von den Schiffern der Champagne und des Elsasses nach Frankreich geführt.

Die Saar ist bis nach Louisenthal, zwei Stunden von hier abwärts, canalisirt (Saar-Marne-Canal). Das ganze östliche Frankreich ist auf unsere Kohlen angewiesen und deren Ausbleiben ist für Frankreich keine kleine

Calamität. Alle Hochöfen Lothringens mußten ihre Thätigkeit einstellen und sehen jetzt an 50,000 Arbeiter brodlos. Die französische Ostbahn hatte die naive Unverschämtheit, noch nach Ausbruch des Krieges bei der königlichen Bergwerksdirection anzufragen, ob sie ihre Kohlen nicht während der Dauer des Krieges über Luxemburg beziehen könne? Wäre das nicht amüsant, wenn es nicht gar zu frech wäre?

Daß hier die Arbeiten bis auf ein Minimum beschränkt sind, können Sie begreifen. Diese lieblichen Thäler mit ihren prächtigen Wäldern und saftigen Wiesen erfreuen sich jetzt, ohne sich dessen zu freuen, einer Luft, welche vom Rauch der Schlote nicht mehr verdunkelt, einer Stille, welche vom Rasseln, Pochen und Schnauben der Maschinen nicht mehr unterbrochen wird.

Was den landschaftlichen Charakter der Gegend anbelangt, so möchte ich denselben wohnlich nennen, es sind mäßige Höhenzüge, sanftgewölbte Kuppen mit schönem Waldwuchs bestanden. Die langgestreckten Thäler sind saftig grün, da dieselben fast nur zum Wieswachs benutzt werden. Selten ist Ackerland, der Boden ist dafür nicht so ergiebig wie weiter oben und abwärts der Saar. Auch der Obstbaum gedeiht nicht, Viele behaupten den Grund darin in dem steten Rauch zu finden, ich suche ihn mehr darin, daß die Seitenthäler, welche sich von beiden Seiten gegen die Saar öffnen, uns einen beständigen Zugwind erhalten, welcher, empfindlichen Constitutionen wenig zusagend, doch bis jetzt Ursache sein mag, daß wir nie von Epidemien zu berichten haben.

Die eigentliche Stadt, mit fünfzehntausend Einwohnern, wird von der Saar in zwei Theile getheilt: der auf dem linken Saarufer gelegene heißt Saarbrücken, der auf dem rechten Ufer St. Johann. Dem Uneingeweihten erscheint Beides als eine Stadt; die Einwohner aber fühlen sich als zwei getrennte Städte, deren jede ihre Gemeindeverwaltung hat.

Der Bahnhof und das regere Verkehrsleben ist in St. Johann; in Saarbrücken dagegen der Sitz des Gerichtes, des Bergamtes, der höheren Schulen; dort wohnen vorzugsweise die sehr zahlreich sich hier findenden wohlhabenden und reichen Familien. Das ehemalige Schloß der Fürsten von Nassau-Saarbrücken beherrscht, auf mäßiger Anhöhe liegend, die Stadt; es wurde in den Revolutionsjahren bis auf die nackten Mauern ausgebrannt und hat jetzt, wieder hergestellt, ein kasernenartiges Aussehen ohne allen architektonischen Schmuck, gehört verschiedenen Besitzern und dient zu Privatwohnungen.

Der sogenannte Kirchenplatz dagegen repräsentirt ein Stück Rococo. Die Ludwigskirche, von dem letzten Fürsten erbaut, ist das verzwickteste, unwahrste Bauwerk, welches man sehen kann und macht vielmehr den Eindruck eines Opernhauses als den einer Kirche.

Ringsum stehen ziemlich große Häuser, gleichfalls in Rococostyl, welche par ordre alle nach vorbestimmtem Plan gebaut werden mußten. Saarbrücken, wie gesagt, ist ein stiller Ort; um so regsamer und lebhafter ist es dagegen in St. Johann, welches man eine einzige zum Bahnhofe führende Straße nennen könnte.

Die Saar ist mit drei stehenden Brücken überbrückt, zwei davon verbinden die Städte, die dritte ist eine halbe Stunde abwärts, die Eisenbahnbrücke bei Gersweiler, über welche bis noch vor Kurzem unaufhaltsam die Züge nach Frankreich hin und wieder zogen.

Von Neunkirchen bis nach Louisenthal, also in einer Ausdehnung von

nahezu sechs Stunden, reihen sich in ununterbrochener Folge die industriellen Etablissements und die Wohnsitze der Arbeiter und Bergleute aneinander. Saarbrücken ist nur der Knotenpunkt dieser Ansiedlungen.

Die französische Grenze ist etwa eine gute Viertelstunde entfernt; Metz ist in zwei, — Forbach in weniger als einer Viertelstunde zu erreichen, das heißt mit den gewöhnlichen Eisenbahnzügen. Von Trier sind wir etwas weiter als von Metz entfernt. Mit der nächsten preußischen Stadt, der Festung Saarlouis, hat Saarbrücken gar keinen Verkehr. Saarlouis war unter Louis XIV. ein Waffenplatz, an welchem viele französische Familien sich ansiedelten. In Saarlouis wird vorzugsweise Französisch gesprochen, die Namen der Familien sind französisch, die allgemeine Bildung dort soll auch auf dem Niveau der kleinen französischen Landstädte stehen.

Die Umgegend von Saarlouis ist fruchtbarer als die von Saarbrücken, dort ist reicher Gemüse- und Obstbau, welcher die Märkte von St. Johann-Saarbrücken versehen muß, denn von der reichen, vielausführenden Pfalz sind wir durch den waldigen Westrich getrennt.

Die nächsten Orte aufwärts der Saar sind St. Arnual und Blittersdorf; dort beginnt abermals Frankreich, seine erste Stadt ist die Festung Saargemünd. Hier treffen drei Grenzen: die von Frankreich, Preußen und Bayern zusammen. Frankreich wird von Preußen durch die Saar und dieses durch die Blies von Bayern geschieden, deren fruchtbares Thal sich dort öffnet und welche der stärkste Zufluß der Saar ist.

Saargemünd sieht von Außen stattlicher aus als von Innen; als Festung ist es ganz ohne Bedeutung. Es ist seit Anfang dieses Jahres durch eine feste Eisenbahnbrücke mit dem gegenüberliegenden Hanweiler verbunden.

Als jene bekannte Kriegsdepesche vom fünfzehnten Juli hier ankam, erregte sie zuerst allgemeine Bestürzung. Noch in der Nacht zogen sich die hier garnisonirenden Neunundsechsziger nach Saarlouis zurück; die Kassen des Bergamtes, der Eisenbahn wurden geflüchtet, an unseren Fenstern zogen Wagen nach Wagen mit Geldfäßchen beladen vorüber unter den Schutz der Wälle von Ehrenbreitstein. Die Arbeiten in den Gruben wurden eingestellt; das gab selbstverständlich große Aufregung, dazu kam noch, daß das Bergamt in der letzten Stunde alle seine Zahlungen in Papier, zumeist in Kassenscheinen von hundert Thalern, gemacht hatte. Alle Beamte hatten ihren Gehalt auf drei Monate voraus empfangen, aber auch in Papier. — — Nun hieß es: die Franzosen stehen bei Forbach, wir können stündlich ihren Einmarsch erwarten. Alles drängte nach den Kaufläden, um sich zu verproviantiren; aber Jedermann brachte Papier als Zahlung, das Silber, das Kleingeld war gänzlich verschwunden. Wir hatten einen papiernen statt eines panischen Schreckens. Die Preise der Lebensmittel gingen fabelhaft in die Höhe, Niemand konnte oder wollte Papier mehr einwechseln. Dieser Calamität machten unsere Großindustriellen durch Zufuhr von Silber bald ein Ende: aber wir haben empfunden, was es unter Umständen sein kann, wenn das Silber, der wahre Werth, fehlt und nur der Credit, durch das Papier repräsentirt, thätig sein soll in einer Zeit, welche den Credit aufhebt.

Inzwischen hat der Krieg nun begonnen und die Franzosen haben unsre blühende, unsre offene, unsre wehrlose Stadt bombardirt und mehrere Häuser, dasjenige darunter, aus welchem ich schreibe, mit Granaten beworfen, bis sie brannten. Das war die erste That, durch welche die Nation, welche „an der Spitze der Civilisation marschirt", den Deutschen gezeigt hat, was

sie unter der „befreienden Mission" versteht; das war ihr erster Schritt auf deutschen Boden und der Allmächtige, der die Schlachten lenkt, wird geben, daß es auch ihr letzter gewesen. Freudig ertragen wir, was wir gelitten, was wir um Deutschlands willen gelitten. Noch, während ich dieses schreibe, rauchen an unsrem Hause, welches von fünf Granaten getroffen worden ist, die brandgeschwärzten Mauern und Balken — aber darüber weht wieder die deutsche Fahne, klingt wieder ein deutsches Soldatenlied, wölbt sich der blaue, deutsche Himmel — troſtreich, friedenverheißend. Der Gott der Deutschen sei mit uns, mit dem einigen Lande! Mit dem Volke, das in den Tagen der Noth treu zusammensteht in den Waffen! Mit dem Einheitswerk, das in Opfermuth und herrlicher Begeisterung gefestet ist für alle Zeit!

E. D.

Ein altes Wort.

Eine halb verschollene Sage,
Was wacht sie heute auf?
Was nimmt über Leichen der Zukunft
Sie heut' den Walkyrenlauf?

Wer gedenkt's noch? „Es wird ein Kaiser
Auf's Neu' um Germania frei'n,
Wenn zum letztenmale die Türken
Ihre Rosse tränken im Rhein."

Zweideutig seit grauen Zeiten
War stets der Orakel Wort;
Lang' wälzen die Türken gen Westen
Nicht mehr den Völkermord.

Gen Osten mit schwirrender Geißel
Treibt die Völker ein Tamerlan,
Und siehe, an seine Fersen
Da heften die Turkos sich an.

So winket Erfüllung dem Worte —
Schon blitzen die Schwerter zum Streich;
Zum Werben schon reitet der Kaiser —
Steig' auf, Du heiliges Reich!

Hört auf zu flattern, ihr Raben,
Um des Kyffhäusers Gestein!
Die Türken tränken die Rosse
Zum letztenmale im Rhein!

Wilhelm Jensen.

Von der schleswig'schen Ostsee.

„Stolberg, über der Stadt am besegelten Busen der Ostsee,
Kränzet den Bord, der des Meeres einst höhere Fluthen zurückzwang,
Dunkles Gehölz . . .
Dort vom sinnenden Gang an dem Quell ausruhend des Abhangs,
Horch' ich der lockenden Wachtel im grünlichen Rauche der Aehren,
Durch der Woge Geräusch und des fernher säuselnden Südes.
Ueber mir weht anmuthig mit änderndem Grüne der Buchbaum
Weitgewölbt . . ."

Hundert Jahre sind's gerad', daß der Rector in Eutin, Herr Johann Heinrich Voß, mit den obigen Worten seine Uebersetzung der „Ilias" dem Grafen Friedrich Leopold von Stolberg zusandte. „Die Stadt am besegelten Busen der Ostsee" aber ist die, in welcher ich heut' weile — Flensburg, über dessen Häusern noch heut, wie damals

„Kränzet den Bord, der des Meeres einst höhere Fluthen zurückzwang,
Dunkles Gehölz . . ."

Jene Worte der „Weihe", wie der Alte sie nannte, die schon von früher Kindheit seltsam, als ob ein unerklärlicher Zauber in ihnen liege, in mir haften blieben, wollen mir in den letzten Wochen nicht mehr aus dem Sinn. Im Grunde sind es böse Worte. Sie locken selbst wie schwermüthig süßer Wachtelschlag in eine andere, ferne Zeit hinüber. Vor meinem Fenster, wie ich dies schreibe, liegt der blaue Hafen von dunklem Gehölz umkränzt. Die alten braunen Giebeldächer der Stadt spiegeln sich heut' wie vor hundert Jahren in der stillen Tiefe. Kaum ist eines verändert; wenn die Todten plötzlich aufständen und durch die lange Straße wanderten, sie würden fast jedes erkennen und geheimnißvoll begrüßen. Und vom Schreibtisch schweift mein Auge weit in die gedehnte Fernsicht hinaus. Dort ist der „sinnende Gang am Quell", von dem er sprach, dort „ruhte er am Abhang". Wie grünlicher Rauch wallen auch heut' noch die Aehren herüber — die Woge murmelt wie damals und der leise Luftzug säuselt in den Bäumen. Mit „änderndem Grün", doch unverändert stehen dort die Buchen, „weitgewölbt".

Es ist mir, als ob ich aus einem Traume aufführe. Ging ich dort eben mit dem Alten und hörte, wie er die Verse des „männermordenden" Liedes laut vor sich hin sprach; die er, wie der Bildhauer das harte Gestein, mit wuchtigen Hieben herausgemeißelt? Lebte ich nicht eben in der Zeit, wo der „Wandsbecker Bote" in der Fliederlaube seines Gartens saß und Sprachunterricht ertheilte? Sah ich nicht, wie sein Blick ab und zu stillruhend über den Rand des Buches zur Wiese hinüberschweifte, die den Garten begrenzte, auf der seine Frau und seine Kinder im letzten gelbrothen Sonnenlicht die Pastoratskühe molken?

Menschheit, seltsames Ding! Es ist heut' Alles wie damals und der Himmel liegt mit demselben unergründlichen Blau darüber. Warum belächeln wir es wie einen Traum, wenn wir aus der Vergangenheit erschreckt in die Gegenwart zurückkehren? Warum ist es ein Traum? Warum weilen

unsere Lieblings-, unsere Sonntagsgedanken bei ihm und ruhen aus an seiner Brust, da der Himmel und die Erde uns kein Hemmniß entgegenstemmen, jene idyllischen Tage, jenen tiefen Frieden uns wieder zu geben, der, wenn etwas hienieden, menschlich und menschenwürdig ist?

Es ist ein schlimmes Wort, das Antwort darauf giebt: „Die Signatur der Zeit." Wie klein erscheint diese Signatur Dem, der seinen Blick auf das Unwandelbare heftet, das die Natur in rastlosem Wechsel stets wiederholt! Ja, klein und bedeutungslos auch tritt sie der großen unendlichen Kette, die wir Menschheit nennen und die selbst ein Theil der Natur ist, entgegen. Immer wieder im Wechsellaufe der Zeit wird der Mensch sinnend am Quell des Abhangs ruhen, wird der Wachtelruf zu ihm sprechen, die murmelnde Woge und der säuselnde Wind. Aber schwer liegt „die Signatur unserer Zeit" auf dem Glied der großen Kette, das unser Geschlecht bildet. Uns scheint der Frieden und die Unwandelbarkeit der Natur bedeutungslos gegen den harten Drang, den die Menschheit der Gegenwart selbst sich auferlegt, und jene Tage, deren stilles Bild die Verse der „Weihe" aufrollen, scheinen uns ein nie wiedererreichbarer, räthselhafter Traum.

Mein Auge schweift durch's Fenster hinaus „über den besegelten Busen der Ostsee". Das Beiwort, das der Alte ihm als epitheton ornans nach homerischer Art gegeben, weckt heut' ein trauriges Gefühl. Heut' schwebt kein weißes Segel mövengleich über den blauen Spiegel. Zusammengedrängt wie eine gescheuchte Heerde liegen die Masten mit gerefftem Tauwerk am Ufer, kein Wimpel flattert, nichts regt sich am schweigsamen Bord. Es ist als ginge, aus seiner hundertjährigen Gruft beschworen, der Geist des „männermordenden" Liedes über die Wasser, den der Rector von Eutin dort drüben „am Quell sich ruhend des Abhangs" aus vieltausendjähriger Vergangen- und Vergessenheit heraufcitirt.

Leider ist es kein poetisches Bild, sondern er thut es in Wahrheit und jenseits der weiten Fläche steigt es, in sommerlichem Dunst verschwommen, empor. Rothe Dächer und über schräges Gelände hinauf ein weißflimmernder Punkt im Nebel. Das ist der Doppelthurm der Kirche von Broacker, die auf hoher Warte gelegen fünf Meilen im Umkreise überall als Wahrzeichen der Gegend erglänzt. Doch hinter ihr erlischt heut' Alles im Grau — ein Fernglas! Da sticht, hart an der Kirche gen Ost vorüber, deutlich ein weißer Strich aus dem Dunst und ein dunkler Wall zeichnet sich ihm zur Linken ab.

Schanze Nr. X! Der höchste Punkt der Düppler Stellung, weitum der höchste Punkt des Landes zugleich. Der weiße Strich aber ist die Chaussee, die mitten durch die Düppler Festungswerke nach Sonderburg hinuntersteigt. Zweimal hat sie sich seit dem Jahre 1848 mit deutschem und dänischem Blute geröthet — wer weiß zu sagen, was ihr im Jahre 1870 bevorsteht?

Zur Rechten dreht eine neugebaute Mühle im frischen Wind, der stets die Höhe überstreicht, ihre Flügel. Jetzt achtet noch Niemand darauf; doch als sie es im Jahre 1864 mitten während des Sturmes auf die Düppler Schanzen wie im sorglosesten Frieden that, richteten sich plötzlich die deutschen Kanonen auf sie und schossen sie standrechtlich in Trümmer, wie man im Kriege einem menschlichen Verräther eine Kugel durch den Kopf jagt. Denn in der That übte die Mühle mit ihren Flügeln Verrath und signalisirte der dänischen Besatzung in den Schanzen die Stellung und Bewegungen der preußischen Belagerungsarmee.

Als ich zum letztenmal auf den hohen Graswällen der Schanze Nr. X stand wehte der Maiwind aus Ost über die fast noch regungslose Erde. Die Felder standen kahl, kaum von grünem Schimmer angehaucht; hier und da im winddurchzitterten Grase der Wälle sah ein Veilchen oder eine weiße Anemone in die Höhe. Es war ganz still, kein Laut in der Luft als süßer Lerchengesang. Ein einziger Soldat hielt die Wache am Eingang, mehr der Form als eines wirklichen Grundes halber; im Blockhaus saßen drei seiner Kameraden und kochten sich Kaffee. Der Fremde, der ohne Vorwissen dorthin versetzt worden wäre, hätte Alles eher vermuthet, als daß er sich auf Düppel, einer der stärksten fortificatorischen Stellungen der Welt, die so oft mit unermeßlichem Blut erzwungen werden mußte, befinde.

Und in der That, vor der Schönheit der Natur vergaß auch ich damals fast die gewaltigen Erinnerungen, die sich an den Platz knüpften, auf dem ich stand. Unzweifelhaft hat auch der alte Johann Heinrich Voß auf ihm gestanden und mit den Augen seines Jahrhunderts in die blühende Nähe und darüber hin in die unbegrenzte Ferne hinausgesehen. Es ist wol der schönste Punkt des ganzen deutschen Nordens. Tief zu den Füßen westwärts liegt das reiche Sundewitt, wie ein blaues Auge blickt das Nübelnoor aus ihm herauf. Wälder säumen den Horizont, gegen die Thürme von Flensburg dehnt sich der glänzende Hafen. Nur südwärts weit nach Angeln hinein, bis sich im Südost die Bucht verbreitert und nur das baumreiche Ufer sich mehr über dem Wasserspiegel erhebt. Die blaue Unermeßlichkeit beginnt und das Auge schweift gen Osten darüber hin. Wie ein langgestreckter Schatten schwebt es in weiter Ferne über dem Wasser. Ab und zu ist's, als blitze im Sonnenschein Etwas heller auf, doch ehe der Blick es fassen kann, ist es wieder verschwunden. Das ist Arröe, der Vorposten der dänischen Inseln. Vor seinem Nordrand senkt das Auge sich hernieder — da liegt Alsen wie ein Garten dicht vor den Füßen.

Wie aus der Vogelschau übersieht man jeden Punkt der großen, schönen Insel. Der „Alsener Sund" schlängelt ein schmales blitzendes Band zwischen ihr und dem Festland hindurch; an seiner schmalsten Stelle liegt auf dem jenseitigen Ufer, durch eine breite Brücke mit Sundewitt und den Düppler Höhen verbunden, Sonderburg, von zahlreichen Windmühlen wie umgrenzt. Zweimal zur Hälfte in Schutt verwandelt, hat es sich zweimal wie ein Phönix verjüngt aus der Asche gehoben, daß es jetzt vielleicht den zierlichsten, man möchte sagen elegantesten Eindruck von allen Städten Schleswigs macht. Doch auch einen hochnordischen Eindruck macht es zugleich; wie die weißen, freundlichen Häuser, einer aufgereihten Perlenschnur nicht unähnlich, sich zum Theil unter dem hohen Uferrand entlangziehen, mahnen sie an die schwedischen und norwegischen Ortschaften.

Die Stadt Sonderburg hat sich verändert, seitdem der Eutiner Rector dort auf der Höhe gestanden und gleichgiltigen Auges über das kleine Dorf weggeblickt hat, das ihr einen weltgeschichtlichen Namen verleihen sollte. Düppel! Welche Bedeutung hatte der Klang des Wortes für ihn? Keinen; nicht mehr als der Name tausend anderer Gruppen strohbedeckter Häuser „am besegelten Busen der Ostsee". Und welche Erinnerungen ruft er heute in Tausenden auf dem ganzen Erdenrund wach! Welche Hoffnungen, welche Befürchtungen weckt der Name heut' „vom Fels bis zum Meer!"

„O Vergänglichkeit, Du Siegerin
Aller Sieger, alte Göttin —"

nicht leicht hast Du Dir einen mehr unverkennbaren Altar aufgerichtet als hier. Eine nackte Scholle Landes, bis vor wenig Jahren von Niemandem beachtet, hat sich mit blutigem Ruhm in die Bücher der Geschichte eingeschrieben und zwei ihrer Nachbarorte, die jahrhundertelang spöttisch und selbstbewußt zu ihr hinübergeblickt, besitzen in der Gegenwart kaum noch ein anderes Mittel, Interesse für sich zu erwecken, als dadurch, daß sie in der Nähe der Düppler Höhen belegen sind. Sic transit gloria mundi.

Mir ist, als stände ich, hundert Jahre zurück, mit Voß und Stolberg da droben und sähe sie gleichgiltig an dem Dorfe Düppel vorbeiblicken und mit den Fingern hinüber deuten, den Einen gen Osten, den Andern westwärts. Auf ein hohes Schloß, dessen Zinnen aus Waldesgrün hervorschimmern, deutet jeder und lächelnd, doch mit gleich bedeutungsvollem Blicke sagt der Eine: „Augustenburg", und der Andere „Gravenstein".

Es lag viel in den beiden Worten, über denen „die Siegerin aller Sieger" ihren öden Altar aufgerichtet hat. Viel noch bis zum zweiten Drittheil unseres Jahrhunderts. Augustenburg und Gravenstein, das ist wie Rosenkranz und Güldenstern. Was vom Einen gilt, gilt auch vom Andern. Sie gehörten beide zu den Erbgütern des herzoglichen Hauses Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Beide bilden in traulich-schönem Erdenwinkel einen aus einer einzigen langgestreckten Straße bestehenden Flecken, an dessen Ende sich bei beiden inmitten eines von stillem Landsee umgrenzten Parkes ein malerisch gelegenes Schloß erhebt. Und bei beiden sind Flecken, Park und Schloß heut' gleichmäßig verödet.

Einst war es anders, noch ein halbes Jahrhundert, nachdem der alte Rector von Eutin dort auf der namenlose Höhe von Düppel stand. Damals wechselte der Sitz der herzoglichen Hofhaltung zwischen Gravenstein und Augustenburg, doch mit größerer Vorliebe für das Letztere. Und wahrlich nicht mit Unrecht! Hier war ein Platz für die fürstliche Idylle, ihre Feste zu begehen, wie der bescheidene Garten am Südostrande Holsteins für die des „Wandsbecker Boten". In vielfach seltsamer Windung zieht sich vom Alsener Sunde ein schmaler Meeresarm tief in die Insel Alsen hinein. Durch Wiesen, Wald und Kornfelder windet er sich und erscheint fast gleich nach seiner Abzweigung schon wie ein stiller Landsee. Wo er endet, begrenzt er den Park und die letzten Häuser von Augustenburg.

Es ist unmöglich, einen idyllischern Frieden in der Natur zu denken, als auf dem sonnigen Rasenabhang, der sich vom Parkrande an das ruhig-glänzende Wasser hinabzieht. Verstreute Bäume stehen auf der sanftgeneigten Fläche und spiegeln ihre Kronen in der unbewegten flüssigen Metallscheibe, die nur durch ihr tiefes Blau ihre Abkunft von der Ostsee verräth. In den hohen Parkwipfeln, die sich nach oben dichter zusammendrängen, säuselt der Wind; ostwärts dehnt der Ort sich hinauf, doch nur der blaue Schornsteinrauch verkündet ihn über den dichten Obstbäumen der Gärten. Welliges Ackerland und abgerundete Waldgruppen begrenzen jenseits des Meeresarmes den Horizont: ab und zu taucht eine Dorfkirche, eine flügeldrehende Mühle zwischen ihnen auf.

Einst war das Alles ein Sammelplatz der Elite Schleswig-Holsteins. Geist, Schönheit, Verdienst und Rang wetteiferten in fröhlichem Spiel und sinnigem Gespräch. Scherz und Ernst besaß gleiches Recht, gastlich nahm das herzogliche Schloß Alle, die ihm nahten — auch manchen Rosenkranz und Güldenstern unvermeidlicher Weise — auf. Und wenn der Tag sank, durch-

lispelte im Labyrinth der dunklen, schweigsamen Laubgänge manches Geflüster die Sommernacht. Manche Wange glühte gleich den flammenden Tulpen im Schatten der Bosquets; Syringen und Jasmin dufteten schwül; der Goldregen rief Danaë's alte Mythe wach.

„Der Freude Altar kränzte unverhohlen
Jedwede Hand, und in den Busen fiel
Der Dichtung gold'nes Wort und rief verstohlen
Die Saat empor, die jedes Sängers Ziel.
Der Töne Anmuth flocht auf leichten Sohlen
Den Reigen zu der Minne süßem Spiel,
Auf Rosentafeln schrieben die Camönen
Das Recht des Herzens und das Recht des Schönen.

Und ihr Gesetz umschlang in weitem Kreise
Die heitre Welt. Nicht nur das Prunkgemach,
Die schlichte Hütte auch, wo still der Weise,
Der Dichter träumte, wo um's Dorf der Bach
Durch Wiesen floß, und in der Dämm'rung leise
Nach kargem Mahl sich unter moosigem Dach
Die Lippen fanden — Freude wob das Band,
Und Glück und Schönheit war auch dort verwandt.

Und durch die Welt des Geistes ging ein Wehen,
Ein Auferblühn in überreicher Pracht;
Ein freudig Geben und ein froh Verstehen,
Ein neidlos Beugen vor des Schönen Macht.
Ein Glauben nicht, ein Lieben ohne Sehen,
Ein Bund der Geister über Tod und Nacht — —"

Ja, der paradiesische Garten Augustenburgs war auch ein Edelstein im reichen Diademe jener Zeit. Wo ist er geblieben?

Er ist geblieben, wie die Natur es überall ist. Nur die veränderte Menschheit hat sich selbst aus dem Paradies vertrieben. Selten hat ein Erdenwinkel mich schwermüthiger an die Einleitungsworte zu Immermann's „Tulifäntchen" erinnert:

„O Vergänglichkeit, Du Siegerin
Aller Sieger, alte Göttin!
Angethan mit grauem Leibrock,
Eppich um die Brust geknotet.
Eine Krone, halb von Moose,
Auf dem weißen Haupt, so sitzt Du
Unter Trümmern, regenmürbe,
Auf zerbrochner Säule Stürze,
Bei verblichnen Liebespfändern,
Bei dem Putz verwelkter Schönen,
Unter ausgetrunknen Flaschen,
Ach, und unter armen Beuteln,
Die von Golde strotzten —"

Da liegt das Schloß von Augustenburg, „Eppich um die Brust geknotet". Gras, Unkraut, verwehte Feldblumen überwuchern den stillen Schloßplatz, den die mächtigen Flügel umrahmen. Ostwärts dehnt sich die lange sonnenheiße Straße des wie verzaubert daliegenden Ortes. Er sieht aus, als hätte vor einem Jahrhundert einmal eine Kinderhand ihn sauber in Reih' und Glied aufgestellt und recht artig mit ihm gespielt. Aber dann ist das Kind müde geworden, und eingeschlafen und hat vergessen, ihn wieder einzupacken. Auch zwischen den holprichten Pflastersteinen wächst das Gras; ab und zu blinzelt ein Hund die Straße hinauf und hinunter. Man sieht es

ihm an, daß er sich ein Vergnügen daraus machen würde, zur Abwechslung einmal zu bellen. Doch er findet keinen Vorwand, seinem Verlangen nachzugeben. Es bewegt sich nichts auf der Straße. Es ist, als ob die Figuren, die das spielende Kind vor hundert Jahren mit hineingesetzt, längst ausgestorben seien und als Holzpuppen keine Nachkommen zu hinterlassen vermocht.

Nach der andern Seite des Schlosses, „an zerbrochner Säulen Stürze" vorüber dehnt sich der Park. „Regenmürbe Trümmer" überall! Graue Sandsteinfiguren, die lange geradlinige Alleen abschließen: zierliche nackte Dryaden ranken sich mit geschmeidigen Gliedern um alte Stämme. Dann hören die geraden Wege auf und vielfach gewundene, wie künstlich in sich selbst verwickelte beginnen. Adriadnepfade, bald durch uralt verwilderte Bosquets, bald über winzige, sonnenheiße, geheimnißvolle Lichtungen. Hin und wieder blickt ein Silberstreif des stillen Wasserspiegels durch's Gezweig; gewaltige, fast fremdartige Baumkronen breiten sich wie Höhen über dem niedern Gebüsch und durch dieses hin biegen sich überall vom Pfade ab, nicht Wege, doch Schlangenlinien in's Innere hinein. Ueppig, überwuchernd, lange von keiner Scheere berührt, sind die Sträucher emporgeschossen und haben sich wie mit haschenden Armen verrankt. Allein wo dereinst planmäßig ordnende Hand die Möglichkeit des Eindringens in's Dickicht zugleich zu verstatten und zu verbergen bestrebt gewesen, hat das verwilderte Gezweig noch die alte Richtung bewahrt und redet mit stummer Zunge. Von Denen spricht es, die in der dichten Laubdämmerung des Tages, in der vollen des Abends flüsternd, kaum hörbar hindurchgeschlüpft. Der überspringende Ast redet von manchem weißen Nacken, der sich zögernd oder hastig unter ihm hin in's Dunkel gebückt. Wie oft hat ein bauschendes Gewand dort verrätherisch ebenso rothe Beeren zur Erde gestreift, wie der Sturm sie jetzt in's tiefe Moos herabgerüttelt. Viel heimliches Lachen, viel Herzklopfen, viel seltsame Laute haben die stummen Zeugen vernommen, und sie säuseln es, geisterhaft wie Blattgelispel, zwischen den hohen, unbeweglichen Stämmen fort.

Die Gespenster der Erinnerung weben zwischen ihnen. Wenn sie nun plötzlich im hellen Sommertageslicht Alle wieder da wären — mit zagendem Antlitz, mit glühenden Schläfen lebendig da ständen, säßen, sich an einander schmiegten — — ?

Oder wenn sie, die Knochenlippen auf einander geheftet, als Gerippe gespenstisch dalägen auf dem Moos, mit leeren Augenhöhlen um die Bäume lugten — sie Alle, die damals jung und stark und lebensfreudig gewesen, wie wir, und nicht an den Tod und an ein Ende gedacht, wie wir — und die man doch aus allen Blumen und allem Herzklopfen fort unter die Erde gelegt, wie man uns legen wird — — ?

Es ist gespenstisch, im grellen Mittagslicht allein zu sein unter den unsichtbaren Todten, mit dem Fuß durch ihren verwehten Staub, durch welke, sagenhaft raschelnde Blätter zu streifen. —

Niemand begegnet Dir auf den gewundenen Wegen. Nur zuweilen knattert ein dürrer Zweig unter dem Fuß, huscht ein Vogel durch's Laub.

Da taucht etwas Graues auf, ein würfelförmiges Gebäude mit plattem Dach, von abgeblaßtem Rococozierrath beladen. Verwilderter Rasen mit einem Springbrunnenbecken davor, dessen Granit von dunklem Moos überzogen. Schweigsam liegt Alles in der waldumrahmten Lichtung, an deren Rand ein Hochwildrudel furchtlos-neugierig die Köpfe emporhebt. Die Sonne spiegelt blendend in den leeren Fenstern, die wie ausdruckslose Augen über

den Rasen hinblicken. Es ist Alles so still, so einsam, wie am Ende der Welt, wie auf einem vergessenen Kirchhof, wo die Sonne um schräge Gedenksteine auf eingesunkenen Gräbern flimmert.

„— — ein gespenstisch Treiben
Um dieses Schlosses Mittagsglanz und Duft.
Ein Zittern in den halbgebroch'nen Scheiben,
Ein Hauch, wie auf verfall'ner Friedhofsgruft
Der Wind mit welken Kränzen spielt. Von hüben
Ein gradgeschnittner Gang, und kühle Luft
Weht von der Grotte. — Klirrte nicht ein Stein
Von Schritten drüben? Nein, Du bist allein.
Allein in einer Welt, die heimgegangen —"

Doch wohin bin ich selber gerathen? Ich fahre wieder auf aus dem Traum. Dort hinunter deutete der Finger des alten Rectors und er sagte lächelnd: „Augustenburg!" Aber er steht nicht mehr neben mir, er ist lange begraben, vergessen, überhastet vom Geschwindschritt der Zeit. Nur das graue Schloß grüßt mich noch, wie es ihn gegrüßt, aus den hohen Wipfeln herüber.

Doch, wie ich das Glas darauf richte, was geht dort vor? Es drängt sich wieder von Gestalten auf dem lang verödeten Hofplatz, von Gästen wimmelt der Park. Sie bewegen sich, in der Sonne blitzend, hastig durcheinander — da jagt es klein wie rothe Punkte durch's wogende Korn über die Insel, der Ostküste zu.

Hurrah! Das sind die rothen Husaren, die den rothen Hosen, falls sie an's Land zu steigen gedenken, den ersten deutschen Gruß bringen wollen! Stattliche Leute hat man zum würdigen Empfang ausgewählt; dem alten Uebersetzer des „männermordenden" Liedes würde das Herz im Leibe gelacht haben, wenn er sie gesehen.

Ob auch, wenn er gesehen, wie das Schloß von Augustenburg in eine Kaserne verwandelt worden? Gewiß, trotz Allem auch dann! Denn er war ein wackerer deutscher Mann und „mochte keinen Franzen leiden, wenn er auch ihren Wein gern trank".

Wohin das Auge schweift — welch' ein Ameisenhaufen ist aus den sonnigstillen Höhen von Düppel geworden! Wie wogt es über die Brücke von Sonderburg! Ein Blick lehrt's. Schönheit, Geist und Rang sprechen heut' nicht mehr das bestimmende Wort hier, sondern die Kanone, die hundertfach mit schwarzem Mund auf die See hinausdräut. Der Friede ist hier gewichen — wo ist er noch?

Wo? Ganz in der Nähe, da drüben, dort — überall, wo der weiße Muschelstrand sich glänzend in's Meer hinauszieht. Vom steilen Lehmufer winkt der „grünliche Rauch der Aehren" herab; die hohen grauen Buchenstämme stehen unbeweglich zwischen ihnen und schauen aus geheimnißvoller Tiefe auf die See. Mit langgestreckten, glatten Wellen murmelt sie auf das feine, durchsichtige Quarzgestein, im Ufergras zirpt die Grille, die Strandläufer huschen schattenhaft mit pfeifendem Flötenton vorüber. Sonst kein Laut zwischen Himmel und Erde. Einer Schwalbe an Größe gleich scheinend steht der Weih regungslos in der blauen Luft, eine weitklafternde Möve schwebt langsamen Flugs daher. Ihre weiße Brust blitzt auf, wie sie plötzlich pfeilschnell auf das Wasser herunterschießt und die Oberfläche kaum berührend sich mit einer zappelnden, glanzschuppigen Beute im gekrümmten Schnabel wieder in die Luft emporhebt. Nun jagt sie davon, in's offene Meer hinaus, kleiner und kleiner — jetzt ein schwarzer Punkt — jetzt ist sie verschwunden.

Nein, da taucht sie wieder auf gegen den Horizont, an der Grenze, wo duftverschleiert Himmel und Wasser sich berühren. Einen zweiten und einen dritten und mehr, immer mehr neben ihr! Hat sie sich zu einem großen Stelldichein begeben, einen gewaltigen, gemeinsamen Raubzug zu begehen?

Nein, was ist das? Das sind keine Möven, wie der Weih' keine Schwalbe ist. Die schwarzen Punkte dehnen sich in die Höhe wie in die Breite, eine Dunstsäule steigt vor ihnen empor.

Noch wenige Minuten und das geübte Auge erkennt es. Das sind die gepanzerten Sturmmöven von Cherbourg, das Geschwader Frankreichs, das sich zu anderm Raubzug als auf Fische gerüstet.

Doch nehmt Euch in Acht, die Ihr da drüben an Bord seid! Für Manchen von Euch haben die Fische der Ostsee ihre Zähne gerüstet!

Nun ist auch der Friede des weltentlegenen Ufers dahin. Das Rollen der Kanonen wird die melancholischen Flötentöne der Regenpfeifer, das Zirpen der Grille übertäuben; wie vom Hagelschlag hingestreckte Aehren werden die hohen Buchenstämme unter eisernem Regen wehklagend in's Moos sinken. Was gilt's! Sie wachsen wieder und unsere Kinder werden sorglos im Schatten der jungen Sprossen ruhen. Wir haben ihnen heut' mit muthiger Hand die Saat auszustreuen, daß ihnen das Glück, der Wohlstand, der süße Friede der Natur dereinst als Ernte aufgeht. Das ist die Signatur unserer Zeit, und bei Gott, auch sie ist schön! An's Werk! Und jede Kugel, die von Düppels Höhe Einen aus der Mitte des modernen normännischen Raubgesindels den Fischen der Ostsee über Bord fegt, auch sie ist ein Saatkorn für die große Ernte der Zukunft.

Wilhelm Jensen.

Eine Römerfahrt ins Land der Treverer.

Erzählung aus dem Saar-Moselgebiet von **E. Diethoff.**

„. . . . Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis!" sagte der Professor, in den Sessel sich zurücklehnend, nachdem er an dem Lichte sich eine Cigarre angezündet.

„Wie heißt das?" fragte die Hausfrau halb ärgerlich; „im Umgang mit Ihnen bedürfte man in der That eines Dolmetschers."

Der Gatte der schönen Frau lachte. „Rege Dich nicht auf, Kind, er hat nach seiner Weise lateinisch wiederholt, was er deutsch umsonst zu beweisen suchte."

„Ach, daß Trier älter sei als Rom, um tausend und noch halb mal so viel hundert Jahre, und gegründet worden sei von dem Stiefsohn der Semiramis, dem Assyrischen Prinzen Trebeta. — Haben Sie nicht eine gelehrige Schülerin an mir, Professor?"

„Aber keine so gläubige."

„Was wollen Sie, der Prinz Trebeta ist mir doch gar zu vorzeitlich, und wo gebe es für dieses riesige Alterthum Beweise und Anhaltpunkte?"

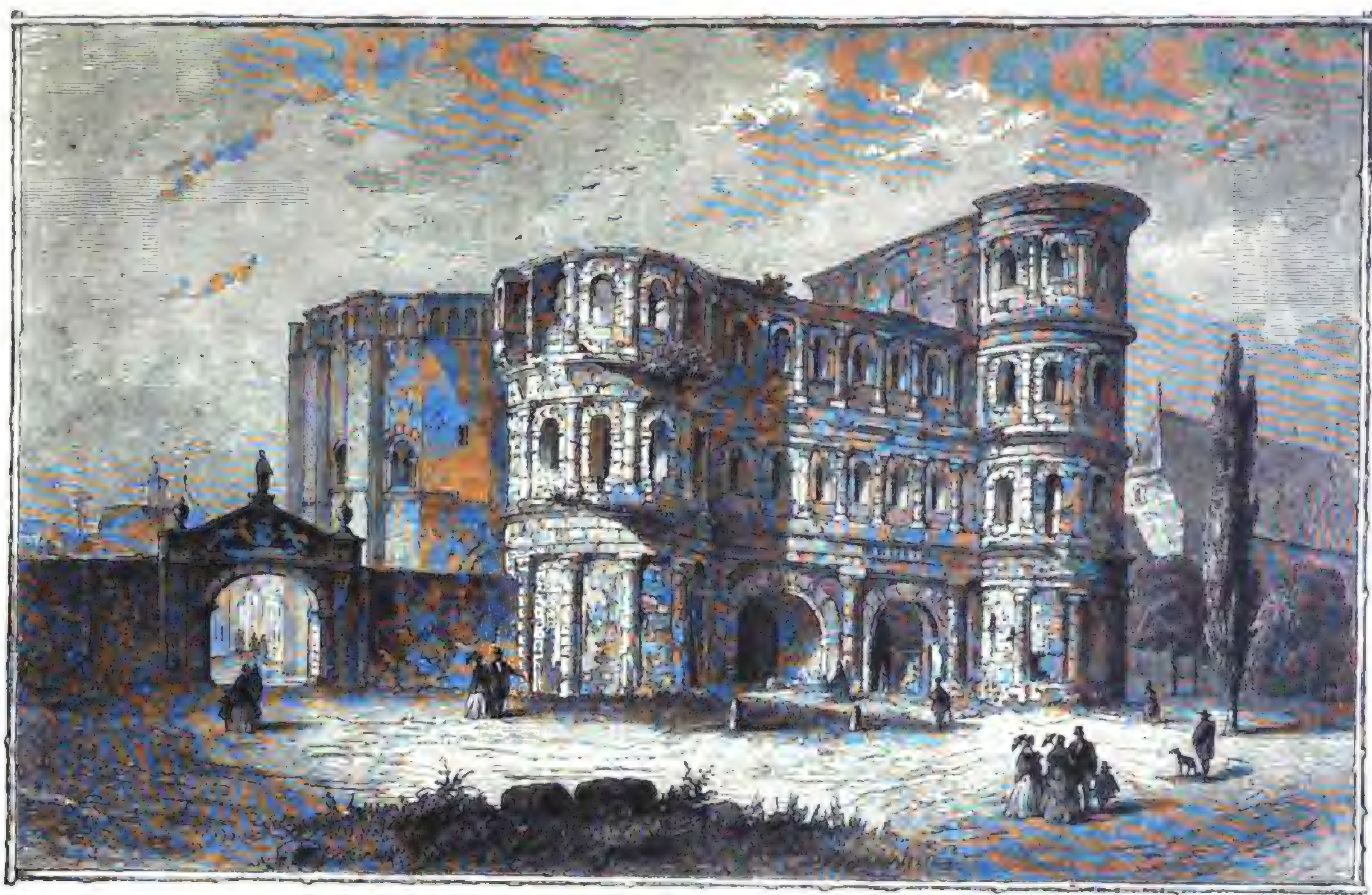
„Das Citat, welches Sie soeben rügten; eine Lapidarschrift, wie man sich nur eine wünschen kann, in Stein gehauen über dem gastlichen Einfahrtsthor des rothen Hauses in Trier."

„Siehst Du, das ist wieder ein Beweis für meine Behauptung, daß Du die Belehrung der Gasthäuser sehr wenig verschmähst", rief der Hausherr munter dem gelehrten Freunde zu.

„Sie haben indessen Ihren ursprünglichen Zweck vollständig erreicht", rief die Frau, frischen Kaffee in die Tasse gießend; „Sie haben mir die Lust nach Trier geweckt. Wie wär' es," wandte sie sich zu dem Gatten, „wenn wir Pfingsten dort zubrächten? Unser liebenswürdiger, gelehrter Freund macht uns vielleicht den Cicerone."

„Wie gern, Verehrteste; aber ich habe mich verfagt und gebunden, mit zweien der Collegen die Pfingstferien zu benutzen, um die Schweizer Pfahlbauten kennen zu lernen. — Sie begreifen — —"

„Daß man das Aelteste dem Alten vorzieht, in der That, ich begreife", sagte die Frau schmollend; „aber wie ist es mit Ihnen, wollen Sie nicht sich uns anschließen?" Diese Worte waren an einen noch ziemlich jungen Mann gerichtet, der an einem Nebentisch in einem Photographiealbum blätterte und nur ab und zu Bemerkungen über die Physiognomien der darin Abgebildeten in das Gespräch geworfen hatte.



Porta nigra in Trier.

aus
eines

en.
ich prosaisch!"
r; „ich hätte vielleicht
ungen gesagt. Bleiben
, daß, und warum zwei
lich verbinden können.
en Unterschied des Ran=



„Trier?“ sagte dieser, „warum nicht; ich kenne diese Gegend noch nicht und die Ausübung meiner Kunst verlangt, besonders heutzutage, daß man Gegenden und Menschen aus eigener Anschauung kennen lerne.“

„Sie sind Maler?“ fragte der zerstreute Professor, welchem es schon wieder entfallen war, was ihm der Hausherr bei der Vorstellung von dem entfernt wohnenden Vetter, der zu Besuch anwesend war, gesagt hatte.

„Doch nicht, ich bin Schriftsteller.“

„Ach, ja — Sie entschuldigen; ganz recht, Sie sagten Gegenden — nicht wahr? Aber ich denke mir, diese sind im Roman, was die Decoration im Schauspiel, und um dieser — —“

„Um dieser willen läßt sich das Publicum oft genug die Darstellung gefallen“, unterbrach den Philologen Walther der Schriftsteller; „man verlangt auch von uns neue Scenerien, neue Charaktere, neue Verwicklungen . . .“

„Partout comme chez nous“, meinte der Hausherr; „wie dürfen wir Diener der Industrie uns beklagen, daß man stets Neues, noch nie Dagewesenes von unseren Kattunen, unseren Bronzen, unseren Maschinen und Chemikalien fordert, wenn an Euch, die Lieblinge der Götter, dieselben Forderungen gestellt werden und Ihr diesen zu genügen strebt? Nimm es mir nicht übel, Walther; aber das ist auch bei Euch eine Folge der Concurrenz. Hat Heyse seine Helden und Heldinnen italienisch gekleidet und Turgénew mit seinen Jergunoffs und Annuschken fast Heimatrecht bei uns erlangt — hat Dieser seinen Roman an den Nil, Jener auf die Pampas verlegt, was bleibt den Anderen übrig, um das verwöhnte Publicum zu reizen und zufrieden zu stellen?“

„Wäre es nur Das!“ rief der Schriftsteller. „Die Karte und die Erdoberfläche bieten Abwechselung genug; man kann zur Noth seine Helden und Heldinnen auch zu Wasser à la Marryat ihre Liebesgeschichte abspielen lassen. Aber diese Liebesgeschichte selbst — das ist die Schwierigkeit . . . Mir sagte einmal ein berühmter Componist, wie schwer es gegenwärtig sei, eine neue Melodie zu erfinden, ut, re, mi, fa, so, la, si — wie oft sei das schon versetzt worden — einmal so, einmal anders gewendet, aber bedenke man, wie viel Töne dem Musiker zu Gebote stehen und wie wenige uns, „er liebt sie, er liebt sie nicht“ — wie oft, wie unzählige Mal oft ist dieses Thema schon variirt worden! Und doch verlangt man es von uns stets in neuer Beleuchtung, stets aus einem andern Ton zu hören. — Was ist die erste Bedingung eines Romans?“

„Ein Ehehinderniß“, warf der Fabrikant dazwischen.

„Mann! Mann!“ rief seine Frau, „wie entsetzlich prosaisch!“

„Er hat nicht so Unrecht“, antwortete Walther; „ich hätte vielleicht das Gleiche, nur mit mehr Worten und Umschreibungen gesagt. Bleiben wir einmal dabei, das Hauptmotiv bestehe darin, daß, und warum zwei liebende Herzen sich nicht dauernd und unauflöslich verbinden können. Wie viel Varianten haben wir da? Entweder den Unterschied des Ran-

ges, des Vermögens, der Religion, komische oder tragische Mißverständnisse — das ist Alles. Eine Haus- und Hauptfeindschaft nach dem Muster der Montecchi und Capuletti kennen wir nicht mehr in unseren zahmen, polizirten Verhältnissen."

„Ja, ich denke mir, daß es ein hart Stück Arbeit ist, zwei Liebende auseinander zu halten, die mit aller Gewalt zusammen wollen", sprach der Hausherr fröhlich, „und ich denke von einem Roman und einer Novelle jetzt auch schon etwas anders als früher. Die Götter schenken Euch eben auch nichts im Schlafe. Gehe auf Reisen, Freund, daß Du findest, was Du suchst, vielleicht läuft Dir unterwegs von selbst ein Novellen- oder Romanstoff in die Hände."

„Lassen Sie sich von dem Uebermüthigen nicht irre machen, lieber Walther", schaltete Minna ein; „er ist nicht so schlimm, als er sich giebt. Kommen Sie mit uns, wir wollen eine Römerfahrt in das alte Land der Trierer machen, und dann unsern Professor ärgern, daß er nicht dabei gewesen. Treuloser — warum wollen Sie uns in archäologischer Finsterniß tappen und das Licht Ihres Wissens an den versunkenen Pfahlbauten leuchten lassen?"

„Beste, es geht wahrhaftig nicht! Aber ich werde an meinen Freund Professor Vogelmann schreiben, daß er mich vertrete."

„Also abgemacht, wir gehen, lieber Curt?" wandte sich die Frau zu dem Fabrikanten.

„Was die Frau will, will Gott — ich bin ein gutgezogener Ehemann, Minna. Und dann will ich als liebenswürdiger Wirth unserm Vetter Gelegenheit geben zu einem neuen Roman oder einer Novelle. Wer weiß, man gräbt sie ihm vielleicht aus der Erde wie die alten Mosaiken."

„Ad vocem, Mosaiken", sagte der Professor. „Sie dürfen den Mosaikboden in Nennig nicht vergessen, und die Igeler Säule und — — aber ich werde darüber an Vogelmann schreiben, er wird Sie gut geleiten."

Somit war das Project beschlossen und zwei Tage vor Pfingsten reiste die kleine Gesellschaft ab. Vorbei an den Eisenwerken und Kohlengruben, den Coaksöfen und qualmenden Schloten des Saargebietes, vorbei an Saarlouis, dessen Preußenthum Michel Ney nicht rettete, als Franzose erschossen zu werden, vorbei an grünen Wäldern und Feldern — hinein in den Berg. „Mettlach! — Da steigen wir aus! Trägt der Berg ein Feenland in seinem Schooße? Wie wunderbar! Wie reizend! Dieses Thal im Ring von dunkel bewaldeten Bergen wie ein Demant von dunklem Emailreif umschlossen. Hier uralte Bäume am lilienumkränzten See, den weiße Schwäne durchpflügen, Silberfurchen nach sich ziehend, dort römische Vasen über üppigen Rosenbeeten sich erhebend; sammetner Rasen, glatte Kieswege, eine römische Ruine, ein Schloß, massig und prächtig im Rococostyl, und das Alles frei, uneingefriedigt, ohne Mauer und Hecke — was ist das?"

„Welch' ein Aufwand von Poesie!" rief der Fabrikant lachend;

„das ist Mettlach, Fabrik und Besitzung von Vilebroy und Boch. Die Leute sind höchst liberal, sie öffnen diesen wundervollen Park nicht dem Publicum zu gewissen Zeiten allein und nach erst eingeholter Erlaubniß, nein, sie gestatten Jedem den freien Genuß dieser allerdings wunderschönen Anlagen, selbst das Wohnen darin, denn sie haben das ganze Thal zu einem Park umgeschaffen."

„Wundervoll!" rief der Literat enthusiastisch, „man sollte alle Industriellen hierher schicken, damit sie Schönheitssinn lernen und begreifen, daß, wenn Eure industriellen Anlagen jede Gegend verunzieren, es mit ein bischen gutem Willen und Mehraufwand möglich ist, diese Fabrikgebäude und Schlote selbst zur Zierde der Landschaft zu machen. Sieh' hier! Dieser Schornstein — wie ein Minaret hebt er sich aus der dunklen Baumgruppe empor, mit buntem, musivischem Schmuck von oben bis unten bekleidet — —"

„Aber, Liebster", rief der Fabrikant ärgerlich, „nicht Jedermann hat eine Porzellanfabrik, und Du wirst doch den Eisenhütten und den Düngerfabriken nicht zumuthen wollen, daß man sie mit Porzellankacheln bekleide. Alles an seinem Platze und zu seiner Zeit. Unsere Zeit für Mettlach ist vorüber; wir beginnen unsere Römerfahrt."

Bis zu dem runden Thale von Mettlach hatten weiche, langgezogene Höhenzüge den Fluß begleitet, ein breites Thal zwischen sich lassend, von da ab traten ihre blauen Schiefer- und Granitfelsen hart an die Ufer heran. Die Reisenden glitten auf leichtem Kahn die Saar stromabwärts, hoch über sich sahen sie den Eisenbahnzug auf dem engen Felspfad hinbrausen. Minna besonders freute sich der milden, schaukelnden Bewegung des Kahns nach dem ermüdenden Stoßen und Schüttern des Bahnzuges; mit Vergnügen ließ sie das Auge an den wechselnden Farben und Formen des Gebirges hängen, diesen prächtig und stolz wie Säulenbauten sich aufbauenden Felsmassen, die an die rheinischen Gebirge erinnerten. Sie freute sich der harmonischen Farbenstimmung, dieses energischen Schieferblaus mit dem lichten Grün des Frühlingswaldes und dem Silberglanze des Wassers. Der Schiffer wußte von aufgefundenen Römersteinen zu erzählen, von der Burg Monclair, die dort im Gestrüpp sich barg, von der Clef und der Clause.

„Das ist unser Ziel!" rief der Fabrikant. „Da oben, seht, das ist Castell, unsere erste Römerstation, und das ist die Clause."

Sie blickten empor; hoch, hoch oben von fast senkrecht ansteigendem Fels blickte ein römisches Gemäuer herab, ein neuer Bau im strengsten romanischen Styl dazwischen, dahinter weiter entfernt glänzte ein Kirchthurm, grell von der Mittagssonne beschienen. „Das ist Castell, das alte Römercastell, und das da vorn ist die Clause, in der der Böhmenkönig Johann begraben liegt."

„Wer, wer liegt da oben begraben?"

„Romantik über Romantik, Bester. Der blinde Johann von Luxemburg ist's, der irrfahrende, königliche Don Quixote. Hei, Crecy! Schwarzer Prinz! Leopard und Löwe! Rothe Rose und weiße Rose,

Mont joye Saint Denis! — Hier, hier blüht die blaue Blume der Romantik!"

„Aber Vetter — wie sollte der in der That letzte Ritter, der Blinde, der mit eingelegter Lanze in die Reihen der Engländer stürmte, dessen Schildspruch, „ich dien", sich heute noch als Spruchband um des Prinzen von Wales Wappen schlingt, wie sollte der Stifter der Luxemburger in Böhmen da oben hinkommen?"

„Wunderlich in der That — aber sieh' nur, was Einem nach dem Tode nicht Alles passiren kann, wenn man zu Lebzeiten ein romantischer König gewesen. Johann von Böheim, Kaiser Karl des Vierten Vater, fiel, wie männiglich bekannt, in der Schlacht von Crecy anno (bewundere meine Geschichtskenntniß) anno 1346. Er ward begraben in einer Kirche zu Luxemburg. Vierhundert und mehr Jahre vergingen, da ward in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die alte Kirche baufällig und abgetragen. Die zinnernen Särge, die sich in den Gewölben fanden, wurden auf das Gewicht an den Meistbietenden versteigert. Daß sich in einem der Särge laut der Inschrift noch ein todter König befand verschlug anno 1792 nicht viel; man war sehr wenig königlich gesinnt damals am linken Rheinufer. Dem zinnernen Königssarg stand das Loos bevor, zu Löffeln umgegossen zu werden, und den königlichen Gebeinen — — — Zufällig befand sich eben der Gründer der Mettlach'schen Fabrik in Luxemburg, er erbarmte sich des armen Königs und erstand ihn sammt seinem Sarg für ein paar Dutzend Franken, zahlbar in Assignaten. Dann stand Jahre lang der todte König auf einem Speicher in Mettlach unter Ausschußtassen und schiefgebrannten Tellern bis zum Jahre 1833. Zu jener Zeit kam der König Friedrich Wilhelm IV. in die Rheinprovinz, er war noch Kronprinz und, wie man weiß, romantischem Zauber zugänglich. Er besah sich auch die Fabrik Mettlach und Herr Boch machte die Honneurs. „Königliche Hoheit", sagte er, „unser Haus beherbergt noch einen königlichen Gast."

„Wie so, wen meinen Sie?"

„Den König Johann, den Blinden von Böhmen. Wollen Königl. Hoheit sich auf das obere Waarenlager bemühen, oder soll ich denselben herunter bringen lassen?"

Der Kronprinz war etwas ungehalten, daß man einem todten König keinen bessern Platz anweise. Aber Herr Bloch meinte, Mausoleen zu bauen sei Königs Sache; so schenkte er denn den todten König mit sammt seinem Sarg Sr. Königl. Hoheit. Die Gemeinde Castell hatte aber die alte römische Clause ebenfalls dem Kronprinzen geschenkt, und dieser, pietätvoll wie er war, gönnte dem todten Könige da oben die Ruhe und baute ihm Grabkapelle und Sarkophag."

„Gott sei Dank!" rief der Schriftsteller, „daß er endlich zur Ruhe gekommen; diesen todten König sich auf dem Waarenspeicher zu denken, wäre doch gar zu trivial!"

Minna war vorangegangen; entzückt pries sie den prächtigen Schatten der Anlagen, die malerisch von üppigem Pflanzenwuchs über=

hängten Felsen, die reizende Fernsicht von der schwebenden Altane vor der Kapelle.

Walther war in das Innere der Kapelle getreten; blaue und purpurne Lichter fielen durch die gemalten Fenster auf den schwarzen Marmorsarkophag mit den erzenen gekrönten Löwen. Die frische Bergluft wehte durch die offene Halle, blühende Ranken schwankten leise im Luftzug, ihre graziösen Schatten glitten huschend über das Grabmal, in welchem die Asche Dessen schlief, welcher während seines Lebens Kronen vergeben, und nach seinem Tode für eine Handvoll Franken verkauft worden war. Eine eigenthümliche Stimmung hatte den Dichter und die Frau ergriffen; schweigend blickten sie auf das Grab des Böhmenkönigs.

„Scharzberger die Flasche 20 Sgr. — Graacher 14 Sgr. — Wiltinger . . ."

„Curt! Curt!" rief Minna, die Hände vor die Ohren haltend — „Du bist unausstehlich!"

„Aber, Liebste, was willst Du, ich lese nur, was auf der Tafel steht, die man hier an die Säule geheftet hat. Ich dachte, daß es ein Epitaph sei, doch ich sehe nun, daß es eine Weinkarte ist."

„Wie kann man so geschmacklos — nein, so barbarisch sein?" rief die Frau zürnend, „das verdirbt Einem ja vollständig die Stimmung!"

„Die Stimmung! Theure — die meine wird dadurch wieder sehr belebt, und der todte König — ich denke, man kann es sich nicht besser wünschen, als Gläserklingen und heitere Stimmen um den Sarg zu hören. Das ist doch ein ander Ruhen da oben auf luftiger Höh', als zwischen den Porzellanscherben oder in der zerfallenen Kirche; der ruht jetzt nicht nur in Frieden, sondern auch in Freuden."

Die Wirthin auf der Clause zeigte nun, was an römischen Inschriften und behauenen Steinen sich oben gefunden, wenig genug. „Wir werden in Trier mehr davon sehen!" rief der Fabrikant.

II.

Glockengeläute, Barken mit Musik auf der schimmernden Mosella, die riesige Mariensäule über dem röthlichen Berge im glühenden Abendsonnenlicht strahlend, weiße Häuschen amphitheatralisch den Berg hinan klimmend, Rebengehänge, Dom und Kirche, eine blitzende Stadt, umgeben von üppigen Blüthen- und Blumenkränzen, Farben, Töne, reizende Formen: das ist das alte Trier, Kaiser Hadrian's, Constantin's Augusta Trevirorum, das cisalpinische Rom!

Professor Vogelmann hatte sich den Reisenden schon am Bahnhof vorgestellt. Ein kleiner, etwas schmächtiger Mann, liebenswürdig und freundlich; aber der Schulstaub lag auf ihm.

Wohin wendet man sich in Trier zuerst? — Zu dir, du kolossale, du eiserne Porta-Nigra! Gewaltige, trutzige Riesin, was konnten die Jahrhunderte dir anhaben? Was all' der Wechsel der Jahreszeiten, der bald zwei Jahrtausende spurlos über dir hingleitet? Kein Moos, keine

Flechte findet Raum zwischen den Fugen deiner Cyklopenblöcke. Die Flammen der brennenden Kaiserstadt sind an dir emporgewirbelt, den Schutt ihrer Paläste, die Leichen ihrer Bürger häuften die hunnischen Krieger um dich, die normannischen Pfeile prallten von deiner eisernen Stirn ab, wie die Kugeln Franz von Sickingen's. Du widerstandest dem Brecheisen und dem andern Cult, trotziges Stadtthor, in dem den Karolingern Messe gelesen ward, das auf- und abströmend Geschlechter unter sich hinwogen sieht, unaufhörlich wechselnd und selbst stets wandellos! — Wer, der dich zum ersten Mal sah, Römerin, ist dir nicht mit Scheu, mit ehrfurchtsvollem Staunen genaht?

Professor Vogelmann war ein wandelndes Lexicon. Er wußte das Genaueste zu sagen über die Zeit des Hadrian'schen und Constantin'schen Glanzes, er sprach über die Maßen gelehrt und nachweislich von dem Bau der Porta-Nigra insbesondere und den Römerthorbauten im Allgemeinen, ohne zu beachten, daß man ihm nicht mehr als ein höfliches, halbes Zuhören schenke. Denn dieser vom Alter geschwärzte, fast unberührte Bau sprach mit seiner stolzen Gliederung, seinen Bogen und Säulen beredter für sich, als alle Professoren zusammen es hätten thun können. Und dann dieses Sonnengold darüber, dieser Maienzauber in Blüthen und Blumengärten ringsum, dieser rosig angestrahlte Abendhimmel, von dem das dunkle, gewaltige Thor mit seinen dreifach übereinander aufsteigenden Fensterreihen scharf sich abzeichnete — wessen Worte wären beredt genug gewesen, um den Augen, dem entzückten Geiste zu sagen, was sie sähen?

Früh am andern Morgen, während die Pfingstglocken über die fromme Stadt schallten und die Gassen dufteten von den rings an die Häuser gestellten frischen Birken und Erlen, durch deren grüne Zeilen die Procession ziehen sollte, hatte der Professor sich wieder zu den Reisegefährten gefunden und vorbei an der Basilika, die auf Römerfundamenten sich erhebt, ging es nach den Bädern.

Die protestantische Gemeinde strömte in die Basilika, zumeist preußische Soldaten, schlichte Söhne der Mark und Pommerns, denen es wenig die Andacht störte, ob hier wirklich der Constantinische Palast gestanden, oder ob in der Gerichtshalle der Präfect zu Gericht gesessen.

„Es ist aber ein Factum, daß hier das palatium regium, die fränkische Königsburg, gestanden, denn — —"

„Bester, liebster Herr Professor", unterbrach die möglicherweise lang dauernde Auseinandersetzung die junge Frau, „bester Herr Professor, dieser Bogen dort, der sich aus dem Grün erhebt, gehört er zu den Bädern?"

„Zu dienen, meine Gnädigste, dieser Fensterbogen wurde Jahrhunderte lang als Stadtthor benutzt. Jetzt haben die Aufgrabungen ergeben, daß dieser Bogen im dritten Stockwerk sich befand, das alte Trier liegt mehrere Fuß tiefer, wie Sie an dem im Hause 222 aufgefundenen Mosaikboden sehen können."

Die Gesellschaft betrat die großartige Bäderruine, sah Schwimm-

bassins und Badecabinette, die ausgedehnten Heizeinrichtungen, den reichlich aufgefundenen Marmorschmuck, mit welchem die Wände bekleidet gewesen, Säulentrümmer und Capitäle von carrarischem Marmor ließen die Pracht ahnen, welche hier geherrscht.

Nun aber zum Amphitheater! — Eine prächtige Allee führt sanft ansteigend dahin, wenden Sie sich gefälligst links! Da sei die Gegenwart auf einen Augenblick entrückt, steig auf, uralte Vergangenheit! — Zwei Thürme zu beiden Seiten, die Arena ist offen, treten wir ein — blau und sonnenhell blickt der Himmel in das Rund des Theaters herab, eine Lerche schwingt sich wirbelnd über den leeren Sitzreihen empor, ein Hase guckt scheu aus den niedern Kammern, in die man Bestien und Gladiatoren gesperrt, Weinlaub flüstert im Morgenwind, wo einst Kopf an Kopf gedrängt die Menge dem Kampfspiel zujauchzte, wilde Rosen blühen auf dem Sitze des Imperators, der die Kämpfer an sich vorbeiziehen sah, morituri te salutant, Caesar! — und keine Wimper seines Auges zuckte. Da standen die Prätorianer, das war die Loge der Priesterinnen der Vesta. — Wie oft mag das Theater widerdröhnt haben vom Gebrüll des numidischen Löwen, des Bären, den man jung in den Vogesen fing? Hier schwang der Retiarier sein Netz und die blinkende Harpune, hier prallten und klirrten gallische Schilde und thrakische Schwerter wider einander. — Welch' eine Fülle von Blut und Leben hat dieser Boden getrunken, über welchem die Lerche jetzt singt und Rosen und Reben blühen!

Die Frau hüllte sich trotz des warmen Morgens fröstelnd in ihren Shawl, ernst blickten die beiden fremden Männer die Sitzreihen entlang, sie in Gedanken mit den Gestalten Derer bevölkernd, die einst diese Stadt zur zweiten der Welt erhoben hatten.

Niemand begehrte zu reden; nur der unermüdliche Professor benutzte das allgemeine Stillschweigen, um Triers Lust an diesen blutigen Kampfspielen mit den beredtesten Worten zu schildern, bis ihm die junge Frau in's Wort fiel.

„Genug! genug!" rief sie; „ich will weder von Römern noch Trierern weiter hören, wenn Sie uns nichts als Blut und Morden zu berichten wissen!"

„O, ich kann Ihnen auch ein Denkmal milderer Art zeigen, das die Römer uns hinterlassen, von, ich möchte sagen, sentimental-bürgerlicher Auffassung — — den Eigelstein, die Igeler Säule Auf diesem mit Bildwerken vollständig überdeckten Thurm von etwa 80 Fuß Höhe finden Sie, was das römische Hauswesen an heiteren und ernsten Scenen bietet. Den ausziehenden Sohn, der über die Alpen steigt mit dem beladenen Saumthier, den heimkehrenden, das Festmahl. — Wir blicken in die Küche, in die Wollenmanufakturen des reichen Geschlechts. Wir sehen wie günstige Winde ihre Schiffe über die Wellen geleiten, wie der Adler des Zeus den Ganymed zu den Wolken trägt, denn dieses Denkmal ist vorzugsweise einem jungen Römer gewidmet der früh starb. Dann nochmals deuten darauf die Nymphen, die den jungen Hylas, der

den Stab in der Hand hält, in die Tiefe der Gewässer ziehen. Ueberall finden Sie da Anspielungen auf die Künste des Friedens, auf den bürgerlichen Erwerb, auf die Ruhe und Freuden des Hauses. Nirgends die fasces, nirgends Waffen und Hindeutungen auf Kämpfe. Das Feuer des Heerdes brennt, der Diener mischt den Wein in den Amphoren, Lastwagen werden bepackt, die römische Zahlstube ist geöffnet, aus dem Schlafgemach tritt der Vater dem Heimkehrenden entgegen . . ."

„Lassen Sie uns dahin gehen!" rief die junge Frau, „mir ist als stiegen die Geister der Gemordeten hier um uns auf!"

„So blicke hinaus in dieses lachende, sonnige Land", rief ihr Gatte, „sieh wie die Kirchenfenster Licht sprühen und die Mosel blitzt wie ein Silberband. Welch' ein schönes Land! Die Herrscher der Welt wußten was sie thaten als sie auf diese Hügel ihre Villen bauten."

Befriedigt kam man später vom Igler Steine zurück, froh, daß der Marsfelder seinen Plan, das ganze Denkmal zu entführen, nicht hatte ausführen können und sich mit den marmornen Genien auf den Akroterien hatte begnügen lassen.

Es ward nun der Vorschlag gemacht, sich nach Nennig zu begeben, um dort die berühmten Mosaiken zu sehen.

„Nach Nennig?" fragte der Professor, indem seine Miene sich bedeutend verlängerte.

„Ja gewiß", rief die Frau lebhaft, „und wir rechnen hier ganz besonders auf Ihre Führung und Unterweisung.

„Ich habe Mehreres darüber gelesen", sprach der Schriftsteller, „man bewundert in diesen Mosaiken besonders die charakteristischen Darstellungen der Gladiatorenkämpfe . . ."

„Nein, nein!" rief der Professor, hastig nach seinem Hute greifend. „Nennig! — nein, um keinen Preis. Sie müssen mich entschuldigen. Gehen Sie hin, natürlich — aber ich — ich —"

Er stotterte und wischte sich den Schweiß von der heißen Stirn.

Besorgt faßte die Frau seine Hand, sie hatte den freundlichen Gelehrten schätzen lernen und die ganze Gesellschaft, die sich ihm zu Dank verpflichtet fühlte, hätte ihn gerade bei dieser Excursion ungern vermißt.

„Sie sind unwohl?" fragte die Frau besorgt.

„Nein, nicht das — — aber — aber — doch ich muß Ihnen eine Erklärung geben, warum ich nicht nach Nennig gehen kann. Dieser Mosaikboden — hätte ewige Nacht ihn bedeckt! Hätte der redliche Bauer nie daran gedacht — dann wäre zwar der Wissenschaft die Renniger Villa unbekannt geblieben, mir aber wäre mein Lebensglück nicht geraubt worden. Wenn ich noch an dieses Staunen, an diese Aufregung denke, wie nach und nach der Prachtboden vom Ackerland befreit wurde, wie Speerwerfer und Panther, die gallischen Fechter gegen den Bären, der Kelte und der Germane, die Schüler der römischen Gladiatorenschule, Löwe und Tiger gegen einander kämpfend, mälig heraustraten. Welches Entzücken! Ich war der Ersten und Eifrigsten Einer — und dann welches Weh! Aber ich werde Ihnen unverständlich; ich muß früher

beginnen. Ich habe in Bonn studirt und dort während meiner Studienzeit mich mit einem Mädchen verlobt, der Tochter eines berühmten Professors und Alterthumskenners. Welch' ein Mädchen! Welche Erudition! Sie schrieb ein classisches Latein, kleine, unbedeutende Fehler ausgenommen; aber dieses Interesse an Allem, was groß, was schön und bedeutend war! Diese Kenntniß der antiken Welt, welche sie dem Vater verdankte! Ich hätte nie gedacht, daß sie, zu der ich emporschaute wie zur Pallas Athene, mich mit ihrer Liebe beglücken würde; aber es war doch so. Ich war der glücklichste der Sterblichen, wir wollten mit einander streben, lernen, uns in die Alten vertiefen. Gott, was schwärmt und plant man nicht, wenn man jung ist! —"

„Ja, Jeder auf seine Weise", sagte der Fabrikant trocken; „sich in die Alten zu vertiefen, ist nun gerade nicht immer die Sache junger Liebespaare."

„Octavia war nicht mehr so ganz jung", berichtigte der Professor, „ich finde überhaupt diesen Geschmack der Männer an Backfischen unbegreiflich. Die gereifte, die stolze Frau — — — aber ich will Ihnen ja keine Ansichten und Maximen vortragen. Wir verlobten uns, dann kamen Jahre, in welchen wir uns nicht viel sahen, aber häufig schrieben. Ich war in Trier, als der Nenniger Boden entdeckt wurde; dieses Mosaik, dieser Fund, er ward meinem Herzen fast so theuer als Octavia. Meine Briefe an die Braut behandelten nur die Nenniger Villa. Diese sollte meinen Namen berühmt, mich der Braut werth machen. Ich arbeitete an einem großen Werk, welches mich sehr in Anspruch nahm: „Die Römer im Lande der Treverer". Dieses Werk sollte die Braut überraschen. Ich mußte, um recht genau zu sein, mich natürlich öfter entfernen und in eine dieser meiner Abwesenheiten fiel die Entdeckung der auf den Kalk aufgetragenen Nenniger Inschriften, fiel ein Besuch Octavia's in Trier, um mich und das Nenniger Mosaik zu sehen. Ich war nicht da und ihre Zeit gemessen; sie reiste ab, ohne mich gesehen zu haben. Wie leid mir das that, Sie mögen es ermessen; aber die Nenniger Inschriften absorbirten mich vollständig, ich bestritt deren Echtheit, noch ehe Mommsen es gethan. Sie erinnern sich jener Fehde in der gelehrten und ungelehrten Welt: ob echt oder unecht — Ich war Partei, ich war heftig und — — es fiel mir ein Journal in die Hand, worin mit einem immensen Aufwand von Wissen die Echtheit der Inschriften behauptet ward. Der Artikel war gelehrt, aber er war falsch; unterschrieben war er „O. S." — Wer war das? Welchen namenlosen, gelehrten Ignoranten hatte ich zu schonen? Ich antwortete darauf mit aller mir zu Gebote stehenden Schärfe, ich bewies mit Heftigkeit, mit Hohn, wenn Sie wollen, ich forderte den Anonymen heraus. Er nannte sich mir — sie nannte sich mir — es war Octavia! Sie hatte mich überraschen wollen mit der ersten literarischen, der Oeffentlichkeit übergebenen Arbeit und nun — — Sie verlangte um den Preis ihrer Liebe, ich solle öffentlich widerrufen, die Nenniger Inschriften anerkennen; konnte ich das? Durfte ich das? — O, dieser Streit zwischen Liebe und Ge-

wissen, dieser entsetzliche Conflict! Ich bat, ich beschwor; ja, ich war so feig, mich zu Concessionen herbei zu lassen. Aber sie wollte mehr, und das konnte ich nicht! Lieber entsagen . . ."

„Aber um einer solchen Bagatelle willen!" rief die schöne Frau unwillig.

Der Professor sandte ihr durch seine Brillengläser einen strafenden Blick zu, welcher jedoch wenig Eindruck zu machen schien; denn sie fragte nochmals, wie es möglich sei, daß man um so gleichgiltiger Inschriften willen ein Herzensverhältniß lösen könne? Ob es wirklich geschehen sei?

„Der Absagebrief Octavia's läßt mir allerdings noch Hoffnungen", versetzte der Professor mit einem tiefen Seufzer; „aber Hoffnungen sehr unbestimmter Art. Sie wolle mich meinem Werke, meinen Forschungen nicht entziehen; aber ihre Ansicht über die bewußten Inschriften sei unwandelbar; ja, sie habe eine bestimmte Lesart dafür entdeckt, und wenn mir dereinst eine andre Entdeckung gelingen würde, welche ihr wichtig genug erschiene, dann dürfte das Verhältniß sich wieder anknüpfen lassen; aber bis dahin — — — Begreifen Sie nun, warum es mir peinlich sein müßte, Sie zu begleiten?"

„Aber die Geliebte läßt Ihnen doch wenigstens noch Hoffnung", tröstete die schöne Frau.

„Hoffnung! — bis ich gefunden habe, was ihr der Entdeckung werth scheint! — — Ach, ich suche, suche wachend und träumend; aber noch immer kann ich nicht rufen: Gefunden!"

„Aber so rufen jetzt wir; fürwahr, Vetter! Du bist ein Glückskind. Du hast gefunden!" rief Curt, dem Schriftsteller cordial auf die Schulter schlagend. „Ist das nicht eine neue Liebesverwirrung — Etwas, was gewiß noch nie da war, noch beschrieben wurde! Walther, jetzt hast Du Deinen Roman; und von welch' besonderer Art der ist! Ein Roman mit archäologisch-philologischen Ehehindernissen!"

Die Frau verwies dem Gatten den Scherz, indem sie auf die sichtliche Verstimmung des Professors wies, der nach seiner Erzählung zur Seite getreten war, um seiner Bewegung Herr zu werden.

„Macht, was Ihr wollt", sprach sie, „nach Nennig gehe ich nun auch nicht; ich habe des Alten nun genug; laßt uns jetzt des Gegenwärtigen uns freuen. Wir verbringen heute den Rest des Tages auf Schneidershof, von dessen herrlicher Aussicht man so viel redet, dann fahren wir morgen statt nach Nennig die Mosel hinab nach Coblenz."

Der Vorschlag fand allseitige Billigung. Man stieg zu der freundlichen Anlage hinan, sah mit Vergnügen die schöne Stadt, die Porta-Nigra, den belebten Fluß, Gärten und Villen, von schönster Abendbeleuchtung vergoldet, hörte Musik und heiteres Plaudern ringsum. Der Duft des in goldenem Moselwein sich badenden Waldmeisters zog würzig durch die offene Halle.

Der Fabrikant scherzte mit dem Schriftsteller, trotz der abwehrenden Winke der Frau, über den gefundenen Novellenstoff und versicherte dem Professor, der auf diesen Scherz endlich selbst einging: eine Ahnung

sage ihm, daß auch er eine Entdeckung machen würde, welche seine gelehrte Schöne milder stimmen solle.

Minna erkundigte sich theilnehmend und neugierig nach Frauenart über Octavia's ferneres Leben, sie hatte keine hohe Meinung von diesem Frauenzimmer, welches einen braven Mann, ein treues Herz aufgab um ihrer Schriftsteller- und Gelehrteneitelkeit willen.

Das wollte jedoch der Professor nicht gelten lassen; er sprach mit großer Wärme von Octavia, welche nach dem Tode des Vaters eine Mädchenerziehungsanstalt am Rhein übernommen und mit vielem Erfolg leite.

So kam der Abend in allseitiger guter Stimmung heran; die erst so zahlreich gewesene Gesellschaft hatte den Vergnügungsort zum größten Theil verlassen, auch die Reisenden schickten sich an, diesem Beispiel zu folgen. Der Professor wußte jedoch etwas weiter den Berg hinan noch einige schöne Aussichtspunkte, man fand diese und stieg dann, vom vielen Sehen ziemlich ermüdet, schweigend abwärts, der Schriftsteller, als der Jüngste und Ungeduldigste, eilte voraus, Minna folgte, auf den Arm des Gatten sich stützend.

Der Professor beschloß den Zug. Zuweilen blieb er stehen, um, wie es ihm zur Gewohnheit geworden war, mit seinem Stock bald hier einen Stein umzuwenden, bald dort die Erde wegzuscharren. Die Idee, eine Entdeckung machen zu müssen, um Octavia zu erringen, war ihm fast zur fixen Idee geworden; es war ihm, als wandle er beständig über verschütteten Mosaiken. Ihm ging es jedoch umgekehrt, wie dem Nenniger Bauern; dieser dachte nur an seinen Kappes (Weißkohl) und fand den glänzenden Boden des römischen Prachtsaales, der Gelehrte dachte nur an Mosaiken und Steinschriften, ohne selten mehr zu finden, als vermoderte Kohlstrünke.

Die Erzählung seiner unglücklichen Liebe hatte ihm Das, was ihm zu vollbringen stand, wieder lebendiger vor die Seele geführt. Er sah scharf umher. Da erblickte er unfern im Walde ein paar Ziegeltrümmer. Wie konnten diese daher gekommen sein? Eilig ging er darauf zu und hob ein Stück nach dem andern bedächtig auf — aber, o Jammer! Das letzte der Stücke zeigte den eingebrannten Firmastempel einer lothringischen Ziegelhütte. Aergerlich warf er das Scherbenstück von sich und wischte mit dem Taschentuch die von der feuchten Erde beschmutzten Hände ab; da war es ihm, als höre er fernes Weinen und ängstliches Rufen im Walde. Er horchte auf — wirklich, das war eine klagende, jammernde Stimme, die im Walde um Hülfe rief.

Der Professor hatte nie die Meinung von sich gehegt, daß er zum Helden geboren sei; aber trotzdem trug er ein muthiges Herz in der Brust. Er fand allerdings selten Gelegenheit, dieses zu bethätigen. Jetzt dachte er nur daran, daß irgend ein bedrängtes, einsames Wesen um Hülfe rief, nicht daran, daß er als Waffe nur seinen Spazierstock und höchstens sein Taschenmesser bei sich führe; aber um auf alle Fälle gerüstet zu sein, klappte er dieses auf und steckte es, wie ein Bandit seinen Dolch,

unter die Weste. Dann drang er entschlossen der jammernden Stimme nach in das Dickicht, muthvoll sein „Wer da? Wer da?“ in den hallenden Wald hinein rufend.

Es brach durch die Büsche wie ein fliehendes Reh.

„Hierher!“ rief der Professor, welcher nicht weiter konnte, da die flatternden Schöße seines Sommerrockes sich fest in einen Dornenstrauch eingehakt hatten.

„Ach Gott!“ mit diesem Ausruf stand plötzlich aus den Büschen hervortretend eine junge Gestalt vor ihm, licht und zart wie eine Elfe. Der Professor putzte die Brillengläser, um näher und besser zu sehen; zerrte mit gewaltiger Aufregung und nicht ohne Schaden an dem in Dornen hangenden Rockschooß; denn wenn der oder die Verfolger des Mädchens sich jetzt gegen ihn wandten, wie hätte er sich mannhaft wehren sollen in dieser Lage? — So sehr er aber auch sich anstrengte, zu sehen, und so muthvoll ihm das Herz gegen das gezückte Federmesser schlug: er erspähte keinen Kämpen noch Räuber, der den Kampf mit ihm aufzunehmen gewillt war. Ueber und über glühend von Aufregung und starkem Laufen, die braunen Kinderaugen voll Thränen, einen Kranz von jungem Eichenlaub im dunkelblonden, verwirrten Haar, einen Strauß Erdbeerblüthen in dem Gürtel des bescheidenen rosa Sommerkleidchens, einen Pilgerkragen von weißem Battist um Hals und Schultern und ein rundes braunes Strohhütchen an seinen langen Bändern auf den Rücken niederhangend; so stand eine Vierzehnjährige vor ihm, angstvoll die beiden Hände ihm entgegenstreckend, in welchen sie krampfhaft einen großen Strauß von Waldblumen hielt, die schon zu welken begannen.

Der Professor sah das Alles mit Einem Blick, trotz der abendlichen Dämmerung, welche den Wald schon überschattete. Die Anwesenheit dieses rosenrothen, blumengeschmückten Kindes, allein im Walde, erstaunte ihn noch mehr als vorhin die rothen Ziegelstücke.

„Mein liebes Kind, was ist Ihnen? Wie kommen Sie hierher?“

„Ach!“ schluchzte die kleine Schöne, „ich habe mich verirrt; wir haben mit der Pension eine Pfingstfahrt gemacht und haben da — dort — ach, ich weiß nicht wo — Kaffee getrunken. Dann haben wir uns Kränze geflochten und Blumen gesucht — und ich bin — und ich wollte — und ich habe Erdbeeren gefunden und bin immer weiter in den Wald gekommen — und jetzt sind sie Alle fort — und ich fürchte mich so und — —“

Sie konnte in der Erzählung ihres Abenteuers nicht fortfahren; denn heftiges Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Nun, nun, weinen Sie nicht so sehr, mein Schäfchen“, tröstete der gutmüthige Gelehrte. „Wir sind ja, Gott sei Dank, nicht im brasilianischen Urwald; ein paar hundert Schritte von hier ist der Weg, der bergab führt.“

„Aber es wird schon ganz dunkel“, schluchzte das angstvolle Kind.

„Ich werde Sie führen, mein Lämmchen; wohin wollen Sie denn?“

„Ach, zu der Mademoiselle und zu den anderen Mädchen!" rief die Rosige und wischte die Thränen von dem glühenden Gesichtchen.

„Und wo sollen wir diese finden?"

Das junge Mädchen brach in erneutes, heftiges Weinen aus; „am Ende finden wir sie gar nicht mehr, es ist schon so spät! Wir wollten mit dem Zug um 8½ Uhr wegfahren."

„Draußen ist es noch heller, als hier im Walde; seien Sie ohne Sorgen, mein Liebchen; wenn Sie rasch gehen, kommen wir noch zeitig genug zu dem Zug."

„Meinen Sie?" fragte das Mädchen und schien etwas getröstet; „Sie sind mir wahrhaftig erschienen wie ein Engel, ja, das sind Sie", versicherte sie treuherzig, „ich will Ihnen auch mein ganzes Leben lang dankbar sein."

Der Professor war geschmeichelt und gerührt; er wollte sich dieses angenehme Gefühl auch dadurch nicht schmälern, daß er die Kleine aufklärte, wie wenig gefahrvoll ihre Irrfahrt gewesen und wie nahe sie der Straße gewesen sei. „Nun, geben Sie mir Ihr Händchen, mein Schätzchen; so, fassen Sie Ihr Kleid zusammen, dieser Dornenbusch hat mir den halben Rock vom Leib gerissen."

„Ach! jetzt haben Sie um meinetwillen auch noch Schaden genommen! — aber, wenn ich es Ihnen anbieten dürfte, ich habe zu Hause in meiner Sparkasse ziemlich viel Geld, sogar einen Ducaten von der Großmama."

„Potztausend! Sind Sie so reich, meine Kleine? Behalten Sie nur den Ducaten und denken Sie dabei an mich, und nun — sehen Sie, da sind wir aus dem Walde und", er zog seine Uhr, „da haben wir noch gut dreiviertel Stunde Zeit, bis der Bahnzug abgeht."

Die Reisenden hatten erst unten auf der Landstraße das Zurückbleiben des Professors bemerkt; sie dachten, er würde sie einholen, und gingen langsam voran.

„Ich denke, wir erwarten den Freund hier", sprach Minna, in der Nähe des nun erreichten Bahnhofs stehen bleibend, „es wäre unfreundlich, wenn wir ohne ihn zur Stadt hinein gingen. Auch verlieren wir nichts; der Blick von da, die Mosel auf und ab nach der Stadt hinüber ist reizend schön, und dann mag ich gar gern das Ab- und Zuströmen der Reisenden und Spaziergänger betrachten."

„Sehen Sie dahin", sprach Walther, „welch' eine Menge von jungen Mädchen, die sich, alle gleich gekleidet, um den Bahnhof bewegen, welche Unruhe, welches Schwirren und Summen! Es ist wie in einem Bienenschwarm."

„Jedenfalls hat sich der Weisel auf eine Zeit lang entfernt und nun genießt das Völkchen noch ein wenig Freiheit", sagte Curt.

„Es scheint mir nicht so", versetzte Minna, „sieh' nur diesen ängstlichen Ausdruck in all' den Kindergesichtern, diese Aufregung in den Gruppen, ja, Einige weinen sogar. — Was das nur ist — und ich sehe

keine Gouvernanten, dagegen drängen sich Neugierige und Indiscrete um die verschüchterte, jugendliche Schaar, was sie nur haben?"

„Ach, da kommt ja die Bienenkönigin zu ihren Immen zurück, wie es scheint", sagte Curt und deutete auf zwei Damen, welche in Gesellschaft des Bahnhofverwalters und einiger niederer Bediensteten sehr aufgeregt aus dem Innern des Bahnhofs kamen. Die Eine derselben, ein schmächtiges, ältliches Mädchen mit verweinten Augen, wandte sich zu der unruhigen Mädchenschaar und suchte diese auf Französisch und Englisch zur Ruhe zu mahnen, ohne sonderliche Erfolge zu erzielen. Die Andere, welche heftig gestikulirend die Stufen des Perrons herabschritt, war eine überaus hohe, magere Gestalt, die sich gerade und gestreckt hielt wie eine Lanze. Es lag etwas Befehlshaberisches in ihrem ganzen Wesen und Auftreten, etwas fast allzu Energisches in der Bildung des Gesichts, der scharfen Römernase und dem geschlossenen schmalen Mund. Sie trug eine blaue Brille und auf dem griechisch frisirten, mit Binden umwundenen Haar eine kleine Toque von italienischem Stroh, von welcher ein blauer Schleier herab flatterte. Ihr graues Kleid var in die Höhe gesteckt, um sie beim raschen Gehen nicht zu behindern.

Das Schwirren und Summen des Mädchenschwarmes erreichte ihr Ohr; mit einer gebietenden Handbewegung wandte sie sich um. „Silence, mes demoiselles!" herrschte sie hinüber und ein verweisender, strafender Blick traf die machtlose Gehülfin, welche mit aufgehobenen Händen zur Ordnung flehte.

Die Vorsteherin — denn das war sie jedenfalls — schien selbst über alle Maßen aufgeregt; sie rannte dahin und dorthin, beorderte Boten und rief sie wieder zurück, rannte in das Telegraphenbureau, in die Wartesäle, an die Mosel — jedesmal mit verstörterem Gesicht, mit heftigeren Bewegungen zurückkommend. Irgend etwas Ungewöhnliches mußte diese Aufregung veranlaßt haben, welche Staunen, Fragen, Lächeln und Bedauern ringsum hervorrief.

„Eines der jungen Mädchen sei verloren, verirrt, entführt — was wisse man?" das erfuhr Minna von der Untergouvernante, welche ganz halt- und rathlos die heftigen Vorwürfe der Principalin über sich hatte ergehen lassen.

„Ach, die arme Lilli", weinte eine ganz kleine Schülerin, „wenn sie jetzt die Nacht im Walde bleibt, dann kommen die Wölfe und fressen sie."

„Wölfe giebt es hier nicht", berichtigte eine Größere, „aber nicht wahr, Mademoiselle, in den Ardennen giebt es Wölfe und die Ardennen hängen mit der Eifel — —"

„Da kommt sie! Da kommt sie!" riefen ein paar Dutzend Stimmen, die geographische Uebung ihrer Mitschülerin unterbrechend. „Lilli! Lilli!" — und ohne auf das Rufen der zweiten Gouvernante zu hören, stürmten sie Alle mit flatternden Schleiern und Pilgerkragen der verlorenen Gefährtin entgegen.

Die Vorsteherin hatte soeben sich und der theilnehmenden Minna die Verzweiflung der Eltern ausgemalt, welchen das einzige Töchterlein

verloren sei; sie hatte ihren Ruin, ihre Schande vor Augen gesehen, sie hatte gelobt, Demjenigen, der das Kind entdecken, ihr zurückbringen würde, auf den Knieen danken zu wollen, als dieser Ruf „sie kommt!" an ihr Ohr schlug. Aller Würde und Fassung vergessend, stürmte sie mit voran; sie sah die Schaar ihrer rosenrothen, weißkragigen Schützlinge um die Gestalt eines fremden Herrn sich drängen, sie hörte, sie wußte, das sei der Retter, der Entdecker.

„Mein Herr!" rief sie, „nehmen Sie mein — —", meinen Dank, wollte sie sagen; aber das Wort erstarb ihr im Munde. Da stand sie, nicht gerade Auge in Auge, aber Brille gegen Brille, dem Geliebten, dem Beleidiger, dem Zweifler der Renniger Inschriften gegenüber.

„Octavia!" rief er; — — „Gottlieb!" sie — denn sie vergaß es vollständig, daß sie einst in glücklicheren Zeiten ihn Theophilos genannt. Dann faßten Beide sich wieder und begrüßten, wenn auch mit bebenden Stimmen, einander als Herr Professor und als Fräulein Silbermaus.

Der Fabrikant zog die Augenbrauen in die Höhe. „Also das ist sie? Nun, Jeder nach seinem Geschmack!"

Lilli war indessen fast erdrückt worden von den Liebkosungen der Mademoiselle und der anderen Mädchen; es war, als sei sie von den Todten wieder auferstanden, so lebhaft und gerührt waren die Freudenbezeigungen.

Die Vorsteherin, ihrer pädagogischen Mission sich jedoch wieder erinnernd, richtete ein paar ernst verweisende Worte an das reumüthig dastehende, von der Heerde verirrte Lamm. Diesen Moment benutzte der Fabrikant, den Professor rasch zur Seite zu ziehen

„Freund", sprach er drängend, „jetzt schneiden Sie die Garben, da sie reif sind. Haben Sie nicht eine Entdeckung gemacht, von welcher die strenge Octavia selbst gesteht, daß sie des Entdeckens werth sei?"

„Ich? Daß ich nicht wüßte! Es waren nur Ziegeltrümmer der Jetztzeit", sagte der Professor kleinlaut.

„Was, Ziegelsteine und Alterthum; Sie haben etwas Besseres entdeckt, zwar keine Antike, aber ein hübsches Mädchen", und er deutete auf die näher getretene schüchterne Lilli, welche den officiellen Dank abzustatten und Abschied zu nehmen kam.

„Es ist allerdings keine Antike", sagte der Professor, das junge Mädchen prüfend durch seine Brillengläser betrachtend.

„Aber die königliche Octavia ist ja antik genug", meinte der Fabrikant, sich lächelnd zurückziehend, da er die stattliche Gestalt der Dame auf den Freund zuschreiten sah, „halten Sie Ihre Entdeckung fest", flüsterte er diesem noch in's Ohr.

„Welch' ein eigenthümliches Zusammentreffen!" rief Minna, „sieh' nur, Mann, wie bewegt unser Professor aussieht!"

„Und wie überlegend unser Dichter!" sagte Curt lachend; „Du hast den reinsten Gewinn davon, Walther, Du kannst jetzt daraus machen, was Du willst, eine Novelle, ein Lustspiel."

„Danke schön!" rief dieser ärgerlich; denn er hatte nicht das ält-

liche Liebespaar, sondern zwei junge Pensionärinnen betrachtet, welche im erhabenen Gefühl, schon Sechszehn zu zählen, sich etwas stolz abseits hielten und recht gut wußten, daß der hübsche, blonde, junge Mann sie betrachte, obschon sie sich den Anschein gaben, als blickten sie nur nach einem Baumwipfel, der in der That nichts Sehenswerthes bot.

Jetzt kam der Professor heran. „Sie werden es entschuldigen, Verehrteste, wenn ich mich verabschiede. Die Damen sind natürlich so aufgeregt und so ohne allen männlichen Schutz, ich habe — ich werde —"

„Sie werden sie begleiten, Bester, das ist gewiß, setzen Sie nur Ihre Entdeckung gehörig in's Licht! Sie verstehen mich schon!" rief der Fabrikant.

Die Glocke gab lärmend das Zeichen zur Abfahrt, das Pensionat hastete und drängte nach den Waggons, die strenge Octavia zählte die Häupter ihrer Lieben und war glücklich, daß kein theures Haupt mehr fehlte. — Aus dem Schlage winkte der entzückte Professor den Zurückbleibenden noch einen freundlichen Abschiedsgruß nach, zwei Coupés voll Mädchengesichter drängten sich gegen die Scheiben — vorbei! — —

Der Professor mußte die Gelegenheit und den Rath des Fabrikanten gut benutzt haben; denn als im Herbst die Blätter fielen und Frucht geworden war, was im Mai geblüht, fanden die Römerfahrer in's Land der Treverer zu einer fröhlichen Hochzeit sich zusammen, Theophil und Octavia standen als Brautleute vor dem Altar, und die in Ferien zurückgebliebene Entdeckung, die weißgekleidete Lilli, fungirte als anmuthige Brautführerin. Auch der Dichter war da und saß zwischen den beiden ältesten Pensionärinnen, von denen die Eine blond, die Andere schwarz, ihm Beide mitgetheilt hatten, daß sie eigentlich keine Schülerinnen mehr seien, indem sie schon seit acht Tagen de facto die Pension verlassen und nur um der Hochzeit willen noch geblieben seien. Die Eine trug ein blaues, die Andere ein rothes Band und der junge Dichter befand sich in peinlicher Verlegenheit, ob er der blaublonden oder der schwarzrothen Schönen sein Herz zu Füßen legen sollte. Beim Nachtisch erhob der Fabrikant sein Glas, er brachte einen Toast den Römern an der Mosel und schloß, indem er jedem Suchenden eine so schöne Entdeckung, jedem Liebenden seinen Lohn und jeder Inschrift ihre Gläubigen wünschte.

Immermann's Tulifäntchen.

Eine neue Lection bei der russischen Fürstin.

Von Ad. Ebeling.

II.

„Tulifäntchen ist wirklich allerliebst", sagte meine Fürstin, „und ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich Immermann kaum dem Namen nach kannte. Ich erinnere mich nur, als wir im vorigen Sommer auf unserer Rheinreise durch Düsseldorf kamen und im Hôtel nach den Merkwürdigkeiten der Stadt fragten, daß man uns sagte: Heine sei dort geboren und Immermann dort gestorben. Hätte ich damals schon „Tulifäntchen" gekannt, so würde ich gewiß das Grab des Dichters besucht haben."

Ich that es, Durchlaucht, entgegnete ich, und jener Besuch ist mir unvergeßlich, wie mein ganzer Aufenthalt in Düsseldorf, das ich seitdem so gern die schönste Stadt am Rhein nenne, obwol ich sehr gut weiß, daß die meisten Touristen diese Benennung nicht gelten lassen wollen.

„Der Rhein ist doch auch jedenfalls schöner von Coblenz bis Bonn, als bei Düsseldorf", bemerkte die Fürstin T.

Gewiß, gnädigste Frau, und in diesem Sinne ist auch meine Vorliebe nicht zu nehmen; denn die Naturschönheiten Düsseldorfs, trotz seiner freundlichen, heiteren Gärten und Anlagen, stehen doch weit hinter jenen ebengenannten Städten zurück. Aber auf einem anderen Gebiete gebührt dieser rheinischen Stadt der Preis und die Krone vor allen übrigen, und zwar im Gebiete der Kunst. Denken Sie nur an die gefeierten Namen Cornelius und Schadow und an die vielen Sterne, welche dieses Doppelgestirn leuchtend umgeben! Die Deger'schen Madonnen, die „Himmelentstiegenen", wie man sie mit Recht nennt, die Müller'sche Disputa Rafael's, vielleicht der bedeutendste Kupferstich der Neuzeit, der Bendemann'sche Fries in der Aula, eine hochpoetische, echt deutsche Composition, die wunderbar an's Herz spricht, und so viele, viele ähnliche Meisterwerke sind wahre Perlen, um die uns jede andere Nation beneidet; und kaum hat man jene Namen ausgesprochen, so drängen sich sofort eine Menge ebenbürtiger nach: der geniale Knaus, der liebenswürdige Vautier, der ernste Hildebrandt, das farbenprächtige Brüderpaar Achenbach — ich müßte hier einfach einen Katalog schreiben, um sie Alle zu nennen. Wahrlich, mit dem Gedanken an diese herrlichen Schöpfungen gehe ich lieber durch die stillen Alleen des Düsseldorfer Hofgartens und des Ananasberges, als durch den stolzen Tuilerienpark oder durch die schimmernden Elyseischen Felder! Doch Pardon für diese Abschweifung — weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über — ich wollte ja von Immermann reden, wenn auch nur von seinem Grabe. Doch vorher zwei Worte zu seinem Gedächtniß als Schriftsteller und Dichter. Immermann ist eine noble, stolze Erscheinung in unserer modernen Literatur, streng gegen sich selbst, unbekümmert um den flüchtigen Beifall des Tages, ernst in seinem ganzen Wollen, „immer ein Mann", wenn dies Wortspiel mit seinem Namen erlaubt ist. Als Dramatiker, das große Ideal Shakespeare's und Goethe's vor der Seele, strebte er unermüdlich diesen Vorbildern nach, freilich ohne dieselben zu erreichen; aber als Dramaturg, seinem wahren Wirkungskreise, hob er

das Düsseldorfer Theater auf eine für eine Provinzialstadt nie dagewesene Höhe. Sein Roman „Münchhausen", die Krone seines ganzen Schaffens, ist mustergültig und verdiente, wie so viele seiner anderen Schriften, weit mehr gelesen zu werden. „Dieser Roman", sagt ein bedeutender Kritiker*), „ist eine Dorfgeschichte voll klarer Naturwahrheit, in ihr weht der reinste Liebeshauch und die reichste Phantastik schlingt sich mit der feinsten Satire um sinnige Gemälde."

Leider wurde dies heitere, echt künstlerische Schaffen durch unerquickliche literarische Fehden getrübt und gehemmt, in die ihn namentlich Graf Platen durch seinen „Romanischen Oedipus" verwickelte, der ihn darin als Repräsentanten der Schicksalstragödien persiflirte; und doch waren vielleicht diese beiden Dichter ganz gemacht, sich gegenseitig zu würdigen und zu verstehen, denn eine der lieblichsten Schöpfungen Platen's, „die Abassiden", mahnt an Form und Inhalt vielfach an „Tulifäntchen", und von Immermann erzählt man, daß man nach seinem Tode einen Band der Platen'schen Gedichte unter seinem Kopfkissen gefunden habe.

Ich wollte daher — fuhr ich schnell fort, um mich nicht unterbrechen zu lassen, denn ich sah es meiner Fürstin an, daß sie sich zu allerlei Fragen rüstete, namentlich Platen's wegen, von dem wir schon früher einmal (unter Vertröstung auf später) gesprochen hatten — bevor ich Düsseldorf verließ, das Immermann'sche Grab nicht unbesucht lassen und wählte dazu einen jener schönen Septemberabende, die mir stets am Rhein doppelt schön erschienen sind. Der Kirchhof hat eine herrliche Lage und überragt wie eine große Terrasse den majestätischen Strom. Man meint in einen Park, in einen Lustgarten zu treten, so freundlich verhüllen Laubwerk und Blumen die Stätte des Todes. Der Kirchhofgärtner, der am Eingang in einem niedlichen, ganz von wildem Wein umrankten Häuschen wohnt, schenkte mir ein Paar prächtige weiße Rosen und ließ sich gern das Compliment gefallen, das ich seinem Rosenflor machte, der für die Jahreszeit so reichhaltig und sorgfältig gepflegt war, daß er auf einer Blumenausstellung gewiß einen Preis erhalten hätte. Aber das Immermann'sche Grab war schwer zu finden. Einige Arbeiter wiesen mich durch die Hauptallee zur Rechten, dort fand ich andere, die mich direct hinführten. Es liegt vielleicht an der wildesten Stelle des ganzen Kirchhofes und zeigt nichts wie ein schmuckloses Kreuz, noch dazu dergestalt von Epheu überwuchert, daß kaum der Name darauf zu lesen ist. Die Grabstätte selbst voll Unkraut und von einem Grabsteine keine Spur. Hat denn der Dichter Niemand hinterlassen, der seine letzte Ruhestätte säubert und pflegt und mit einigen wenigen Blumen bepflanzt? Nicht weit davon, auf einer noch frischen Gruft, blühten Astern und Georginen in bunter Fülle; es schien mir kein Raub zu sein, einen Strauß davon zu pflücken, dem ich meine beiden Rosen hinzufügte und ihn dann auf den dichten Epheu unten am Kreuze niederlegte. Gegenüber leuchteten von einem anderen hohen Kreuze in goldener Schrift die schönen Worte des Evangelisten Lucas: „Fürchte Dich nicht, glaube nur!" Das tröstete mich; denn jedes Grab, ob reichgeschmückt oder verwahrlost, ist ja doch nur die dunkle Chrysalide eines schimmernden Falters. Die Heimat der Seele ist

*) W. Lindemann, Geschichte der deutschen Literatur (2. Aufl. bei Herder in Freiburg) die freilich von gewissen Kritikern noch immer todtgeschwiegen wird; aber hoffentlich nicht mehr lange, denn sie ist vortrefflich. D. E.

im Jenseits über den Sternen, wo die ewige Liebe wohnt. Noch einen wehmüthigen Gruß dem entschlafenen Sänger und Meister, der in voller Manneskraft abgerufen wurde und dem es nicht vergönnt war, durch ein letztes großes Werk seine Laufbahn zu besiegeln; dann ging ich. Die sinkende Sonne warf rothe Lichter durch die Zweige, und die Purpurwolken des Abendhimmels spiegelten sich in den Fluthen des Rheins. Ein Dampfschiff fuhr thalwärts vorüber, auf dem Verdeck standen viele Passagiere und Musik und Gesang tönten vernehmlich zu mir herauf; von den vergnügten Reisenden da unten dachte gewiß keiner an Sterben und Tod, dem ich hier oben so nahe war. Das war mein Besuch am Grabe Immermann's.

Die älteren Damen meines Auditoriums hatten mir theilnehmend zugehört, aber die Prinzessin Olga spielte mit dem Kakadu, der sich übrigens ruhig verhielt und nur von Zeit zu Zeit seinen schönen lichtgelben Federbusch hob und senkte. Ich konnte aber der kleinen Durchlaucht, diesem vom Schicksal so verzogenen Schooßkinde, nicht zürnen, daß ihr der schöne, zuthuliche Vogel lieber war, als mein melancholischer Bericht.

Nach dem Frühstück, von dem ich jedoch diesmal mit keiner Silbe reden werde, um nicht denselben Vorwurf auf mich zu laden, den ich in der vorigen Lection dem Baron Brisse machte, kehrten wir zu unserer Lectüre, zu Tulifäntchen, zurück und zwar zum dritten und letzten Gesange.

* * *

„Kennt ihr den Kartoffelkeller
Noch am erlengrünen Hügel?
Kennt ihr noch den langen, hagern
Mann im zimmetbraunen Mantel?"

Gewiß kennen wir das Alles noch, aber, Du lieber Gott! es hat sich gar Vieles geändert. Ueber dem Hügel weht der Novembersturm und der alte Diener, der treue Gines, gräbt mit zitternden Händen ein Grab. Auch die Leiche kennen wir, im Prunkkleide von verblichenem gelben Atlas: es ist Donna Tulpe, die das Zeitliche gesegnet hat. Tiefgebeugt sitzt Don Tulifant am Sarge und beklagt sein hartes Loos, den Untergang seines Hauses, denn sein armes Söhnchen, seine letzte Hoffnung, ist verschollen und liegt wol auch längst in seinem kleinen Grabe.

Da auf einmal:

„Sieg und Segen! Fest und Glorie!
Paukenhall, Trompetenschmettern!"

Eine glänzende Prozession erscheint und verneigt sich ehrfurchtsvoll vor dem erstaunten Don. Drei Pagen treten vor: der erste, blau mit Silber, trägt auf einem Sammetkissen die Leiche einer Brummfliege . . .

„Dieses sendet, Heldenvater,
Tulifäntchen, Fliegentödter,
Des Pantoffelordens Ritter!"

Der zweite Page, weiß mit lila, bringt den Stift des Maschinisten . . .

„Dieses sendet, Heldenvater,
Tulifäntchen, Mauerstürzer,
Erb- und Lehnsherr von Brambambra!"

Der dritte Page endlich, grün mit Gold, trägt auf seinem Kissen das Stück von einem Strumpfband . . .

„Dieses sendet, Heldenvater,
Hoheit Tulifäntchen, Kronprinz
Eidam Kön'gin Grandiosens!"

Und wieder tönt es in lautem Jubel:

„Sieg und Segen! Fest und Glorie!
Paukenhall, Trompetenschmettern!“

Das war des Glücks, der Ehre und des Ruhms zu viel! Bei der ungeheuren Botschaft schreit der Vater laut auf, seine Pulse stocken, er greift nach dem Herzen und lächelt verklärt:

„Gleich muß ich zu Donna Tulpe,
Ihr von unserm Sohn berichten.“

Dann stirbt er den Freudentod und der treue Gines gräbt neben dem ersten Grabe das zweite. —

Nun führt uns der Dichter zurück an den Hof von Micromona, wo Tulifäntchen der von ihm befreiten Prinzessin Balsamine, der lavendelduftigen Fürstin, feierlich anvermählt und zum Kronprinzen und Mitregenten des Reiches ausgerufen wird. Er ist die Hauptperson im ganzen Lande, lebt herrlich und in Freuden,

„Sitzt auf einem Bernsteinthrönchen
Trägt ein Zepterchen von Perlen
Und ein Krönchen von Brillanten.“

und doch hat diese helle, schöne Hochzeitskerze, mit Erlaubniß zu sagen,

„eine lange, schwarze Schnuppe.“

Von den vielen Leiden, die der kleine Held zu ertragen hat, und an denen eben seine Kleinheit Schuld ist; nennen wir nur drei, und wahrlich nicht die geringfügigsten. Namentlich werden sie in jedem weiblichen Herzen (hier verneigte ich mich vor meinen Damen) die innigste Theilnahme erwecken. Ich schicke aber voraus, daß der Gegenstand äußerst delicat ist und daß ich mich daher streng an die Worte des Textes halten werde, um nicht in den Verdacht zu kommen, von dem Meinigen hinzuzusetzen.

„Sie machen uns ganz neugierig“, unterbrach mich meine Fürstin, „was kann dem kleinen Helden denn Unglückliches passirt sein, jetzt, wo er Herr im Lande geworden ist, wie Sie selbst sagen?“

Sie werden es sogleich erfahren, Durchlaucht, entgegnete ich, und ihm dann gewiß Ihr Mitgefühl nicht versagen. Ich beginne mit Nummer Eins. Noch ist das junge Paar in den Flitterwochen, „wo zu küssen gilt die Sitte“, wie sich der Dichter ausdrückt. Aber ach, wie hinaufgelangen an die Lippen der theuren Gattin, die noch dazu sehr schlank gewachsen ist. In seiner Noth läßt Tulifäntchen den Schreiner kommen, der als ein Mann von Kopf ihm ein Gerüst mit Stiegen verfertigt

„Und mit dreigetheiltem Stockwerk:
Eine Kußvorrichtung, tragbar.“

Aber die Liebe gleicht der Blüthe, die schnell aufknospet, blüht und verwelkt. Als der Held noch unten auf dem Parket stand, war die Lavendelduftige wirklich ungemein gefühlvoll, aber als er wie ein Laubfrosch von Stock zu Stock des Sparrenwerks emporgeklommen und endlich oben auf dem Gipfel der ehelichen Liebesleiter angelangt war und nun das Mündlein spitzte, parallel der Gattin Lippen (wie sich der Dichter ausdrückt), da war der Prinzessin die ganze komische Procedur schon langweilig geworden . . .

„Und sie wandte sich, erkaltet.““

„Das arme Tulifäntchen!“ riefen meine Damen und lachten gerührt.

Nummer Zwei, fuhr ich fort, ist noch trauriger, aber auch zugleich

noch delicaterer Natur, weshalb ich mich womöglich noch strenger an den Text halten muß. Das gemeinsame Ehebett ist allerdings recht groß und geräumig, aber die Prinzessin schläft unruhig . .

„Regt sich und bewegt sich viel."

(wie sich der Dichter ausdrückt) und der Herr Gemahl, der durch diese steten Umwälzungen hin- und hergeworfen wird, flüchtet sich bis an den Rand des Pfühls und ruft verzweifelnd: lieg ruhig, meine Theure! Aber die schlafende Balsamine hört ihn nicht, sondern dreht sich von Neuem herum und schleudert dadurch unsern Helden über Bord und mitten in das Schlafgemach.

„Ach, da sitzt er nun und friert
Auf gebohntem Prunkgetäfel,
Friert die Nacht hindurch, die kalte!"

„Das arme Tulifäntchen!" klagten und lachten die Damen wieder, und die Prinzessin Olga setzte hinzu: „die häßliche Balsamine!"

Das dritte Leid ist anderer Art, aber nicht minder fatal. Die Frau Gemahlin setzt auch nach ihrer Vermählung die abstracten Studien fort und hat sogar die Mystik Jacob Böhme's vorgenommen . . . Bitte, notiren Sie ihn nicht! gnädigste Frau, rief ich meiner Fürstin mit ängstlicher Hast zu, die mir Anstalt zu machen schien, den Namen in ihr rothsammtenes Büchlein einzutragen, denn ich käme in die größte Verlegenheit, Ihnen von ihm zu erzählen, da ich selbst nichts von ihm gelesen habe, obwol ich ein promovirter Doctor der Philosophie bin; ich weiß nur, daß sein erstes Werk den Kryptocalvinismus behandelte. Dies schreckliche Wort, das ich noch dazu recht laut betonte, genügte, meine allzueifrige Schülerin, die sich vielleicht an der Prinzessin Balsamine ein Vorbild nehmen wollte, zu veranlassen, ihr Notizbüchlein wieder zuzumachen und ich konnte ungestört fortfahren: Ob die Lavendelduftige viel von den Deductionen des großen Theosophen verstand, bleibt dahingestellt, genug sie las eifrig darin und stand nach beendigter Lectüre auf, um draußen in den einsamen Alleen des Parks weiter über das Gelesene nachzudenken. Ganz zerstreut, nach Art aller Gelehrten, ergreift sie den Gemahl, der zufällig auf ihrem Schreibtisch hin und her spaziert, und legt ihn, wie er auch zappelt, stampft und schreit,

„in das Buch als Lesezeichen;
Ging hinaus, gedankenbildend."

Die Mystik des dicken, ungenießbaren Folianten (ach, noch viel ungenießbarer, Durchlaucht, als Jean Paul!) erdrückte und erstickte fast den armen kleinen Helden, der jetzt, aber leider zu spät, die Mißheirath verwünschte, die er im ersten Rausche seines Glückes und auch nur auf den speciellen Wunsch der Königin Grandiose eingegangen war . . .

„O du helle Hochzeitskerze,
Mit der langen, schwarzen Schnuppe!"

Nach einigen Monaten, wo eben der Honigmonat längst vorüber war, wurde es noch schlimmer. Die Königin war gestorben und Tulifäntchen hatte die Zügel der Regierung ergriffen, wie man im officiellen Stile sagt, wobei man sich jedoch im vorliegenden Falle die Zügel als zarte Seidenfäden vorstellen muß, denn sonst hätte der kleine Monarch sie nicht wol halten können. Die Antipathie zwischen beiden Gatten wurde täglich größer, bis sie endlich zum vollen Ausbruch kam und zwar wie folgt: Allabendlich begab sich die Gemahlin in die Kathedrale, wie es schien, um zu beten, aber sie

kam stets verweint zurück und wich allen Fragen verlegen aus. Tulifäntchen wurde dadurch bald auf's Höchste intriguirt . . . sollte die Gattin am Ende . . . oder vielleicht gar . . . unmöglich! unmöglich! Und doch wäre es nicht das erste Mal gewesen, daß ein Roman in einer Kirche begonnen und ein Rendezvous am heiligen Orte stattgefunden hätte. Er wagte jedoch nicht, den Gedanken auszudenken; aber Licht und Gewißheit wollte er sich verschaffen.

„Es waren ja keine Männer in Micromona“, unterbrach mich die Fürstin T. lachend.

Pardon, Durchlaucht, ich habe es nur zu bemerken vergessen; das erste Decret Tulifäntchen's bei seinem Regierungsantritte betraf die Zurückberufung der Männer, allerdings in Folge einer dringenden Petition, welche sämmtliche erwachsene Bürgerinnen bei dem Ministerium eingereicht hatten.

„Das ändert die Sache“, sagte meine Fürstin und „die böse Balsamine!“ rief die Prinzessin Olga von Neuem.

Tulifäntchen folgt seiner Gemahlin heimlich in die Kirche, versteckt sich hinter einen Pfeiler und lauscht und späht. Balsamine, die sich allein glaubt, bricht in Thränen und Klagen aus und zwar vor der Rüstung des Riesen, die man im Chor als Trophäe aufgehängt hat, um sie Sonntags dem Volke zu zeigen. Der erzürnte Gatte klettert behende in den Helm hinein und meint, seinen Ohren nicht zu trauen, als er die folgenden Worte seiner theuren Ehehälfte, die ihm aber leider gar nicht mehr theuer ist, vernimmt: „O Schlagadodro! Mein Kummer ist stets derselbe, wie meine Sehnsucht nach Dir. Du warst von jeher meine einzige Liebe . . .“

„O Zeit, die mich entzückte,
Bis, Colossaler, Dich die Mau'r erdrückte!
Du armer Rest der Größe,
Zerschmettert durch des bösen Schicksals Stöße!“

„O Schlagado —“ Doch nun bezwingt sich Tulifäntchen nicht länger und erscheint wüthend im Visir des Helms und wirft der Gattin ihre Untreue und zugleich ihr albernes Gebahren vor:

„Ein abgeschmacktes Feuer
Für jenes dumme, todte Ungeheuer!
O unermeßne Schande
Von Micromona, von dem ganzen Lande!“

Im ersten Moment ergreift die Prinzessin ein jäher Schreck, weil sie sich entdeckt und verrathen sieht, aber sie faßt sich schnell und spielt ihrerseits die Verletzte . . .

„Ha! Schimpf von Dir entboten,
Schimpf von dem Zwerge meinem großen Todten!“

Das ist zu viel! Wildentflammt springt Tulifäntchen herab, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn ihn nicht Balsamine geschickt aufgefangen und in die Tasche gesteckt hätte.

„Stürzt Pfeiler, kracht Pilaster!“

schreit der Held in der Tasche . . .

„Sie stehen unerschüttert auf dem Pflaster!“

antwortet die Prinzessin spöttisch . . .

„Errettet mich, ihr Sterne! —
Von einem Zwerge wandeln sie zu ferne.“

und damit trägt ihn die böse Frau nach Hause, Rache brütend und Arges sinnend.

Schmach und Verzweiflung! Wie es so oft im Leben und in den Feenmärchen immer ist, daß nämlich erst Noth und Gefahr, Sturm und Verderben über den Helden hereinbrechen müssen, damit er geläuterter und edler aus dem Kampfe hervorgehe und der leuchtenden Apotheose würdig werde — so war es auch hier mit Tulifäntchen der Fall.

Ganz Micromona ist in Aufruhr, durch alle Gassen rennt es, fragt es, lamentirt es, Angst und Bestürzung auf allen Gesichtern, die gesammte Polizeimannschaft (denn mit der Rückkehr der Männer kehrte auch diese Segnung eines wohlgeordneten Staates zurück) ist auf den Beinen und sucht und späht und visitirt; der Ministerrath ist in Permanenz, die Hofdamen ringen die Hände und legen bereits Trauer an, überall nur Ein Nothschrei, Ein Klageruf:

„Ach, wo blieb der kleine König,
Wo der Held, Don Tulifäntchen?"

Der Arme saß sicher und wohlverwahrt, aber gefangen und eingesperrt, ach, von der pflicht- und ehrvergessenen Gattin selber und wo? Kein Mensch ahnt die Schwärze der Unthat und zu welchen abscheulichen Mitteln ein leidenschaftliches, in seiner Eigenliebe verletztes Weib greifen kann, um sich zu rächen.

„Um Gotteswillen!" rief die Prinzessin Olga in lebhafter Hast, „was ist denn passirt und wo sitzt er denn?"

„Kind!" unterbrach sie die Gräfin, „ereifre Dich nicht und ängstige Dich nicht, es ist ja nur ein Märchen."

„Aber schrecklich genug, Mama", fügte meine Fürstin hinzu, „schrecklich genug."

Ich hatte unterdessen, nach Art aller großen Redner, wenn sie den rhetorischen Klimax erreicht haben, mein Taschentuch herausgezogen und mir die Stirn gewischt, auch einen Schluck Zuckerwasser genommen und fuhr nun, solchergestalt gestärkt, fort: Balsamine besaß einen Lieblingsgimpel, der gestorben war, und zwar, mit Erlaubniß zu sagen, am Pipse. Oben am höchsten Thurme des Schlosses hing der leere Käfig, mit welchem schadenfrohe Winde spielten . . .

„Menschenschicksal! Was ist Größe,
Die der edle Muth sich anträumt?
Vogelkäfig! Messingkäfig;
In dir stak der kleine König,
Stak der Held, Don Tulifäntchen!"

Die Prinzessin verhöhnte ihn noch: Jetzt hilf Dir selbst, Fliegentödter, Mauerstürzer, Riesensieger; wie behagt Dir dieses Lustschloß? Warte nur, morgen hol' ich Dir Gesellschaft, Meise, Zaunkönig und Zeisig, blanke Hanfsaat sollst Du haben und dein Schälchen mit frischem Wasser gefüllt . . .

„Vögelchen soll mir nicht darben;
Sprach's und schlug das Fenster zu."

Was antwortete Tulifäntchen auf alle diese Beschimpfungen und Schändlichkeiten? Nichts sagte der großgesinnte Jüngling; starr und stolz, stumm und ohne Seufzer schwieg der Held. Aber als er allein war, reifte ein gewaltiger Entschluß in seiner Seele . . .

„Klein erschufen mich die Götter,
Aber kleinen Herzens nicht."

Die Nacht brach herein und die kalten Sterne blitzten mitleidslos herab auf den Gefangenen. Mit unendlicher Mühe stemmte er sich gegen die Fallthür seines Kerkers und hob und schob sie in die Höhe. Darauf riß er sein gutes Federklingschwert aus der Scheide, küßte es und warf es in die Tiefe, trat alsdann selbst an den Rand und schaute festen Blickes hinab in den gähnenden Abgrund. — —

Hoch im Osten zog eine zarte, silberblühende Wolke vorüber; sie sah den Jammer des Helden und begriff sofort, daß er bei seinem ritterlichen Charakter einen freiwilligen Tod einem Leben voll Spott und Schande vorziehen würde. „Auf, zu der Fee Libelle!" rief die Wolke, „hier gilt es, nicht zu zögern . . .

„Wind, mein schnelles Roß, wo bist Du?"

Der Wind kam herangeschnoben, sie schwang sich auf seinen Rücken und jagte blitzschnell davon.

Auf der Elfenwiese, an dem erlengrünen Hügel, den wir bereits kennen, feierte die Fee gerade mit ihrem Hofe das Fest der Johannisnacht. Sie saß im Kelch der rothen Tulpe, zu ihren Füßen spielte

„Der tonkundigen Cicaden
Auserwählteste Kapelle
Stücke von den besten Meistern",

und um sie herum tanzten auf dem sammtenen, blumigen Plan die Gnomen und Nixen den Thauperltanz . . .

„Sicher, ohne je zu fehlen,
Hüpften sie von Perl' zu Perle;
Keine Perl' zerfloß erschüttert,
Nicht einmal erbebt ein Perlchen
Von dem Druck der Lilienfüße."

Die Feuerwürmer, als glühende Excellenzen, gingen ernsthaft durch des Reigens Mitte, „Fackelträgerdienst versehend."

Da auf einmal kommt hoch vom Himmel herab die silberblühende Wolke, tritt hastig in den Kreis der Tanzenden und spricht vorwurfsvoll zu der Fee:

„Wie? Du feierst frohe Feste?
Wie? Du schaust den Thauperltanz?
Und Dein Held, Don Tulifäntchen,
Steckt im Vogel-Messing-Käfig,
Eingesperrt von der Gemahlin,
Der lavendelduft'gen Fürstin!"

Diese Schreckensnachricht erregte allgemeine Bestürzung, denn der Held war ob seiner milden, adeligen, feinen Sitten hochbeliebt im ganzen Elfenreiche. Die glühenden Excellenzen wurden vor Betrübniß dunkel, die Cicaden stellten ihre Musik ein und die Libellen standen zagend. Die jüngste und lieblichste von ihnen fiel sogar mit leisem Schrei in Ohnmacht,

„Rosalindchen hieß das weiche,
Schöne Kind voll Sympathie.
Lang' schon ihre stille Liebe
War der Held, Don Tulifäntchen."

Fee Libelle richtet sich in ihrem Tulpenthron auf und befiehlt den Pagen, dem Kutscher, dem rauhen Bärenschmetterling, zu sagen, er solle sogleich den Flügelwagen mit den sechs Hirschkäfern schirren, denn es sei kein Augenblick zu verlieren. Ach, die Pagen kommen angstvoll zurück: der Kutscher

hat sich im gestohlenen Blüthenpunsche übernommen und liegt, zum Exceß betrunken, schnarchend im Stalle. „Du siehst, wie es mir geht", Cousine, wendet sich die Elfenkönigin zur Silberwolke, „wie wär's, wenn Du mich diesmal befördertest?" Von Herzen gern, war die Antwort . . .

„Komm mit Deinem ganzen Hofstaat
Platz für Alle hat mein Roß."

Und nun schwang sich die duftige, phantastische Gesellschaft, Gnomen, Nixen, Cicaden, Libellen, die wieder glühend gewordenen Excellenzen nicht zu vergessen, auf das Roß und in den Schooß der Wolke; aber in der Mitte saß die Fee und hielt in ihren Armen das mitleidsvolle Bräutlein.

So ging es hin durch die Mondnacht, wie ein Pfeil nach Micromona.

Tulifäntchen stand unterdessen noch immer am Rande des Käfigs und schaute in den Abgrund. Selbst dem Muthigsten, und wir wissen es längst, daß unser Held zu ihnen gehörte, mag im letzten entscheidenden Moment ein flüchtiges Zaudern kommen, nicht der Furcht, sondern der ernsten Sammlung an den Pforten der Ewigkeit. Endlich, das Haupt bereits vom Flügelschlag des Todes umrauscht, ruft er aus:

„Nicht geziemt es, wild zu prahlen,
Aber sagen darf ich kühnlich:
Ich bin größer als mein Leib!
Heilen durch das letzte Mittel
Wir die Wunden unsrer Ehre!
So empfang', du grause Tiefe,
Mein zerschmettertes Gebein!"

Sprach's — und sprang, und stürzte, stürzte . . .

„Luftumpfiffen, tiefer, tiefer,
Gräßlich haltlos! schwindeltodt!! —"

Glücklicherweise war aber die silberblühende Wolke mit dem gesammten Elfenhofstaate unter dem Thurme angelangt und Tulifäntchen stürzte, anstatt in den düstern Abgrund des Todes, auf den weichsten, zartesten Flaum und als er erwacht und sich umschaut, befindet er sich im Schooß seiner Schutzgöttin und blickt in Rosalindchen's süße

„kleine, himmelstrunkne Aeuglein."

Seliges, seliges Ende! Bei den Deinen bist Du jetzt, tönt es von allen Seiten, bei den Deinen, flüstert ihm das Bräutlein wonneverheißend zu. Deine irdische Laufbahn hast Du vollendet, ewige Jugend kostest Du nun in dem schönen,

„traumessel'gen, grünen, tiefen,
Wunderblüh'nden Reich der Geister!"

Die Wolke, in einen Feenpalast verwandelt, schwebt prachtverklärt empor; sie schwebt und schwebt, bis sie im Azur verschwindet.

„Nicht auf Erden mehr gesehen
Ward der Held, Don Tulifäntchen.""

Napoleon I. vor dem Richterstuhl der Geschichte.

Die Zeit ist endlich gekommen, um diesen Mann, der sein Jahrhundert mit Blut und Jammer erfüllte, der Frankreich und die Welt um die kostbaren Errungenschaften der Revolution beraubte — die Zeit ist gekommen, sagen wir, um ihn seiner legendenhaften Glorie zu entkleiden und dem nüchternen Urtheil in seiner eigensten Gestalt zu zeigen. Heute, wo wir, will's Gott, zum letzten Mal die verderbliche Saat aufgehen sehen, die von der langen Hand er weithin gestreut: heute begreifen ihn Alle. Mit dem Erscheinen Napoleon's ist ein Princip in die Geschichte gekommen, das bis zu einem solchen Umfang ihr vorher unbekannt gewesen; ein System der Lüge, der Selbstsucht und aller schlechtesten Eigenschaften, die mit dem täuschenden Licht von Heldenthum umgeben, der Moral der Völker gefährlicher zu werden drohten, als sie es ihren Interessen, der friedlichen Entwicklung ihres Vermögens und ihrer Kräfte geworden sind. Die Herrschaft des Tyrannen, der ein Feind der Menschheit ist, kann immer nur von einer gewissen Dauer sein; denn immer noch, wie in den Kindertagen des Glaubens, kämpfen Ormuzd und Ahriman mit einander, und der Gott des Lichtes wird den Dämon zuletzt besiegen. Aber wie viele Opfer verschlang der Moloch, so lange er lebte, und welcher Opfer bedurfte es noch, um ihn zu stürzen! Mit der Hälfte, mit dem vierten Theil der Mittel, welche nöthig waren, um die Menschheit von ihm zu befreien, hätte man Welten glücklich machen, Wüsten in Paradiese verwandeln und volkreiche Städte aus dem Nichts entstehen lassen können. Und er — that er nicht von alle Dem das Gegentheil? That er nicht Alles, um Welten unglücklich zu machen, Paradiese zu verwandeln in Wüsten und volkreiche Städte in Nichts? Und alles Dies, wenn es schlimm gewesen, war doch nicht das Schlimmste. Die Vandalen haben auch geplündert und gesengt. Attila war die Geisel des Menschengeschlechts. Aber die Vandalen kamen nicht im Namen einer „Idee", noch umgab Attila sein Haupt mit dem falschen Schimmer des Ruhmes — sie waren Barbaren und sie wollten nichts Anderes sein. Aber die Napoleonische Lüge hat das Verhältniß umgekehrt. Indem der Napoleonismus seine Barbarei, seinen unersättlichen Hunger nach Macht, seine grenzenlose Selbstsucht mit Vorwänden vergoldete, die er der Tugend entlehnte, kränkte er die Tugend und verblendete die Völker, sein eigenes und die fremden, die er zu den Opfern seines Größenwahnsinns erkoren. Es giebt eine furchtbare Sage, daß gewisse Kranke nur zu retten seien, wenn sie sich in einem Bade frischen, reinen und noch warmen Menschenblutes verjüngen. Eines solchen Bades glaubt Napoleon zu bedürfen, um sich und seine Familie zu retten — und siehe da, von den Eisfeldern Rußlands bis hinab zu den sonnigen Küsten des

Mittelmeeres steht Europa knietief in Blut! Die Reichthümer beider Zonen und die Hekatomben dreier Welttheile reichen nicht aus, um die Abgründe dieser teuflischen Selbstsucht zu füllen. Er, er und er allein mit seiner Dynastie stehen im Mittelpunkte des Universums. — Ludwig XIV. sagte nur: „Der Staat bin ich“; er sagt: „Die Welt bin ich“, und wenn die Wahl zwischen ihm und ihr ist, so werden Hunderttausende zur Schlachtbank geführt. Und alles Dies mit der glänzenden Ironie des Ruhmes zu bedecken! O Ruhm, was bist Du? Machst nur Du, nur Du allein den Unterschied zwischen dem Verbrecher und dem Helden? „Er hatte von seiner Jugend auf ein gewisses Ideal von Größe“, sagt man von Napoleon. Aber hatte nicht auch der Mörder von Pantin, dessen letzte Augenblicke vor wenigen Wochen erst in diesen Blättern die Meisterhand Turgéniews gezeichnet, hatte nicht auch er „ein gewisses Ideal von Größe?“ Wollte nicht auch er berühmt sein, sich auszeichnen, und gab nicht auch er, Angesichts der Schrecken des Todes, eine unerschütterliche Ruhe kund, die von Napoleon auf der Brücke von Arcole nicht übertroffen, und unter dem Pachthof von Belle-Alliance nicht erreicht ward? Gebt ihm statt des Hackemessers einen Degen, statt der sieben Ermordeten siebenmalhunderttausend und statt der Guillotine ein Denkmal bei den Invaliden: und Ihr habt einen Helden fertig, der sich in aller seiner „gloire“ mit Napoleon messen kann!

Schon längst hat man, in unserer eigenen Nation, sich daran gewöhnt, diesen Mann, bei dessen Beurtheilung, in echt deutscher Generosität, der Haß noch immer mit der Bewunderung stritt, in seinen innersten Motiven zu erkennen. Die kräftige Hand unseres wackern Schlosser und die ruhig-überzeugende Darstellung des zu früh gestorbenen Häusser haben längst bei der lesenden und denkenden Classe unseres Volkes jenen Zauber zerstört, welchen der Name Napoleon vielleicht zu sehr noch auf die große Masse geübt hat. Allein auch sie wird jetzt und für immer von diesem Irrthum befreit werden; ist doch sie vorzüglich berufen, sie, die aus den Söhnen unserer Bauern und unserer Handwerker besteht, die letzte Consequenz dieses Irrthums in blutigem Ringen zu vernichten.

Mittlerweile hat sich in Frankreich selbst ein Umschwung vollzogen. Wenn nicht in Abrede gestellt werden darf, daß das Geschichtswerk jenes Mannes, der, als der Letzte, fast erdrückt von den Schmähungen der Majorität, und doch aufrecht gehalten von seinem Gewissen, auf der Tribüne des Gesetzgebenden Körpers vor diesem ungerechten Kriege warnte — daß die „Geschichte des Consulats und Kaiserreichs“ von Thiers das Meiste dazu gethan hat, das zweite Kaiserreich möglich zu machen: so muß andererseits gesagt werden, daß nicht fünfzehn Jahre, nachdem es durch ein Verbrechen (größer als irgend eines, das im ersten verübt) wieder hergestellt worden, ein anderes Werk erschien, welches darauf berechnet ist, im eignen Lande die napoleonische Tradition zu zerstören — diese Tradition, auf welcher das Kaiserreich ruht und mit der es fallen wird. Dieses Werk, welches wir unseren gegenwärtigen Betrachtungen zu Grunde

legen, ist die „Geschichte Napoleon's I." von Lanfrey*). Der Gegensatz zwischen Thiers und Lanfrey präcisirt sich kurz dahin: daß Thiers der Napoleonischen Legende den Schein der Geschichte gab und daß man bisher das kritische Material nicht vollständig besaß, um ihn zu widerlegen; während Lanfrey dagegen dieses inzwischen bis zu einem gewissen Grade vollständig erschienenen Materials sich mit der ganzen Schärfe des Historikers und der ganzen Leidenschaft eines für die Wahrheit glühenden Mannes bemächtigt hat, um von der Napoleonischen Legende den letzten Fetzen ihres heroenhaften Aufputzes herunterzureißen, und darunter das Skelett in seiner grauenhaften Nacktheit zu zeigen. Wer aber gab ihm dieses Material? Es klingt unglaublich, aber es ist wahr: Napoleon III. Indem dieser Mann, der das blutige Erbe seines Oheims mit Hinterlist und Verrath antrat, und der, mit dem Fluche der Völker beladen, unter ihm erliegen wird, wie jener darunter erlag — indem Napoleon III. in einem Wahn der Eitelkeit und Selbstverblendung anordnete, daß in achtundzwanzig starken Bänden die Correspondenz Napoleon's I. gesammelt und veröffentlicht werden sollte, lieferte er dem Gegner die Waffen aus, die nicht anders als tödtlich für den Einen wie für den Andern sein können. Für den Einen: indem sie mit den eignen Worten des großen Verbrechers seine getäuschten Lobredner Lügen strafen; für den Anderen: indem sie uns durch das Exempel actenmäßig beweisen — wenn Jemand noch daran gezweifelt hätte! — welch' ein Abgrund von Verworfenheit sich unter dem Pompe Napoleonischer Redensarten verbirgt. Den ungeheuren Eindruck, welchen die Lanfrey'sche Darstellung Napoleon's in Frankreich machte, ermißt man wol am Besten aus dem Umstand, daß von seinen beiden ersten Bänden in drei Jahren sechs Auflagen, von den beiden bis jetzt erschienenen letzten in kaum einem Jahre fünf Auflagen verkauft worden sind — ein Umstand, der, mehr als Worte vermöchten, darüber aufklärt, daß Napoleon auf die Classe der Gebildeten in Frankreich nicht sonderlich zu rechnen haben wird.

Allein auch in der großen Masse des Volkes, in der ungeheuer verbreiteten Classe Derer, welche lesen, nicht um zu denken, sondern um sich zu unterhalten, hat der Napoleon-Cultus einen bittern und einflußreichen Gegner erhalten. Es sind die sogenannten „nationalen Romane" von Erckmann-Chatrian, die wir meinen. Dieses elsasser Dichterpaar, gebürtig aus Orten, deren Namen gegenwärtig wieder auf der Karte des Kriegsschauplatzes figuriren — diese Beiden haben es aus den Erzählungen ihrer Landsleute gehört, was es heißt, unter der Invasion eines Feindes zu leiden, der gekommen ist, um alles Unrecht und alle Schmach, die man ihm zugefügt, zurückzuzahlen! Das ist das Loos, das ist das Ende der Eroberer — zugleich aber auch die Strafe der Völker, welche sich willenlos und bestienhaft in den Kampf hetzen lassen, um zu kämpfen

---

*) Histoire de Napoléon Ier, par P. Lanfrey. Tomes I—IV. Paris, 1867—70. Charpentier. — Das Werk ist noch nicht ganz vollständig; der fünfte Band ist, wie man hört, unter der Presse. Eine vorzügliche deutsche Uebersetzung von Claire von Glümer erscheint in Berlin bei Sacco.

— wofür? Für den Ruhm! sagen ihre Gewalthaber; denn ihre Grenzen waren nicht bedroht. Ach — für den Ruhm! Nein, für den bettelhaften Ehrgeiz ihrer Herren, welche die murrenden Prätorianer mit Blut berauschen, mit Raub vollstopfen, welche den im Innern gährenden Hader ersticken müssen, indem sie einen äußern Feind heraufbeschwören — und alles Dies, um sich, sich allein auf einem gebrechlichen Throne zu halten, um ein ränkesüchtiges Weib zu befriedigen und einem unmündigen Knaben die Herrschaft zu sichern, die ihm dennoch entgehen wird! Mit Recht bemerkt Julian Schmidt in dem vortrefflichen Essay, welches er dem Werk der beiden Elsässer widmet und auf welches wir schon einmal hingewiesen haben, als wir nicht ahnen konnten, wie bald seine Wahrheiten sich handgreiflich bestätigen sollten: „In jeder Periode, wo sich ein plötzliches Zucken der Nationen bemächtigt, nehmen die Aufgeregtesten die Führung, die Besonnenen müssen wenigstens so thun, als wären sie von der Epidemie angesteckt. Es gehört Muth dazu, in solchen Zeiten dem Strom des herrschenden Gefühls offen entgegenzusteuern.“ Erst in dem vorigen Heft unserer Zeitschrift haben wir — und Gott weiß es, mit welcher Aufrichtigkeit! — diese Beiden unter unsren Mitarbeitern willkommen geheißen und in der Verbrüderung der geistigen Arbeit ein neues Pfand für den Frieden gefunden, welcher dem Fortschritt und Wohlsein der beiden Nationen so nöthig gewesen; aber es sollte nicht so sein und heute müssen wir sie, Franzosen wie sie sind, aufrufen, um Zeugniß abzulegen gegen den großen Schuldigen, der auf der Anklagebank der Geschichte sitzt!

Das Hauptmaterial der Anklage jedoch, wie wir schon oben bemerkt, finden wir in Napoleon's eigenen Worten, in seinen Briefen, Depeschen und Proclamationen, welche gegenwärtig in einer Sammlung von achtundzwanzig starken Quartbänden vorliegt, „veröffentlicht auf Befehl des Kaisers Napoleon III.“ *) Aus allen Archiven und Bibliotheken ließ er die Documente hervorsuchen und an's Licht stellen, bis sie, zu der Anzahl von 20,000 angewachsen, das wahre Bild dieses Mannes geben, wie es sich in der Wirklichkeit von Tag zu Tag ausgeprägt. Hier haben wir den Commentar zu seinen Thaten, ihre geheimsten Triebfedern und letzten Gründe: die versteckte Seele des Eroberers liegt hier geöffnet vor uns in ihrer schmutzigen Gemeinheit und unersättlichen Habgier. Hier nicht länger sucht das Verbrechen sich mit einem glänzenden Mantel tugendhafter Phrasen zu umhüllen: hier zeigt es sich nackt in seiner scheußlichen Gestalt. Die Lüge, der Meineid, der Raub und der Mord, die sonst nur im Verborgenen schleichen, treten hier auf am hellen Mittag. In den Berichten der zu Veröffentlichung dieser Correspondenz niedergesetzten Commission heißt es: „Möge Ew. Majestät bemerken, welcher Prüfung

*) Eine vorzügliche Auswahl des Wichtigsten in deutscher Uebersetzung enthält die „Correspondenz Napoleon's I. Im Auszug Deutsch herausgegeben von Heinrich Kurz. 3 Bde. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1868—70.“ Wir können dieses für die richtige Würdigung Napoleon's unerläßliche Werk unseren Lesern nicht angelegentlich genug empfehlen: es ist gleichsam die Geschichte Napoleons, geschrieben von ihm selber. Wo wir uns in unserm Text auf die Napoleonische Correspondenz beziehen, da liegt unseren Nachweisungen diese Ausgabe zu Grunde.

wir das Andenken Napoleon's I. unterwerfen: wir setzen alle seine Regierungshandlungen in volles Licht, wir decken das Geheimniß seiner innersten Gedanken auf. Welche Regierung in der Welt hat sich der Geschichte mit einer so vollständigen Offenheit gezeigt? Keine andere Regierung hat mit der nämlichen Freisinnigkeit, mit dem nämlichen Vertrauen in das Urtheil der Nachkommenschaft gehandelt." Nur zu bald jedoch sollte sich zeigen, daß Das, was Napoleon III. für „Freisinnigkeit", für „Vertrauen" hatte ausgeben wollen, nichts gewesen war, als ein ungeheurer Irrthum, ein folgenschwerer Selbstbetrug. Kaum hatte die Publication der Correspondenz begonnen, so gewahrte der gegenwärtige Kaiser mit Schrecken, daß kein historischer Charakter das Licht der so sehr gerühmten „vollständigen Offenheit" weniger ertragen könne, als derjenige Napoleon's I. Er hätte sich das übrigens selbst vorher sagen können. Der Effect der ersten sechszehn Bände war ein niederschlagender. Die Commission ward plötzlich abgesetzt und eine neue gebildet, im Jahre 1864, mit dem geheimen Auftrag, fortan „vorsichtiger" zu sein. Die letzten zwölf Bände der Sammlung, redigirt „in usum delphini" sind bei Weitem weniger compromittirend und daher auch bei Weitem weniger werthvoll, als die sechszehn vorangehenden: aber diese stehen da, fest und unverrückbar; kein Decret des Kaisers wird sie mehr von der Erde entfernen können, und die Geschichtschreibung hat sich ihrer bereits bemächtigt. Auf ihnen beruhen die vier ersten Bände der Lanfrey'schen Geschichte Napoleon's I., welche mit der namenlosen, an Spanien verübten Missethat abschließen und mithin den für uns wissenswerthesten und lehrreichsten Theil derselben umfassen. Denn mit dem Worte „Spanien" ist für Napoleon I. der Gipfel seiner Größe sowol, als seiner Verbrechen bezeichnet; bis dahin sehen wir ihn, von dem kleinen Artillerielieutenant, der er war, steigen bis zu der Höhe des Beherrschers der Welt und des Schiedsrichters ihrer Geschicke; von da ab jedoch wird ein kundiges Auge leicht schon die Linie entdecken, welche, leise zuerst, aber sicher, und immer unaufhaltsamer zum Sturz und Verderben führt. Nun aber ist es für die Beurtheilung seines Charakters unendlich viel wichtiger, die Mittel kennen zu lernen, vermöge deren er zu dieser grauenhaften Macht gelangt, als über die Fehler unterrichtet zu werden, durch die er sie wieder verlor; ganz abgesehen davon, daß Worte sie nicht beschönigen, noch unehrliches Verschweigen sie verheimlichen können: sie liegen klar und offenbar vor Jedermann. Vergeblich darum, daß die mit der Herausgabe der Correspondenz betraute Commission sagt: „Die Geschichte hat erzählt, was er gethan; aber sie hat nicht immer seine Absichten erkannt, sie ist nicht in das Geheimniß so vieler bewunderungswürdiger Combinationen gedrungen, welche das Schicksal vereitelt hat, so vieler großer Pläne, zu deren Ausführung nur die Zeit fehlte." Es ist nicht wahr; das „Schicksal" hat nichts vereitelt — die „Zeit" hat nicht gefehlt: es ist vielmehr der einmüthige, der gerechte Zorn einer empörten Welt gewesen, die den Schuldigen niederwarf, nachdem das Maß seiner Schuld zum Ueberlaufen gefüllt war. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist jetzt auch für Napoleon III. der

Moment der Abrechnung gekommen; allein auch er hat das Wort unseres Goethe bestätigen sollen von der Kraft, „die stets das Böse will und doch das Gute schafft“. Ausgezogen mit seinen Horden, um Deutschland zu spalten und zu zertrümmern, schafft er, wie mit Einem Zauberschlage, Deutschlands Einigkeit; und in der ausgesprochenen Absicht, durch die Veröffentlichung von Napoleon's Briefen „den Zauber, den er auf seine Zeitgenossen ausübte“, der Nachwelt zu vererben, „die allgemeine Verehrung, die seinem Andenken zu Theil wird“, zu einer Art von Dogma zu machen, „und endlich die unwiderstehliche Gewalt, mit welcher Frankreich seine Dynastie wieder auf den Gipfel des von ihm errichteten Gebäudes gestellt hat“ als eine Thatsache in die Geschichte einzuschwärzen: statt dessen erreicht er durch diese Publication nichts, als daß er — um mit seiner Commission zu reden: „die Spuren seines Gedankens in ihr wahres Licht“, und damit den Geschichtschreiber in den Stand setzt: jenen Zauber, so viel noch davon übrig sein mag, zu zerstören; jene „Verehrung“ (?) in ihr Gegentheil zu verwandeln und in der Zertrümmerung ihres Idols jener Dynastie das traurige Bild ihres eigenen Endes zu zeigen.

Der „13. Vendémiaire“, d. h. der 5. October, 1795, war der große Schicksalstag für Napoleon Bonaparte. Man war bereits auf ihn aufmerksam geworden und hatte ihn dem topographischen Bureau des Wohlfahrtsausschusses für die Leitung der Armeen attachirt; allein wegen eines von ihm ausgearbeiteten Feldzugsplans, von den älteren Generalen „als reif für das Irrenhaus erklärt“, war er wieder aus den Listen der activen Generale gestrichen. Dies geschah am 25. September Zehn Tage genügten, um aus dem „Irrenhauscandidaten“ den „Retter des Vaterlands“ zu machen. Es war der furchtbare Aufstand der Sectionen von Paris, den er am 5. October niederwarf. Der Convent war in der höchsten Bestürzung, als die ihm drohende Bewegung zum Ausbruch kam und beschloß die Verhaftung Menou's, des Führers der Truppen, der, anstatt die Meuterer zu entwaffnen, mit ihnen parlamentirte, und übertrug die Vollführung des Decrets an Barras. Dieser, welcher früher als alle Anderen den militairischen Genius Napoleon's erkannte und sein erster (wiewol späterhin mit schnödem Undank belohnter) Beschützer war, ernannte den jugendlichen „General außer Dienst“ zum Befehlshaber der Conventstruppen und das Weitere hören wir am besten in des Letztern eigenen Worten (Brief an Joseph Bonaparte, 14. Vendémiaire, 2 Uhr Morgens): „Alles ist zu Ende; mein erster Gedanke ist, Dir Nachricht von mir zu geben. Die in Sectionen eingetheilten Royalisten wurden von Tag zu Tag frecher. Der Convent gab den Befehl, die Section Lepelletier zu entwaffnen; sie schlug die Truppen zurück. Menou, der diese Truppen commandirte, war ein Verräther, wie man sagt; er wurde sogleich abgesetzt. Der Convent ernannte Barras zum Commandanten der betreffenden Macht; die Ausschüsse ernannten mich zum zweiten Commandanten ꝛc.“ Der moralische Sinn wird in dieser Darstellung bereits das Verschweigen der vollen Wahrheit, wenn nicht ein geflissentliches Abweichen von der

Wahrheit überhaupt erkennen. Diese wäre gewesen, zu sagen: daß er seine Ernennung der Fürsprache Barras' verdanke. Allein schon in diesem Augenblick fürchtete Napoleon die Last der Dankbarkeit und es sollte nicht lange dauern, so ging er weiter, um sie gänzlich zu eliminiren. Bis zum Erscheinen seiner Correspondenz nämlich glaubte man an folgenden Thatbestand dieses für Napoleon's ganze Zukunft entscheidenden Vorfalls, den er sich angelegen sein ließ, in dreifacher Version, namentlich durch Montholon und Las Casas, zu verbreiten, und deren jede, wie Lanfrey sagt, sich durch die bemerkenswerthe Sorgfalt auszeichnet, mit keinem Wort der Empfehlung Barras' Erwähnung zu thun, welche doch der einzige Grund seiner Ernennung gewesen. Napoleon's mündliche Erzählung, die sich auch in den Memoiren von St. Helena findet, lautet nun so: Er sei an jenem Abend im Théâtre Feydeau gewesen. Benachrichtigt von Dem, was sich ereignete, sei er in die Section Lepelletier geeilt, wo Menou mit den Aufständischen pactirte, habe dann dem Schluß dieser sonderbaren Scene beigewohnt, sich von da in den Convent begeben, um die Folgen zu beobachten. Man habe soeben die Verhaftung Menou's beschlossen und habe nun die verschiedenen Generale discutirt, welche man mit der Ausführung dieses Befehls betrauen könne. Da habe er nun, so erzählt Napoleon in seinen Memoiren, unter dem Auditorium verborgen, seinen eigenen Namen vor allen Anderen nennen hören und während fast einer halben Stunde bei sich überlegt, ob er den Auftrag annehmen solle. Nur des einfachen Vergleichs zwischen der obenangeführten Stelle seines Briefes und dieser Erzählung bedarf es, um nachzuweisen, daß diese halbe Stunde „patriotischer Beklemmung", die seinem Herzen so große Ehre gemacht haben würde, nicht minder eine Fabel, als es eine directe Fälschung ist, wenn er, unter dem Auditorium verborgen, seinen eigenen Namen vor den Anderen im Convent hat wollen nennen hören. Das Eine fällt mit dem Andern, wie der Nachsatz mit dem Vordersatz, und die Wahrheit ist: daß sein Name damals im Convent überhaupt nicht genannt worden ist, sondern, wie er selbst sagt, erst nachher in den Ausschüssen genannt worden sein kann, und auch da nur genannt ward, wie er absichtlich verschweigt, durch seinen Gönner Barras. Wir haben diesen ganzen an sich selbst ziemlich unbedeutenden Vorgang nur deshalb so weitläufig behandelt, um zu zeigen, daß schon beim Beginn seiner wunderbaren Laufbahn Napoleon durch eine Lüge sich in die Geschichte eingeführt hat. Die That an sich und ihr Erfolg bleibt davon unberührt: er kartätschte die Bürger von Paris nieder und sein Lohn war der Oberbefehl im italienischen Kriege. Nun war die Zeit für ihn gekommen, um jene Pläne selbst auszuführen, deren Entwurf ihm einst die Ungunst der alten Generale zugezogen. Er führte sie aus, zum Schrecken und zur Bewunderung der Welt, indem er den Kriegen der Republik einen neuen Charakter gab. Hatte die Republik bisher für eine, wenn auch vielleicht noch so sehr mißverstandene Idee Krieg geführt: so sprach Napoleon es sogleich ganz offen aus, daß seine Kriege nichts Anderes

sein sollten und nichts Anderes sein würden, als — Raub- und Plünderzüge. In seiner ersten Proclamation, bei Eröffnung des Feldzugs, datirt aus Nizza vom 27. 1796, heißt es: „Soldaten! Ihr seid ohne Kleider, schlecht genährt; die Regierung ist Euch viel schuldig; sie kann Euch nichts geben. Eure Geduld, der Muth, den Ihr mitten unter diesen Felsen zeigt, sind bewunderungswürdig; aber sie verschaffen Euch keinen Ruhm; es fällt kein Glanz auf Euch. Ich will Euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, große Städte werden in Eure Gewalt kommen; dort werdet Ihr Ehre, Ruhm und Reichthum finden. Soldaten der italienischen Armee, sollte es Euch an Muth oder Ausdauer fehlen?"

„Reiche Provinzen" und „Reichthum", das sind fortan die in allen seinen Proclamationen wiederkehrenden Zauberformeln, mit denen Napoleon seine Horden in den Kampf lockt. „Man hatte bis dahin", so bemerkt Lanfrey zu dieser Proclamation, „den republikanischen Soldaten oft von der Tyrannei gesprochen, welche zerstört, von der Freiheit, welche gerächt, von den Ketten, die zerbrochen werden sollten . . . aber niemals hatte man ihnen von Reichthümern gesprochen, die erworben werden sollten, niemals hatte man sich erlaubt, ihren Muth zu entflammen, indem man ihre Habgier reizte; sie hatten sich bis dahin nur durch ihre Selbstverleugnung und ihren Muth ausgezeichnet. Wenn man diese ersten Worte liest, welche der mächtige Verführer an die bewaffnete Demokratie gerichtet, so denkt man mit Trauer an die tollen und gigantischen Abenteuer, in welche er sie hineinziehen sollte, indem er einem Trugbilde der Größe folgte." Hatte der alte Kellermann nicht doch vielleicht Recht, als er beim Anblick von Napoleon's Kriegsplänen ausrief, daß ihr Verfasser reif für das Irrenhaus sei, und der alte Scherer, als er hinzufügte: daß Derjenige sie ausführen solle, der sie entworfen habe? Nun, die Welt hat zu ihrem Verderben erfahren, daß und wie er sie ausgeführt. Nicht acht Wochen nachdem er in der Proclamation an seine Soldaten ihnen Italien als Raub und Beute hingeworfen, erläßt er folgende Proclamation an das lombardische Volk (Hauptquartier Mailand, 19. Mai 1796): „Die französische Republik, die den Tyrannen Haß geschworen, hat zugleich auch den Völkern Brüderlichkeit zugeschworen. Dieser Grundsatz, der die republikanische Verfassung geheiligt hat, ist auch der der Armee . . . Achtung des Eigenthums und der Person, Achtung der Religion der Völker: dies ist die Gesinnung der Regierung der französischen Republik und der siegreichen italienischen Armee." Die Achtung vor der Religion zeigte sich zunächst darin, daß der Papst gezwungen wurde, öffentliche Gebete für den Erfolg der französischen Waffen anzuordnen, und die Achtung des Eigenthums gab sich darin kund, daß „einige von Roms schönen Denkmälern, Statuen, Münzen, Bibliotheken, silbernen Madonnen und Kirchenglocken" die Republik für die Kosten entschädigen sollten, die Napoleon's „Besuch" ihr verursacht. Millionen über Millionen ergossen sich in die leeren Staatssäckel, die kostbarsten Kunstschätze wanderten aus allen italienischen Städten, um

die Wände der Pariser Paläste, die nur noch ihres Cäsars warteten, zu schmücken; und noch bevor Napoleon der Republik den Gnadenstoß gegeben, hatte er sie moralisch schon getödtet. Immer jedoch, sowol jetzt als später, wo die verrathenen Republikaner längst schon in Napoleon den Usurpator und den Verbrecher an der Revolution sahen, verstand dieser es, mit den „glorreichen Ideen von 1789“ zu cokettiren; genau so wie sein Neffe, der andere Verräther an der Republik und der Revolution, von einer „civilisatorischen Mission“ spricht, wenn es sich nachgewiesenermaßen um einen Länderraub und Bruch des Völkerrechts handelt. Der Unterschied ist nur, daß man diese lügnerische Rhetorik jetzt als Das durchschaut, was sie wirklich ist; und obendrein ist sie Copie. Der dritte Napoleon ist in allen Dingen kleiner, als der erste gewesen; dieser hatte den Genius, wenn auch nur der elementaren Kraft, ohne jeglichen moralischen Halt und Zusatz, aber doch immer den Genius, vor dessen Wirkungen man schaudernd stehen bleiben mag, wie vor den Wirkungen eines vulcanischen Ausbruchs, einer Erderschütterung oder eines Sturmes auf hoher See. Der heutige Kaiser der Franzosen arbeitet mit kleinlichen Mitteln, wenn man sie mit denen seines gewaltigen Vorgängers vergleicht; und er hat außerdem das Unglück, daß Jedermann, der die Geschichte kennt, aus dem Präcedenz sogleich die Nutzanwendung zu ziehen vermag. Den Nationalitäten, die man unterjochen will, zu schmeicheln, verfängt heute nicht mehr; damals, in der Zeit des ersten Napoleon, war das Verfahren neu. „Wir sind die Freunde aller Völker“, ruft Napoleon in der Proclamation vom 20. Mai 1797 aus, in welcher er seinen Soldaten den Vormarsch nach Rom ankündigt; „und vorzüglich der Abkömmlinge der Brutusse, der Scipionen und der großen Männer, welche wir uns zu Mustern genommen haben.“ Sechs Tage später, in dem Brief an einen seiner Agenten, den er nach Corfu geschickt hatte, um diese Insel „reif“ zu machen, sagt er uns selbst, wie er dergleichen verstanden haben will. „Wenn die Einwohner des Landes“, schreibt er (Brief an den General Gentili, 26. Mai 1797), „Neigung zur Unabhängigkeit haben, so schmeicheln Sie ihrem Geschmack, und verfehlen Sie nicht, in den verschiedenen Proclamationen, die Sie erlassen werden, ihnen zu sprechen von Griechenland, von Athen und von Rom.“ In diesem, allerdings nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Schreiben giebt uns Napoleon sein ganzes Geheimniß preis, indem er uns belehrt über die Kunst, Proclamationen zu machen! „Der Verfasser der Proclamationen ist in diesem einzigen Worte enthalten“, sagt Lanfrey. Doch ist das bei Weitem noch nicht Alles; das bisher Unerreichte nach dieser Richtung hin zu thun war ihm in Aegypten vorbehalten. Von Brutus und Scipio, von Griechenland, Athen und Rom zu sprechen, mochte hingehen für einen General der Republik, die sich mit classischen Erinnerungen zu drapiren von Anfang an geliebt hatte. Doch nun höre man, was er in seiner Proclamation an die Bewohner Aegyptens (Hauptquartier Alexandria, am 18. des Monats Muharrem, im Jahre

der Hedschira 1213, d. h. am 2. Juli 1798) sagt: „Kadis, Scheiks, Imams, Tschorbadschis — auch wir sind wahre Muselmänner"*). Und worauf begründet Napoleon, nachdem er seine brüderliche Liebe zu allen Nationen der Christenheit bekannt, nun zuletzt seinen Anspruch, auch noch gar ein Sohn des Propheten zu sein? Man höre: „Haben wir nicht den Papst abgesetzt, der da sagt, daß man die Muselmänner bekriegen müsse? Haben wir nicht die Malteserritter vernichtet, weil diese Unsinnigen glaubten, Gott wolle, daß sie die Muselmänner bekriegten? Sind wir nicht in allen Jahrhunderten die Freunde des Großherrn gewesen (Gott möge seine Wünsche erfüllen!) und der Feind seiner Feinde? . . . Dreimal glücklich Diejenigen, die mit uns sein werden! ꝛc."

Mitten aus der ägyptischen Expedition, als es am schlechtesten um sie bestellt war, nach der vollständigen Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir, brach Napoleon plötzlich auf, um unerwartet auf dem Schauplatz der Ereignisse, in Paris zu erscheinen. „Hier wird das Schicksal der Welt zu entscheiden sein", hatte er in seiner räthselhaften Weise zu Murat gesagt. Das Geheimniß erkärt sich dadurch, daß er ein Packet Zeitungen erhalten hatte, die ihn über den Stand der Dinge in Europa aufgeklärt hatten, während alle Uebrigen, die mit ihm in Aegypten waren, nichts davon wußten.

Wenn man heute die Geschichte des Staatsstreichs vom 18. Brumaire (9. November 1799) liest, so kann man sich nur wundern, wie nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert später ein Bonaparte dasselbe Verbrechen fast ganz genau so wiederholen konnte! Man begreift nicht, wie der Mann des December emporkommen konnte durch all' jene fadenscheinigen Künste, bei welchen, wie man aus dem Beispiel seines Vorgängers so gut wußte, das Verbrechen nur sehr dürftig verhüllt war von der Intrigue. Man begreift nicht, wie die Monarchen Europa's, man begreift noch viel weniger, wie ein Mann gleich Jules Favre sich auch nur einen Augenblick dupiren lassen konnte, als er im Mai 1848 das Meiste dazu beitrug**), daß der „Bürger Louis Napoleon Bonaparte" für wählbar zur Nationalversammlung erklärt wurde. Das Verfahren beider Bonaparte's war in beiden Fällen ungefähr das nämliche. „Die Freiheit, der Sieg und der Friede", rief Napoleon I. in seiner Proclamation am 18. Brumaire aus, „werden der Republik die Stellung wiedergeben, die sie in Europa einnahm, und die sie allein durch Unfähigkeit oder Verrath verlieren konnte. Es lebe die Republik!" Und vier Jahre später gab es keine Republik mehr und Napoleon war Kaiser. — „Ich bin kein Ehrgeiziger", rief Napoleon III. in seinem

---

*) Wir können hier dem deutschen Herausgeber der Correspondenz Napoleon's den Vorwurf nicht ersparen, einen gefälschten Text übersetzt zu haben. Bei Herrn H. Kurz (Band II, S. 28) lautet die Stelle: „Daß wir wahre Freunde der Muselmänner sind." Das von Lanfrey gegebene Original hat die Worte: „Nous sommes de vrais musulmans" (I, S. 373).

**) Taxile Delord, Geschichte des zweiten Kaiserreichs. Deutsche Ausg. I, 64.

Wahlmanifest vom 27. November 1848 aus, „der bald vom Kaiserreich und vom Kriege träumt, bald von der Anwendung von Umsturztheorien . . . Sollte ich zum Präsidenten ernannt werden, so würde ich mich ganz und gar ohne geheime Absichten der Befestigung einer Republik widmen und . . . meine Ehre darein setzen, nach Verlauf von vier Jahren meinem Nachfolger die Staatsgewalt befestigt, die Freiheit unversehrt und im wahren Fortschritt vollendet zu hinterlassen"*). Aber „nach Verlauf von vier Jahren" gab es keine Republik mehr und Napoleon war Kaiser! — „Zwischen Euch und mir sei Wahrheit", hatte Napoleon an die Spitze seines politischen Glaubensbekenntnisses geschrieben. Wahrheit! — unparteiische, heilige Zeugin der Geschichte — niemals bist Du freventlicher verletzt, schmachvoller in den Staub getreten worden, als von diesem Geschlecht der Napoleoniden; und nicht eher wirst Du versöhnt Dein göttliches Haupt wieder erheben können, als bis sie, die Dich tausendmal frech verleugnet, der Strafe der Vernichtung anheimgefallen sind. Erst dann kann, mit der Wahrheit zugleich, die Freiheit wieder einziehen in die verlassenen Stätten und Beide zusammen werden mit dem Frieden ein glücklicheres Geschlecht sehen auf Erden! Fürwahr, man fühlt sich versucht, dem freiwilligen Verbannten der Insel Guernsey wie ein ihm zugefügtes Unrecht jeden Verdacht abzubitten, der in seiner bittern Unversöhnlichkeit etwas Anderes hat sehen wollen, als den Abscheu gegen das Verbrechen und den Protest gegen den zeitweiligen Erfolg desselben.

Wiewol Deutschland zuletzt immer mehr das ausgesuchte Feld von Napoleon's I. Willkür ward, unsere Fürsten ein Spielball seiner Launen, unser Volk ein Fußschemel seiner tyrannischen Gelüste: so haben wir Deutsche doch am Ende den meisten Vortheil davon gehabt. Die schlimmste Zeit der Erniedrigung ging der glorreichsten der Erhebung voran; aus den Trümmern der Kleinstaaterei ging zuerst jener Einheitsgedanke hervor, der sich jetzt unter dem gegenwärtigen mörderischen Angriff auf unsere Ehre und unsere Grenzen zu vollenden scheint. Man wird die Feuersbrunst darum nicht segnen, welche eine alte baufällige Stadt zerstört, wenn man auch die neue, die daraus erstanden, schöner findet und besser darin wohnt. Napoleon I. zerstörte das alte, baufällige deutsche Reich; und wir trauen auf Gott, daß Napoleon III. den letzten Schlag gethan haben möge, um das neue deutsche Reich in all' seiner Herrlichkeit auferstehen zu machen. Das Werk von 1813 und 1815 vollendet sich heute; nur mit dem Unterschied, daß unser Volk um die politische Bildung von so viel Jahren reifer und unsere Fürsten im Vollgefühl dessen, was sie an einem solchen Volke haben und einem solchen Volke schuldig sind, sich nicht erst demüthigen ließen, bevor sie zu siegen wagten.

Ein englischer Kritiker von Lanfrey's Buch über Napoleon**) macht

*) Ténot, der Staatsstreich. Deutsch von Arnold Ruge, S. 10 u. 11.

**) Quarterly Review, April 1870; abgedruckt in der sehr empfehlenswerthen Sammlung „English Essays" (Hamburg, Otto Meißner, 1870), vol. III. p. 252 ff.

die richtige Bemerkung, daß Letzterer niemals in dem englischen Sinne des Wortes ein „Gentleman" gewesen sei. Wenn man einen Gesandten in jedem Sinne als den Repräsentanten seines Souverains ansehen darf, so würde man im Hinblick auf die bekannte Rohheit, die der Graf Benedetti sich in Ems gegen das gekrönte und das greise Haupt des Königs von Preußen zu Schulden kommen ließ, eine ähnliche Behauptung über Napoleon III. kaum unterdrücken können. „Ihm fehlt", sagt der englische Reviewer von Napoleon I., „jene Delicatesse, Generosität und feine Bildung sowol in der Selbstbeherrschung und Selbstachtung, als auch in der Rücksichtnahme für die Gefühle Anderer, welche in diesem complicirten und niemals übersetzten — wir glauben unübersetzbaren — Worte (Gentleman) enthalten sind." Oder, um für den unübersetzbaren englischen Ausdruck einen gleich unübersetzbaren, aber ebenso verständlichen französischen zu geben: er war von Anfang an und ist bis zu seinem Ende ein „parvenu" gewesen und geblieben. Seine Briefe an Fürsten — wie sie die vorliegende Sammlung in großer Zahl umfaßt — haben nichts Würdevolles; in einigen tritt seine ganze Brutalität, in den meisten aber nur jene lächerliche Eitelkeit hervor, die sich kindisch zu freuen scheint, wenn er, der Sohn des Volkes (das er übrigens schmählich verleugnet), irgend einen Souverain „mein Herr Bruder" oder „mein Herr Vetter" nennen kann. Man stelle doch diesem kleinlichen Zug in Napoleon das große, das eherne Bild Cromwell's gegenüber, das man so oft und ungerecht mit Ersterm verglichen hat! Man lese, wie Cromwell an den König von Frankreich, Ludwig XIV., schreibt; man lese seine Briefe an den Papst! Da ist keine Spur jener erbärmlichen Cordialität mit Fürsten (die, wie Georg III. und der Kaiser von Oesterreich im Jahre 1799 gar nicht einmal etwas davon wissen wollten); sondern in jedem Worte ist der Stolz einer großen und freien Seele, die im Namen einer großen und freien Nation ebenso peremptorisch spricht, wo sie sich an die mächtigen Unterdrücker wendet, als sie (zum Beispiel in den Briefen an die Schweizer Cantone) sich freundlich und hülfreich beweist, wo sie die Partei der Unterdrückten ergreift. Napoleon I. fehlte Eins und fehlte Alles, um mit Cromwell verglichen werden zu können: die Sittlichkeit. Man hat es in den neuen Staatsschriften, die Frankreich gegen Preußen gerichtet, für gut befunden, das Wort unseres leitenden Staatsmannes: „Macht geht vor Recht" mehrfach gegen uns zu deuten. Nun, auch wir sind keine Verehrer dieses Wortes, obwol es in dem Zusammenhang, in dem es gesprochen worden, wol anders gedeutet werden mochte, als jetzt, wo man es aus diesem Zusammenhang herausgerissen hat. Indessen, die schlimmste Deutung zugegeben: es liegt doch wenigstens eine Anerkennung des Rechtes darin. Wo aber wäre bei den Napoleoniden vom Rechte überhaupt die Rede? Nicht der Analyse von Napoleon's I. Charakter in Lanfrey's Buch hätte es bedurft, um darzuthun, daß sogar der Idealismus des Ruhms, wie wir ihn etwa bei Alexander dem Großen finden, diesem Manne fremd gewesen. „Wonach er trachtete, das war Macht, Herrschaft, Souverainetät, Absolutismus; Königen und Gemeinwesen zu dic-

tiren, nationale Unabhängigkeit und Selbstbestimmungsrecht zu vernichten, im Stande zu sein, wie Rienzi, sein Schwert nach den drei Seiten der Welt zu neigen und auszurufen: „und dieses auch ist mein!“ — Barbarischer als die Barbaren, überlieferte er die Frauen und Töchter der gefangenen oder besiegten Fürsten nicht der körperlichen Schändung: aber er that ihnen seelische Gewalt an, die vielleicht noch tiefer schmerzte. Man lasse sich's von Lanfrey noch einmal erzählen, was wir ja freilich selber nur zu gut behalten haben: „Er verlangte die Prinzessin Augusta von Bayern, welche mit dem ältesten Sohn des Kurfürsten von Baden verlobt war, für seinen Stiefsohn Eugen und die Tochter des Kurfürsten von Württemberg für Jerome (den er selber niemals anders nannte, als „le petit polisson“). Seine ersten Anträge wurden mit Indignation abgelehnt. Alle diese Fürsten stießen mit einem geheimen Schauder die Hand zurück, welche noch rauchte von dem Blute des Herzogs von Enghien. Aber nach Austerlitz sind die Rollen vertauscht: Napoleon bittet nicht mehr, sondern er zwingt. Er spricht nicht mehr als ein Alliirter, sondern als ein Herr. Die Prinzessin Augusta, von ihrem Verlobten fortgerissen, wird an einen Mann verheirathet, welcher nicht mehr befragt worden ist, als sie selber, und welcher nichts von ihr kannte, als ihr Portrait auf einer Porzellantasse. Der Verlobte selbst aber wird gewaltsam vereinigt mit der Prinzessin Stephanie von Beauharais, und, um Alles zu krönen, wird Jerome, welcher in Baltimore mit einer ehrenhaften und ausgezeichneten, wiewol allerdings nicht adeligen Dame*), von welcher er bereits ein Kind hat, verheirathet war, entheirathet (démarié) und wieder verheirathet auf Einen Schlag.“

Der IV. Band von Lanfrey's Geschichte Napoleons schließt mit den spanischen Greuelthaten, in welchen, wie der Geschichtsschreiber sagt und die Correspondenz in geradezu cynischer Weise bestätigt, jede Gattung moralischer Schlechtigkeit — Verrath, Falschheit, Unmenschlichkeit und grauenhafte Verhöhnung des Rechtes — enthalten ist. Man erinnert sich der nackten Thatsachen zu genau, als daß sie hier wiederholt zu werden brauchten. Man weiß, daß er die spanischen Bourbonen in einen Hinterhalt lockte, wie nur irgend ein Räuber es hätte thun können; daß er aber, verworfener und unredlicher, als selbst ein Räuber es vermocht hätte, das Lösegeld nahm und die Personen darnach nicht freigab. Der König von Spanien starb in der Verbannung, der Kronprinz blieb bis zur Restauration Napoleon's Gefangener und Joseph Bonaparte bestieg den Thron! Allerdings sagte Joseph, daß er seines Lebens nicht sicher sei, und als Napoleon ihn beruhigen wollte: „Nein, Sire, die ehrbaren Leute sind nicht mehr für mich, als die Schurken. Sie irren sich: Ihr Ruhm wird an Spanien zu Grunde gehen.“

Und damit hatte Joseph die Wahrheit gesagt. Es ist hinlänglich bekannt, daß Spanien für Napoleon I. verhängnißvoll ward, wie sein

---

*) Die bekannte Madame Bonaparte-Patterson, deren Tod neulich die amerikanischen Blätter meldeten.

Fatum. Dort zuerst entzündete sich jener Volkskrieg, der immer weitere, immer ungeheurere Dimensionen annahm, bis er zuletzt den ganzen Welttheil umfassend, das napoleonische Gebäude unter der Wucht der alliirten Heere begrub. Das Lanfrey'sche Buch geht noch nicht so weit; aber wir haben die Correspondenz vor uns, um den Schluß der entsetzlichen Katastrophe übersehen zu können.

Hier ist die „Erklärung an das französische Volk", datirt vom 22 Juni 1815 und aus demselben Palais Elysée, in welchem sechsunddreißig Jahre später der andere Napoleon seinen Staatsstreich plante:

„Franzosen, als ich den Krieg begonnen, um die Nationalunabhängigkeit zu behaupten, zählte ich auf die Vereinigung aller Anstrengungen, aller Thätigkeit und auf die Mitwirkung aller Nationalbehörden. Ich hatte Grund den Sieg zu hoffen und ich hätte allen gegen mich erlassenen Erklärungen der Mächte Trotz geboten.

„Die Verhältnisse scheinen geändert.

„Ich biete mich dem Haß der Feinde Frankreichs zum Opfer an.

„Mein politisches Leben ist zu Ende und ich proclamire meinen Sohn unter dem Namen Napoleon II. zum Kaiser der Franzosen . . ."

Man kennt das Ende. Die „Feinde Frankreichs" wurden von den Parisern, von der ganzen Bevölkerung mit Jubel als Befreier von einem mehr als fünfzehnjährigen Militairdespotismus und allen seinen Schrecken begrüßt, und „Napoleon II." starb als Herzog von Reichstadt in Wien.

Was wird das Loos Napoleon's III. nach einer neuen Schlacht von Waterloo werden, rühmlicher und vortheilhafter für uns, wenn wir sie ohne die Hülfe der Engländer gewinnen?

Wer mag es sagen?

Aber ich muß gestehen, daß es mich mit einem eigenthümlichen Zukunftsschauer durchrieselte, als ich dieser Tage (26. Juli) den Brief eines Franzosen in der „Neuen Freien Presse" las — eines Franzosen, der nicht zu den Gesinnungsgenossen Rochefort's gehört, sondern als „gesinnungstreues Mitglied der entschieden demokratischen Partei" bezeichnet wird und der deutschen Sache gar nicht besonders wohl will. In diesem Briefe findet sich folgende Stelle: „Es versteht sich von selbst, daß ich nicht eine Niederlage der französischen Waffen in Aussicht nehmen kann; aber ich muß deshalb nichts destoweniger zugestehen, daß, wofern, eine einzige Niederlage uns beschieden sein sollte, sie im Innern noch gewichtigere Folgen nach sich ziehen würde, als diejenigen sind, die nach Außen die Folge davon wären. Die Freiheit würde ihr Haupt wieder erheben und die gefährdete Nation würde sich wieder ihrer Rechte, zugleich mit der Verantwortlichkeit, selber für ihre Erhaltung zu sorgen, bemächtigen."

Gott sei mit den deutschen Waffen! Ihr Sieg bedeutet die Wiederherstellung der Wahrheit, die Sicherung der Freiheit und den Frieden der Welt.

Julius Rodenberg.

Unsre Führer und Helden.

Wie in Zeiten plötzlich hereinbrechender Drangsal alle Glieder derselben Familie sich um ihr Oberhaupt sammeln, von seiner bewährten Kraft und Einsicht Hülfe und Rettung erwartend: so haben sich in diesen ewig denkwürdigen Tagen, in denen einer der großartigsten geschichtlichen Processe sich vollzieht, alle Glieder der großen deutschen Volksgemeinde, vom Gestade des Meeres bis zu den schneebedeckten Alpen, um Einen Mann geschaart, daß er ihnen Führer, Vater, König und Erretter sei:

König Wilhelm von Preußen.

Mag die Geschichte auch noch so viele erhebende Momente hingebender Vaterlandsliebe, freudiger Opferwilligkeit, todesmuthiger Kampfesbegeisterung aufzuweisen haben —: die Einmüthigkeit mit der in diesen Tagen alle Herzen in heiliger Liebe zum Vaterlande erglühen, hat niemals ihres Gleichen gehabt. Und wie in diesem Gefühle alle redlichen Herzen gleichsam mit einem Schlage empfanden, so einig waren sie in der ehrfurchtsvollen Liebe, im unbegrenzten Vertrauen zu dem königlichen Feldherrn, der ihr Führer sein sollte. Kraft dieser Liebe, Kraft dieses Vertrauens, hat König Wilhelm als wahrhaftiger und neu gekürter Herzog der Deutschen das Schwert Deutschlands ergriffen, ein gerechter Mann, ein frommer Mann, ohne Zagen und ohne eitle Ruhmredigkeit, ernst und fest, voll Demuth und Gottvertrauen, zum Schirm und Schutz für die heiligsten Güter des Lebens: das nationale Dasein. „Vater des Vaterlandes" nannten die Römer die großen Männer, welche die unbegrenzte Hingebung an das staatliche Gemeinwesen durch ruhmwürdige Thaten besiegelt hatten. Wenn die Zeitgenossen oder die Nachkommen fortan des greisen Heldenkönigs gedenken werden, dem die Geschichte zu der ererbten Krone den dreifachen, glorreich errungenen Siegeslorbeer für Kämpfe um die heimische Erde verlieh, so mögen sie ihm den schönsten Beinamen geben, den größten, weil er alle sittliche Größe in sich schließt: Vater des Vaterlandes!

Ein sechszehnjähriger Jüngling, nahm Prinz Wilhelm bereits an dem großen Befreiungskampfe gegen den corsischen Zwingherrn vor mehr als einem halben Jahrhundert rühmlichen Antheil. Das Eiserne Kreuz, das seine Brust schmückt, ist die wohlverdiente Belohnung des in der Schlacht bei Arcis-sur-Aube bewährten kriegerischen Muths; und jetzt, im vierundsiebenzigsten Lebensjahre, ist der heldenmüthige König berufen, an der Spitze des geeinten deutschen Volkes den Erbfeind unserer Nation noch einmal niederzuwerfen, Deutschland und der gesitteten Welt die Segnungen des Friedens für immer zu sichern. Heil unsrem König, Heil!

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen.

Es ist an und für sich ein naiver Zug der Volksstimmung, daß sie dem vermuthlichen Erben des Thrones die wärmsten Sympathieen entgegenbringt. Die Popularität, welcher sich der Kronprinz von Preußen in allen Schichten der Bevölkerung erfreut, beruht auf einem positivern Grunde, als dem bloßen gemüthlichen Herkommen. Einfach und leutselig im persönlichen Umgang, verkehrt er in herzlicher, soldatischer Weise mit seinen Untergebenen und fühlt sich am behaglichsten, wenn er mit der Feldmütze auf dem Kopfe und die kurze Pfeife im Munde ohne überflüssiges Ceremoniell behandelt



Unsere F

General v. Steinmetz. Prinz Friedrich Karl.
Kronprinz v. Sachsen.
General v. Fransecki. General Vogel v



…hrer und Helden.

General v. Moltke. General H. v. Bittenfeld.
…önig Wilhelm. Kronprinz v. Preussen. General v. Goeben.
…Falkenstein. General v. Blumenthal. General v. Beyer.

wird. Die große Aufgabe, welche dem jetzt im vierzigsten Lebensjahre stehenden Kronprinzen als Führer der zweiten (schlesischen) Armee im böhmischen Kriege zugefallen war, hat er auf ruhmwürdige Weise gelöst und die Vereinigung der beiden Armeen, von der das Schicksal der Schlacht bei Königgrätz abhing, glücklich zu Stande gebracht. Auf dem Schlachtfelde selbst ist ihm die höchste militairische Auszeichnung, der Orden pour le mérite von dem tiefbewegten Könige verliehen worden, und jetzt ziert seine Brust das Eiserne Kreuz, das er sich in dem glorreichen Kampfe bei Weißenburg errungen. Möge es dem erlauchten General der dritten Armee, welcher in diesem Kriege eine so große Aufgabe zugefallen ist, beschieden sein, die treue Waffenbrüderschaft zwischen den ihm untergebenen bayrischen, württembergischen, badischen und preußischen Truppen, die so Großes errungen hat, in neuen Siegen zum Unterpfande unzerstörbarer Einigung aller deutschen Stämme zu machen.

Prinz Friedrich Karl von Preußen.

Der Führer der großen zweiten Armee, welche im Beginne des Kampfes noch zu keiner entscheidenden Theilnahme an kriegerischen Actionen gekommen war, Prinz Friedrich Karl, einziger Sohn des Prinzen Karl von Preußen, ist im Jahre 1828 geboren. Entschiedene Neigung und früh hervortretende Begabung machten große Hoffnungen von seinen dereinstigen Leistungen rege, die der Prinz glänzend erfüllt hat. Nachdem er im Jahre 1848 im schleswig-holsteinischen Feldzuge mit großer Bravour seine practische Schule durchgemacht, pflegte er auch in den folgenden Friedenszeiten die Kriegswissenschaft als solche mit Eifer, und seine im Jahre 1860 bekannt gewordene Broschüre über die Fechtweise der Franzosen zeugte von ebenso gründlicher Methode als Vorurtheilsfreiheit. Die hervorragenden Leistungen des Prinzen im Feldzuge von 1864 gegen Dänemark sind noch in frischer Erinnerung, in lebendigster, was er als Commandirender der ersten (sächsischen) Armee im böhmischen Feldzuge gewirkt, und auch dieser Krieg wird sicherlich nicht vorübergehn, ohne dem heldenmüthigen Prinzen neue Lorbeeren zu bringen.

General von Moltke.

Den Namen des „großen Schweigers“ braucht man nur zu nennen, und Jedermann weiß, was er bedeutet: den schöpferischen Gedanken, die untrügliche Combination, welche die Bravour unserer Generale und Soldaten zum Siege führt. Freiherr von Moltke, General der Infanterie und Chef des Generalstabs der Armee, ist im Jahre 1800 geboren und jetzt demnach ein Siebziger. Die hohe, aber feine und schlanke Gestalt, das schmale, blasse Antlitz, das gedankenvoll blickende klare Auge, bekunden eine Natur von vorwiegend gedanklicher Innerlichkeit. Aber dieser scharfe Blick ist nicht der des grübelnden Metaphysikers, es ist ein Adlerblick, der aus unendlicher Höhe die ganze Weite des Gebietes umfaßt, welches großen geschichtlichen Entscheidungskämpfen zum Theater dient. „Moltke“ — „Unser Moltke“ — „Vater Moltke“ — so bezeichnet ihn das Volk schlechtweg und es ist rührend zu sehen, und zu hören welcher Art der naive Cultus ist, den die Volksliebe mit dem verehrten Manne treibt. „König Wilhelm wird dem Louis die Mucken schon austreiben — Bismarck wird den Franzosen wol diesmal die richtigen Flötentöne beibringen — Moltke wird ihnen das besorgen — aber propper —“. In dieser unsalonmäßigen Weise drückt sich das Volk aus,

und die wackeren Leute haben in ihrer und in jeder Weise Recht. Das unbegrenzte Vertrauen in die Zuverlässigkeit seiner Pläne war wie eine Gewähr des Sieges und die Nation, welche es in treuer Erinnerung behalten hat, was er als Schöpfer der großen Pläne des Krieges von 1866 gewesen, glaubt an den Sieg mit unerschütterlicher Zuversicht.

General Vogel von Falckenstein.

Zu den populärsten preußischen Generalen gehört General Vogel von Falckenstein, Oberbefehlshaber der zur Bewachung der Küstenländer gebildeten Armee und Gouverneur der betreffenden Landestheile. Im Jahre 1797 geboren, in dürftigen Verhältnissen emporgewachsen, zum geistlichen Stande bestimmt, hat er, der innern Stimme folgend, Alles hinter sich gelassen und ist, ein Sechszehnjähriger, im Jahre 1813 in die Reihen der Freiheitskämpfer eingetreten, hat sich nach der Schlacht an der Katzbach die Epauletten geholt und bei Montmirail das Eiserne Kreuz. Im Feldzuge von 1864 gegen die Dänen fungirte der General als Chef des Generalstabes des Feldmarschall Wrangel und befehligte im österreichischen Feldzuge bis zum 19. Juli als Oberbefehlshaber die Main-Armee, deren Thaten in Aller Erinnerung leben. Nächstdem wurde der General zum Gouverneur von Böhmen, sodann zum commandirenden General des ersten Armeecorps (Königsberg) ernannt und in den Reichstag des norddeutschen Bundes gewählt. Von seinem letzten Posten zog der General sich vor einiger Zeit in's Privatleben zurück, folgte aber willig dem Rufe, der ihm das Commando des Küstenländerschutzes übertrug. Die Bevölkerung wirkt freudig mit ihm zusammen, überall bilden sich auf seine Anregung die Küstenwehren aus Freiwilligen und wenn es die Franzosen noch gelüsten sollte, die harten Fäuste unserer Küstenbewohner kennen zu lernen, so würden sie erfahren, wie es unsere braven Landsleute in Preußen und Pommern, in Mecklenburg und Holstein, an der Weser und Elbe verstehen, wenn der Vogel von Falckenstein zu ihnen gesagt hat:

„Jeder Franzmann, der Eure Küste betritt, sei Euch verfallen."

General von Steinmetz.

„Vater Steinmetz" nennen ihn die Soldaten, den berühmten General, der sich in den blutigen Gefechten von Nachod, Skalitz und Jaromirz unvergängliche Ehren erworben und der Armee des Kronprinzen im österreichischen Kriege so glücklich vorgearbeitet hat. Der alte Held, obgleich im Jahre 1796 geboren und bereits in den Freiheitskriegen mit dem Eisernen Kreuz decorirt, erfreut sich noch frischer voller Manneskraft und wird im unermüdlichen Vordringen von Keinem, wie viel jünger er sei, übertroffen. Als Führer der ersten Armee ist ihm eine große wichtige Aufgabe in dem jetzigen Befreiungskampfe zugefallen. Vor seiner Beförderung zu dem jetzigen Commando war er commandirender General des fünften Armeecorps (Posen).

General Herwarth von Bittenfeld.

General Herwarth von Bittenfeld, bis zum Ausbruche des Krieges commandirender General des achten (Rheinischen) Armeecorps, welches Commando er an General von Göben abgetreten hat, ist zum Generalgouverneur in den Bezirken dieses, des siebenten (Westphälischen) und elften (Hessen-Nassauschen) Armeecorps berufen worden. Der General gilt allgemein nicht

allein als einer der tapfersten, sondern auch intelligentesten Heerführer. Dies hat er im dänischen Kriege von 1864 durch die Einnahme der Insel Alsen, und demnächst im Feldzuge von 1866 auf's Neue bestätigt. Im letztern führte er als Oberbefehlshaber die Elb-Armee, gab durch sein kräftiges Eingreifen am 28. Juni den Ausschlag in der Schlacht bei Münchengrätz und nahm rühmlichen Antheil an dem Gefechte bei Gitschin und der Schlacht von Königgrätz. König und Vaterland haben die Verdienste des Generals, der gleichfalls zu den Veteranen des Befreiungskrieges gehört, freudig anerkannt.

General von Goeben.

Wer sich noch erinnerte, mit welcher Auszeichnung General von Goeben, damals Commandeur einer Division der Main-Armee, im Feldzuge von 1866 neben Vogel von Falckenstein gekämpft hatte, der begrüßte mit freudiger Genugthuung seine Berufung zum wichtigen Commando des achten Armeecorps General von Goeben ist als einer unserer ausgezeichnetsten Militairs allgemein anerkannt und die größten Hoffnungen knüpfen sich an seinen Namen. Im Jahre 1816 geboren und 1835 zum Officier ernannt, nahm er im folgenden Jahre seinen Abschied und focht unter den mannigfachen Wechselfällen des Krieges in Spanien gegen die Christinos unter Cabrera, schnell höhere Grade, aber auch Wunden davon tragend. Im Jahre 1842 trat er (er ist geborner Hannoveraner) wieder in die preußische Armee zurück, avancirte 1858 zum Obersten, betheiligte sich im Jahre 1860 als Volontair an dem spanischen Zuge gegen Marocco und zeichnete sich im dänischen Feldzuge beim Sturm auf die Düppeler Schanzen rühmlichst aus. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so steht ihm eine große Zukunft bevor.

General von Beyer.

Mit Stolz und Genugthuung blickt jeder Freund des Vaterlandes, jeder wahre Deutsche auf die Waffenbrüderschaft, welche in Sturm und Drang alle Glieder des großen Ganzen so herrlich geeint hat. Dem General von Beyer, großherzoglich badischem Kriegsminister und Generaladjutanten des Großherzogs, gebührt ein großer Antheil an diesem Verdienst. Ihm ist es in verhältnißmäßig kurzer Zeit gelungen, die badische Armee so zu organisiren, daß sich dieselbe dem großen norddeutschen Bundesheere vollkommen gleichartig an- und einreiht. General von Beyer ist zu einer derartigen organisatorischen Thätigkeit vorzugsweise geeignet. Im Feldzuge von 1866 war ihm die Besetzung Kurhessens übertragen worden und er hat sich dieser Aufgabe mit ebensoviel humanem Tact als Erfolg unterzogen. Später und im weitern Verlaufe des Feldzuges nahm der General am Mainfeldzuge thätigen Antheil und seine Division hatte bis zuletzt wiederholte Gelegenheit, der ausgezeichneten Leitung ihres Führers Ehre zu machen.

General von Fransecki.

Als Führer der siebenten Division, welche mit der achten die Avantgarde der Hauptarmee des Prinzen Friedrich Karl bildete, nahm General von Fransecki einen hervorragenden Antheil an den Schlachten des Jahres 1866. Seine gründliche kriegswissenschaftliche Bildung, seine Geistesgegenwart und Entschlossenheit im entscheidenden Moment, lenkten mit Recht die Aufmerksamkeit auf ihn. Seinen Anstrengungen ist der erste glänzende Erfolg bei Münchengrätz zuzuschreiben, indem es ihm gelang eine österreichische

Batterie und das dahinter liegende Dorf Bossin zu erstürmen. Mit heldenmüthiger Ausdauer hielt der General mit seinen Tapfern am 3. Juli die hartnäckigen Angriffe der Oesterreicher aus, bis ihnen von den Gardedivisionen Hülfe wurde. Nach der Beförderung des Kronprinzen zum Führer der dritten Armee ist der General von Fransecki zum commandirenden General des zweiten Armeecorps (Pommern) befördert worden.

General von Blumenthal.

Ein eigenthümliches Schicksal trifft diejenigen hervorragenden Kriegsmänner, denen die schwierigste aller Aufgaben zugefallen ist: nach der unendlichen Mannigfaltigkeit gegebener und möglicher Voraussetzungen Plan und Ordnung kriegerischer Operationen für große, über weite Strecken vertheilte Heeresmassen zu entwerfen, gegebenen Falls zu modificiren oder aufzugeben und dennoch den Zusammenhang des Ganzen fest und unverrückbar im Auge zu behalten. Die Tagesgeschichte verzeichnet nur den sichtbaren Erfolg, erst die wissenschaftliche Kritik fördert das Verdienst in seinem ganzen Umfange zu Tage. Es ist bekannt und allgemein anerkannt, wenn auch nicht in dem Maße als es gerechter Würdigung der Thatsachen entspräche, wie Großes General von Blumenthal als Chef des Generalstabes der kronprinzlichen Armee im Jahre 1866 geleistet und in wie unbeschränktem Sinn dies namentlich von dem erlauchten Heerführer selbst anerkannt worden ist. General von Blumenthal, der inzwischen zum Generallieutnant und Commandeur der vierzehnten Division (Düsseldorf) ernannt worden war, ist auch jetzt wieder in die frühere Stellung als Generalstabschef der kronprinzlichen Armee zurückgetreten und hat hier ein Feld der Thätigkeit gefunden, deren Ergebnisse seinen Namen geschichtlich machen werden.

Kronprinz Albert von Sachsen.

Zum ersten Male seit der Gründung des Norddeutschen Bundes stehen die Armeen der einzelnen Staaten unter einem gemeinsamen Oberbefehl. Dem Kronprinzen von Sachsen ist die rühmliche Aufgabe zugefallen, in dem edelsten Wettstreite, dem Kampfe für das gemeinsame Vaterland und die gemeinsame Waffenehre das schöne Beispiel zu würdiger Nacheiferung zu geben. Und schon ist es gegeben und hat herrliche Früchte getragen. Vergessen ist Alles, was die Bruderstämme jemals trennte, mit Begeisterung schaaren sich alle Deutschen um ihr nationales Banner, und die Sachsen voran! Das königlich sächsische Armeecorps bildet das zwölfte des Norddeutschen Bundesheeres und hat den Kronprinzen von Sachsen zum commandirenden General, während die eine (dreiundzwanzigste) Division desselben vom Generallieutnant Prinzen Georg geführt wird. Der Kronprinz Albert ist von Freund und Feind als ein hochgebildeter und tapferer Soldat anerkannt und seine Popularität bei den Truppen unbegrenzt. Am 23. April 1828 geboren, steht er in der Vollkraft des noch jugendlichen Mannesalters. Die Feuertaufe hat er schon im Jahre 1849 bei Erstürmung der Düppeler Schanzen erhalten und im Feldzuge von 1866 den Ruhm erworben, unter ungünstigen Verhältnissen die höchste soldatische Tugend zu bewähren: Muth im Angriff und unerschütterliche Beharrlichkeit in der Abwehr. Möge es ihm und den tapferen Mannschaften des zwölften Armeecorps bald beschieden sein, sich von dem frisch erblühenden Lorbeer dieses heiligen Krieges ein unverwelkliches Reis zu pflücken.

Die Magna Charta des Rheines.

Von Ferdinand Hey'l.

Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will einverleiben.
— — — — — — —
Stoßt an! Stoßt an! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll Deutsch verbleiben!
Herwegh.

Ja, bei Gott, — und wär's nur um den Wein! Seht doch, wie er, „der alte Vater Rhein", unsern braven Streitern, die für ihn in den heiligen Krieg gezogen sind, den Labetrunk reicht! Ueberall wo die Rebe wächst, in allen Orten des Rheins, freiwillig und unentgeltlich, bringen die Gemeinden den deutschen Kriegern die goldne Spende dar — sie sollen es wissen, daß es der Rhein ist, für den sie kämpfen! Wo nur irgend ein Transport des deutschen Heeres Rast machte, kredenzten Tausende von Händen den Feuerwein. Einzelne Gemeinden am Rhein haben den Unterstützungs-Comité's ihre sämmtlichen Keller zur Verfügung gestellt; und um nur eines hochherzigen Erbietens zu gedenken, hat der Großweinhändler Kröschel zu Hochheim dem Johanniter-Orden seine sämmtlichen kostbaren Weinlager, sowie seine und seiner Bediensteten Thätigkeit ohne jede Entschädigung angeboten. Ja selbst tief im Binnenland, in Berlin, auf den Bahnhöfen war es, wo den Durchziehenden als Geschenk des Weingroßhändlers Schlieben und des Kaufmanns Brebeck 1300 halbe Flaschen Rheinwein gereicht wurden, mit der Etiquette:

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien, deutschen Rhein,
Einstweilen thut Euch laben,
Und dann haut wacker d'rein! (Die Berliner)

Die Geburtsstätte dieses Weines nun, der solche Wunder thut, sowie Alles, was sich in Arbeit und Mühe, in freudigem Schaffen und begeisterndem Lied mit seinem schönen Cult verbindet, sollen die nachfolgenden Blätter schildern. Denn das Gebiet des Rheines und Weines ist der Kampfpreis unsres Krieges; darum in das Eichenlaub unserer Sieger möge sich auch dieses Weinblatt schlingen!

Fast von dem Zusammenfluß des Vorder- und Hinterrheines bei Reichenau in Graubünden bis gen Cöln hin, soweit irgend die örtlichen Verhältnisse es gestatten, hat sich die Rebe an beiden Ufern des Rheines

angesiedelt. Bei Chur und Zizers, im Val tomiliassca, wenn auch vereinzelt, wie bei Landquart im Graubünder Lande, treibt der Weinstock lustig seine grünen Gewinde und schon im schweizerischen Rheinthale gedeiht ein trinkbarer „Rheinthaler". Der echte Schwyzer schwört auf seinen Bernecker, wenn dieser auch einer rheingauischen Kehle nicht zusagen will.

Im engern Sinne versteht man allerdings unter der Bezeichnung „Rheinwein" nur die im Rheingau wachsenden Weine; diese Lagen sind es auch, welche den Ruf des rheinischen Gewächses begründet, welche den Rheinwein als König der Weine über alle anderen Rebsorten triumphiren lassen.

Das Elsaß, Baden, Rheinhessen, die Bergstraße und die bayrische Pfalz ziehen allerdings, besonders letztere, auch gelobte und gesuchte Sorten, indessen doch nur in vereinzelten Lagen, nicht überall und nicht in so übereinstimmender Trefflichkeit wie das Rheingau.

Unterhalb Bingen beginnt eine neue Rangordnung des Weines. Wir treten von dort ab in das sogenannte unterrheinische Weingebiet ein.

Bodenverhältnisse, klimatische Lage und vor Allem die verschiedenen Ortes angebauten Rebgattungen sind hauptsächlich bestimmend für die Unterschiede in den Crescenzen, wozu denn noch im Rheingau die ausgesuchteste Pflege und Sorgfalt des Winzers tritt.

In allen Seitenthälern des Mittel-Rheingebietes, am Neckar und am Main, an der Nahe, an der Saar, der Mosel und der Ahr, ist der Weinbau heimisch und doch produciren diese Seitenthäler, jedes für sich, in Eigenthümlichkeiten unter einander abweichend, einen durch Gähre, Geschmack und Gehalt wesentlich verschiedenen Rebensaft.

Das Eden des Weines und der Weintrinker ist das Rheingau, die Gemarkungen der Stromstrecken des rechten Ufers, zwischen Biebrich und Lorch.

„Wie Stern an Stern, so reiht sich dort
In Hügelketten Ort an Ort.
An jedem Ort ein neuer Wein,
Hier goldig, dort im Purpurschein.
Man wandert aus, man wandert ein,
Man glaubt im Himmel gar zu sein."

(O. Roquette.)

Unbestritten gedeiht der edelste Wein der Welt in jenem sanftanstrebenden Hügelgelände des Rheingaus, das auf der einen Seite von den Fluthen des Stromes bespült, sich im Hintergrunde an die waldbekränzten Bergrücken des Rhein-Taunus anlehnt.

Hier zeigt uns ein Blick auf die Landkarte nur bekannte Orts-Namen, Namen bei deren Klang dem echten Weinkenner die Pulse höher schlagen. — Der Boden, aus tertiärem Thonschiefer, Kalk, Mergel und Löß bestehend, wird von den Naturkundigen als Niederschlag eines ehemaligen Binnensees (Mainzer Becken) bezeichnet und auf jenen Anschwemmungen, an den Abhängen der Thonschieferfelsen

„Kommt er zur Welt auf sonnigem Stein,
Hoch über dem Rhein, hoch über dem Rhein.
Und wie er geboren, da jauchzt überall
Im Lande Trompeten= und Paukenschall,
Da wehen mit lustigen Flügeln
Die Fahnen von Burgen und Hügeln."

(E. Geibel.)

Wenn wir hiermit versuchen, eine Uebersicht der bedeutenden Rebcrescenzen des Rheins aufzustellen, so folgen wir den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, zunächst für eine spätere Gelegenheit aufsparend, genauere Mittheilungen über Boden=Verhältnisse, Rebsorten, Bau und Kelterung des Weins anzufügen.

Die Vorzüge der klimatischen Lage des Rheingaues erklären sich zum Theil aus der Wendung des Stromes unterhalb Biebrich. Das rechte Ufer erscheint in südlicher Richtung durch den Strom zurückgeschoben, die überragenden Gebirge mit dichtbestandenen Eichen= und Buchenwaldungen umsäumt, schützen das Weingau oder Rheingau vor den schädlichen Winden aus Nord und Ost, und die Sonne, deren die Rebe mehr denn jede andere Pflanze zu ihrem Gedeihen bedarf, fällt voll und mächtig auf den schieferigen Boden der am Ufer hingelagerten Weingemarkungen.

Das Rheingau gilt als die Hochschule des Weinbaus; es zieht hauptsächlich weiße Weine. Nirgends versteht der Winzer in gleicher Aufopferung und Sorgfalt dem Boden abzuringen, was eine gütige Natur ihm verliehen. Arbeit und heiße Mühe kostet der Bau der Bacchusgabe, klingende Opfer sind oft nicht selten nutzlos verschwendet und einzelne Mißjahre erschüttern den Wohlstand der Weingegenden häufig auf lange. Nicht immer lacht der Weingott so gnädig auf den geplagten Winzer herab, wie seit dem Jahre 1857. Der allgemeine Wolstand des Rheingaus hat sich seitdem wesentlich gehoben, aber nur wenige Jahre genügen, um das mühsam Errungene wieder zu vernichten.

Ehe wir auf eine speciellere Schilderung der rheinischen Weine eintreten, möge in runden Zahlen der baaren Opfer gedacht werden, welche der Winzer bringen muß, ehe ihn ein günstiges Jahr, eine einträgliche Ernte lohnt, während nur zu häufig ungünstige Witterung ihn um alle seine Opfer betrügen kann.

Ein Morgen Weinberg kostet zur Zeit in den geringen Lagen des Rheingaus ungefähr 600, mittlerer Lage 900 Gulden, während die guten und besten Lagen von 1700 bis 5000 Gulden kosten. Nun dient ein Weinberg in schlechter Lage etwa zwanzig, ein guter dreißig und in bester Lage durchschnittlich vierzig Jahre. Nach dieser Frist muß er ausgehauen und wieder neu angerodet werden. Diese Neurodung (Anpflanzung) stellt sich an Kosten auf etwa hundert Gulden per Morgen; der Weinberg bedarf aber, ehe diese Neu=Anrodung vorgenommen werden kann, einer fast vierjährigen Ruhe. Während nun der Morgen (circa 2400 Weinstöcke tragend) durchschnittlich nur ein halbes Stück Wein (600 Liter) im Jahre giebt, erwachsen dem Weinbauer außer der Be=

schaffung seiner nothwendigsten Geräthschaften, Karst, Bütten, Legel, Messer, Scheeren, Kufen, Bottichen, Körben u. s. f., in annäherndem Betrage angegeben, etwa folgende Unkosten für den einzelnen Morgen: für Arbeitslohn sechzehn Thaler, für Pfähle sieben Thaler, Dünger dreiundzwanzig Thaler, Stroh und Weiden zum Binden zwei Thaler, Fuhrlohn und Trägerlohn bei dem Düngen vier Thaler, Erhaltung der Einfriedigungsmauern vier Thaler, Lohn während der Ernte zwölf Thaler, Kelterkosten ein Thaler, Auslagen für Fässer und Kellerung einundzwanzig Thaler. Von den ziemlich hohen Beträgen der verschiedenen Steuern sehen wir hierbei ab, sie machen indeß mit den Kosten für Verzinsung ein beträchtliches Sümmchen aus. Freilich wol erzielten die besten Lagen in der letzten Zeit Preise bis zu fünf und sechstausend Gulden, ja in vereinzelten Fällen bis zu zwölftausend Gulden per Stück zu 1200 Liter (1846er Steinberger Cabinet), indeß ist dies doch immerhin nur ein Ausnahmepreis, für gewöhnlich schwankt der Erlös zwischen dreihundert bis viertausend Gulden (170 bis 2300 Thaler), wie oben nachgewiesen bei einem Unkosten-Betrag von neunzig bis hundert Thalern per Morgen. Es gehören aber durchschnittlich zwei Morgen Weinberg zur Erzielung eines Stückes Wein (1200 Liter). Die Durchschnitts-Production des ganzen Rheingaus läßt sich auf etwa 8—10,000 Stück Wein (8 Ohm = 16 Eimer) angeben. Abgesehen nun von der unendlichen Mühe, der schwierigen mühesamen Arbeit des Winzers, erhellt aus der gegebenen Aufstellung, daß nur in günstigen Jahren die Arbeit den Weinbauern lohnt und lohnen kann.

Johannisberg, Steinberg und Rauenthal bilden zur Zeit das Triumvirat der gekrönten und anerkanntesten Edelweine. Den Ruhm des Johannisbergers haben allerdings die beiden Rivalen, wenn auch nicht geschmälert, so doch in gleichem Maße für sich in Anspruch genommen. Erst seit wenigen Jahren ist der Rauenthaler in hervorragender Weise als Concurrent hervorgetreten und das kleine Winzerdörfchen, heute der Stolz des Rheingauers, schlägt neuerdings auf allen Ausstellungen seine Gegner aus dem Felde. Der Johannisberg unter Fürstlich Metternich'scher, der Steinberg, seit drei Jahren unter Königlich Preußischer Verwaltung, schreiben ihren Ruf schon aus älteren Zeiten her. In Rauenthal aber hat die Privat-Industrie, vornehmlich der Procurator und Groß-Weinhändler Aug. Wilhelmj in Wiesbaden, der Lieferant verschiedener Höfe, mit den Weinen der Producenten Siegfried, Weißkirch und König in Rauenthal, dem dortigen Product den Weg des Ruhmes gebahnt. Die politischen Verhältnisse des Jahres 1866 veranlaßten die Herzoglich Nassauische Regierung, die in dem Kloster Eberbach lagernden Cabinetsweine nach Straßburg zu flüchten. Hierdurch wurde die Muster-Collection der Steinberger, Gräfenberger, Rüdesheimer, Aßmannshäuser, Hattenheimer, Markobrunner, sog. Cabinets-Weine, da sie bei Ordnung der Besitzverhältnisse des Herzogs von Nassau in dessen Händen blieben, dem eigentlichen Cabinet entzogen. Leider hat die preußische Regierung bis jetzt verabsäumt, die sich häufig bietenden Gelegen-

heiten zu benutzen, um durch theilweisen Rückkauf dieser alten Cabinetsweine die Mustersammlung des Klosters Eberbach wieder herzustellen. Es ist dies ein schweres Versäumniß, denn für die Fortentwickelung des Weinbaues und alle weiteren Erfahrungen auf dem Gebiete der Weincultur und der Kellerpflege wäre die Erhaltung des Cabinets der Rheingauer Edelweine eine Nothwendigkeit. Aus diesem Grunde ist das Cabinet auch hauptsächlich von der vormals nassauischen Regierung zusammengestellt worden. So sind denn die besten Weine der letzten Jahrzehnte aus den oben genannten Domainen-Gemarkungen noch im Besitze des Herzogs von Nassau geblieben, soweit dieser nicht einen Theil davon bereits dem öffentlichen Verkauf ausgesetzt hat. Daß für jene Weine enorme Preise erzielt worden sind, ist natürlich. Zu den Rauenthaler Weinen nun kaufte Wilhelmj jüngere und vornehmlich ältere Jahrgänge aus des Herzogs von Nassau Besitz, sowie von Privaten auf und bildete so ein neues Cabinet von Edelweinen, welches nunmehr, bis die Cabinetskeller von Eberbach wieder durch neuere Crescenzen gefüllt sein werden, in seiner Art als Unicum am Rheine besteht.

Einen Begriff von den Weinpreisen, welche das vorgenannte Handlungshaus anlegen mußte, um diese außergewöhnliche Sammlung, und als solche dürfen wir das Lager wol bezeichnen, zusammenzustellen, mögen folgende Notizen geben:

Aus dem Jahre 1859 wurden für ein halbes Stück Rauenthaler Auslese bezahlt: 3400 und 4700 Gulden, Markobrunner 3700 Gulden, letztere wurden in Paris 1867 neben anderen Sorten mit der einzigen goldenen Preis-Medaille für Weine prämiirt. Ebenso erzielten 1861er Rauenthaler Auslese, Preise von 3200—4800 Gulden per halbes Stück (600 Liter). Für 1861er Honigberg (Fortsetzung des Steinberg) mußten 600 Gulden per Halbstück angelegt werden. Von älteren Flaschenweinen findet sich in jenem „Museum“, wie das Frankfurter Journal einmal die Wilhelmj'sche Sammlung nannte, eine Auswahl aller Jahrgänge von 1728 bis 1848, darunter treffliche 1811r, 1815r, 1831r Steinberger und Marcobrunner, 1834 Hochheimer, Rüdesheimer u. s. f. Einzelne Sortimente wurden im Ankauf mit 6 bis 14 Gulden per Flasche bezahlt.

Mögen auch die großen Weinlager der zahlreichen am Rheine etablirten alten Weinhandlungen einen bedeutenderen Reichthum bergen, an statistischem Interesse steht keines dem Wilhelmj'schen gleich. Kein anderes Weinlager bietet einen so umfassenden Ueberblick über die jetzige Culturstufe des rheinischen Weinbaues, und selbst die im gleichen Geiste angelegten Cabinete von Eberbach und Johannisberg stehen darin gegen das Wilhelmj'sche zurück, daß sie auf ihre eigene Crescenz beschränkt sind, während dieses das ganze Gebiet der in ihrer Gesammtheit weit bedeutenderen Privatproduction umfaßt. Und darin liegt ein patriotisches Verdienst des Wilhelmj'schen Unternehmens, daß es der Bedeutung der Privatproduction in weiteren Kreisen eine Anerkennung ver-

schafft hat, nach welcher bis dahin die isolirten Bestrebungen einzelner ausgezeichneter Privatproducenten vergeblich gerungen hatten.

Wie sehr und wie weit der Rheinwein als Vertreter deutschen Namens und der Production deutschen Bodens gelten kann und gilt, haben gerade die Bemühungen Wilhelmj's klar dargethan. Bei der Einweihung des Suez-Canals war der „Khedive-Wein" die Krone der gebotenen Genüsse für Christen und Muselmänner. Selbst der Koran kam zum Falle, als sich die von Wilhelmj gelieferten Repräsentanten des Rheines öffneten und ihren Duft durch die Festhallen verbreiteten. Der Vicekönig hatte, seine europäischen Gäste zu überraschen, das Beste bestellt was Wilhelmj's Lager bot. Und als der preußische Kronprinz in Jerusalem einzog, ward ihm durch die Vermittlung des norddeutschen Botschafts-Kanzlers gleichfalls ein Willkommtrunk von rheinischer Rebe aus des Genannten Keller kredenzt. Auf dem Fürsten-Congreß zu Frankfurt, seligen und unfruchtbaren Andenkens (1863), durchduftete der Rauenthaler (per Flasche 9 Thlr.) den freireichsstädtischen Römersaal. Und im begonnenen Kriege, wo das Volk es ist, welches das Werk der deutschen Einigkeit festigen wird, ist es Wilhelmj abermals, der das Admiralschiff des Prinzen Adalbert mit dem Besten ausgestattet, was er bieten konnte und die unter der Pflege der Johanniter genesenden verwundeten Krieger, sie werden seiner mildthätigen Stiftung theilhaftig werden und aus rheinischer Rebe den Genesungstrank schlürfen, den Wilhelmj ihnen opferwillig gespendet.

Wir wollen, den Rechten der Anciennität Rechnung tragend, zunächst dem Schloß Johannisberger einige Worte widmen. Er gedeiht auf dem etwa 160 Fuß über den Rheinspiegel sich erhebenden Besitzthum des Fürsten Metternich, dessen Vater 1816 den Berg (ca. 65 Morgen) nebst Schloß von Oestreich als Geschenk erhielt.

„Johannisberg, wie jauchzt mein Herz Dir zu,
Wohl zeugst von alter, goldner Zeit auch Du,
Du, den der Sündfluth Grimm einst übrig ließ,
Der Hügel einen aus dem Paradies."

(G. Pfarrius.)

Ehedem war der Johannisberg Benedictiner-Abtei und verdankt seine Anrodung und die Veredlung seiner Gewächse auch vornehmlich den früheren geistlichen Insassen. Die jetzige Verwaltung ist trefflich und hat redlich zum Rufe des Gewächses beigetragen. Geruch und Geschmack, würzhafte Süße, Consistenz und Stärke gleichen sich in größter Uebereinstimmung bei dem Johannisberger aus. Durchschnittlich producirt Schloß Johannisberg nur 30 Stück Wein im Jahre. Indeß sind hier zu unterscheiden und nicht mit einbegriffen die in der Nähe der Schloßberge wachsenden Dorf- und Claus-Johannisberger Weine, übrigens auch bevorzugten Rufes. Die besten Edelsorten des Schloß Johannisbergers werden von dem Besitzer zu eigenem Gebrauche und zum Zwecke auserlesener Geschenke an befreundete Höfe reservirt. Minder edle Sorten, nicht ausgesprochene Cabinetsweine, wie auch diese selber, werden auf öffentlichen Auctionen versteigert.

Held von Johannisberg! Apostelgleich
Kommt er, ein Sühnungsbote hergeschritten,
Ein Insaß aus dem tausendjähr'gen Reich
Mit ew'ger Stärke, wunderbaren Sitten.
Sein göttlich Auge strahlt so mild und stark! —
Vom Jünger, der für Liebe nur gestritten
Trägt er den Namen.—"

(Wolfg. Müller.)

Ihm gleich an Werth und gelobtem Namen steht der Steinberger. Er gedeiht auf einem Flächenraum von etwa 80 Morgen, in der Nähe der bekannten Weinorte Hallgarten und Hattenheim, ungefähr eine Stunde vom Rhein entfernt. Auch dieser Wingert (Weinberg) ist von geistlichen Herren, den Mönchen des Eberbacher Klosters, etwa im Jahre 1177 angerodet worden und steht jetzt unter Preußischer Domaineverwaltung. Die einzelnen Abtheilungen des Steinbergs heißen: Rosengarten, goldner Becher und Plänzer.

„Seht, im Herzogsglanz
Rückt der vom Steinberg an, bewußt, bedächtig,
Den Helm umblüht ein stolzer Siegeskranz,
Sein Wesen ist wie eines Fürsten prächtig
Sein Wort erklingt, als ob er stets gesiegt,
Sein Auge glühet herrschend, dunkel, mächtig!"

(Wolfg. Müller.)

Der dritte im Bunde ist der Rauenthaler, kernhaft, kräftig und von ausgesuchtem Bouquet (Geruch). Er wächst in der Umgebung des Winzerdorfes Rauenthal, eine Stunde vom Rhein entfernt, hauptsächlich in Berglagen, eingesattelt und geschützt vor jedem rauhen Winde.

Die vorgenannten Rheingauer Weine werden, wie die nachstehenden, größtentheils der edlen Rieslingtraube abgewonnen. Es schließen sich diesen Edelgewächsen an: der Rüdesheimer, Gräfenberger, Marcobrunner und Aßmannshäuser, letzterer roth.

Rüdesheim erzeugt auf dem sogenannten Rüdesheimer Berge auf quarzhaltigem Thonschieferboden einen kräftigen, starkduftenden Feuerwein. Der „Berg" hat ein Areal von etwa 400 Morgen. Fast ebenbürtig diesem sind die Hinterhäuser, Rottländer und Bischofsberger Rüdesheimer Crescenzen.

„Wen bringst Du, schlanker Schenke, da heran?
Von Rüdesheim ist's der berühmte Ritter;
Ich weiß, er rang zu Boden manchen Mann,
Der mächtig schlug den Degen und die Zither."

(Wolfg. Müller.)

Der Gräfenberger gedeiht in der Nähe des Dorfes Kiedrich an den Abhängen des Burgberges von Scharfenstein, ebenfalls eingesattelt und in geschützter sonniger Lage. Näher am Rheine, auf dem sanftanstrebenden Strahlenberge, wächst der Marcobrunner (nur wenige Morgen) zwischen den Weindörfern Erbach und Hattenheim. Der Graf von Schönborn hat hier bedeutenden Besitz:

„Es heißt, zu Marcobrunn ist er geboren,
Ein Minnesänger, recht ein Hochhinaus,
Er scheint verliebt dazu bis an die Ohren;
So duft'ge Redensarten hört ich nie! —"
(Wolfg. Müller.)

Der rothe Aßmannshäuser, von mildem Mandelgeschmack bei kräftigem Feuer, wird auf den südlichen Abhängen der Aßmannshäuser Schlucht dem sogenannten Höllenberg gezogen und größtentheils aus blauen Burgundertrauben gewonnen. Es ist der beste rheinische, der beste deutsche Rothwein; jedoch zieht die Umgegend von Aßmannshausen auch Weißweine, welche indeß den vorgenannten Lagen nicht mehr die Waage halten.

Zweiten Ranges, d. h. für den Rheingau zweiten Ranges, sind: Geisenheim, mit den bevorzugten Lagen Kosackenberg, Rothenberg, Moosberg und Katzenloch; ferner Hattenheim, die oben erwähnten Dorf und Claus Johannisberger, Winkel, vornehmlich der Winkler Hasensprung und Vollradsberg. Jedoch produciren auch diese Lagen, wenngleich nicht so ausschließlich wie die eigentlichen Hochgewächse, äußerst edle Weine. Ihnen folgen an durchschnittlicher Güte und Werth: Eltville, Hallgarten, Kiedrich, Schiastein (Höllenberg), Erbach, Mittelheim, Oestrich, Walluf, Eibingen und Lorch, einige Stunden weiter rheinab gelegen, letzterer Ort weiße und rothe Weine bauend.

Der Rheingauer hat begreiflicherweise nur Interesse für seinen Weinbau, danach bemißt er Alles. Das Jahr geht ihm hin in Befürchtungen und Berechnungen für die nächste Lese. Den Wohlstand des Einzelnen taxirt er nach dem Quantum Wein, „das er macht!" Ein gutes Jahr und der Rheingauer ist „aus dem Rheingau", — in einem schlechten nur „aus dem Rhingga!" Ja, selbst die Glocken seines Kirchleins läuten Wein! „Bonum vinum" klingt es ernst und feierlich — „Vinum malum" wenn der Glockenton kurz und gellend und der Wein nicht sonderlich. Kleine Glöckchen verkünden schlechten Wein, denn sie rufen: Bämpelwein! Bämpelwein! Bämpelwein! Daher das alte Sprüchwort des Rheingauers: „Wo die Glocken den besten Klang haben, wächst auch der beste Wein!" Eine äußerst natürliche Erklärung; denn auch die Kirchenglocken und der Kirchenwohlstand geben Zeugniß für das Wohlbehagen der Einwohner.

Stets wechselt Ton mit Ton um.
Bonum vinum! Vinum bonum!
(Simrock.)

Drollig sind die unendlich vielen Namen, welche der geringere Wein im Rheingau führt. Man verlangt ihn als Kutscher, Flöhpeter, Krätzer, Rachenputzer, Gift, Schnippesberger und — Garibaldi! Ein Schoppen Garibaldi — ist ein Schoppen Dreimänner-Wein.

Auf linkem Rheinufer, dem Rheingau gegenüber, wachsen die rothen Ingelheimer, im Allgemeinen leichter als die Aßmannshäuser Rothweine, in neuerer Zeit viel zur rheinischen und selbst zur französischen Schaum-

weinfabrikation verwendet. Der Wein ist mild und feurig zugleich und seiner würzhaften Süße halber sehr beliebt. Jedenfalls nimmt er als Rothwein die zweite Rangstufe unter den deutschen Weinen ein.

Im Allgemeinen zeigen die Rheingauer Weine bei goldheller Farbe einen pikanten, trocknen, markirten Geschmack, der sie vor allen anderen Rebsorten auszeichnet. Einer an südliche Weine gewöhnten Zunge sagt in der Regel die eigenthümliche Säure des Rheinweines nicht zu und die feineren Sorten zeichnen sich denn auch durch den größern Mangel an Säuregehalt aus. Kein anderer Wein der Welt aber besitzt ein Aroma (Bouquet, Blume), das sich dem Duft des echten Rheingauers verglei- chen ließe. Nur der Moselwein nährt sich ihm in dieser Beziehung in einzelnen Lagen der feineren Sorten.

Ein Glas alten Rheinweines, echt und unverfälscht, rein und gut gehalten, ist ein wahrhaftes Lebens-Elixir und in vielen Fällen ein Trost für den Arzt wie für den Leidenden, es hilft geschwächte Naturen mehr als jedes andere Mittel anregen und kräftigen. Richtig behandelt, hält sich der Rheinwein Jahrhunderte lang.

Um die Haltbarkeit des Rheingauer Weines nach jeder Richtung zu erproben, ließ das Handlungshaus Otto Carraciola u. Co. in Remagen am Niederrhein, eine größere Sendung von guten Rheingauer Weinen dreimal in verschiedenen Hin- und Herreisen den Aequator passiren und die Reise nach Batavia zurücklegen. Dieser weitgereiste Rheinländer hat sich tadellos gut gehalten und gehört zu dem Trefflichsten, was einer geübten Zunge zur Probe vorgestellt werden kann.

Als bewährte, tüchtige Wachtposten schiebt das Rheingau oberhalb und unterhalb des Stromes zwei Rebberge vor, welche zum Ruhme des rheinischen Gewächses wesentlich beitragen. Die Weinberge des Hochheimer und des Scharlachberger, der erstere eigentlich ein Mainwein, der zweite ein Nahewein, grenzen doch so nahe an die Stromufer des Rheines, daß sie beide auch in dieser Beziehung, wie auf Grund ihres Gehaltes, mit Recht Rheinwein genannt werden können. Der Hochheimer ist ein voller, kräftiger, dunkelgelber Feuertrank, dessen Edelgewächs vornehmlich als Dom-Dechant (Lage bei der Kirche des Ortes) bekannt und genannt ist.

„Zu Hochheim wuchs der Held,
Ein Priester ist's, hör' ich den Schenken raunen,
Als Dom-Dechant so rückt er in das Feld,
Man sagt, er ist ein Pfaff von prächt'gen Launen — —
Nie hab' ich so des Krummstabs Macht gespürt.
Hätt' ich mich erst des Teufelskerls entledigt!
Ich gebe gern den Preis, wem Preis gebührt,
Niemals noch hört' ich solche gute Predigt."

(W. Müller)

Der Hochheimer (Main-Taunus) hat sämmtlichen Rheinweinen in England den Namen Hock verschafft. Dem Engländer ist jeder Rheinwein Hock; eine Bezeichnung die sich aus der Verstümmelung des Wortes Hochheim gebildet hat. Das Weinhandlungshaus Pabstmann in

Mainz verfiel auf eine glückliche Speculation, es taufte einen Berg bei Hochheim Victoriaberg und errichtete der englischen Königin daselbst ein stattliches Denkmal. Seitdem fragen die Engländer am Rheine lebhaft nach dem Victoriaberg — und seinem Weine.

Der Scharlachberger, über Bingen am rechten Naheufer in der hessischen Pfalz, dicht an der Mündung der Nahe in den Rhein gedeihend, leitet uns zu den Nahe-Weinen, welche, den genannten ausgenommen, im Ganzen schon wesentlich gegen die Edelgewächse des Rheingaues, ja der bayrischen Pfalz und Haardt zurücktreten.

„Die herrlischt' Gegend am ganze Rhei'
Des is die Gegend vun Binge',
Es wächst der allerbeschte Wei',
Der Scharlach wächst bei Binge!"
(von Kobell).

Die Naheweine sind weniger „süffig" und wohlschmeckend. In ihren besseren Lagen und in guten Jahrgängen allerdings auch feurig; aber von einem nicht zu verkennenden Erdgeschmack. Dem Scharlachberger steht am nächsten der Kauzenberger (bei Creuznach), Schloß Ebernburger, Monzinger, Norheimer, Winzenheimer, Bosenheimer. Ihnen schließen sich an die Weine von Roxheim, Hüffelsheim, Laubenheim und Bretzenheim (beide letzteren Orte nicht zu verwechseln mit den gleichnamigen Flecken bei Mainz). Weniger gelobt sind die Sobernheimer, Meddersheimer und Merxheimer. Im Ganzen producirt die Nahe etwa 6 bis 7000 Stück Wein im Jahre.

An Ausdehnung und Quantität der Production steht das bayrische Rheinland — die Pfalz — bezüglich der Weinproduction jedenfalls mit obenan. In mildem Klima, geschützter Lage, auf Boden aus Löß, Buntsandstein u. s. f. steigen die Weinberge sanft an den Abhängen des Haardtgebirges hinan (daher auch Haardtweine genannt) und ergeben in guten Jahren einen Ertrag von nahe 40,000 Fudern (à 1000 Liters) Rebensaft, dessen Baarwerth man immerhin auf 10—12 Millionen Gulden veranschlagen darf. In Forst sollen für den Morgen Weinberg 13,000 Gulden bei Anlage der Eisenbahn gezahlt worden sein, allerdings ein Ausnahmepreis. Die Pfalz hat zum Theil anderen Rebsatz, andere Trauben, als das Rheingau. Es werden Orleans, Riesling und größtentheils Traminer (hellröthlich) gebaut, daher beispielsweise die Bezeichnung Forster Traminer. Die Preise schwanken von 100 bis 600 Gulden und höher bis zu 6000 Gulden für ein Fuder (1000 Liters). Rothweine sind seltener im Anbau, indeß sind diese gut und beliebt.

Auf der Pariser Ausstellung halfen 1859er und 1865er, Rüdesheimer 1859er Forster Jesuitengarten, welche im Ankauf 3000 bis 5200 Gulden per halbes Stück gekostet hatten, die Wilhelmj'sche erste Preis-Medaille für Wein mit erkämpfen. Vortrefflich war ein Rüdesheimer (Khedive-Wein) und Forster Jesuitengarten aus dem Jahre 1865, sog. Königswein, zum Preise von 5200 Gulden pro halbes Stückfaß.

Die Pfalzweine haben den Vorzug, daß sie in weniger guten Jah-

ren, wenn das Rheingau eine ausgesprochene Mißernte macht, immerhin noch genießbar sind — zuweilen wohl, wie auch anderwärts, genießbar gemacht werden. Deshalb spielen diese Weine im Handel bei der bedeutenden Production auch die größere, wenn auch nicht die gewichtigere Rolle.

Untër den Pfälzer und Haardtweinen (zuweilen, wenn auch seltener Rheinbayerische Weine genannt) sind die Rupertsberger, Deidesheimer und Forster (Traminer) die gelobteren. Ihnen folgen die Ungsteiner, Dürkheimer und Wachenheimer, sie wachsen zwischen Neustadt und Herxheim. Die Orte Callstadt und Gimmeldingen produciren rothe Pfalzweine.

Der Pfälzer charakterisirt sich durch eine hübsche volle Farbe, vollem süßlichen Geschmack, der indeß selten von Erdgeschmack ganz frei ist. Er hält keinen Vergleich mit der Blume und dem Feuer der Rheingauer Weine aus. Die sog. Oberländer Weine (zwischen Landau und Neustadt wachsend): Edenkobener, Hambacher, Musbacher und Maykammer, sind durchschnittlich noch geringer als die vorgenannten.

„Die Abgeordneten des Pfälzer Landes,
Sie waren meistens bürgerlichen Standes,
Es waren joviale runde Herrn
Mit freundlichen, vergnügtesten Gesichtern,
Sie lebten von der Welt ein wenig fern,
Und mancher drückte sich ein wenig schüchtern.
Doch waren alle da: der Deidesheimer,
Der Rupertsburger und der Wachenheimer,
Wer nennt sie all', die guten Freudenbringer:
Der Forster auch, sogar der Gimmeldinger!"

(Otto Roquette.)

Aus jenen glücklichen Gemarkungen, welche uns die goldgelben „Freudenbringer" spenden, rückten die Reihen des deutschen Heeres zum Entscheidungskampfe vor. Mitten aus dem grünen Laubgewinde starrten die Bajonette der heldenmüthigen Krieger deutscher Zunge, deren Tapferkeit und heldenmüthiger Führung wir es verdanken, daß die Reben ruhig reifen können, während drüben auf seinem eigenem Boden die Vernichtungsschlacht gegen den Erbfeind gekämpft wird. Das wird ein unvergessenes Weinjahr geben, das Jahr 1870!

Fast noch massenhafter producirt die hessische Pfalz, die Stromstrecke der linken Rheinseite von Worms bis Mainz und Bingen. Der Boden, tertiäre Formation, zeigt bedeutenden Kalkgehalt, die Gegend selbst ist nur ausgesprochenes Weingelände und gestaltet so die Provinz Rheinhessen zum bedeutendsten Weinlande Deutschlands. Etwa 40,000 Morgen (hessischen Maßes) sind angebaut und erzielt die Provinz in guten Jahren durchschnittlich fünf Ohm Wein auf den Morgen. Der Rebsatz ist dem der bayrischen Pfalz gleich, doch werden hier auch Burgunder- und Oestreicher-Trauben gebaut, die Mittelweine können indeß einen ausgeprägten Bodengeschmack nicht verleugnen. Der Wein ist an Ort und Stelle billig und vor allen Dingen für den gewöhnlichen Gebrauch sehr „süffig", d. h. leicht und angenehm auf der Zunge.

Bei Worms an der Liebfrauenkirche wächst die vielgenannte Liebfrauenmilch, indessen nur auf einem Flächenraum von kaum zwei Morgen; es ist daher klar, daß eine große Masse besseren hessischen Weines unter diesem Namen verkauft wird. Dicht bei der Liebfrauenkirche liegt der sehr gelobte Kapuzinergarten (drei Morgen) und ein Terrain von weiteren zehn Morgen, deren Erträgnisse sämmtlich als Liebfrauenmilch in den Handel kommen.

Die schon obengenannten Oberingelheimer und Scharlachberger sind eigentlich auch hessische Pfalzweine. An diese schließen sich an Güte und Gehalt die Niersteiner (Glöck), Laubenheimer, Oppenheimer, Binger, Bodenheimer, die Gewächse von Guntersblum, Nackenheim, Hahnheim (Knopf), Alsheim u. s. f.

Auch die Bergstraße zwischen Darmstadt und Heidelberg, die Abdachungen des Odenwalds, erzeugen einen guten, besonders als junger Wein mundenden Rebensaft, der indeß weit niedriger im Preise steht als alle vorgenannten, obwol gerade diese Weine massenhaft unter anderem Namen in's Ausland geführt werden. Sie werden häufig zu französischen Weinen umgearbeitet und sind trocken, geistig, aber gleichfalls etwas erdig von Geschmack. Bensheim, Auerbach, Zwingenberg und Heppenheim sind die gelobteren Sorten.

Die Frankenweine gipfeln in dem Leistenwein als der besten Sorte. Er ist nach dem Leisten, einem Theil einer schmalen Bergkette im Maingebiete des bayrischen Kreises Unterfranken (Frauenberg), sechszig Morgen groß, bei Würzburg, genannt. Dieser und der Steinwein (nicht, wie gewöhnlich geschieht, zu verwechseln mit dem Steinberger) sind die gelobtesten der Frankenweine. Sie haben bedeutenden geistigen Gehalt, eigenthümliches Aroma, sind sehr dauerhaft und gelten besonders viel als Gesundheitsweine.

„Frankenwein — Krankenwein,
Neckarwein — Schleckerwein,
Rheinwein — Feinwein!"

Der Steinwein (400 Morgen, auf dem Steinberg bei Würzburg) führt auch den Namen Bocksbeutel, nach der eigenthümlichen Gestaltung der Flaschen, in welchen er versandt wird. —

Ferner nennenswerthe Frankenweine sind: der Heiligegeistwein, der in den Weinbergen des Julius-Spitals in Würzburg gewonnen wird, der Harfenwein, der auf dem Harfenberg bei Würzburg wächst, der Kalmuth aus den Weingütern des Fürsten von Löwenstein-Wertheim zwischen Leugfurth und Homburg, der Schalksberger u. a. Der gewöhnliche Würzburger, den die Umgebung von Würzburg, Kitzingen, Marktbreit u. s. f. erzielt, und der Werthiemer sind von geringerem Gehalt und Werth und haben Erdgeschmack. Sämmtliche Frankenweine werden viel zur Mousseuxfabrikation verwendet, hauptsächlich in Würzburg.

Die Neckarweine werden meist an Ort und Stelle verbraucht und kommen wenig in den Handel. Nur die Schaumweinfabriken in Eßlingen und Heilbronn bringen dieselben als Mousseux an den Markt.

Die Neckarweine wachsen nicht nur im Thale des gleichnamigen Flusses bis gen Eßlingen hin, sondern auch in den Thälern der Rems, Enz, der Tauber und im Weinsberger Thal. Die besten sind die vom Schalkenstein bei Besigheim, vom Käsberg bei Mundelsheim, von Klein-Bottwar bei Mundelsheim, die von Korb bei Waiblingen, das Brotwasser von Stetten im Remsthale und die von Roßwag an der Enz. Sie sind leicht und ihr Genuß ist zuträglich.

Die Weine der badischen Bergstraße von Ettlingen bis an die hessische Grenze (circa 8500 Morgen), so wie die Markgräfler, im badischen Oberland wachsend, werden auch größtentheils an Ort und Stelle consumirt und allenfalls die Schweiz bezieht davon. Die besseren Markgräfler sind der weiße Klingenberger und der rothe Affenthaler.

Die Provinz Rheinpreußen von Bingen stromabwärts und das rechte Ufer des Rheines unterhalb Aßmannshausen und Lorch, zieht gleichfalls bis in die Gegend von Bonn und Köln große Mengen eines leichteren Weines, der allerdings Vergleiche mit dem Rheingauer nicht aushält. Bei Lorch gedeiht der treffliche, feurige und tiefgelbe Bodenthaler, mit schönem Bouquet. Die Umgebung von St. Goar, Oberwesel und Bacharach producirt sehr trinkbare Sorten, so die Enghöller, Steeger und Manubacher.

Das alte rheinische Sprüchlein:

„Zu Bacharach am Rhein,
Zu Hochheim an dem Main,
Zu Würzburg an dem Stein
Soll'n sein die besten Wein'!"

bezieht sich wol mehr auf die Zeit des in Bacharach florirenden Weinhandels im Mittelalter, ehe die Verkehrswege sich andere Bahnen geöffnet, als auf die dort wachsenden Crescenzen. Auch am Bopparder Hamm wächst ein gutes „Stählchen", eben so am rechten Ufer bei St. Goarshausen, Caub, Camp, Osterspei, Braubach und Lahnstein, doch unterscheiden sich hier die Weine schon wesentlich untereinander, je nach Lage und Bodenbeschaffenheit. Sie sind weit billiger im Preise als die oberrheinischen Weine und werden aus anderem Rebsatz gewonnen. Coblenz und Umgebung, Rhense, Horchheim und der Kreuzberg bei Ehrenbreitstein, die Carthause auf linkem Stromufer, geben rothes Rebenblut voll Kraft und Fülle. Doch sind hier schon viele hellrothe Rebsorten im Bau, sogenannte Bleicherte, nach der bleichrothen Farbe so genannt (Bleichart oder Bleichert). Häufig werden die rothen Weine auch nur weiß gekeltert, wodurch die genannte Farbe entsteht.

In Andernach, Linz, Dattenberg, Erpel, Unkel, Königswinter, am Siebengebirge sowie bei Remagen wachsen gute Tropfen, ebenfalls größtentheils Bleicherte, jedoch zeichnen sich die Menzenberger, auf Karl Simrock's Weinberg vom Zwerg Ecke „Eckenblut" geheißen, das sogenannte Drachenblut am Abhange des Drachenfels und die Argenfelser als dunkelrothe volle, kräftige Weine aus. Es sind in der Rheinprovinz etwa 12,000 Morgen Weinberg mit 38 Millionen Rebstöcken

46*

bepflanzt. Auf linkem Rheinufer wachsen auch weiße Weine, auf dem rechten größtentheils rothe.

Am obern und Mittelrhein hätten wir nun noch die Taunusweine, zu denen eigentlich der bereits genannte sehr haltbare Hochheimer (1800 Morgen) gehört und die des Lahnthals zu nennen. Neben dem bei Wiesbaden wachsenden Neroberger, der eine tiefgelbe Farbe und bedeutenden Alkoholgehalt zeigt, sind von den Taunusweinen noch der Wickerter (Nonnenberg) und Kostheimer, welche als Hochheimer größtentheils in den Handel kommen, durch besondere Güte hervortretend, namhaft zu machen, obgleich auch Frankfurt etwas Weinbau treibt, aber:

„Der Wein vom Rhein ist immer gut,
Der Moselwein nicht schaden thut;
Der Neckarwein ist auch noch recht,
Frankfurter Wein ist immer schlecht!"

Kein Wunder, daß sich die ehemals freie Reichsstadt mit dem „Hohenastheimer", dem Aepfelwein (Eppelwei, auch Biz genannt), auf freundschaftlichen Fuß gesetzt hat.

Die Lahn hat nur wenige Morgen Weinberg im Bau, zieht aber bei Ems, Fachbach, Nassau und Runkel recht trinkbare, hauptsächlich rothe Weine.

Die Mosel baut meist weiße Weine, welche im Allgemeinen weit leichter und zuträglicher für den häufigeren Genuß sind, als die schweren Rheingauer. Sie gehen rasch durch's Blut, haben eine feine gewürzige „Gähre", häufig ein prächtiges Bouquet (daher oft Moselblümchen genannt) und sind beliebte Tischweine. Sie verfliegen nach dem Genusse schnell wieder und werden am untern Rheine mit besonderer Vorliebe getrunken. Geringere Sorten sind allerdings sehr säurehaltig mit Erdgeschmack und nicht für jede Zunge angenehm und geeignet. Die Anwohner der Mosel leben fast nur vom Weinbau; bis in die höchsten und unzugänglichsten Risse und Schründe der Thonschieferfelsen trägt hier der Winzer seinen Fleiß, mehr denn am Rhein besorgt, daß ihm kein Fleckchen Weinboden unbenutzt bleibe. Wohl nahe an 23,000 Morgen Weinberge (an beiden Ufern von Trier bis Coblenz, auf etwa 48 Stunden Ausdehnung, rechts und links des Flusses) sind hier mit etwa 68 Millionen Rebstöcken angebaut, welche jährlich durchschnittlich bis zu acht und neun Eimer Wein auf den Morgen ergeben. Dem Moselwein fehlt indeß die Haltbarkeit des Rheinweins und leider hat hier das Gall'sche System der „Weinverböserung" die meisten Freunde gefunden.

Die besten Lagen sind Pisport (Pisonis portus), der bouquetreiche Brauneberg, Zeltingen, Dusemont, Oligsberg, Josephshof, Grünhaus bei Trier und der Berncastler Doctor.

„Zapft an den echten Doctorwein,
Ihr kranken Brüder, schenkt Euch ein,
Das ist der beste Doctor! —"

Auch Graach, Traben, Wehlen, Cochem, Gondorf, Winningen, Güls, Cobern, Lay, Moselkern u. s. f. ziehen leichte angenehme Weine. Man unterscheidet in der Regel Obermoseler und Untermoseler Weine.

„Der Moselweine blonde Jünglingsschaar,
Welch' hold' Geschlecht, welch blüh'nder Jugendglanz!
Geschaffen wie zur Liebe, wie zum Tanz!
So mild und schön, so frisch, so hell und klar!"
(O. Roquette.)

Näher der deutsch-französischen Grenze, bei Luxemburg, sind etwa 3500 Morgen Weinberg im Betrieb; ihre Erträgnisse lassen sich aber, außer dem Wormeldinger, nicht mehr mit den Moselweinen vergleichen. Die Weine Frankreichs an der Obermosel (bei Metz, Departement Moselle und Meurthe) sind unbedeutend, leicht, säuerlich und unhaltbar.

Die Nachbarin der Mosel, die Saar, welche in der Nähe von Trier in jene mündet, hat ebenfalls nahe an 3000 Morgen Weinberg im Betrieb und liefert durchschnittlich 20,000 Eimer Wein im Jahre, welcher größtentheils als Moselwein in den Handel kommt. Die besten Saarweine sind der Scharzhofberger, Scharzberger (bei Oberemmel), der Oberemmler und Wildinger

Ein eigenthümliches Rebenblut, im wahrhaften Sinne des Wortes, erzeugt das Ahrthal im Niederrhein-Gebiet. Voll, dickroth, mild, gesund, wenn „unberührt von feindlichen Gewalten" und sehr gewürzhaft, nimmt der Ahrwein (Ahrbleichert) ein ganz besonderes Plätzchen unter den Rheinweinen im allgemeinen Sinne für sich ein. Hermann Grieben, der Poet des Ahrthals, kennzeichnet ihn in folgender Strophe:

„Bei Walporzheim, am Gehänge der Schlucht —
Gott segne das heurige Jahr! —
Da wächst St. Peter's köstliche Frucht,
Die feurigste Traube der Ahr.
Und Jeder, der munter das Thal durchwallt,
Kehrt gern bei dem Heiligen ein;
Der schenkt ihm in unverfälschter Gestalt
Die würzige Labe für Jung und Alt,
Den dunkelrothen Wein."

Die Ahrweine gleichen dem Burgunder, sind indeß nicht sehr haltbar und werden auch aus Burgundertrauben (sog. Klebroth) gewonnen. Leider hilft hier der Winzer häufig vor der Gährung je nach Bedürfniß mit Zuckerzusatz nach (was indeß auch anderen Orts geschieht) und erklärt sich hieraus der in der Regel gleichmäßige Gehalt der Weine auch bei schlechten und Mittel-Ernten. Der Fleiß des Ahrwinzers ist zu bewundern; es entgeht ihm auf der geringen Strecke des Thales kein Fußbreit tragbaren Landes. Die horrendesten Preise (bis zu 7000 Thalern) sind hier schon für den Morgen Weinberg gelöst worden. Zur Schaumweinfabrikation eignen sich die Producte der Ahr vortrefflich; die Ahr-Mousseux-Weine stehen dem echten Champagner am nächsten. Nahe an 4000 Morgen sind angebaut und mögen durchschnittlich 120,000 Thaler (12,000 Oxhoft) im Jahre für Ahrwein erlöst werden. Die besten Lagen sind Walporzheim (Berg, Dom- und Klosterlei), Ahrweiler, Mai-

schoß (Lochmühle), Heimersheim und Bodendorf. Eine Stunde oberhalb Altenahr hört der Wein auf, da beginnt die Eifel.

Weißer Wein ist seltener, am besten auf der Hallerbacher Lei bei der Lochmühle. Die Mönche des Calvarienbergs bei Ahrweiler empfahlen ehemals den weißen Wein als Cur gegen zu stark genossenen rothen. Früher wurde der an und für sich dicke rothe Wein weiß gekeltert, daher die damals bleichrothe Farbe und die heute noch geltende Bezeichnung Ahrbleichert; zur Zeit indeß findet die Kelterung immer erst nach der Gährung statt.

Das ist ein selig Schauen
In's weite Land hinein:
Da liegen die Felder und Auen
Im hellsten Sonnenschein;
Da klimmen die Weingehege
Der Schluchten von Wand zu Wand.
Gott segne Dich allerwege,
Du schönes rheinisches Land!

(H. Grieben.)

Wir beabsichtigten in Vorstehendem nur eine Total-Uebersicht des Weinbaus am Rhein und in den Seitenthälern dieses schönsten deutschen Stromes, ein allgemeines Bild der Weinproduction zu geben. Wir verzichteten von vornherein auf erschöpfende Vollständigkeit und haben die elsässischen und oberbadischen Weine ganz in unserer Schilderung übergangen. Die im Handel und auf dem Tisch unserer Leser erscheinenden Bacchusgaben aber berücksichtigten wir mit besonderem Vorzug, hoffend, daß unsere Mittheilungen in dieser Richtung wenigstens über Heimat und Geburtsort des „Trostbringers und Herzbezwingers“ einigen Aufschluß geben.

Dem Nektar der Poeten, dem Genesungstrank der Kranken, dem Schöpfer so vieler geweihten heiteren und geistig bedeutsamen Stunden, dem deutschen Wein, dem Rheinwein, der die hinausziehenden Krieger erquickte, wie er die heimkehrenden, beim Siegesfest, bewillkommen wird: ihm wollte der „Salon“ ein schlichtes Kapitel weihen. „Und nun haut wacker d'rein“, wie die braven Berliner sagten; oder wie Herwegh singt:

Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt Euch vorher schreiben:
Hurrah! Hurrah! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll Deutsch verbleiben!

Wie der Krieg uns in Bayern fand.

Von **Franz v. Nemmersdorf.**

Dumpf und schwer lastete es auf dem Lande; roth und schwarz, das sind die echten deutschen Farben nicht! Das Gold der Treue war gewichen. Unser ruhiges, glückliches Bayern, bisher von politischen Stürmen nur äußerst wenig bewegt, milde vom uralt angestammten Fürstenhause regiert, war mit einem Male in wüste Gährung gerathen — es schien dem Zerfalle entgegenzutreiben. Eine sinnlose Politik trieb die Partei des äußersten Fortschrittes, häufig aus undeutschen Elementen bestehend; noch weniger deutsch, schmählicher in der Wahl ihrer Mittel, dunkle, unmögliche Zwecke anstrebend, traten die ultramontanen Gegner in den Kampf. Alle anderen Stimmen schwiegen, nur aus den beiden Heerlagern tönte das wirre Geschrei. Die monarchische Partei, die echt aristokratische, die vernünftig liberale, sie führten kein politisches Leben.

Bislang war die Kunst des Regierens in Bayern leicht gewesen. Da stellte sich die natürliche Wirkung ein — man nahm es auch leicht. Fürst und Volk hatten immer eng zusammen gehangen. Was der geistreiche, aber nicht patriotische Karl Theodor an Liebe verscherzte (damals rettete Friedrich der Große die nationale Integrität Bayerns), gewann „Vater Max" zehnfach wieder. König Ludwig I. haßte die Neufranken, er war ein durchaus deutscher, hochgebildeter, kunstsinniger Fürst; ihm folgte im Sturmjahr achtundvierzig Max II., ein grundrechtschaffener Mann, klug, besonnen, vom besten Willen. Er rief protestantische Gelehrte in's Land und hat damit reichen Samen gestreut, der jetzt in segenvoller Ernte aufblüht.

So edles Vatererbe trat ein königlicher Jüngling an; Manches war daneben herangewachsen und auch versäumt worden.

Das Bayern der Schyren und Wittelsbach hatte schwäbische Reichsstädte, fränkische Bisthümer, brandenburgische Markgrafschaften in sich aufgenommen. Der Hof- und Staatskalender wies viel welsche Namen auf. Bayerns Könige, obschon jeder von ihnen begabt war und sich in irgend einer Richtung auszeichnete, waren keine Kriegsfürsten.

So lange die Verhältnisse ruhig blieben, bemerkte man nichts von einer Störung — erst am Tage der Gefahr offenbarte sie sich. Da gebrach die organische Einheit, das rasche, energische Zusammenwirken der Kräfte, wie es Preußen groß gemacht.

So trieb das Staatsschiff mit gebrochenem Maste. Der junge König stand muthig am Steuer, seinen geistreichen, staatsklugen Berather mußte er entlassen, Ludwig II. war verfassungstreu. Er versuchte mit der Kammermajorität zu regieren, die eine quantitative, aber keine qualitative war. Unter den Umständen ist es als Glück zu bezeichnen, daß der König einen besonnenen Mann von strenger Rechtschaffenheit zum Ersatz des Fürsten Hohenlohe fand.

Aber Herrscher und Minister hatten eine schwere Aufgabe. Da brach plötzlich, unerwartet der Sturm im Westen los und der fegte den politischen Horizont rein.

Treue dem Fürstenwort erkannte der junge König als erste Pflicht und freudig reichte er dem Verbündeten in Deutschlands Norden die Hand.

Noch zischten unreine Elemente auf, eine feile Presse wagte es, offen Landesverrath zu predigen; der großartige Protest der gesammten Nation in all' ihren edleren Theilen antwortet darauf.

Jeder Parteihader ist nun erloschen vor dem einen hohen Ziele, wir fühlen uns jetzt Alle nur Deutsch, heimische Fürsten führen uns in den heiligen Kampf für gutes Recht. Hell leuchtet wieder die nationale Fahne über einem deutschen Heere — bald hoffen wir sie als Siegesbanner zu begrüßen.

Der Zweikampf der beiden bedeutendsten Nationen des europäischen Festlandes ist dieses Mal ein wahres Gottesurtheil. Nicht wir haben in frevlem Uebermuth den Krieg heraufbeschworen; aber jeder Ein- und Angriff findet uns fest, unerschüttert. Rasch hat sich ein mächtiges Heer gebildet, rasch ist es an die Grenze gezogen und hinter dem Heere steht das gesammte Volk — darum müssen wir siegen.

Niemand braucht fern zu bleiben; Niemand darf sich dem Antheil am Kampfe entziehen. Wie einst die Barden an ihre Leier schlugen, so ist es Aufgabe der guten Presse, den Braven vor dem Feinde „Heil! dreimal Heil!" zuzurufen. Wir, die wir daheim geblieben, sind nichts Anderes, als eine große Reserve. Für die große, die gute Sache trete Jeder ein mit gesprochenem und geschriebenem Wort, in Rath und That.

Wem jetzt nicht das Herz aufgeht, wenn er sieht, wie Fürsten, die ihr Land eingebüßt, hochherzig zu den Fahnen des Siegers eilen, dem nun ein weit herrlicheres Lorbeerreis entgegengrünt als damals; wie Geld aus allen Theilen der bewohnten Erde uns zuströmt, so weit die deutsche Zunge reicht, und wie unsere Frauen sich rüsten, die Wunden zu heilen — dem lebt kein göttlicher Funke in der verknöcherten Brust — er ist nicht werth, ein Deutscher zu sein!

Anders sieht es drüben aus jenseits des Rheins.

Ein ruheloses Volk, das seit zweihundert Jahren auf permanenter Barrikade lebt, weiß nicht genau, was es will. Denn wenn auch alle Franzosen gern ihr Land vergrößert sehen würden — Napoleon's III. Sieg wünschen sie darum noch lange nicht.

Der alte Revolutionair blieb seinem Handwerk treu, erst conspirirte er unglücklich und ungeschickt, später lernte er es besser, der Boden war auch günstiger gedüngt, dann überließ er sich eine Weile der Süßigkeit des Herrschens, aber die Orsinibomben schreckten ihn aus olympischem Traum empor. Jedes philosophische System entwickelt sich logisch aus seinem Satz des Grundes, jeder pflanzliche oder thierische Organismus entspricht genau seinem Keim und wer auf einer Bahn eine gewisse Strecke beschritten hat, dem ist keine Umkehr gestattet.

Weil es ihm zu Hause unbehaglich geworden, weil alte Freunde mit neuen Gesichtern ihn finster umgaben, darum sucht Bonaparte eine frische Blendung — einen unmöglichen Sieg.

Im Schlosse von Saint Cloud hat ein Abenteurer und verwegener Spieler sein va banque gesprochen.

Im Schlosse von Berg weilte friedlich ein junger Fürst, er fuhr so gern

über den blauen Würmsee nach seiner schönen Roseninsel, er ritt so gern den waldigen Hügelgürtel entlang. Die Natur lügt nicht, die Natur ist ewig jung und ewig schön, sie gewährt köstliche Erholung vom wirren Weltgetriebe, darum ist sie sinnigen Gemüthern mit dem Bedürfniß der innern Einkehr so theuer.

Unser junger König liebt die Musik und liebt beschauliches Stillleben in schöner Landschaft — daraus hat man ihm die seltsamsten Eigenschaften angedichtet. Namentlich die Yankees brachten viel alberne Geschichten, ich habe dagegen als Prediger in der Wüste meine Stimme in amerikanischen Blättern erhoben. Ob mit Erfolg? Ein Vorurtheil zu vernichten, gehört unter die Arbeiten des Herkules!

Zwei Eigenschaften des Königs Ludwig II. sind im Ausland wenig beachtet: er ist sehr thätig und auch sehr fröhlich. Das Erstere bestätigen seine Minister, das Zweite Diejenigen, denen es vergönnt ist, zuweilen Genossen seines Privatlebens zu sein.

Daß die Neigungen des jungen Königs ästhetischer und poetischer sind, als die Durchschnittspassionen unserer goldenen Jugend, führte zunächst manches Mißverständniß herbei.

Kühn, gewandt und ausdauernd zu Pferde nimmt sich Ludwig II. besonders gut im Sattel aus. Die classischen Dichter unserer Sprache bilden seine Lieblingslectüre. Ueberhaupt sind des jungen Fürsten Neigungen rein und edel. Er gehört zu den Menschen, denen sittliche Mächte das Leben regeln und die nach dem Guten, dem Großen, dem Schönen streben. Daß in einer solchen Natur der Zug nach dem Idealen mächtig auftritt, ist natürlich, und alles Gemeine bleibt ihr nothwendig fremd. Der südliche Kopf mit dem dunklen Auge, den schönen Zügen würde dies Demjenigen, der sich auf Physiognomien versteht, allein schon sagen.

Kaum kann es auf Erden ein lieblicheres, beschaulicheres Plätzchen geben, als das „Sanssouci" des Königs: die Insel Wörth. Durch die Lorbeerweide des Ufers glänzt gleich silbernem Spiegel der See, berauschende Düfte steigen aus Tausenden von Rosen empor, über den Hügeln verglimmt goldig die Sonne, die Natur hat ihr Feierkleid angezogen und das Menschenherz freut sich sanft in köstlicher Abendrast.

In die idyllische Ruhe gellt ein schriller Mißton.

Bayerns König! Deutschland, Europa, die Welt blicken auf Dich. Du hast das entscheidende Wort zu sprechen. Der Welsche lockt mit falscher Werbung, ein großer deutscher Fürst baut auf Deine Treue.

Da gab es kein Schwanken und kein Wanken. Bayerns König, von dem es allein abhing, ob der corsische Eroberer uns einig finden sollte, wie anno 14 und 15, oder zerrissen, wie zu den Rheinbundszeiten, hat sein gutes Schwert in die Schale des Rechts geworfen und schwer ist diese niedergesunken; und bald genug wird es sich zeigen, daß die edle Handlung zugleich auch die klügste gewesen.

Die Ereignisse riefen den König in die Hauptstadt zurück, in stürmischer Kammersitzung wurde der Kriegscredit bewilligt, allen unreinen Elementen zum Trotz kam der wahre Volkswille zum Ausdruck und als sich Ludwig II. im Theater zeigte, hallten die Räume vom Jubel wieder *).

---

*) Unter den mannigfachen „gestörten Friedenswerken" dieses Jahres ist auch „Das Oberammergauer Passionsspiel" zu nennen, dem wir in Wort und

Die zwei bayerischen Armeecorps wurden rasch auf Kriegsfuß gesetzt.

Es ist dieselbe bayerische Armee, die bei Pultusk, die russischen Carrées stürmend, die Newalinie nahm und behauptete. Es ist das nämliche bayerische Heer, welches in Tirol so rasch den Gebirgskrieg lernte, was den Franzosen niemals gelang. Es sind die Soldaten von Brienne und Bar sur Aube. Schließlich sind es dieselben Soldaten, die vor vier Jahren sich würdig zeigten, heut' an der Seite ihrer damaligen Gegner zu kämpfen. Der Wunsch, den mancher tüchtige Preuße mir ausdrückte, die braven Feinde zu Kameraden zu haben, ist nun erfüllt.

Der bayerische Menschenschlag ist durchaus kräftig, namentlich liefern die Abhänge der Alpen einen kernigen Volksstamm. Der Bursche trägt dort die Trutzfeder am Hut als Kampfeszeichen und seine Hand zuckt rasch nach dem Messer. Die Präcision im Schießen theilt unser Hochländer mit dem Tiroler und Schweizer.

Guten Muthes, begeistert für den Kampf, erbittert über den frevelhaften Friedensbruch zogen sie von dannen. Die meisten unserer Prinzen haben das Heer begleitet, doch ohne besondere Commandos. Der Bruder des Königs, welcher sich durch kaltblütiges und tapferes Benehmen im letzten Feldzuge auszeichnete, erhielt wegen angegriffener Gesundheit nicht die Erlaubniß mitzugehen. Der Oheim des Königs, Prinz-Luitpold, war vor vier Jahren mit seinen beiden Söhnen Ludwig und Leopold stets unter den Ersten beim Angriff und unter den Letzten beim Rückzug.

Unsere beiden Corps werden von den Generalen von der Tann und von Hartmann geführt. Der Erstere wurde im Kampfe um Schleswig-Holstein mit Ehren genannt, auch das Unglücksjahr 1866 raubte ihm nicht den Ruf persönlicher Bravour. Er ist eine stattliche Soldatenfigur in noch kräftigen Jahren und sein an der Ostsee errungener Kriegsruhm hat ihm die Hand des reichen preußischen Fräuleins von Voß verschafft.

Der Führer des sich eben vor dem Feinde befindenden zweiten Armeecorps ist ein Veteran aus den deutschen Freiheitskriegen. Er war als hübscher Mann bekannt und pflückte manche Myrthe; unter Anderen neigte sich ihm eine sehr hohe Dame gnädig zu. Fünfzig Friedensjahre haben General von Hartmann nicht entnervt. Im letzten Feldzuge befehligte er bei dem günstigen Gefechte von Roßbrunn und durfte bei Kissingen nicht mit eingreifen, was zugleich mit der gegnerischen Uebermacht zum Rückzuge nöthigte.

General Graf Friedrich Bothmer gilt für einen ausgezeichneten Strategen und General Stephan ist ein martialischer Kriegsgeselle, der an die Landsknechte des Mittelalters gemahnt. Mit riesiger Körperkraft begabt, hat er viele Gläser zerdrückt, Sitze zerbrochen und Pferde in vollem Laufe aufgehalten. Daneben schwamm er über die breite, reißende Isar, ritt und focht meisterhaft. In Griechenland durfte er seinen Muth an den Klephten kühlen, doch war sein ganzes Leben, obschon von vielem Glück begünstigt, ein unzufriedenes. Er litt an zurückgedrängter Thatenlust. Ihm genügte vieler

---

Bild in einigen früheren Heften eingehende Beachtung gewidmet haben. Es wird unsere Leser daher interessiren, zu hören, was wir durch Privatmittheilung erfuhren, daß diese geistlichen Spiele, die man sonst nur alle zehn Jahre repetirt hat, als schöne Friedensfeier für das nächste Jahr wiederum angesetzt sind, und daß der König von Bayern den vorzüglichen Darsteller des Christus, Joseph Mair, der, wie man sich aus den Zeitungen erinnern wird, zu den Fahnen einberufen worden, frei gemacht hat. Die Redaction des Salon.

Erfolg bei den Frauen nicht und auch das Bestreben, sich tüchtige fachwissenschaftliche sowol als allgemeine Bildung anzueignen, ließ Raum für ungestümes Sehnen. Im letzten Feldzug kam er wenig zur Verwendung, nur bei Nüdlingen war es ihm vergönnt, das Gefecht für eine Weile wieder herzustellen.

Die fast durchgängig dem hohen und höchsten Alter nahen Führer unserer Truppen führen unwillkürlich zu der Betrachtung: welch einen reichen Fond von jugendlicher Thatkraft diese Veteranen in sich zu bewahren gewußt haben. Ich erinnere mich z. B. an Steinmetz den Führer der I. Armee.

Ungefähr sieben Jahre glaube ich sind es her, daß sich die Gesellschaft in der Jungfrau zu Interlaken dieses rüstigen, alten Herrns erfreute, er war der Liebling Aller. Zu Fuß erstieg er die Scheinige-Platte, was einen jungen russischen Gardeofficier zu Pferd tödtlich ermüdete. In ernsten und heiteren Gesprächen sind wir öfter zusammen auf der Bank vor dem Hotel gesessen. Das Leben des Höhewegs wogte an uns vorüber, durch herrliche Wallnußbäume blickten wir auf saftig grüne Matten, von waldigen Vorbergen begrenzt, darüber erhob sich graues Urgestein zackig in die tiefblaue Luft und glitzerte das Gletschereis diamantartig in der Morgensonne. Tief verhüllt in mystischen Zukunftsschleiern lagen damals die Tage von 1866 und von heute.

Unser Soldat, dem es niemals an Muth gebricht, sieht mit Vertrauen zum Feldherrn empor, denn dieser hat seine Proben bereits abgelegt.

Das bayerische Contingent untersteht zunächst dem Kronprinzen von Preußen.

Still, ernst und ergriffen indessen wandeln die Menschen in Münchens Straßen, die leichtlebige Weise wich der schweren Zeit und die starke Vergnügungssucht trat zurück, die sonst überfüllten Unterhaltungsorte sind verödet. Ueberall vermißt man das Militair, die heitere Werbung der gewohnten Musik erklingt nirgends. Dafür liegt eine gewisse Weihe auf den Menschen, ein sittlicher Zug erhebt sie über das sonstige Tagesgetreibe. Größer konnte die Begeisterung, einheitlicher die Abwehr nicht sein, als sich vor mehr als einem halben Jahrhundert die gallischen Schaaren über deutsche Erde ergossen. Damals ertrug unser Vaterland Jahre lang das Joch, heute steht es beim ersten Dräuen des Reichsfeindes gerüstet und einig unter den Waffen. Das wird man einst, wenn Gott unsere Waffen segnet, von allen Siegen, die uns noch beschieden sein mögen, den ersten und den schönsten nennen!

Berlin während des Franzosenkrieges.

So wunderbar verschlungen auch häufig die Gedankenwege sind, die unsere Conjecturalpolitiker zu wandeln lieben: wer von ihnen in den ersten Tagen des Juli sich vermessen hätte, von den Ereignissen auch nur zu träumen, die vier Wochen darauf die ganze Culturwelt in athemloser Spannung erhielten, der würde — nun, was soll ich mich scheuen, es auszusprechen? — in's Tollhaus gekommen sein. Und so hat es sich wieder bestätigt, was so oft gesagt worden ist und so wenig geglaubt wird: die Geschichte ist der wunderbarste Roman. — Rieben sich die Zeitgenossen jener unverschämten Neujahrsapostrophe an den österreichischen Gesandten, welche den italienischen Feldzug einleitete, verwundert die Augen, so waren sie diesmal bei der frechen Zumuthung des Abenteurers auf dem Throne gegenüber einem mächtigen und von allen verständigen und ehrlichen Leuten der ganzen Welt verehrten Monarchen wie aus den Wolken gefallen ....

Aber das war es nicht, was ich in diesen Blättern sagen wollte und ich hatte Recht, als ich mir im Beginn als Memento auf den Tisch schrieb: Keinen Leitartikel! und ich hatte Unrecht, es nicht zu beachten. Wo aber jeder Augenblick der Tagesgeschichte mit ehernem Cothurnschritt auf der Lebensbühne an uns vorüberschreitet, da ist es unmöglich, das unfreiwillige Pathos gänzlich zurückzudrängen, welches der Athemzug der tiefinnersten Erregung ist. Oder ist es so übel, wenn mir ein Freund aus Hamburg — wo die nationale Begeisterung in so mächtigen Flammen emporlodert, daß es mit anzusehen eine Erquickung ist — statt aller Berichte nur den einen Satz schreibt: „Ich Endesunterzeichneter urkunde und bekenne hiermit für mich und meine Erben, daß wir Alle, sammt und sonders, elende Schächer sind, nicht werth, die Glorie dieser Tage zu erleben, wenn wir nicht freudigen Herzens Alles und unser Leben dazu hingeben für den Gewinn, dieses Segens theilhaftig geworden zu sein."

Pathos! Wer sollte da nicht pathetisch werden? Ist das ein Krieg, wie je einer geführt worden ist?

Niemals. Sonst galt es immer nur den Kampf um Gewinn oder den Kampf der Abwehr gegen Vergewaltigung. Der ungeheure Zwiespalt, der durch die ganze culturgeschichtliche Entwickelung des Menschengeschlechts geht, sinneverwirrend, herzzerreißend, nämlich daß alle Geistesarbeit mit ihrem ewigen Zielpunkte der sittlichen Veredelung der Individuen zugleich die jammernswertheste aller Künste fördert, die Kunst, alle schönen Blüthen dieser Cultur massenhaft zu vernichten — dieser Zwiespalt muß in diesem Kampfe seine Lösung finden. Dieser letzte große Krieg muß den Krieg selbst vernichten, er muß den Fluch hinwegnehmen, für immer tilgen, mit dem die Nationen einander geißeln. Darum ist es ein nothwendiger Krieg, ein gerechter, ein heiliger Krieg: der Krieg gegen den Krieg!

Pathos! Wohin wir blicken, derselbe Zug mächtigster sittlicher Erregung. Da ist kein Witzblatt, das nicht in diesen Ton patriotischer Begeisterung

umgeschlagen wäre, kein radicales Volksblatt, das nicht Worte der freudigen Hingebung für König und Vaterland enthielte und ich habe am Abend der Rückkehr König Wilhelm's aus Ems, als die Nachricht von der Kriegserklärung bekannt geworden war, einen echt in der Wolle gefärbten Radicalen Hurrah schreien hören, daß ihm die Stirnadern schwollen. Er hatte noch vor drei Tagen die letzte Feile an einen Artikel gelegt, der die Reduction des Militairetats als unumgänglich nothwendig nachwies; am nächsten Morgen strich er den Zucker und die Milch vom Wirthschaftsetat und fundirte mit diesem Ertrage des Ersparnisses seine monatliche Beisteuer an den Hülfsverein für die deutschen Armeen im Felde.

Und so war denn die gute und muntere Stadt Berlin wie mit einem Zauberschlage verwandelt, und wer diese Wandlung mit durchlebt hat, wird sie niemals vergessen. „Der alte Urstand der Natur kehrte wieder —", es gab keine Parteien mehr, es gab nur noch eine einzige Familie, die sich um ihren Vater schaarte. Diese ungeheure Metamorphose unseres gesammten öffentlichen Lebens förderte demnächst auch jenen spontanen Humor zu Tage, der die wahrhafte Würze zum erhabenen Ernst großer geschichtlicher Krisen ist. Es gab keine Polizei mehr in Berlin! Die Polizei war ein gemüthliches Institut geworden, das mit allen volksthümlichen Regungen fraternisirte. Sie stand dabei, als ein beliebiger Urwähler dritter Classe Unter den Linden auf eine Bank stieg und Extrablätter vorlas und sie schrie mit wie besessen und ich habe einen Schutzmann gesehen, der in der Begeisterung dienstwidriger Weise den Helm abnahm und ihn in der Luft schwenkte. Das Unerhörte, das mit dem geordneten preußischen Staatswesen für unvereinbar Gehaltene war möglich geworden; Jedermann, der Lust hatte, verkaufte Zeitungen auf den Straßen und die fliegenden Buchhändler trieben ihren Handel mit Extrablättern so frei und lustig wie Anno Achtundvierzig.

Die für das ganze sociale Leben der Hauptstadt so bedenkliche Epoche der Saure-Gurken-Zeit war im Nu in ihren Gegensatz verkehrt. Wer seine Koffer zur Ferien- oder Badereise schon gepackt hatte, packte sie wieder aus, in Schaaren strömten die Entfernten wieder zurück, auf jeden Urlaub verzichtend, und von früh bis in die tiefe Nacht hinein wogte die aufgeregte Bevölkerung in den Straßen auf und ab, Neuigkeiten erwartend, austauschend, in ihrer Weise commentirend.

Wo war das Interesse für die Institute geblieben, welche sonst die Aufmerksamkeit der Bevölkerung in Anspruch nahmen? Wer mochte jetzt noch stundenlang im Theater sitzen, während der Telegraph im nächsten Augenblicke einen neuen Act des weltgeschichtlichen Dramas signalisiren konnte, bei dem wir Alle, mehr oder minder, Mitwirkende und Zuschauer zugleich sind? Dieser Concurrenz waren die zahlreichen, über Nacht wie Pilze emporgeschossenen Kunstanstalten von höchst fragwürdiger Gestalt nicht gewachsen. Manche von ihnen schwanden dahin, ehe noch die Mitwelt von ihrer Existenz Kenntniß erlangt hatte; sie blühten, dem stillen Veilchen gleich, in einer Verborgenheit, die nur ab und zu durch einen verirrten Wanderer gestört wurde, und blieben „fromm und gut", so lange es ihre Gläubiger waren. Andere erlagen einer längst vorhandenen chronischen Abzehrung, manche der galoppirenden Schwindsucht. Eines der bessern Institute, das Nowack'sche Theater, rückte von der zweiten Beilage der Zeitung, welche die Theaterannoncen enthält, in die vierte, die ihre Spalten mit dem traurigen Inhalt der Anzeigen von nothwendigen Subhastationen, Edictalcitationen

durchgebrannter Schuldner und Ehegatten und Concurseröffnungen füllt. Am leidlichsten überwanden die Krisis noch jene Musentempel, welche neben den idealen Genüssen den Zuschauern zugleich eine billige Leibesatzung gewähren und die nöthige Anregung in tropfbar-flüssiger Form verzapfen. Es ist wahr, es hat auf den ersten Anblick etwas Verwirrendes, sich einer Combination von Goethe's Faust mit einer Portion geschmorter Kalbsleber und einem Seidel Patzenhofer'schen Bieres gegenüber zu befinden. Aber es ist noch nicht das Schlimmste, was Einem in dieser Richtung widerfahren konnte: und wenn daher das tragische Geschick der gedachten Hallen der Kunst einer philosophischen Betrachtung gegenüber keine tiefere Wirkung zu erzielen vermochte, so mußte das Ende des Victoria-Theaters, welches sang- und klanglos in die Nacht des Orcus versank, dem Menschenfreunde eine Zähre des Beileides ablocken. In unserm gesellschaftlichen Leben war dieses merkwürdige Institut mit seinem interessanten Leiter nachgerade eine Nothwendigkeit geworden. Je vordringlicher sich das industrielle Leben mit seinem betäubenden Geräusch in das stille Sinnen des Geistes hineinschiebt, desto unabweislicher wird das Bedürfniß nach einer einsamen Ruhestätte, wo die gewaltsam zerrissenen Fäden des Geistes- und Gemüthslebens sich in ruhiger Beschaulichkeit wieder zu knüpfen vermögen. Für solche nach Einsamkeit schmachtenden Seelen war das Victoria-Theater ein unbezahlbarer Aufenthalt; hier konnte der grübelnde Denker, der fabulirende Poet die Sammlung finden, die ihm im Lärm des Menschengewühls so schmerzlich oft abhanden kommt. Von diesen wird die Schließung des Cerf'schen Kunsttempels schmerzlich empfunden werden. Eine letzte Anstrengung, die Anstalt zu erhalten, scheiterte an dem Eigensinn der Verwaltung. Es war ihr vorgeschlagen worden, die Localitäten an einen neu gegründeten Club: „den Verein der Schwermüthigen", zu deren regelmäßigen Versammlungen zu vermiethen. Der Director stellte jedoch die Bedingung, daß daneben ab und zu Komödie gespielt werden dürfe. An dieser Bedingung scheiterte das Project: das war selbst dem Verein der Schwermüthigen zu schwermüthig.

Und so schlossen sich die Tempel Apollo's mehr und mehr, je weiter die Pforten des Janustempels geöffnet wurden. Nach allen Richtungen der Windrose hin hat sich das leichtbeschwingte Völkchen der „Menschendarsteller" in recitirender, singender und springender Form zerstreut; Bösewichter und Intriguanten haben das Theaterschwert und den Dolch mit dem Zündnadelgewehr vertauscht, Andere haben sich dem Dienste der freiwilligen Krankenpflege gewidmet und es fehlt nicht an Beispielen von leichtfüßigen weiblichen Mitgliedern des Corps de Ballet, welche sich sofort in dem hiesigen Charitékrankenhause meldeten, um den vorgeschriebenen Cursus der Vorbereitung für den Dienst als Krankenwärterinnen zu absolviren. Dazwischen ist das königliche Opernhaus, bisher der Schauplatz so vieler glänzenden Darstellungen der Kunst, nachdem es bisher dem Cultus des schönen Scheins gedient hat, dem schöneren gewidmet worden, wirklicher Noth abzuhelfen. Keine Theaterzettel locken mehr an seinem Eingange zu müßiger Ergötzlichkeit — „König-Wilhelm-Verein" heißt die Vorstellung, die alle Tage gegeben wird; dies ist das Programm, das in mächtigen Buchstaben zwischen den Säulen des Porticus den Vorübergehenden auffällt, von wehenden preußischen und deutschen Fahnen umgeben. Nicht mehr von der Bühne herab entzückt unsre Diva die Zuhörer, sondern am Zahltische, wo die Liebesgaben niedergelegt werden, fungirt Pauline Lucca als Kassirerin abwechselnd mit der

Collegenschaft. Oben im großen Concertsaale aber herrscht geschäftiges Leben und Treiben, Hunderte von Frauen eingezogener Landwehrleute und Reservisten empfangen dort Unterstützungen aus dem durch freiwillige Beiträge gesammelten Fonds und der große Meister der Inscenirung, General-Intendant von Hülsen, eilt schweißtriefend mit schwerem Geldbeutel von einem Tisch zum andern, überall eingreifend, vermittelnd, ordnend, und Alles geht wie am Schnürchen.

Daß dieser Drang zur Bethätigung an der großen Tagesaufgabe auch seine groteske Seite finden würde, darf auf einem in manchem Sinne dazu vorbereiteten Boden nicht Wunder nehmen. Aber in Wahrheit hat der tolle Einfall der „Opern-Soubrette", ein berittenes Amazonencorps zu errichten, nachdem er die gemessene Anzahl schlechter Späße hervorgerufen, weiter nicht von sich reden gemacht. Diese moderne Theater-Thusnelda — und das mag zu ihrer Entschuldigung angeführt werden — wohnt in der Louisenstraße, auf dem nächsten Wege nach der neuen Charité, welche die Wahnsinnigen aller Grade beherbergt. Sollte derartiger Unsinn Methode haben, so müßte diese Candidatin des Amazonenthums, deren Namen ich absichtlich verschweige, zunächst das thun, was eine Amazone kennzeichnet und worüber jeder Brockhaus sub voce „Amazone" sie belehren kann. Der Zweck der interessanten Operation zielte darauf ab, das Spannen des Bogens zu erleichtern. Die sonderbare Schwärmerin für ein rein äußerliches Deutschthum hat es nicht einmal über sich vermocht, ihren Titel „Operetten-Soubrette" in „Singspiel-Spaßmacherin" umzuwandeln und ist in dieser Beziehung hinter jenem Bekleidungskünstler zurückgeblieben, welcher sich annoncirt: „X. X., früher tailleur de Paris, jetzt Schneidermeister." Derartige Scherze sind nicht mehr neu, wie sich denn mit mir so Mancher einer Speisekarte bei einem großen vor Jahren stattgehabten Festessen erinnern wird, dessen „Menu" einem so consequenten Deutschthum huldigte, daß Niemand daraus klug wurde. Am Verständlichsten war noch die Umtaufung des „boeuf à la mode à la sauce piquante" in „Ochsenfleisch auf neue Art mit prickelnder Tunke". Hat mir selbst doch eben ein ernsthafter Freund den Rath ertheilt, ich möchte diesen Brief nicht an die „Redacteure des Salon", sondern an die „Aufräumer der Putzstube" richten!

Wollte Gott, daß der gesunde Sinn des Volkes nicht bei derlei nichtssagenden Aeußerlichkeiten stehen bliebe, sondern auf den Ernst der Sache einginge.

Es handelt sich nicht darum, einer neuen Auflage der Menzel'schen Franzosenfresserei das Wort zu reden. Aber wenn wir siegen, so gilt es nicht allein mit dem Feinde jenseits unserer Grenzen gründlich abzurechnen, sondern es gilt auch, den Giftstoff auszumerzen, der unser nationales Leben vergiftet hat. Schande über uns, wenn wir uns auch noch fortan von der Tyrannei eines Aftergeschmackes gängeln lassen, dessen glänzender Firniß nur der Deckmantel innerer Fäulniß ist. Es ist ein gräulicher Mißbrauch getrieben worden mit dieser Bewunderung der französischen Grazie; als ob es so schwer wäre, graziös zu sein, wenn man allen sittlichen Ernstes, aller innern Tüchtigkeit baar ist. Wem es nur Ernst damit ist, dies zu bekennen, der hat ein Recht, es auszusprechen; denn er spricht es wie jener Prediger: „Dies aber sage ich nicht allein für Euch, sondern für mich und uns Alle."

Deshalb konnte man auch nur mit getheilter Empfindung in den Chorus einstimmen, der urplötzlich das ganze Wörterbuch unliebsamer Prädicate auf

das Haupt des Affen=Caesars entlud. Nemo repente fit malus. War er denn über Nacht ein so ausgepichter Schurke geworden, oder wo hatten die Kraftredner bis dahin ihre Augen gehabt? Sie mögen alle an ihre Brust schlagen, unsre großen Staatsweisen voran, die in ihm den Retter der Gesellschaft priesen, ihm schmeichelten und ihn hätschelten. Er war von Anbeginn an, und insbesondere vom 2. December 1851 an, als was er heute erscheint: ein Meineidiger, ein falscher Spieler und ein mittelmäßiger Tyrann. Victor Hugo hat ihn und seine Complicen ganz richtig taxirt, als er damals nach Verkündigung des Wahlresultats ausrief:

„Wer hat gezählt? Baroche. Wer hat gesondert? Rouher. Wer hat die Controle geführt? Piétri. Wer hat zusammengezählt? Maupas. Wer hat die Wahl verkündigt? Napoleon. Das heißt: Die Gemeinheit hat gezählt, die Plattheit hat gesondert, die Spitzbüberei hat die Controlle geführt, die Fälschung hat zusammengezählt, die Käuflichkeit hat die Echtheit bescheinigt und die Lüge hat die Wahl verkündigt.“ Aber das Wort des heiligen Augustinus; Stultorum deus eventus — daß der Erfolg der Gott der Narren sei, ist zu allen Zeiten wahr gewesen. Und so konnte dieser Repräsentant aller unedlen Triebe im Menschenthum es noch in seinen letzten Proclamationen wagen, die Frage der Freiheit und Civilisation an den Erfolg seiner Waffen zu knüpfen!

Die Freiheit und die Turcos, die Civilisation und die Zuaven — das kaiserliche Prestige und die Gießkanne der plündernden Zephyre! Nun Gottlob, wir haben sie inzwischen hier gehabt und es hätte der wohlgemeinten Mahnung des Polizeipräsidenten, den gefangenen Feinden gegenüber die unsrer eigenen Würde geziemende Haltung zu bewahren, nicht bedurft. Die armseligen Tröpfe erklärten freiwillig, daß sie es niemals besser gehabt haben als bei uns und waren höchlich überrascht, als sie erfuhren, daß sie nicht, wie man ihnen weiß gemacht, erschossen, sondern mit leichter Arbeit beschäftigt und im Uebrigen gekleidet, beherbergt und beköstigt werden sollten. Sie wurden, als sie auf der Verbindungsbahn hier anlangten, nicht als das räuberische Gesindel empfangen, das zur Verwüstung unserer herrlichsten Landschaften, zur Verübung jeder Schandthat losgelassen werden sollte, sondern als leidende Mitmenschen, und jede Liebesgabe, die das Schicksal Gefangener erleichtern mochte, wurde ihnen willig gewährt. Es wird einer immerhin gebildeten Nation wie der französischen zur ewigen Schmach gereichen, daß — nicht etwa von politischen Schreiern und in unbedeutenden Winkelblättern, sondern von der parlamentarischen Tribüne herab und in namhaften Organen der Presse — zur Wiederholung der Gräuelscenen angereizt wurde, welche die Apostel der „Civilisation“ von ehedem, die Söldner ihres „Louis Quatorze“ in der Pfalz verübt hatten. Vielleicht schwebte dem „Erwählten des Volkes“ auch hier das große Vorbild seines Cäsar vor, der in seiner gelassenen Weise erzählt, wie er vielen Tausenden bei Uxellodunum gefangener Gallier zwar das Leben geschenkt, ihnen aber aus staatskluger Rücksicht, nämlich zur Abschreckung anderer Aufständischer, sämmtlich habe die Hände abhauen lassen!*)

Aber Gottlob, es ist anders gekommen. Wer es mit erlebt hat, wie der König empfangen wurde, als er gleichzeitig mit dem Bekanntwerden von der Kriegserklärung aus Ems zurückkehrte, der wird diesen Abend nie vergessen.

Und dann — eine rastlose, aber geräuschlose Arbeit, Tag und Nacht,

---

*) Caes. de bello gall. VIII. 44.

Nacht und Tag, ein Geizen mit jeder Minute, aber nach Außen hin kein Säbelrasseln, kein Phrasengeklingel und selbst in der öffentlichen Proclamation eine Discretion, die den Feind beschämen müßte, wenn der Wahnwitz einer solchen Empfindung fähig wäre. „Meine Herren" — so redete der Commandeur des aus lauter einjährig Freiwilligen zusammengesetzte Füsilierbataillons die Rekruten an — „wenn Sie sich nicht zusammennehmen und in vier Wochen vollständig ausexercirt sind, so kann ich Ihnen nicht garantiren, daß Sie nachgeschickt werden." Das war das Schrecklichste, womit man den jungen Männern drohen konnte, die zum Theil ihren Familien entlaufen waren, um gerade jetzt einzutreten. Und jetzt, in diesen Tagen der freudigsten Erhebung, welche die Siege bei Weißenburg und Wörth und Saarbrücken und Metz uns gegeben, wie oft hört man die noch Zurückgebliebenen in einer Art Verzweiflung klagen, daß sie am Ende erst nachkämen, wenn Alles vorbei wäre. Es fällt aber Niemandem dabei ein, mit solcher Gesinnung Staat zu machen und jener wackere Major faßte die Sache ganz practisch an, als er vor dem Abmarsch seines Bataillons seinen sonstigen militairischen Anweisungen noch folgende Standrede hinzufügte: „Furcht kennt Ihr nicht. Aber vor der Schlacht ist dreierlei gut: ein reines Gewissen, ein kurzes Gebet und ein richtiger Schnaps!" Es ist das jedenfalls eigenartiger, als das falsche Pathos, die geschminkte Rhetorik, mit welcher der neue Cäsar seine Proclamationen beginnt und zu denen er obendrein erst eine Anleihe beim Wallenstein-Monolog unseres Schiller machen muß, wenn er von den „feierlichen Augenblicken, die es im Völkerleben giebt", spricht.

Jener pommersche Landsmann, der seinen Reuter lieb hat, hatte wol Recht, als er nach dem königlichen Abschiedsworte voll ergreifender Schlichtheit den kernigen Ausspruch that: „In dem Styl is ünse König Willem em über!"

Aber würde es, trotz der würdevollen und dem Beginn des Krieges so sehr entsprechenden Gemessenheit, nicht unzeitgemäße Zimperlichkeit sein, jetzt, am Ende dieses Briefes (und hoffentlich auch bald: dieses Kriegs) das Wort nicht niederzuschreiben, das jetzt gesungen und gesprochen auf allen Lippen schwebt? „Nach Paris! Nach Paris!" Nein, das Schicksal selbst giebt mir ein Zeichen der Zustimmung; kaum ist mir das Wort aus der Feder geflossen, so brausen die siegverheißenden Klänge des pariser Einzugsmarsches von der Straße zu mir herauf, denn eben zieht ein neu eingetroffenes Regiment mit klingendem Spiel vorüber und was vorbei kommt, bleibt stehen, und was im Hause ist, eilt auf die Straße — „Glück auf! Grüß Gott! Guten Morgen, Kameraden! Willkommen Landsleute! Hurrah nach Paris! Immer feste!" Und so schalt es fort, sinnebetäubend, herzerquickend, und ich habe nichts weiter zu thun, als alle Verantwortlichkeit für die Zusammenhanglosigkeit dieses Briefes abzulehnen, denn ich kann wie der brave Benedetti sagen, ich habe ihn nicht selbst verfaßt, sondern „en quelque sorte" nach dem Dictat geschrieben, und mein Bismarck ist die große bewegte Zeit und wenn diese meinem Periodenbau Eintrag gethan hat und mein Styl an Zusammenhangslosigkeit leidet, so liegt das ganz einfach daran, daß es hier zu unruhig in Berlin ist und daß man als ehrlicher Deutscher bei diesen Zeitläuften nur von einem einzigen Orte der Welt einen vernünftigen Brief schreiben kann: von Paris!

J. Horwitz.

Zum ewigen Frieden.

Von **H. B. Oppenheim.**

So lange Napoleon II. regierte, nämlich von der Abdankung Napoleon's I. zu Fontainebleau bis zu der Thronbesteigung des dritten Napoleon, hatte man sich in Mitteleuropa an den Gedanken gewöhnt, hier in den Mutterländern der modernen Civilisation könne der Frieden nicht mehr ernstlich gestört werden, selbst die orientalische Frage, das kostbarste Erbstück aus dem Inventar der alten Diplomatie, würde nicht mehr zu blutigen Verwickelungen führen. Nur schwer hat sich nach dem pariser Staatsstreich die civilisirte Menschheit wieder der Vorstellung gefügt, daß alles Glück, aller Wohlstand, alles individuelle Leben, so unendlich Vieles, das die Cultur von Jahrtausenden mühselig aufgespeichert und endlich seiner relativen Vollendung zugeführt hat, von dem Eigennutz oder der bösen Laune eines Einzelnen, der sich Präsident, Dictator oder Kaiser nennen möge, abhängig sei, daß ein einzelner Mensch — vielleicht um andere Verbrechen in Vergessenheit zu bringen, oder auch um einem rachitischen Knaben einen großen Titel und eine glänzende Revenue zu hinterlassen, — das ungeheuerste Verbrechen an der ganzen Menschheit begehen darf, ohne dafür der irdischen Gerechtigkeit zu verfallen. Ja, daß dieser einzelne Mensch im Stande ist, ein ganzes Volk so weit zu verblenden und zu berauschen, daß es freiwillig sein Verbrechen theilt und ihm dafür die Verantwortlichkeit abnimmt, das ist wol das demüthigendste Loos, das die Weltgeschichte einer Generation bereiten mag.

Wenn es ein gerechter Krieg ist, wenn ein Volk, wie jetzt das unsrige, seine höchsten Güter, den Quell seines sittlichen Lebens, gegen frechen Angriff mit den Waffen schützt, da durchdringt ein erhebendes Bewußtsein die Massen, ein höheres Verständniß adelt sie. Wo aber der Gott der Schlachten angerufen wird für den Moloch dynastischer Ehrsucht, da fällt ein dichter Nebel der Verdummung über die Menge, die Nacht der Barbarei bricht herein. Was in den oberen Regionen Ländergier ist, wird in den unteren Schichten zu Raub- und Mordlust. Haben dafür seit Jahrtausenden Religionsstifter, Dichter und Philosophen das Evangelium der Menschheit gepredigt, dafür Rechtsgelehrte an der Ausarbeitung völkerrechtlicher Systeme gearbeitet, welche den ewigen Frieden anbahnen sollten?! —

Bekanntlich wird jeder Friedensvertrag „auf ewige Zeiten" geschlossen, als ob damit jeglicher Streitpunkt zwischen den „hohen Contrahirenden" für alle Zeit und einen Tag darüber aus dem Wege geräumt wäre. Auf Kaiser Napoleon's III. Betreiben sogar hat der Pariser Frieden von 1856 für zukünftige Zwistigkeiten eine schiedsrichterliche Instanz in Aussicht gestellt, und seitdem hat Napoleon bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit den europäischen Friedenscongreß — natürlich nach Paris — citiren wollen. Nur diesmal, als er gegen Preußen fertig gerüstet zu sein glaubte, hatte er nicht daran gedacht. Hätte er aber seinen gewohnheitsmäßigen Antrag auch diesmal wiederholt, so hätte Deutschland, bei aller Friedensliebe, doch vor allen Dingen erwägen müssen, ob die daraus sich ergebende Verzögerung sich mit unseren militairischen Berechnungen und Interessen vertrüge und nicht vielleicht der feindlichen Kriegführung zu Gute käme. Dies ist nur ein Beispiel. In anderen Fällen hätten sich andere Schwierigkeiten ergeben können. Hätte Deutschland zum Beispiel die Lösung der schleswig-holsteinschen Frage, als

das noch eine Frage war, mit Vertrauen einem europäischen Congreß übertragen dürfen, oder würde etwa, um einen wesentlich verschiedenen Fall zu nehmen, der Kaiser von Rußland jemals geneigt sein, die polnische Frage, die er selbst nicht leicht lösen wird, von den anderen Großmächten entscheiden zu lassen?

Die Utopisten des ewigen Friedens erfanden Jeder irgend ein völkerrechtliches Schiedsgericht, freilich aus sehr verschiedenen und stets sehr willkürlich combinirten Gerichtsverfassungen heraus. Aber zur Justiz gehört auch Polizei. Wer erzwingt die endgültigen Rechtssprüche jenes idealen Gerichtshofes? — Ist der gute Wille zum Frieden auf beiden Seiten vorhanden, so bedarf es keiner völkerrechtlichen Amphiktyonie. Fehlt er aber auf beiden Seiten oder auch nur auf einer Seite, so muß das Urtheil erzwungen werden, und da giebt es wohl kein anderes Zwangsmittel, als den Krieg. Allerdings würden in diesen Voraussetzungen die Richter auch Vollstrecker sein müssen. Es wird also angenommen, daß alle Mächte nur das Interesse der Gerechtigkeit und des Friedens hätten und daß die etwaige Minorität des Staatengerichtes mit demselben Eifer, wie die Majorität, für dessen Entscheidungen einträte. Wenn aber erst Lamm und Wolf gemüthlich an demselben Bache trinken, dann giebt es keine große Politik mehr; dann wird die Menschheit ebenso gut einen Papst der Gerechtigkeit ernennen können, der vielleicht auf der Landenge von Panama oder auch neben dem leipziger Oberhandelsgericht thronend und tagend, die internationalen „Fragen" und Conflicte nach Hugo Grotius oder Leibnitz, Vattel oder Martens entscheidet.

So absurd die Consequenzen dieser Theorie erscheinen, so haben sich doch zu verschiedenen Zeiten große und selbst die größten Geister damit beschäftigt. Da wir heute unwillkürlich Friedensgesellschaften mit Elihu Burrit und Genossen *), mit Vegetarianismus, Teatotallery und anderen gutmüthigen Halbdenkereien schwächlichster Art in Verbindung zu bringen pflegen, wundert es uns nicht wenig, Heinrich IV., den ersten Bourbon, der wahrlich ein practischer Mann war, an der Spitze dieser Träumer zu sehen. In der That ist das nur eine Täuschung, aber eine über Erwarten gelungene des Abbé de Saint-Pierre (Charles Irénée Chastel de St. P., 1658—1743), der sein „Projet de paix perpetuelle" (drei Bände, Utrecht 1713) für eine nachgelassene Idee des populairen Königs ausgab, um ihm leichter Eingang zu verschaffen.

Von den neunzehn Staaten, oder Staatengruppen, aus denen Saint-Pierre seine „europäische Staatenrepublik" bestehen läßt, haben viele seitdem ihren völligen Untergang gefunden, die meisten anderen sind in Form und Umfang wesentlich verändert. Ein Blick auf die Liste derselben beweist uns das Unhistorische und Stationäre, die Stillstandspolitik solcher quietistischer Hirngespinnste, denn die Mehrzahl dieser Regierungen, zum Beispiel die geistlichen Kurfürsten, waren nicht der Erhaltung werth. Der berüchtigte Cardinal Dubois nannte das St. Pierre'sche Werk „Les rêves d'un homme de bien", aber Cardinal Fleury, dem der Verfasser seine Vorschläge ganz ernst-

*) Unter diesen Genossen erblickten wir einst Emile de Girardin, der jetzt in die französische Kriegstrompete bläst, und John Bright, der jetzt, als englischer Minister, dem Verkauf von Kriegscontrebande an die Franzosen durch die Finger sieht. — In neuester Zeit haben sich auch die Communisten der Friedensidee bemächtigt und wollen den ewigen Frieden begründen auf der Abschaffung des Privateigenthums, das heißt also auf dem Bellum omnium contra omnes.

haft mitgetheilt hatte, fand darin nur die eine Lücke, nämlich die gegebene Uebereinstimmung aller Regierungen dafür und die Garantie, daß alle Fürsten edle Menschen seien. — Ein amerikanischer Publicist (Henry Wheaton) glaubte in der deutschen Bundesacte von 1815 die Copie der St. Pierre'schen Erfindung zu entdecken, womit er einerseits dem guten Herzen St. Pierre's, andererseits dem practischen Verstande Metternich's zu nahe tritt.

Ein halbes Jahrhundert später (1761) hat Jean Jaques Rousseau, an das oben besprochene Buch knüpfend, dessen Gesichtskreis erweitert. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß das Bedürfniß starker militairischer Organisationen die Quelle aller staatlichen Mängel sei, schlägt er für die ganze gebildete Welt Staatenbündnisse nach Art des deutschen Reichs, der schweizerischen Eidgenossenschaft oder der holländischen Generalstaaten vor. Rousseau beweist den Fürsten, daß sie dabei selbst ihren Vortheil fänden. „O Weisheit", sagt der Löwe in der Fabel zur Taube, die ihn zum friedlichen Leben ermahnt, „o Weisheit, Du sprichst, wie eine Taube!" — Quietismus, Formalismus, völlige Unkenntniß des Gesetzes der historischen Entwicklung sind das Gepräge auch dieser Rousseau'schen Deduction.

Auf Rousseau folgte Jeremy Bentham, der große englische Utilitarier. Es lohnt wahrlich nicht der Mühe, alle diese Träumereien, welche sämmtlich auf dieselben Grundirrthümer zurückzuführen sind, hier zu analysiren. Interessant ist, — wie oft in den abstrusesten Zukunftsträumereien ein Körnchen realer Wahrheit steckt — daß Bentham, der in der Colonialpolitik seiner Zeit die wesentlichste Ursache der meisten Kriege sah, seinen Landsleuten die Emancipation ihrer Colonien vorschlägt.

Zehn Jahre später, im Jahr des unseligen Baseler Friedens, trat sogar Kant an diese Frage heran. Der große Philosoph erkannte in dem „ewigen Frieden" ein an sich unerreichbares, also ein hohles Ideal. Er hielt den ewigen, das heißt an sich unverbrüchlichen Frieden nur für möglich unter der Bedingung, daß alle Völker, in republikanisch freien Verfassungen lebend, durch eine ebenso freie und gerechte Repräsentativverfassung mit einander verbunden wären, weder stehende Heere, noch Staatsschulden hätten, weder Intervention, noch Besitzesstreitigkeiten über freie Länder freier Volksstämme duldeten. Freilich kann man sich den ewigen Frieden nur dann verwirklicht und verbürgt denken, wenn auch im Innern der Staaten schon aller Kampf und Zwiespalt aufgelöst wäre; wenn die Menschen nicht blos gleich berechtigt, sondern gleich weise und gleich glücklich, in gleichem Verhältniß zu ihrem Vaterlande stünden, das jedem Nachbarstaate an Macht gleich wäre, kurz, wenn die Idee an der Materie keinen spröden Stoff mehr umzugestalten fände, wenn die Weltgeschichte still stünde! — Einstweilen aber wollen wir, um mit Cromwell zu reden, „unser Pulver trocken halten". —

Giebt es überhaupt ein positives Völkerrecht, so frugen zu allen Zeiten gewichtige Stimmen, oder heißt es vor allen Dingen auf diesem Gebiete: „wo die Macht, da ist auch das Recht" (Ubi vis, ibi jus). Was ist das für eine Jurisprudenz, die keine gesetzgebende und noch weniger eine richterliche Gewalt zur Grundlage und Stütze hat?! — Jedenfalls bezieht sich dieser Zweifel mit großem Anschein von Begründung auf die politischen Beziehungen der Staaten als solcher zu einander. Andere Theile der völkerrechtlichen Doctrin, welche mit den allgemeinen Forderungen der Menschlichkeit zusammenhängen, sind unzweifelhaft seit alter Zeit verwirklicht und in steter Entwickelung geblieben. Zum Beispiel die Einschränkung der Grausamkeiten

des Krieges durch Verträge, Sitte, Praxis und wohlverstandenes Interesse. Dieses Gebiet könnte man den Frieden im Kriege nennen; es ist das der Kriegsbarbarei abgewonnene, durch Humanität eingedämmte und umfriedete Land. Gewisse Rücksichten im Kriege gehören theilweise schon dem classischen Alterthum an; in dem alten Rom, das sich frühe auf seine Rolle als Weltstaat vorbereitete, umgab priesterliche Weihe (Jus feciale) diese heilsamen Ordnungen. — Die Bestrebungen, den neutralen Handelsverkehr im Kriege zu schützen, welchen seit zwei Jahrhunderten die Eifersucht auf Englands Seeherrschaft bedeutenden Vorschub leistete, gehören auch hierher. In neuester Zeit wurde die Krankenpflege im Kriege durch die überaus segensreiche Genfer Convention von 1864 auf den Boden der Neutralität gestellt. Als eine geringfügige Abschlagszahlung mag auch die, der allerneuesten Zeit angehörige Petersburger Convention gegen die kleinen Sprenggeschosse in Anschlag gebracht werden.

Und dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Kriege immer blutiger werden. Moral und Mechanik wirken in entgegengesetzten Richtungen. Die Technik, welche den Wohlstand vervielfältigt, vervielfältigt auch dessen Feinde, die Zerstörungskräfte, fast in demselben Verhältnisse. Dieselbe Kunst, welche das Schiff mit Eisenplatten umspannt, erfindet auch die Riesenkanone, welche die dicksten Eisenplatten durchbohrt. Die Kriege der Neuzeit dauern minder lang, aber sie zählen nach vernichtenden Völkerschlachten. Sie sind ernsthafter und werden ja auch um größere Fragen geführt, als in der Zeit der Colonialpolitik und Colonialkriege. Die Existenz von Nationen, der Wohlstand von Welttheilen steht auf dem Spiele, ganze Völker werden gegen einander bewaffnet. Wie sind wir weitab von jenen heiteren Turnieren gepanzerter Ritterschaften, die sich vorher erst durch den buntbebänderten Herold die Fehde ansagen oder die Kriegserklärung überreichen ließen, und auch von jener eleganten Kriegführung der Renaissancezeit oder des ancien régime, da noch ein König im Handgemenge gefangen genommen werden konnte, oder mit junkerlicher Courtoisie die französischen Edelleute der feindlichen Front zuriefen: „Messieurs les Anglais, tirez les premiers!"

Zwischen damals und jetzt lag jene schweinslederne Zeit, wo den Kriegen ellenlange Deductionen und sogenannte Staatsschriften aus der Schule der theologisch-scholastischen Staats-Jurisprudenz vorangeschickt wurden. Dieselben Hofjuristen, welche mit verdrehten und falsch angewandten römischen Gesetzesstellen dem Landmann die freie Verfügung über sein Feld, dem Städter seine Selbstverwaltung raubten, hatten bei fürstlichen und staatlichen Streitigkeiten einen naiven Glauben an die Macht ihrer langweiligen Sophismen. Daß ungefähr dieselben Regeln, welche den Privatverkehr leiten, auch die Conflicte zwischen den Herrschern ordnen müßten, galt ihnen für ausgemacht. Dunkel wirkte hierbei in diesen sonst nicht allzu scrupulösen Gemüthern dennoch die religiöse Ueberzeugung, daß daß Sittengesetz für alle Verhältnisse eines und dasselbe sein sollte, während die romanische Staatskunst sich seit Machiavelli offen dazu bekannte, daß ein Verbrechen „um der Herrschaft willen" kein Verbrechen sei.

Den modernen Volkskrieg hat die erste französische Revolution durch ihr „Aufgebot der Masse" eingeführt. Als aber Napoleon I. das Werkzeug der Freiheit in plündernde Prätorianerhorden umwandelte, trat der Volksgeist auf die gegnerische Seite, und das preußische Militairsystem entstand, um ein halbes Jahrhundert später zu dem unseres Erachtens wesentlichsten

Organe für das neue, auf das nationale Volksrecht zu begründende Staatensystem zu werden.

Es ließe sich leicht nachweisen, daß zu allen Zeiten die Art der Kriegführung dem höhern oder geringern Gehalte der Interessen entsprach, für welche gekämpft wurde. Und natürlich konnten die Beziehungen der Staaten nach Außen nicht hoch über dem ideellen Gehalt ihres innern Staatsrechtes stehen.

Wo blieb da unter allen geschichtlichen Wandlungen jenes abstracte Völkerrecht, das die internationalen Beziehungen nach den ewigen Gesetzen der Moral regelt? Wenn es wirklich besteht in jenen Rechten, „die droben hängen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst“, wo ist der Gott, der sie uns herunterreicht? Der Gott der Geschichte, lautet die Antwort, denn „die Weltgeschichte ist das Weltgericht“. Leider ist ihr Proceß oft etwas langwierig und verwickelt; und wenn das summarische Verfahren im Krieg besteht, so ist Gott, wie Napoleon I. sagte, für die großen Bataillone. Da kommt nun der Geschichtsphilosoph mit einer Art Darwin'scher Theorie, wonach nur das Volk eine gültige Legitimation zum ewigen Leben mitbringt, das im Kampf der Elemente sich siegreich zu behaupten vermag. Nach dieser bequemen Theorie ist das Geschehene immer mit Recht geschehen. Ist ein Volk untergegangen, so verdiente es unterzugehen. Die Deutschen, die ihr Recht auf das Leben mit der höchsten Energie zu bejahen im Stande sind, dürften sich diese fatalistische Geschichtsphilosophie wohl gefallen lassen; nimmermehr aber vermag sie ein Rechtssystem zu begründen!

Das Völkerrecht ist das jüngste und schwächlichste Kind der Jurisprudenz. In seiner gegenwärtigen Form und Umfang entstand es erst am Ende des Mittelalters, mit der Reformation, und auch damals, ohne sich gleich seines wahren Inhaltes völlig bewußt zu werden. So lange die christliche Welt von der Idee einer geistlichen Universalmonarchie beherrscht war, so lange Papstthum und heiliges römisches Reich um die Erbschaft der römischen Weltherrschaft mit wechselndem Glück den großen welthistorischen Proceß führten, war für unabhängige und gleichberechtigte Einzelstaaten kein Raum und keine Anerkennung. Das höchste Richteramt auf Erden war jedenfalls in den Händen des Papstthums, dieses „geistlichen Schwertes der Christenheit“, wie der Sachsenspiegel es nannte. Bekannt ist zum Beispiel, daß die Besitzesstreitigkeiten in dem neu entdeckten Amerika zwischen Spanien und Portugal durch eine, vom Papst Alexander VI. (Borgia) gezogene Demarcationslinie geschlichtet wurden. Die principielle Anerkennung selbstständiger und gleichberechtigter Staaten, welcher in dieser Weise die orthodoxe Katholicität entgegentrat, ist aber die unumstößliche Grundlage des Völkerrechts. Darum bildete dieses sich erst durch die Reformation und die großen Religionskriege, und wurde auch zunächst in protestantischen Ländern cultivirt. Der Westphälische Frieden, der das deutsche Reich in Landeshoheiten mit Territorialpäpsten auflöste, ist der Markstein des Völkerrechts. Freilich standen sich in jener ersten Periode des Völkerrechts nicht Völker, sondern Fürsten gegenüber. Die theologischen Streitigkeiten, die erschöpfenden Kriege hatten das eigentliche Volksleben geknickt, den Rechtssinn zerstört und, neben verhungernden Schaaren, übermüthige und ehrgeizige Fürstenhöfe aufwachsen lassen. Die Souverainetäten“ erkannten sich gegenseitig an oder bestritten sich, die Völker wurden heerdenweise verschachert und geschlachtet.

Frankreich, das früher mit geringem Erfolge gegen die spanisch-burgundisch-

deutsche Weltherrschaft angekämpft hatte, benutzte nun die, durch die Religionskriege ihm gestattete Einmischung in die innere Reichsparteiung, sowie die endliche Erschöpfung der deutschen Volkskraft, um die Suprematie in Europa zu beanspruchen. Das Französische verdrängte das Lateinische in der Diplomatensprache, das Deutsche in der Kriegssprache, und zwar gerade in der Zeit, als stehende Heere und stehende Gesandtschaften aufkamen. Der erste im Innern centralisirte Staat mußte den öffentlichen Sitten und den internationalen Beziehungen Europa's seinen Stempel aufprägen.

Jedenfalls war nun das alte Principat des Papstthums, wie des Kaiserthums überwunden. Jede neue Suprematie aber mußte sich mit den Waffen behaupten lassen. So entstand die Idee des europäischen Gleichgewichts, welches darauf beruhen sollte, daß mehrere Schwächere sich gegen den Stärkern zu wechselseitigem Schutze verbünden. Dieses System, von den alten Staatsrechtlern Bilanx Europaea oder, noch charakteristischer, Lex agraria gentium genannt, galt lange Zeit für der Weisheit letzten Schluß. Selbst Friedrich der Große erklärt es für die einzige sichere Gewähr eines dauernden Friedens. Der Grundgedanke desselben ist so alt, als er einfach ist. In alten indischen Schriften wird den Regierenden schon als der Kern politischer Klugheit anempfohlen, mit des Nachbarn Nachbar gut Freund zu sein; denn der erste Nachbar gilt natürlich als Feind.

Wilhelm III. von Oranien kann für den eigentlichen Begründer des Gleichgewichtssystems gelten, schon dadurch, daß er die holländische Statthalterwürde und die Imperial crown des britischen Inselreiches auf seinem Haupte vereinigte und also dem französischen Universalismus gegenüber, der durch Aufhebung des Edicts von Nantes wieder mit dem Princip der confessionellen Gleichstellung gebrochen hatte, sowohl die Unabhängigkeit Centraleuropas und die Rechte der mittleren und neutralen Staaten, als auch das protestantische Princip vertrat.

Im spanischen Erbfolgekrieg wurde dann gegen den vierzehnten Ludwig das Gleichgewichtssystem in's Feld geführt. Ludwig XIV. wollte „keine Pyrenäen mehr" zwischen Frankreich und Spanien. Europa meinte, die Pyrenäen seien unentbehrlich, damit Frankreich nicht zu mächtig werde. Durch ein sinniges Spiel der Weltgeschichte erhielt auch des ersten Napoleon Macht ihren ersten Stoß von Spanien aus und suchte der letzte Napoleonide kürzlich in einer spanischen Thronfolgefrage den Vorwand zur Bekämpfung der neuen deutschen Staatsmacht.

Denn das Gleichgewichtssystem wird natürlich auf jeder Seite anders ausgelegt; wer sich nicht auch in ungerechtem Besitz gesichert, seinen Ehrgeiz nicht befriedigt fühlt, glaubt oder erklärt das europäsche Gleichgewicht für verletzt. Die Franzosen zumal wähnen ein historisches Recht auf die Schwäche ihrer Nachbarn zu haben und halten sich für beleidigt, wenn Deutschland, Spanien oder Italien sich ihrem Einflusse entzieht. Das Gleichgewichtssystem beruht ja überhaupt darauf, daß jeder einzelne Staat seine Sicherheit weniger in seiner eigenen innern Kräftigung, als in der Schwächung der anderen sieht. Das Gleichgewicht war demnach, bei dem natürlichen Wachsthum der Staaten, niemals auch nur eine Stunde lang zu allgemeiner Befriedigung hergestellt: das Züngelchen an der Waage zittert und schwankt immer hin und her; dieses System hat daher, trotz seines friedlichen Zweckes, keinen Krieg vermieden, sondern vielmehr unendliche Kriege hervorgerufen. Es ist ja das Wesen der entgeistigten materiellen Stärke, daß sie sich selber aufhebt. In-

dem das Gleichgewichtssystem die Rechtsfragen völlig beseitigt und die Machtfragen an deren Stelle auf die Spitze getrieben hat, hat es, statt des ewigen Friedens, den ewigen Krieg eingefädelt. Nach Fénelon kann „Alles, was das Gleichgewicht umstößt und für die Universalmonarchie den Ausschlag giebt, selbst dann nicht für gerecht gelten, wenn es auch in den geschriebenen Rechtsquellen eines einzelnen Landes begründet ist; denn die Gesetze eines Volkes können der naturrechtlichen Freiheit und Sicherheit Aller nicht derogiren.“ — Diese Beweisführung des frommen Franzosen, welche gegen spanische Uebergriffe gerichtet war, begründet das Recht der „Intervention“ damit, daß gewissermaßen „alle Staaten Europa's eine Gesammtheit und eine große Republik bilden“.

Das Charakteristische der ganzen Epoche, über welche endlich das große Strafgericht der ersten französischen Revolution hereinbrach, besteht darin, daß die Völker für Nichts galten und daß die Staaten nur nach ganz materiellen äußerlichen Maßstäben ihre Macht verglichen, so daß folgerichtig eine immer schlimmere Demoralisation sich aller staatlichen Beziehungen bemächtigen mußte. Treue und Glauben waren wie ausgestorben, ein unaufhörlicher Verrath, ein fortwährendes treuloses Wechseln der Allianzen, ein gegenseitiges sich Abschwächen hatten die Zeit vorbereitet, wo der erwachende Volksgeist diese morschen Gebäude mit einem kräftigen Stoß über den Haufen werfen sollte. Die alten Höfe erfaßte ein ahnungsvolles Grauen, und zum ersten Male seit den Religionskriegen einigten sie sich für ein politisches Princip, natürlich für ein reactionäres. Die Pillnitzer Convention (1791) war insofern der Vorläufer der heiligen Allianz. Freilich spielte auch damals die Diplomatie in althergebrachter Perfidie hinter dem Deckmantel der principiellen Einigung ihre alten Gleichgewichtsintriguen gegen die eigenen Bundesgenossen weiter und erleichterte der Revolution den Sieg noch dadurch, daß sie nur Interessen kannte und sich auf Principien absolut nicht verstand. So gaben schließlich die deutschen Großmächte wetteifernd deutsches Land dem Erbfeinde preis. Jedenfalls war nun aber das Volk für sein Recht selbstbewußt auf die große Weltbühne getreten, und die alten diplomatischen Schemen zerfielen in Staub und Asche. Aber wie das päpstliche Rom unter anderer Firma die Weltherrschaft des antiken Roms fortgesetzt hatte, so drang der nationale Geist Frankreichs, wie er sich unter Ludwig XIV. manifestirt hatte, auch unter der revolutionairen Toga durch.

Ausgegangen, um die Welt zu befreien, uniformirte und nivellirte er sie erst unter allerlei Beglückungsformeln, um sie dann zu unterwerfen und zu unterdrücken. Als das Maß voll war, erhob sich überall das gekränkte Volks- und Völkerrecht, und Frankreich fiel, geschwächter als zuvor, unter die verhaßte Herrschaft der Bourbons zurück.

Wiederum träumte man den Traum des ewigen Friedens, wiederum sprach man von einer „civitas maxima“, einer europäischen Staatenrepublik. „Zum ersten Male steht Europa als eine Staatengemeinde da“, so schrieb der General von Knesebeck an den Freiherrn von Stein.

Damit war die „heilige Allianz“ gemeint, diese Verbindung „der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens“, welche von den drei siegreichen Souverainen der Ostmächte, deren Jeder einer andern christlichen Confession angehörte, am 26. September 1815 persönlich zu Paris abgeschlossen wurde. Die drei Herrscher, tief gerührt und religiös erregt im Gedanken an die überstandenen Gefahren, an die Vergänglichkeit aller irdischen

Größe, nebenbei aber mit banger Ahnung von den unter dünner Oberfläche schlummernden Geistern der Revolution erfüllt und geängstigt, bekannten im zweiten Artikel ihrer Bundeslade, „daß die christliche Nation, zu welcher ihre Völker gehören, in der That keinen andern Souverain hat, als denjenigen, dem allein alle Macht angehört, weil in ihm allein alle Schätze der Liebe, der Wissenschaft und unendlichen Weisheit sich finden, nämlich unseren Herrn und göttlichen Erlöser, Jesum Christum das Wort des Höchsten, das Wort des Lebens."

Diese neue Oberlehnsherrlichkeit reichte nun freilich nicht aus, unter ihren mächtigen Vasallen das friedliche Einvernehmen zu sichern; das neue Richteramt war nicht von dieser Welt — wol aber waren es die Interessen, um welche es sich eifrigst handelte. Bekanntlich wäre es schon auf dem Wiener Congreß wegen der Sächsischen und Polnischen Frage beinahe zum offenen Kriege gediehen, und die drei Alliirten kamen soweit auseinander, daß Oesterreich mit England ein geheimes Bündniß vorbereitete, Rußland sich Frankreich näherte und dessen annahm.

Großbritannien hatte, obgleich unter Castlereagh's reactionärer Verwaltung, dennoch einer so unconstitutionellen Verbindung, wie der Heiligen Allianz, nicht beitreten können, und hat später, unter Canning's Ministerium, deren offenkundig gewordene Zwecke nach Kräften gekreuzt und vereitelt. Die christliche Tendenz der Heiligen Allianz hatte sich, aus dem reinen Gegensatz gegen alle liberalen Forderungen der Neuzeit, alsbald als krassester Absolutismus entpuppt, welchem der schlaue Talleyrand, um den Bourbons den Wiedereintritt in das „europäische Concert" zu verschaffen, das Princip der Legitimität als positiven Inhalt verlieh. Die ganze staatenregelnde Gesetzlichkeit reducirte sich hierdurch auf die Correctheit der fürstlichen Thronfolge, welche doch höchstens ein staatsrechtliches Princip, nimmermehr ein völkerrechtliches sein kann. Hätte man das Princip rückwärts anwenden wollen, wie viele oder wie wenige Dynastien dürften ihren Proceß mit der Weltgeschichte durch directe Beweisführung gewonnen haben?! — Aus der so adoptirten Rechtsgrundlage folgte nun aber ein wahrer Kreuzzug gegen alle Volkserhebungen, alle liberalen Richtungen, und eine ununterbrochene Reihe bewaffneter Interventionen gegen die in den mittleren und kleinen Staaten eingeführten Verfassungen. Das bourbonische Frankreich hatte sich dadurch wieder zu Gnaden aufnehmen lassen, daß es im Auftrage der Heiligen Allianz das constitutionelle Spanien bedrängte.

So stand Europa unter einer Aristokratie der Großmächte, welche man auch die Pentarchie nannte. In diesem Collegium pflegten die zwei deutschen Großmächte sich bei fast allen wichtigen Fragen feindselig gegenüber zu stehen und sich gegenseitig abzupaaren, so daß bald von einer Triarchie die Rede war.

Der Gedanke der Triarchie wurde namentlich von dem ehrgeizig umsichgreifenden Rußland gefördert, das zuerst eine revolutionäre Bewegung, nämlich die griechische, begünstigte, während Metternich's Oesterreich auch auf den Sultan das Princip der Legitimität anwandte. Kurz vor der Julirevolution war sogar stark an einem, selbstverständlich gegen Deutschland gerichteten, französisch-russischen Bündniß gearbeitet werden. Doch sind alle derartigen Versuche noch immer an den in der orientalischen Frage widerstreitenden Interessen gescheitert.

Unter den Orleans erklärte sich Frankreich für das Princip der Nicht-

Intervention, und damit gegen die gefährlichste Seite der Heiligen Allianz; doch mußte es vielfach selbst interveniren, um den Interventionen der Andern vorzubeugen oder seinen Einfluß dagegen auszugleichen. Das ergab mehr ein System der Contre-Intervention, als ein System der Nicht-Intervention. Das letztere würde eine „Isolirung" bedeuten, welche kein großer Staat so leicht behaupten dürfte und wozu das wiederaufstrebende Frankreich am wenigsten geeignet war. Vielmehr übertrugen sich die staatsrechtlichen Gegensätze immer mehr in das Völkerrecht, und das französisch-englische Bündniß entsprach ziemlich genau den Erfordernissen der neuen Epoche. Doch wurde dieses Bündniß, das wesentliche Bürgschaften des Friedens in sich zu tragen schien, durch zwei Momente getrübt und verdunkelt; einerseits durch Verwickelungen in der orientalischen Frage (1840), an der sich die alten Gleichgewichtstraditionen noch immer abspielten; andererseits durch die spanischen Heirathen, welche eine Rückkehr zu Ludwig's XIV. Pyrenäenpolitik bezweckten.

Jede Lockerung des westmächtlichen Einvernehmens bewirkte im Ganzen eine Stärkung der Heiligen Allianz, aus welcher sich bei der Stellung und dem Verhalten der einander paralysirenden deutschen Mächte die entschiedenste Suprematie Rußlands allmälig entwickelt hatte. Im Jahre 1848 hätte sie gebrochen werden können, aber der deutsche Bund kehrte wieder in das russische Fahrwasser ein und überließ es dem wiederauferstandenen Bonapartismus, im Krimkriege, diesmal mit Englands und auch mit des „undankbaren" Oesterreichs Hülfe, die russische Oberherrschaft zu brechen.

War nun einmal die Allianz der Ostmächte gründlich compromittirt, so wurde es dem Napoleoniden nicht schwer, die österreichische Herrschaft in Italien zu bekämpfen. Von da an gelingt es dem Bonapartismus leicht, sein auflösendes Spiel in Europa zu treiben. Allein er selbst sieht sich vergebens nach festen Allianzen, vergebens nach stützenden Principien um. Wenn Napoleon, mit England gemeinsam, die Hohe Pforte rettete, so geschah das im Namen der europäischen — und auch ein wenig des asiatisch afrikanischen — Gleichgewichtssystems. Wenn er dann für die christlichen Völkerschaften im Orient seinen schutzherrlichen Einfluß geltend machte, so war das bald im Namen der „civilisatorischen Ideen", für welche nur Frankreich uneigennützig zu kämpfen im Stande sei, bald als Patron der römischen Kirche, bald im Namen des Nationalitätsprincips. Für Rumänien und Italien trat er nebenbei noch als Oberhaupt der lateinischen Rassen auf. Daneben erhielt er Italien stets in der drückendsten Abhängigkeit, auch abgesehen davon, daß er es seiner Allianz mit dem Ultramontanismus opferte. — Diese absolute Grundsatzlosigkeit involvirt einen unaufhörlichen, grenzenlosen Vertrauensbruch an allen Verbündeten, sowie die Bekämpfung jedes wahrhaft nationalen Aufschwungs. Das mexikanische Abenteuer, welches den erwarteten Sieg der amerikanischen Sclavenhalterpartei ausbeuten sollte, um die verkommenen lateinischen Rassen der transatlantischen Welt dem Bonapartismus zur Verfügung zu stellen, zeigte den ganzen Abgrund dieser systematischen Verlogenheit. In Spanien sollte, zum Ruin des Landes, die alte Dynastie wieder eingeführt und jeder neuen Constituirung die „berechtigte Eifersucht Frankreichs auf seinen Einfluß" entgegengestellt werden. Das Becherspiel mit widerstreitenden Grundsätzen sollte dann auch auf die deutschen Verhältnisse angewandt werden.

Wie immer, brachen sich die romanischen Weltherrschaftstendenzen auch diesmal an dem erwachten germanischen Geist. Die Universalherrschaft des

heidnischen und des katholischen Roms, die Supremaţie des ersten und des letzten französischen Kaiserthums wurden von Deutschland aus zerstört. Diesmal ist der Sieg ein endgiltiger, weil der Sieger den ganzen Ideengehalt der neuen Weltordnung mit Bewußtsein in sich trägt. Paris und Rom fallen zugleich, gefällt von dem würdigsten Gegner. Frankreichs stets mißbrauchter Einfluß auf Europa ist für so lange dahin, als es, unfähig im Innern die Grundsätze der Gerechtigkeit und Freiheit zu verwirklichen, Gewalt und Ungerechtigkeit über seine Grenzen hinaus tragen will. Das Princip der völkerrechtlichen Gerechtigkeit hat an dem deutschen Nationalstaat sein Schwert gefunden. Das Bestehen eines in sich erstarkten und frei geeinigten Deutschlands ist von selbst die beste Bürgschaft dafür, daß jede in sich ruhende Nationalität ihr Recht finde. Weil Deutschland stark und friedlich ist, weil Deutschland, das sich durch den Arm seiner bewaffneten Bürger vertheidigt und erhält, in seiner Cultur und seinen inneren Hülfsmitteln ein Genüge findet und durch Aneignung fremdartiger Elemente nur an Kraft und Selbstständigkeit Einbuße erlitte, darum wird der dauernde Frieden Europa's auf den Schultern des siegreichen Deutschlands ruhen, das in ungestörter, selbsteigener Entwickelung die wahren Volksinteressen fördert und den anderen Nationen auf diesem Wege vorangeht.

Lieder zu Schutz und Trutz.

Unter diesem Titel ist eine Sammlung von „Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges im Jahre 1870" im Erscheinen begriffen. Heinrich von Treitschke hat einmal mit Recht gesagt, daß der Hieb eines preußischen Dragoners wichtiger sei für die Lösung der deutschen Frage, als alle Federn der Politiker. Aber was richtig ist für die Politiker, das paßt nicht auf die Dichter. Hier wieder einmal haben sie gezeigt, daß das deutsche Lied der mächtigste Bundesgenosse der deutschen Begeisterung ist. Sind nicht mit einem Liede unsere tapferen Schaaren aus Ost und West und Nord nach dem Süden gezogen, an und über den Rhein, den sie zu schützen gekommen — und mußte nicht vor den Klängen dieses Liedes, „der Wacht am Rhein", die Marseillaise verstummen und die Mitrailleuse zu Schanden werden? Darum Respect vor dem deutschen Liede, das mit dem deutschen Soldaten geht, wie seine Fahne!

Die „Lieder zu Schutz und Trutz", zum Theil autographirt, zum Theil (wo die nicht ganz leserliche Handschrift es gebot) nur mit der autographischen Unterschrift der Dichter, und geschmückt mit einer Titelzeichnung von Ludwig Burger erscheinen in prächtigster Ausstattung, auf Velin und in Hochquart, in Lieferungen von zehn zu zehn Tagen, zu den Preise von einem Thaler für drei Lieferungen. Der patriotische Verleger der Sammlung, Herr Franz Lipperheide in Berlin, hat den gesammten Ertrag derselben für die Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger des deutschen Heeres bestimmt, so daß sich denn hier in jedem Sinne bewahrheitet, was der alte Sänger von der Kraft des Liedes sagt: „minuentur altae carmine curae" — die Herzen der Heimgebliebenen werden dadurch gehoben und die Schmerzen der Heimkehrenden dadurch erleichtert!

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon“.

Aus Deutschland im August 1870.

Mein lieber Freund.

Sprechen wir heute einmal ernsthaft. Zum Scherzen ist diese große Zeit nicht angethan. Zwischen dem Datum meines letzten Briefes und dem heutigen Tage liegt ein weltgeschichtlicher Abschnitt — nicht mehr, aber auch nicht minder. Unser Ideal ist zur Wahrheit geworden. Die deutsche Einheit ist da, herrlich, gewaltig und fürchterlich. Vielleicht etwas anders, als man sie sich auf den Schützen- und Sängerfesten vorgestellt hat; sie singt keine sinnigen Weisen, bringt keine Hochs aus, schießt auch nicht nach der friedlichen Scheibe; sie ist nicht die gemüthliche Mutter mit blauem Auge, die ihre Kinder auf dem Schooße tanzen läßt. Sie steht da auf Feindesland, das gezückte Schwert in der markigen Faust als fürchterliches Richtbeil über das Haupt des Lugs und des Trugs schwingend, eine Rächerin der geknechteten Sittlichkeit, als Nemesis der Geschichte.

Und wie ist alles Das gekommen? Wie hat sich in zwei Tagen erfüllen können, was die heißesten Gebete, das redlichste Streben, der thatkräftigste Sinn eines langen Jahrtausends nicht zu Wege brachten? Es ist gekommen über Nacht durch den heiligsten, großartigsten und heilsamsten Krieg, der je geführt worden ist. Ein Frevler hat uns das Schwert in die Hand gedrückt, und wie durch einen Zauberschlag sind wir, in demselben Augenblick, da wir die starre Schwere des kalten Eisens spürten, durch die Berührung erstarkt und Eins geworden. Ich spöttle jetzt nicht mehr über Wunderglauben.

Wissen Sie, lieber Freund, daß die Vergangenheit, welche in der Mitte des verflossenen Monats ihren Abschluß gefunden hat, wol dazu angethan war, uns der größten Zuversicht des menschlichen Geistes, des Vertrauens zu der Gerechtigkeit der Geschichte zu berauben? Ich muß Ihnen gestehen, daß es mich oft mit einem geheimen Grauen erfüllte, wenn ich auf Frankreich blickte. Ich glaubte nicht mehr an das Wort des Dichters: „Alle Schuld rächt sich auf Erden“, ich glaubte nur noch an den widerwärtigsten und brutalsten aller Glaubenssätze: „Es ist gut, weil es ist“. Und zu dieser pessimistischen Weltanschauung hatte mich, der ich von Hause aus wahrhaftig kein Talent zum Pessimisten habe, immer und immer wieder die eine entsetzliche That gedrängt, die man recht euphemistisch den „Staatsstreich“ genannt hat.

Dieser „Staatsstreich“ machte mich irre an Gott und der Welt. So lange Derjenige, der ihn verübt hatte, sich als glorreicher Herrscher auf dem Throne breit machte, mußte ich mir sagen: Die Geschichte ist nichts als die Dirne des Erfolgs, Klio lächelt über Kleinigkeiten wie Moral, Recht und Wahrheit; der Erfolg, der Erfolg allein, gleichviel womit er errungen ist, ist für sie bestimmend. Die Dauer genügt, um das Verwerfliche ehrenhaft, die Niedertracht rühmlich, den Schuft zum großen Mann zu machen. Das

waren die Lehren, welche ich aus der Macht und dem Ansehen der auf das Verbrechen des zweiten Decembers begründeten Herrschaft ziehen mußte.

Diese Herrschaft wird jetzt über den Haufen geworfen, ihr Begründer ist nicht mehr der fürchterliche Cäsar, sondern der das Mitleid Europa's erbettelnde Ritter von der traurigen Gestalt, sein Kaiserplunder wird zerzupft, die Sühne vollzieht sich, die Gerechtigkeit richtet sich wieder auf, Gottlob!

Was ist in den letzten Tagen nicht Alles veraltet! Wie hat sich so Manches, was die Welt für fest und gut hielt, in eitel Dunst und elenden Qualm verflüchtigt!

Der Mann, der die Geschicke Europa's eine Zeit lang thatsächlich gelenkt hat, ist zu einer herzlich schlechten komischen Figur geworden, „la grande nation", die vor gar nicht langer Zeit im Rathe der europäischen Staaten eine „préponderance légitime" in Anspruch nahm, jammert unter den furchtbaren Streichen, die sie empfängt, heult wie ein unartiges Kind, das Prügel bekommen hat, und streckt um Hülfe flehend nach Dänemark, Holland und Scandinavien die Hände aus: „Ich will's auch nicht wieder thun, ich will immer recht brav sein." Wo ist der „prestige" geblieben, der unfehlbare, unbeschreibliche und unübersetzliche „prestige"? Eine Vogelscheuche ist heute mächtiger, als dieser „geheimnißvolle Zauber Frankreichs", sie verjagt doch wenigstens einige der dümmsten Spatzen. Und wo die „gloire"?

Dahin, dahin ist all' das Blendwerk, das Lügengewebe ist zerstört, der Schwindel entlarvt.

Mir thun die Franzosen wahrhaftig leid. Denn ein Franzose, dem man sein Lieblingslied wegnimmt:

„Que l'on est fier d'être Français"

— er gleicht dem Fisch auf trocknem Sande, er kann nicht mehr existiren. Das Renommiren mit dem Soldatenruhm ist ihm ein Lebensbedürfniß. Und die Weisheit der Regierung hat ihn in dieser thörichten Neigung stets bestärkt. Sein glückliches Temperament ließ ihn die Schlappen vergessen, er dachte nur noch an die Siege. Die zerlumpten Freiwilligen der großen Revolution, die mit leerem Magen den fremden Unterdrücker auf's Haupt geschlagen, die Heere Napoleons I., die die Welt unterjocht, die Soldaten des Neffen, welche Sebastopol genommen und bei Solferino gesiegt hatten — sie verliehen der Unüberwindlichkeit der französischen Waffen in den Augen der zeitgenössischen Franzosen eine beinahe dogmatische Unfehlbarkeit.

„Es giebt Krieg gegen Preußen" und „wir werden die Preußen zusammenhauen und in Berlin (oder Königsberg, die geograpische Entfernung ist ja Nebensache) den Frieden dictiren", war für die Franzosen gleichbedeutend. Es verstand sich ganz von selbst, daß das „civilisatorische Banner Frankreichs" demnächst auf den Zinnen des berliner Schlosses wehen würde. Der „Figaro" — also dasjenige Blatt, welches in seiner ganzen leichtsinnig frivolen und witzigen Behandlung der ernsthaftesten Dinge als der getreueste Dollmetsch des französischen Nationalcharakters betrachtet werden kann — brachte gleichzeitig mit der Kriegserklärung die Mittheilung, daß er seine Berichterstatter durch namhafte Geldsummen in den Stand gesetzt habe, dem Heere — zu Wagen oder zu Pferde — bis nach Berlin zu folgen.

„A Berlin!" schrieen die Gassenbuben auf den Boulevards und die Menge stimmte fröhlich ein: „Auf, nach Berlin!"

So begann mit Schwindel und hohlem Phrasenthum das blutige Drama, das sich Dank der unübertrefflichen Tapferkeit und Manneszucht

unserer intelligenten Soldaten und Dank der Ueberlegenheit unserer Feldherren jetzt auf französischem Boden abspielt. Und als Ouverture ward die „Marseillaise" von dem bethörten Pöbel dazu gesungen. „Die Marseillaise" für Louis Napoleon! Weshalb nicht ein Cancan in Notredame? Freilich, dieselben Lippen, welche am 20. December 1848 der Republik vor Gott und den Menschen den Schwur der Treue sprachen und welche am 2. December 1851 den Befehl lallten, daß die Republikaner niedergeschossen würden, mögen ohne sonderliche Anstrengung im Juli 1870 sich geöffnet haben, um das Freiheitslied Ronget de l'Isle's zu profaniren.

Mit dem wüsten und lügnerischen Geschrei der Menge fing die Geschichte in Paris an und die Lüge sollte auch noch, nachdem sie die Actenstücke der französischen Diplomaten und die Reden der französischen Minister dictirt hatte, in dem officiellsten Munde den frechsten und ungeschminktesten Ausdruck finden. Ich gestehe, daß mir seit Jahren kein erbärmlicheres Machwerk zu Gesicht gekommen ist, als die Proclamation, mit welcher der sonst so elegante Stilist Napoleon seine Turkos und Zuaven zum Kampfe gegen Deutschland aufrief. „Civilisatorische Ideen", „glorreiche Spuren Eurer Väter", „Banner der Revolution", „das Weltall blickt auf Euch", „eine große Nation, welche eine gerechte Sache vertheidigt, ist unüberwindlich" u. s. w. — War denn kein Mensch da, der dem Eidesschwörer diesmal das Pensum corrigiren konnte? War kein getreuer Mocquard da, der ihm in tiefster Unterthänigkeit zuraunte: „Aber, bester Sire, das geht nicht, bei Gott, es geht nicht! Wir machen uns lächerlich mit diesem abgestandenen Phrasenthum, das der seichteste Officiöse anzuwenden sich schämen würde. Das Manifest sieht ja genau so aus, als ob irgend ein boshafter Schlingel eine Persiflage auf uns geschrieben hätte. Wenn wir kein Stichwort finden, wie das „Frei bis zur Adria", so wollen wir lieber ganz einfach sagen, daß wir Krieg gegen Deutschland führen müssen. Aber den verschossenen Plunder, der uns bei früheren Maskeraden gedient hat und durch zu häufigen Gebrauch fadenscheinig geworden ist, aus der Rumpelkammer hervorholen und damit einen Popanz ausstaffiren — Sire, das geht jetzt nicht." Hatte denn der Kaiser keinen Freund, der ihm das unendlich Lächerliche seiner Stilübung klar machte?

Ich habe mir über die Entstehung dieser Proclamation eine ganz eigenthümliche Ansicht gebildet. Da ich vor Ihnen, lieber Freund, kein Geheimniß habe, will ich mit dieser Ansicht nicht hinter dem Berge halten. Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß der Hauptredacteur eines der allerservilsten und ehrlosesten Blätter, des „Constitutionnel", ein Deutscher ist, der auf den Namen Eduard Simon hört. (Thun Sie dem ebenfalls in Paris lebenden ehrenhaften deutschen Republikaner Ludwig Simon aus Trier nicht die Schande an, ihn mit dem Herrn Eduard Simon zu verwechseln!) Dieser Eduard Simon schreibt die politische Tagesübersicht des „Constitutionnel" und übertrifft in der Schmähung seines Vaterlands, das ihn auf französischen Boden gespieen hat, in der Entstellung und Verdrehung der Thatsachen alle seine Collegen in der französischen Presse. Nun weiß ich wol, daß es Individuen giebt, die der Ansicht sind, daß lucri bonus est odor ex re qualibet, die für Geld und gute Worte lügen, beschönigen, vertuschen, wedeln, ganz nach Belieben; aber daß sich ein Mensch dazu hergeben sollte, in dem Augenblick, wo Tausende der Besten seiner Landsleute ihr Blut für das Vaterland vergießen, wo Tausende von Familien ihrer lautersten Freuden beraubt werden,

wo unsäglicher Kummer über Hunderttausende hereinbricht, weil ein Frevler seiner gestohlenen Herrlichkeit noch eine knappe Galgenfrist erwirken will — daß sich da ein Mensch dazu hergeben sollte, dies Verbrechen, das er als Deutscher begreifen muß, zu beschönigen, die Leichen seiner gemordeten Landsleute zu beschimpfen, zur Demüthigung des Landes, das ihn geboren, aufzustacheln, das halten Sie, lieber Freund, und das halte ich für unmöglich. Und wenn wir nun trotzdem in dem „Constitutionnel" Artikel finden, welche in dem eben angedeuteten Sinn gehalten sind und die Unterschrift eines Deutschen, Eduard Simon, tragen, so werden wir annehmen müssen, daß das eine Finte ist, daß der Verfasser seinem Vaterlande auf dem nicht gerade ungewöhnlichen Wege der Mystification des Feindes nützen will und die publicistische Macht, welche er in Frankreich besitzt, dazu anwendet, das Kaiserreich durch katzenfreundliche Schmeichelei lächelnd in den Abgrund zu locken. So erkläre ich mir die Artikel von Eduard Simon im „Constitutionnel" und ich werde Sie deshalb nicht mehr überraschen, wenn ich Ihnen sage, daß ich diesen Biedermann für den Verfasser der kaiserlichen Proclamation halte. Er wußte in der That, da er Deutschland kennt, daß diese Proclamation mit all' dem wohltönenden Schwindel ein homerisches Gelächter in unserm Vaterlande hervorrufen, daß sich zu der Wuth und zum Haß, die wir als Bundesgenossen gegen Napoleon in das Feld führen, die Verachtung gesellen würde; und deswegen hat er als guter Deutscher dafür gesorgt, daß der Kaiser sich in dem ernstesten Augenblicke seines Lebens lächerlich und verächtlich mache. Ich schlage daher vor, daß wir dem von der französischen Kammer gegebenen Beispiel folgen und dem in Deutschland geborenen Redacteur des imperialistischen „Constitutionnel" den Dank des Vaterlands votiren; er hat sich um dasselbe wol verdient gemacht. Ritter der Schandlegion wird er vermuthlich schon sein, sonst könnten wir ihn auch noch dem französischen Ordenscapitel zur geneigten Berücksichtigung empfehlen.

Zu denselben Auszeichnungen scheint Jacob Offenbach aus Köln berufen zu sein, welcher jetzt eine Hymne componirt: „Gott erhalte den Kaiser" — sobald wie möglich. Nach glaubwürdigen Berichten wäre diese Composition identisch mit dem Klageliede des Hans Styx: „Als ich noch Prinz war von Arcadien."

„Auf, nach Berlin!" die Marseillaise und die Proclamation waren die Einleitungen zum Kriege in Frankreich. Der Krieg begann. Als erste Waffenthat von Bedeutung verkündeten die französischen Blätter „la brillante affaire de Niederbronn." Da die Geschichte diese „glänzende Affaire" vergessen könnte, wollen wir flugs notiren, daß ein tapferes Regiment eine süddeutsche Recognoscirung (sieben Mann stark), die sich weit in das damals noch französische Gebiet hineingewagt hatte, abfaßte und gefangen nahm — bis auf den Hauptmann, Grafen von Zeppelin, der einen französischen Reiter niederschoß, sich auf dessen Pferd schwang und dem verdutzten Regimente freundlichst Ade sagte. Das nannten die Franzosen eine „brillante Affaire".

Es folgte „la prise de Sarrebrück", eine That, von welcher man in den spätesten Zeiten reden wird wie von der Einnahme von Troja. Man denke sich drei Divisionen, also 50,000 Mann, die ein geschwächtes Bataillon von ungefähr 800 Mann siegreich aus ihrer Position verdrängen. Es war groß. Und der Kaiser war auch dabei, und das Söhnlein seiner Frau auch. Und das Söhnlein zeigte, als Alles vorüber war, eine „bewunderungswürdige Kaltblütigkeit"; ja, es bückte sich und nahm eine Kugel auf. Und den grau-

bärtigen Grenadieren ward commandirt: Versez un pleur, versez! und Jeglicher weinte seine vorschriftsmäßige Thräne. Es war ein rührender Anblick! — Wie aber ward diese Besetzung einer wehrlosen Stadt geschildert? Vor mir liegt das „Petit Journal“. Ich übersetze wörtlich die folgenden Sätze: „Sieg! Saarbrücken ist wieder französisches Gebiet geworden! Frankreich ist erbebt! Paris ist erwacht!“

Erwacht, ach ja! Erwacht aus dem Fuselrausch zu schmählichem Katzenjammer.

Aber es ist außer der glänzenden Affaire bei Niederbronn und der Einnahme von Saarbrücken noch ein drittes Ereigniß in den französischen Ruhmesannalen dieses Krieges eingetragen, das in Deutschland bisher nicht genug gewürdigt worden ist. „Landau ist genommen, Prinz Friedrich Karl Gefangener, 40,000 Preußen abgeschnitten, 72 Geschütze erbeutet.“ Das war der dritte Sieg der Franzosen, der Paris in einen Freudentaumel versetzte, wie er nie gesehen worden ist.

Aber auch damals bewährte sich der Satz des „Petit Journal“: Frankreich ist erbebt, Paris ist erwacht. Und als es sich den Schlaf aus den Augen rieb, da hörte es die traurige Mär, daß die Division Douay bei Weißenburg vernichtet, die Armee Mac Mahons bei Wörth geschagen, das Corps Frossard bei Saarbrücken aufgerieben sei; und die Minister versicherten, daß sie jetzt ausnahmsweise die Wahrheit gesagt hätten, der Abwechselung halber.

Jetzt begriff die Gräfin von Montijo, die in ihrer Jugend Kaiserin und auf ihre alten Tage sogar Regentin geworden ist, den Ernst der Lage. Auch sie erließ eine Proclamation. „Kinder beruhigt Euch! Mit Mac-Mahon sind wir unterlegen, aber noch ist Polen nicht verloren. Ich bin ja auch noch da und rassle mit dem Säbel. Es ist der Säbel, der Säbel, den einst mein Vater trug. Das Schlachtroß steigt und die Trompeten klingen. Ich will die Fahne vertheidigen. „Wem anders ziemt es? Welche andere Hand ist rein genug, das Heiligthum zu tragen!“ Also vorwärts.“

Sprachs und schiffte schnell sich ein.

Und auch der sorgende Gatte, der inzwischen Le Boeuf à la mode auf dem Altar des Vaterlandes geopfert und Palikao zum Selbstbeherrscher aller Welschen ernannt hatte, suchte dem allgemeinen Bedürfniß nach Worten durch eine neue Proclamation zu entsprechen: „Ich kneife aus, um den Feind zu bekämpfen“ rief er seinen Landsleuten zu und ging durch. Sein „élan“ war unvergleichlich. Der sich dem Feinde aus dem Wege stürzende Kaiser erinnerte lebhaft an den tollkühnen Mann, der sein heldenmäßiges Verhalten bei einem Streite folgendermaßen schilderte: „Heb' ich die Hand auf, schlägt er mich hinter die Ohren. Ergreif' ich die Thürklinke, schmeißt er mich 'raus. Ich auf und davon, er mir nach — wenn ich den Kerl gekriegt hätte!!“

Ich schreibe diese Zeilen am Napoleonstag, den diesmal auch Deutschland mit Fahnenschmuck und Hurrahrufen feiert. Drüben im Nachbarhause wird just in diesem Augenblick das schwarz-weiß-rothe Banner aufgehißt. „Heh, Nachbar, was giebt's?“ rufe ich herüber. Der Nachbar giebt mir die nicht mehr überraschende Antwort: „Die Franzosen haben wieder einmal Prügel bekommen: diesmal bei Metz.“

Ihr

Kleinstädter.

Vertrieben aus Paris.

Am 17. August ist auch der Berichterstatter des Salon aus Paris ausgetrieben worden. Wir bedauern diese Thatsache nicht, da sie vielmehr nur dazu dient, die barbarische Maßregel, die man über unsere Landsleute verhängt, in ein noch grelleres Licht zu stellen und jener lügnerischen Versicherung Chevreau's von den „Ausnahmen", die man machen, und von der „Schonung", mit der man vorgehen würde, ein eclatantes Dementi zu geben. Ganz abgesehen davon, daß kein ehrenhafter Mann es mit seinem Anstandsgefühl vereinbaren würde, zu solchen „Ausnahmen" zu gehören oder von einer solchen „Schonung" Gebrauch zu machen, ist der Pöbel der Regierung bereits so sehr über den Kopf gewachsen, daß letztere, selbst wenn sie wollte (woran wir übrigens zweifeln), ihr Versprechen nicht erfüllen könnte. Denn sie war es, welche das Wort „expulser" zuerst ausgesprochen. Aus diesem Grunde, wie schmerzlich auch der Einzelne von dieser in Völkerrecht und Geschichte bisher unerhörten Grausamkeit betroffen sein mag: ist es uns doch lieb, daß unter dem Drucke der Pöbelherrschaft dieses entsetzliche Decret, nachdem es einmal verhängt worden, auch ohne „Schonung" und „Ausnahmen" bis zu seiner äußersten Consequenz durchgeführt werde. Denn es muß endlich einmal klar werden zwischen uns und Frankreich. Viel zu generös in seinen früheren Friedensschlüssen, muß der Deutsche jetzt lernen, daß auch für ihn die Zeit gekommen ist, um ohne „Schonung" und „Ausnahmen" vorzugehen. Es bedurfte vielleicht dieser letzten Herausforderung — dieser Schaaren von Haus und Herd grausam Vertriebener — nicht, um unser Herz mit Ingrimm zu erfüllen; aber der Entschluß, bei der bevorstehenden großen Abrechnung hart und unerbittlich zu sein, kann dadurch nur in uns befestigt werden. Ihr armen Flüchtlinge, seid unbekümmert! Gastlich öffnet sich Euch der Schooß der alten Heimat — Eure Sorgen sind unsere Sorgen, die Schlachtlinien unserer siegreich vorrückenden Heere kämpfen auch für Euch und wenn der Frieden dictirt wird, wird auch Euer nicht vergessen werden! Wir aber haben inzwischen gesehen, wie man das hochherzige Wort unseres Oberfeldherrn, daß er nur mit der französischen Armee, nicht mit den französischen Bürgern Krieg führe, von der andern Seite beantwortet, die sich freilich auch, trotz der feierlich garantirten Genfer Convention, nicht gescheut hat, auf unsere Verwundeten und Verbandplätze zu schießen!

Der Pariser Correspondent des „Salon", unseren Lesern durch zahlreiche Beiträge seit Jahr und Tag ein lieber Freund geworden, lebte seit fast zwanzig Jahren in Paris und ist bislang Professor an einer dortigen Akademie gewesen. „Ich weiß, was ich dem gastfreundlichen Boden schuldig bin, der durch einen bald zwanzigjährigen Aufenthalt fast meine zweite Heimat geworden ist", schrieb er uns noch in einem seiner Briefe, am Ende des vorigen Monats. Allein die folgenden vierzehn Tage sollten genügen, um der Welt die „große Nation" in ihrem wahren Licht, und unsrem Berichterstatter zu zeigen, was er von ihrer „Gastfreundschaft" zu halten habe. Am 1. August, also noch bevor irgend ein „echec" die „Helden von Saarbrück" betroffen, schrieb unser Correspondent uns Folgendes:

„Ich hatte an der Almabrücke mit meinem Freunde Max eines der kleinen Seinedampfschiffe bestiegen, die den Omnibusdienst längs der Quais durch ganz Paris versehen; wir plauderten ruhig weiter, jedenfalls nichts Staatsge-

fährliches oder Antifranzösisches, und hatten gar kein Arg. Unvorsichtigerweise sprachen wir deutsch. Auf einmal vernahmen wir ein Gemurmel und dann ein Pfeifen, das wir ohne große Divinationsgabe auf uns Beide beziehen konnten. Der ehrenvolle Rückzug, für den ich mich bei solchen Gelegenheiten immer gern entscheide, war hier auf dem Wasser nicht möglich und ebensowenig konnten wir den Wunsch der wildesten unter den Passagieren erfüllen, die unaufhörlich „à la porte! à la porte!" schrieen. Die Schreier, wie wir später erfuhren, kamen von Saint-Cloud, wo sie an einer sogenannten Manifestation theilgenommen hatten, und waren dergestalt betrunken, daß sie kaum auf den Beinen stehen konnten. Das kalte Bad, das sie uns zugedacht, wäre ihnen daher weit heilsamer gewesen als uns. Wir blieben ruhig auf dem Hinterdeck, thaten so unbefangen wie möglich und sprachen leise weiter. „A l'eau les Prussiens!" rief es wieder aus dem dichtesten Haufen heraus, „in's Wasser mit den Preußen!" und ich blickte sehnsüchtig nach dem Landungsplatz an der Louvrebrücke, der gottlob sehr nahe war. „Jetzt muthig vorwärts", raunte mir Max zu, als das Dampfschiff anhielt, denn wir mußten uns nun durch die Menge hindurcharbeiten, um an den Ausgang zu gelangen, den man uns augenscheinlich versperren wollte. Wir schoben und drängten, wurden aber noch weit mehr geschoben und gedrängt, dabei hielten wir uns sehr strategisch in der Mitte, möglichst weit vom Schiffsbord entfernt, und kamen auf diese Weise mit einigen anderen Passagieren auch glücklich auf den Steg und auf das feste Land. In demselben Augenblick stieß der Dampfer wieder ab und ein Dutzend geballter Fäuste und verschiedene Kraftausdrücke, die man im Dictionnaire de l'Académie vergeblich suchen würde, bildeten den Abschiedsgruß, den man uns noch hinübersandte.

Seitdem nehme ich mich aber doch gewaltig in Acht, das deutsche Element allzusehr herauszukehren und z. B. nicht mehr wie sonst mit der langen Morgenpfeife im offenen Fenster zu liegen; eine Gewohnheit, die mir noch aus den Studentenjahren anklebt. Die lange Pfeife ist nämlich ebenfalls ein schlimmes corpus delicti, denn sie deutet auf germanischen Ursprung, und noch gestern blieben ein paar Gamins auf dem Trottoir stehen, schauten zu mir herauf und Einer sagte zum Andern: „Tiens, regarde donc cette longue pipe, ça doit être un Prussien." Von nun an rauche ich im Hinterzimmer, das nach dem Garten hinausgeht."

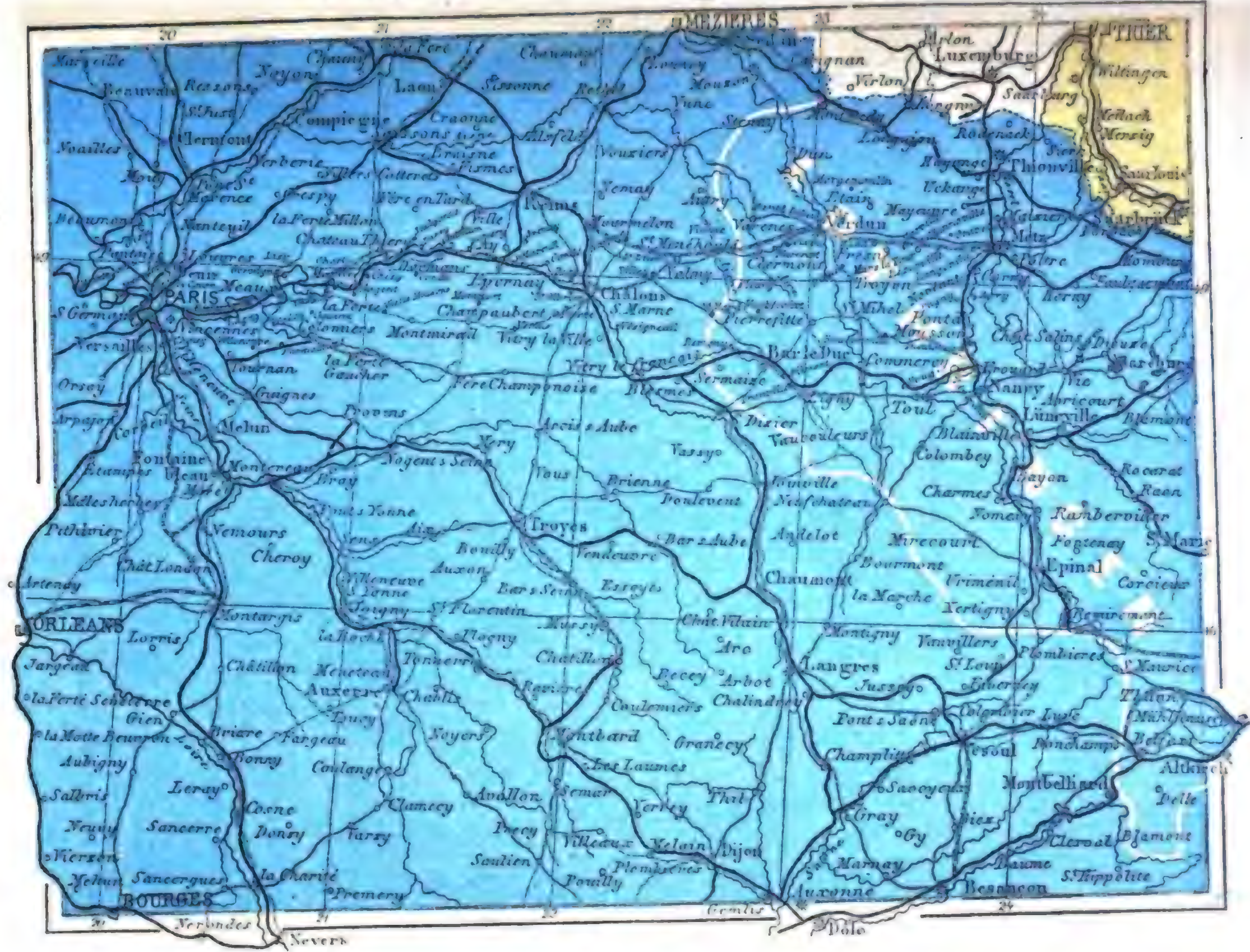
Allein wenig sollte es unserm Gewährsmann helfen, daß er — um eine Pfeife zu rauchen — sich in sein Hinterzimmer zurückzog.

Am 12. August schrieb er uns: „Ich fürchte trotz alledem, daß wir von hier fort müssen, alle Deutsche. Und was das Schlimmste ist: die Polizei kann uns gegen das Volk schon nicht mehr schützen, denn der geringste Zufall genügt, um sich der schlimmsten Gefahr auszusetzen. Ich gehe schon wenig mehr aus und bin beständig auf dem qui vive."

Heute nun, beim Schluß unseres Heftes, erhalten wir folgende Zeilen vom 17. August: „Es ist unmöglich. Ich gehe nun doch auf und davon, denn ich kann hier ohne die größte persönliche Gefahr nicht wol länger bleiben."

Diese wenigen Zeilen erzählen eine ganze Geschichte. Wir hegen die gegründete Hoffnung, daß unser Correspondent in diesen Tagen bereits in Sicherheit auf deutschem Gebiet angekommen sei, und glauben mit Bestimmtheit versprechen zu können, daß schon das nächste Heft des „Salon" seinen Bericht veröffentlichen wird über Alles, was er in Paris gesehen, gehört und gelitten hat. Dann werden wir die volle Wahrheit erfahren!

Neueste Kriegskarte.



Bilder und Scenen vom Kriegsschauplatze.

Vom Special-Correspondenten des „Salon" bei der Südarmee.

In einem Augenblick des Leichtsinns habe ich das Versprechen ertheilt, den Lesern des „Salon" von Zeit zu Zeit meine Erlebnisse auf dem Kriegsschauplatz zu berichten. Lieber Himmel, wie soll ich als ehrlicher Mann mein Wort einlösen? Zum Schreiben gehört doch vor Allem Ruhe und Zeit — und wo fänden sich die inmitten der Aufregungen und Mühsale eines Krieges, dessen Schauplatz jeden Tag wechselt, und der uns mit der Gewalt eines unwiderstehlich fortschießenden Stromes in einer einzigen Woche von der Pfalz bis an die Grenze Lothringens trägt? Der in Strömen herabstürzende Regen hat uns heute einen Rasttag bereitet — wohlan, benutzen wir denselben, mit unserer Berichterstattung zu beginnen.

Commençons par le commencement! oder, da französische Phrasen gegenwärtig weniger zeitgemäß als je sind: fangen wir mit dem Anfang an!

Mittwoch den 27. Juli, Morgens 9 Uhr, verließ ich Berlin mit einem Militairzuge der Potsdamer Bahn, welcher nach Hannover bestimmt war. Die Reisegefährten in meinem Waggon waren fast sämmtlich Landwehrmänner, welche die Mobilmachungsordre aus weiter Ferne in ihre Heimat zurückberufen hatte, und welche freudig zu ihren Fahnen eilten. Einer darunter kam aus dem südlichen Ungarn; er war sechs Tage und sechs Nächte hindurch gereist, und hatte auf allen österreichischen und preußischen Staatsbahnen freie Beförderung gefunden. Der Etappencommandant auf dem Potsdamer Bahnhofe, Oberst von G., hatte sein Gesuch um freie Weiterfahrt nach Magdeburg, wo er sich der Militairbehörde zu stellen gedachte, dringend befürwortet — trotzdem mußte der brave Gefreite sein Billet bezahlen, weil der diensthuende Beamte erklärte, daß zur Erlangung freier Fahrt erst die besondere Genehmigung der Verwaltungsdirection einzuholen sei, wozu ohne großen Zeitverlust keine Möglichkeit vorhanden war. Diese unpatriotische Handlungsweise einer deutschen Bahnverwaltung steht übrigens vereinzelt da; auf allen anderen Linien sind die einberufenen Landwehrleute mit den Militairzügen kostenfrei befördert worden.

Außerordentlich wohlthuend und erhebend war der opfermuthige Sinn der Bevölkerung in allen Städten, die wir passirten. Ueberall standen auf den Perrons der Bahnhöfe zahlreiche Leute versammelt, welche die nach Süden fahrenden Wagen mit jauchzenden Hurrahrufen empfingen, und sie mit Brod und Fleisch, mit warmen und kalten Getränken jeglicher Art erquickten.

In Lehrte, wo der Zug gegen Mitternacht ankam, verließ ich denselben, um einen von Harburg signalisirten Militairzug abzuwarten, dessen Endbestimmung nicht zu erfahren war, der aber jedenfalls in südlicher Richtung sich bewegen sollte. Als derselbe bald darauf eintraf, war nirgends ein Platz mehr frei; da jedoch die Quartiermacher des Füsilierbataillons vom braunschweigischen Regimente, denen ich mich angeschlossen, auf jeden Fall weiter befördert werden mußten, wies man uns einen leeren Gepäckwagen an, in welchem wir uns auf dem harten Boden mit Hülfe unserer Mäntel und Tornister so gut wie möglich einzurichten suchten. Die Fahrt ging über Kreiensen und Holzminden in's westfälische Land, an herrlichen Bergen und Thalschluchten vorüber, und die ganze Nacht hindurch erschollen die Lieder

der braunschweiger Füsiliere von Blankenburg, der sogenannten „schwarzen Jäger“, welche ganz die Uniform der Lützow'schen Freischaar — schwarze Röcke und Hosen, und den Todtenkopf auf dem schwarzbebuschten Tschacko — tragen. Ihre Lieder feiern noch fast alle den Heldentod ihres Herzogs im Befreiungskriege:

„Unsern Herzog haben wir verloren,
Ach wären wir Schwarzen nie geboren!“

Dazwischen humoristische Weisen:

„Wir lustigen Braunschweiger,
Sein wir Alle beisammen,
So lasset uns fallen
Mit Roß und mit Wagen
In unser Quartier,
Lust'ge Braunschweiger sein wir! . . .“

oder melancholische Klagen um die verlassene Geliebte:

„Die Reise nach Frankreich, die fällt mir so schwer,
Mein einziges Mädchen, wir sehn uns nicht mehr.

Und sehn wir uns nicht wieder, so wünsch' ich Dir Glück.
Mein einziges Mädchen, denk oftmals zurück! . . .“

Die Stimmung dieser sangeslustigen Bursche war von kriegerischester Art, und es war mir auffallend, zu hören, wie lebendig noch die Erinnerung an die Zeit der napoleonischen Fremdherrschaft in ihren Gemüthern nachwirkte. „Ich weiß, daß ich nicht heimkehre“, rief ein junger Officiersbursche mit blitzenden Augen; „aber wenn wir auch Alle fallen, soll es doch viel Franzosenblut kosten, und wir haben dann wenigstens unsere Vorfahren gerächt!“ Die Gespräche der Soldaten drehten sich meist um die Turcos und Zuaven. „Die Kerls sollen ja Katzen und anderes Viehzeug mit in die Schlacht führen, das Einem an die Kehle springt“, sagte einer der Jäger; „aber sehen Sie nur, da hat unser Lieutenant seinen Hund mitgebracht — Jack, komm her!“ — damit wies er auf einen gelben Rattenfänger, der grimmig die Zähne fletschte — „der wird mancher Zuavenkatze den Garaus machen! Bei den Schießübungen springt er immer an die Scheibe hinauf, und scharrt die Kugeln aus dem Sande, und will sie durchaus zerbeißen — glauben Sie nicht, daß Jack bald genug mit solch einem Teufelsvieh fertig wird?“ Natürlich sprach ich nicht den mindesten Zweifel an Jacks Bravour und an der Gewißheit seines Sieges über die Zuavenkatzen aus, und der Hund, welcher mein Vertrauen zu würdigen schien, ließ sich von mir füttern und streicheln, und hielt mit mir ebenso gute Kameradschaft wie seine biederen Regimentsgefährten.

Die Herzlichkeit des Empfanges der durchziehenden Truppen steigerte sich von Station zu Station, je weiter wir durch das östliche Westfalen hinabkamen. In Höxter, Lippstadt und Soest wurden riesige Scheiben Pumpernickels, mit westfälischem Schinken belegt, in alle Waggons gereicht; dazu Kaffee, kalter Punsch und Bier in großen Quantitäten. Als wir an dem alterthümlichen Soest vorüberkamen, dessen Einwohnerschaft uns am Bahnhof mit freudestrahlenden Blicken empfing, mußte ich der Verse Freiligraths gedenken, der hier einen Theil seiner Jugendjahre als Kaufmannslehrling verbracht:

„Da liegt sie finster mit Thürmen und Wall,
Die mich lehren soll den Erwerb,
Die mich grämlich sperrt in der Prosa Stall
Und Dichten heißt Zeitverderb . . .“

Wer weiß, dachte ich, ob nicht in wenig Wochen, falls den Franzosen der erste Vorstoß gelingt, hier in der Nähe wirklich die Schlacht um den Birkenbaum auf dem Walserfelde geschlagen wird, von welcher der Dichter freilich in anderem Sinne prophetisch gesungen:

„Denn dies, so hat mir der Alte gesagt,
Denn dies ist die letzte Schlacht,
Die der Osten wider den Westen wagt
Um den Sieg und um die Macht . . ."

Vorbei, vorbei! Es ist keine Zeit für Dichterträume, die ernste Wirklichkeit reißt uns unerbittlich fort, immer weiter gen Süden, nach Frankreich zu! Mit Tagesanbruch halten wir bei Lethmathe an, dicht neben der unlängst entdeckten Drachenhöhle, die ich fast gerade heut vor einem Jahre mit den Genossen des Bielefelder Dichter- und Sängerfestes besuchte. Dann fahren wir das Lennethal hinab, über Betzdorf und Siegen nach Wetzlar, wo Goethe seinen Werthertraum geträumt — nochmals ade, weiche Dichterträume einer vergangenen Zeit! Heute braucht das Vaterland Herzen von Eisen und Stahl, die ihr Leben für Besseres dahingeben, als für das Leid einer unglücklichen Liebe! — In Wetzlar will ich den Waggon verlassen: da ich aber höre, daß heute Nacht kein Bahnzug nach Frankfurt weiter geht, steige ich rasch wieder ein, und wir biegen rechts ab in das herrliche Lahnthal, das wir im ersten Morgengrauen durchfliegen. Selbst in der Nacht und in den frühesten Morgenstunden finden wir überall an den Bahnhöfen lange Reihen hübsch gekleideter Mädchen und Frauen mit Erfrischungen aufgestellt, die der ankommenden Züge harren. Bei Oberlahnstein geht es links in den Rheingau hinunter — in St. Goarshausen werden den Soldaten von den Dächern der niedrig gelegenen Häuser Flaschen köstlichen Rheinweines an langen Stangen in die Waggons gereicht — jetzt sausen wir durch den Tunnel der Lorelei — keine schöne Jungfrau sitzt droben, und statt goldnen Geschmeides blitzen nur die Waffen von tausend Kriegern! In Rüdesheim verlassen uns die braunschweiger Jäger, um nach Bingenbrück hinabzufahren, wohin ihre Kameraden ihnen morgen nachfolgen werden, und ich besteige, um Gesellschaft zu haben, einen andern Waggon, in welchem ich die Soldaten sich in der plattdeutschen Mundart meiner meerumschlungenen Heimat unterhalten höre. Es waren die Reitknechte einiger Stabsofficiere vom neunten Armeecorps, die sich im Zuge befanden. „Wohin fahrt Ihr?" frug ich einen der Burschen. Er verzog seinen Mund zu einem breitmäuligen Lachen, und deutete auf die Außenwand des mit Blumen und grünen Birkenreisern geschmückten Waggons, wo ich die mit großen Kreidebuchstaben gemalte lakonische Inschrift las: „Von Flensburg direct nach Paris." Für heute ging es indeß nur eine halbe Stunde über Mosbach-Bieberich hinaus bis zur Station Curve, wo ein Brückenapparat zur bequemen Ausladung der Geschütze und Pferde angebracht war. „Wann fährt der nächste Zug nach Castel oder Mainz?" — „Es gehen von hier vorläufig gar keine Züge nach Süden ab." — Fatale Situation! Ich warte eine Stunde in glühender Sonnenhitze mit meinem Gepäck, während sächsische Infanterie- und Cavallerie-Regimenter, dicken Staub aufwirbelnd, vorüberziehen — endlich erwische ich einen Schneider, den die Neugier herausgetrieben, und der mir in einem Schwall von Worten seine Noth vorlamentirt, wie ihn der Krieg brodlos gemacht, und wie seine beiden Söhne unter die Soldaten einberufen worden. Mit Vergnügen erklärt er sich gegen das Versprechen eines guten Trinkgeldes bereit,

meinen Reisesack auf den Rücken zu nehmen, und wir marschiren mit den Sachsen nach Castel. Von dem dortigen Bahnhofe fährt eben ein Militairzug nach Frankfurt ab, ich springe hinein und fort dampft das Eisenroß. Unterwegs ordnen die Beamten der Feldpost die eingelaufenen Briefpackete auf einigen leerstehenden Bänken, um keinen Augenblick Zeit zu verlieren. In Frankfurt mache ich einen Rasttag, um meine auf dem Boden des Gepäckwaggons während zweier Tage und Nächte wundgescheuerten Glieder durch die Wohlthat eines guten Federbettes für weitere Strapatzen zu stärken. Selbst in der alten Reichsstadt, die lange so preußenfeindlich, war keine Spur mehr von jener particularistischen Gesinnung, durch welche die dortige Bevölkerung sich bis vor Kurzem so bemerklich gemacht. An der Außenwand eines Hauses am Mainquai fand ich das Bild einer riesigen, die Schwertwacht haltenden Germania, mit sinnreichen patriotischen Sprüchen zur Rechten und Linken:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen, noch Gefahr ꝛc."

Sonderbarer Weise nahm die Polizeibehörde Anstoß an der patriotischen Decoration, welche von den auf der Verbindungsbahn vorüberfahrenden Soldaten jedesmal mit lautem Jubel begrüßt wurde, und befahl, das Bild zu entfernen.

Von Frankfurt begab ich mich über Mannheim und Ludwigshafen ohne weitern Aufenthalt nach Speyer, wohin inzwischen das Hauptquartier der vom Kronprinzen von Preußen geführten dritten oder Süd-Armee verlegt worden war. Schon in Mannheim hatte ich in keinem Hotel auch nur für eine Stunde ein Zimmer erhalten können. In Speyer war es fast noch schwieriger, ein Quartier zu finden: endlich gelang es mir jedoch, ein Zimmer aufzutreiben, das ich freilich hin und wieder mit ein paar bayrischen Officieren theilen mußte. In dem herrlichen alten Kaiserdome, der zu den edelsten Denkmälern mittelalterlicher Baukunst gehört, und dessen berühmte Fresken der Münchener Schule zu dauernder Ehre gereichen, wurde soeben in Anlaß des Krieges eine feierliche Messe zur Anrufung der Fürbitte der Heiligen abgehalten, welche an sieben Tagen wiederholt werden sollte. Die große Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt, meistens von Frauen und Mädchen, deren Stimmen rein und hell den Chorgesang begleiteten, und bei der Liturgie jedesmal nach der Namensnennung des betreffenden Heiligen tactmäßig das „Bitte für uns!" murmelten. Der Kronprinz von Preußen hatte mit seinem Stabe am selben Tage — es war Sonntag der 31. Juli — dem Gottesdienste in der protestantischen Kirche beigewohnt.

Die Nachrichten von der Grenze beschränkten sich an den nächstfolgenden Tagen auf Rapporte über kleine Vorpostengeplänkel von unwesentlicher Art. Unsere Reiterpatrouillen machten tagtäglich gewagte Recognoscirungs-Expeditionen in's feindliche Land hinein, bei welchem sie hin und wieder in's Feuer geriethen, meist aber unbelästigt mit den gewünschten Erkundigungen heimkehrten. Zwischen den norddeutschen und süddeutschen Officieren und ihren Mannschaften gestaltete sich überall, wo sie zusammentrafen, ungemein rasch ein herzliches, kameradschaftliches Verhältniß; es leuchtete auf den ersten Blick ein, daß jede kleinliche Rivalität Angesichts der Kriegsdrohungen des Auslandes abgethan und daß in Allen das herzerhebende Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme lebendig geworden war. Keine Prahlerei wurde gehört, aber ein todesfreudiger Muth beseelte Alle und in Jedem war die Ueberzeugung wach, daß einem so begeisterten, in der Treue

für das Vaterland geeinigten Heere der Sieg auf die Dauer nicht fehlen könne.

Am 3. August wurde das Hauptquartier unserer Armee nach der Festung Landau verlegt. Dort hatten die Einwohner sich auf eine schwere Belagerung gefaßt gemacht: in allen Kaufläden hatte man die Waaren in Kisten verpackt und zum Theil schon in die Keller gebracht, die nach den Wallseiten gelegenen Brunnen waren durch Schutzdächer aus dicken eichenen Bohlen gegen das Einschlagen feindlicher Wurfgeschosse gedeckt und die ohnehin düstere Stadt mit ihren zahlreichen Mauern, Gräben und sturmfesten Thoren trug durch alle diese Vorsichtsmaßregeln gegen feindliche Attaquen ein doppelt finsteres Gepräge. Die Erinnerung an die Horden Melac's und Montclar's, an die Verwüstungen, welche das schöne Land so oftmals durch französische Mordbrenner erlitten, ist noch allzu lebendig in den Gemüthern der Bewohner der Pfalz, als daß man nicht die Furcht begreiflich finden mußte, welche die Gefahr einer feindlichen Invasion anfänglich wachgerufen hatte. Angesichts der Schnelligkeit, mit welcher die deutschen Heere die bedrohten Grenzpunkte besetzten, war jene Furcht aber bereits vollständig entwichen, und die Pfalz wird es Deutschland nie vergessen, daß es sie so kräftig und erfolgreich vor dem Geschicke beschützt hat, abermals der Schauplatz eines schreckvollen Krieges zu werden.

Obschon in Speyer und Landau die Herbeischaffung der nöthigen Lebensmittel für so zahlreiche durchziehende und zeitweilig dort cantonnirende Truppen bereits mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft war, muß man doch der Bevölkerung zu ihrem Ruhm nachsagen, daß die Preise der Speisen und Getränke fast nirgends über das gewöhnliche Maß hinaus in die Höhe geschraubt wurden. Nur in Germersheim, wo die übergroße Zahl der einquartirten Truppen die Vorräthe der Bewohner gänzlich erschöpft hatte und wegen Benutzung der Bahn für die Militairtransporte eine rasche Zufuhr neuer Lebensmittel nicht so leicht zu ermöglichen war, fand während einiger Tage eine Theuerung statt, welcher jedoch bald durch den Abmarsch der meisten Regimenter abgeholfen ward.

In Speyer hatte ich mit Noth und Mühe noch ein Miethfuhrwerk erlangt, das mich nach Landau beförderte. Von jetzt an war aber selbst zu den theuersten Preisen weder Wagen noch Pferd mehr zu erhalten und ich wäre vor dem Ueberschreiten der französischen Grenze zur Umkehr genöthigt gewesen, wenn nicht die Güte eines Herrn im Hauptquartier, an welchen ich empfohlen war, mir für die Dauer des Feldzuges einen Platz auf einem Fouragewagen verschafft hätte.

Am Morgen des 4. August brachen wir von Landau nach der Grenze auf. Wir konnten uns nur langsam vorwärts bewegen, da wir jeden Augenblick Halt machen mußten, um marschirende Regimenter, Artillerieparks oder lange Züge von Proviantwagen vorüber zu lassen. Ueberall rechts und links auf den Feldern trafen wir die Spuren nächtlicher Bivouaks: langsam verschwehlende Feuer von trockenem Reisig, improvisirte Laubhütten, umhergestreutes Stroh, die Eindrücke von Roßhufen und Knochenreste von geschlachtetem Vieh. Hier standen in langen, gleichmäßigen Reihen die Lanzen eines Uhlanenregiments in die Erde gestellt, dazwischen die stampfenden Pferde und rings umher die Reiter, in kurzem Schlaf ihre Glieder erquickend. Dort hatten bayrische Infanterieregimenter am Wege Halt gemacht, die Soldaten drängten sich um den Marketenderwagen, oder hielten Rast in den

Chausseegräben und am Saume des Weges, bis ein Trompetentusch sie rasch wieder aufspringen, ihre Tornister umschnallen, ihre Gewehre ergreifen und weiter marschiren hieß. Ueber Impflingen und Rohrbach ging es nach Barbelroth; unterwegs kam uns schon die Kunde entgegen, daß die Festung Weißenburg soeben von den Unsrigen gestürmt worden sei. Hinter Barbelroth sahen wir ein Feld links an der Straße mit zahllosen Papierfetzen bedeckt; dort hatten die Truppen vor dem Kampfe ihre Gewehre geladen. Das Hauptquartier des Kronprinzen war zur Zeit in Schweighofen; da uns jedoch mitgetheilt wurde, daß dort kein Unterkommen für die Nacht zu finden sei, fuhren wir links ab nach dem eine halbe Stunde nordöstlich gelegenen Dorfe Kapsweyer. Ein Artilleriehauptmann im Generalstabe, der soeben staubbedeckt aus dem Gefechte zurückgekehrt, hatte die Freundlichkeit, sein Quartier mit mir zu theilen und mir die ersten Details des blutigen Kampfes zu berichten. Der Kronprinz, welcher mit den Herren des Generalstabs früh Morgens von Landau fortgeritten war, hatte bei seiner Ankunft von dem Dorfe Schweigen aus, das der Festung Weißenburg gegenüber liegt, persönlich die Leitung des Gefechts übernommen. Das Terrain war für den Anmarsch unserer Truppen ein sehr ungünstiges, weil der Feind es nach allen Seiten hin genau übersehen konnte. Zudem war der lehmige Boden durch den anhaltenden Regen sehr erweicht und schlüpfrig geworden. Die Hauptfortification des Feindes bildeten die sogenannten „Weißenburger Linien", ein zehn bis zwölf Fuß hoher Erdwall, der sich von Weißenburg über die Höhe des Gaisberges fast ununterbrochen auf dem Hügelkamme der französischen Grenzen bis nach Lauterburg hinzieht. Vier französische Feldbatterien und eine Mitrailleusenbatterie waren auf dem Plateau des Gaisberges postirt, welches nach Norden in einer schrägen Abdachung von Wiesen und Kornfeldern breit gegen das Dorf Altstadt hinunterfällt, während das von einem Steinwall und einem Graben geschützte Weißenburg etwas weiter zurück am westlichen Abhange des Berges in einem Thalkessel liegt. Um vier Uhr Morgens brachen unsere Truppen aus ihren Bivouaks auf. Die vierte bayrische Division bildete den rechten Flügel der Gefechtsstellung, während die dritte bayrische Division in der Reserve gehalten ward, aber nicht zur Verwendung kam. Im Centrum und auf dem linken Flügel standen das fünfte und das elfte preußische Armeecorps. Die Bayern, welche den Auftrag hatten, Weißenburg zu nehmen, kamen zuerst in's Gefecht. Trotz mehrmaligen kräftigen Angriffs leistete die Festung Widerstand, während das Dorf Altstadt von dem ungefähr gleichzeitig vorrückenden fünften Armeecorps ohne erheblichen Kampf sofort besetzt werden konnte. Dicht hinter Altstadt entspann sich ein hitziges Gefecht, das sich den Gaisberg hinaufzog. Um halb neun Uhr Morgens fielen die ersten Schüsse von den Batterien Kirchhoffer und Bauer. Um dieselbe Zeit war das elfte Armeecorps zum Eingreifen bereit; ein Theil desselben suchte durch den östlich vom Gaisberge sich hinaufziehenden Bienwald in den Rücken des Feindes zu gelangen und demselben den Rückzug abzuschneiden. Die Franzosen fochten mit nicht geringerer Tapferkeit als die Unsrigen und wichen erst aus ihrer Position, als das Königsgrenadier-Regiment Nr. 7, ohne einen Schuß abzugeben, gegen die bei dem Gehöfte Schafbusch postirten Mitrailleusen vordrang und die „Linien" erstürmte. Das Regiment verlor fast sämmtliche Staabsofficiere und erlitt bei seinem heldenmüthigen Kampfe auch an Mannschaften die erheblichsten Verluste. Ebenso wurden dreizehn von den Officieren des achtund-

fünfzigsten preußischen Infanterie-Regiments theils getödtet, theils verwundet. Als die Franzosen sich auf allen Punkten besiegt sahen, traten sie, ihre Bagage und ihre Zelte im Stich lassend, einen fast fluchtartigen Rückzug an. Ihrerseits waren hauptsächlich das fünfzigste und vierundsiebzigste Infanterie-Regiment und ein Turco-Regiment in's Gefecht gekommen, sämmtlich zu dem Mac Mahon'schen Corps gehörend. Mehr als 1200 Gefangene, darunter einige zwanzig Officiere, und ein französisches Geschütz blieben in den Händen der Sieger und der feindliche General Douay war gefallen. Die Zahl der Todten und Verwundeten mag auf beiden Seiten ungefähr gleich stark gewesen sein. Am Ende der Schlacht ritt der Kronprinz, von unendlichem Jubel begrüßt, über die blutige Wahlstatt, und es soll ein rührender Anblick gewesen sein, wie Sterbende und Verwundete sich zu erheben suchten, um ihrem Feldherrn zu salutiren. Gleichzeitig hatte General von Werder mit den württembergischen und badischen Truppen ohne Schwertstreich Lauterburg besetzt, so daß die Verbindung zwischen den beiden Avantgarden unserer Armee am Nachmittage des 4. August vollständig hergestellt war. Der ohnehin vorzügliche Geist unserer Truppen war durch diesen ersten glänzenden Erfolg der deutschen Waffen, welcher das „Prestige" der Unüberwindlichkeit der französischen Armee zu Schanden gemacht, noch beträchtlich erhöht worden. Weder die Mitrailleusen, noch die berüchtigten Turcos hatten auf unsere Soldaten die von französischer Seite gehoffte Wirkung gemacht, und mit gesteigertem Selbstvertrauen sah das deutsche Heer weiteren Kämpfen entgegen.

Mit Entrüstung wurde erzählt, daß in der Stadt Weißenburg mehrere Civilisten von den Fenstern ihrer Häuser aus auf unsere Truppen gefeuert. Ich sah einige Gefangene in Civilkleidern, denen ein solches Verbrechen zur Last gelegt ward, unter militairischer Escorte abgeführt werden, und zwei derselben sollen, nachdem ihre Schuld bewiesen, erschossen worden sein. Auch von der ruchlosen Grausamkeit der Turcos wurden fast unglaublich klingende Geschichten erzählt. Sie haben freilich keine Katzen noch sonstiges Gethier auf ihrem Rücken in die Schlacht mitgeschleppt, aber sie sollen Verwundete bestialisch verstümmelt, ihnen die Hände abgehauen und die Kehle durchschnitten haben. Wie viel oder wenig Wahres an diesen Erzählungen ist, habe ich nicht ermitteln können — schlimm genug, daß eine Nation, welche „an der Spitze der Civilisation zu marschiren" behauptet, solch rohes Gesindel aus den Wüsten Afrikas gegen das gebildetste Volk der Erde in den Kampf führt!

Als wir am andern Morgen in Frankreich hinein zogen, begegneten wir unterwegs zahlreichen Wagen mit Verwundeten und mehreren Gefangenentransporten. An der Spitze eines solchen von bayerischen Chevauxlegers escortirten Trupps marschirte die Marketenderin eines Turco-Regimentes, eine dicke, stämmige Weibsperson, mit braunem Mulattengesicht, den in den Nacken geworfenen Kopf von einem gelben Turban umwunden, den grellbunten Rock mit der Rechten in malerischen Falten zusammenhaltend, und ein niedliches schwarz und weißes Wachtelhündchen auf dem linken Arme. Sie warf freche, herausfordernde Blicke auf die vorübergehenden Soldaten, während die schmächtigen, verdrossenen Gestalten der gefangenen Krieger meist von Erschöpfung durch lange Strapazen und Entbehrungen zu reden schienen.

An der französischen Grenze mußten wir Halt machen, um einige Cavallerie-Regimenter vorbeireiten zu lassen. Vergebens sahen wir uns in den

am Wege liegenden Häusern nach einem Trunk frischen Wassers um — die Brunnen waren durch die anhaltende Dürre versiegt, die geringen Vorräthe an Wein und Bier längst von den vor uns her marschirenden Soldaten ausgetrunken worden. Ueber das Schlachtfeld von Weißenburg zogen, so weit das Auge reichte, nach allen Richtungen geschlossene Colonnen von Fußvolk und Reitern, Geschützen und Munitionswagen. Bei Weißenburg waren, auf Befehl der Militairbehörden, große Kübel mit Wasser und Wein zur Erfrischung der vorbeimarschirenden Truppen an den Straßen aufgestellt. „Trinken Sie nur", rief mir ein schelmischer Junge zu, indem er mir ein Glas Rothwein auf den Wagen reichte, „es ist Franzosenblut!" Ueberall am Wege sahen wir die schrecklichen Spuren des gestrigen Kampfes. Pferdeäser in Blutlachen schwimmend, gräßlich verstümmelte Leichen französischer Soldaten, amputirte Glieder, zerbrochene Pulverkarren, Tornister, Schirmmützen, rothe Fez, zerhauene Chassepotgewehre ringsum zerstreut. Riedselz, das erste elsässische Dorf, durch welches wir kamen, bot einen grauenvollen Anblick der Verwüstung dar. Die Franzosen hatten dort bei ihrem Rückzuge alle Fenster und Thüren zertrümmert, die Betten zerschnitten und die Federn auf die Straße geschüttet, die Hähne der Fässer, in denen noch Wein vorhanden gewesen, aufgedreht, um den Inhalt auf die Erde fließen zu lassen, kurz wie Vandalen gehaust, damit unsere Soldaten weder Obdach noch Nahrungsmittel vorfänden. Die Bewohner waren mit den von Weißenburg retirirenden Truppen ihrer Armee landeinwärts geflüchtet, und begannen jetzt erst allmälig zurückzukehren. Meistens in drei geschlossenen Colonnen marschirend — Wagen, Fußvolk und Kanonen — und oftmals anhaltend, um einem vorbeisprengenden Reiterregimente oder einem uns entgegen kommenden Fuhrwerk Platz zu machen, gelangten wir Abends in das kleine Städtchen Sulz unterm Walde, wo eine panische Angst vor den deutschen Heeren ebenfalls die Bewohner ergriffen hatte. Als unsere Avantgarde, ein Reiterregiment schwarzer Husaren, dort eintraf, waren die Fensterläden und Thüren aller Häuser verschlossen, und die Leute hielten sich zitternd in den Hinterzimmern oder Kellern versteckt. Es soll eine possirliche Scene gewesen sein, als die Husaren mit den Kolben ihrer Reiterpistolen an die Thüren und Läden pochten, und unter der Drohung, daß sonst Gewalt angewandt werden würde, die Oeffnung der Häuser verlangten. Ein bleiches Gesicht nach dem andern erschien an Fenster und Thür, und unsere Soldaten mußten den Bewohnern Muth einsprechen, damit denselben klar würde, daß der friedliche Bürger für seine Person und sein Eigenthum nichts von ihnen zu fürchten habe, wenn er nicht durch thörichte Renitenz zu Gewaltmaßregeln reize. Bei meiner Ankunft in Sulz war schon das beste Einvernehmen zwischen den Bürgern und unseren Truppen hergestellt, und ich hatte geringe Mühe, bei einer Familie, deren Vorfahren aus der Pfalz stammten, ein freundliches Quartier und die gastlichste Bewirthung zu finden. Die wackeren Leute weigerten sich sogar standhaft, irgend eine Bezahlung von mir anzunehmen, und als ich nach zwei Tagen die Stadt verließ, mußte ich mir noch eine Flasche trefflichen, in eigenem Weinberge gezogenen Rothweins in die Reisetasche stecken lassen.

Im Bivouak.

(Erzählungen der Einberufenen.)

Der Leser des „Salon" ist drei Jahre lang gewohnt gewesen, an dieser Stelle von uns zu den Unterhaltungen des „Rauchzimmers" eingeladen zu werden. Heute jedoch und in diesem Heft, mit welchem wir unsern dritten Jahrgang abschließen, ist es etwas Anderes. Es giebt kein „Rauchzimmer" mehr; denn seine Gäste sind bei den Fahnen! Ein paar alte Herren allerdings sind zurückgeblieben; allein auch diese wollen von nichts mehr sprechen und hören, als was sich auf unsre tapferen Heere bezieht. Sie haben unter sich eine Collecte gemacht und ihren Freunden bei der Armee dafür einige Kisten der allerbesten Cigarren geschickt; und diese, wenn sie sich nun Abends im Bivouak treffen, gedenken der Lieben daheim, und wenn die Cigarre dampft und vielleicht auch ein Schluck Grog aus der Feldflasche gemischt worden ist, so erzählen sie sich Geschichten aus ihren Leben, Abenteuer aus den früheren Feldzügen und dergleichen. Wenn der Janustempel geschlossen, so werden wir unser Rauchzimmer wieder öffnen, aber bis dahin zum Beschluß eines jeden Heftes die Erzählungen unserer Einberufenen mittheilen, so viel wir deren in Erfahrung bringen konnten. Wir geben nun zuerst das Wort einem lieben Kameraden, der schon den Krieg von 66 mitgemacht und den Lesern des „Salon" längst in gutem Andenken ist. Wie das Feuer des Bivouaks lodert, erinnert er sich eines andern Bivouaks aus jener Zeit und beginnt:

Es war am 21. Juli 1866.

Wir lagen in engen, mageren Quartieren bei den Bauern in Mariathal, einem kleinen Dorfe südlich von Stampfen, etwa zwei Meilen diesseits Preßburg, am Fuße der dunklen Karpathen.

Unser Bataillon hatte die Vorposten. Mitten im Gebirge, in den finsteren Schluchten und über die steilen Höhenrücken fort, weit vorwärts im stillen Forst standen in langen Linien die Doppelposten und dahinter lagerten die Feldwachen.

Alles war in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, denn vor uns stand der Feind, den wir seit Königgrätz nicht mehr zu sehen bekommen hatten.

Ich war als Ordonnanz zu Haus geblieben, und so sah ich am Nachmittag den General von Fransecky mit mehreren Generalstabsofficieren vorüberreiten und als ich gegen Abend nach Bisternitz geschickt wurde, um einige Besorgungen auszurichten, hörte ich dort erzählen, daß am andern Tage die feindliche Stellung bei Kaltenbrunnen und Blumenau angegriffen werden sollte, um womöglich Preßburg zu nehmen und den dortigen Donauübergang zu forciren. Und so kam es auch — aber ich kam dennoch nicht nach Preßburg, sondern nur bis dicht heran, denn der Waffenstillstand machte am 22. Juli Punkt zwölf Uhr dem Kriege ein Ende.

Von Alledem wußten wir aber am Morgen noch nichts, als wir aus dem Stroh der Scheune herauskrochen, um am Bache Toilette zu machen und Kaffee zu kochen.

Der Hahn hatte kaum zum ersten Male gekräht, da wurden wir auch schon allarmirt. Die Zweiundsiebenziger lösten unsere Vorposten ab und die ganze Brigade Bose (Einunddreißiger und Zweiundsiebenziger) erhielt Befehl,

sich vorwärts Bisternitz, bei dem Gros der Vorposten zu sammeln. — Mit uns marschirten noch eine Compagnie Pionniere, ein Zug Einundsechziger Ulanen und der Major von Massow, der Generalstabsofficier unserer Division.

Da wurde uns mitgetheilt, daß wir eine Umgehung auszuführen hätten; wir sollten den Oesterreichern bei Blumenau in den Rücken fallen — von unserer Schnelligkeit und unserer Tapferkeit hinge heute der Erfolg des Tages ab.

Gegen halb sechs Uhr war Alles beisammen, es wurde geladen und unter der Führung einiger Forstbeamten und Slowaken traten wir unsern Marsch an.

Mitten durch den hallenden, thaudustenden Forst, unter dem dichten Blätterdache hundertjähriger Bäume entlang, ging unser beschwerlicher Weg, bergauf und bergab, durch pfadlose Wälder und Schluchten, über steile Rücken und felsige Hänge, — wie eine lange dunkle Schlange, schweigsam wanden wir uns durch die wilden, einsamen Reviere der kleinen Karpathen.

Vor uns floh in langen Sätzen das aufgeschreckte Wild, der Hirsch, das Reh und der Hase; flüchtigen Laufes drückte sich der Fuchs hinter den Büschen entlang scheu zur Seite, nachdem er uns mit Mißtrauen eine Weile betrachtet hatte.

Gegen sieben Uhr vernahmen wir rechts den ersten Kanonendonner, welcher unsere Schritte beschleunigte. Der Marsch wurde immer beschwerlicher und pfadloser, die Hänge immer schroffer und es mußte daher nothwendigerweise ab und zu gehalten werden, um sich zu sammeln und zu verschnaufen, wodurch kostbare Zeit verloren ging. Fast nur flüsternd unterhielten wir uns auf diesen kurzen Rendezvous miteinander und wunderbar hallten die Commandos durch die Stimmen der Führer wieder, vermischt mit dem fernen Baß der Kanonen. Die Ulanen ließen alle halbe Stunde einige Mann als Relais zurück, um etwaige Befehle nach rückwärts zu bringen, sonst marschirte Alles in der äußersten Spannung und Erwartung weiter, während das Brüllen der Geschütze neben uns immer mehr und mehr anschwoll wie das Tosen der erzürnten See.

Gegen zehn Uhr stiegen wir jäh zu einem Waldbache hinab und an diesem entlang gehend hörten wir die Kanonade bereits in unserm Rücken und wandten uns nun mehr rechts.

So erreichten wir etwa eine halbe Stunde später den Fuß einer Bergkuppe, des Gamsenberges, und stießen hier zuerst auf den Feind. Einige Patrouillen wurden von uns im Walde überrascht und gefangen genommen, es waren Leute vom neunten Jägerbataillon von der schwarzgelben Brigade Henriquez, einige von ihnen mit der schleswigschen Medaille von 1864 decorirt.

Gleich darauf bekam unsere Spitze Feuer, wir sahen uns größeren Abtheilungen des Feindes gegenüber, die den Bergabhang besetzt hielten und der Kampf begann.

Die Schützenlinien formirten sich hinter den Bäumen und Büschen, die Kugeln pfiffen herüber und hinüber, Leute fielen und wurden verwundet — endlich ging es mit Hurrah auf den Gegner, der — etwa eine Compagnie stark — nun schnell zurückging um Schutz unter dem Feuer einer bedeutend größeren Infanteriemasse vom Regimente Belgien zu finden, die sich schachbretförmig weiter oben am Berge eingenistet hatte.

Hier wurde der Widerstand erbitterter, es entwickelte sich ein lebhaftes Feuergefecht, bis endlich die eine Flanke des Gegners von uns umgangen wurde und dieser gezwungen wurde seine Stellung fechtend zu räumen.

Als wir so mühsam, fast außer Athem von der übermenschlichen Anstrengung endlich den Rücken des Gamsenberges erreicht hatten, breitete sich plötzlich vor unseren Augen eine so großartige und überraschende Fernsicht aus, daß wir, ergriffen von derselben, überwältigt, plötzlich wie auf Commando stehen blieben, Gewehr bei Fuß nahmen und wie trunken dort hinüber schauten, mit so gewaltig bewegter Brust, daß ich heute noch keine Worte für alles Das finde, was meinen Busen damals schwellte.

Tief unten im goldigen Sonnenschein, ihre Füße in den Wellen der glänzenden Donau badend, lag träumerisch Preßburg, die alte Hauptstadt Ungarns, am Fuße des Schloß- und Calvarienberges und meilenweit darüber hinaus schweifte das Auge fessellos über die weiten, bläulichen Ebenen Ungarns, die sich wie eine Landkarte, mit Städten und Dörfern, mit Wäldern und Chausseen, das breite Band der Donau in der Mitte, vor uns ausbreiteten.

Da lag die ehrwürdige Stadt, kaum eine halbe Stunde Weges weit, nur die rebenbewachsenen Hänge mit ihren Winzerhäuschen und Villen trennten sie noch von uns; herüber schimmerten im Sonnenglanze die Fenster der Häuser, die Kirchen und das stolze Schloß. Da lagen Schiffe und Dampfer, Inseln und Auen, da zog sich auch, einer Schlange gleich, der weiße Rauchstreifen der Eisenbahn hin und unten auf dem Bahnhofe sahen wir Truppen aus den Zügen steigen, die von Komorn heraneilten, wir hörten ganz deutlich das Pfeifen der Locomotive, das Signalhorn und den Trommelschlag.

Wahrlich, es waren stolze, mächtige Gefühle, die uns bewegten, bei diesem zauberhaft, schönen Anblick, die uns die Helme jubelnd schwingen ließen, die uns die Ausrufe des Staunens, des Entzückens aus den Herzen zu den Lippen führten!

Mitten zwischen den Weinbergen war ein Brunnen, es standen auch einige Aprikosenbäume voll reifer goldgelber Frucht hier und dort zwischen den Reben; ihr Anblick erinnerte mich schnell daran, daß ich ein Sterblicher war, erschöpft, fast verschmachtend. — Ich schüttelte den nächsten besten Baum, ich verzehrte die saftigen Früchte mit Gier und — die Erde hatte mich wieder.

Nun war es aber auch die höchste Zeit, sich nach dem Feinde umzusehen. Ich lud mein Gewehr, um auf's Neue an die Blutarbeit zu gehen, — aber die Oesterreicher waren Alle fort bis auf unsere Gefangenen, von denen der Eine, ein echter Sohn der Pußta, mir gutherzig zunickend, mit dem Finger die Stadt dort unten zeigte und in seinem Kauderwälsch radebrechte: „Schauns Kamrad, is sick Pozony das! Sehr schön das!" — Ich behielt keine Zeit ihm zu antworten, denn das Signalhorn blies zum Sammeln; wir begannen langsam den Abhang hinunter zu steigen nach dem Mühlenthale, längs des Baches, bis zur Prohascamühle an der Chaussée, jenseits der Eisenbahn. Kein Schuß fiel mehr, Alles war mit einem Male still geworden und selbst der ferne Kanonendonner in unserm Rücken war plötzlich verstummt.

Unten längs der Heerstraße rangirten sich die Bataillone der Brigade Bose, die Gewehre wurden zusammengesetzt und das Commando: „Ausgetreten!" erscholl. Verwundert schauten wir einander an — wir dachten, nun sollte der eigentliche Tanz erst losgehen und nun hielten wir hier Rast, wie mitten im tiefsten Frieden — was bedeutete das?

Wir sollten es bald genug erfahren: Mitten zwischen unseren Officieren hielt auf triefendem Rosse ein österreichischer Generalsstabsofficier, ein weißes Taschentuch um den Arm gebunden, gemüthlich unterhielt er sich mit dem General — ja er rauchte sogar eine Cigarre, als ob gar nichts vorgefallen wäre und schnell verbreitete sich nun durch unsere Glieder das Gerücht von einem soeben abgeschlossenen künftigen Waffenstillstand.

Es ward uns nicht lange Zeit gelassen, über den Eindruck der Kunde nachzudenken. Denn alsbald erhielten wir auch schon den Befehl anzutreten, unmittelbar am Wege, und nun begann für uns eines der denkwürdigsten Schauspiele, der große charakteristische Schlußmoment des letzten Krieges — die Brigade Thom, der wir bereits im Rücken standen, mußte an unseren sechs Bataillons, die hier an der Jägermühle aufgestellt waren, mit fliegenden Fahnen vorüber defiliren, — es war ein Bild von solcher Wirkung, wie kein Maler der Welt es sich besser ersinnen kann. Auf der Chaussée hielt zu Pferde der General mit seinen Officieren und dem österreichischen Generalstabs-Capitain, dessen grüner Federbusch gar wunderbar mit den Pickelhauben contrastirte, daneben standen in langen Linien die preußischen Bataillone mit Blumen und grünen Büschen an den Helmen, nebst ihren zahlreichen Gefangenen auf einer mäßigen Erhöhung, die Officiere vor der Front und nun begann dort hinten der Trommelwirbel und die Janitscharenmusik, eine dunkle Masse wälzte sich auf der Chaussée heran, den Staub hoch aufwirbelnd und daher im Tactschritt zogen die österreichischen Bataillone. Voran ritt der Brigadieroberst von Thom mit seinen Officieren, der ernst den Gruß unseres Generals erwiederte und einen schwer zu beschreibenden Blick über unsere Reihen und die dahinter aufgestellten gefangenen Officiere und Soldaten schweifen ließ, dann folgten sieben Bataillone der Regimenter Freiherr von Roßbach Nr. 40 und Graf Jellacic Nr. 69 mit fliegenden Fahnen und schlagenden Tambours, dann sechs Schwadronen Joseph- und Mexiko-Ulanen und endlich zwölf Geschütze — ein imposanter Zug von etwa einer halben Stunde Länge, der an uns vorüber marschirte nach Preßburg zu, mit dem Gefühle, nur durch den Waffenstillstand einer Katastrophe entgangen zu sein.

Schlechte Witze und Ausrufungen flogen hin und her, während immer neue erstaunte Gesichter heranzogen, Section auf Section. Ein österreichischer Officier unter Anderen, mit einem dicken, freundlichen Gesicht, rief verwundert und naiv bei unserm Anblick aus: „Aber schaun's, sind's denn die Herren Preußen halt überall?" — was ein allgemeines, fröhliches Gelächter hervorrief; aber nicht Alle waren so höflich, mancher Fluch und manches Schimpfwort flog hin und her, manch' drohender Blick wurde uns zugeworfen, von einem ungarischen Kraftwort begleitet, ohne zu schaden, indessen sprach sich in Allen mehr namenloses Staunen als Wuth aus, und unsere Thüringer zeigten mehr gutmüthigen Humor, als Neigung sich zu revanchiren.

Jetzt kamen die Ulanen daher geritten mit ihren bestäubten Pferden, rothen Chabracken und kleinen, hellebardenartigen Lanzen, und nun rasselten die blanken Vierpfünder daher, scharf mitgenommen, die brave österreichische Artillerie, schöne Leute und schöne Pferde, die ein Hurrah begrüßte, dann noch einige Handpferde und Nachzügler und der Zug war vorüber. — Dort hinter dem Calvarienberge verschwanden soeben die letzten Truppen der Brigade Thom und nur der aufwirbelnde Staub bezeichnete noch ihre Spur.

Während wir wieder an unsere Gewehre traten und uns auf den Erdboden ausstreckten um auszuruhen und auf die Dinge zu warten die da

kommen sollten, hielt vor uns auf der Chaussée immer noch unser General, zu welchem nach einer Weile auch noch der General von Fransecky, der General von Stülpnagel und einige Generalstabs-Officiere in Begleitung einiger österreichischen Officiere herangeritten kamen. — Es handelt sich um die Feststellung der Demarcationslinie. Nach längerem Debattiren erfuhren wir, daß dieselbe bis zum Mühlengrunde und der Jägermühle ging und erhielten den Befehl die Bivouaks zu beziehen, wo wir standen, also neben der Eisenbahn und der Chaussée, kaum eine Drittelmeile vor den Thoren Preßburgs.

Die Sonne brannte heiß, zu haben war wenig oder gar nichts und so gingen wir denn nach Wasser, und bauten uns Schirmen und Hütten von Laub, während der Hauptmann von Beczwarzowski zurückritt, um die Proviant-Colonnen heranzubringen.

Bald kamen auch unsere leichten Feldlazarethe herangefahren, ein Theil von uns wurde commandirt die Todten und Verwundeten aufzulesen und ebenso kamen nun auch aus der Stadt die österreichischen Sanitätstruppen zu demselben Zwecke heraus.

Unser Stab quartierte sich in die beiden einzigen Gebäude, rechts und links am Wege in die Prohaska- und Jägermühle ein, längst des Baches wurden Vorposten ausgesetzt und bald lagen wir Alle unter den Laubschirmen im festen Schlafe nach den Anstrengungen des verflossenen Tages.

Als ich gegen sechs Uhr Nachmittags erwachte, war ich nicht wenig erstaunt unten auf der Chaussée eine elegante Equipage zu erblicken, in welcher einige Damen und ein Herr saßen, die im heitersten Gespräch mit mehreren von unseren Officieren begriffen waren.

Mich näher heran begebend hörte ich, wie die Damen ihr unverhohlenes Erstaunen aussprachen, die Preußen hier, wirklich so nahe bei der Stadt zu sehen; sie hätten es gar nicht glauben können, meinten sie, und würden auch jetzt noch daran zweifeln, wenn sie es nicht mit eigenen Augen sähen. Die Officiere lachten und scherzten und baten endlich die Damen so dringend, auszusteigen, daß diese sich so vieler Liebenswürdigkeit nicht mehr entziehen konnten.

Der Schlag wurde geöffnet, der Tritt herabgeschlagen und nun kam ein zierlicher ungarischer Stiefel, vorsichtig nach demselben tastend, zum Vorschein, ein rundes, elegantes Bein in weißem Strumpfe, bauschige schneeweiße Röcke, bis endlich die reizende Besitzerin aller dieser Vorzüge mitten zwischen den feindlichen Officieren stand und ihre dunklen Augen wahre Gluthenblitze auf dieselben schossen unter dem Barett mit der wehenden Feder hervor.

Der ersten Dame folgte schnell die zweite, die dritte und endlich hatte sich auch der sie begleitende Herr vom Bocke aus auf die Erde herabgelassen. Aber während dieser noch artig grüßend seinen Hut zog, rollten schon rasch hinter einander zwei andere Equipagen heran mit anderen Damen und Herren, die mit den Tüchern und Sonnenschirmen winkten und nun hielten auch diese an und stiegen aus; während allmälig der kühle Abend auf die heiße Erde herabsank, kam Wagen nach Wagen aus der Stadt zu uns herangefahren mit Sommerkleidern, Baretts, zierlichen Stiefelchen und dunklen Augen. Das war ein Leben da unten am Wege! — Aus den Wagen kamen nicht blos Männer und Frauen, nein, auch noch manche andere gute Sachen zum Vorschein — ganze Körbe mit Flaschen und Eßwaaren, ganze Braten, „Kälbernes und Schweinernes", Gläser, Messer und Gabeln wurden herausgelangt und nun schleppte man auch noch Tische und Stühle herzu und lagerte sich ins grüne Gras und nun begannen jene originellen lustigen Picknicks da unten,

die allen Denen unvergeßlich bleiben werden, welche das Glück hatten sie selber mitzumachen, oder sie wenigstens mit anzusehen — wie ich.

Zu dieser Haute-Volée von eleganten Wagen gesellten sich bald auch bürgerliche Droschken und Proletarier von Karren und Schubkarren aller Art mit Lebensmitteln und Getränken, Fässern und Kisten und gegen Abend sah unser Bivouak aus wie ein bunter Jahrmarkt und halb Preßburg war bei uns an der Jägermühle, um sich die Preußen und namentlich die famosen Zündnadelgewehre einmal anzusehen.

Ein Unbewanderter hätte kaum glauben können, daß dies hier ein feindliches Lager wäre, daß hier vor wenigen Stunden noch der Tod eine reiche Ernte gehalten habe, so lustig und ungenirt ging es zu.

Unten an der Mühle saßen die Officiere mit den vornehmen Damen und Herren beim funkelnden Ungarweine und um die Verkaufsstände herum und um die lustig flackernden Bivouakfeuer saßen und lagen in malerischen Gruppen hübsche Ungarinnen, preßburger Bürger und preußische Musketiere beim Glase Bier bunt durcheinander.

Da wurde gesungen, gezecht und geliebelt, gegessen und getrunken, als wäre die ganze Welt im tiefsten Frieden. Immer wieder mußten wir den guten Leuten von der Schlacht von Sadowa erzählen und von dem Kampfe am Morgen und ihnen die furchtbaren Zündnadelgewehre erklären.

Gegen Abend kamen auch die Colonnen mit Lebensmitteln herangefahren und nun ging es emsig an das Schlachten und Kochen, wobei uns heute gar zarte Hände liebreiche Hülfe leisteten. In dem Scheine der flackernden Feuer bewegten sich hoch aufgeschürzte weibliche Gestalten zierlich mit Löffel und Kelle und manche schöne Ungarin verbrannte sich hier die Finger an einem preußischen Kochgeschirr:

„Zelte, Posten, Werdarufer
Lust'ge Nacht am Donauufer,
Pferde steh'n im Kreis umher rc. rc."

sang der Sängerchor einer Compagnie Freiligrath's herrliches Lied in den herrlichen Abend hinein, die Regimentsmusiken spielten und dann begannen mit Trommelwirbel der große Zapfenstreich und das Abendgebet.

Einen Augenblick schwieg der Lärm. — Bei den ersten herrlichen Klängen standen die Reihen mit entblößten Häuptern, während die Sonne blutig roth im Westen dort hinter dem Thebenberge zur Rüste ging.

Und wieder begann sodann von Neuem die Musik ihre lustigen Weise und wieder kreiste der Becher, Walzer wechselten mit Csardas und Gläserklang und sehr, sehr spät, lange nach Mitternacht erst, als die Flaschen leer, die Köpfe schwer und die Füße quer waren, rollte eine Equipage nach der andern müde auf der Chaussée davon nach Preßburg zurück, sank Einer nach dem Andern von uns unter der Hütte oder neben dem Feuer unter dem wundervoll ausgestirnten Himmel auf's Stroh vom Schlummer umfangen, von Träumen umgaukelt, bis der Morgenwind über die Haide fuhr und die Vöglein in den Zweigen uns weckten.

Das war das unvergeßliche historische Bivouak vor Preßburg in der Nacht vom 22. zum 23. Juli, mit welchem der Krieg von 1866 schloß. Den Himmel sei Dank, daß wir nun anno 70 einem Feinde gegenüber stehen, denen wir es mit Gottes Hilfe zeigen werden, was es heißt: „Das ganze Deutschland soll es sein!"

H. van Dewall.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

An unsere Leser.

Der von Frankreich frevelhaft heraufbeschworene, von allen übrigen Nationen mit sittlicher Entrüstung verdammte und von Deutschland, da er ihm angeboten worden, mit einmüthiger Begeisterung angenommene Krieg unterbricht auch uns in unserer friedlichen Arbeit. Mit Stolz blicken wir auf unsere nationalen Armeen, mit Hingebung auf unsere heldenhaften Führer, mit Vertrauen auf Gott. Unsere Herzen folgen den Fahnen. Jetzt ist keine Zeit für die heiteren Spiele der Phantasie: dem Zorn gegen einen verblendeten Feind und der heiligen Liebe für's Vaterland sollen, bis der Feind vernichtet sein und das Vaterland in der Sonne des Sieges strahlen wird, unser Leben, unser Gut und Blut, unsere That und unser Wort allein gehören. Möge der Leser nun entschuldigen, daß das vorliegende Heft noch die Sprache des Friedens redet, aus welchem der arglistige Feind uns unerwartet, wenn auch nicht unvorbereitet, aufgeschreckt hat. Wir gaben uns, in diesem Hefte noch, der schönen Täuschung einer Verbindung der Nationen hin, wir träumten von einem Bund der Völker — siehe! da kommt dieser unselige Mann, der Mann des Decembers, der Urheber des Trauerspiels in Mexiko, der Held von Mentana, um uns zu sagen: Lasset jede Hoffnung, bis Ihr mich und meine Dynastie vernichtet haben werdet! Und wir werden es. Das Kaiserreich ist die Lüge — wolan, wir werden es vernichten. Darum sind unsere tapferen Armeen ausgezogen — sie sind die Rächer der ganzen civilisirten Welt, für welche die Existenz dieses Mannes und seiner Spießgesellen eine Beleidigung, ein Schimpf und eine fortwährende Drohung ist. Unsere Heere sind ausgezogen, um die gekränkte Wahrheit wieder in ihr Recht einzusetzen: sie, die das Haupt verhüllte, seit ein Napoleon sie frech und straflos zu verhöhnen wagte. Um den Nationen die Freiheit der Selbstbestimmung, den schönen und nützlichen Künsten des Friedens ihre Sicherheit zurückzugeben, sind unsere Bürger unter die Waffen getreten. Freudig übernimmt Deutschland die Mission, die zum Heile der ganzen Welt ihr anvertraut worden. Gegen die Lüge ziehen wir zu Felde: wir werden den Degen nicht eher in die Scheide stecken, bis die Lüge zu Boden geschlagen. Aber bis dahin, bis unsere Brüder und Söhne nach hartem und blutigen Ringen mit dem Erb- und Erzfeind heimkehren, die Stirn mit dem Lorbeer geschmückt: bis dahin will es uns nicht ziemen, den furchtbaren Ernst dieser großen Zeit auch mit einer Silbe nur zu verdrängen. Wir haben die umfassendsten Vorkehrungen getroffen, hinter unserer Aufgabe nicht zurückzubleiben: und wir hoffen, unsere Leser werden vom nächsten Heft ab mit Befriedigung wahrnehmen, wie wir dieselbe zu erfüllen gedenken.

Berlin, 21. Juli 1870.

Die Redaction des Salon.

Ein neuer Band des „Salon“

beginnt mit dem nächsten Hefte. Die Leser mögen beurtheilen, ob wir unserm bei dem Ausbruch des Krieges gegebenen Versprechen treu geblieben sind: daß wir mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln in den Dienst der heiligen Sache des Vaterlandes treten, als Freiwillige gleichsam der nationalen Fahne folgen wollten. Es kann nicht die Bestimmung einer Monatsschrift sein, Neuigkeiten zu bringen; dafür sind die Tagesblätter, die ja schon ihrerseits Mühe genug haben, den Riesenschritten unserer siegreichen Armeen zu folgen. Unsere Aufgabe vielmehr ist es: aus den mannigfachen Zügen der Ereignisse, die sich mit der Schnelligkeit des Gedankens vollziehen, ein Bild zusammenzustellen, und indem wir Rundschau halten über die Geschichte des Tages, eine Geschichte des Monats daraus zu machen. In diesem Sinne werden die nächsten Hefte des „Salon“ bringen:

Bilder und Scenen vom Kriegsschauplatze. Von unserm eignen Berichterstatter bei dem Ober-Commando der III. Armee.
Bilder von der Ostsee. Von W. Jensen.
Bilder von der Nordsee. Von A. Lammers.
Bilder aus der **Pfalz,** aus dem **Elsaß und Lothringen.** Bilder vom **Rhein.** Von E. Diethoff, Ferd. Hey'l und Hermann Grieben.
Berlin während des Franzosenkrieges. Von J. Horwitz.
Paris während der Invasion. Von unserm eignen Berichterstatter.
Historische und literar-historische Beiträge von Julian Schmidt und Fr. Kreyßig.
Bilder aus der Deutschen Geschichte von Fr. Adami.
Der Krieg und die Politik, von Karl Braun-Wiesbaden.
Der Krieg und das Sanitätswesen. Von einem Lazarethvorstand.
Bilder aus dem Lager, dem Bivouak und dem Felde.
Geschichten eines Veteranen aus den Jahren 14 und 15.
Von Berlin nach Paris. Aus den Erinnerungen der Gräfin Schwerin.
Im Bivouak. Erzählungen der Einberufenen.

Der Hauptbestandtheil unserer in der Vorbereitung begriffenen Hefte wird, wie man aus obigen Angaben ersieht, den Ereignissen und Persönlichkeiten gewidmet sein, welche jetzt über jede Erfindung der Phantasie hinaus die ganze Welt beschäftigen. Wenn wir dazwischen hier und dort eine Pause machen, um dem einen oder andern Erzähler das Wort zu geben, so möge man das nach dem Kriegsbrauch deuten, der ja auch nach den Mühseligkeiten und Gefahren des Tages die Kämpfer am Abend zu geselliger Unterhaltung um die Beiwachtfeuer versammelt.

Den eigentlichen Vorrath unserer novellistischen Beiträge jedoch bewahren wir für die Wiederkehr der ruhigeren Zeiten auf: und bemerken nur so viel, daß wir sofort mit zwei neuen Novellen von Paul Heyse und Adolf Wilbrandt beginnen werden, „sobald die Wasser sich verlaufen haben“.

Bis dahin aber haben wir Alle, Publicum und Schriftsteller, nur Einen Gedanken, nur Einen Wunsch; und dieser heißt: Gott segne das Vaterland!

Berlin, 15. August 1870.

Die Redaction des „Salon“.



In Ed. Brückner's Verlagshandlung in Goslar a. Harz ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Brückner's

Wanderbuch für Harzreisende.

Von Gust. Ad. Leibrock.

Mit 17 Abbildungen und Reisekarte in Farbendruck.

2. vermehrte **Auflage.** 15 Sgr.

☛ Wir dürfen dieses **Wanderbuch** unbedingt als das Brauchbarste empfehlen, da sein Verf., einer der bewandertsten Harz-Touristen, darin aus langjähriger eigener Erfahrung spricht. [672]

Die in Lehe bei **Bremerhaven** erscheinende

Nordsee-Zeitung

(V. Jahrg.) wird wöchentlich dreimal in großem Format herausgegeben und bringt, außer dem sorgfältig redigirten politischen Tagesbericht, ausführlich die Verhandlungen des Reichstags, des Zollparlaments und des Abgeordnetenhauses, sowie Correspondenzen aus allen Theilen der Provinz Hannover und der angrenzenden Gebiete; ferner: Handels-, Verkehrs-, Schifffahrtsnachrichten und Seeberichte ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Die Nordsee-Zeitung ist **das geeignetste Organ zur zweckmäßigen Verbreitung von Anzeigen** im Landgebiet **und in den Hafenstädten der Unterweser- und Elbgegend.**

Abonnements-Preis pro Quartal 18 Sgr., Insertions-Gebühr per Corpus-Zeile 1 Sgr., bei Wiederholungen Rabatt.

Lehe bei Bremerhaven. [586]

Die Expedition der Nordsee-Zeitung.

In der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bartholomäus Carranza,

Erzbischof von Toledo,

(geb. 1503, gest. 1576)

von

Heinrich Laugwitz,

Doktor der Theologie.

VIII und 108 S. 8° Preis broch. 14 Sgr. oder 48 kr.

Diese gelehrte, auf tiefem Quellenstudium beruhende Abhandlung gewährt einen interessanten Einblick in die Geschichte der spanischen Inquisizion und behandelt in fesselnder, wahrheitsgetreuer, objectiver Darstellung eine der interessantesten Erscheinungen derselben, den unglücklichen Carranza, dessen religiöse Meinungen aus seinem von der spanischen Inquisizion angeschuldigten und zuletzt vom hl. Stuhle verbotenen Katechismus darzustellen vorliegendes Schriftchen sich zur Aufgabe gemacht hat; es sei daher Allen, die sich für die Geschichte der Inquisizion interessiren, angelegentlich empfohlen. [659]

Das Pillkallener Kreisblatt

erscheint regelmäßig wöchentlich an jedem **Mittwoch** und **Sonnabend**, ist das **alleinige** und **amtliche** Organ des Kreises und seiner Behörden und in einer starken Auflage nicht nur in dem von circa 50,000 Einwohnern bevölkerten Kreise, sondern auch in den Städten Pillkallen und Schirwindt verbreitet, weshalb dieses Blatt sich vorzugsweise zur Publikation von Bekanntmachungen und Anzeigen aller Art eignet. Insertionsgebühren nur 1 Sgr. pro Spaltzeile. **Beilagen werden billigst besorgt.** [625]

Expedition des Pillkallener Kreisblattes.

H. Pezall.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Hufeland, Dr. Ch. Wilh., Makrobiotik, oder: **Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern.** Volksausgabe, herausgegeben von Dr. Alfred Maury. Preis 15 Sgr. (Bei Franco-Einsendung von 17 Sgr. franco nach auswärts Postmarken, Postanweisung.)

Hufeland, Dr. Ch. W., Guter Rath an Mütter über die wichtigsten Punkte der **physischen Erziehung der Kinder** in den ersten Jahren. Nebst einem Unterricht für junge Eheleute, die **Vorsorge für Ungeborene** betreffend. **Volksausgabe**, herausgegeben von Dr. Alfred Maury. **Preis** 10 Sgr. (Bei Franco-Einsendung von $11\frac{1}{2}$ Sgr. franco nach auswärts.)

Hufeland's mediz. Schriften sind weltberühmt. Obige zwei Piecen sind in fast alle Sprachen übersetzt, ein Beweis des großen Werthes derselben. Der jetzt so billige Preis macht die Anschaffung einem Jeden möglich.

Verlag von **Siegfried Cronbach**, Berlin, neue Jakobstr. 16. [650]

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig: [661]

Schultze und Müller in Leipzig und Umgebung.

Schultze und Müller in Berlin und Umgebung.

Mit **vielen Illustrationen** und **practischen Führern. 10 Ngr.**

Verlag der Serbe'schen Buchhandlung in Leipzig.

Neu erschien in unterzeichnetem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Gesetz der vermiedenen Selbstbefruchtung bei den höheren Pflanzen

von

Dr. Otto Wilhelm Thomé.

Mit Illustrationen.

8. eleg. broschirt. Preis 12 Sgr.

Cöln u. Leipzig 1870.

[666] **Eduard Heinrich Mayer.**

Im Verlag von G. L. Lang in Speyer ist erschienen:

Die Unfehlbarkeit des Papstes

im Widerspruche mit der 1800jährigen Erfahrung der Kirche, der Vernunft und dem sittlichen Gefühle des Menschen. Von einem katholischen Geistlichen.

Preis $3\frac{1}{2}$ Sgr. = 12 kr.

Dieses auf das päpstliche Concil bezugnehmende Schriftchen wird für jeden der sich für die Zeitfrage interessirt, besonders aber für alle gebildeten Katholiken von Interesse sein. [673]





